Gräfin Chateaubriant.

Erſter Band.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

Erſter Band.

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner
1843.

45/ E...

55 - 6316, 1.
D

I.

1.

„Ihr seid doch die wunderlichsten Leute, Ihr Gelehrten! Quält Euch Tag und Nacht um Dinge, die unerreichbar sind, bildet Euch ein, durch künstliche Formeln ausrechnen zu können, was den Menschen versagt ist, und verliert darüber den sonnigen Tag und die warme Nacht, kurz Alles, was der gesunde Mensch haben und genießen kann!“

— Woher wißt Ihr denn, daß es den Menschen versagt ist, über die Erde hinaus zu sehen und zu reichen? —

„Woher ich es weiß? Aus mir selber weiß ich's! Bin ich denn etwa verwahrlost von der Natur, bin ich schwächer ausgerüstet als Ihr? das hat noch Niemand behauptet, Herr Kanzellar, und ganz Frankreich würde den auslachen, welcher Dergleichen von mir behaupten wollte“ —

— Von Euch, dem begabteſten, gewandteſten und glücklichſten Manne des Königreichs, der Admiral werden konnte, ohne den Seedienſt zu verſtehn —

„Spottet! Ich habe unter vier Augen nichts dagegen, daß Ihr meine Admiralfähigkeit in Zweifel zieht. Könnt' Ihr aber auch meine Verſtandesfähigkeit in Zweifel ziehn?"

— Wie käme mir ſolche Verblendung, ja ſolche Beleidigung gegen König Franz, der Euch auszeichnet! —

„Nun, Pudé, ich wäre alſo der Mann, über Dinge, welche die Möglichkeit des Menſchengeiſtes betreffen, eine Stimme zu haben, nicht wahr? Und ich verſichre Euch, ich habe niemals, wie ſehr ich all' meine Kräfte anſtrengte, jenſeits dieſes Lebens etwas Anderes ſehen können als undurchdringliche Finſterniß! Unterbrecht mich nicht! Ich habe all' Eure Formeln und Argumente und Schlüſſe vor Augen, ich habe ſie alle zur Hand, Ihr habt oft genug in langen Winterabenden den König und uns damit regalirt, ich handhabe ſie, ſtelle und ordne ſie trotz einer Weberfrau, die hundert Fäden ordnend durch einander wirrt, ich erweiſe und beweiſe Euch Eure Reſultate und noch andre ſo

augenſcheinlich wie das fertige Gewebe die Weberkunſt erweiſ't, und — ſags Euch immer wieder: es wird nichts damit gewonnen, was nur eine Handbreit über die Erde hinaus reichte, und was ein einfacher Verſtand nicht ohne Eure Formeln wiſſen kann, 's iſt müſſiger Plunder!"

— Warum reitet Ihr Eure Pferde zu? Werden Sie nicht vollkommner dadurch, auch wenn ſie Pferde bleiben nach wie vor? —

„Horch! Klang das nicht wie Jagdgetöſe?"

Er hielt ſein Pferd an, und horchte nach der linken Seite hinüber. Das Roß, von feuriger andaluſiſcher Race ſchüttelte den Zaum und hieb mit dem Fuße an eine Baumwurzel, ſo daß es ihn ſtörte und ungeduldig machte. Das Thier des andern Reiters dagegen, einem Maulthiere ähnlich, verhielt ſich ſtill und geduldig. So verſchieden wie die Thiere, erſchienen auch die Reiter: der Unphiloſophiſche auf dem Andaluſier war ein hochgewachſener ſehr ſchöner Mann mit kurzgeſchorenem braunem Haar und vollem Kinnbarte, wie ihn damals die franzöſiſchen Edelleute nach dem Vorbilde ihres Königs zu tragen pflegten. Sein Anzug, obwohl

bestäubt und befleckt von der Reise zu Roß war von edlen farbigen Stoffen, und bildete einen hellen Kontrast zu dem braunschwarzen Tuchgewande und dem über der Kroupe des Maulthiers hängenden grob härenen braunschwarzen Mantel des andern Reiters, welcher in seinem gelbbleichen Antlitze einem bärtigen Kleriker glich.

Sie wären seit mehreren Stunden in einem alten Buchenwalde daher geritten, wie er heutiges Tags in Frankreich zu einer Seltenheit gehört, und wie er selbst in der noch am reichlichsten damit versehenen Normandie von solcher Ausdehnung nicht mehr anzutreffen ist. Auch gab es damals noch wenig große Heerstraßen, am Wenigsten in einer einsam abliegenden Küstenprovinz, und zu einer solchen, zur Bretagne nämlich, gehörte dieser Wald. Auf Rasenwegen, welche zuweilen unkenntlich im bemoosten Boden der alten Buchenstämme verschwanden, einher reitend schienen sie sich nur nach dem Stande der Sonne zu richten. Diese bewies sich ihnen denn auch gefällig, und schien hell und klar, nach des älteren Herrn Versicherung ein seltnes Glück in der nebligen Bretagne,

wo man wie in England die Sonne meiſt nur verſchleiert erblicke. Sie neigte ſich in dieſem Augenblicke gegen Abend, im Rücken der Reiter, und ſchimmerte in rothgelber Pracht durch die Buchenkronen einen unabſehbaren Waldesabhang hinab. Die Vögel zwitſcherten noch einzeln, denn es war nicht nur ſpät am Tage, ſondern auch ſpät im Sommer, und minutenlang herrſchte jene Waldesſtille, welche in leiſem Flüſtern und Säuſeln dem Horchenden ſo Viel und ſo Ungewöhnliches zu verrathen ſcheint.

Ich habe nichts gehört! unterbrach endlich der dunkle ältere Reiter die Pauſe.

„Aber ich!“ entgegnete der Andere, ein Wenig ärgerlich über die Störung. „Ihr ſeid das Bücherleben und nicht das Waldleben gewohnt, Ihr hört ſie nicht die fernen, vereinzelten Laute, welche dem Kundigen eine fernab liegende Scene mit einem einzigen Hauche ſchildern.“

— Es geht mir wie Euch mit dem Gedankenleben, und Ihr antwortet hiermit auf Euren vorigen Angriff gegen die Macht der denkenden Forſchung. Die

Denker erfahren auch mehr als Leute, die nicht im Denken geübt ſind. —

„Meinethalben! Nur bringt uns damit nicht neue Verwirrung in's Land; wir haben bereits genug damit zu thun, den widerſpenſtigen Adel zu regieren, bringt uns nicht auch die Prieſter auf den Hals, und macht uns nicht gar die einfältigen Bürgers- und Landleute kopfſcheu. Dies Element wollen wir den grübelnden, kopfhängeriſchen Deutſchen von Herzen gönnen; je mehr ſie ſich darüber die Haare zerzauſen, und dem unreifen Spanier, ihrem blaſſen Kaiſer zu ſchaffen machen, deſto lieber ſoll's uns ſein. Finden oder erfinden Sie was Apartes, ſo wollen wir's uns anſehn, wenn's fertig iſt; es wird uns zurecht kommen, wenn's was Gutes iſt, was ein ſächſiſcher Mönch ausbrütet."

— Es iſt aber nicht zu kaufen, wie auf dem Jahrmarkte, Jeder, der's haben will muß es in ſich erleben und durchleben. —

„Nehmt Euch in Acht, Kanzellar, den König zu ſolchen Dingen zu verleiten! Er hört auf Euch und hört Euch gern, und iſt Euch leidlich zu Willen für ein Wagſtück, denn das Wagen lockt ihn. Aber

geht es so in's Weite und Unabsehbare, verschleppt sich das Ende, dann wehe Euch, wenn Ihr nicht auf die bitterlichste und gelegentlich furchtbar dreingreifende Ungeduld des Königs gefaßt seid."

— Habt keine Sorge, Admiral, wir sind nicht ungestüm, und wenn man geneigt ist, zu prüfen und zu wägen, so ist man deshalb noch nicht geneigt, in's Werk zu setzen. Zwischen Wissen und Thun liegen tiefe Klüfte, welche nur das Genie rücksichtslos überfliegt —

„Und seid Ihr kein Genie?"

Der Kanzler machte eine halb verneinende Bewegung mit dem Haupte. Sie waren unterdeß langsamen Schrittes weiter geritten, und die Sorge um Weg und Obdach verdrängte allmählig ein solches Gespräch. Sie kamen von der Küste, und wollten nach der Loire hinab. Ihre Diener hatten sich von ihnen verirrt, und Diener wie Herrn waren in der damals noch sehr unwegsamen Bretagne der wenigen Wege nicht kundig. Wenn nicht in Nantes, doch in Tours oder Blois hofften sie den König zu finden.

„Das ist eine Jagd, so wahr ich lebe!" rief der

jüngere Reiter, indem er von Neuem ſein Pferd anhielt, „ich höre den keifenden Laut eines Hundes, und es iſt nicht der gewöhnliche Bracken-Laut, der hinter dem Hirſche herjohlt, es iſt ein andrer, ſtärkerer, als ob Saupacker Angeſichts eines Ebers jagten!“

Der Abhang, an welchem ſie hinritten, wendete ſich plötzlich in einen ſcharfen Winkel, und ſie ſahen etwa tauſend Schritte abwärts zwiſchen den hohen Bäumen einen Waſſerſpiegel ſchimmern. Nur einzelne Sonnenſtreifen drängten ſich durch die dichtbelaubten Buchen hinab auf die ſchwarze Waſſerfläche, und dieſe gewann dadurch einen geheimnißvollen Reiz.

Die alten Celten, ſagte der Kanzellar, welche ſich am Längſten und Mächtigſten hier in der melancholiſchen Bretagne gehalten haben, begruben ihre Götter in ſolchen Waldſeen, wenn die profane Macht der Eindringlinge überdrängte, wahrſcheinlich ſchlummert auch da unten eine geſtürzte Gottheit —

„Sie regt ſich, ſie erhebt ſich, horcht!“ —

Wirklich wurde die Waldesſtille durch ein plötzliches Plätſchern des Waſſers unterbrochen, und zwar

ward das Plätschern immer heftiger und stärker, und kam wie vom Sturmwinde getrieben den Reitern immer näher; die Pferde stutzten und spitzten die Ohren, der Kanzler schlug ein Kreuz vor seiner Brust, und der andre Reiter sah gespannten Auges nach dem halb verdeckten, in Grün und rothes Gold verhüllten Wasser hinab. Das Geräusch im Wasser hörte an einer Stelle des Ufers auf, die undurchblickbar mit jungem Gebüsch verwachsen war, und verwandelte sich in ein Trampeln und Knicken und Knacken, als ob ein Reiterregiment im Anzuge sei. Der jüngere Reiter zog sein Schwert, eine freudige Spannung lag auf seinem Antlitze, er schien errathen zu haben, was sich nahe — es war ein Trupp hochgeweihter Hirsche, welche den Abhang herauf gerade auf die Reiter zu trollten, alte, schwere Hirsche mit dunklen, starkbemähnten Hälsen und bemoosten Kronengeweihn. Er hielt das Schwert ihnen dergestalt entgegen, daß die Sonne darauf fiel, und ein Strahl aufblitzte mit überraschendem Schimmer. Die Hirsche stutzten, und betrachteten die regungslos harrenden Reiter. Hoi ho! rief auf einmal der jüngere Reiter und schwenkte die

blitzende Waffe, und als ob eine Windsbraut unter ſie gefahren wäre, prallten die Hirſche auseinander, und jagten links und rechts an den Reitern vorüber, ſie ſolcherweiſe einen Augenblick einhüllend wie in ein Schlachtgetümmel. Dieſem Schrecken widerſtand das Maulthier des Kanzlers nicht, es machte einen unvermutheten Seitenſprung, entledigte ſich damit des Reiters, der auf Moos und Wurzeln unſanft niederflog, und jagte von dannen. Der jüngere Reiter aber wurde deſſen kaum inne, da der Laut von Hunden deutlich näher gekommen, neuer Lärm im Waſſer entſtanden, und ein mächtiger Keiler aus dem See hervorgebrochen war in derſelben Richtung, welche die Hirſche eingeſchlagen hatten, gerade auf den Kanzler los, welcher am Boden lag. Raſch war der Reiter von dem unruhigen Pferde herab und dem heranſchnaubenden Thiere einige Schritte entgegen geſprungen, hatte das rechte Knie auf dem mooſigen Boden, und ſein Schwert, ſchief nach vorwärts geneigt, auf dies rechte Knie geſtemmt, um ſolchergeſtalt das wilde Thier ſich aufſpießen zu laſſen. Wie ſchnell dies auch geſchah, noch ſchneller war all' dieſe Anſtalt der Ver-

theidigung über den Haufen geworfen. Die Waffe war zum ſichern Aufſpießen zu lang geweſen, war abgeglitten von der harzigen Bruſt des ungeſtümen Thieres, und ſtatt ſich tödtlich aufzurennen hatte der Keiler unſern Reiter um und um gerannt. Der Moment war bedrohlich genug: das Thier, aus mehreren Wunden blutend, und in jener vollen Wuth, welche dieſen Thieren, ſobald ſie ſchmerzlich verwundet ſind, eigen iſt, ſchien einen Augenblick zu ſtutzen und zu wählen, ob es den ſeitwärts geſchleuderten jüngern oder dem vor ihm liegenden älteren Herrn ſeine Hauzähne einbohren ſolle. Der Jüngere zog es auf ſich: er hatte ſich ſchnell wieder aufgerichtet, und obwohl er ſein Schwert eingebüßt, ſo ſchrie er doch den übermüthigen Jagdruf ihm entgegen „hier Sau! hier Sau!“ Der Keiler ſtürzte ſogleich auf ihn ein, der gewandte Mann aber ſprang zur Seite, und das leidenſchaftliche Thier ſchoß vorüber. Der Umkehr ſicher wollte er dieſen Augenblick benutzen, das niedergeworfene Schwert aufzuheben; aber das Herumſuchen mit den Augen, wie eifrig es auch geſchah, das Geben und Greifen nach der Waffe dauerte doch

länger, als der Eber zum Umkehren und Wiederangriff Zeit gebraucht hatte, und die von Neuem ausweichende Bewegung des gewandten Mannes gelang nicht zum zweiten Male, er ſtürzte auf den Rücken, die unglücklichſte Art des Falls, welche ihm begegnen konnte, und das grimmige Thier trat ſogleich auf ihn und ſchlug ihn mit jenen entſetzlichen Zähnen, welche der Jäger Gewehr und Waffen nennt, und welche überaus gefährlich verwunden. Obwohl dies Alles im Laufe einer halben Minute vorgegangen war, ſo hatte dieſe kurze Zeit doch hingereicht, die verfolgenden Hunde heran zu laſſen, und zwei große Saupacker von ſchmutzig gelber Farbe ſtürzten ſich plötzlich mit voller Wucht und von beiden Seiten auf den Kopf des Ebers, ihre ſcharfen Fänge an den Gehören des Thieres tief einſchlagend. Der Eber ſtieß einen grunzenden Ton aus, der furchtbar klang, da er Schmerz und Wuth zugleich bezeichnete. Der Schmerz ſchien ſo groß zu ſein, und die Hunde ſchienen ſo feſt zu halten, daß das Schwein mit erhobenem Kopfe bewegungslos ſtehen blieb, nur mitunter klappte es ohnmächtigen Grimmes Ober- und Unterkiefer auf

einander, gleichſam ein Zeichen, daß der Grimm in ihm noch Herr werden könne über den Schmerz. Neue Hunde kamen an, und griffen ſo feſt an den Hinterläufen, ſo daß es nach dem Jagdausdruck vollkommen gedeckt war, ein Krieger, der in voller Kraft und Waffenrüſtung ohnmächtig erſchien.

Der jüngere Reiter arbeitete ſich nun hervor, und ſtand bald, wenn auch übel zugerichtet, auf den Beinen. Sein Wams war zerſchlitzt, ſein Angeſicht mit Koth und Blut beſprengt, ſein Muth aber ſchien ungebrochen, denn nachdem er ſich mit einem Ausdrucke von Genugthuung das gefeſſelte Thier betrachtet hatte, raffte er das Schwert wieder auf, und ſchickte ſich an, es dem Eber durch Lunge und Herz zu ſtoßen.

Haltet ein! rief der Kanzler, hört und ſeht Ihr nicht, Admiral, daß der Jagdherr gerades Weges daher kommt! Wir bedürfen ſeiner Gunſt, denn wir ſind beide verwundet, und unſre Thiere ſind entflohn; wollt Ihr ihn muthwillig auf's Aeußerſte erzürnen, daß Ihr das mühſam erjagte Thier vor ſeinen Augen tödtet?—

„Das will ich, Kanzellar! Ich habe die Noth der

Eberjagd empfunden, nun ſei auch die Freude mein, ſolchem Hauptſchweine den Fang zu geben. Dem Trotze eines bretoniſchen Lehnsherrn iſt ſolcher Aerger heilſam, und der König ſoll darüber lachen!“

Unter dieſen Worten war die reitende Jagd bis auf hundert Schritte heran gekommen, die Hüfthörner bliesen das jubelnde Signal, welches den Anblick des gefangenen Jagdthiers verkündet, und der Jagdherr ſprengte voraus, um ſein Vorrecht eigenhändig auszuüben. Er ſah zu äußerſtem Erſtaunen, daß ihm ein Fremder vorgriff, und daß der gewaltige Eber zuſammenbrach unter dem wohlgeführten Fangſtoße deſſelben.

Verwegener Menſch, was thuſt Du? rief er entrüſtet. Hundejungen, von den Pferden herunter, entreißt ihm das Schwert und gebt ihm die Peitſche!

Der Admiral war im Nu von einer Schaar Jagdbürſchen umringt, und hatte Eile, ſich den Rücken an einer Buche zu decken, und die zudringlichen Buben ſich mit dem Schwerte vom Leibe zu halten.

„Seid Ihr ſo unbekannt mit der Welt“ rief er, die Waffe wie ein fliegendes Rad ſchwingend, dem

Jagdherrn entgegen, „daß Ihr mir nicht anſehn könnt, ich ſei kein Hinterſaſſe, ſondern ein Edelmann?“

Und wenn Ihr der König ſeid, Ihr ſollt mir nicht in's Jagdrecht eingreifen, bevor ich's geſtattet!

„Der König ſoll Euch empfindliche Antwort geben auf dieſe unziemliche Aeußerung!“

Der König muß wiſſen, und wenn er's nicht weiß, ſo ſoll er's lernen, daß dieſe Aeußerung nicht unziemlich iſt im Munde eines bretoniſchen Seigneur, der auf ſeinem Grund und Boden ſteht, und der alleiniger Herr iſt auf ſeinem Grund und Boden. Jungens, thut Eure Schuldigkeit und entreißt ihm das Schwert!

Die Zahl der Jagdleute, welche herbeigekommen und von den Pferden geſtiegen war, hatte ſich unterdeß ſo vermehrt, daß der Jagdfrevler von den Seiten bedrängt, an den Armen gefaßt und entwaffnet werden konnte. Es miſchten ſich auch die Hunde darein und es entſtand ein Gewirr und Gelärm betäubender Art, in welchem der dreiſte Fremde nicht eben zart behandelt wurde. Während dem war eine Dame auf munterem Zelter neben dem Jagdherrn angekommen,

und hatte neugierig und beſorgt ſich erkundigt, was dieſer Auftritt zu bedeuten habe, und wer dieſer von den Jagdleuten umher geſtoßene Fremdling ſei.

Ein Valois-Affe ſcheint's zu ſein, ſagte der Gebieter, und wandte kein Auge von dem bedrängten Admiral. Es ſchien, als ob ſein blaſſes, verlebtes Geſicht von einer beſondern Genugthuung belebt werde, und als ob ihm die Gegenwart der jungen ſchönen Dame dieſe Genugthuung noch erhöhe. Er hörte nicht darauf, als ſie ihn dringend bat, dem Auftritte ein Ende zu machen, ja es lag eine gewiſſe rohe Lüſternheit in dem Ausdrucke der ſchwarzen Augen, die er einen Augenblick auf ſie richtete, indem ſeine ſchmalen Lippen langſam die Worte betonten: Das iſt dem Schranzen heilſam, und ich kann ihm die Lection nicht angedeihen laſſen, ſobald ich ſeinen Namen gehört habe —

Dies geſchah denn auch ſo eben: Wie es ſchien mit großem Schmerze hatte ſich der Kanzler aufgerichtet, und er ſchrie aus Leibeskräften über das Getümmel hinweg: Im Namen des Königs von Frankreich, Friede!

Mehr neugierig als gehorſam hielten die Jagdleute inne, und gaben ihm Raum, allgemein verſtändlich fortzufahren: Admiral Bonnivet iſt's, ein naher Diener und Freund des Königs, den ein bretoniſcher Edelmann dahier unedel behandeln läßt!

Hierauf machte der Jagdherr eine leichte Handbewegung gegen ſeine Leute, und wandte das ſchwarzbärtige Geſicht halb verächtlicher Ausdrucks nach dem Kanzler: Wer ſeid Ihr ſelbſt, der ſo Unwahrſcheinliches ungebührlich vorbringt? Admiral Bonnivet iſt zwar von äußerſt jungem Seigneur-Blute, aber er hat neben dem Könige ſo viel Jagdbrauch und Jagdrecht gelernt, daß er ſich nimmermehr alſo vergehen wird, wie dieſer Mann. Auch iſt er, ſo viel wir hier zu Lande wiſſen, im Dienſte des Königs nach England geſendet mit Kanzellarius Budé, kann alſo nicht in Frankreich betroffen werden auf fremder Wildbahn. Wer biſt Du alſo, braunkuttiger Mann, der Du mir in's Angeſicht lügſt?

Ich bin der Kanzler Budé, von welchem Ihr ſprecht, und dies mag Euch beweiſen, wie voreilig Ihr Lügen ſtraft.

Ich bin untröſtlich, wenn Ihr recht habt! ſprach hierauf der Seigneur, und die Augen zuſammenkneifend, als ob er ſchärfer ſehen wollte, ritt er dem Kanzler einige Schritte näher, ohne den verächtlich lächelnden Ausdruck ſeines Geſichtes zu verändern. Wahrhaftig! ſetzte er nach einer kurzen Pauſe hinzu, jetzt erkenne ich Euch! Seid mir gegrüßt auf Chateaubriants Boden, der Euch ſo garſtig bewillkommt hat.

Nun veränderte er in allen Stücken ſein Benehmen gegen die Fremden, ließ nach den Thieren ausſenden, welche entlaufen waren, ſorgte dafür, daß dem Kanzler, welcher beim Falle auf eine Wurzel ſich ſchmerzhaft am Fuße verletzt hatte, eine Tragbahre bereitet wurde, und drückte dem Admiral in wohlgeſetzten Worten ſein Bedauern aus, daß er ihn in ſo unangenehme Berührung mit den Fäuſten ſeiner Jäger verſetzt habe. Bei alle dem verſchwand indeſſen vom bleichen Antlitze dieſes Grafen Chateaubriant jenes ſchlimme Lächeln nicht, welches deutlich genug verrieth, er freue ſich recht ſehr, daß dem ſchönen Admiral Bonnivet ſolche Mißhandlung widerfahren ſei. Beſonders deutlich zeigte ſich dies, als er

ihn ſeiner Gemahlin vorſtellte, und ſeine Entſchuldigungen mit großer Weitläufigkeit wiederholte.

Bonnivet ſchien alle üble Abſicht in voller Ausdehnung zu überſehn, mußte aber gute Miene zum böſen Spiel machen, und der Anblick der jungen Gräfin ſchien ihm dies zu erleichtern. Sie war eine nicht blendende, aber ſehr anziehende Erſcheinung in dunklem Gewande auf weißem Roſſe. Ihr Antlitz, obwohl es nicht blühend und friſch und nur leicht geröthet war von der Bewegung in freier Luft, zeugte von Jugend und hatte jene weichen, verſchwimmenden Züge, welchen noch keinerlei Erfahrung Schärfe aufgeprägt hat. Dennoch ſchwebte um die braunen Augen und um die feſt geſchloſſenen Lippen ein Schatten von Melancholie, welchen man für Anlage zu Schwärmerei gehalten hätte, wäre er nicht jeweilig von einem raſchen Eintreten geiſtiger Geſpanntheit, prüfender Schärfe verjagt worden. Er zeigte ſich in dem Augenblicke, da der Graf ihr Bonnivet vorſtellte, und ſchien zu fragen: war es nicht etwa Deine Abſicht, bleicher Gemahl, mir die Bekanntſchaft dieſes ſchönen Mannes und den Eindruck deſſelben zu ver-

leiden, dadurch daß Du ihn zerzauſ't und erniedrigt von Diener-Fäuſten zum erſten Male vor mir erſcheinen ließeſt?

Bonnivet dagegen vergaß bei ihrem Anblick für die nächſte Weile ſeinen Groll, und gab ſich raſch den Aeußerungen einer befliſſenen Galanterie hin, wie ſie damals durch König Franz unter den höheren Ständen in Frankreich Mode wurde. Die Gräfin nahm ſie zurückhaltend und vornehm, aber mit Freundlichkeit auf; unter den rauhen Seigneurs der Bretagne, in deren Mitte ſie ſchon fünf Jahre lebte, war ſie an ſolchen Stil des Umgangs, welcher für jede Frau gefällig iſt, nicht gewöhnt worden, und in ihrer Heimath, dem Pyrenäenländchen Foix, war er ihr ebenfalls nicht begegnet, denn ſie hatte es mit vierzehn Jahren verlaſſen, um Gattin des ihr noch unbekannten Grafen von Chateaubriant zu werden. Die Galanterie hatte alſo für ſie allen Reiz der Neuheit.

Nachdem die Geſellſchaft des Kanzlers wegen langſam eine Viertelſtunde abwärts durch den Buchenwald geritten war, ſah ſie in einer rings von Wald umſchloſſenen und nur von niedrigen Hügeln unterbro-

chenen Ebene das Schloß Chateaubriant auf einer kleinen Anhöhe liegen. Die Abendsonne beleuchtete es eben vollen Glanzes, und hob die Kontraste, welche es auszeichneten, grell hervor. Es bestand nämlich aus einem alten und einem neuen Schlosse, welche nur im oberen Stockwerke durch eine schmale Brücke verbunden waren. Das alte Schloß, fast nur aus einem weiten runden Thurme bestehend, an den sich unregelmäßig einige niedrige Gebäude klammerten, sah vermoost, verwittert und schwarz aus. Das neue dagegen, in halb antikem, halb romantischem Stile, eine Ehe, welche damals die sogenannte Renaissance hervorzubringen begann, vor Kurzem erbaut, schimmerte heiter in frischem Gesteine. Plattes Dach, Arkaden, Gallerieen und zierliche Thürme gaben ihm ein lockendes Ansehn. Eine breite Wiese, über welche man weglos hinritt, zog sich ununterbrochen aufwärts bis ans Portal des Gebäudes, und der Fluß Chère, welcher links aus dem Forste hervorkam, wendete sich hier dergestalt, daß er sich hinter dem neuen Schlosse hinab schlängelte, und erst zwischen ihm und dem alten Schlosse unter jener Luftbrücke nach Nordwest

wieder hervorkam, um nun in voller Breite den Ankömmlingen sichtbar an dem schwarzen Thurme des alten Feudalhauses hinabzugleiten zu einzelnen dürftigen Häusern, aus denen später die Stadt Chateaubriant sich gebildet hat.

Ah, rief Bonnivet, als er dessen ansichtig wurde, da ist ja das stattliche Haus, von dessen Beendigung Ihr uns vor fünf Jahren in Paris so Viel erzähltet, Graf Chateaubriant! Ihr spottetet damals über den alten Louvre-Thurm, um welchen her ein Schloß entstehen solle und wegen Mangels an Geldmitteln noch immer nicht entstehn könne, so daß der König mitten unter Gerichtsleuten und Bürgerpack in winkligem Palais wohnen müsse. Ein bretonischer Herr, sagtet Ihr lustig, wohnt besser als der sogenannte Herr von Frankreich, besser als der junge Herr von Valois!

„Ist denn dieser Ausdruck so gar auffallend, Herr Admiral, daß Ihr ihn nach fünf Jahren noch nicht vergessen habt? Wenn der junge Herr von Valois von Hause aus nicht reich und mächtig war, und unsrer Herzogin von Bretagne Brautgabe bedurfte für häusliche Einrichtung, ist's da verwunderlich, daß er

als König von Frankreich ſchlechter wohnt als hundert andre Seigneurs des Landes? Ihr bemüht Euch umſonſt, den König auf Koſten der Seigneurie in die Höhe zu ſchrauben, er iſt oberſter Lehnsherr und nichts weiter, und Ihr macht ihm nur böſes Blut mit Euren Prätenſionen."

Ihr geht nicht mit der Zeit fort in der abgelegenen Provinz, Graf. Der Kanzler dort trägt einen Brief des Königs von England in ſeinem Gewande, welcher in ſeiner Ueberſchrift das Zeichen trägt, daß das Königthum in Europa zu größerer Macht kommt, als Euch Seigneurs von Schwert und Sporn begreiflich iſt. —

„Wir ſind Seigneurs von Land und Leuten, und gehen um mit denen von Schwert und Sporn, wenn wir gaſtfrei ſind gegen Diener des Königs."

Und ſeid Ihr nicht ſelber Diener des Königs?

„Ich diene Gott, meiner Ehre und meiner Dame: dem Könige des Reichs aber folg' ich nur, wenn er als Oberlehnsherr mein Schwert und meine Reiter fordern darf gegen die Feinde des Reichs — und

was iſt's für eine neumodiſche Ueberſchrift im Briefe des Königs von England an den von Frankreich?"

Er nennt ihn „Majeſtät!"

„Was iſt das? Iſt dies daſſelbe Wort, welches der Prieſter gebraucht, wenn er von Gottes Größe und Allmacht redet?"

Daſſelbe Wort.

„Gott ſchüz Euch im Hochmuth! Was würde der Graf von Tremouille ſagen, wenn ich morgen an ihn ſchriebe „Eure Seligkeit, Graf von Tremouille?"

Er würde Euch die „Seligkeit" ebenfalls geben.

„Schwerlich, und thäte er's, ſo hätten wir doch beide um kein Haar Seligkeit mehr als vorher, und der Valois ſoll um kein Haar Majeſtät mehr haben, weil ihn der Tudor jenſeits des Aermels ſo nennt, verlaßt Euch drauf, in den abgelegenen Provinzen ſind die Herren des Landes noch nicht geſtorben!"

Der König will ſich davon überzeugen, und reitet deßhalb die Loire abwärts, die Touraine, das Saumurland, Anjou und Bretagne zu beſuchen — Ihr ludet ihn damals ein, Euer Schloß ſich anzuſehn für den Fall, daß er einmal ſelbſt eins bauen wolle. Ich

glaube, er iſt jetzt in dem Falle, und wenn Ihr erlaubt, wiederhole ich ihm jetzt Eure damalige Einladung.

Bei dieſen Worten ſahen der Graf und Bonnivet gleichzeitig auf einander und auf die Gräfin, als ob man von dieſer eine Aeußerung erwartete. Vielleicht verhinderte der zornige Blick des Grafen eine ſolche, wenigſtens ſchwieg die Dame, und er ſelbſt erwiederte nach kurzer Pauſe: Der Geſchmack für Architektur iſt ſeit fünf Jahren ſo verbreitet und vervollkommnet worden, daß das Schloß Chateaubriant nicht mehr ſo viel Anſprüche machen kann wie damals.

Man war unterdeſſen am Portal des Schloſſes angekommen, und ein Mädchen von etwa vier Jahren, welches mit großer Dreiſtigkeit den Reitern entgegen lief, nahm die Aufmerkſamkeit des Grafen und der Gräfin ausſchließlich in Anſpruch. Es war deren einziges Kind, ein ſehr wohlgebildetes anmuthiges Geſchöpf Namens Conſtance, an welches der Graf alle Zärtlichkeit, deren er überhaupt fähig war, zu verſchwenden ſchien. Er hob das Kind zu ſich auf's Pferd, und ritt mit ihm auf der Wieſe herum. Eine ſolche Abwechſelung war aber auch ſeinem Sinne von-

nöthen, wenn er die Pflicht der Gastfreundschaft mit nur einigermaßen erträglicher Laune gegen unwillkommene Gäste ausüben wollte. Es fehlte denn auch, als man des Abends in der Halle zu Tische saß, wiederum nicht an herben Gegenreden, und Bonnivet entschloß sich, am nächsten Morgen weiter zu reiten, da das fortdauernd zurückhaltende Benehmen der Gräfin keine Aussicht auf Eroberung zuließ. Dergleichen Absicht hegte er aber, ein verwöhnter Glücksritter, jeder schönen Dame gegenüber. Ein tieferer Blick in das Wesen dieser jungen Frau schien ihm versagt zu sein, denn ein solcher hätte ihm vielleicht bessere Hoffnungen eröffnet. Sie saß im weißen Gewande lange schweigsam zwischen den Männern, konnte aber wohl durch einzelne Antworten, durch plötzlich erweckte und wieder verschwindende Heiterkeit an jene Windharfen erinnern, die lange lautlos in verstecktem Thale stehn, aber Ton und Antwort lieblichster Art haben für jeden stärkeren Lufthauch, der sie auffindet. Der Kanzler Pudé fand dies besser aus, und es gelang ihm auch um so mehr, sie in's Gespräch zu ziehn, je weniger der offenbar eifersüchtige Graf ihn, den älteren

unſcheinbaren Mann, in der Unterhaltung mit der Gräfin ſtörte. Er erzählte ihr von der Gedankenwelt in Paris, von den Streitigkeiten der Gelehrten über Kirche und Glauben, von den Nachrichten, welche man aus Deutſchland erhielt über die von einem Mönche angeſtiftete Kirchenrevolution, von den italieniſchen Künſtlern, welche der König nach Frankreich berufen hatte, vom Könige ſelbſt, von der geiſtreichen Schweſter, der lebensluſtigen Mutter deſſelben, von den intereſſanten Geſprächen an der Tafel des Königs, und ſie hörte auf das Schwere wie auf das Leichte mit gleich großer Aufmerkſamkeit; ſie ſchlug ein Kreuz, wenn ſie nach dem inneren Weſen der deutſchen Ketzer fragte, aber ſie fragte darnach, und horchte geſpannt auf Bude's Erklärung, und ſchien nicht abgeneigt, der Oppoſition gegen die Lehre vom Ablaß beizutreten. „Wenn ich den Meinigen untreu würde," ſagte ſie naiv, als ob es das zunächſt liegende Beiſpiel wäre, „wer anders könnte mich entſündigen, als ich ſelbſt! Giebt es nicht Dinge, die kein Menſch vergeben, und die nur der ſchuldige Thäter in ſich ſelbſt erledigen kann?"

Bei dieſen Worten erhöhte ſich die feine Röthe, welche ihrem Antlitze eigen war, und welche der überaus reinen und zarten Haut deſſelben jene Anziehungskraft der matten, ſogenannt ſchmachtenden Farben gab. Denn dies leichte Roth ſchimmerte nicht auf dem blendenden Weiß, wie es die bleichende Luft des Nordens den Frauen verleiht, ſondern auf einem dunkleren Tone der Hautfarbe. Was an durchſichtiger Lichtheit dadurch für uns verloren zu geben ſcheint, das wird dem geübten Auge hierbei durch Kraft des Tones erſetzt, ja übertroffen, beſonders da dieſe junge Gräfin in Form und Bewegung alle Fülle und Lieblichkeit der Jungfrau und jungen Frau noch in ſich vereinigte. Nacken, Schultern und Arme waren voll, und doch nur voll in länglich geſchweiften Linien, wie ſie der jungfräulichen Schönheit, nicht in runden Umriſſen, wie ſie der reiferen Frauen-Schönheit eigen ſind. Nur Hals und Oberbruſt — la gorge, worauf die ſonſt nicht eben ſchönen Franzöſinnen ſo ſtolz ſind — verriethen in Kraft und Fülle das ausgebildete ſüdliche Weib, deren hohe Geſtalt von kräftigen Hüften getragen wurde. All dieſe Vermittelung zwiſchen

Jungfrau und Frau zeigte ſich geſammelt in dem zugleich fragenden und ſchmelzenden Blicke des lebhaften und doch ſinnigen Auges, in dem keuſchen Schluſſe der Lippen, welche ſich zuweilen raſch öffneten, und eben ſo raſch wieder ſchloſſen, als ob das Wort der Frage, welches auf ihnen geſchwebt hatte, ihrem Sinne plötzlich zu dreiſt erſchienen wäre. Dies geſchah namentlich, wenn ſie den Kanzler nach der Lebensweiſe und den Hauptperſonen des Hofes — eines Begriffs, der damals erſt in Frankreich entſtand — wenn ſie nach den Aeußerungen des Königs, des Connetables von Bourbon und ähnlicher durch Schönheit und Kraft ausgezeichneter Männer fragte. Ihr Gemahl hatte ihr ungünſtige Schilderungen davon gemacht, aber obwohl ſie deſſen Anſichten auf Treu und Glauben hinnahm, ſo ſchien ſie doch auch nach Andrer Meinung über dieſe Perſonen und Gegenſtände begierig zu ſein. Dieſer ernſthafte Kanzler ließ ja auch keine unbedachte Schilderung erwarten, und ſie glaubte, ſich ſeinem Urtheile und ſeiner Beſchreibung hingeben zu dürfen.

So dachte indeſſen der Graf nicht, dem das ſto-

ckende Geſpräch mit Bonnivet Muße ließ, der Unterhaltung zwiſchen Budé und der Gräfin zu folgen. Er miſchte ſich plötzlich hinein, und verwies dem Kanzler ziemlich herbe die einſeitige Schilderung des neuen Hoflebens. „Wir ſind," ſprach er, „Gott ſei Dank in der Provinz noch nicht ſo weit, die Sitteneinheit und anſpruchsloſe Welt des verſtorbenen Königs Ludwig vergeſſen zu haben", und je weiter der Todestag deſſelben zurücktrete, deſto allgemeiner werde das Beiwort „Volksvater" für König Ludwig.

Sind denn — unterbrach ihn Bonnivet — die Seigneurs in der Bretagne zu den Wünſchen und Anſichten der gemeinen Leute herabgeſtiegen, daß ein ſolcher Beiname ihnen beſſer gefällt, als der Beiname des „ritterlichen Königs", wie er unſerm Könige Franz aus allen Enden Europa's entgegenfliegt? Bei was ſchwört unſer König und Herr? Bei Edelmann's Treu und Glauben! Foi de gentilhomme! iſt ſeine höchſte Betheurung! Und dafür ſollte ihm nicht der Adel des Landes dankbar und ergeben ſein? Jetzt beſonders, da die gemeinen Leute ſich aller Orten und Enden breit zu machen anfangen?

„Wie ſieht jenes Hofleben," fuhr der Graf fort, als ob Bonnivet gar nicht geſprochen, „im Innern aus? Dergeſtalt, daß jeder auf Zucht und Sitte haltende Seigneur Weib und Tochter davor ſchützen muß wie vor Unrath und Verderbniß. Oder iſt des Königs Mutter, die luſtige Louiſe, jene Savoyardin, die gegen unſern Wunſch zur Herzogin von Angoulême erhoben worden, iſt jene Dame, welche den Staat hinter des Königs Rücken zu Grunde richtet, iſt ſie etwa eine Heilige mit ihrem Schweif von Ehrenfräuleins? Freudenfräuleins würden ſie wahrhaftig paſſender genannt!"

Nun in der That, rief Bonnivet lachend, es wird den Pariſern ſchwer werden, den noch vor fünf Jahren ſo luſtigen Grafen Chateaubriant wieder zu erkennen! Ihr geltet im Hôtel des Tournelles noch für einen der Seigneurs vom heiterſten Grundſatze, und man wird Euch dort über die Maaßen verändert finden —

„Das ſoll man auch. Ich mißbillige durchaus das dortige raffinirte Leben, ich mißbillige des neuen Regimentes Richtung, das ganze Leben auf bloße An-

muth und Zierlichkeit zu ſtellen, malen und bauen zu laſſen, als ob dieſe Nebenſache der Mittelpunkt des Lebens ſein müſſe, an Trachten und Meubles verſchwenderiſch zu ändern, als ob es ſich um Puppen ſtatt um Edelleute handle, das Künſtlervolk in den Kreis der Edelſten des Landes zu ziehn, es mitreden zu laſſen, als wäre es unter ſeines Gleichen, ja wohl gar die aufgeputzten Phraſen deſſelben dem ſchlichten Ausdrucke eines Seigneurs vorzuziehen!"

Verzeiht mir, Graf, erwiederte hierauf die Gräfin, und die leichte Röthe ihres Antlitzes erhöhte ſich, verzeiht mir einen beſcheidenen Widerſpruch: Iſt es nicht eben Aufgabe des Königthums, das zu ſchützen und zu fördern, was nicht auf den alltäglichen Erwerb angelegt iſt, was von dem alltäglichen Erwerbe nicht beſtehen könnte, und was doch durch ſeine Gedanken und Thaten den menſchlichen Sinn zu veredeln und zu erhöhen berufen iſt? So verhält es ſich ja wohl mit Kunſt und Künſtlern, und deshalb ſollte ich glauben, es ſei dem Könige angemeſſen —

„Sieh da, Frau Gräfin, wie dieſe aufgebauſchten Redensarten Euch ſchon geläufig ſind! Stammen ſie

noch aus der ſtrengen Erziehung vom Schloſſe Foix, oder ſind ſie ganz friſch Gebäck? Der Kreis einer Ehefrau iſt abgeſchloſſen von der Mauer ihres Hauſes; der Gott über den Wolken und Gatte und Kind auf Erden bilden ihre Welt! Was drüber hinausgeht, iſt für ſie vom Uebel, und ich werde ſorgen, daß Euch der Vorwitz nicht gefährlich werde."

Hier wurde Graf Chateaubriant in einer Rede unterbrochen, welche die Gräfin ſchmerzlich zu treffen ſchien, vielleicht doppelt ſchmerzlich, weil ſie in Gegenwart ſolcher Fremden und mit beleidigend höhniſchem Tone an ſie gerichtet wurde. Die Unterbrechung rührte von einem Diener her, welcher eiligſt eintrat, und dem Grafen berichtete, es kämen auf der Straße von Nantes Reiter mit brennenden Fackeln auf das Schloß zu geſprengt.

Wär' es der König? rief Bonnivet und ſprang an's Fenſter. Aufgeregten Anſehns folgte ihm der Graf. Wahrhaftig, rief Bonnivet, ich erkenne beim ſchwankenden Schimmer der Fackel den Wappenrock der königlichen Leute, es ſind die goldnen Lilien, welche ſo weit leuchten!

Madame, ſprach der Graf ſich raſch umwendend, Sie ſind krank, ziehen Sie ſich auf Ihr Zimmer zurück!

„Sie irren ſich, Graf, ich befinde mich wohl!“

Ich irre mich nie, wenn ich Ihnen rathe — gehorchen Sie mir!

Und mit dieſen Worten nahm er ſie bei der Hand, und führte ſie hinaus, ihr ſanfter zuſprechend während des Gehens, als die barſche Anrede erwarten ließ. Die Gräfin aber weinte dennoch.

2.

Tags darauf konnte man in Blois erfahren, daß es ein Irrthum geweſen ſein mußte mit der Ankunft des Königs auf Schloß Chateaubriant: die Bewohner des freundlichen Städtchens hatten ihn erſt noch am Morgen über die Loire hinüber reiten ſehen nach den Wäldern in der Sologne, welche er von Jugend auf liebte, und in denen er am Liebſten den Hirſch jagte und dem Wolfe nachſtellte. Die Sologne war ein ziemlich dürftiger aber dicht bewaldeter Landſtrich, welcher am linken Loire-Ufer öſtlich von Blois begann, und welcher ſich zwiſchen dem Beuvron- und Coſſon-Fluſſe und weiter hinauf gegen Romorantin nach dem Lande Berry hin erſtreckte. In Romorantin hatte König Franz unter den Augen ſeiner zärtlichen Mutter Louiſe von Savoyen, welcher damals der Hofhalt König Ludwigs durch deſſen ſtrenge

Gattin Anna von Bretagne verleidet war, einen Theil ſeiner Jugend zugebracht, und von daher ſchrieb ſich vielleicht ſeine Vorliebe für dieſe Gegend. Ueberhaupt aber lebten die damaligen Könige von Frankreich noch nicht ſo ausſchließlich in Paris, wie dies ſpäter geſchah, obwohl „die gute Stadt" Paris ſchon Jahrhunderte lang unzweifelhafte Hauptſtadt des Landes war. Der Vorſchlag, Tours in der Mitte des Landes zur Hauptſtadt zu machen, war wohl zu wiederholten Malen aufgetaucht, und die Könige vor Franz hatten ſich vorzugsweiſe gern und lange an der Loire häuslich eingerichtet, Ludwig XI. auf dem Schloſſe Pleiſſis les Tours, einen Kanonenſchuß ſüdlich von Tours, und Ludwig XII. auf dem Schloſſe von Blois, aber Paris hatte ſein Recht und ſeine Stellung dadurch nicht verloren, und verlor ſie auch ſpäter nicht, obwohl ein Valois, Heinrich III., Paris prinzipienmäßig von der wichtigen Stellung entſetzen, und von Blois aus die aufrühreriſche Hauptſtadt, die Stadt der Guiſen, ſeiner Feinde, regieren wollte.

Es iſt dies wichtig gewordene Blois amphitheatraliſch am rechten Loire-Ufer an ziemlich ſteilem Ab-

hange in die Höhe gebaut, enge Straßen führen links zum Schloſſe der alten Grafen von Blois, rechts zur Kathedrale hinauf, welche von teraſſenförmigen Gärten umgeben iſt, ein lieblicher Ort der Roſen und der Fernſicht, ein anmuthiges Stelldichein der Liebenden im ſechszehnten wie im neunzehnten Jahrhunderte.

Das Schloß hatte auch damals ſchon nur noch einen ſchwarzen Thurm aus der gothiſchen Zeit. Ludwig XII. hatte die Morgenſeite des Hauſes, welche man, von der unteren Stadt aufſteigend, zuerſt betritt, neu erbauen laſſen, und Franz war im Begriff, gegen Mitternacht einen neuen Flügel zu errichten, und einen jener berühmten Treppenthürme zwiſchen beide Flügel zu lehnen, welcher mit ſeiner à jour gefaßten Treppe Aufgang und Verbindung beider Schloßtheile bildete. Maurer und Steinmetzen waren in großer Anzahl daran beſchäftigt, und es gab auf dem Hofe, deſſen eine Seite frei auf die Stadt, und deſſen weſtliche Seite frei auf den gen Amboiſe und Tours hinablaufenden Strom hinabſah, ein klapperndes Geräuſch der Handwerker. Dieſes einen Triangel bildende Schloß war um die Zeit, welche wir

vergegenwärtigen, mit den Leuten des königlichen Hoflagers angefüllt. In dem älteren östlichen Flügel wohnte Margaretha, die Schweſter des Königs, welche gegen ihre Neigung mit dem unbedeutenden Herzoge von Alençon vermählt war: in dem nördlichen neuen Flügel aber wohnte der König und deſſen Mutter Louiſe, die ſtatt ihres Geburtsnamens den einer Herzogin von Angoulême führte. Der Luxus begann damals erſt in Frankreich, und man war noch nicht ſo verwöhnt, um das Geräuſch der am Dache und an dem Thurme arbeitenden Handwerker allzu beſchwerlich zu finden. Ja, die Herzogin Louiſe trat zu wiederholten Malen auf den Korridor heraus, und blickte auf den lärmenden Hof hinab, als ob ſie beſonderen Antheil an den Bauleuten nähme. Das war es indeſſen nicht, was ſie aus dem Zimmer trieb, ſondern ſie erwartete Jemand, und wie es ſchien mit großer Ungeduld, denn ſie war auch in ihrem Zimmer ſehr unruhig. Die Ausſicht, welche das große Fenſter dieſes Zimmers bot, bildete einen Gegenſatz zu dieſer Unruhe. Das Plateau des Schloßplatzes zieht ſich hinter dem Schloſſe noch einige hundert Schritt in den Uferberg

hinein, und hatte gegen die zerſtreuende Ausſicht und das Getreibe auf der Vorderſeite etwas traulich Heimliches. Ein Raſenplatz mit alten Nußbäumen zog ſich bis zu dem Kirchlein hinüber, welches in den Winkel des von dort wieder jäh aufſteigenden Berges gebaut und mit Ahorn- und Platanen-Bäumen beſchattet, ja halb verdeckt war. Das Gebüſch ging über dem Kirchlein weiter in die Höhe, und ein Chriſtus-Bild ſah traurig aus dem Gezweige hernieder auf Kirchlein, Raſenplatz und Schloß. Die Nordſeite des Schloſſes warf tiefen Schatten hierher, und wenn nicht einige Kinder geſpielt hätten, ſo wäre auf dieſer Seite die vollkommenſte Stille geweſen.

Herzogin Louiſe aber warf keinen Blick da hinaus; von Viertelſtunde zu Viertelſtunde rief ſie ihren Diener und fragte, ob jenſeits der Loire von Romorantin her noch keine Reiter zu ſehen ſeien oben vom neuen Thurme. Der Diener mußte es immer verneinen, und ſo kam der Abend herbei, und die Sonne ging unter, ohne daß ſich Reiter gezeigt hätten.

Herzogin Louiſe war eine volle, ſtattliche Frau, welche noch einige Anſprüche auf Schönheit hatte, und

noch alle Anſprüche darauf machte, obwohl ſie ſchon über vierzig Jahre alt und ein wenig ſtark geworden war. Scharfe Formen des Geſichtes, ſchwarzes Haar, brennende Augen, raſcher Gang und raſche Bewegung der Arme gaben ihr etwas Herausforderndes und Herriſches, welches allerdings durch einen einſchmeichelnden Ausdruck des Mundes, der hinter vollen Lippen ſchöne Zähne wies, gemildert wurde, ſobald ſie ſchmeicheln wollte. — Sie liebte den Luxus, und hatte noch bei Lebzeiten des verſtorbenen Königs Ludwig, eines bürgerlich beſcheidenen Mannes, und zu großem Mißvergnügen der wirthſchaftlichen Königin Anna Sammet und Seide getragen ohne feſtliche Veranlaſſung; wie denn aller äußere Schimmer und Glanz und der leichte vergnügliche Sinn des franzöſiſchen Adels von italieniſchen Prinzeſſinnen beſonders geweckt und gefördert wurde, ſo daß erſt dieſe ſavoyardiſche Prinzeſſin und ſpäter die beiden Mediceerinnen Catharina und Maria, die Gemahlinnen Heinrichs des Zweiten und des Vierten, in dieſem Betrachte einen unberechenbaren Einfluß auf die franzöſiſche Nation geübt haben. Man kann ſagen, daß vor dem jungen

Frankreich, welches unter König Franz aus italiſchen Einflüſſen ſich emporbildete, das fränkiſch-germaniſche Element bei Weitem das vorherrſchende in Frankreich war, und daß erſt von der unter Franz allgemein, nicht bloß in einzelnen Kunſttheilen bewirkten Renaiſſance die franzöſiſche Nation eine vorherrſchend romaniſche wurde.

Louiſe war in ſchwarzen Sammt gekleidet und trug die Schultern und Arme gegen altfranzöſiſche Sitte entblößt. Ihre vollen Leibesformen boten ſich dafür ganz gefällig, und als der wieder eintretende Diener melden mußte, die Dunkelheit geſtatte ihm nicht ferner auszuſchauen vom Thurme, und Kerzen auf den Tiſch ſetzte, da machte die übrigens ſchlimm ausſehende Frau bei dem röthlichen Kerzenlichte wohl noch den Eindruck, welchen das Tageslicht vermindern mochte, den Eindruck einer gebieteriſchen Schönheit.

„Rufe den Herrn Kanzler Duprat!“ ſprach ſie hierauf zum abgehenden Diener und ſetzte ſich haſtig auf einen jener hohen Stühle mit ſteifer Lehne, wie ſie in neuerer Zeit wieder in Mode gekommen ſind, und blieb unbeweglich ſitzen, bis Duprat, der Kanzler des

Parlamentes, die erſte juriſtiſche Perſon des Landes, eintrat.

„Er kommt nicht, Duprat!“

Er wird kommen! entgegnete dieſer, ein kleiner blaſſer Mann, mit braunrothem Haar und Barte, auf deſſen Antlitze eine unangenehme verächtliche Gleichgültigkeit und unwandelbare Selbſtgenügſamkeit ausgeprägt waren, dergeſtalt, daß das Antlitz wie eine ſtehende Maske durch keinerlei Wendung des Geſprächs oder deſſen, was ſich ereignete, verändert wurde — er wird kommen, denn er fühlt die Schlinge um den Hals, und er fühlt, daß ſie ſich enger und enger zieht, je weiter er ſich von Blois entfernt.

„Er iſt zu vornehm, um an die Kraft einer juriſtiſchen Schlinge zu glauben.“

Ich habe ſchon lange genug das Parlament geleitet, um den vornehmen Seigneurs den Glauben einzuprägen, es ſeien die Formen des Rechts von Eiſen, das wir ſchmieden, und gegen welches kein Hochmuth aufkomme, ſei er noch ſo herrlich.

„Wird denn auch Chabot de Brion den Stand

des Prozeſſes ihm überzeugend genug entwickelt haben? Brion iſt leichtſinnig" —

Ich habe ihm zu deutlich gemacht, daß des Connetables Erbe verloren ſei, wenn er ſich nicht mit Euch verbünde, und ſolchergeſtalt der Prozeß niedergeſchlagen werde. Desgleichen hab ich Matignon, den bretoniſchen Herrn und des Connetables vertrauteſten Freund unterrichtet, er muß überzeugt ſein, und iſt ſicherlich bereits auf dem Wege hierher.

„Ach was! Er hat einen Kopf von Buchenholz dieſer Connetable, juriſtiſche Ueberzeugung dringt nicht hinein — und das Recht auf die Erbſchaft, welche wir ihm nehmen wollen, es iſt ſpitzfindig und zweifelhaft" —

Je ſpitzer es iſt, deſto ſchärfer verwunden wir damit, je zweifelhafter, deſto mehr iſt es in unſrer Gewalt. Wenn Sie, gnädigſte Frau, ſich nicht zutraun, ihn zu —

„Was, Antoine Duprat?"

Ihn zu Ihren Füßen zu ſehen vermittelſt bloßer Schönheit, Liebenswürdigkeit und Drohung, ſo gedulden Sie ſich vier Wochen; ich verſpreche, in

dieſer Zeit den Spruch heraus zu bringen. Dann iſt dem Connetable kein Zweifel mehr übrig, und mit Eurer Hand gewinnt er den verlornen Prozeß und die verlorenen Güter wieder.

„Ihr verſteht Euch ſchlecht auf Lebensformen und Charaktere, Duprat. Der Connetable empört ſich eher, als daß er ſich geſchmeidig einem ſo harten Spruche unterwerfe und — ein erzwungener Mann, mein Freund, iſt nicht mein Mann!“

Bei dieſer Rede trat ein beſtäubter Reitersmann auf die Schwelle des Zimmers. Es war Chabot de Brion, ein Liebling des Königs, welcher von der Herzogin Louiſe nach dem Bourbonnais geſchickt worden war, um den Connetable Karl von Bourbon, deſſen Hand und Liebe ſie erzwingen wollte, nach Blois zu nöthigen. Er verkündigte ihr jetzt lächelnd, daß der Connetable eben vom Pferde ſteige und binnen einer Viertelſtunde bei ihr ſein werde.

Sie verabſchiedete ſogleich die beiden Männer, nachdem ſie ſich noch von Duprat eine Pergamentrolle hatte einhändigen laſſen. Darauf ſtand in kurzen Worten verzeichnet, unter welchen Rechtstiteln ſie

und der König die Hauptbeſitzungen Karls von Bourbon in Anſpruch nahmen. Karl von Bourbon nämlich war von Hauſe aus nur Graf von Bourbon-Montpenſier, und war als ſolcher keineswegs im Beſitz der Herzogthümer Bourbon und Auvergne geweſen, welche einen großen, gebirgigen Theil des ſüdlichen Frankreich einnahmen und eine der mächtigſten Seigneurieen des Landes bildeten. Aber das ſaliſche Geſetz, welches nur männlichen Nachkommen die Erbſchaft geſtattet, war in der Familie herkömmlich, und da Peter, der letzte Herzog von Bourbon, nur eine Tochter, Suſanne, hinterlaſſen hatte, ſo trat Graf Karl als nächſter Vetter nach Peters Tode in deſſen Rechte. Dieſes Beſitzrecht war noch feſter dadurch genietet worden, daß Karl Suſanna heurathete, und blieb denn auch unangetaſtet, ſo lange die Heurath beſtand. Aber Suſanne ſtarb, und obwohl ſie ein Teſtament hinterließ, in welchem ſie all ihre Rechte und außer dieſen auch alle Beſitzthümer, welche anderen Urſprungs und nicht dem ſaliſchen Geſetze unterworfen waren, ihrem Gatten zuſchrieb, ſo war doch mit dieſem Tode allen Widerſachern Bourbons das Signal zum An-

griffe gegeben. Unter dieſen Widerſachern ſtand oben an Louiſe von Angoulême, welche vor zwanzig Jahren wohl eine Zeitlang auf vertrautem Fuße mit ihm geſtanden, dieſe Vertraulichkeit aber völlig eingebüßt hatte durch ihren leichtſinnig wechſelhaften Lebenswandel und durch die Verheurathung Bourbon's. Bourbon war ein ſtrenger, herber Mann, welcher den munteren Sinn der Jugend zeitig ablegte und ſich zum Oefteren nachtheilig über die Vergnügungsluſt der Madame von Angoulême äußerte. Dieſe nun machte ſelbſt Anſpruch auf die Erbſchaft, da ſie eine leibliche Couſine Suſanna's, und deshalb von näherer Verwandtſchaft mit dem Bourbonſchen Herzogshauſe war als Karl von Bourbon. Die Nebenbeſitzungen waren ihr auch ſchwer zu beſtreiten, nur für die Hauptbeſitzungen ſtand ihr das ſaliſche Geſetz im Wege, und gegen dieß Hinderniß hatte ihr der juriſtiſch überaus verſchmitzte und im Weſentlichen gewiſſenloſe Duprat Verfahren und Beweisgründe aufgezeichnet, welche ſie jetzt in der Hand hielt und betrachtete. Sie wünſchte nicht, daß es zu den äußerſten Formen des Prozeſſes kommen möchte, und hoffte

einerſeits durch Schrecken, andrerſeits durch Hinweis auf ſichern Gewinn und auf frühere Neigung den Connetable zu der vorgeſchlagenen Ausgleichung durch Heirath zu bewegen. Zum Erſchrecken nämlich diente ihr ein vages Gerücht, welches bereits entſtanden war, und welches dahin lautete, der Connetable ſei, miſsvergnügt über das franzöſiſche Regiment, in Unterhandlung getreten mit Kaiſer Karl, dem Erbfeinde Frankreichs. Eine Hindeutung, daß der König dies Gerücht kenne, und bereits näher erforſche, mußte dem Connetable die größte Gefahr zeigen, denn er war des Landesverraths ſchuldig, ſobald es ſich beſtätigte.

Der ſtämmige, bärtige Mann, welcher in unſcheinbaren Kleidern bei der Herzogin als Connetable, Herzog von Bourbon eingeführt wurde, ſah indeſſen nicht aus wie ein Mann, der ſo leicht etwas fürchtete, oder leicht ſich einſchüchtern ließe, oder auch den Verführungen der Liebe leicht zugänglich ſei. Er war von mittler Größe und von jenem Wuchſe, welchen die Franzoſen viereckig, und welchen wir vierkantig nennen. Das verbrannte, halb im Barte verſteckte

Geſicht hatte grobe Züge, und drängte ſich über den Augen finſter zuſammen; als der Diener die Thür öffnete, zog der Connetable langſam den breitkrämpigen Filzhut, den er gegen die Gewohnheit der damals modernen Art ſelten und ungern mit dem Barett vertauſchte, vom buſchigen Haar, und trat langſam und ohne beſonders zu grüßen ſporenklingend bis in die Mitte des Zimmers, welches der wohlunterrichtete Diener auf einen Wink der Herrin ſorgfältig hinter ihm geſchloſſen hatte.

Karl von Bourbon war nicht geiſtreich, aber er beſaß die Kraft des Schweigens. Die Herzogin hatte viele Wendungen und Worte zu verſchwenden, ehe ſie ihn zu näherem Eingehn bewegen konnte, und es wurde dies Eingehn nicht ein freundliches, vertrauliches oder gar zärtliches, wie dies eine Jugendgeliebte, welche noch ſchön in Formen, und welche im einſamen Zimmer allein iſt mit dem Manne früherer, wenn auch nur flüchtiger und ſinnlicher Neigung, erwarten konnte, nein, es wurde ein heftiges und zorniges, welches endlich aus dem Connetable hervorbrach wie ein verhaltenes Gewitter.

Es wird Euch nimmermehr gelingen, Madame von Angoulême — rief er aus — das Parlament zu juriſtiſchen Kniffen und ſchreiender Ungerechtigkeit herabzuwürdigen.

„Gott bewahre uns auch vor ſolchem Verſuche!“ entgegnete ſie.

Nun, auf was hofft Ihr denn ſonſt? Könnt Ihr das ſaliſche Geſetz, welches von den fränkiſchen Zeiten her in unſrer Familie herrſcht, könnt Ihr's aus dem Gedächtniſſe des Parlaments und der Franzoſen wiſchen, wie man mit einem Schwamm geſchriebene Worte von einer Tafel wiſcht?

„Im Gegentheile, wir wollen das ſaliſche Geſetz zu Ehren bringen.“

Das heißt? —

„Der König, mein Sohn, wird als ſaliſcher Herr auftreten. Herzog Peter, Suſanna's Vater, war ja doch vermählt mit Anna von Frankreich aus dem königlichen Hauſe, mit ihr zeugte er Suſanna, nachdem im Ehekontrakte verſprochen war“ —

Was?

„Die Bourboniſchen Domainen ſollten an's königs-

liche Haus fallen, wenn aus dieſer Ehe keine männliche Nachkommenſchaft erwüchſe. Iſt es nicht faliſch, wenn morgen der General-Advokat im Namen des Königs vom Parlamente das Herzogthum in Anſpruch nimmt?"

Bei dieſen Worten ſtand der Connetable heftig von ſeinem Stuhle auf, und die Hand ausſtreckend, die Lippen öffnend, als wollte er etwas Arges ſprechen, blieb er vor der ſitzenden Herzogin ſtehn, und ſeine flammenden Augen ruhten verzehrend auf ihr. Aber er ſprach die Worte nicht aus, die auf der Lippe ſchwebten, und die Herzogin ergriff ſanft ſeine Hand, und bat ihn, ſich wieder zu ſetzen, ruhig zu ſein, ruhig zu prüfen; man werde jetzt nicht härter ſein gegen das Haus Bourbon als Ludwig XII. es geweſen, wenn der Chef des Hauſes ſich nicht in feindſeligem Widerwillen vom königlichen Hauſe zurückziehe. — Die ſchöne, volle Hand der Dame übte noch etwas von ihrer früheren elektriſchen Kraft auf dem Connetable, der Zorn entwich ihm, und er küßte die ſtreichelnde Hand. In der That ſtand das Gedeihn oder Nichtgedeihn ſeines ganzen übrigen Lebens auf dem Spiele, bei dieſer Zuſammenkunft. Mehr grollend als zornig

warf er dem Könige vor, daß er ihn vernachläſſige, daß er junge unerfahrene Emporkömmlinge wie Bonnivet und Brion mit den wichtigſten Aufträgen und Unternehmungen betraue, daß er ihn, die erſte militairiſche Würde Frankreichs, daneben in Unthätigkeit und Nichtachtung laſſe, ja daß es im ganzen Reiche nicht einen geringen Diener gebe, dem der Sold ſo unregelmäßig ausgezahlt, ſo hartnäckig vorenthalten werde wie ihm, dem Connetable von Frankreich!

„Und doch hat Euch mein Sohn zum Connetable ernannt! Stellt Euch doch nicht ſelbſt ſo herunter, Karl, daß Ihr um Sold fragt und klagt. Dem Diener eben zahlt man, mit dem Freunde des Hauſes rechnet man nicht“ —

Freund des Hauſes? — Nimmt der Freund dem Freunde Hab und Gut?

„Er nimmt es, um das Genommene dem Freunde zu ſchenken — — hat Euch Brion nicht davon geſprochen, wie wir unſre Herzogthümer vereinigen wollen unzertrennbar, gleich wie jetzt unſre Hände vereinigt ſind? Erſchwert es mir nicht dergeſtalt, Karl, Euch Hand und Gut entgegen zu tragen!“

Madame —

Das Taſchentuch glitt ihr bei dieſen Worten vom Schooße hinab, und fiel ihr auf den vorgeſtreckten Fuß. Der Connetable war kein galanter Mann, er gehörte nicht zur Renaiſſance der anmuthigen Formen in Ritterſitte, aber er war doch in den Ueberlieferungen des untergehenden mittelalterlichen Ritterthumes erzogen, und bückte ſich nach dem Tuche. Die großen Reiterſtiefeln, welche er unhöflich genug zu dem Beſuche nicht abgelegt, erſchwerten ihm das Bücken, und er mußte ſich auf ein Knie niederlaſſen. Die gewandte Dame nahm dieſe Huldigung ſogleich wichtiger auf als ſie gemeint war, legte ihm die Hände auf die Schultern, ſo daß ihre Arme ſein Haar berührten, ſagte ihm einige ſüß dankende Worte, und hielt ihn dergeſtalt länger in ſolcher Stellung feſt, als ſeiner urſprünglichen Abſicht gemäß und als ſeinem unzärtlichen Blute förderlich war. „Ihr wißt es, Karl“ — ſetzte ſie ihr Haupt zu ihm niederbeugend hinzu — „daß mich mein Sohn der König wie ein guter Sohn gewähren läßt auch in den großen Fragen der Regierung, wir werden zuſammen, ein

glückliches Kleeblatt, das Land beherrſchen, unſre Freunde fördern, unſre Feinde züchtigen!“

Aber Eure Freunde ſind meine Feinde!

„Das wird ſich ändern; Leute wie Bonnivet werden ſich Euch in anderm Lichte zeigen“ —

Nimmermehr verkehr' ich in Gutem mit dieſen geleckten Emporkömmlingen! rief der Connetable aufſpringend. Der Name Bonnivet's, den er grimmig haßte, zerriß mit einem Male das Netz, welches ſich zu ſeinem Vortheile leiſe um ihn ſchlang.

Hiermit war alle beginnende günſtige Stimmung zerſtört. Die Herzogin, welche Bonnivet ebenfalls als einen ihr ſtets gefälligen Liebling und ſchönſten Mann des Hofes lebhaft beſchützte, war auch aufgeſprungen bei dieſem barſchen Ausdrucke, und erwiderte in der erſten Wallung des Unmuthes dem Herzoge nicht minder empfindliche Worte. Rede und Gegenrede wurde immer heftiger: ſie warf ihm vor, daß er durch Aufwand in Gefolge und Schmuck, den er an ſeinen Leuten in's Hoflager bringe, den König zu überbieten trachte, daß er einen zweiten König ſpielen wolle,

und damit gerechten Zorn und gerechte Strafe herausfordere. Er erwiderte ungeſtüm, daß ihm Niemand darein zu reden habe, daß der König ſein Lehnsherr, nicht ſein Souverain ſei, daß die gerechte Strafe, von der zu reden ſie ſich erlaube, nichts ſei als niedrige Rache für beleidigte Eitelkeit, und daß es ihm nicht im Entfernteſten zu Sinn ſtehe, durch Kuppelei ſeinem guten Rechte etwas zu vergeben.

Dies letzte gröbliche Wort entſchied für immer: es trieb der Herzogin die Zornesgluth in's Antlitz, und ſie befahl ihm, auf der Stelle aus ihren Augen zu gehen.

Möge die Lection Euch beſſern! ſagte der übel berathene Mann noch im Hinausgehen, und befahl dem Ritter ſeines Gefolges, welcher auf dem Korridor ſeiner harrte, die Pferde ſogleich wieder vorführen zu laſſen. Das Gerücht über Unterhandlungen, in welche er mit Kaiſer Karl getreten ſei, trieb ihn, ein Zuſammentreffen mit dem Könige, der von der Jagd zurück erwartet wurde, zu vermeiden; denn er wußte nur zu gut, wie begründet dieſes Gerücht war, und wie er hier mitten im Hoflager einer heftigen

Wallung des Königs, welche die Herzogin Louise zu erregen nicht ermangeln würde, preis gegeben sei.

Es gelang ihm nicht, hinwegzukommen: schon hatte er den Fuß im Steigbügel, da schmetterten die Jagdhörner durch den Thorweg herein, und in der rothen Beleuchtung von Kienfackeln erschien auf hohem Rosse König Franz.

Sieh da, Vetter — rief er — Ihr in Blois! Und wollt schon wieder fort? Nicht doch! Seid mir willkommen!

Und bei diesen Worten war er vom Pferde gesprungen, und hatte dem sich verbeugenden Connetable die Hand entgegen gestreckt. Er ließ die Hand nicht wieder los, und sprach lachend: Ihr sollt sogleich dafür bestraft werden, daß Ihr so selten kommt, und bei seltnem Besuche so eilig entweichen wollt, Ihr sollt die Spiele, welche meine Schwester veranstaltet und welche Euch herbem Kriegsmanne von keinem Reize sind, Ihr sollt sie auf der Stelle mitma-

chen. Dies sei Eure Strafe, schlimmer Vetter und Lehnsmann! 's ist eben die Zeit, in welcher meine Margarethe ihre Zunft versammelt, der Abend ist windstill und warm, wir werden sie im Freien hinter dem Schlosse finden; gebt mir Euren Arm!

So führte er den widerstandslosen Connetable, der diese theils ironische, theils gutmüthige Sorglosigkeit halb zum Teufel wünschte und halb rührend fand, zum Thore hinaus und links um die Schloßecke nach jenem heimlichen Plateau hinter dem Schlosse, welches vom Fenster der Herzogin Louise gesehen wurde. Er war sehr guter Laune, der König, und stand damals in voller Blüthe jugendlicher Kraft und Pracht, ein hoher, schöner Mann voll Lebens- und Thatendrang, voll Sinn für Alles, was Geist und Herz beschäftigen kann. Die vortrefflichen Bilder, welche von ihm auf uns gekommen, und welche alle dem Meister-Portrait Titian's nachgebildet sind, schildern keineswegs den Franz damaliger Zeit, welcher noch in aufsteigender Jugend und Königsherrlichkeit begriffen war. Im Titian'schen Bilde schmeckt sich schon das Ansäuerliche späterer Sorge hindurch, die

erlebten Täuschungen haben schon einen leisen Hohn über die Züge gebreitet, die schöne Nase ist schon schärfer und größer wie trotzend hervorgetreten, und die Sinnlichkeit um Augen und Mund, früher nur dreist, hat im Bilde bereits etwas Freches und Faunenhaftes.

Der stille Platz unter den Nuß- und Ahornbäumen hatte sich artig verwandelt mit der einbrechenden Nacht: Pechpfannen erleuchteten ihn über und über, Teppiche bedeckten den Erdboden, und ein rothseidenes Zelt, in dessen Hintergrunde Erfrischungen aufgestellt waren für das Belieben eines jeglichen hinzutretenden Gastes, lockte in den Winkel unter dem Kirchlein. Neben dem Zelte aber stand oder saß eine Gruppe Damen und Herren, und die Sitzenden, welche nicht auf Stühlen, sondern auf Kissen mehr ruhten als saßen, gemahnten den Fremdling an die Mährchen-Gesellschaften des Morgenlandes. Wirklich hatte auch diese Gesellschaft einen Zweck, wie Scheherazade's Kreis der tausend und einen Nacht. Margaretha, des Königs Schwester, eine hochgewachsene, wohlgebildete Dame saß in der Mitte, und war die Herrin und

Seele dieſer Zuſammenkünfte. Sie war eine Frau von gebieteriſchem und doch lieblichem Ernſte, welche die munterſten Dinge lächelnd gewähren ließ, obwohl ſie ſelbſt den ernſthafteſten und ſtrengſten Dingen nachtrachtete. Sie war um einige Jahre älter als ihr Bruder, und war durch eine ihr unerwünſchte Vermählung und durch ein gedankenvolles Naturel frühzeitig zum Verkehr mit Gelehrten und Künſtlern und zur vorherrſchenden Theilnahme an deren Intereſſe gedrängt worden. Damals ſchon wurde ihr ſcherzhaft nachgeſagt, ſie ſei auf Seiten der in Deutſchland und der Schweiz begonnenen Reformation, und der oberflächliche Sinn wußte es nur nicht zu reimen, wie ein und dieſelbe Dame die Reize des ſinnlichen Lebens und der daraus entſtehenden Künſte mit Vorliebe ſchildern und doch einer religiöſen Richtung zugethan ſein könne, welche all jenen Lebensreizen den Untergang drohte. Darin aber beſtand eben ihr reiches Naturel, daß ſie, ihrem Bruder überlegen, ſolche Gegenſätze friedlich in ſich verbinden konnte. Sie begrüßte anmuthig die Hinzutretenden und lud ſie zum Sitzen ein. „Unſer würdiger Freund Duchatel“ — ſagte ſie, auf

einen alten Herrn deutend, welcher ſich verneigte — „hat heute zuerſt das Wort, um uns eine Erzählung vorzutragen.“

Es geht alſo heute ernſthaft zu — ſagte hierauf König Franz — denn Freund Pierre befaßt ſich nicht mit luſtiger Waare. Ich hoffe, Meiſter Clément, Du wirſt uns ſpäter Deine leichtfertigen Dinge nicht vorenthalten!

Dieſe Worte waren an einen kleinen, verſchloſſen und liſtig ausſehenden Mann gerichtet, dem der Schalk hinter den leicht beweglichen Naſenflügeln ſitzen mochte, und der ſich bei der Anrede des Königs außerordentlich tief verbeugte.

Der Connetable, welcher in dieſen Kreis ganz dem Alltagsausdruck gemäß, wie die Fauſt aufs Auge paßte, und welchen in dieſem Augenblicke nichts in der Welt weniger intereſſirte, als ein Geiſtes-Turnier mit Erzählungen und Phraſen, er war in peinlicher Stimmung. Er kannte König Franz von deſſen Jugend auf, er wußte ſehr wohl, daß dieſes jungen Königs Manieren äußerſt ſchwer zu durchſchauen, äußerſt ſchwer zu berechnen waren. Niemand in der Welt

konnte ſagen: dies iſt jetzt des Königs eigentlichſte Stimmung und Laune und Abſicht; obwohl frank und frei in ritterlicher Geradheit, war König Franz doch ein immerwährender Künſtler ſeiner ſelbſt, wie er im Allgemeinen eine Künſtlernatur war durch und durch. Nicht daß er falſch und verſtellt geweſen, nein, aber das einfache und gedankenloſe Benehmen war außer ſeiner Natur, er genügte ſich ſelbſt nicht, wenn ſein Verhältniß zu Freund und Feind nicht fortwährend eine mannigfach bedeutungsvolle Form hatte, es gehörte zu ſeiner künſtleriſchen Exiſtenz, nach allen Seiten und fortwährend eine neue, unerwartete Bedeutung für ſich ſelbſt zu erſchaffen. In dieſer unberechenbar ſchöpferiſchen Laune ſeines Naturels lag der Widerſpruch gegen eine Wiedergeburt des mittelalterlichen Ritterthums, die er zu bezwecken glaubte. Er hegte irrthümlich ſolchen Glauben, weil er reicher war als die Vorſtellung, die er von ſich ſelbſt und von der Welt zu faſſen wußte.

Und wie mußte des Connetables Beſorgniß geſteigert werden, als Peter Duchatel im Beginn ſeiner Erzählung unterbrochen wurde durch die Ankunft ei-

nes Mannes, den der König zu heimlichem Gespräch sogleich bei Seite führte, und der Niemand anders war als des Connetables Todfeind, der Admiral Bonnivet.

Bonnivet kam spornstreichs aus der Bretagne, wo ihn auf Chateaubriant einer der entgegen geschickten Boten des Königs aufgefunden und eiligst nach Blois beschieden hatte. Bourbon war unterrichtet, daß Bonnivet in der Bretagne gewesen sei, er hatte, ganz wie die Herzogin Louise angedeutet, ein übles Gewissen in Betreff einiger bretonischen Edelleute, die mit ihm unter einer Decke gegen den König spielten, er durfte vermuthen, daß Alles in einem genauen Zusammenhange zu seiner Lage und Person stehe, und daß er nur durch Höflichkeit zurückgehalten werde, bis der König den Verrath klar übersehe, um alsdann stracks gegen die Person des aufrührerischen Vasallen zu verfahren. Er blickte einen Augenblick forschend umher, ob es möglich sei, sich ungesehn aus dem lästigen Kreise zu entfernen. Aber sein stolz-trotziger Sinn hätte dies ohnehin nicht gestattet, wenn auch die Pechpfannen weniger hell geleuchtet hätten. Zudem redete

ihn die Herzogin Margaretha bereits zum zweiten Male an; er war so mit seiner Lage beschäftigt, daß er ohne die Vermittelung Meister Clément auch diese zweite Ansprache überhört haben würde, und daß er unpassend genug antwortete, auf's Neue verstört durch die Rückkehr des Königs und Bonnivet's zur Gesellschaft.

Kennt Jemand die junge Gräfin Chateaubriant? sagte der König. Bonnivet rühmt sie als ein Ideal von Anmuth und Liebenswürdigkeit. Uebertreibt er?

Gewiß nicht! erwiederte rasch Meister Clément.

Du kennst sie? Was Du nicht Alles kennst! Und ich weiß nichts von dieser schönen Blume in meinem Reiche? Graf Chateaubriant gehört wohl zu den mißvergnügten kleinen Königen Frankreichs?

Alles schwieg.

Ich hab ihn seit der Krönungsnacht in Rheims nicht wieder gesehn. — Ihr werdet ihn wohl kennen, Vetter Bourbon?

Nein! erwiederte der Connetable barsch.

Nicht? — Und bei diesem Worte ruhte des Königs Blick forschend auf dem Antlitze des Connetables,

während ein Mund die gleichgültigen Worte sprach:
Wir hören, lieber Duchatel!

Peter Duchatel begann auf dieses Zeichen sogleich
seine Erzählung folgendermaaßen:

„Es handelt sich um die absonderliche Art Erfin-
dung eines Edelmanns, seine Liebe einer Königin zu
erklären, und wie dies ablief.

Am Hofe von Kastilien war ein Edelmann, so
vollkommen an Schönheit und guter Beschaffenheit,
daß man in ganz Spanien seines Gleichen nicht finden
konnte. Jedermann bewunderte seine Vorzüge, und
noch mehr die absonderliche Fassung derselben. Denn
man kannte nicht eine einzige Dame, die er geliebt
oder ausgezeichnet hätte. Und doch waren an dem
Hofe solche, vor denen Eis schmolz. Elisor hieß je-
ner Mann. Die Königin, eine Dame von großer
Tugend, aber keineswegs von jener Flamme ausge-
nommen, die um so ärger brennt, je weniger sie sich
merkt, verwunderte sich sehr über Elisor, und fragte
eines Tages, ob er wirklich so lieblos wäre, wie
er den Anschein habe.

Könntet Ihr, erwiderte er hierauf, mein Herz

ſehn, wie Ihr meine Haltung ſeht, Ihr würdet mich nicht alſo fragen.

Nun wünſchte ſie zu wiſſen, wie er das meine, und drängte ihn ſo lange bis er geſtand, daß er allerdings eine Dame liebe, und zwar ſeines Erachtens die tugendhafteſte der ganzen Chriſtenheit. Aber alle Bitten und Befehle vermochten es nicht über ihn, daß er den Namen dieſer Dame genannt hätte, ſo daß die Königin that, als ob ſie höchlich erzürnt ſei gegen ihn, und ihm ſchwor, ſie würde nie wieder mit ihm reden, wenn er den Namen ihr nicht verriethe. Nun blieb ihm denn nichts übrig, als zu weichen, und er ſagte nicht ohne Beſorgniß: Madame, wenn Ihr das erſte nächſte Mal auf die Jagd geht, werde ich ſie Euch zeigen, und ich bin überzeugt, daß Ihr ſie für die ſchönſte und vollendetſte Frau der Welt halten werdet.

Auf dieſe Antwort hin ging die Königin ſo bald als möglich auf die Jagd, und Eliſor folgte ihr wie gewöhnlich. Er hatte ſich einen großen Stahlſpiegel machen laſſen in Form eines Küraſſes, ſchnallte ihn vor ſeine Bruſt und bedeckte ihn ſorgfältig mit einem

Mantel von ſchwarzem Fries, welcher äußerſt reich verbrämt war mit Silber- und Goldtuch. Er ritt ein mauriſch Pferd mit vergoldetem Geſchirr, und zog alle Blicke auf ſich, denn er ritt mit unglaublicher Geſchicklichkeit. Nachdem er die Königin bis an die Jagdtücher geführt hatte, ſtieg er ab, um die Königin vom Pferde zu heben, und bei dieſer Gelegenheit, da ſie ihm die Arme entgegenſtreckte, öffnete er ſeinen Mantel und ſprach: Madame, ich bitte Sie, hierher zu blicken! Und ohne eine Antwort abzuwarten, hob er ſie ſanft auf die Erde.

Die Jagd wurde beendigt, und die Königin kehrte in's Schloß zurück, ohne daß ſie etwas zu Eliſor geſagt hätte. Aber nach dem Abendeſſen rief ſie ihn und ſprach, er ſei der größte Lügner von der Welt, denn er hätte ihr ja nicht gezeigt, was er doch zu zeigen verſprochen hätte. Deshalb werde ſie künftighin gar nichts mehr von ihm halten.

Eliſor, fürchtend, die Königin habe nicht verſtanden, was er angedeutet, erwiderte feſt: es habe an ihm nicht gefehlt, denn er habe ihr die Frau gezeigt, welche er am Meiſten liebe.

Die Königin ſpielte die Unverſtändige weiter, und er mußte ſie fragen, was ſie denn in dem Stahlſpiegel erblickt habe? — „Nichts als mich ſelbſt!“ entgegnete die Königin. — Nun, Madame, es wird nie ein ander Bild in meinem Herzen geben, als das, welches Ihr auf meiner Bruſt geſehen habt, und dies Bild will ich lieben, verehren und anbeten, nicht wie eine Frau, ſondern wie Gott auf Erden, in deſſen Hände ich Leben und Tod befehle. Laßt meine große Neigung, die mein Leben war, ſo lange ich ſie verborgen trug, nicht meinen Tod ſein, da ich ſie enthüllt —

Die Königin, ſei's um ſich zu verſtellen, ſei's um ihn zu prüfen, oder ſei's, daß ſie eben noch eine andre Neigung hegte, erwiderte hierauf mit einem Antlitz, welches weder erzürnt noch befriedigt ausſah, Folgendes: Eliſor, ich will nicht fragen, welche Thorheit Euch bewogen hat, eine ſo hohe und ſchwierige Zuverſicht zu faſſen — ich möchte nur wiſſen, wie lange Ihr dieſe Neigung ſchon in Euch tragt?

Eliſor durfte von ihrer ernſten und würdevollen Haltung nicht viel Gutes hoffen, und ſagte ſchüchtern, daß ſchon von früher Jugend auf dieſe Liebe in

ihm Wurzel geſchlagen habe, ohne ihm jedoch Schmerzen zu machen. Seit ſieben Jahren aber wäre es ihm, nicht eine Pein, ſondern eine Krankheit ſo reich an Genüge, daß er die Geneſung für den Tod erachten müßte.

Da dem alſo iſt, ſagte die Königin, und Ihr ſchon eine ſo große Feſtigkeit bewieſen habt, ſo darf ich nicht leichtſinniger im Glauben ſein, als Ihr im Geſtändniſſe geweſen ſeid. Ich will alſo eine Wahrheits-Probe verſuchen, deren Ausgang keinen Zweifel übrig läßt, und nach beſtandener Probe werde ich Euch für den annehmen, für welchen Ihr Euch ſelbſt ausgebt. Finde ich Euch alſo ſo wie Ihr ſagt, ſo werdet Ihr mich finden, wie Ihr begehrt.

Ellſor bat ſehr um die Beſtimmung dieſer Probe, denn es ſei ſeiner Liebe nichts zu ſchwer!

Alſo, ſprach ſie, ſollt Ihr von morgen an dieſen Ort und dieſe Geſellſchaft verlaſſen und an einen abgelegenen Ort gehn, der in keinerlei Verbindung iſt mit meinem Aufenthaltsorte, ſo daß Keines Nachricht von dem Andern haben kann ſieben Jahre lang. — Ihr habt an Euch ſchon die Probe von ſieben

Jahren gemacht, und wißt daher, daß Ihr mich liebt, wenn ich nun auch ſieben Jahr zur Probe habe, dann werd' auch ich wiſſen, was ich zu wiſſen und zu glauben habe.

Eliſor, im Begriff, ſich darein zu ergeben, ſetzte nur hinzu: Aber Madame, welche Hoffnung gebt Ihr mir, mich nach Verlauf der ſieben Jahre als treuen Diener anzuerkennen?

Hier, ſagte die Königin, indem ſie ihm einen Ring reichte, brecht ihn entzwei, ich werde die eine Hälfte, Ihr die andre bewahren, damit — wenn etwa die lange Zeit mir Euer Antlitz aus dem Gedächtniß brächte — ich Euch an dieſer Ringhälfte erkenne.

Eliſor zerbrach den Ring, und ſchied mehr todt als lebendig, rüſtete ſeine Abreiſe, verabſchiedete all ſeine Leute, und verſchwand mit einem einzigen Diener dergeſtalt, daß Niemand ſieben Jahre lang eine Spur zu ihm wußte.

Sieben Jahre! Wer da liebt, mag ermeſſen, welch ein Zeitraum dies iſt.

Und dieſe ſieben Jahre waren mit der Minute

um, da ging die Königin zur Meſſe, und es trat zu ihr ein Eremit mit einem großen Barte. Ihr die Hand küſſend überreichte er eine Bittſchrift, die ſie nicht augenblicklich näher betrachtete, gewohnt wie ſie war, dergleichen täglich zahlreich entgegen zu nehmen und daheim zu erledigen. Doch öffnete ſie dieſe inmitten der Meſſe, und fand darin die Hälfte des Eliſorſchen Ringes. Sie war ſehr erſtaunt und nicht minder erfreut, und ohne zu leſen, was in dem Briefe ſtand, befahl ſie ſogleich ihrem Almoſenier, den Eremiten holen zu laſſen. Der Almoſenier ſuchte überall und überall, konnte aber nichts weiter ausfinden, als daß der Eremit weggeritten ſei, es wiſſe Niemand, wohin.

Da es lange dauerte, eh' der Almoſenier dieſe unerwünſchte Gewißheit zu berichten hatte, ſo las die Königin unterdeß, was neben der Ringhälfte geſchrieben ſtand, und dieſes klang denn folgender Weiſe:

„„Die Zeit hat wunderbare Kraft,
Sie hilft ſelbſt über Leidenſchaft;
Denn ſie nöthigt zur Prüfung der Dinge
Und zeigt, was halte, und was ſpringe.

So prüft' ich mein Herz im innerſten Triebe,
Was der Grund wohl ſei von meiner Liebe,
Und mußte mir denn wohl bald bekennen,,
Eure Schönheit ſei's, um's beim Namen zu nennen,
Schönheit, von Grauſamkeit nicht zu trennen!
Die Grauſamkeit aber ſei nicht böſe,
Denn ſie ſei's allein die mich erlöſe:
Sie ließ mich die Schönheit nicht mehr ſehn,
Und ſo war's um die Macht der Schönheit geſchehn.

Für die Schönheit ſind auch der Jahre ſieben
Noch nirgends ohne Nachtheil geblieben;
Mir aber ſind ſie zu Statten gekommen,
Sie haben mir alle Unruh genommen,
Und mich darüber aufgeklärt —:
Daß eine Frau, die ſo ſich wehrt,
Die ſo erprobet und verſchiebt,
Daß ſolche Frau, Madame — nicht liebt.

Nach ſiebenjähr'ger Prüfungsfriſt
Denn alſo nichts zu ſagen iſt,
Als dies: Auf Nimmerwiederſehn,
Madame, 's iſt Viel zu Viel geſchehn,
Ob wir uns meiden oder ſehn
Madame, auf Nimmerwiederſehn!"

Dieſer Brief ward nicht ohne großen Thränenſtrom und großes Erſtaunen geleſen, dem ein un-

glaubliches Bedauern folgte, denn der Verluſt eines ſolchen Mannes ſchien ihr jetzt ſo außerordentlich groß, daß ſie ſich trotz ihrer Königskrone wie die ärmſte Frau des Reichs vorkam, weil ſie das Beſte verloren habe, und verloren durch eigene Thorheit. Sie legte tiefe Trauer an; kein Thal, keine Höhle, kein Buſch, kein Strauch blieb undurchſucht, um den Ermiten aufzufinden — es war umſonſt, und die ſchöne Königin hatte ihr Spiel verloren."

Die Geſchichte ſpielt wohl in früher Zeit, Duchatel? fragte der König.

Wegen der ſieben Jahre, ſchalt Meiſter Clément ein, und der König lachte ſehr. Clement, Clément, ſetzte er hinzu, Du wirſt alle Tage ſchlimmer, oder willſt Du nur die böſen Zungen, welche Dich ketzeriſcher Gedanken zeihn, Lügen ſtrafen?

Ich hoffe nicht — nahm die Herzogin Margareth das Wort — ein Dichter wie Clément Marot werde die Möglichkeit einer dauernden Treue bezweifeln!

Aber, Margareth, ſieben Jahre! und nicht in wachſender Jugendzeit, nein, in voller Fülle der Kraft und des Verlangens und mit der Erkenntniß, wenn

der Termin verſtrichen, dann ſei auch unſre beſte Lebenskraft bereits im Abnehmen begriffen, nein, Schweſter, das iſt über die Ritterlichkeit hinaus, das iſt thöricht: Papa Lascaris, was ſagte man in Griechenland und Rom zu ſolcher Liebe?

Daſſelbe, was Du ſagſt, o König! erwiderte hierauf der ſchneeweiße Alte, welcher noch ein Flüchtling vor den eindringenden Türken die Alterthumskunde ächt nach dem Abendlande gebracht, welcher Guillaume Budé, die Stütze derſelben in Frankreich, ſelbſt unterrichtet hatte, und welcher vom Könige Franz auf das Sorgfältigſte gepflegt und ausgezeichnet wurde. Um ſo ſorgfältiger hielt er dieſen griechiſchen Weiſen im Auge, ſeit ihm plötzlich vor einigen Jahren ſein geliebter Leonardo da Vinci einige Meilen unterhalb Blois an der Loire, bei Amboiſe zum Tode erkrankt, ja in ſeinen Armen verſchieden war. Dieſer Gedankengang erinnerte ihn an Budé, und er fragte eilig Pennivet, ob dieſer ihm auch vollſtändige Abwartung ſeiner Fußwunde auf Chateaubriant empfohlen habe.

„Das hab ich zwar nicht, gnädiger König“ —

Du biſt und bleibſt doch der leichtſinnigſte Menſch—

„Aber der wißbegierige und vorgebildete Geiſt der jungen Gräfin ſchien ihn ſo zu feſſeln“ —

Alſo ſie hat auch ſolchen Geiſt?

„Sie unterhielt ſich mit ihm wenigſtens über eitel ſchwierige Dinge, und fand kein Ende mit Fragen, ſo daß ich wohl begreife, wie dem einfachen bretoniſchen Grafen dabei Angſt werden kann.“

Das klingt immer beſſer, wenn wir Zeit behalten, wollen wir morgen oder übermorgen ein Paar Pferde dran ſetzen — ah, unſre Mutter, Margareth!

Der König und deſſen Schweſter und mit ihnen die ganze Geſellſchaft erhob ſich, die Herzogin zu begrüßen, welche von einigen Pagen begleitet, heranſchritt. König Franz umarmte ſie, und Bourbon ſah mit Entſetzen, daß ſie, den König feſthaltend, heftig, wenn auch leiſe in ihn hineinredete, und dabei wiederholt mit ſchießenden Blicken die Geſtalt des Connetable aus der Geſellſchaft herausſuchte. Es war ihm unzweifelhaft, daß der Höhepunkt der Gefahr vorhanden ſei. Wirklich wandte ſich auch König Franz jählings zu ihm mit der Frage:

Und was meint Ihr, Connetable, zu ſieben Jahren ächter Treue?

Der Connetable, nicht raſch von Gedanken, aber feſt von Muthe, antwortete nicht ſogleich, ſondern beſann ſich —

Ich bin auch in dem Falle, fuhr der König fort, jetzt nach ſieben Jahren Rechnung abzuſchließen mit meinen Getreuen oder — Nichtgetreuen.

Königlicher Vetter, ſprach langſam und deutlich Bourbon, wenn das Verhältniß richtig begründet und von beiden Seiten gerecht behandelt iſt, da dünken mir ſieben Jahre Treue nicht mehr zu ſein als ſiebzig Jahre, und wo der Grund und die Gerechtigkeit fehlen, da iſt der ſchwächere Theil nicht ſieben Stunden ſicher, und er lebt nicht mehr in Zuverſicht, ſondern iſt bloßer Laune preisgegeben.

Bravo, Vetter, ſprach haſtig Margareth. Ihr kommt als geſunder Krieger unſern ſchwankenden Troubadours zu Hilfe. Setzen wir uns wieder, und Meiſter Clément, der darauf zu harren ſcheint, ergreife das Wort.

Ohne Seitenſprünge, Clément, rief der König, den der Anblick Marets immer zu erheitern ſchien, laß

eine Deiner nichtswürdigen Geſchichten heraus. Unmoraliſch ſind ſie doch alle, ſorge dafür, daß wir wenigſtens lachen können, denn es iſt ſchlechte Zeit.

„In der gaskoniſchen Grafſchaft Aleth“ — begann Clément Marot mit großer Ernſthaftigkeit, „hatte Einer Namens Vornet eine anſtändige Frau geheurathet, und er liebte deren Ehre und guten Ruf, wie dies allen Ehemännern eigenthümlich ſein ſoll. Er ſelbſt indeſſen wünſchte ſein Nebenvergnügen; denn dafür bin ich der Mann, pflegte er zu ſagen, mir ſteht mehr zu. Dies Nebengelüſt richtete er auf das Kammermädchen ſeiner Frau; aber dies war ein ordentliches Mädchen, und er war kein beſonderer Held. Er hatte zum Beiſpiel den ſehr ſchlimmen Fehler, daß er ſeinem Nachbar, der ein Schneider und ſein vertrauter Freund war, Alles erzählen mußte, was er vorhatte. Dies ſoll nie von Nutzen ſein, und dieſer Schneider und Freund war noch obenein jünger als er, und ließ ſich von ihm verſprechen, daß er ihm auch etwas von Liebkoſung ablaſſen müſſe, wenn er ſich hinreichend an dem ſchönen Mädchen gelabt habe. Das will ich wohl thun, ſprach Vornet, und ſie ga-

ben ſich die Hand darauf. Aber das Mädchen blieb ganz andrer Meinung und ging zu ihrer Herrin und verrieth ihr, wie ſie von ſolchen unerlaubten Nachſtellungen des Hausherrn gepeinigt werde! Madame Vornet war ſehr betreten, und wünſchte ihren Gemahl zu heilen von ſolcher Verirrung. Sie ſagte alſo zu dem Mädchen: Du biſt ſehr brav, und es ſoll Dein Schade nicht ſein, aber mit der Gröblichkeit erſticken wir Dergleichen nicht! Zeige Dich jetzt von Tage zu Tage geneigter, und erlaube ihm endlich, Nachts in Dein Zimmer kommen zu dürfen. Aber ſag mir genau, an welchem Tage Du das gethan, und mache aus, daß er nicht ein Wort ſprechen dürfe, weil ich es hören könnte. So that das Mädchen und der beſtimmte Abend kam, und Vornet und ſein Freund der Schneider waren der beſten Dinge und thaten ſich gütlich. Die tugendhafte Hausfrau aber entließ, während die Männer zechten, das brave Mädchen aus der Hinterthür, damit ſie zu den Ihrigen auf's Land hinaus gehn könne, und erwartete ihren leichtſinnigen Gatten im Zimmer des Mädchens. Er kam denn auch, verhielt ſich der Vorſchrift

gemäß ganz ſchweigſam, und ſchied inmitten der Nacht ſehr glücklich von ihr, ohne ein Wort zu ſagen. Er wußte, daß ſein Freund der Schneider mit Ungeduld wartete, und ließ dieſen ein. Die Frau war der Meinung, er kehre wieder, und widerſetzte ſich nicht, als ihr dieſer beim Scheiden den Ring vom Finger ſtreifte, auf den die Ehefrauen dortiger Gegend ſehr viel halten, und woran ſich mächtiger Aberglaube knüpft. Sie dachte, juſt mit dem Ringe will ich ihn morgen ſchön aufziehn, den Böſewicht!

Als Bornet ſeinen Freund, den Schneider mit dem Ringe kommen ſah, ging ihm ein ſchreckliches Licht auf, denn er hätte dieſen Ring aus tauſenden heraus erkannt, und er lief mit dem Kopfe gegen die Wand und ſchrie: O, ich unglaublicher Eſel!

Wie denn? ſagte ſein Freund der Schneider.

Was alle Welt wie den höchſten Schatz behütet, das hab ich ſelbſt — nein, es giebt keinen dümmern Menſchen auf Erden!

Aber wie denn, Bornet?

Wie denn! Wie denn! Gieb her den Ring, und pack Dich zum Teufel!

Hör' auf Clément, rief unter ſchallendem Gelächter ſämmtlicher Männer König Franz, Du verdirbſt die Jugend — was iſt?

Ein Courier aus Italien, berichtete ein Sekretair und überreichte dabei das Paket, iſt ſo eben mit Depeſchen angekommen, die als ſehr dringend bezeichnet ſind!

Der König riß ſie haſtig auf, und als er einige Zeilen davon geleſen hatte, ſtieß er einen unartikulirten Ruf aus, und ſtampfte mit dem Fuße, ſo ſchmerzlich wie grimmig ausrufend: O Lautrec! Lautrec!

So rief Auguſtus: Varus, Varus, gieb mir meine Legionen wieder! flüſterte Marot zu Duchatel.

Der König, auch für ſich künſtleriſch mächtigen Sinnes, und wohl im Stande, ſich zuſammen zu halten, hatte die Worte gehört, und blickte auf Marot, halb zerſtreut, halb im fortgährenden Grimme über die Nachricht, ſo daß dem vorlauten Dichter übel zu Muthe wurde —

Was iſt, mein Sohn? rief die Herzogin von Angoulême.

Was iſt? Italien iſt verloren, weil Lautrec keine

Unterſtützungen geworden ſind; die Aufgabe meines Lebens iſt geſcheitert. Wehe dem, der kein gut Gewiſſen, und Lautrec im Stich gelaſſen hat, ich werde ein unerbittlich Gericht halten und Niemand ſchonen, träfe die Strafe auch meine eigene Mutter!

Die Herzogin Louiſe erbebte ſichtlich, und wollte ſprechen, der König machte aber eine ſo entſcheidende Bewegung, daß Alles ſich auf der Stelle entfernte, und er allein blieb an dem zu luſtiger Rede erleuchteten und geſchmückten Orte —

Connetable von Frankreich! rief er plötzlich, und dieſer, welcher ſich eilig in der beſtürzten Menge fortdrängte, war genöthigt, zurückzukehren.

Der einen halben Kopf höher gewachſene König ſtand mit untergeſchlagenen Armen mehrere Minuten ſtumm vor dem der Anrede gewärtigen Kriegsmanne, und begann endlich mit langſamer Betonung folgende Worte:

Connetable, es liegen die übelſten Zeugniſſe gegen Euch vor — Ihr ſteht mit Kaiſer Karl in Verbindung —

Der Connetable ſchwieg.

So ſagen die Zeugniſſe. Als Connetable des Reichs, als Prinz des königlichen Hauſes hättet Ihr damit Ehre, Land und Leben verwirkt. Ihr thut wohl, nicht darauf zu antworten, denn ich hoffe, Ihr könnt nicht lügen —

Königlicher Herr —

Laſſen wir das! Ihr ſeid übel behandelt worden, Ihr ſeid gereizt worden, man hat gefehlt auch von königlicher Seite. Wir wollen einen Schleier werfen über die letzten Monate und Schritte, wir wollen Beide gut machen, was wir ſchlimm gemacht, die Ehre und Größe Frankreichs iſt in Gefahr, ſei ein würdiger Bourbon, und zieh das Schwert des Connetables, um es nicht eher wieder einzuſtecken, bis wir am Po unſre ſiegreichen Lilien aufgepflanzt haben. Sammle Deine Truppen, und erwarte mich mit ihnen in Lyon. Biſt Du bereit?

Zu Eurem Dienſt, mein König!

Der König reichte ihm die Hand, und ſie gingen nach dem Schloſſe, welches Bourbon fünf Minuten darauf mit ſeinem Gefolge verließ.

3.

Dieſe Verſöhnung war bereits nicht mehr möglich geweſen: Bourbon fand auf ſeinem Schloſſe Chantelle ſchon zum zweiten Male den deutſchen Grafen Reuß mit Vollmacht, die gereiften Unterhandlungen zu einem feſten Vertrage abzuſchließen. Er verließ ſich nicht auf die großmüthigen Wallungen ſeines Königs, er hatte zu tief hineingeſehn in den böſen Willen der Valois, und glaubte einer dauernden ſichern Exiſtenz im Bunde mit ihnen nicht mehr verſichert ſein zu dürfen, er ſchloß den Vertrag mit dem Grafen Reuß. Darin verſprach er, im Bourbonnais, in der Auvergne, in der Marche, im Forez, Beaujolais, den Domainen, welche ihm der König beſtritt, und in allen Provinzen, in welche er reichen könne, Vorbereitungen zum Kriege gegen den König zu treffen, während eine ſpaniſche Armee nach

der Gaskogne und dem Languedoc, eine englische und niederländische nach der Picardie, eine deutsche nach Burgund dringen sollte. Die Bourbonischen Domainen sollten mit dem Lyonnais, Dauphiné und der Provence zu einem Königreiche für ihn errichtet, und das übrige Frankreich sollte getheilt werden zwischen Kaiser Karl und König Heinrich VIII. von England, welchem der Titel eines Königs von Frankreich zufiele.

Franz hatte schon in Blois einige vage Andeutungen von diesem gefährlichen Pakt gehabt, und seine Mutter hatte ihm an jenem Abende mitgetheilt, daß der Großseneschal der Normandie, Herr von Brezé ihr geschrieben, zwei Seigneurs hätten in der Beichte ausgesagt, ein wichtiger Mann von königlichem Blute habe sie angeworben gegen den jetzigen Bestand des Staates. Aber Franz hielt es seinem Naturel gemäß für besser, Dergleichen durch ritterliches Vertrauen im Keime selbst zu ersticken, und hatte vor seiner Abreise nach Lyon nur den Befehl hinterlassen, jene Seigneurs zu fangen und an seine Mutter zu senden. Er selbst aber ging mit gutem Geleite nach dem Bourbonnais, und überraschte

den Connetable in Moulins. Hier wiederholte ſich die Scene von Blois, nur mit dem Unterſchiede, daß der König freier mit der Sprache herausging, und ihm für den Fall des Unrechts Verzeihung, und, der Prozeß möge vom Parlamente entſchieden werden wie er wolle, das ſichere Eigenthum der Bourboniſchen Herrſchaft zuſicherte. Es war zu ſpät; Bourbon konnte nicht mehr zurück, und konnte auch verſichert ſein, daß kein Verſprechen im Voraus ihn vor ärgſter Strafe des Königs retten könne, wenn der Vertrag ſelbſt jemals aufgedeckt würde. Er that alſo ſeinem harten Charakter alle mögliche Gewalt an, ſich eingehend zu beweiſen, geſtand, daß ihn der Kaiſer *geſucht* habe, daß er aber auf nichts eingegangen ſei, entſchuldigte ſich mit augenblicklichem Unwohlſein, welches allein ihn hindere, auf der Stelle mit dem Könige nach Lyon aufzubrechen, verſicherte aber, in einigen Tagen bei ihm einzutreffen in Lyon. So ſchieden ſie. Der König ließ einen Edelmann zur Aufſicht und zum Antreiben zurück, und Bourbon machte ſich wirklich langſam auf den Weg. In La Paliſſe aber riß er das Netz, und kehrte ſtracks

über den Allier zurück nach ſeinem Schloß Chantelle, dem Könige ſagen laſſend: er werde ihm dienen bis an den Tod, wenn er flugs ihm die Bourboniſchen Domainen wieder gäbe und den Prozeß niederſchlage. —

Es war die höchſte Zeit für ihn geweſen: eben hatten die Boten der Herzogin Louiſe und des Kanzler Duprat dem Könige die ausführlichen Geſtändniſſe jener Seigneurs Matignon und Argouges, welche in Blois auf Leib und Leben verhört worden waren, nach Lyon gebracht, und der König ließ bereits Truppen gegen Bourbon marſchiren, eh' deſſen Brief von Chantelle nach Lyon kam. Der Connetable war im Handumkehren daran, auf ſeinem Schloſſe belagert zu werden, mußte über Hals über Kopf ſeine Anhänger entlaſſen und nach entfernten Rendezvous-Plätzen vertheilen, und ſelbſt mit einem Begleiter, dem Seigneur von Pomperant, und zwar als deſſen Diener, hinauf in die Berge der Auvergne entfliehen, um ſpäter unter tauſendfacher Gefahr wieder zurück über den Rhone durch's Dauphiné nach Savoyen zu entweichen.

War nun auch vor dem Anſehn und der Nähe königlicher Macht dieſer furchtbar angelegte Aufruhr wunderbar ſchnell unmächtig geworden, ſo war doch dies Gelingen damals nicht ſogleich zu überſehen, und die ſcheinbar noch unſichre Lage nöthigte den König, vom perſönlichen Zuge nach Italien abzuſtehn. Von außen ferner hatte der angelegte Aufruhr rings herum die drohendſten Wetterwolken für Frankreich zuſammen gezogen, und kein Menſch mochte damals beſtimmen, bis zu welchem Grade dies ohne Schaden für das Königreich abzuwenden ſein werde. Eins aber bekümmerte König Franz über Alles: die Untreue und der Verrath des mächtigſten Pairs der Krone, des Vetters, des Waffenbruders, des ſchlichten Mannes, der ſchon inmitten des Trugs ihm Anhänglichkeit geheuchelt! Dieſer ſchreiende Widerſpruch gegen die Wiedergeburt einer Ritterswelt, wie ſie Leben und Seele des Königs beſchäftigte, dieſe Felonie beſtürzte ihn außerordentlich. Er war kein ſo zergliedernder Denker, daß er ſich jemals das ihm ſelbſt inwohnende moderne Element, das Element des Wechſelluſtigen, in allen möglichen Folgerungen vorgeſtellt

hätte; dies würde ihm die Idee seiner eignen ganzen Lebensexistenz sehr erschwert, diesen vorliegenden Fall aber sehr erleichtert haben.

Ohne diese Uebersicht zu gewinnen, war er melancholisch nach Blois zurückgekommen, und hatte sich gegen Gewohnheit allein in sein Gemach zurückgezogen. Der Diener hielt ihn für krank, und da ihm der Septemberabend ohnedies ein wenig kühl vorkam, so machte er ein knatternd Feuer in dem Kamine, welcher nach damaliger Sitte eine große, den Eintritt gestattende Nische des Zimmers bildete. Der König saß lange einsam im Schimmer dieser Flamme, und starrte trübsinnig hinein. — Als endlich der Diener fragte, ob der König zur Abendtafel größere oder kleinere oder gar keine Gesellschaft beföhle, fragte nach einigem Besinnen der König zurück: Wer ist hier in Blois von meinen gelehrten Herrn? Ist Kanzler Budé gekommen, und noch nicht nach Paris?

Zu Befehl, Majestät, er ist heut gekommen und noch hier.

Ah, schön. Also Er — wer ist sonst noch da?

Se. Hochwürden der Herr Biſchof von Tulle und Macon, Herr Pierre Duchatel, der mit Ew. Majeſtät zurückgekommen. —

Natürlich!

Herr Jean Juſte, der Skulpteur, und Herr Jean Couſin, der Maler, die morgen nach Paris gehn, und zuſammen mit Herrn Primatice reiſen wollten, der nach Fontainebleau will. —

Primatice iſt noch da? Schön! Und —

Herr Lascaris, Herr Marot —

Marot laß weg, bin heute nicht luſtig, doch nein, warum nicht! und vorher beſtelle mir den Kanzler des Parlaments, Herrn Duprat hierher!

So wie er dies geſagt, nahm er Papiere, welche auf dem Tiſche lagen, und ging ſie ſorgfältig durch. Es war eigenthümlich an ihm, daß er eine große Kunſt des Ueberblicks in allen Geſchäften hatte, und daß er ſich ununterbrochen beſchäftigt hielt, wenn auch keineswegs immer mit Staatsangelegenheiten. Langeweile kannte er nicht; etwas lernen, oder etwas thun, oder etwas genießen zu jeder Stunde, war ihm Bedürfniß, deshalb waren immer Künſtler und Gelehrte

um ihn, er mochte treiben was er wollte, und wenn er auf der Jagd umher ritt. Man ritt doch hie und da langsam, und da knüpfte er ein Gespräch an, oder es gab einen Halt, da wurde es verbreitet und erschöpft. Und gar beim Mahle! Das würzten ihm seine Gelehrten, wie er sie kurzweg alle nannte. Er verbrauchte deren außerordentlich viele, weil er jeden neuen so lange ausfragte und gleichsam preßte, bis er nichts mehr von ihm zu gewinnen glaubte. In diesem Betrachte hielt er Duchatel sehr hoch, den er lange Zeit als Vorleser benutzte und von dem er zu sagen pflegte, es sei der Einzige, dessen Wissen er nicht in zwei Jahren erschöpft habe. — Allerdings verwendete er auch gar viel Zeit auf seine Neigungen, aber diese Zeit hielt er am allerwenigsten für verloren. Leb' ich nicht dann erst ganz, wenn ich genieße! rief er aus; alles Uebrige hilft mir dazu, je mehr ich kenne, je mehr ich weiß, desto mehr hab ich Anknüpfung und Mittel zum Genusse, desto eher erhalte ich mir die Gesundheit an Leib und Seele, dies unerläßliche erste Bedürfniß zum Genusse. — Bei alle dem war der Verkehr mit ihm nicht leicht,

weil er raſches oder doch charaktervolles Eingehn auf ſeine Anregungen heiſchte, und ſchwankende Unſicherheit oder Halbwahrheit gröblich bei Seite ſtieß, und weil er Richtungen, die ſeinem Geſchmacke abſeits lagen, leicht mit gleichgültiger Geringſchätzung behandelte. In ſolcher Gefahr, welche Duchatel immer abzuwenden ſuchte, war von den oben Genannten Jean Couſin, ein ſehr mannigfaltiger Künſtler, in Mannigfaltigkeit der einzige Franzoſe, welcher dem genialen Italiener Primatice die Wage zu halten begann, denn er war wie dieſer Maler, Baumeiſter und Geometer in einer Perſon, und nur die Skulptur und den feineren Geſchmack hatte der Fremde vor ihm voraus. Couſin, der von der Glas- zur Oelmalerei überging, war von überkräftigen Vorſtellungen im Geiſte Michel Angelo's, und dies Ungeheuerliche war dem Sinne des Königs, der Raphael thurmhoch über Alles ſtellte, nicht genehm. „Der Menſch iſt das größte Kunſtwerk, Jean," ſagte er öfters zu ihm, „verlaß nicht deſſen Ausdehnungen und Kreiſe." Couſin malte bei den Minimen in Vincennes das jüngſte Gericht, und beſchwerte ſich, daß ihn der Kö-

niq ſeltner als Andre beſuche. „Warum malſt du Höllenfratzen, die mir die Phantaſie verunreinigen, ſtatt zu läutern!“ erwiderte er ihm darauf.

Ungefähr ſo viel Zeit, als dieſe Worte einnehmen, mochten vergangen ſein, da trat Duprat unter tiefer Verbeugung in's Zimmer. Der König ſah auf, und las dann weiter, bis die Schrift ganz zu Ende war.

Deine Darſtellung der Verſchwörung, Duprat, iſt ſehr klar gefaßt, und Deine Maaßregeln, Dich ihrer zu bemächtigen, ſind ſehr geſchickt geweſen. Ich danke Dir. 'S iſt abſcheulich, daß ſo tiefe Nichtswürdigkeit möglich iſt, und unſre Zeit und Thätigkeit in Anſpruch nimmt. Um ſo weniger Umſtände will ich damit machen, es muß den Seigneurs Dergleichen auf ewige Zeit verleidet werden. Die ſolcher Felonie überführt ſind, ſollen ſchmählichen Todes ſterben. Du haſt ihrer hier in Blois?

Zu Befehl, Majeſtät, und ich müßte unterthänigſt bemerken, daß ich zweien, die ich als Werkzeuge der Entdeckung benutzt, denen von Matignon

und von Argouges des Königs Gnade verſprechen mußte, um ſie redſelig zu machen.

Das Verſprechen iſt Deine Sache, die Gnade oder Ungnade iſt mein. Wer iſt der dritte?

Jean von Poitiers, dem nichts verſprochen iſt. Eure Majeſtät wiſſen, daß ich nicht weich und milde bin, aber es iſt wegen der Zukunft —

Man wird in Zukunft nicht mehr Dergleichen wagen, wenn man die raſchen bittern Folgen einmal geſehn.

Und thäten Ew. Majeſtät nicht beſſer, um aller Verantwortung baar zu ſein, Verhandlung und Urtheil, wie es der Sache angemeſſen iſt und vom Lande erwartet wird, dem Parlamente zu überweiſen.

Damit ſie verſchleppt werde in's Nachdruckloſe, denn dies Parlament hat mir bis jetzt nur Hinderniſſe bereitet, und man muß das Land daran gewöhnen, daß der König entſcheidet und nicht das Parlament.

Ew. Majeſtät entſchieden denn am Ende doch über Leben und Tod, auch nachdem das Parlament geſprochen, und ich möchte vorausſagen, daß das Par-

lament in dieſem Falle nicht wie in manchem andern hinter den Wünſchen des Königs zurückbleiben wird; denn in dieſem Falle haben wir, Eurer Majeſtät ergebene Leiter deſſelben, feſteren Boden als in andrer Frage, hier iſt der Hochverrath offenbar.

Ich brauche die Wirkung raſch!

Ich werde den Spruch nach Kräften beeilen, und das Vertrauen, welches wir hier dem Parlamente gewähren, trägt uns bei andrer Gelegenheit Früchte. —

Sind die Großſeigneurs der Normandie und Bretagne hierher beſchieden, wie ich von Lyon aus befohlen?

Sie ſind großentheils bereits angekommen. Mögen Ew. Majeſtät eine Form finden für die Remonſtranz, welche Sie ihnen zugedacht um der wenigen Schuldigen, die bis jetzt aus dieſen Provinzen entdeckt worden ſind. —

Sei unbekümmert um die Form, was der König thut, iſt Form. Auf morgen!

Hiermit war der Kanzler entlaſſen. Es gelang dieſem Manne nie, und doch war es die raſtloſe Abſicht deſſelben, mit dem Könige auf vertraulichen Fuß

nd Ton zu kommen: er that Alles für ihn, drehte
nd peinigte Recht und Form ihm zu Gefallen, und
ard allerdings dafür von der Herzogin Louise in
llen Dingen gefördert, aber vom Könige unwandel-
ar behandelt wie ein Mitglied jener verhaßten Op-
oſition im Parlamente, welche dem despotiſchen Ge-
üſte des Königs bald hier, bald dort entgegen trat.
in ſolcher Parlamentsrath war er nun gar nicht,
as konnte der König ſehr gut wiſſen, aber der König
ollte es vielleicht nicht wiſſen, und wollte wahr-
cheinlich einem Manne nicht dankbar ſein, den er
nnerlich verachtete. Franz ſchätzte den Unabhängig-
eits- und Rechtsſinn an Anderen wenig, er dachte
ich überhaupt nicht in Andere, er war gleichgültiger
goiſt, aber wer ihm zu Allem feil diente, den be-
andelte er eiskalt, und für all' ſolche und ähnliche
Verhältniſſe hatte er eine demüthigende Herren-Ma-
ier des Betragens. Wie er denn überhaupt, eben
eil er ſo gleichgültig egoiſtiſch und eine prächtige
ußere Erſcheinung war, durch ſtolze Majeſtät den
ranzoſen imponirte, wie nie vorher ein König, und
ie nach ihm nur Ludwig XIV., deſſen imponirende

Majeſtät aber viel mehr ein Ergebniß von Grundſätzen als wie bei Franz die Frucht eines rückſichtsloſen Naturells war.

Holla! rief plötzlich der König noch hintervein, als der Kanzler ſchon aus der Thür geſchritten — Herr Kanzler! Die Seigneurs der Bretagne und Normandie ſollen ſich augenblicks in der Kirche verſammeln und meines Befehls harren! Es kann ihnen zur Vorbereitung eine Meſſe geleſen werden!

Und auf einen Wink öffnete der Diener eine zweite Thür, welche in den neu gebauten Flügel des Schloſſes führte und einen quadratförmigen, hell erleuchteten Saal zeigte, in deſſen Mitte eine gedeckte Tafel ſtand, und in welchem die geladenen Gelehrten und Künſtler umher gingen. Der König trat ein, und grüßte ohne ſie anzuſehen mit der Hand, ſeine Augen gingen prüfend an den Wänden und an der Decke umher, deren Farben und Schmuck ganz neu und Gegenſtand ſeiner Prüfung waren.

Iſt Primatice da? fragte er, ohne den Augen eine andre Richtung zu geben.

Zu Befehl, Majeſtät, ſagte ein wohlgebauter Mann

von edlem, ſchönbärtigem Antlitze, und trat zum Könige.

Immer noch in den Anblick der Wände verſunken reichte er ihm die Hand, und ſagte leuchtenden Antlitzes: Du haſt das wieder ſehr ſchön gemacht, Meiſter! Weißt Du, daß die Narren ſagen, wir trieben unſere Künſte unchriſtlich ſinnlich? Die Sirenen und Faune in Simſen und Verzierungen ſeien allzu heidniſch!

Aber die Kunſt, ſprach Primaticc in gebrochenem Franzöſiſch, iſt ja Gott in ſinnlichen Formen!

Nicht wahr? Gott erhalte uns ſcharfe Sinne!

Daß wir uns wieder den volleren Formen eines fleiſchigen Körpers zugewendet in Bild und Bau, daß wir die langgereckten ſchmalen Linien, die mageren Kreuzesecken des Mittelalters verlaſſen, dies bildet ja eben ſeit Brunelleſchi das Weſen unſrer Renaiſſance, und Eure Majeſtät werden aus dem Plane Bramante's von Urbino zur neuen Peterskirche erſehen haben, daß es ſich in dieſer außerordentlichen Kompoſition überall um volle Rundungen, um heidniſche Fleiſches-

form handelt: die Kuppel des griechiſchen Pantheon ſoll das Ganze krönen.

Ich möchte das Werk beendigt ſehen, Primatice! Aber es ſchwebt mir eine andere Miſchung der Stile vor, die mich noch mehr intereſſirt. Du magſt mich morgen früh hinüber begleiten nach der Sologne in den Wald von Chambord, da liegt von den alten Bleſiſchen Grafen ein dürftig gothiſches Schlößlein am Saum eines unabſehbaren Eichenwaldes. Vom ſchmutzigen Thurme deſſelben ſah ich zuweilen hinaus in das grüne Waldmeer, es giebt nichts Schöneres, Primatice, als meilenweit über lauter Baumkronen, über die ſchwarzgrüne See von ſchwerer Sammtmaſſe zu blicken! Dorthin wollen wir ein Schloß bauen mit ſchlanken mauriſchen Zinnen, mit breiten, fleiſchigen Flächen und armrunden Schwingungen des wohlthuenden Geſchmacks, mit lockend aufſteigenden offen gehaltenen Thurmtreppen — noch weiter, noch freier, Meiſter als die, welche Du mir hier angelegt haſt! — mit ſüdlichem Dache zum Luſtwandeln, zum Waldgenuſſe hoch in der Luft; laß Deine Phantaſie kreiſen, Meiſter, und zeig mir morgen einen Entwurf! — Sieh da, Guil-

laume, da biſt Du ja! Iſt Dein Fuß heil, und Deine ſchöne Wirthin mit Dir in Blois?

Mein Fuß iſt heil, antwortete Budé, und folgte dem Könige in eine Fenſtervertiefung, aber meine ſchöne Wirthin iſt in der Bretagne geblieben.

Pfui doch! Iſt Chateaubriant hier?

Ja, Eurem Aufrufe an die Barone gemäß; aber er hütet die Gattin vor Aller Blicken wie einen Juwel, und er hat Recht, ſie iſt ein Juwel.

Den ich ſehen will, foi de gentilhomme! mich dürſtet nach dem Anblicke eines ſchönen Weibes wie den Hirſch an dürrem Tage nach einer friſchen Quelle. Wir wollen in der Nacht aufbrechen, und die ſchöne Schloßherrin überraſchen.

Thut das nicht, königlicher Herr! Laßt die Zeit bilden, vielleicht bildet ſie ein edles, dauerndes Verhältniß. Aber reißt nicht dies ſchöne und edle Geſchöpf in wilde Kreiſe!

Ich ſehe, Du haſt Deine theologiſchen Aufträge für England noch im Kopfe! Du biſt zu gewiſſenhaft Budé, das haſt Du in Rom erfahren, als Du Dich

Jahrelang wegen des Konkordats von den heiligen Leuten täuschen ließest!

Besser getäuscht als täuschend mit dem Edelsten! Meine Nachforschungen in England, königlicher Herr, haben übrigens dahin geführt, daß über den Gang des Kirchenlebens, das täglich verworrener wird, keine Gemeinschaft mit König Heinrich zu finden sein dürfte. Es sind unlautre Elemente in ihm: die Päpste möchte er wohl allenfalls los sein, aber die Kirche will er nicht bessern. Und in unseren Schul- und Lehrplänen sind wir ihm voraus, haltet nur fest, Herr, an unsern neuen Einrichtungen in Paris, so wollen wir die Wissenschaft wohl aufbringen. Schafft mir nur die Mittel, noch zehn Lehrer zu besolden —

Die Mittel, die Mittel! Ich habe selbst kein Geld, und Alles hat sich bedrohlich, und neue Summen in Anspruch nehmend verändert. Deshalb jagte ich Euch Boten nach der Bretagne entgegen, weil die Pläne, um derentwillen ich Euch nach England geschickt, über Nacht veraltet waren. Rathen und helfen sollt Ihr! Du magst morgen nach Tours hinabgehn, und prüfen, ob es ohne allzu großen Skandal möglich ist, das

ilberne Gitter vom Grabmahle des heiligen Martin wegzunehmen. Ludwig XI. verſtand ſich auf Politik und nicht auf Kunſt, und Du mußt den Leuten von Tours begreiflich machen, daß ein ſchönes Gitter für ihren Heiligen nöthig und in Arbeit ſei — Jean Juſte, reite morgen früh mit dem Kanzler nach Tours, vermiß das Grabmahl des heiligen Martin, und entwirf mir eine Skizze, wie ein Geländer von gutem Marmor anzubringen ſei! — Komm mit hinaus, Guillaume, ich habe noch Anderes mit Dir zu berathen.

Er nahm ihn an der Hand und führte ihn in's Freie an den Abhang der nach der Loire hinab ſteht. Die Diener waren hierdurch genöthigt, die Speiſen wieder abzutragen, damit ſie nicht kalt würden; ſie waren's am Könige gewohnt, daß er keine Stunde, nicht die eigen befohlene hielt, und wehe ihnen doch, wenn dann die Speiſen weniger gut und friſch erſchienen. Er war ein gar ſchwer zu befriedigender Herr. Und nicht etwa weil heute nur Gelehrte und Künſtler des Mahles harrten, zeigte er ſich darin ſo gleichgültig, o nein, alle Großen des Reichs mochten ge-

laden ſein und vor Hunger und Harren vergehen, er nahm darauf keine Rückſicht, wenn ihn zur feſtgeſetzten Stunde irgend etwas Anderes intereſſirte. Drang der Geſchäfte war es ſelten, war es eigentlich nie, was ihn dazu vermochte: auch die Geſchäfte ließ er warten, ſchob er bei Seite, wenn ſeinem Sinne ein Reiz entgegen trat. Noch weniger war es Abſicht, den Herrn zu ſpielen, die ihn zur Rückſichtsloſigkeit jeder Art bewogen hätte, nein, immer und überall war es der fragloſe Egoismus ſeines Weſens, dem nur eben lebendig anzugehören, was ihn eben am Lebendigſten ergriff. So verzögerte er oft hundert Menſchen und hunderterlei Anſtalt um eine Stunde, damit er ein Geſpräch, welches ihn ſpannte, zu Ende brächte.

Es war eine finſtre Nacht, und der Wind ſtrich hohl aber warm das Loirethal herauf. Der König ſetzte ſich auf einen Bauſtein, und ſchwieg lange — Ich halte Dir's hoch, Guillaume, daß Du der Königin Claude ſtets das Wort redeteſt, wenn ich haſtig war. Jetzt fehlt ſie mir mit ihrem ſtillen, richtigen Maaße, und ihrem beſchwichtigenden ſanften Auge.

Sie konnte ſchöner ſein, wie oft hab' ich's bitterlich ausgeſprochen; aber ſie liebte mich feſt, und war ſtets lieb, ich mochte kommen, wann ich wollte, ich mochte ſein, wie ich wollte. Ich ſpreche von ihr wie von einer todten Frau, Budé, denn die Aerzte ſehen täglich ihrer Auflöſung entgegen, ſie ſoll kaum noch einem menſchlichen Weſen ähnlich ſehn. — Ich bedarf wieder eines Weibes. Eines Weibes, das mich gewähren läßt und doch mich liebt. — Und jetzt iſt doch dies Frankreich wie ausgeſtorben, ich begegne keinen ſchönen Geſchöpfe mehr. Mein Gott, wenn ich an meinen Aufenthalt und mein Zuſammenſein mit dem Pabſte in Bologna denke nach der Marignano-Schlacht, in welchem Ueberfluſſe ſchwelgte ich da! es war, als ob ich nicht Augen und Hände genug hätte, die Schönheitsblumen, welche die Erde bot, zu pflücken!

Ihr wart mehr denn ſieben Jahr jünger, mein König!

Sage nicht, daß es dies allein war, die Schönheit iſt in Frankreich dünne geſät, und ſchon deshalb wäre ich gern wieder nach Italien gezogen, und verwünſche dieſen Connetable, deſſen Umtriebe mich hier

feſtbannen, und Ihr Alle wollt nun einen ſeltnen Schatz in der jungen Foix entdeckt haben, und wollt ihn mir verſchließen, was habt Ihr?

Wie glücklich wäre ich mein König, könnte ich Brautführer ſein für dieſe liebliche Françoiſe, könnt ich ſie für die Dauer des Lebens meinem Könige entgegen bringen! Ach, es hat mich dieſer Gedanke auf Chateaubriant fortwährend beſchäftigt, denn nie iſt mir noch ein Naturel begegnet, welches dergeſtalt wie für Euer Weſen angelegt und ausgebildet worden wäre: heiter und doch innig, ſchwärmeriſch und doch witzig, talentvoll in Allem, was ihre Hand berührt, was ihre Seele nur einen Augenblick aufnimmt, ſinnvoll für alles Gedanken- für alles Formenleben, und ſchön wie ein Engel —

Budé, höre auf, dies Weib muß mein ſein, ſo wahr die Loire zu ihr hinabfließt nach der Bretagne!

Ich würde der Stunde fluchen, in welcher ich Euch alſo von ihr geſprochen, wenn Ihr nach ihr trachtetet in leichter, galanter Weiſe!

Und kann ich nicht ernſthaft nach ihr trachten? Bin ich nicht heut oder morgen Witwer? Wird

nicht der Pabſt um ein Wort ein Weib für mich ſcheiden?

Mein König!

Ich heurathe nicht mehr aus Politik, ſeit die politiſche Heurath mich auf den Thron gebracht —

O mein König, könnte es jemals alſo werden zwiſchen Euch und ihr! Ach nein, Ihr ſeid ein zu raſcher, Viel verbrauchender Herr, Ihr ſeid nicht zu feſſeln, Ihr ſeid nicht —

Nun, was bin ich nicht?

Nicht treu!

Budé, Du wirſt dreiſt.

Das werd ich, mein Gebieter, ich weiß es.

Und Du irrſt Dich! Iſt nicht Treue der Mittelpunkt alles Ritterthums, und bin ich nicht ein Ritter von ganzem Herzen?

Das ſeid Ihr, Herr!

Alſo! — Gehen wir näher auf die Sache ein, es iſt mir hoher Ernſt, und ich will ſie ſehn, ſo wahr ich ein Ritter bin. Den Grafen Chateaubriant liebt ſie ſchwerlich —

Nein, ſie ward, ein noch nicht fünfzehnjährig

Mädchen, dem verlebten wüſten Grafen zugeführt; doch ſie iſt ihm ſtrenge Gattin.

Wie bewegen wir ihn, ſie daher nach Blois zu rufen?

Das bedürfte wunderbarer Künſte. Er verſteht ſich ſchlimmer und frecher Maaßregeln von Bonnivet, und hat ſie unter ſtrenger Hut zurückgelaſſen und unter dem abſonderlichen Gebote, das Schloß nur zu verlaſſen, wenn er ihr das verabredete Zeichen ſendete —

Was iſt das für ein Zeichen?

Es iſt die Hälfte eines Ringes, der zur andern Hälfte, welche er ihr gegeben, ganz genau paſſen muß.

Er führt alſo die eine Hälfte bei ſich! Wenn man ſie nur auf 24 Stunden haben könnte, meine Künſtler ſollten ſie ſchon zu Stande bringen — genug davon, ich werde hungrig, komm zur Tafel Guillaume.

Die Kirche drüben iſt ja erleuchtet, königlicher Herr!

Der König lachte und rief: Faſt hätt' ich's vergeſſen, die Normänner und Bretonen beten dort, bis ich komme, unſer Ringherr iſt darunter, was iſt?

Die letzte Frage galt einem ihm auf der Schwelle des Schloſſes entgegentretenden Edelmann des Hofhaltes, der zu berichten hatte, die Meſſe drüben wäre lang zu Ende, und die Seigneurs —

Die Seigneurs werden warten, bis ich geſpeiſ't habe!

Und in den Saal der Garden tretend ſchwenkte er die Hand, und die Trompeten bliesen ſchmetternd das Signal, der König ſetzte ſich zur Tafel, und die Diener flogen, als habe der Blitz in's Haus geſchlagen.

4.

Gleich bei Beginn der Tafel war Bonnivet, der geübteſte Mann in galanten Unternehmungen, vom Könige, welcher Bude's Worte trotz alles Gegenſcheins nicht einen Moment aus den Augen verloren, unterrichtet, um welche Aufgabe es ſich handle; und die Diener griffen noch nicht an den Abhub des erſten Ganges, da war Bonnivet's Diener ſchon auf dem Wege, der ſchwierigen Aufgabe nahe zu treten. Dieſer Diener, Namens Florio, war eine Eroberung, welche ſich Bonnivet aus dem Kriege in Italien mit heim gebracht hatte. Italien war damals, was heute Frankreich iſt: das raffinirte Leben war dort unvergleichlich weiter ausgebildet als in einem Lande Europa's, die Anſtelligkeit der Italiener zur Intrigue war und iſt die größte, und Florio, aus Rom ſtammend, war einer der abgefeimte-

ſten Italiener. Die innerlichen Fragen, welche die europäiſche Welt bewegten, waren ihm vom Mittelpunkte der damaligen Welt her, oberflächlich geläufig, und in der Wahl der Mittel war er durchaus nicht blöde. Er hatte einem Prälaten gedient, und in welchen Gedankenkreiſen ſich damals die hohe Geiſtlichkeit bewegte, mag daraus erſichtlich werden, daß die Päbſte ſchon vor zehn Jahren auf einem Lateran-Konzilium für nöthig befunden hatten, die „ketzeriſche Lehre von Sterblichkeit der Seele" zu bekämpfen. Der Platonismus, der frühere Schöpfer ſo mancher intereſſanten logiſchen Schwärmerei, war bereits ganz aus dem Trachten der Geiſtlichkeit verdrängt, und hatte ſkeptiſchen und epikuräiſchen Syſtemen Platz gemacht. Jagd, Koncerte, Dichtkunſt und Theater beſchäftigten außer den bildenden Künſten den genialen Pabſt Leo, und man ſpielte vor ihm im Vatikan Machiavelli's Luſtſpiel „la Mondragore," worin das Mönchthum verlacht, und Leichtfertigkeit in ausgelaſſenſter Art verherrlicht wurde. Wie der Herr, ſo die Diener: die Prälaten eiferten dem Pabſte nach und die Diener der Prälaten waren die raffinirteſten Bur-

ſchen der Welt. Zu Bologna bei der berühmten Zuſammenkunft des Königs mit dem Pabſte, welche den König mitten unter Künſte und Künſtler gebracht hatte, war Bonnivet zur Werbung Florio's gekommen, und er hatte ihn ſeitdem häufig genug zur Betreibung von Abenteuern des Königs benutzt.

Florio ſtieg in die dunkle Stadt hinab, um die Dienerſchaft Chateaubriant's kennen zu lernen. Alle Schenken waren mit Trabanten der Seigneurs angefüllt, denn ein Seigneur damaliger Zeit war ein kleiner König, und reiſte mit großem Troß. Alles war noch lebendig, da die Pairs in der Kirche noch immer des Königs harrten, und auszufinden wußte ſich Florio in dem kleinen Orte Blois gar bald. Er wußte nach Verlauf einer Viertelſtunde, daß ein ſtämmiger Breione Namens Baptiſte, ein ſchon bejahrter Burſche mit röthlichem Haar und finſtrer Miene der Hauptdiener Chateaubriant's ſ[illegible] und nachdem die erſten Uebelſtände des ſchwer verſtändlichen Patois, welches Baptiſte redete — denn ein allgemeines Hochfranzöſiſch lag auch bei dem höheren Stande noch gar ſehr im Argen — überwunden waren, ſaß er

ihm bei der Kanne Wein vertraulich gegenüber. Er kannte bereits durch zehnjährigen Aufenthalt die Eigenthümlichkeit jeder einzelnen französischen Völkerschaft, und wußte vortrefflich, wie insbesondere ein Bretone zu behandeln sei. Diese Völkerschaft hat am Meisten germanische Art, und ist wohl am Dauerndsten und Allgemeinsten von englischen Volkstheilen genährt worden. Ihr nebliges Land macht sie zur Melancholie, zu grübelndem Nachdenken und zum Trunke geneigt. Baptiste horchte mit Theilnahme Florio's Schilderungen des römischen Prälatenlebens, das dieser, der sich des Zutrauens halber für einen gebornen Franzosen ausgab, in der Kriegsgefangenschaft kennen gelernt haben wollte, und sprach im eifrigen Zuhören eifrig dem burgundischen Weine zu, welchen Florio an die Stelle des leichten Touraine-Weines geschoben hatte. Bald glühte der Zuhörer, und folgte bereitwillig dem Vorschlage Florio's, sich aus der lärmenden und störenden Gesellschaft zurückzuziehn, um freier über Gott und Kirche sprechen zu können. Frei genug waren zwar ringsum die Aeußerungen der Fremden, aber nur auf Kosten des

Königs, den ſie in Schatten ſtellten neben ihren, wie ſie zweifellos meinten, eben ſo königlichen Gebietern. Aber Florio hatte für Baptiſte eine Schilderung der deutſchen Ketzer und eine offne Beſprechung ſolcher Lehren begonnen, und Baptiſte, darauf ſehr begierig, ſchlug das Erwünſchte ſelbſt vor, und führte Florio in das Haus, welches Graf Chateaubriant zu ſeinem Abſteigequartier erwählt hatte. Prüfend warf dieſer ſeine Blicke unter den umherliegenden Mantelſäcken umher, und zehnmal verſuchte er es auf andere Weiſe, Baptiſte für einige Zeit aus den Zimmern zu entfernen. Dies gelang nicht, wohl aber wirkte bei vorrückender Nacht der Burgunderwein, und der bretoniſche Diener, die Arme auf den Tiſch, den Kopf auf die Arme ſtützend, entſchlief, und ſchlief mit allen Zeichen ſchwer gebundener Kräfte, Stirn und Augen immer tiefer hineinwühlend in die ledernen Aermel des Wamſes.

Die Wohnung des Grafen beſtand aus zwei kleinen Zimmern, deren Verbindungsthür offen ſtand, und die eine Treppe hoch nach dem Hofe hinaus gelegen waren. Es blieb den Seigneurs keine beſondere Wahl in Blois, da ihre Anzahl den Ort überfüllte.

Hist. Univers. Lyon

Unten im Hofe ſtanden die Pferde des Grafen, wohl zehn an der Zahl, und es ſchliefen die übrigen Leute ſeines Gefolges theils im freien Hofraume, theils in den Ställen. Man machte damals keine Umſtände mit der Dienerſchaft: ſie bekam reichlich zu eſſen, und mochte ſich übrigens nach einem Kopfkiſſen umthun. Wer nicht Herr war, freier Seigneur auf ſeinem Erbe ſitzend, oder auf ſein Schwert pochend, der war kein Gegenſtand irgend welcher Beachtung. Nur der Leibdiener ward zu größerer Sicherheit und Bequemlichkeit des Herrn näher und deshalb auch beſſer gehalten. So hatte Baptiſte in dem einen Zimmer ein Lager von Decken an der Erde. — Habſeligkeiten des Grafen waren wol auch hier umhergeſtreut, Wäſche, Kleidungsſtücke, Sporen, Waffengeräth, aber ein Schmuckſtück wie den halben Ring, nach welchem Florio aus war, ſuchte er hier nicht, ſondern darnach richtete er ſogleich ſeine Schritte in des Grafen Zimmer, nachdem er ſich prüfend durch einige laute Tritte über Baptiſte's feſten Schlaf vergewiſſert hatte. Auf Flur und Treppe war es ruhig, vom Hofe herauf war ein gleichmäßig Geräuſch der Reitknechte zu hö-

ren, die nicht zur Ruhe durften, bevor der Herr daheim sei, und so durchstöberte Florio beim Schein der Lampe, welche er Baptiste entführt, die offenen Mantelsäcke, die Schubläden und Schränke. Er fand nichts verschlossen, denn der damalige Seigneur war vertrauensvoll, und führte wenig Geld bei sich; aber er fand auch nicht, was er suchte, und wiederholte sich, verdrießlich vor einem Kästchen mit Ketten und Waffenschmuck des Grafen stehend, was er sich schon bei Einleitung des Unternehmens immer im Stillen vorgesagt hatte: der Graf werde solch ein werthvolles Kleinod am eignen Leibe verwahrt tragen. Dieser ihm nicht tröstliche Gedankengang ward obenein durch das bedenklichste Geräusch unterbrochen: er hörte die Hausthür öffnen, und sporenklirrende Tritte die Stiege herauf kommen. Das war allem Vermuthen nach der Graf. Florio eilte hastigen leisen Schrittes zu Baptiste zurück, schüttelte diesen heftig und löschte die Lampe. Während dieser im Dunkeln sich nur unvollständig ermunterte, schlüpfte Florio unter die Decken von Baptiste's Lager — denn er wollte nicht nur ungesehn sein, sondern er wollte auch da bleiben —

und der Graf trat ein, gröblich ſcheltend, daß er kein Licht fände. Es war noch ein anderer Seigneur bei ihm, und er führte dieſen ſo gut es ging im Dunkeln nach ſeinem Zimmer hindurch, während Baptiſte ſchwerfällige Verſuche machte, Licht zu entzünden. Glücklicherweiſe ſchienen die Seigneurs in vorherrſchender andrer Aufregung zu ſein, und deshalb wenig Acht auf die Umgebung zu haben. Sie ſprachen in den härteſten Ausdrücken vom Betragen des Königs, der ſie bis Mitternacht in der Kirche hatte warten und ihnen dann erſt durch den verhaßten Emporkömmling Bonnivet hatte anzeigen laſſen, er würde ſie nicht eher ſprechen, als bis ſie jeden Theilnehmer an der Bourbonſchen Verſchwörung in ihren Provinzen ausfindig gemacht und ausgeliefert hätten —

„Sind wir denn, rief Graf Chateaubriant in großer Entrüſtung, Diener und Unterthanen dieſes übermüthigen Valois geworden. Verdient er nicht, daß wir den Lehnseid ihm kündigen, da er als ſo übergreifender Lehnsherr ſich beträgt! Ich beharre dabei, daß wir bei Anbruch des Tages heim reiten, wir alle nach Rennes, Ihr alle nach Rouen, und ihm vom

Seneſchal jedes unſrer Reiche ſagen laſſen, er habe ſich übler Dienſte von uns zu verſehen, wenn er ſeinen formloſen Uebermuth nicht herabſtimme."

Ich kann leider für die Normandie nicht dazu rathen, ſprach der andre Seigneur, den man, einen kleinen zierlichen Mann, bei endlich angezündeter Lampe mit dem Grafen auf und nieder ſchreiten ſah — denn mein Schwiegervater iſt in Lebensgefahr, und unterliegt, wenn ich zum Trotze der Provinz helfe, und mich dadurch der Fürſprache beim Könige begebe.

„Habt Ihr ihm nicht zur Kenntniß des Bourbonſchen Unternehmens verholfen — Gott gebe, daß Ihr's nie bereuen mögt! — iſt er Euch nicht zu Dank verpflichtet?"

Er ſcheint's für bloße Lehnspflicht anzuſchlagen, und es ward mir nicht einmal der Zutritt zum Gefängniß des Grafen von Vallier geſtattet; meine Frau wird außer ſich ſein. Sorget, daß der Eurigen nicht ähnliches Herzeleid bevorſteht, ich höre, ihr Bruder Lautrec iſt auf dem Wege daher, und höre, daß er zu ſchonungsloſer Verantwortung gezogen werden ſoll. Unſere Schritte müſſen wohl erwogen ſein, denn der

König hat weit aussehende Pläne, scheut wie Lud-
wig XI. keine Mittel, und wird wahrscheinlich durch
den schlimmen Duprat Herr des Pariser Parlamentes,
das in juristischen Wendungen unsern Landesherrlich-
keiten am Liebsten überall abzwackt!

„Ach was! haben wir nicht auch Parlamente! Was
schiert uns das Pariser, aber die Spitze müssen wir
ihnen bieten, sonst wachsen uns diese hörigen Men-
schen zu Kopfe. Ihr thut Unrecht, Brezé, durch An-
schluß an dies Regiment der Valois irgend eine gün-
stigere Wendung, irgend ein Heil zu erwarten! Wer
sind sie? Arme Ritter durch glückliches Aussterben
auf den Thron gebracht! O Anna, Anna, wie thö-
richt war's, König Ludwig zu heurathen, und uns
Bretonen an dies falsche Königshaus zu bringen,
Deine liebliche Claude, unsers Landes Blume an die-
en frechen Valois zu opfern, der Dich und Deine
Erbschaft Bretagne nicht zu schätzen wußte. Wie viel
esser wäre uns, wir wären allein geblieben, oder
ätten uns an England geschlossen!"

Nicht doch, Chateaubriant, das ist unfranzösisch!

„Französisch! Was ist französisch! Es ist eben der

Kram, den ſie aufbringen möchten, um uns unterzubringen; denn Alles unter dieſem Namen geht auf Beeinträchtigung unſrer Herrenrechte hinaus. Was Franzos! Ich bin Bretone! Seid Ihr Normann! Nur wenn wir auf uns halten, hält man auf uns und achtet unſre Rechte. — Lautrec! Lautrec! Es wäre abſcheulich, wenn er an ihn griffe!"

Er hat ihm ein Heer und ein Land verloren!

„Das Unglück hat ihm Beides verloren, Lautrec iſt brav und von Foirſchem Blute, ich denke, er ſoll ihm die Zähne weiſen! Aber wir müſſen uns rüſten, Brezé, es thut bitterlich Noth."

Wir ſprechen noch darüber, gute Nacht Graf.

Während dieſes Geſprächs hatte Baptiſte, welcher ſeines Beſuches völlig vergeſſen zu haben ſchien, den Nachttrunk des Grafen, einen ſtarken Pokal mit Wein zurecht gemacht, und auf den Tiſch geſtellt, und hatte ſich, der eignen Nachtruhe eingedenk, ſeinem Lager genähert, um die Decken aufzuſchütteln. Dabei entdeckte er natürlich Florio, und da er deſſen gar nicht gewärtig und nicht ſchnell von Begriffen war, ſo ereignete ſich dieſe Entdeckung nicht ohne Ruf des Er-

ſtaunens und nicht ohne hervorgeſtoßene Fragworte. Unglücklicherweiſe geſchah dies gerade, als der Graf den Herrn von Brezé in Baptiſte's Zimmer geleitete, um ihn durch dieſen einzigen Ausgang nach Vorſaal und Treppe zu führen, und Florio's Anweſenheit wurde dabei entdeckt. Bei des Grafen heftigem Dreinfahren ſprang Florio in die Höhe, und verſuchte es, in eiligen Worten ſein Daſein der Wahrheit gemäß zu erklären und zu entſchuldigen, ehe er aber damit zu Ende kommen und die Ungeduld des Grafen es anhören konnte, ſagte Herr von Brezé mit halber Stimme zum Grafen: Er hat uns behorcht! — „Ach was!" entgegnete dieſer, „was wir ſprechen kann die ganze Welt hören!" — Es iſt aber, ſetzte Breze hinzu, ich kenne ihn, der Diener Bonnivet's! — „Was?" ſchrie bei dieſen Worten der Graf laut auf, und ſprang nach einem mit Geräthſchaften angefüllten Tiſche, „wo iſt die Peitſche!?"

Ehe er ſie indeſſen hervorziehn konnte, war Florio wie der Blitz an der Ausgangsthür, war hinaus, und war verſchwunden, bevor die einander hindernden Männer mit Licht ihm folgen konnten. — Es war

dieſer Italiener in Verfolgung ſeiner Zwecke von erſtaunlicher Frechheit: er hatte im Nu überſehn, daß er, einmal erkannt, ſeinem Ziele nie wieder ſo nahe kommen würde als eben jetzt, und er flüchtete mit dem Vorſatze, das Haus um keinen Preis zu verlaſſen, richtig vorausſetzend, daß man ihn am Wenigſten jetzt in der Nähe vermuthen und ſuchen werde. Der Vorſaal beſtand, wie bei den meiſten Häuſern jener Zeit, aus einer offnen Gallerie, welche um die Winkel des Hauſes umher lief. Statt alſo gerade aus nach der in Hof und Hausflur hinab führenden Treppe zu flüchten, wendete ſich Florio ſogleich rechts nach der Seite, auf welcher die Gallerie keinen Ausgang bot, und drückte ſich hinter den nächſten Pfeiler. Wirklich ſtürmten auch die Verfolger gerade aus nach der Treppe zu, und die Treppe hinab. So wie Florio inne wurde, daß ſie bis zur Treppenwendung vorüber waren, ſchlüpfte er behende durch die offen ſtehende Thür in's Zimmer zurück, und eilte ſicheren Schritts im Dunkeln nach dem Tiſche, auf welchen Baptiſte den Nachttrunk des Grafen geſtellt hatte. Mit der einen Hand ergriff er den Pokal, mit der

andern holte er aus dem Wamse ein Fläschchen hervor, zog mit den Zähnen den Pfropf ab, und goß den Inhalt in den Pokal. Dann taſtete er im Zimmer umher, einen Verſteck ſuchend, welchen er ſich ſchon vorher von Baptiſte's Lager aus erkoren hatte. Es war der Winkel rechts vom Eingange: ein Vorhang von alter Serge war dort ausgeſpannt, um die dahinter hängenden Kleider vor Staub zu ſchützen. Auf dem Wege dahin verließ ihn einen Augenblick das Glück, er fiel über einen Stuhl, und verlor das geleerte Fläſchchen aus der Hand. Darnach umher taſtend hörte er, daß der Graf und Baptiſte die Treppe herauf zurück kamen, und es blieb ihm nun nichts übrig, als das Fläſchchen im Stiche zu laſſen, und eiligſt hinter den Vorhang zu flüchten.

Der Graf war in großem Zorne und verſetzte einem Diener einen empfindlichen Peitſchenhieb. Baptiſte ertrug ihn ruhig, und machte ſchweigend Alles recht, was zur Nachtruhe ſeines Herrn gehörte. Dieſer, welcher ſich ſelbſt die Kleider herunter riß, griff im Vorübergehn nach dem Pokale, und trank in vollem Zuge. Da trat Baptiſte mit ſeiner ſchweren

Sohle auf das Fläſchchen, daß es knirſchend zerſprang — Was iſt da? rief der Graf, den Pokal abſetzend und hinzutretend — Ich weiß nicht, murmelte Baptiſte, die Scherben zuſammen ſuchend. Der Graf riß ihm eine der Scherben aus der Hand, betrachtete ſie bei der Lampe, und entdeckte eine klebrige Feuchtigkeit daran. Er hielt ſie an die Naſe und roch dann in den Pokal hinein, als ob ihm ein Zuſammenhang auftauche. Dann rief er Baptiſte nahe zu ſich, und ſah ihm eine Minute lang ſtarr und forſchend in's Auge, gleich als ob er die Möglichkeit eines Falſch's in dem Diener ergründen wollte. Baptiſte zuckte nicht mit der Augenwimper. „Trink den Reſt!“ ſprach hierauf der Graf und hielt ihm den Pokal hin. Baptiſte verſtand nichts davon, trank aber ohne Zögern, ja behaglich den Becher leer bis auf den Grund.

Darauf legte ſich der Graf ſchweigend zur Ruhe, und Baptiſte, nachdem er die Lampe in des Grafen Zimmer getragen, und deren Schein durch einen vorgeſchobenen Seſſel vom Bette des Herrn abgewendet hatte, that desgleichen. Nach Verlauf einer Viertel-

ſtunde ward Florio bei der eintretenden Todtenſtille inne, daß der römiſche Schlaftrunk auch auf die erregten Gemüther ſeine Wirkung nicht verſage, und als Baptiſte erſt leiſe, dann laut zu ſchnarchen begann, öffnete er den Vorhang, neſtelte behutſam ſeine Schuhe auf, ſtreifte ſie ab, trug ſie an die Ausgangsthür, und ſchlich nun an die offene Thür des Gemachs, in welchem der Graf ſchlief. Wohl eine Viertelſtunde lang blieb er regungslos an der Schwelle ſtehn, mit geſpannter Aufmerkſamkeit horchend, ob die Athemzüge des Schläfers tief und regelmäßig ſeien. Als daran nicht mehr zu zweifeln war, trat er leiſe an den Fuß des Bettes, und betrachtete mehrere Minuten unverwandt den Grafen.

Je länger er hinſah, deſto mürriſcher wurde das Geſicht des Italieners; denn wie ſehr ſich ſein Auge an die trübe Beleuchtung gewöhnt, und alle Blöße am Grafen betrachtet und geprüft hatte, es zeigte ſich keine Ringeshälfte. Florio hatte darauf gerechnet, ſie würde an einer Kette auf der Bruſt hängen, aber die ſchwarz behaarte Bruſt des Seigneurs war ziemlich unbedeckt vom Nachthemde, zeigte aber nicht Kette

noch Ring. Es bedurfte keines geringen Grades von Entſchloſſenheit, um noch näher zu treten, noch näher zu prüfen: das bleiche Geſicht, von ſchwarzem Barte und von tief hinter die hohe Stirn und die breiten Schläfe zurücktretendem ſchwarzem Haare dünnen Wuchſes umſäumt, die tiefliegenden Augen, die ſcharfe Adlernaſe, das ſtarre Zucken in den Zügen, die über die Decke heraus geſtreckte magre Hand, Alles das wirkte wie eine drohende Macht. Zuweilen ſchwollen ſogar Adern und Muskeln des halb entblößten vorgeſtreckten Armes zuſehends an, und die Hand erhob und krümmte ſich, als ob ſie ſich ballen wollte. Aber Florio war verwegen, er wußte, daß es für den König galt, und daß Schutz wie Lohn groß ſein würden, er ſchritt vor am Bette, um das Hemd noch weiter zurückzuſchlagen von der Bruſt. Erſt hielt er die Hand eine Weile erhoben über jener, um zu prüfen, ob der Schläfer gegen ſolche Nähe irgendwie empfindlich ſein und zurückwirken werde. Er ſchlief in gleichen Zügen weiter; nun legte Florio die Hand an, und ſchob das Hemd nach der rechten Seite des auf dem Rücken liegenden Schläfers zurück — es

war kein Ring zu ſehn, wohl aber kam von der Schulter herab ein ſeidnes Schnürchen zum Vorſchein! Haſtig ſchob er nun links das Gewand zurück, und da hing der halbe goldne Reif, juſt auf dem unruhig klopfenden Herzen ruhend. Da es nicht die erwartete Kette, ſondern nur eine ſeidene Schnur war, ſo ſtand es in ſeiner Macht, ſich durch einen Schnitt des Ringes ſelbſt zu bemächtigen, was von Hauſe aus nicht ſeine Abſicht geweſen war. Er überlegte auch einen Augenblick, ob er's nicht thun ſolle, entſchied ſich aber doch für den urſprünglichen Plan, richtig überlegend, daß der Graf ſchon am nächſten Morgen den Verluſt bemerken und gegen etwaigen Mißbrauch Vorkehrungen treffen werde. Florio zog alſo lieber, wie er's vorbereitet, ein rundes Stück Wachs aus ſeiner Taſche, hob langſam am Schnürchen den halben Ring von der Bruſt des Schläfers und drückte ihn ſorgfältig in das Wachs bis er um keine Linie mehr über die Oberfläche deſſelben hervorragte. Dieſe Verrichtung war die ſchwierigſte, denn er mußte ſich bis dicht an den Leib des Grafen beugen, und der Athem deſſelben, der ihn getödtet, wenn er ihn betroffen hätte,

ſtreifte ihm die Stirn. Wirklich erſchrak er auch vor einem Zucken der Augenlieder des Schläfers dergeſtalt — er ſah ſie mit Entſetzen ſchon offen — daß er an dem Ringe, den er eben wieder aus dem Wachſe gezogen, zuckte, und dadurch mit dem Schnürchen am Halſe des Grafen einen Ruck veranlaßte. Haſtig hob ſich die Hand des Grafen, griff nach der Bruſt, und ergriff krampfhaft die Hand Florio's, und die geſchloſſenen Augen öffneten ſich zur Hälfte. Der verwegene Italiener bebte, aber beſtand dieſen Moment regungslos: der geringſte Widerſtand hätte wahrſcheinlich den Grafen völlig erweckt, der Mangel jedes Widerſtandes ließ ihn die noch nicht zum Sehen erwachten Augen wieder ſchließen, die Muskeln der Hand löſten ſich wieder, ſo daß die Hand auf die Decke zurückfiel, und Florio, der ſeine Wachsform zufällig in der andern, der linken Hand gehalten, alſo unverletzt erhalten hatte, war ſomit frei, und zog ſich auf den Zehen in Baptiſte's Stube und nach der Ausgangsthür zurück. Hier ſteckte er erſt ſorgfältig ſeine Wachsform ein, trocknete ſich dann den Angſtſchweiß, welcher ihm die Stirn bedeckte, und glitt vorſichtig in

ſeine Schuhe. Die Thür knarrte zwar, aber jetzt war er ſchon zu ſehr im Vorſprunge, als daß ein Mißlingen noch wahrſcheinlich geweſen wäre — nur durfte die Hausthür nicht verſchloſſen ſein. Dies war indeß damals noch ſelten der Fall: man war nicht ſo verſchwenderiſch mit Schlöſſern und begnügte ſich mit Riegeln. So fand's auch Florio, ſchob leiſe die Riegel zurück, horchte noch einmal nach der Treppe, vernahm nichts, ſchlug ein Kreuz nach rückwärts, und entſchlüpfte.

König Franz erfuhr von dergleichen gewaltſamen Hilfsmitteln nichts. Er war leidenſchaftlich und despotiſch genug, ohne näheres Zuſehn Alles für erlaubt zu halten, was ſeinem Willen dienlich ſei, und doch hatte er im Widerſpruche damit ſo viel ritterliche Scham, den gröblichen Mitteln nicht in's Auge blicken zu mögen, ein Widerſpruch, dem wir überall bei begehrſamen, moraliſch nicht durchgebildeten Herrſchernaturen begegnen. Bonnivet, eine ächte Günſtlingsnatur, welche nicht auf guten, ſondern nur auf gefäl-

ligen Rath bedacht iſt, kannte das Weſen ſeines Herren ganz und gar, und erwähnte bei ſolchen halb ertheilten Aufträgen des Gegenſtandes nicht eher wieder, als bis er ihn als reife Frucht dem Könige zum Pflücken bieten konnte. In's große reizende Sündennetz, genannt „gutes Glück" ſchlug dann lachend König Franz die mühſam und oft verbrecheriſch gereifte Avantüre, und genoß ihrer leichtſinnig, und würdigte ohne wörtlich ausgeſprochenen Dank ſeinen Glücksritter Bonnivet.

Dieſer, mit Florio berathſchlagend, erkannte wohl, daß mit Gewinn der Ringform, welche binnen 24 Stunden den halben Goldreif zu Stande bringen half, noch weiter nichts als der erſte Schritt gewonnen, und daß es ſehr ſchwierig ſei, dies Berufungszeichen auf unverdächtige Art nach Chateaubriant zu bringen, den Grafen ferner, ſobald die Gräfin Blois ſich nähere, aus dieſer Stadt zu entfernen, dieſer ein unverfängliches Abſteigequartier zu bieten, und ſie wenigſtens eine kurze Zeit in der Täuſchung, es ſei Alles von ihrem Gatten veranlaßt, zu erhalten.

Zu ſolchem Ende mußte Florio mit Baptiſte wieder in Verbindung treten; denn es war wahrſchein-

lich, daß der Graf seiner Gemahlin Nachricht senden werde über die bedrohte Lage ihres Bruders Lautrec, und der desfallsige Bote mußte den falschen Halbreif mitnehmen. Lautrec selbst konnte auch den natürlichsten Anhalt für die eintreffende Schwester bieten. Aber freilich war Lautrec, gegen welchen der König furchtbar aufgebracht war, bis zum Tode gefährdet, und insofern ein gar mißlicher Anhalt für die Schwester. Auch wünschte Bonnivet, nach erster Kriegsstelle lüstern, gar sehr einen üblen Ausgang der Anklage, welche auf Lautrec lastete, und sah keineswegs voraus, wie so widerstreitende Aufgaben zu vereinigen sein würden. Ein Glücksritter indessen verläßt sich auf den Zufall, und verlangt nicht, die Dinge bis in's Einzelne vor sich ausgerechnet zu sehen. Zunächst hatte Florio den halben Reif passend an Ort und Stelle zu besorgen, und zu dem Ende zechte er 24 Stunden nach dem vollführten Raube wieder mit Baptiste, und erfuhr, daß am frühen Morgen ein Reiter mit Briefschaften nach Chateaubriant abgehn werde. Dieses Reiters habhaft zu werden, war ihm eine leichte Aufgabe. Ein Paar Meilen unterhalb

Blois auf halbem Wege nach Amboiſe war ein durch Räubereien berüchtigter Wald: dort ließ er den armen Teufel durch drei Leute Bonnivet's überfallen, ausplündern und knebeln. Während der unſchuldige Bote gefeſſelt mit dem Antlitze am Boden lag, brachte der Leibdiener Bonnivet's, welcher dabei thätig und allein von der Abſicht unterrichtet war, dem im nahen Dickicht harrenden Florio den Brief des Boten. Er war zwar verſiegelt, und mit ſeidenem Faden zugeſchnürt, aber ſo kunſtlos, daß es dem geſchickten Florio ohne Mühe gelang, ohne Verletzung des Siegels eine Ritze zu gewinnen, den halben Ring hinein zu ſchieben, und mit dem gelockerten ſeidnen Faden das Ganze wieder feſt zu verſchließen. Darauf machte er ſich ſelbſt das Vergnügen, nach der Landſtraße zu reiten, und nachdem er den Brief beiſeit an die Erde geworfen hatte, den Boten anzureden und der Feſſeln zu entledigen. Dieſer erwies ſich ſehr dankbar, fand bei Durchſuchung ſeiner Taſchen, daß ihm eigentlich nichts fehle, entdeckte den großen Brief, verwahrte ihn auf Florio's Rath ſorgfältig auf der Bruſt, entdeckte ſogar, daß ſein Pferd in der Nähe an einen

Baum gebunden war, und theilte vollkommen des nach Blois zu reitenden Florio Meinung, der Angriff müſſe eine Verwechſelung geweſen und er müſſe ſtatt eines Anderen durchgehaun worden ſein. So ritt er, ſein Geſchick preiſend, vorſichtig weiter nach der Bretagne hinab.

Während dies geſchah traf auf dem Schloſſe von Blois die beſtimmte Nachricht ein, Lautrec ſei mit mehreren Kriegsoberſten bereits in Romorantin eingetroffen, ſei in einer verzweifelten, aber keineswegs furchtſamen Laune, und drohe mit Eröffnung von Dingen, welche ſeine Niederlage erklären, und hoffentlich einige der gewiſſenloſen Diener des Königs an's Meſſer liefern würden. Eine Perſon in Blois verſtand dieſe Drohung vollkommen. Dies war die Mutter des Königs. Sie ließ auf der Stelle den Oberintendanten der Finanzen Jacques de Beaune, Seigneur von Semblançay rufen, und fragte ihn, ob er die Quittung noch beſitze, welche ſie ihm Ausgang vorigen Jahres über 400,000 Ecû's ausgeſtellt —

Königliche Hoheit meinen die Summe, welche für die italieniſche Armee beſtimmt war? fragte Sem-

blançay, ein ſchlichter, aber pünktlicher Geſchäftsmann langen, ſchmalen Wuchſes und unbeholfener Manieren, ergraut und gebeugt im Dienſte.

Ja doch! zeigt mir die Quittung!

Die Quittung iſt vorhanden, königliche Hoheit.

Zeigt ſie mir!

Semblançay, mit den gefährlichen Manieren dieſer Dame wohl bekannt, trug Bedenken, ein für ihn ſo wichtiges Dokument dergeſtalt auszuſetzen, und war ein zu ehrlicher Mann, um auf Vorſchläge der Herzogin einzugehn, welche darauf hinausliefen, auf irgend eine unlautre Weiſe den Beweis vorzuſpiegeln, daß jene 400,000 Ekü's nach Italien abgeſchickt worden ſeien. Die Herzogin hatte dieſe Summe unterſchlagen, und es ſtand zu erwarten, daß Lautrec das Mißlingen des Feldzuges auf den Mangel dieſes ihm verſprochenen Geldes wälzen, und daß eine ſtrenge Unterſuchung in Betreff dieſer Summe eintreten werde. Der arme Semblançay ahnte nicht, daß unter ſolchen Umſtänden und mit ſolchen Perſonen ehrlich Verfahren und gut Gewiſſen kein hinreichender Schutz ſei, und daß er unklug handle, im Gefühl ſeines

Rechtes ein mit der Herzogin gemeinſchaftliches Verfahren zurückzuweiſen. Sie entließ ihn äußerſt ungnädig und ſchickte nach Duprat, welcher damals in höchſter Inſtanz das ganze innere Staatswesen verwaltete, und der nie um einen Ausweg verlegen war. Duprat war es auch, welcher um jene Zeit die Idee einer nicht auf Abzahlung ſondern auf die Dauer errichteten Staatsſchuld erfand, und von dem ſich die Herzogin wohl eines genügenden Raths in dieſer bedenklichen Lage verſehn durfte.

Sie blieben lange zuſammen, und der erſte Schritt, nachdem ſie ſich getrennt, beſtand darin, daß ſie zum Könige ging, und ſich über unregelmäßige Auszahlung ihrer Gelder Seitens Semblançay's beſchwerte. Auch Duprat, ſetzte ſie hinzu, iſt ſeit einiger Zeit ſehr unzufrieden mit ihm, der Himmel weiß, was dem alten Manne, deſſen Geiſtes- und Gedächtnißkräfte offenbar ſchwänden, begegnet ſein müſſe.

Nicht doch! erwiederte König Franz, Ihr irrt Euch wohl: Vater Semblançay iſt mir ſtets ein braver und tüchtiger Diener geweſen.

Ich ſage Dir aber, mein Sohn, er iſt ſeit einiger

Zeit wie umgewandelt, und hat mir eben eine Summe als ſchon gezahlt abſtreiten wollen, über welche er bei näherem Zufragen keine Quittung beſaß.

Da ging die Nachricht ein, Lautrec ſei in Blois angekommen, eingeholt bis kurz vor Cour Cheverny von bretoniſchen und normänniſchen Seigneurs, an deren Spitze ſich Graf Chateaubriant hervorgethan habe, und zwar hervorgethan habe durch Zuverſichtlichkeit gegen den wahrſcheinlichen Zorn des Königs. Es habe allen Anſchein, als wollten ſich die gereizten Stände der Bretagne und Normandie um dieſen vom Könige übel angeſehenen Krigsoberſten wie um einen Mittelpunkt ſchaaren —

Sie ſind nicht vom Pferde geſtiegen in der Stadt — hieß die neue Kunde — ſondern reiten in Wehr und Waffen und beſtaubten Reiſekleidern den Schloßberg herauf.

Das Ganze hatte in der That den Anſchein einer drohenden Oppoſition: der ganze offene Hof des Schloſſes wimmelte bald von Reitern und Pferden, und unter Vorausſchritt Lautrec's wurde gleich darauf der Garvenſaal in gleicher Weiſe angefüllt. Es ſchien auf

eine abſichtliche Verletzung der durch König Franz eingeführten Formen abgeſehn zu ſein: Niemand fragte darnach gemeldet zu werden, und die fragend entgegen tretenden den Leibdienſt beim Könige verſehenden Edelleute wurden ohne weitre Erklärung bei Seite geſchoben. Lautrec ſelbſt verhielt ſich dabei am Ruhigſten, und ſchritt ſchweigend und ſtreng ernſthaften Ausdrucks unter den Seigneurs einher. Er war ein Mann von ſchlanker Mittelgröße, tief gebräuntem Antlitze und glänzend ſchwarzen, großen Augen. Jede Bewegung an ihm zeigte von kriegeriſcher Geſchmeidigkeit und Feſtigkeit und von überlegener Faſſung. Das Geſchlecht der Foix, aus dem ſchönen Pyrenäenländchen gleiches Namens ſtammend, war damals ein ausgezeichnetes Heldengeſchlecht: Gaſton de Foix war zur Zeit König Ludwig's der erſte Kriegsheld Frankreichs, das bewunderte Vorbild Königs Franz, und ſein Todesfall bei Ravenna war wie ein Landesunglück beklagt worden. Das jetzt lebende Geſchlecht der Foix hatte dem Könige drei Helden geboten, die mit einander an Tapferkeit und kriegeriſcher Umſicht wetteiferten. Der jüngſte von ihnen, André de Foix,

Sire de l'Esparre war im Juni 1521 in Navarra den Heldentod für den König von Frankreich gestorben; der mittlere von ihnen, Lescun, Marschall von Foix hatte neben Lautrec, dem ältesten, mit untadelhafter Tüchtigkeit in Italien gefochten, und Lautrec selbst hatte sich bis zu dem letzten unglücklichen Feldzuge durch überlegenes Heerführertalent ausgezeichnet. Daß er in diesem Feldzuge ein dem französischen Heere ungewöhnliches Zaudern vor entscheidender Schlacht an den Tag gelegt, und damit mehrere günstige Gelegenheiten für entscheidende Schläge verabsäumt hatte, dies schrieb man bereits allgemein dem Mangel an nöthiger Unterstützung zu, welchem er von Frankreich aus Preis gegeben worden sei, und eben deshalb war man überaus begierig, was Lautrec zu seiner Rechtfertigung vorbringen werde, ja man war unerwarteter Anklagen von Lautrec's Seite gewärtig. Es war also vielleicht eben so viel Neugierde als Trotz gegen den despotischen König, was die Seigneurs die Treppen des Schlosses hinauf drängte.

Am Ende der Treppe und vor dem Eingange in den großen Saal stellte sich ihnen Chabot de Brion

entgegen, und fragte im Namen des Königs, was dieſer ungemeldete Zudrang bedeuten ſolle?

Für die Seigneurs des Landes, junger Herr — rief Graf Chateaubriant — haben die Thüren des Königs und Lehensherrn in Frankreich noch allezeit offen geſtanden, und die Stände des Reichs haben ſich nie durch Bediente melden laſſen!

Seid Ihr — rief der aus dem Saal tretende Admiral Bonnivet — als Korporation der Stände von Bretagne und Normandie hier zugegen?

Auf dieſe Frage entſtand ein Murmeln der Unſchlüſſigkeit unter den Seigneurs.

Dann mögen die Seneſchals der beiden Provinzen — fuhr Bonnivet fort — vortreten, auf daß ich ſie vor den König führe!

Es trat Niemand vor, und Lautrec ergriff das Wort: Wenn dies Euer Dienſt iſt, Herr Admiral von Bonnivet, ſo meldet mich dem Könige, und ſagt ihm, daß Lautrec von Foix an der Thür ſtehe, um dem Könige von Frankreich Bericht zu erſtatten über das franzöſiſche Heer in Italien.

Du redeſt unwahr, Lautrec von Foix! ſprach

plötzlich zu allgemeiner Ueberraſchung der König ſelbſt, vor dem die Flügelthüren des Saales aufgeflogen waren, und der mit drohender Miene auf der Schwelle ſtand.

Kein Foix ſpricht unwahr, König von Frankreich! entgegnete unerſchrocken Lautrec.

Wo giebt's ein franzöſiſches Heer in Italien, Kriegsoberſt ohne Krieger? Du haſt mein Heer vernichten laſſen, es exiſtirt nicht mehr. Und jetzt erſcheinſt Du in meinem Hauſe, umringt von ungebührlich auftretenden Edelleuten, die hier nichts zu ſuchen haben, und deren Gegenwart Deine Rechtfertigung erſchwert, ſtatt ſie zu erleichtern.

Ich habe dieſe Seigneurs nicht aufgefordert, mich zu begleiten —

Nein, König Franz, wir haben uns zu ihm gedrängt, rief jähzornig Graf Chateaubriant, weil wir ringsum die edelſten Häupter des Landes bedroht, und namenloſe Emporkömmlinge in Macht ſehn. — Dadurch iſt ſchon Bourbon zu Aeußerſtem getrieben worden, dadurch ſehen wir Pairs des Reiches ungeziemender Behandlung uns ausgeſetzt —

Es ſoll Dir, bretoniſcher Graf, geziemend erwieſen werden, daß Du Dich in Blois ungeziemend gegen Deinen König und Herrn betragen haſt; denn Du wirſt ſpornſtreichs von hier nach unſrer Stadt Paris reiten, und vor dem Parlamente erſcheinen, um Dein Recht zu hören.

Das Parlament von Paris iſt nicht mein Gerichtshof, erwiderte Chateaubriant, gleichzeitig mit dem Könige ſprechend, der auf dieſe Erwiderung nicht achtete, ſondern zu Lautrec gewendet ohne Unterbrechung fortfuhr: Und Du, Lautrec von Foix, wirſt in dieſer Stadt verharren, bis ich Dich rufen laſſe zur Rechenſchaft. Ihr aber, Seigneurs der Bretagne und Normandie, die Ihr Euch unwürdig gezeigt für Berathung mit Eurem Könige und Herrn, die Ihr Euch trotzig erwieſen habt in einem Augenblicke, da die abſcheulichſte Felonie gegen den König von Frankreich verbrochen worden iſt, und da jeder brave Edelmann hierdurch aufgefordert ſein ſollte, ſich betrübt und hingebend zu beweiſen, Ihr werdet dieſe Stadt verlaſſen, bevor die Sonne untergegangen iſt, und werdet auf Euren Schlöſſern erwarten, was Euer

König und Herr über Euch und nicht mehr mit Euch beſchließt!

Nach dieſen mit ſchallender Stimme geſprochenen Worten trat der König zurück, und die Saalthüren ſchloſſen ſich wieder.

Wahrhaftig, Budé, ſagte er am folgenden Tage, als ihm die Anzeige gemacht wurde, die Gräfin Chateaubriant ſei nur noch eine Stunde von Blois entfernt und Lautrec werde in nächſter Stunde auf dem Schloſſe erſcheinen zu ſeinem Gericht, — wahrhaftig Guillaume, wir Menſchen bleiben uns ſelbſt, jeder ſich ſelbſt, die größten Räthſel! Sprich nicht ferner jenen deutſchen Mönchen das Wort, welche ſich anheiſchig machen, die religiöſen Schleier zu lüften. Die Vorwitzigen! Wo bliebe mir der Lebensreiz, wenn ich nur von den verborgenen Geiſtern in meiner eignen Perſon die Hülle wegziehen könnte! Und ich kann es nimmermehr. Du mußt mir's glauben, Budé, denn ich weiß es ſelbſt nicht anders, daß ich

ohne Kalkül meinen geſtrigen Zorn zu meinem Vortheile ausgebeutet habe. Bei meinem Degen ſag' ich Dir, ich habe ohne weitere Ueberlegung Chateaubriant gerade von hinnen gejagt, da die Ankunft ſeiner Frau nahe bevorſtand, und habe Lautrec's Gericht verſchoben ohne den Gedanken, es könne wohl, wie es nun geſchehen wird, mit jener Ankunft zuſammenfallen, und könne die Schweſter dem Bruder nach unmittelbar in mein Haus führen. Das Alles hat vielleicht wie ein nur mit ſchwachen Umriſſen angefangenes Gemälde in irgend einem verborgenen Winkel meines Inneren geſtanden, aber gekannt habe ich's nicht, auch wenn ich darnach gehandelt habe. Nun, was haſt Du mit Deinem trübſeligen Ernſte?

Königlicher Herr, ich fürchte, Ihr behandelt mir dies ſeltne Frauenbild im Stile einer gewöhnlichen Liebſchaft, wie ſehr ich Euch —

An Dir iſt wirklich ein Beichtvater verdorben, Budé!

Es iſt mir, mein König, in dieſem Falle ſo ſtrenger Ernſt mit alle dem, was ich geſagt habe und ſage, daß ich getroſt Eure Ungnade auf mich

nehmen und meiner Gräfin rathen werde, Augenblicks wieder umzukehren —

Thörichter Menſch, habe ich's denn zurückgenommen, daß ich der edelſten Eindrücke gewärtig bin, und daß ich, wenn mir ſolche Eindrücke werden, die ehrenhafteſten Schritte vorhabe? holla, Bonnivet, ich habe mir das anders überlegt, Du darfſt die Gräfin nicht empfangen, wenn ſie, erſchreckt über die Abreiſe ihres Gemahls, ihren Bruder ſucht, Du würdeſt das zu leichtfertig betreiben, und ſie würde nur noch ärger eingeſchüchtert. Budé mag es thun, und mag ſie zu meiner Schweſter führen.

Dies ward geſprochen im Saale von Blois um die Mittagsſtunde, und bei den letzten Worten wurden dem Könige Briefſchaften überreicht, welche Bezug hatten auf die mißlichen Kriegsverhältniſſe, und welche den König in eine ganz andere nicht eben erfreuliche Stimmung verſetzten. Er ging mit großen Schritten im Saale umher, und ſchien es nicht zu beachten, als Lautrec eingeführt wurde von Chabot de Brion. Lautrec ſchritt vor bis in die Mitte des Saales, verbeugte ſich ſtumm und verharrte ſtumm,

ernſthaften aber ruhigen Blickes dem umhergehenden Könige zuſehend. Dieſer ging mehrmals dicht an ihm vorüber, und blieb endlich dicht vor ihm ſtehn —

Du biſt Lautrec von Foix, den ich mit einem prächtigen Heere nach Italien ſandte?

Der bin ich.

Wo haſt Du mein Heer?

Es iſt verloren.

Wo iſt meine Mailänder Erbſchaft?

Sie iſt verloren.

Wer hat ſie verloren, unglücklicher Mann?

Ich nicht!

Verwegener, wer ſonſt?

Du haſt ſie ſelbſt verloren, König, denn Du haſt uns im Stich gelaſſen —

Was?

Ein Heer braucht Sold, denn es beſteht nicht aus Edelleuten, ein Heer braucht Nahrung, und nicht für das Eine, nicht für das Andere wurde von Frankreich aus auch nur im Mindeſten geſorgt. Erinnere Dich, mein König, daß ich nicht abreiſen wollte, bevor ich die Mittel zur Kriegführung in Händen hätte.

Reiſe getroſt, hieß es, man wird ſie Dir ſenden, ich reiſ'te und — was geſchah? Die Gendarmerie hat achtzehn Monate gedient ohne einen Denar zu erhalten, und die Schweizer desgleichen, die Schweizer, welche nur um Geld dienen. Sie verließen mich denn am Ende großentheils, und die noch blieben, zwangen mich zur ungünſtigſten Annahme der Schlacht an der Bicocca, denn ſie wollten wenigſtens Beute machen, und ſie verſagten, als der erſte Anlauf mißlang —

Wie kannſt Du Dich auf Mangel an Sold berufen, da ich Dir doch die verſprochenen 400,000 Ekü's gewiſſenhaft geſendet?

Du haſt ſie nicht geſendet!

Frecher Lautrec!

Mäßige Dich König von Frankreich! Ein Foix, der Jahrelang Heere geführt, trägt Unglück groß wie das Alpengebirg, aber keinerlei Schimpf, ſei er nur ſo groß wie das Sandkorn am Meere, und ein Foix lügt nicht! Deinen königlichen Brief, welcher die Abſendung der Summe ankündigte, hab' ich erhalten, niemals aber die Summe ſelbſt —

Lautrec!? — Brion, rufe Semblançay!

Bis dieſer erſchien, ging der König wieder umher, und zwar in noch größerer Aufregung als vor Beginn des Geſprächs. Als der alte Semblançay eintrat, rief er ihm heftig entgegen: Hab ich Dir nicht befohlen, 400,000 Ekü's an's italieniſche Heer zu ſenden?

Zu Befehl, Majeſtät.

Nun?

Die Summe war auch bereits zur Abſendung verpackt, als Ihre königliche Hoheit, Madame von Angoulême zu mir trat, die Summe in Anſpruch nahm —

Biſt Du mein Diener im wichtigſten Geſchäfte, und weißt nicht, wer Dir befiehlt?

Doch, Majeſtät! Ich widerſtrebte, ſo weit es ſchicklich war gegen die Mutter meines Königs; Eure Majeſtät waren abweſend, und es blieb mir nichts übrig, als gegen eine gute Quittung —

Es bleibt mir nichts übrig gegen ſolche Dummheit als Schwert und Strick, weißt Du, grauer Thor, was Du angerichtet? — Brion, die Frau Herzogin von Angoulême ſei gebeten — was hilft mir nun das

Papier, das in Deiner Hand zittert wie das Gewiſſen in Deinem Buſen?

Mein Gewiſſen, königliche Majeſtät, iſt gut, denn dies Papier iſt die Quittung, welche mir die Frau Herzogin ausgeſtellt hat über Empfang der 400,000 Ekü's —

Zeig her! — Der König las, und ein konvulſiviſcher Schmerz fuhr wie ein zackiger Blitz durch ſein Angeſicht. Er betrachtete den unglücklichen Semblançay von unten bis oben, und ſchwieg, und ſah nach der Thür, durch welche die Herzogin eintreten ſollte. Vielleicht bereute er's ſchon, daß er ſeine Mutter einem Verhöre vor ſolchen Zuhörern ausſetzte; wenigſtens ging er ihr, da ſie eintrat, höflich entgegen, führte ſie vor Semblançay, und ſprach mit ſchwächerer Stimme als vorher: Madame, dieſer Mann behauptet, Euch auf Euren Befehl eine Summe von 400,000 Ekü's eingehändigt zu haben!

Und womit unterſtützt er dieſe Behauptung?

Hiermit! — Der König hielt ihr dabei die von ihr eigenhändig unterſchriebene Quittung vor die Augen. — Die Herzogin, vorbereitet auf dieſen kritiſchen

Augenblick und wohl berathen durch Duprat, las aufmerksam, und sagte gleichgültig: Dies ist in der Ordnung. Ich habe dies Geld erhalten, und habe den Empfang bescheinigt, was ist sonst dabei, mein Sohn?

Was sonst? Mein Heer, mein Italien hast Du mir verloren durch Wegnahme dieser Summe!

Das wolle Gott verhüten, mein Sohn! Warum hat man sie nicht zu diesem Ende von mir verlangt? Ich würde sie gern geopfert haben, obwohl ich sie mit mancher Entbehrniß erspart hatte —

Wie das? rief der König, oh, Madame! rief Semblançay, dem große Schweißtropfen auf der Stirne standen, weil er wohl einsah, wie gefährlich ihm diese Wendung werden konnte. Der König aber hielt diesen Ausruf des alten Mannes für einen Ausruf der Bitte um Schonung, und drang auf nähere Erklärung. Die Herzogin gab sie dahin ab, das Geld sei ihr erspartes gewesen, das Semblançay zur Aufbewahrung gehabt, und das also nichts als die gleiche Zahlenhöhe mit der für Italien bestimmten Summe gemein habe. Semblançay! rief hierbei der König, alter grauer, Sünder! Mit welcher Geschicklichkeit hast

Du mich ſo viele Jahre über Deine Ehrlichkeit getäuſcht! — Semblançay, die Hand auf's Herz legend, wollte betheuern, ward aber von der Herzogin unterbrochen, welche ſagte: Wenn der König von Frankreich ſeine Mutter Lügen ſtrafen läßt, ſo ſollte er es doch in gemeſſener Form thun, dieſen Mann vor Gericht ſtellen und die Sache ſtreng unterſuchen laſſen; denn es iſt gegen meine Würde, einem Betrüger zu widerſprechen!

Oh, oh, wir waren unwürdig, ein Land ſchön wie Italien zu erobern! rief der König, zweifelnd bald die Mutter, bald Semblançay anſehend. In dieſem Augenblicke trat Bonnivet zu ihm, und machte ihm leiſe eine Mittheilung. Der König ging ſogleich an's Fenſter, riß es auf, und ſah aufmerkſam in den Hof hinab, rückwärts die Hand ausſtreckend und mit langſamer Betonung ſagend: Geh hinunter, Bude, und empfange den Gaſt, wie ich Dir befohlen!

Beſchäftigt Euch mit Lautrec, Majeſtät, flüſterte Bonnivet dem Könige zu — er ſteht unbeſchäftigt noch in der Mitte des Saales; ſobald er an's Fenſter tritt und ſeiner Schweſter anſichtig wird, ſo

bemächtigt er ſich auch ihrer, und unſre Pläne werden erſchwert, wenn nicht gar vernichtet!

Der König aber war in den Anblick verſunken, der ſich ihm bot: die junge Gräfin auf weißem Zelter, erhitzt von der Reiſe, unſicher in der Fremde ſah halb neugierig, halb zaghaft umher, und begrüßte mit großer Freude den aus dem Schloſſe tretenden Budé, ja ſie reichte ihm beide Hände, und auf die ſeinigen geſtützt ſprang ſie mit anmuthiger Geſchicklichkeit vom Pferde. — „Ihr habt ganz recht gehabt — ſagte der König, immer noch hinabſehend, nicht eben leiſe zu Bonnivet — „dies ſcheint ein reizendes Geſchöpf zu ſein" —

Wenn aber Majeſtät Lautrec nicht beſchäftigen, ſo genießen Sie nichts davon, als den jetzigen Anblick — die Frau Herzogin nähert ſich eben dieſem Fenſter, und Lautrec dem andern, nur das gleichgültige Schlachtopfer Semblançay bleibt unbeweglich in der Mitte —

Da wendete ſich der König, winkte Lautrec, und ging mit ihm an die entgegengeſetzte Fenſterreihe des Saals, welche nach dem ſtillen Margarethen-Platze

mit Nußbäumen und Kirchlein hinaus ging, und ſprach mit halber Stimme zu ihm: Kannſt Du mir Deine Hand darauf geben, Lautrec, daß der Mangel des Geldes allein die Verluſte herbeigeführt hat?

Nein, mein König, das kann ich nicht; ich habe ein Syſtem vorſichtigen Krieges verſucht, welches den beſten Vorzug unſrer Edelleute und Gensdarmen nicht zur vollen Wirkung kommen läßt, ich meine den Ungeſtüm, welchen die Italiener furia francese nennen, dies Syſtem hat uns geſchadet, und der Mangel des Geldes hat nur den entſcheidend unglücklichen Ausſchlag gegeben.

Wir haben alſo doch gelernt, obwohl wir verloren?

Das haben wir.

Beſſern wir uns alſo! Wir haben Gelegenheit, und Du mußt ſogleich wieder — wenn Du mir anders, lieber Lautrec, meine heftige Wallung verziehen haſt — in den Steigbügel! Gieb mir Deine Hand! Deine Aufrichtigkeit hat mein Herz erfreut; Fortſchritt iſt nur möglich, wenn man aufrichtig iſt gegen ſich ſelbſt. Wenn wir das nächſte Mal Mailand

ſehen, ſo werden wir neben einander ſein, und Ungeſtüm und Vorſicht neben einander ſollen zum guten Ziele kommen, nicht wahr? — Herr Kanzler Duprat, dieſer unglückliche Semblançay wird ſich vor dem Gerichtshofe des Parlamentes in Paris um Hals und Kragen verantworten ob Unterſchlagung der 400,000 Ekü's, ſorgt dafür!

Ich bin unſchuldig, Majeſtät!

Das wollen wir ſehn.

5.

So war denn die Intrigue gegen die Gräfin bereits insoweit gelungen, daß sie allein und dem Anscheine nach schutzlos in's Haus des Königs gerathen war. Trotz dringender Nachfrage erfuhr sie erst nach und nach, daß ihr Gemahl schon vor einigen Tagen, ihr Bruder vor einigen Stunden Blois verlassen habe. Aber ihr Gemahl werde wahrscheinlich binnen Kurzem zurückkehren, denn sonst hätte er Nachrichten für sie, die ja auf sein Geheiß ankam, hinterlassen, und die wenigen Tage werde sie in dem Schutze der liebenswürdigen Margaretha Bestens aufgehoben sein.

Die Gräfin zeigte sich allerdings wie ein etwas verschüchtertes Reh. Hätte sie den Boden nur etwas fester, hätte sie nur irgend ein Zeichen von ihrem strengen Gatten vorgefunden, sie hätte sich ja so gern gefreut, plötzlich einmal aus der unwandelbaren bre-

toniſchen Einſamkeit in ſo lebhafte Umgebungen gekommen zu ſein. So lange Budé, der ihr großes Vertrauen einflößte, bei ihr blieb, drang auch einige Male die helle Aeußerung des Vergnügens mitten durch ihre tauſend Fragen der Beſorgniß, wie ein Sonnenblick durch umwölkten Himmel. Aber Budé konnte nicht fortwährend bleiben, die Herzogin Margaretha überhäufte ſie mit Zuvorkommenheit, Bonnivet ließ fragen, ob er aufwarten könne, ja der König ließ ſie willkommen heißen, und die Angſt überwältigte ſie dergeſtalt, daß ſie in Thränen ausbrach, und unter dem nicht ungegründeten Vorwande des Krankſeins ſich auf ihre Zimmer zurückziehn mußte.

Sie wußte nicht, was ihr bevorſtand, denn ſie war in der Welt unerfahren, aber ſie begriff mit jenem den Frauen eigenthümlichen Inſtinkte, der wie ein ſechſter Sinn ſie unterrichtet, daß ihrem Leben eine entſcheidende Kriſis nahe. Und jede Frau, auch die unzufriedene, auch die gelangweilte ſcheut einen kritiſchen Wendepunkt. Sei es ihr angeboren — was die Emancipation Begehrenden läugnen —, ſei es ihr anerzogen: die Frau entſcheidet ſich, auch wenn

ihr die Wahl gelaſſen wird, viel eher für fernere Ertragung einer drückenden Exiſtenz als für das Wagniß einer Aenderung. Die junge Gräfin hatte in ihrem einſamen Schloſſe oft bitterlich geweint über die Rohheit eines Gatten, der all ihre feineren Gedanken nicht verſtand und mit den Füßen bei Seite ſtieß, der eben deshalb keine auf edlere Weiſe vermittelte, ſondern nur die gedankenloſe äußerliche Zärtlichkeit bieten konnte, eine Zärtlichkeit, welche immer zudringlich erſcheint und Widerwillen erweckt, ſobald ſie nicht Seitens der Frau mit dem unbegreiflichen Schauer der Neigung empfangen wird. Solche Neigung war der Gräfin bis dahin fremd geblieben; aber ſie war ſo weiblich erzogen und in der Ehe ſo unterwürfig gewöhnt worden, daß ſie ſelbſt nicht wußte, wie widerwärtig ihr der Gemahl war. Ertragen wir doch oft Jahre lang das Unangenehmſte, weil wir erſt durch einen plötzlich ſich bietenden Vergleich oder Gegenſatz entdecken, wie groß die uns aufgebürdete Unannehmlichkeit ſei. — Sie hatte alſo in den erſten Tagen auf Schloß Blois kein anderes Trachten deutlich vor ſich, als wie ſie aus dieſer ihrem Gemahl verhaßten Welt hinweg

und nach Chateaubriant zurückkommen könnte. Daß
ie ſchon um ihres ſo unverſchuldeten Eintritts in dieſe
Welt der herbſten Behandlung vom Grafen entgegenſehn
urfte, das wußte ſie wohl, aber ſie wollte ſich lieber
olcher Strafe unterwerfen, als der wachſenden Pein
es Gewiſſens. Denn obwohl ſie mit einem prüfenden
und den banalen Moralphraſen, welche der Graf hö-
en ließ, weit überlegenen Geiſte ausgerüſtet war, ſo
ildeten doch all jene Phraſen ein Gewiſſen in ihr,
neben welchem ihr Geiſt, ſchüchtern und ohne Erfah-
rung, bei Weitem nicht aufkam. Hinweg! hinweg!
drängte alſo Alles in ihr. Aber ſie war eben auch
in Blois nach wenig Tagen nicht bloß durch äußere
Bande gefeſſelt. Nicht etwa, daß ſie ihr ſchüchternes
Auge zu einem der ſchönen und geiſtvollen Männer
erhoben und einer raſchen Neigung ſich ergeben hätte,
o nein, einem wie ſie gearteten Weſen war für den
Uebergang in andre Lebenskreiſe eine Frauenmacht viel
gefährlicher oder doch wirkſamer. Die Herzogin Mar-
garetha war ganz dazu geeignet, das Vertrauen der
bedrängten jungen Frau ſchnell zu gewinnen, und den
zu bewerkſtelligenden Wechſel vortrefflich zu leiten;

denn Margaretha hatte die Ehe mit der Mittelmäßigkeit ſelbſt zu ertragen und zu verbeſſern gehabt, ſie war lebhaft, ſie war geiſtig hochbegabt, ſie beſaß ein ſtarkes Bedürfniß wahrhaftiger Tugend neben dem ſtarken Bedürfniſſe genußreicher Exiſtenz, und ſie war vielleicht in allem, was die Wünſche ihres geliebten Bruders betraf, weniger gewiſſenhaft als ſonſt in irgend welchem Kreiſe. Und Galanterie war das junge Schooßkind jener Zeit! Es fand ſeine halbe Rechtfertigung im wiedererweckten Stile der als würdig geprieſenen Ritterlichkeit, und wurde übrigens beſchützt von dem ſchmeichelnden Drange abenteuerlicher Erfindung, der mit einer Wiedergeburt ſchöner Künſte und Verhältniſſe Hand in Hand gehn müſſe. Es iſt alſo gar wohl erklärlich, daß die Verfaſſerin der „Geſchichte beglückter Liebhaber", jener ſchalkhaften Novellen, es nicht verſchmähte, dieſe unerfahrene Gräfin ſyſtematiſch den Provinzial-Grundſätzen abwendig zu machen. Dieſe begabte Verführerin, ein äußerſt ſchwer zu beurtheilender Charakter, war übrigens niemals gemeint, die alltägliche Libertinage ihres Bruders zu unterſtützen, im Gegentheile verbarg ihr Franz die

nſaubern Seitenwege, welche er gar oft wandelte,
orgfältig, denn ſie nannte ſolche Abenteuer trivial
nd verzieh ſie nicht. Die alten Romane der Che-
alerie waren ihre Lieblingslektüre geweſen, und hat-
en in ihr ein Syſtem zu Wege gebracht, von wel-
hem viele Kenner den Geiſt und das Weſen der ſeit
rei Jahrhunderten mannigfach ausgebildeten, zuwei-
en entarteten, immer aber intereſſant ſich darſtellen-
en franzöſiſchen Geſellſchaft herleiten. Rückſichtsvolle
nd aufopferungsluſtige Freundſchaft ſollte Grund und
Boden alles Verkehres ſein, auch des Verkehrs zwi-
chen den verſchiedenen Geſchlechtern, denen auf dieſem
Grunde eine zarte und naive Vertraulichkeit geſtattet
ei. Margarethe erfand dafür jene ſogenannten „Al-
iancen“, welche Freund und Freundin wie Bruder
nd Schweſter angeſehn wiſſen wollten, und welche,
uf geiſtiger Zuneigung beruhend, den öffentlichen
lusdruck gegenſeitiger Liebe geſtatteten, und ſolcher-
eiſe ſyſtematiſch Tadel und Verdacht entfernen ſoll-
en. Schon an ihrem kleinen Hofe von Alençon hatte
ie ſolchen Lebensſtil eingeführt, und neben ihrem
Bruder konnte ſie ihm eine ſo große Ausdehnung ge-

ben, daß er Vorbild für Frankreich wurde. Natürlich blieben dieſe „Alliancen“ nicht ſo ſpirituell, wie ſie gemeint waren, ja Brantôme ſagt von der Stifterin ſelbſt, „ſie habe in Sachen der Vergnüglichkeiten und Galanterien gezeigt, daß ſie mehr davon verſtünde, als ihr tägliches Brot“; aber es bildeten ſich doch Formen und Verhältniſſe, welche Geiſt und zierlichen Anſtand zur Grundbedingung hatten und das Unvermeidliche vor Rohheit bewahrten. Hierin zeigt ſich ein intereſſanter Kontraſt des ſechzehnten und des neunzehnten Jahrhunderts in Frankreich: im neunzehnten nämlich wurden dieſe Alliancen durch Simoniſten und Sozialiſten dergeſtalt wieder aufgenommen, daß man ſie auf die ganze bürgerliche Geſellſchaft ausdehnen und das bloß anmuthige Spiel mit Formen in ein ernſthaftes Grundgeſetz für freien Verkehr zwiſchen den Geſchlechtern umwandeln wollte. Margaretha, dem reformirenden Kalviniſmus mit großer Theilnahme, ja einige Jahre ſpäter mit Parteinahme zugehörend, hätte wahrſcheinlich, wenn der Simoniſmus neben ihr entſtanden wäre, einzelne Theile deſſelben ſyſtematiſch aufgenommen und in's Werk ge-

ſetzt, und darin die Grundverſchiedenheit von ihrem ihr oft ſo ähnlich erſcheinenden! Bruder an den Tag gelegt. Denn Franz, als entſchiedener Egoiſt, war allem verbindlich machenden Syſteme abhold, und fand ſeinen Lebensreiz juſt im Gegentheile, im Willkührlichen und Augenblicklichen.

Es iſt nicht bekannt geworden, in wie weit Margaretha von ihrem Bruder eingeweiht worden ſei in die Abſicht, welche er damals vorhatte mit der Gräfin Chateaubriant. Wahrſcheinlich iſt die Verſtändigung nicht weiter gegangen als bis zu den allgemeinen Redensarten, daß es ſich darum handle, ein liebenswürdiges und begabtes Geſchöpf den rohen Händen eines Seigneurs zu entwinden, der ſolchen Edelſtein nicht zu würdigen wiſſe. Und das war hinreichend, das Intereſſe und die Beiwirkung Margaretha's zu erwecken. König Franz konnte auch in den erſten Tagen guten Gewiſſens ſich ſolcher allgemeinen Ausdrücke bedienen, denn er hatte die Gräfin nur von Weitem geſehn, und erſt am dritten Tage verſchaffte ihm Margaretha, welche die Aufgabe als reizende pſychologiſche behandelte und um keinen Preis

übereilt ſeyn mochte, Gelegenheit, die ſchöne Françoiſe näher zu beobachten. Nicht daß ſie ihn zu ihr geführt hätte, ſo weit war die verſchüchterte Gräfin noch keineswegs ermuthigt, ſondern dadurch, daß ſie ihm im offnen Nebenzimmer an einem Fenſter, welches in der Zwiſchenwand angebracht war, einen Platz anwies. Es war das Glas dieſes Fenſters eine Beute aus Italien, und hatte den damals in Frankreich noch unbekannten Spiegel-Vorzug, daß es nur von einer Seite, natürlich von der, welche der König einnahm, durchſichtig war, von der andern aber bis zur Undurchſichtigkeit blendete. Dort ſah und hörte König Franz die junge Frau in all ihrer lieblichen und reizenden Natürlichkeit, welche ſie der freundlichen Margaretha gegenüber bereits gewonnen hatte. Margaretha galt wirklich in ganz Frankreich für diejenige Perſon der königlichen Familie, welche ſittlich am Höchſten zu achten ſei, und dieſer Ruf erleichterte ihr überaus die ſogenannte Bekehrung der Gräfin — „Aber es iſt doch unerläßlich," ſagte die Letztere, „daß ich meinem Gemahle wenigſtens ausführliche Kunde abſtatte, wo ich mich befinde und wie ich lebe,

wenn Ihr denn durchaus unveränderlich darauf beharrt, meine Rückkehr nach Chateaubriant sei ohne Weiteres unpassend" —

Und ich denke, erwiderte Margaretha, Ihr gebt mir darin endlich Recht! Euer Gemahl befiehlt Euch, hierher zu kommen, und achtet Eurer, ich will nicht einmal sagen Eures Rufs, sondern nur Eurer Sicherheit und Bequemlichkeit so wenig, daß er unbekümmert um Eure Ankunft sich von Blois entfernt und Euch dem Zufalle Preis giebt. Verdient solche Unritterlichkeit Rücksicht von Eurer Seite? Strafe verdient sie. Die Männer sind das, wozu wir sie machen. Sie sind leidenschaftlich, aber roh und gedankenlos uns gegenüber, denn in dem eingerissenen Wahne, dem ersten und allein wichtigen Geschlechte anzugehören sind sie eigensüchtig bis zum Grade der Gedankenlosigkeit. Wir müssen systematisch Formen erfinden und aufrecht erhalten, wir müssen die Männer täglich daran erinnern, wir müssen darin zusammenhalten wie für einen Kultus und jede Einzelne muß in ihren Verhältnissen Wohl und Wehe ihres ganzen Geschlechts vor Augen haben, daß wir nichts

Geringeres ſind, denn ſie. Glaubt nur, dies iſt auch zum Beſten der Männer: ohne ſtrenge Schranken und Bildungsmittel nützen ſie den Zauber ab, welchen weibliche Schönheit gewähren mag! Sie vernichten durch plumpen, eintönigen Verkehr alle Möglichkeit unerwarteter Wendung, allen Reiz eines Glücks, das nur Glück iſt, ſo lange wir deſſen nicht ſicher ſind.

„Aber die Frau hat ja kein Recht zu ſolchen Maaßregeln, welche die Herrſchaft des Mannes untergraben, denn es heißt ja ſelbſt in der Religion: Er ſoll Dein Herr ſein!“

O pfui doch, Gräfin, das iſt ein altmodiſches Mißverſtändniß —

„Kann denn die Religion auch altmodiſch werden?“

Wenigſtens die Deutung derſelben.

„Das mag ſein. Aber heißt es nicht eine andere Gefahr heraufbeſchwören, wenn man uns räth, ein Syſtem zu errichten auch zwiſchen Ehegatten? Die Gefahr der Verſtellung und Lüge? In meiner Erziehung iſt Alles darauf hingeleitet worden, ich ſolle wahr und offen ſein, dies ſei die Grundbedingung

aller Tugend und alles glücklichen Gewiſſens, und ich ſollte nun demjenigen Manne gegenüber, dem ich mit Leib und Seele zugeſprochen worden bin, wohl überlegt eine Kunſt der Verſtellung üben, ein Getriebe der Täuſchung! Wie reimt ſich das?"

Unſchuldig Mädchen, das Ihr geblieben ſeid! Habt Ihr noch nie zugeſehn, welchen Gang jegliche Erziehung nimmt? Bei groben Gegenſätzen beginnt ſie, um bis zu feinen und feineren Unterſchieden hinaufzuführen und dann den allmählig geübten Menſchen dem eigenen Urtheile zu überlaſſen. Der junge, unerfahrene Menſch iſt wie ein Kranker in der Geſellſchaft, man giebt ihm Krücken, an denen er geht, bis er ſich ſelbſtändig fühlt und ſie hinter ſich wirft!

„Aber ich fühle mich noch nicht ſelbſtändig; und iſt es denn überhaupt Beſtimmung des Weibes ſelbſtändig zu werden?"

Dieſer Zweifel iſt ein Frevel gegen Gott, der in uns ſo vollkommene Menſchen geſchaffen hat, wie in den Männern —

„Erlaubt! Vollkommen in anderen Kreiſen, nicht aber in denen, welche Kraft und Muth und alle Vorzüge der Selbſtändigkeit erfordern. Wozu denn zwei Geſchlechter, wenn ein jedes ſelbſtändig, das heißt unabhängig vom andern leben könnte und ſollte? Und unabhängig von einander können wir nicht leben, unſre Sinne verbieten es, und der ſüße Zwang des Gebärens, der uns auferlegt iſt zur Fortpflanzung des Menſchengeſchlechtes, ſpottet unſrer Unabhängigkeit; Selbſtändigkeit, meine ich, ſoll nicht die Deviſe des Weibes ſein!“

Sieh da, rief Margaretha und umarmte halb lächelnd, halb erſtaunt ihren Gaſt, der ſich eine ſchöne Röthe in's Antlitz geſprochen hatte, ſieh da, meine Liebe, Ihr ſeid ja geübter in Entwickelung von ſelbſtändigen Gedanken als all unſre Damen am Hofe es ſind! Ihr werdet ſie alle überſtrahlen durch ein lauteres und begabtes Naturel. Und was hat Euch ſo frühzeitig zu ernſthaftem Gedankenleben gebracht? Das ſtille eheliche Glück auf behaglichem, einſamem Schloſſe?

„Ach, nein —“

Das Glück soll nicht zum Nachdenken führen.

„Das weiß ich nicht. Aus Euren Reden entnehme ich die Bestätigung eines Wunsches, der sich mir selber oft aufgedrängt hat, und der auch vielleicht unpassend für mich nach einem Systeme schmeckt: Gäbe es nicht unschuldige Mittel in unserm, das heißt in der Frauen Vermögen, die Männer zarter und besser zu machen, ohne daß ihnen an Kraft und Stärke etwas geraubt würde?“

Arme Gräfin, wie gern möchtet ihr verbergen, daß Eure Jugend an rohe Hände Preis gegeben ist. Widersprecht nicht, und überzeugt Euch nach und nach, daß es das Weib Preis geben heißt, wenn man seine Abhängigkeit vom Manne hingehen läßt, wie es die großen Mehrzahl gleichgültiger und des sinnigen Weibes unwürdiger Männer beliebt.

„Und doch geht auch so viel feines und zartes Werk von den Männern aus, es ist doch wohl nur einzelnes Unglück, nicht gerade solchen Männern bestimmt zu sein! Welch eine wunderbar erhebende Welt ist nicht von Männern ausgedrückt worden in Gemälden, wie deren seit einiger Zeit aus Italien nach

Frankreich gekommen ſind, und wie ich deren, als ich von Foix nach Chateaubriant über Fontainebleau reiſ'te, geſehen habe. Da habe ich ſtaunend vor dem heiligen Michael Raphaels geſtanden, und habe mich entzückt in den edlen, ach ſo erhebenden Reizen einer heiligen Familie deſſelben Malers. Seht, da iſt mir Kraft und Anmuth, Größe und Zartheit, Schwung und Einfachheit in Einem zum erſten Male in meinem Leben entgegen getreten, und es iſt nie wieder aus meiner Seele geſchwunden, daß ſolche Vollkommenheit nur von dem Genius eines Mannes ausgehn könne, und daß uns Frauen wohl immer die Macht einer ſo mannigfach bedingten Erfindung gebrechen möge — hört mich! Und weiter: war es nicht ein Mann, welcher den neuen großen Sinn fand, ſolche unerhörte Kunſt auch unerhört zu feiern? Zahlte er dem Künſtler nicht erſtaunliche Summen, und was mehr ehrte und erregte — wir begegneten damals in Montargis dem Zuge, der von Lyon herauf kam — er empfing ein Bild, wie man bis dahin nur die wichtigſten Reliquien aus dem heiligen Lande empfangen hatte; unter Fanfaren mit allem Pomp und mit

ller Pracht der Feier, die all unſre Einbildungskraft elebte, ließ er das neue Wunder enthüllen und zum rſten Male anſchaun. Dieſer kühne Sinn konnte nur on einem Manne kommen, denn er ſchloß ein neues, eines Rechts ſich bewußtes Urtheil, er ſchloß die Kraft einer Neuerung in ſich, die uns Frauen von er Natur verſagt iſt" —

Und dieſer Mann?

„Es war Euer Bruder, es iſt der König" —

Den Ihr nicht ſprechen wollt, und doch ſo zu chätzen wißt!

„Mein Gott, was hätte ich ihm zu ſagen in mei- ner unpaſſenden Lage" —

Während der letzten Rede war König Franz un- geſtüm aufgeſtanden, hatte dem neben ihm ſtehenden Budé die Hand gedrückt, und zugeflüſtert: „Dies Weib iſt würdig einer Krone, Guillaume, ich danke Dir", und hatte einen Schritt gegen die mit ſeidner Gardine verhangene Verbindungsthür gethan, als wollte er zu den Frauen eintreten. Budé hatte ſich erlaubt, die Hand feſt zu halten, und ihn dadurch und durch Bitt- worte daran zu verhindern, als aber die Gräfin ſprach:

„Was hätte ich ihm zu ſagen", da übermannte ihn der Drang ſeiner Galanterie, er ſchob alle vorgezeichneten Pläne bei Seite, und trat ins Zimmer zu den Damen. Schon im Kommen, gerade auf die Gräfin zugehend, ſprach er zu ihr: „Der König aber hat Euch zu ſagen, daß er von allen Großen ſeines Reichs noch nicht ſo ſchön verſtanden worden iſt, als von Euch, meine gnädige Gräfin", und dabei ergriff er ihre Hand und küßte ſie, und bat um Entſchuldigung, daß er, das lebhafte Geſpräch vernehmend, einen Augenblick vor ſeinem Eintritt an der Thürſchwelle ſtehen geblieben ſei, um zu hören, ob er auch ungelegen komme. „Aber ich hörte", ſetzte er lächelnd hinzu, „ein ſolch Uebermaaß meines eignen Lobes, daß ich darauf hin ſogleich einen Fehler begehn, und Euch ſtören durfte."

Mit dieſer Ueberraſchung ſchien der König den Beſtrebungen ſeiner Schweſter, die Gräfin zu ermuthigen, weſentlich geſchadet zu haben. Dieſe entzog

ſich eher kalt als ſchüchtern den Artigkeiten des Königs, und ſie war offenbar davon betroffen, daß ſie ein Aufpaſſen, Behorchen überhaupt und ein berechnetes Verfahren zu entdecken glaubte. Wie ſehr ihr auch in dem ihr ſelbſt verborgenen Innern der Antheil und Beifall des Königs ſchmeichelte, wie ſehr ſie auch in dieſer ihr ſelbſt verſchleierten inneren Welt ihres Herzens ein Theilnehmen an dieſen Lebenskreiſen wünſchte, ja wie ſehr ſie mit Schauer an ihre Rückkehr nach Chateaubriant dachte: Erziehung, Pflichtgefühl und weibliche Zaghaftigkeit hielten ſie doch entfernt von jeder, auch der kleinſten Hingebung an dieſe lockenden Verhältniſſe, und trieben ſie zurück in den einſamen, freudeleeren Kreis des bretoniſchen Schloſſes. Sie ſah voraus, daß ſie ſchon für den unverſchuldeten Eintritt in's königliche Schloß zu leiden haben würde, aber ſie beſaß jenen Muth der Frauen, den Muth, allen Leiden gebückten Hauptes entgegen zu gehn. Bis dahin von der ſanften Macht der Herzogin zurückgehalten, ſah ſie nun keine dringendere Pflicht vor ſich, als ihren Gemahl zu unterrichten. Eine treue Dienerin Louiſen, welche aus

der Pyrenäenheimath der Braut gefolgt und der jungen Gräfin treu verblieben war, übernahm es, einen Boten über Paris nach Chateaubriant zu senden. Denn es war der Gräfin nicht verschwiegen worden, daß ihr Gemahl eiligst nach Paris gegangen sei eines dringenden Geschäftes wegen, aber obwohl man hinzugesetzt, er werde unverweilt nach Blois zurückkehren, so war sie doch bereits mißtrauisch, und dehnte die Sendung aus bis nach der Heimath.

Louison hatte sich dies indessen leichter gedacht als es war. Sie fand zwar bald einen Boten, aber Florio, bereits vortrefflich bezahlt für das bisherige Gelingen der Intrigue und auf der Wacht für den weiteren glücklichen Fortgang derselben, hatte sein Standquartier beschaulichen Müßigganges im Thorhüter-Saale des Schlosses aufgeschlagen, wo Alles was kam und ging vorüber mußte, und wo eine Niederlage sämmtlicher Dienerschaft und aller auf gelegentliche Aufträge harrender Lungerer war. Es war ihm ein Leichtes, der suchenden Louison nachzuspähen, und die Absendung des Briefes zu unterschlagen. Louison war klug, und theilte ihrer Herrin offen mit, daß sie

einigen Zeichen nach die richtige Absendung des Briefes nicht für hinlänglich gesichert halte, und daß sie rathen müsse, einen zweiten zurecht zu machen, wenn der Frau Gräfin besonders Viel an zuverlässiger Bestellung desselben liege. Nur war zu befürchten, daß es dem zweiten nicht besser ergehn würde als dem ersten, und die Gräfin, durch dieses neue Anzeichen verborgener Umtriebe in noch größere Aufregung versetzt, entschloß sich zu einem ungewöhnlichen aber ihrem kindlichen Charakter allerdings ganz angemessenen Wege. Sie hatte sich nämlich, nachdem der König sie überrascht, nicht mehr aller Männer-Gesellschaft entziehn können, welche sich des Abends bei der Herzogin Margaretha einstellte. Der König war auf Anrathen seiner Schwester nicht wieder gekommen, und es hatten sich zu Anfange nur die Künstler und Gelehrten eingestellt, die der Gräfin weniger Scheu erregten, und unter denen ihr der gewandte Marot eine Erheiterung, der würdige Budé ein Trost war. Aber auch einige der lustigen Ritter aus des Königs unmittelbarer Umgebung hatten sich allmählig eingefunden. Unter ihnen Bonnivet und Chabot de Brion. Letz-

terer, ein ganz junger, bildschöner Mann, zeigte sich sehr zurückhaltend und äußerst achtungsvoll gegen die Gräfin, ganz verschieden von Bonnivet, welcher die vorgefaßte Absicht der Zurückhaltung nicht lange durchsetzen konnte, und sich bald in fröhlicher, kühner Galanterie geben ließ. Es war ihm wohl zuzutrauen, daß er's im glücklichen Falle auf die Gefahr der königlichen Ungunst gewagt hätte, eine Eroberung zu machen, welche, wie er am Besten wußte, der König selbst beabsichtigte. Aber diese freie Zuversicht, welche vom Betragen aller Uebrigen auffallend abwich, wirkte nicht mehr verschüchternd auf die Gräfin. Eben weil sie hier keinen Rückhalt sah ging sie bald unbefangener ein auf das Spiel der Phrasen und Wendungen, und entwickelte darin eine unerwartete Munterkeit, so daß sie eine Viertelstunde lang ihre peinliche Lage zu vergessen schien. Einem Frauen-Naturel ist eine solche Hingebung an den gefahrlos reizenden Augenblick viel leichter erreichbar als einem männlichen, und ein so geschmeidiges weibliches Naturel ist auch gar wohl im Stande, mitten in solcher Bedrängniß und in augenblicklicher scheinbarer Selbst-

vergeſſenheit denjenigen Mann zu bemerken, welcher ihr innerlichſt zuneigt, und welchem ſie um jeden Preis vertrauen kann. So erſchien ihr Chabot de Brion, und ihm beſchloß ſie, ſich anzuvertrauen, ſeit ſie in Budé für alles entſchloſſene Handeln eine gewiſſe Unſicherheit entdeckt zu haben glaubte. Es war dies einem jungen Lieblinge des Königs gegenüber ein Entſchluß des unberechenbaren weiblichen Genius. Nicht der ſicherſte Freund würde ihr dazu gerathen haben, auch wenn er gleich ihr entdeckt hätte, daß in Brion eine poetiſche Neigung für die Gräfin im raſchen Aufſchuß begriffen war.

Sie that es. Bei der erſten Gelegenheit, da ſie ſich mitten in der Geſellſchaft allein mit ihm ſah in einer Fenſtervertiefung ſchilderte ſie ihm mit fliegenden Worten ihre Lage, und die Nothwendigkeit, ſichre Nachricht an den Grafen Chateaubriant gelangen zu laſſen. Sie ſprach nicht einmal von dem Vertrauen, welches ſie für ihn hege, ſie ſprach's in der Bitte ſelbſt aus, und Brion, ein unverdorbenes Gemüth, glücklichſt überraſcht durch dies Vertrauen, verſprach

die Beſorgung des Briefes, den ihm Louiſon einhändigen würde.

Von dieſem Augenblicke an fühlte ſich die Gräfin frei und ſorglos, und ward gegen alle Umgebung die rückhaltloſe Liebenswürdigkeit ſelbſt. Die Herzogin glaubte ſogar, ſich dieſer Umwandlung nicht freuen zu dürfen, weil ſie ſelbige dem Einfluſſe des ſchönen Bonnivet zuſchrieb, ein Einfluß, welchen ſie von ihrem Bruder erwartet und gehofft hatte. Sie ſagte alſo, als die Geſellſchaft entlaſſen war, ziemlich unbedacht zur Gräfin: es ſchienen die ſchönen Männer ihr beſſere Laune zu erwecken als die geiſtreichen.

„Die ſchönen?“ erwiderte die Gräfin lachend, „ei natürlich! was wirkt lieblicher auf unſere Stimmung als die Schönheit!“

Und Ihr zieht die ſchimmernde Schönheit der ernſteren vor? ſetzte die Herzogin hinzu, welche ſich des falſchen Gegenſatzes, den ſie aufgeſtellt, bewußt geworden war, da ihr Bruder für einen ſtattlich ſchönen Mann galt.

„Allerdings, wenn es ſich, wie Ihr Euch ſo fein ausdrückt, nur um Erweckung guter Stimmung und

Laune handelt. Aber was iſt gute Stimmung und Laune gegen den Eindruck, welcher den ganzen Menſchen auf die Dauer des Lebens erregen und bewegen ſoll! Ich glaube nicht, daß ein ſchöner Mann ſo tiefe und dauernde Neigung erweckt, als ein unſchöner. Die glatte, tadelloſe Schönheit, die wir in den Bildern wiederfinden, geht eben wie ein Bild an uns vorüber; aber das Eigenthümliche prägt ſich unſrer Seele ein, und verläßt uns nicht mehr, wenn es einmal durch eine Neigung uns zugeführt worden iſt."

Dieſe Erklärung hatte für die Schweſter des Königs nicht viel Tröſtlicheres als die erſte fröhliche Aeußerung, und von dieſem Abende an wurde dieſe Gräfin das unverſtandene, aber um ſo lebhafter geſuchte Geheimniß für den Hof. Ihre Schüchternheit war verſchwunden, und zeigte ſich nur noch, wenn der König unerwartet zu ihr trat. Dieſer ſelbſt war in immer größere Haſt und Bewegung gerathen, je unwahrſcheinlicher es ſeiner Schweſter und ihm erſcheinen mußte, dieſes räthſelhafte junge Weib ohne Weiteres für ſich zu erobern. Er war eiferſüchtig, ehe er noch die geringſte Ausſicht auf Beſitz hatte,

und dieſe Leidenſchaft war ihm, dem zuverſichtlichen, durch Glück bei Frauen verwöhnten Könige, bis daher völlig fremd geblieben. Sie ſteigerte alſo auch ſeine Wünſche und Abſichten zum Höchſten, und was er früher unbedacht, und zur Hälfte lügenhaft gegen Vubé geäußert hatte von Erhebung dieſer Dame auf den Thron, das war ihm jetzt vollſtändiger Ernſt für den Fall, daß er nicht ohne ein ſolches den Stolz mehr als die Liebe weckendes Verſprechen die Neigung der Gräfin gewinnen könne.

Unter ſolchen Umſtänden war eine Woche vergangen, und ein aufmerkſamer Zuſchauer hätte ſagen müſſen, die Gräfin zeige Bonnivet den meiſten Antheil: mit ihm unterhielt ſie ſich am Oefterſten, mit ihm lachte ſie am Heiterſten. Gegen Brion konnte man ſie undankbar ſchelten, denn ſie ſprach Wenig zu ihm, und vermied bei dieſen kurzen Unterredungen, wie es ſchien, gefliſſentlich alle tiefere Wendung des Geſprächs. Die Künſtler liebten ſie alle, denn ſie

hatte ſelbſt Geſchick für Zeichnenkunſt, und kopirte eifrig und ſchnell die Skizzen, welche man ihr zeigte, ſo die Skizze des Grabmahls Ludwig's XII., mit deſſen Ausführung in St. Denis damals der Bildhauer Jean Juſte beſchäftigt war. Von Lascaris und Budé ließ ſie ſich die Geſänge des Homer erzählen, und war dieſen älteren Herren Stunden lang die andächtigſte Zuhörerin, die ſich auch nicht weniger angeſprochen zeigte, wenn der alte Grieche auf Schilderung des griechiſchen Religions- und Gedankenlebens überging, oder wenn Budé ſein Thema vom Schloſſe Chateaubriant wieder aufnahm, und die täglich fortſchreitende Entwickelung der kirchlichen Reform in Deutſchland und der Schweiz ſchilderte. Kam der ſchalkhafte Meiſter Clément dazu, der übrigens auffallend genug den Streitpunkten kirchlicher Reform eifrig nachfragte, ſo endigte ſie mit irgend einer anmuthigen Wendung das ernſthafte Thema, und bat Marot, ſie franzöſiſche Verſe machen zu lehren, ſinnige Deviſen, welche damals in höchſter Gunſt und Mode waren. Eines Nachmittags trat der König unerwartet zu dieſem Kreiſe, ſetzte ſich, und bat, Theil nehmen zu dürfen.

Auf der Stelle wurde ſie ſchweigſam und zurückhaltend, und hier wie ſonſt erfuhr er mehr von Anderen als von ihr ſelbſt, daß ſie Talent und Geiſt mannigfachſter Art beſitze. Was braucht aber die Neigung ſolcher Zeugniſſe! Auch die des Königs achtete nicht darauf, und all die desfalſigen Verſicherungen Vade's, Marot's und der Uebrigen hielt er für Artigkeiten, die man ſeiner ſichtbaren Vorliebe für den Gaſt und der ſchönen Dame erweiſen wolle. Indeſſen war er doch diesmal bereits ſo klug, die Galanterie bei Seite zu ſetzen und auf die ernſthaften Gegenſtände des Geſprächs einzugehn, hoffend, die Gräfin werde dadurch unbefangener und freier neben ihm werden. Und die Berechnung war ganz richtig. Diſputiren und durch hundertfache Gedanken-Wendung erprüfen lag nicht im Weſen des Königs, dies ging vielmehr darauf hinaus, gegebene Verhältniſſe, auch gegebene Spekulationen zu gruppiren, Pläne großen Stiles zu entwerfen, mit ſchöpferiſcher und künſtlicher Genauigkeit auszuführen bis in den Reiz und Werth jeder Einzelnheit, und ſich allmählig in Zuſammenſtellung mehrerer ſolcher Pläne etwas über-

ſpannt aber immer geiſtreich zu berauſchen, dergeſtalt, daß nach einer halbſtündigen Hingebung an ſolche wohl gegliederte Erſtaſe nicht nur Frankreich, ſondern Europa ein ganz verändertes Anſehn erhielt. Ein verändertes Anſehn, denn er hatte keinen Zug revolutionairen Sinnes der von innen und von Grund aus umgeſtalten will, in ſich, er wollte nichts Vorhandenes vernichten, er wollte nur hinzu thun und neu ſtellen, er wollte eben nur das Anſehn der Welt verändern, und was er dafür an innerem Geiſte der Welt verändert zu brauchen glaubte, das ſuchte er vielmehr in der Vergangenheit, im Mittelalter, als in der Zukunft. Ach — ſchloß er ſolch einen Erguß, indem er aufſtand und den Männern durch eine flüchtige Handbewegung anzudeuten ſchien, ſie möchten ſich entfernen — die Alltäglichkeit hemmt mich aller Wege! Es iſt nichts vorbereitet, und über den Vorbereitungen verliere ich die Hälfte der Hilfsmittel, und verliere im kläglichen Getümmel die eignen Geſichtspunkte, von denen ich ausging, und Niemand iſt neben mir, der meine Pläne in Liebe hindurch trüge durch all die Störungen, welche das Regiment mit

ſich bringt, und der mich in glücklicher Stunde daran erinnert, ſie wieder aufzunehmen!

„Aber Eure Schweſter, königlicher Herr!“ erwiderte die Gräfin, welche ſolchen Kreis der Schöpfung nur dem begabten Manne zugänglich glaubte, und welche dafür ein glühendes Intereſſe, die eigentliche Seele ihrer Liebe zum Manne, in ſich trug. Aufgeregt davon, daß ſie dieſen Kreis ihres Ideals plötzlich von dem mächtigſten Manne neben ſich berührt ſah, achtete ſie im Anſchaun des Königs und in der Hingebung an dieſe Welt zum erſten Male nicht darauf, daß ſie allein gelaſſen war mit dem Könige —

Meine Schweſter?! ſagte dieſer, zur Hälfte wirklich mitten in der Empfindung des Thema's, zur Hälfte Empfindung kokettirend, um das unſchuldige Weib ſicher zu machen — meine Schweſter iſt ein ſuchender Geiſt, die mich mit Einwendungen ermüdet, und ich will bilden! Und was mehr ſagen will, ſie iſt nur meine Schweſter, die einen Gatten und eine noch ganz andere Welt hat außer mir, ſie iſt nicht mein Weib! Nur wo Leib und Seele eins ſind erſchafft man gemeinſchaftlich mit einander!

Die Gräfin ſchwieg, der König ſchwieg. Sie ſtand im weißen Gewande, es war ein warmer Herbſtnachmittag, neben dem Lehnſtuhle, den ſie eingenommen hatte, ihr Arm ruhte auf der Lehne deſſelben, ihr Kopf war gedanken- und theilnahmsvoll vorgebeugt und, wie ſich verlierend, blickte ſie auf das männlich ſchöne Antlitz des Königs, welches ſich zu Linien herber Trauer zuſammengezogen hatte, und den Blick ſtarr auf den Teppich des Fußbodens oder auf die Füße der dicht bei ihm ſtehenden Gräfin gehefftet hielt.

Helft mir! rief er auf einmal, richtete ſich auf, und ergriff mit beiden Händen die Hände der Gräfin.

Dieſe erzitterte am ganzen Leibe, und betonte kaum hörbar die Worte: Wie könnte ich, königlicher Herr!

Ihr könnt; die Königin liegt am Tode — werdet nach ihr mein Weib!

Ich bin, erwiderte leiſe wie vorher die Gräfin, welche zuſammen geſchrocken war, als ob ein Blitzſtrahl vor ihr in die Erde führe — ich bin die Gattin des Grafen Chateaubriant!

Ihr ſeid da nicht am Orte, er iſt Eurer nicht werth, Ihr ſeid zu höherer Wirkung berufen!

Der Wille meiner Eltern, das Sakrament der Kirche haben mich ihm verbunden —

Was die Kirche bindet, kann die Kirche löſen — nicht dort liegen die Hinderniſſe; aber Ihr wendet Euer Haupt von mir, Ihr liebt mich nicht, Ihr fürchtet mich —

Ja, ich fürchte Euch, ſagte die Gräfin, und große Thränen rollten ihr über die Wangen, gebt meine Hände frei! Wenn Euer Herz mir in Wahrheit zugethan iſt, hört meine Bitte! die Lage macht mir Pein, daß ich des Todes ſein kann jeden Augenblick — ich danke Euch! Gott helfe uns!

Bei dieſen letzten Worten hatte ſie dem ſie freigebenden Könige mit zitternder, brennender Lippe die Hand geküßt, und war hinweg geeilt. — Der König hielt ſie nicht auf, ſo ſchnell und ungewöhnlich überkam ihn dies Alles, ſo ungewöhnlich war ihm, dem ſonſt immer verwegenen, jede Gelegenheit ausbeutenden Frauenhelden zu Sinne.

Auf den folgenden Tag war ein Feſt angeſetzt für die Vollendung des Schloßbaues, und der König ließ durch Orion bei der Gräfin anfragen, ob ſie ihm die Freude machen wolle, bei der Tafel zu erſcheinen. Schlüge ſie's ab, dann werde das Feſt ſo lange vertagt, bis ſie zuſage. Orion, der in etwas melancholiſcher Weiſe den Auftrag ausrichtete, fand die Gräfin in großer Aufregung. Aber ſie drückte ihm mit fieberhafter Feſtigkeit ihre Antwort dahin aus, daß ſie vor Ankunft ihres Gemahls nicht öffentlich erſcheinen könne.

Graf Chateaubriant, entgegnete Orion, kann nicht mehr weit von Blois ſein —

Mein Gott!

Der Bote, welcher Euren Brief beſorgt hat, bringt mir ſo eben die Nachricht, daß er ihm auf dem Fuße folge. Leider muß ich, ein treuer Berichterſtatter, der nichts weiter als Treue zu Euren Dienſten hat, hinzuſetzen, daß ſich der Graf ſehr entrüſtet bewieſen über die Kunde, Ihr wohntet hier auf dem Schloſſe, und daß er den Brief ungeleſen bei Seit geworfen habe.

Weh mir!

Gebietet über meine Dienſte, gnädige Frau, wenn Ihr die unüberlegte Heftigkeit Eures Gemahls fürchten zu müſſen glaubt! Ich will ihm entgegen, ich will ihn empfangen, ich will ihm erklären, wie zufällig Ihr daher gerathen — denn ich weiß, oder vermuthe doch den ganzen Zuſammenhang — ich will, wenn das offene Wort eines Edelmannes nichts über ihn vermag, ihn mit dem Degen in der Hand nöthigen, ein edles Weib edel zu behandeln!

Um Gottes willen nicht, Brion, das erhöhte ja nur ſeinen Arg —, ſeinen Unmuth, will ich ſagen, das verſchlimmerte nur meine Lage, ich danke Euch von ganzen Herzen —

Bei dieſen Worten trat Graf Chateaubriant ſelbſt in's Zimmer: er war erhitzt, daß ihm der Schweiß über das Antlitz troff, aber todtenbleich, er hielt den Degen blank in ſeiner Hand, und dieſer Degen war mit Blut beſprützt, denn er hatte damit Florio, welcher ſich ihm am Eingange zu den Zimmern der Herzogin von Alençon entgegen geſtellt, über den Haufen geſtoßen —

Ich ſtöre? rief er beim Eintritte, als er ſeine Frau und Brion nahe bei einander in ſo bewegter Unterredung ſah.

Der Graf! rief ſie ſchreienden Tones, der mehr Entſetzen als Freude auszudrücken ſchien, und eilte auf ihn zu.

Euer Gemahl, ſprach er, mit der unbewehrten Hand die ihrige heftig ergreifend, dem Ihr folgen ſollt auf der Stelle!

Auf der Stelle; eilen wir hinweg, eh' uns ein Hinderniß in den Weg tritt.

Was gäb's für ein Hinderniß, ſagte er, ſich halb zum Gehen wendend und mit halb verwendetem Kopfe Brion zuſprechend, wenn Graf Chateaubriant ſein verlocktes Weib aus dem Hauſe der Gewalt führen will?!

Brion näherte ſich den Gehenden raſchen Schrittes, und den Grafen am Arme faſſend ſagte er mit unterdrückter Lebhaftigkeit: Dies iſt des Königs Haus, kein Haus der Gewalt, Graf Chateaubriant, und dem

Könige wie allen ritterlichen Edelleuten Frankreichs werdet Ihr verantwortlich ſein für ein geziemend Betragen gegen dieſen Ort und dieſe von aller Welt hochgeachtete Dame!

Junger Edelmann, der ſein Glück ſucht, dieſe Dame iſt mein Weib, und ſo wie Du ſie nicht ſchmähen ſollſt, ſo ſollſt Du ſie auch nicht loben, oder gar ihren Beſchützer ſpielen gegen mich, der ich ihr Herr bin!

Laßt uns, Brion, rief die Gräfin, ich beſchwöre Euch, und wollt Ihr mir Gutes erweiſen, ſo eilt voraus, und ſorgt, daß Niemand uns in den Weg trete!

Auf dieſe Worte ging Brion, ſich gegen die Gräfin verneigend, eiligſt an ihnen vorüber, und nach dem Ausgangsſaale hinaus, von wo der Graf gekommen war. Dieſer aber ſchien durch jene Worte in noch erhöhteren Grimm verſetzt zu ſein, er preßte die Hand der armen Frau dergeſtalt, daß ſie wimmerte, und fuhr ſie wüthend an, als Brion die Thür hinter ſich hatte: Vortrefflich ſcheint Ihr bereits hier

bekannt zu ſein, unwürdiges Weib, das meinen Namen und meine Ehre befleckt, und die ich mit dem Degen in der Bruſt in dieſen Zimmern der Schmach zurücklaſſen möchte ein ſchreiendes Maalzeichen für Mit- und Nachwelt!

Ihr thut mir entſetzliches Unrecht, Graf, ich habe ja nichts verbrochen —

Weib!

Auf Euer Geheiß bin ich hierher gekommen —

So frech haſt Du lügen gelernt in ſo kurzer Zeit! Und damit ſtieß er ſie von ſich, daß ſie zu Boden ſtürzte, und ohnmächtig liegen blieb.

Unterdeß war durch Florio's Geſchrei das ganze Schloß in Aufruhr gerathen; man eilte ſchon von allen Seiten dem heraustretenden Prion entgegen, und er ward von den Rittern des Königs, Bonnivet an der Spitze, wieder in die Thür zurückgedrängt in dem Augenblicke, da die Gräfin zu Boden gefallen war. Bei dieſem Anblicke zog er wie Bonnivet den Degen, und ſtürzte auf den Grafen los, der ſie mit Schmähungen und vorgehaltener Waffe empfing,

aber ſchnell von der Ueberzahl entwaffnet und überwältigt wurde.

Der König! Der König! ſcholl es die Treppe herauf, und ehe noch Jemand ſich zu der regungslos daliegenden und für todt gehaltenen Gräfin wenden konnte, ſtand König Franz bei der Gruppe.

II.

6.

Es war in den letzten Tagen des Monat März, alſo beinahe ein halbes Jahr nach der Kataſtrophe, welche der Gräfin Chateaubriant auf dem Schloſſe in Blois begegnet war, da ſaß der König an der Mittagsſeite des Schloſſes von Fontainebleau, und ſah den Arbeitern zu, welche ihm Pflanzungen und Erdarbeiten für ein eigenhändig von ihm abgeſtecktes Garten-Parterre machten. Die Gebäude Fontainebleau's, damals von viel geringerem Umfange als jetzt — denn Franz, nur ein dürftiges Waldſchloß mit Kapelle und Gotteshauſe vorfindend, iſt als eigentlicher Gründer des Schloſſes zu betrachten — waren damals ſchon in ſo ungewöhnlicher Wendung in einander verſchlungen, und Kirche, Kapelle, Gallerie und Hof zeigten ſich von Anfange an ſo verſchränkt zu einander geſtellt, daß dieſer Auf-

enthalt ein noch eigenthümlicher romantiſches Weſen hatte als heutiges Tags. Und viel mehr denn ſpäter beherrſchte ihn der Wald, welcher wie ein dunkelgrünes Meer ringsum thurmhoch wogte, und ſich trotz zahlreicher Artſchläge gar nicht abdrängen laſſen wollte von dem alten Jagdhauſe der Könige. Es drangen die Winde nicht hindurch und keinerlei Geräuſch der Menſchen, die Sonne fand dieſen meilenbreit von tiefem Forſte umgebenen Schloßplatz erſt einige Stunden nach ihrem Aufgange, ein zauberhaft grüner Schein ſtrahlte in den Morgenſtunden herüber auf die niedrige Gradterraſſe, welche König Franz hier auf der Mittagsſeite vor einem großen Galerieſaale angelegt hatte, und die Vögel des Frühlings ſangen ihre kurzen, luſtigen Weiſen, welche die Stille nur unterbrechen, aber nicht ſtören. Auch der Kukkuk war in der Nacht angekommen, und der König blickte heiter auf darüber, ihn in guter Stunde das erſte Mal wieder zu hören. Er zählte abergläubiſch, wie vielmal er ununterbrochen rufe, denn das bedeutet die Zahl der Lebensjahre, und als der Kukkuk ſchon vor Berechnung des fünfzigſten Lebensjahres abſetzte,

da rief König Franz halb betroffen, halb luſtig: Nicht länger? Lange genug, wenn in Kraft und Stärke!

Der viereckige Raum, welchen er dem Walde ausgehaun und ausgerodet hatte zu einem Gartenplane, war bereits in den vier Eckpunkten mit Pavillons geziert, welche dieſes Frühjahr ihre Ausſchmückung erwarteten, und dicht dahinter im noch hoch prangenden, jetzt mit den erſten Knospen geſchmückten Buchenwalde leuchtete ein Waſſerſpiegel und der ſchwarze Schein tief behangener Tannen und Fichten hervor, in deren Schatten er eine Grotte angelegt hatte. Wie dies Alles im Einzelnen zu vollenden ſei, dies beſchäftigte ihn eben, und er bat die aus dem Saale zu ihm tretende Mutter und Schweſter um Vorſchläge. Es geſchah dies mehr aus Artigkeit, denn aus Bedürfniß: ſelten gelang es, ihn für unbedingte Annahme eines Plans, der nicht von ihm ſelbſt ausgegangen, zu bewegen. Im Bereiche des Geſchmacks war er von hartnäckiger Selbſtändigkeit, und er hatte das Recht dazu, denn er war all ſeinen Umgebungen darin überlegen. Die Schweſter neigte mehr zu Plänen in der Gedankenwelt, und hatte einen bei Weitem

weniger ausgebildeten Sinn für Plaſtik als Mutter und Bruder. Die Mutter aber, in jener Zeit noch verdrießlich durch das Scheitern ihrer Abſichten auf den Connetable, durch den immer noch ſchwebenden Prozeß Semblançay's, welcher zu ſeiner Vertheidigung allerlei Uebles von ihr ausgeſagt und ihr ſonſt ſo vortreffliches Verhältniß zum Sohne doch einigermaaßen getrübt hatte, endlich auch durch Bonnivet's Leichtſinn, der ſich ihr als Galan nur allzu oft nachläſſig und treulos erwies, und ſeit Erſcheinen der Gräfin täglich unaufmerkſamer geworden war, die kunſtberürftige Mutter erwiderte: Was fragſt Du uns, die wir doch nicht im Stande ſind, Dir etwas zu Dank zu rathen, beſonders ſeit die eigenſinnige Chateaubriant mit ihrem Geſchmacke Dir alles Andere in Schatten ſtellt —

Ach ja! ſagte der König haſtig aufſtehend, die Chateaubriant! Und ſie kommt nicht, und Brion bringt nichts zu Wege —

Du biſt mir unbegreiflich, Franz, ſagte die Mutter halb ſpöttiſch, wie Du ſo viel Mühe an ein kindiſch Weib verſchwenden kannſt!

Was willſt Du? Ich habe die letzten Monate in Paris nicht an ſie gedacht, und Du machſt mir in dieſem Augenblicke deutlich, daß ich ſie doch nicht im Geringſten vergeſſen, ſondern im Herzen getragen habe, wenn auch gedankenlos — wunderlich, daß ich ihrer ſcheinbar ſo ganz vergeſſen konnte, ohne daß ſich mir die Neigung im Geringſten verändert hätte!

Nachdem der König eine Weile ſchweigend da geſtanden, wendete er ſich plötzlich nach dem Schloſſe und verließ haſtig die angefangenen Arbeiten und die Damen. Es lag in ſeiner Natur, Dasjenige völlig aus den Augen verlieren zu können, was ihm aus den Augen gerückt war. Dies wußten die Seinigen, und es mußte ihnen auffallen, daß eine bloße Erinnerung ihn dergeſtalt in Bewegung ſetzen konnte, Erinnerung hatte ſonſt keine Macht über ihn.

Dieſe Gräfin wird läſtig — ſagte die Herzogin von Angoulême nach einer Pauſe — er muß ſie beſitzen, damit wir ſie los werden; dies unbefriedigte Hangen und Verlangen erhält ſie mächtig.

Die Herzogin von Alençon ſchwieg.

Nach jener Kataſtrophe nämlich in Blois war die Gräfin in eine heftige Krankheit verfallen, die lange Zeit für ihr Leben oder ihre Geiſteskraft fürchten ließ. Die Herzogin von Alençon hatte ſich ihrer mit liebenswürdiger, ja aufopfernder Sorgfalt angenommen, der König hatte, ſo lange die Gefahr nicht beſeitigt war, die größte Aufregung und einen Antheil gezeigt, deſſen ihn Niemand fähig geglaubt hatte, und war nach Beſeitigung der Gefahr mit ſo viel Rückſicht und Innigkeit täglich am Bette der Kranken erſchienen, daß von ſeinen näheren Umgebungen Niemand mehr an einer bei ihm ungewöhnlich tiefen Neigung zweifeln, und Niemand dem Gerücht widerſprechen mochte, es werde Buré mit dem Frühjahre nach Rom geſendet werden, um die Scheidung der Chateaubriant'ſchen Ehe und den Segen für eine neue Königin von Frankreich zu erwirken. Nur die Gräfin ſelbſt wußte nichts davon: auch nachdem ſie ſo weit wieder hergeſtellt war, um am Geſpräch wieder Theil zu nehmen, war ſie einer tief melancholiſchen Stimmung, ſobald von Mann und Weib geſprochen wurde, nicht wieder ledig geworden, und hatte mit ſichtbarer Angſt ver-

mieden, nur einen Augenblick mit dem Könige allein zu ſein. So war die rauhe Jahreszeit herein gebrochen, welche den König und den Hof nach Paris rief. Die Gräfin war ſo weit wieder hergeſtellt geweſen, um mit der Herzogin von Alençon dieſe Reiſe machen zu können, und es ſchien aller Welt unzweifelhaft, daß es alſo geſchehn, und daß ſie dauernd dem Hofe angehören würde. Denn nur unter unverkennbaren Zeichen tiefſten Erſchreckens und Abſcheu's hörte ſie ſeit jener Kataſtrophe den Namen des Schloſſes Chateaubriant und ihres dorthin wieder entlaſſenen Gemahles nennen. So kam der Tag des Aufbruches von Blois: der König war zu Pferde ſchon mehrere Stunden voraus, die Mutter des Königs war ihm unmittelbar gefolgt, und die von Maulthieren getragenen Sänften der Herzogin von Alençon und der Gräfin waren um die Mittagsſtunde bereit geweſen, auch dieſe Damen zum erſten Nachtlager in Orleans zu bringen. Als aber die Sänften bei dunkler Nacht in Orleans angekommen waren, hatte man die der Gräfin leer gefunden. Alle nächſte Nachfrage war vergeblich geblieben, und erſt nach Verlauf einiger

Wochen hatte man entdeckt, daß ſie ſich durch einen Diener des Grafen, welchen dieſer in Blois zurückgelaſſen, Pferde zu verſchaffen und ſich vom Reiſezuge des Hofes zu trennen gewußt hatte. Wohin ſie gegangen? war noch länger ein Räthſel. Man entſetzte ſich vor dem Gedanken, ſie ſei nach Chateaubriant. Florio's Kundſchafter berichteten endlich, in Chateaubriant ſei ſie auch nicht, ſelbſt nicht in dem alten Thurme des Schloſſes. Auch fehle Baptiſte, der Diener des Grafen, welchen man kurz vor Abreiſe des Hofes noch in Blois geſehn.

Die Gräfin war aber mit Baptiſte ſüdlich hinab geritten, und zwar über Limoges nach den Pyrenäen, nach ihrer Heimath Foix. Es war dieſer Entſchluß das ſchmerzliche Ergebniß ihrer damaligen Charakterrichtung, einer Richtung, welche nach Opfern dürſtete, um ſich aller Männer-Roheit zu entziehn, um ſich der Mannes-Welt überlegen zu zeigen. Denn die Brutalität ihres Gemahls hatte ſie nicht nur für immerdar von aller näheren Gemeinſchaft mit ihm geſchieden, und ihre frühere ſklaviſche Ergebenheit an dies Verhältniß mit einem Streiche beendigt, ach, der lange

Aufenthalt in Blois hatte auch die ſchlummernde Neigung ihres Herzens aufgeweckt. Sie liebte den König. Und ſie erkannte mit durchdringendem geiſtigem Inſtinkte gar wohl, daß hinter dieſer ſtürmiſchen Peſtiſſenheit des Königs Franz der gefährlichſte Leichtſinn, die gefährlichſte Möglichkeit des treuloſen Wechſels höhniſch lächelnd ruhe, ein Element, das ihr noch fürchterlicher dünkte als die Rohheit des Gatten. Welch eine Pein hatte ſich da in ihrer Seele erhoben! Daheim in Chateaubriant hatte ſie ihr Kind, nach welchem ſie ſchmerzlichſt verlangte, und von welchem ſie durch einen ausgeſprochenen Bruch mit dem Gemahle wahrſcheinlich für immer geſchieden würde; rings um ſich wußte ſie eine Welt, welche ihr die alſo herbeigeführte Trennung von ihrem Gatten nimmer vergeben, oder ſelbige doch unwürdigeren Beweggründen zuſchreiben würde; in ſich ſelbſt fand ſie, in ſtrengen Sitten auferzogen, keine vollſtändige Freiſprechung für ihr völliges Losſagen vom ehelichen Bande, welches von der Kirche geknüpft und geweiht war für die Dauer dieſes Lebens, und in dem glänzenden Erſatze, der ſich für alles dies darbot, in der Liebe des Kö-

nigs und zum Könige erkannte ſie Rauſch und Unſicherheit und völligen Mangel an Halt und Kraft! Das Herz trieb ſie, dem Augenblicke und der Neigung ſich hinzugeben, und flüſterte ihr zu, das höchſte Gefühl frage nicht nach Dauer und Zukunft, ſondern bethätige ſich auch in der Dauer eines Augenblicks; das Gewiſſen aber ſprach, es ſei ihre Pflicht unter alſo übel verſchlungenen Umſtänden: zu entſagen und zu leiden. Und die weibliche Größe drängt nach Opfern hin: von der Natur nicht auf's Handeln angewieſen ſucht das Weib ihre höchſte Genugthuung im Entſagen — die Gräfin entfloh, um ſich in den heimathlichen Bergen, und wenn es Noth thäte hinter Kloſtermauern der beunruhigenden Welt zu entziehn. Der ſtrengen Mutter, die einſam auf dem Schloſſe Foix lebte, wollte ſie ſich unterwerfen, nachdem ſie ihr das gereinigte Herz ausgeſchüttet. Und doch ſchlug ihr das Herz mehr in Angſt als Freude, da ſie auf der letzten Höhe ankam, und das maleriſche Heimathland in rauher Färbung des herein brechenden Winters vor ſich ſah. Der Wind flog ſtreng und ſtürmiſch hinter ihr her, und eilte in die Schlucht von

Foix hinab, ſich an deren Felſen und Felſen-Schloſſe zu brechen und den einzigen Ausweg nach Süden hinunter, wohin ſich die Grafſchaft erweiterte und abplattete, trockne Blätter hoch aufjagend zu ſuchen. Die in dunkle Trauer gekleidete Gräfin hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier vom blaſſen Geſicht, und folgte mit ihrem Blicke dem Sturmeszuge, leiſe vor ſich hinſprechend: Glücklicher Sturmwind, wenn mich der einſame Fels von St. Sauveur zurückſtößt, wo iſt mein Ausweg?!

Der damals noch dürftige kleine Ort Foix lag ſchwarzgrau zu ihren Füßen, die entlaubten Weinberge darum her ſahen dürr und troſtlos aus wie ein zerſtörtes Menſchenbild, das ſein Leben vergeudet hat. Schwarz und drohend erhob ſich weſtlich über dem Oertchen und deſſen Weinbergen das Schloß Foix mit zwei viereckigen und einem runden Thurme, hinten hoch überragt vom Berge St. Sauveur, dem ein leichter Schneereif ſchon den Scheitel ſäumte. Und hinter dem St. Sauveur thürmten ſich pyramidaliſch höher und höher, weißer und eiſiger bis an den Horizont die ſchon eingewinterten Pyrenäen nach der

unnahbaren Maladetta hinauf. Alles ſchien ihr furchtbar und ſtarr, und auch die Arriége, der Hauptfluß des Ländchens, welcher von Nordoſten in dies Thal herabkommt, um den das Schloß Foix heranbrauſenden Arget aufzunehmen, kam ihr drohend entgegen mit hochgeſchwollenen Waſſern und mit Eisſchollen. Ihr Blick haftete unwillkührlich auf einem großen Kloſtergebäude, welches am Zuſammenfluſſe der beiden Ströme im Schutze des Thalwinkels lag. In dieſer Abtei wurde die heilige Geneſeva verehrt, und der Gedanke an dies unglückliche Weib und an dieſe Zuflucht, wenn auch die Mutter da oben ſich ihr entzöge, ermuthigte ſie allein, ihr müdes Roß zum Hinabſteigen in das Thal anzutreiben.

Baptiſte war ihren Blicken gefolgt, und glaubte, ſie verſtanden zu haben. Er ſchüttelte das Haupt. Nicht daß er um ſeine Zukunft beſorgt geweſen wäre, wenn die Herrin, für welche er dem Herrn untreu geworden, ihn an der Kloſterpforte verabſchiedet hätte, nein, er wäre nach Genf gewandert, die neuen Prediger zu hören, und ſich bei ihnen unterzubringen, denn auch die Gräfin hatte auf dem Wege daher über

die neue Glaubensfrage geſprochen, und durch Aufklärung ihn nur begieriger darnach gemacht. Aber eben dieſe Richtung eines naiv ſuchenden Geiſtes, welche ihn ſchon in Chateaubriant zu der leutſeligen Gräfin gezogen, hatte ihm die Klöſter verdächtig gemacht, und ließ ihn für die geliebte Herrin nichts mehr fürchten als den Entſchluß, ſich in ein Kloſter zurückzuziehn.

Seht nicht da rechts hinüber, gnädigſte Gräfin — ſprach er denn halblaut — in dieſen Häuſern wohnt Gott nicht mehr!

Aber Ruhe wohnt da, und im Nothfalle Schutz, Baptiſte —

In der That fehlte ihr die ſichre Zuverſicht, bei der Mutter da oben im ſchwarzen Schloſſe Schutz oder Troſt zu finden, denn ſie kannte die rauhe Strenge der alten Dame nur zu gut, und ſie erinnerte ſich nur zu deutlich, wie herb deren Aeußerungen gelautet, da Chateaubriant um ihre Hand gefreit und die kaum fünfzehnjährige Tochter einige Abneigung gezeigt hatte. Arme Françoiſe! Arm, denn ſie konnte ſich gegen ihr übles Schickſal nicht mit dem Gedanken waffnen, daß es durch Liebloſigkeit herbeigeführt ſei,

und daß es alſo dagegen nur eines geraden Widerſtandes bedürfe. Nein, die alte Mutter liebte ihr letztes Kind, ſie liebte es wenn auch nicht ſo zärtlich wie die drei Söhne, welche alle drei in's rauhe Kriegsleben ihr zeitig entführt worden waren. Aber die Formen der Welt waren dieſer alten Gräfin eherne Mauern, ſie vergab auch nicht die geringſte unehrerbietige Berührung derſelben. Und dieſe Richtung war ſehr natürlich entſtanden: vornehmen Standes hatte ſie eine auf dieſe Kreiſe beſchränkte Erziehung genoſſen, und war durch Heirath und Verlauf ihrer Ehe darin beſtätigt worden. Phöbus Graf von Foix ihr Gemahl ſtammte aus einem uralten Geſchlechte, welches Jahrhunderte lang die Krone von Navarra getragen hatte; ein König von Frankreich war im alten Schloſſe von Foix nichts ſo Beſonderes, daß man deſſen Stellung und Range auch nur die geringſte Unwürdigkeit nachgeſehn hätte, und eine geborene Foix war in dieſem Schloſſe nicht im Geringſten entſchuldigt, daß ſie um des Königs von Frankreich willen eine Linie von ihrem pflichtgemäßen Gange abgewichen ſei. Und konnte ſie ſich, die gereinigte junge

Gräfin, konnte ſie ſich darauf ſtützen, daß ſie nicht abgewichen ſei? Nein; denn der Schein war gegen ſie, und ſie wußte nur zu gut, wie ihre Mutter ſtreng und unerbittlich das Weib verantwortlich machte auch für den bloßen Schein. Noch mehr: Gedanken und Herz der jungen Gräfin waren nur allzu geneigt geweſen, ſich abzuwenden von der reizloſen Welt ihrer Pflicht in der Bretagne, ſich hinzugeben der reizenden Welt des Königs Franz; ſie hatte kein freies Gewiſſen, und konnte nicht beſtehn, ſie wußte es voraus, vor dem ernſten Blicke der großen lichtgrauen Augen ihrer Mutter. Als Witwe hatte dieſe Mutter alle Schranken um ein Weib nur um ſo höher errichtet, und die Regeln des Anſtandes, deren ſie zum eignen Schutz bedurfte, waren ihr im Intereſſe des Selbſtſchutzes aufgewachſen zu unerbittlichen Regeln einer geſellſchaftlichen Religion. Welches Empfangs durfte ſich die in üble Stellung gerathene Tochter verſehen?! Ach, und ſchlimmer und entſetzlicher als alle die Fragen und Bedrängniſſe lag auf dem Grunde ihres Herzens ein Gedanke, den ſie verabſcheute, und der doch nicht entwich. Sie wußte nicht, woher er

gekommen ſei, ſie entſetzte ſich davor, und doch begegnete es ihr zu wiederholten Malen, daß ſie ihre Phantaſie überraſchte, welche ſich in die Konſequenzen dieſes Gedankens wollüſtig vertieft hatte. Der Gedanke war: Graf Chateaubriant, der ſtörende Gemahl ſei todt, todt — Mein Gott, mein Gott, ſchrie ſie auf, dies iſt der Teufel, und ſo ergreift er die Menſchen, um ſie verbrecheriſch zu machen! Sie hieb auf ihr Pferd hinein, als entflöhe ſie bei ſchnellerer Bewegung den dämoniſchen Einflüſſen.

Es war auch Alles von ſo übler Vorbedeutung! Im Städtchen Foix, durch welches der Weg nach dem Schloſſe hinauf führte, fand ſie die engen ſteil aufſteigenden Straßen menſchenleer, und die wenigen Menſchen, denen ſie begegnete, ſtarrten ſie an, und waren ihr unbekannt. Sie vergaß, daß ſie eine Reihe von Jahren, ſeit ihrer Verheurathung nicht mehr daheim geweſen war, und daß ſo mancher Bekannte während deſſen geſtorben oder verdorben ſein mußte, ſie vergaß, daß ſie von Niemand erwartet wurde, daß ſie den Schleier wieder über das Antlitz geſchlagen hatte, und daß deshalb kein neugieriger Kopf aus

dieſen rußigen Häuſerchen der Blech- und Eiſenſchmiede zum Vorſchein kam, ſie vergaß, daß der hereinbrechende Winter in dieſem rauheren Klima die Handwerksleute bereits von der Straße in die Häuſer hinein getrieben hatte. Traurig ritt ſie den Schloßberg hinauf, und ſchrie plötzlich auf, hielt ihr Pferd an, ſchlug den Schleier zurück und ſtreckte die Arme aus: ſie glaubte ihre Mutter im öſtlichen auf den Weg herab ſehenden Thurmzimmer bemerkt zu haben. „Ach, ſie erkennt mich nicht", ſprach ſie halblaut, und die Arme ſanken ihr ſchlaff auf den Sattel, „ſie geht hinweg von ihrem Fenſter! Das Alter mag ſie drücken, denn ſonſt ſah ſie ſcharf wie der Falke auf unſern Bergen!"

Langſam ritten ſie in den von Thürmen umeckten Schloßhof: Alles war menſchenleer, nur die Kettenhunde bellten, auch ſie erkannten die alte Freundin nicht. Ohne einem Menſchen zu begegnen kam ſie in die Halle, einen hohen und weiten, mit grauem Marmor des Landes bekleidetem Raume, in welchem ſonſt der Fremde empfangen, und ſonſt Mahl- und Erholungszeit verbracht wurde, als die Brüder noch

das Schloß mit Geſang und Waffenlärm erfüllten. Die Halle war todtenſtill, nur ein zahmer Rabe kam von einem entfernten Pfeiler herab auf ſie zugeflogen, und erſchreckte ſie durch unerwartetes und zudringliches Herbeifliegen. Ja er rief, während er ſie kreiſend umflatterte, mit ſeiner grellen Stimme unaufhörlich „François! François!“ und rief ihr damit Entſetzen in's Herz, denn ihr erſter Gedanke war, ihr peinigendes Geheimniß werde bereits von allen Dächern und im Mutterhauſe drohend ausgerufen. Bald ſah ſie wohl den Irrthum ein: Jacques, ſo hieß der Rabe, war ebenfalls ihr Jugendfreund, und er hatte ſie ſogleich erkannt, und rief ihr freudig ihren eigenen Namen entgegen, deſſen Endſylbe er von früh auf nicht ausſprechen konnte. Guter Jacques, Du bedeuteſt wohl Unheil! ſagte ſie traurig, als ſie ſich beruhigt hatte, ihn auf den Handſchuh treten ließ und ihn ſtreichelte.

Indeſſen verſuchte es doch die ihr inwohnende geſunde Kraft, alle die üblen Anzeichen auf den Zufall zu ſchieben: Man wird Dich nicht geſehn haben, flüſterte ſie, die Diener werden beſchäftigt, es wird

die Mutter nicht geweſen ſein oben am Thurmfenſter, und in jetziger Jahreszeit iſt man keines Beſuches gewärtig, am wenigſten des meinigen! Dieſen Ermunterungen ſich hingebend eilte ſie haſtig die ſteinerne Treppe hinauf, den gewölbten Korridor entlang auf das Eckzimmer der Mutter zu, ſo daß Jacques ſich kaum auf der Hand erhalten konnte und hin und her ſchlug mit den Flügeln, unaufhörlich krächzend „François! François!“ Dieſer Ruf ſchlug allen Muth wieder darnieder, ſie blieb athemlos ſtehn, eh' ſie noch die Thür von dunklem Eichenholze erreicht hatte. Da that ſich die Thür auf, ſie ſah ihre Mutter, eine hohe in Schwarz gekleidete Dame mitten im Zimmer ſtehn, rechts neben ihr einen Prieſter in violettem Talare, links ein ſchlankes Mädchen. Der Hausbofmeiſter, ihr den Rücken kehrend, verbeugte ſich vor der alten Gräfin, wendete ſich dann, und trat aus dem Zimmer, welches unmittelbar hinter ihm geſchloſſen wurde, ihr entgegen.

Sie hatte verſucht, ihrer Mutter entgegen zu eilen, aber der eiſige Blick derſelben hatte ſie gefeſſelt; ſie ſtand regungslos und ſtarrte dem ihr wohlbekannten

Diener, der ſich jetzt vor ihr verbeugte ohne ihr in's Auge zu ſehen, in das faltenreiche Angeſicht.

Die gnädige Frau Gräfin von Foix, ſprach er mit faſt tonloſer Stimme, laſſen ſich erkundigen, was der Dame, welche in den Schloßhof geritten, zu Dienſten ſei.

Guernard! Ihr kennt mich nicht mehr?!

Die gnädige Frau Gräfin haben gemeint, es müſſe ein Irrthum, durch äußerliche Aehnlichkeit erzeugt, obwalten: die erlauchte Tochter des Hauſes Foix reiſe nicht allein durch das Land, ſondern lebe auf ihrem Schloſſe in der Bretagne neben ihrem Gemahle dem Herrn Grafen von Chateaubriant. —

Die Gräfin, regungslos ſtehend, fand kein Wort der Erwiderung, und Guernard, der Haushofmeiſter, ſetzte nach einer Pauſe mit faſt weinerlicher Stimme hinzu: wenn die fremde Dame erlaube, ſolle ein Imbiß in der Halle aufgetragen, und der Diener mit den Pferden verſorgt werden für die Weiterreiſe —

Für die Weiterreiſe? — Mit dieſen Worten ſchwankte die Gräfin auf einen der ſteinernen Sitze am Korridorfenſter, und verhüllte ſich das Geſicht.

Jacques war bei dieſer Bewegung aufgeflogen und war auf den Fenſterſims getreten, und Guernard hatte ſich, da die Gräfin verhüllten Antlitzes verharrte, in eine entfernte Fenſtervertiefung begeben, wo er den Entſchluß der Dame abwarten zu wollen ſchien; dicke Thränen rollten ihm über die gefurchten Wangen.

Wodurch hab ich dies verſchuldet? fragte ſich die unglückliche Frau, und indem ſie die Ereigniſſe der letzten Monate an ihrem Geiſte und vor einem Richterſtuhle wie er im Schloſſe Foix geltend war vorüber gehen ließ, brach ſich die verhaltne Thränenfluth freie Bahn, und es gewann die Selbſtanklage von Minute zu Minute feſteren Boden. Daß ſie nicht unverweilt, als ſie ihren Gatten am Hoflager verfehlt, umgekehrt ſei, dies hielt ſie jetzt für einen unverzeihlichen Fehler, für einen Fehler, der ihr ganzes Leben zerſtört habe.

Aber ihre Seele hatte etwas vom granitnen Kerne der Foix, und ſie fand nach einer viertelſtündigen verzweiflungsvollen Noth jenen wunderbaren Muth, welcher die Frauen ſo ganz und gar von den Männern unterſcheidet, den Muth völliger Entſagung. Al-

les Glück, allen Reiz des Lebens gab ſie auf, und wollte leiden von dieſer Stunde an ſchweigſam und hoffnungslos.

Um dies zu können bedurfte ſie aber eines verborgenen Bewußtſeins der Unſchuld und Selbſtändigkeit, wie ihr, einer für damalige Zeit aufgeklärten Frau, auf dem Wege logiſchen Raiſonnements ganz wohl erreichbar war. Darauf ſtützte ſie ſich wie auf einen Halt, den ihr kein Unglück rauben könne.

Auch dieſer Halt wurde ihr genommen. Als ſie nach langer Pein zum erſten Male wieder aufſah, erblickte ſie neben ſich den Prieſter in violettem Gewande. Ein leiſer Ausruf der Freude — ſo nahe hatte ſie die Freude nicht geglaubt — drang von ihren Lippen: Florentin, Du kennſt mich noch, und verläſſeſt mich nicht! Ich danke Dir! — Und mit dieſen Worten reichte ſie ihm die Hand.

Die Kirche verläßt kein verirrtes Lamm!

Bringt Dich bloß die Kirche?

Bloß die Kirche? Françoiſe, was giebt es Größeres auf Erden?

Größeres vielleicht nicht, Florentin, aber — das Herz des Freundes iſt wohl noch weicher und lieber —

Nicht Jedermann kann einen Freund haben, aber die Arme der Kirche ſind Jedermann offen. Françoiſe, erinnere Dich unſrer Jugend, erinnere Dich, was Dir unſer Beichtiger ſo oft zu ſagen pflegte! Wovor warnte er Dich zu wiederholten Malen? Vor ſündigem Selbſtvertrauen auf menſchliche Kräfte. Die Menſchen ſind Schilfrohr, das im Schlamme wurzelt; wie wenig braucht's, Schilfrohr zu vernichten! Du haſt Dich Deines Gatten, Du haſt Dich Deiner Verhältniſſe überhoben in demſelben falſchen Vertrauen auf eigene Kraft —

Das habe ich nicht, Florentin, ich bin vom Schickſal ergriffen und umhergeſchleudert worden —

Schickſal iſt ein heidniſches Wort, und eine gute Chriſtin ſoll es nicht kennen. Du trachteſt nach Ungewöhnlichem, und nun ergreift Dich das Ungewöhnliche in erſchrecklichſter Geſtalt. Du haſt den Gemahl verlaſſen für die Freuden des Hoflagers, wie die Kunde, welche, Deinen guten Namen ſturmesſchnell in Nord und Süd zertrümmernd, uns verkündigt hat,

Du haſt Dich in eitler Einſicht über unſern heiligen Glauben geäußert wie über etwas von Menſchen Erfundenes —

Niemals, Florentin!

Sind nicht auf dem Schloſſe von Blois unter Anführung eines Budé, eines Marot, einer Herzogin von Alençon die Frevelgedanken deutſcher Ketzer mit Wohlgefälligkeit beſprochen worden, beſprochen worden wie etwas, was ganz in der Ordnung menſchlicher Beſprechung ſei? Habt Ihr nicht dergeſtalt unſern göttlichen Glauben herabwürdigt bis zum prüfenden Maaßſtabe unvollkommener und ſündiger Menſchen? Bleibt das Göttliche göttlich, wenn der Menſch es richtet? Und warſt Du nicht dabei? Ja, warſt Du nicht Allen voraus in den ſündigen Spielereien mit heidniſcher Kunſt, denen der König ſich hingiebt in Bauten und Bildnerei? War dies nicht der ſchlüpfrige Weg, auf welchem Du Dich verloren haſt vom Wege der Pflicht und Ehre?

Florentin, ich bin unſchuldig!

Unſchuldig? Unſchuldig an Leib und Seele?

Françoiſe ſchwieg.

Iſt der Leib mehr, denn die Seele? War Deine Seele unverrückt bei dem Gemahle, den Dir das Sakrament der Kirche zugeweiht, bei dem Glauben, für welchen Dich die Mutter erzogen? Siehſt Du nicht, daß die Mutter ihr Kind nicht mehr erkennt, und warum ſie es nicht mehr erkennt? Was ſind Bande der irdiſchen Natur gegen die Bande mit dem Himmel! Und wo ſind die Bande irdiſcher Welt, die Dich halten und ſchützen? Ein Luftbauch hat ſie gelöſt: wie ein Kind der Wüſte irrſt Du umher im ſchönen Frankreich, und verdirbſt in Verzweiflung und Reue, wenn Du noch die Kraft haſt, der gröblichſten Sünde auszuweichen, verdirbſt für Zeit und Ewigkeit, wenn Du ſchwach genug biſt, bei der Sünde, welche augenblickliche Zuflucht und Luſt verheißt, augenblickliche Rettung zu ſuchen. Dies iſt Deine Lage, und dieſe Lage iſt entſprungen aus dem Uebermuthe Deines Sinnes, welcher die göttlich geoffenbarten Formen entbehren zu können freventlich geglaubt hat.

Was ſoll ich thun?

Beten und büßen!

Ich büße und bete —

Und glaubſt doch, Unrecht zu leiden! Du leideſt aber Recht, und Dich trennt noch eine ganze Welt von der Buße und Vergebung. Unglückliche Françoiſe, der Boden dieſer Welt iſt von tauſend Abgründen durchkreuzt, und Du hüpfeſt darüber hin, als ob er ein glatter und wohlgeſchloſſener Tanzſaal wäre! Du bedauerteſt, unſchuldig zu ſein, und ſcheinſt nicht zu wiſſen, daß kein Menſch an Deine Unſchuld glaubt —

Florentin!

Kein Menſch! Nicht einmal Deine Mutter, nicht einmal ich!

Entſetzlich! Nun denn, ſo ſeid ihr grauſam, und mein Herz verliert Wenig, wenn es Euch verliert —

Bei dieſen Worten erhob ſich Françoiſe, zum erſten Male unterſtützt von einer Wallung des Zorns, und ſchickte ſich an, indem ſie den Schleier über ihr verweintes Antlitz zog, den Prieſter und das Schloß der Übrigen zu verlaſſen.

Dein Herz verliert das Theuerſte auf Erden, es verliert die Mutter!

Es hatte ſie, jetzt weiß ich's, verloren, ehe ich hierher kam; heute verliert die Mutter ihr Kind.

Es iſt Dir beſſer, ſagt die Schrift, kein Kind zu haben, als ein verworfenes. Das Mädchen, welches Du neben Deiner Mutter ſtehen ſahſt, iſt ein lebendiger Beweis dafür —

Wer iſt ſie?

Deines Vetters, des Herzogs von Infantado Kind iſt ſie. Du haſt ihn in Deiner Jugend geſehn dieſen mit tiefer Trauer gezeichneten Mann; er iſt zu dieſer Trauer gekommen, weil er die Rathſchläge der Gottſeligen verſchmäh[illegible] Als er zwanzig Jahr alt war verfolgte er mit ſeinem Freunde auf einem Maskenballe in Sevilla eine in ſchwarze Seide verhüllte Dame. Sie hatte einen ſchönen Wuchs, einen ſchönen Fuß und einen, wie ſich die leichtſinnigen jungen Männer ausdrückten, verführeriſchen Nacken. Alles Uebrige war an ihr verhüllt, und in der Ferne war ſie von ähnlichen ſchwarzen Damen nur durch eine karminrothe Schleife zu unterſcheiden, welche ſie an der Bruſt trug. Das Gewühl trennte ihn von ſeinem Freunde, und es gelang ihm, von der ſchönen

Dame die Zuſage eines Rendezvous zu erhalten unter der Bedingung, kein Wort bei der Zuſammenkunft zu ſprechen, und nicht die geringſte Erkundigung über Namen und Stand einzuziehn. Was kümmerte ihn Name und Stand, wenn er ſeine ſinnliche Luſt befriedigen konnte: er verſprach feierlich, was verlangt war, und ſuchte, da das Rendezvous erſt in einer Stunde ſtatt finden konnte, im Maskengewühl nach ſeinem Freunde, um dieſem die gelungene Eroberung mitzutheilen. Denn die gedankenloſe Jugend iſt auch immer indiskret im Gelingen wie im Mißlingen. Nachdem er ein Paar falſche Domino's angeſprochen, fand er endlich den richtigen ſchwarzen, welcher ihn eben ſo dringend und in eben ſo indiskretem Drange ſuchte. Kurz, die Worte Beider fanden kaum neben einander Platz: dem Freunde war ebenfalls von der ſchwarzen Dame mit karminrother Schleife ein Rendezvous nach Ablauf der nächſten Stunde zugeſagt. Wir ſind genarrt! riefen Beide, und ſie machten ſich eiligſt auf, die ſpöttiſche Dame zu ſuchen, und zur Rede zu ſtellen. Aber ſie fanden die Dame nirgends mehr, und da während des Suchens die Stunde ver-

ſloſſen war, ſo beſchloſſen ſie, trotz der wahrſcheinlichen Täuſchung die von der Dame beſtimmten Orte der Zuſammenkunft — es waren zwei verſchiedene Orte — aufzuſuchen. Denn Jeder dachte bei ſich ganz im Sinne der weltlichen Freundſchaft: Mir wird ſie Wort halten, und mit dem ſtets überzuverſichtlichen Freunde wird ſie geſcherzt haben.

In der That fand der junge Herzog von Infantado ſeine Dame, aber er fand auch als er am Morgen nach Hauſe kehrte die Leiche ſeines Freundes an der nächſten Gartenecke. Eine tiefe Dolchwunde hatte ihm das Herz durchbohrt, und neben der Wunde lachte wie ein Zeichen der Hölle die karminrothe Schleife, zierlich angeheftet an die Bruſt des Unglücklichen. Wie hing das zuſammen? Denn die jugendliche Sündhaftigkeit des Herzogs war ſo groß, daß er weniger dem Tode ſeines Freundes, als der Frage nachdachte, wie dieſer zur karminrothen Schleife gekommen, und ob er, der Herzog, nicht dieſe Schleife noch beim Stelldichein ſelbſt am Buſen ſeiner Schönen geſehn habe.

Daheim fand er indeſſen den Befehl ſeines Va-

tens vor, auf der Stelle nach Madrid an den Hof zu eilen, wo er eingeführt und befördert werden ſollte, und da ihm dies viel wichtiger war als die Sorge um den verblichenen Freund und um Aufklärung eines bereits genoſſenen Abenteuers, ſo reiſ'te er auf der Stelle, und vergaß zu Madrid in einer an Zerſtreuung reichen Lebensbahn das Abenteuer von Sevilla ganz und gar. Als beliebter Held der Damen dachte er, ſo lange ihm Liebesfreuden ohne Verpflichtung hinreichend zum Genuſſe erreichbar waren, durchaus nicht an ein Ehebund, und erreichte ſein vierzigſtes Jahr in ledigem Zuſtande. Nun wurde es Zeit, für rechtmäßige Erben und Hüter des Herzogshutes zu ſorgen, und er ſuchte unter den ſchönſten Töchtern des Landes eine Gattin. Die Sünde der frivolen höhern Geſellſchaftswelt nennt die verſchwelgte Jugend bloß eine galante Jugend, und findet die Helden derſelben als geſättigte und erfahrene Kenner beſonders empfehlenswerth für die Ehe. Es hatte alſo keine Schwierigkeit für den Herzog von Infantado ein ſchönes andaluſiſches Mädchen hohen Ranges und großen Vermögens heimzuführen. Vater, Mutter

und Schweſter waren ihr geſtorben, und ſolche Unabhängigkeit empfahl ſie ihm obenein. Wie hätte es ihm nach ſo viel Erfahrung an Geſchick und Fähigkeit fehlen ſollen, ein neunzehnjähriq Mädchen für ſich zu gewinnen! Beſonders nachdem ſie ihm eine Tochter geboren, öffnete ſie ihm alle, auch die kleinſten Geheimniſſe ihres Herzens. Unter dieſen war ein leichtſinniges Abenteuer ihrer Mutter und Tante in Sevilla. Mutter und Tante ſeien Zwillinge und unintereſſant verheurathet geweſen: gemeinſchaftlich alſo hätten ſie ſich zu entſchädigen gewußt, und wären eines Nachts in gleicher Kleidung auf einen Maskenball gegangen —

In gleicher Kleidung? fragte der Herzog, dem eine Erinnerung und ein unbeſtimmter Schatten von Argwohn aufſtieg —

Ja, ſchwarz wie es die Landestracht in Andaluſien, und wie es einen ſchönen Fuß, ſchönen Wuchs und ſchönen Hals am Günſtigſten heraushebt. Und um ſich zu erkennen ſteckte Jede eine karminrothe Schleife —

Vor die Bruſt?!

Ja, mein Gemahl, vor die Bruſt — es intereſſirt Euch abſonderlich!

Abſonderlich! Weiter!

Wunderlich genug fanden ſie auch zwei junge Galane, die ihnen gefielen von gleichem Alter, gleicher Größe, gleicher Maske —

Schwarze Domino's?

Schwarze Domino's! Ihr rathet vortrefflich. Ach richtig, Ihr ſeid ja um jene Zeit ſelbſt in Sevilla geweſen, und habt wahrſcheinlich davon gehört!

Nicht das Mindeſte hab ich gehört!

Nun, der andaluſiſche lebhafte Sinn ſchloß raſch ein flüchtiges Bündniß: meine Mutter mit dem einen, meine Tante mit dem andern ſchwarzen Domino. Sie begegnen ſich des Nachts, wie ſie meinen, in vollkommner Sicherheit. Aber mein Vater, oder mein Onkel oder ſonſtwer, denn die ſchönen jungen Frauen waren viel umworben, hatten doch Verdacht geſchöpft, und einer der Domino's, als er am Morgen von dannen ging, wurde ermordet —

Der Galan Deiner Mutter, oder der Deiner Tante?

Hierin lag die Pein: ſie wußten es nicht!

O Gott!

Meines Vaters und meines Oheims Haus liegen neben einander, hundert Schritte entfernt von beiden war der Ermordete gefunden worden. Als Mutter und Tante vom Morde erfuhren, war der Unglückliche ſchon beerdigt, und der zweite, wahrſcheinlich nicht getödtete Galan war trotz aller Aufmerkſamkeit Seitens der Mutter und Tante nirgends mehr in Sevilla zu ſehn. Unbegreiflicherweiſe bemächtigte ſich beider Frauen von Stunde an eine ſtete Traurigkeit, ſie zogen ſich von der Welt zurück —

Sie hatten beide Kinder?

Ihr meint, ob meine Tante deren hatte, denn Ihr werdet meine Exiſtenz doch nicht bezweifeln? Ja wohl, mein Couſin war gleichen Alters mit mir, und mein Spielgenoſſe, bis ihn in einem unerklärlichen Anfalle übler Laune mein Oheim hinwegnahm aus unſrer Mitte. Die Nachricht ſeines Todes brach das Leben meiner Tante, und meine Mutter, nach dem Kloſter ſich ſehnend, welches mein Vater ihr verſchloß, flechte ihr nach; ich verlor ſie, als mich mein Vater

zum erſten Male in die Welt führte. Am letzten Abende ihres Lebens erzählte ſie mir dieſe Begebenheit, und als uns der Vater, der mich abzuholen kam, dabei überraſchte, erſchrack ſie heftig, ja ohne daß wir es ahnten, zum Tode. Sie war geſtorben, als wir vom Feſte heimkehrten. Aber was iſt Euch, mein Gemahl, Ihr ſtarrt mich an mit entſetzlichen Augen!

Er hatte wohl Urſache. Ehe-, Familien- und Lebensglück war mit einem Streiche zerſtört: denn es war möglich, daß er ſein eigen Kind ſündlich in den Armen hielt. Er entſetzte ſich vor der Tochter, welche ihm die Gattin geboren, und entfernte ſie für immer aus ſeinen Augen: von Schloß zu Schloß, von Verwandten zu Verwandten, von Verwandten zu Fremden irrt die arme Chimene umher, gezeichnet von der Sünde des Vaters. Ihre Mutter hat ſich zu Tode gegrämt über das geheimnißvolle, erſchreckende Betragen ihres Gatten, der Herzog ſelbſt ſchwankt wie ein Geſpenſt umher, tiefſinnig und bis in's Innerſte zerſtört.

So, Françoiſe, führen die Wege der Welt! Ver-

nüglich und lockend erſcheinen ſie Anfangs, und
hren von Konſequenz zu Konſequenz in unendlich
erderben. Man beginnt nicht mit Fehltritten, man
ginnt mit leiſen Wünſchen, die harmlos, ja un-
uldig ausſehn; Françoiſe, der Weg zum Tode,
r Weg zu Gottes Schooße führt an tauſend Ab-
ünden vorüber, und wer dies weiß, dem iſt es
ht zu vergeben, wenn er von der geoffenbarten ſiche-
n Straße abweicht, um dieſer, oder jener flüchtigen
ciſchen Neigung zu genügen.

Nicht die Neigung, Florentin, hat mich aus mei-
r Bahn geſchleudert —

Und doch iſt's geſchehn!

Hilf mir!

Du mußt Hilfe wünſchen um jeden Preis!

Um jeden Preis wünſch ich ſie!

Du mußt abſchließen können mit Deinem Leben!

Es iſt zu Ende für mich in dieſem Augenblick,
f mir!

Unſer Haus, das Haus zur heiligen Genoſeva
Dir offen, wenn Du ernſtlich der Welt entſagen
ſt.

Ich will's.

So folge mir!

Françoiſe, in überſpannter Stimmung des Leides und der Furcht vor einer brutalen Welt, wollte, wie die Verzweiflung immer will, um jeden Preis endigen. Um nicht eine Schaar peinlicher Scenen zu ſehn ſchließt der ſchwache Menſch die Augen völlig, und meint, völlige Blindheit ſei beſſer. Die hohle Phraſe wohnt nicht bloß in der theatraliſchen Sprache, ſie wohnt in allen, auch wortloſen Entſchlüſſen der Schwäche.

Als der Prieſter und Françoiſe den Korridor entlang gingen nach der Treppe hin, ward der raſche Hufſchlag mehrerer Pferde im Schloßhofe vernehmbar, und der Prieſter trat an's Fenſter, während die zerſtörte arme Frau mitten im Gange ſtehen blieb, und ſtarr vor ſich nieder ſah auf die ſteinernen Flieſe. Auch wenn ſie hinabgeſehn, ſie hätte nicht erkannt, daß ein Retter für ſie angekommen ſei, Chabot de Brion, der mit dem Inſtinkt einer romantiſchen Neigung ihre Fußtapfen gefunden hatte von Blois bis Foix. Nur in der Entſagung ſah ſie in dieſem An-

genblicke Hilfe, jegliche Liebe war ihr in dieſem Au-
genblicke erſchrecklich, Florentin's Erzählung machte ihr
ſelbſt Eltern- und Kindesliebe ſchauerlich. Einſam-
keit, völlige Einſamkeit für immer war ihr ganzer
und einziger Wunſch. Der Prieſter Florentin hätte
alſo gar nicht nöthig gehabt, ſie durch abgelegene
Gänge zur Hinterſeite des Schloſſes hinaus, und von
da durch den dichten Tannenwald hinab zur Abtei
zu führen. Chabot de Prion würde nichts über ſie
vermocht haben, auch wenn er ihr begegnet wäre,
und Baptiſte war doch nicht zu täuſchen: er hatte
auf der Treppe geſtanden und gelauſcht, er folgte
ihnen durch alle Gänge wie das Gewiſſen, und an
der Abtei-Pforte trat er ſeiner Herrin entſchloſſen in
den Weg.

Umſonſt! Françoiſe war der geiſtlichen Macht
Florentin's völlig anheimgegeben, ja ſie drang dem
beſtürzten Diener das Verſprechen ab, ſie und die
Gegend zu verlaſſen, und Niemand, aber Niemand
mitzutheilen, wohin ſie ſich gerettet.

Die Pforte ſchloß ſich knarrend, und der alte
Baptiſte, Thränen im Auge, ſtand mit gefalteten Hän-

den vor den grauen, im tiefen Schatten hohen Waldes verborgenen Kloſtergebäuden. Der Arget und die Arriége, welche hier zuſammenſtrömen, rauſchten hoch auf mit ihren vollen Waſſern, und Baptiſte warf einen ſcheuen Blick auf die Gegend, von wo die Fluthen, verdeckt durch die Abtei und den dichten Wald, herüber toſ'ten, als ahnte er, es werde ſich dort das Schickſal ſeiner Herrin eben ſo geheimnißvoll und ſchauerlich entwickeln. Seine Neuerungs-Gedanken in Sachen des Kirchenglaubens waren nicht ausgebildet genug, um ihm eine ſicher begründete Anſicht über den verfehlten Zweck klöſterlicher Einrichtungen zu gewähren, aber die Neigung ſeiner Gedanken war ſchon ſtark genug für den leiſen Ausſpruch: Arme Herrin, zu großen Dingen berufen läſſeſt Du Dich opfern der Furcht und dem todten Hinſtarren!

Traurig ſtieg er den Berg zum Schloſſe wieder hinauf — was ſollte er thun? Nach Genf will ich reiten, murmelte er vor ſich hin, und wenn wir in unabſehbaren Haufen einfallen in Frankreich, den Glauben und die Kirche zu reinigen, da will ich das Heer der Unſrigen auch hierher geleiten vor die

Genoſeven-Abtei, und will meine Herrin befrein. Ein Paar Jahre wird's wohl dauern, eh wir ſo weit kommen, und meine arme Frau Gräfin wird wohl in dieſer Zeit ihres Irrthums inne werden.

Als er in den Schloßhof kam, begegnete er Herrn Chabot de Prion, der lebhaft und erfreut ihm entgegen trat, erfreut, nun endlich ein unzweifelhaftes Zeichen von der Nähe des geliebten Flüchtlings zu ſehn. Die Gräfin von Foix hatte ihm ſo eben die herbſten Dinge ſagen, ja ziemlich unverblümt die Thore weiſen laſſen, Baptiſte war ihm alſo die erwünſchteſte Begegnung. Aber ach, Baptiſte hatte ſeiner Herrin zugeſagt, ihren Aufenthalt ſtreng zu verſchweigen! Wie gern hätte er dem jungen Edelmanne, den er um die ſchöne Neigung für die Gräfin und um die anmuthigen ritterlichen Formen liebte, wie gern hätte er ihm Alles mitgetheilt, ja wie gern ihn aufgefordert zur Rettung der Herrin! Die Zunge war ihm gebunden, und er war gewiſſenhaft: er ertrug ſogar die Schmähungen, welche Prion gegen ihn ausſtieß, ohne ein Wort der Widerrede. Denn daß Baptiſte die Wahrheit verſchwieg war durch das abgetriebene Pferd

der Gräfin, welches neben dem ſeinen in einem Thurmwinkel des Hofes angekoppelt ſtand, nur allzu offenbar, und der Vorwurf Brion's, Baptiſte habe die Gräfin trügeriſch vom Hoflager hinweggelockt, um ſie an unerwarteter Stelle einem Hinterhalte des Grafen Chateaubriant auszuliefern, hatte nur gar zu große Wahrſcheinlichkeit. Ich werde Dich binden, und Dir mit dem Steigbügel-Riemen das Geſtändniß öffnen laſſen, rief der junge Edelmann, den die hartnäckige Schweigſamkeit des alten Dieners in immer größere Wuth verſetzte.

Aber während dieſe Scene inmitten des Schloßhofes vor ſich ging, ſammelten ſich in der Halle alle Diener und Knechte des Hauſes, welche vom Haushofmeiſter eiligſt dorthin beſchieden waren, und dieſer ſelbſt trat in den Farben des Hauſes Foix, den großen Stab in der Hand tragend, ihnen voran, und führte ſie in den Hof. Dort, in einiger Entfernung von den Fremden, hieß er ſie warten, und ſchritt feierlich zu Chabot de Brion, ihn im Stile eines Herolds fragend, ob er inne geworden ſei, daß man ihn auf dem Gebiete der Foix nicht willkommen geheißen.

und ob er dieſem Nichtwillkommen gemäß handeln werde?

Auch dieſem alten Diener wurde es ſchwer, die wahrſcheinlichen Freunde der jungen Gräfin hinweg zu jagen, und diplomatiſcher als Baptiſte ſetzte er auf eigne Verantwortung hinzu: dem Seigneur, welchen das Haus der Foir aus ihm unbewußten Gründen nicht aufnehmen könne, werde die reiche Genofeva-Abtei unten im Thale eine Herberge nicht verſagen.

Brion aber, voller Zorn, achtete nicht auf dieſen wichtigen Zuſatz, ſondern warf ſich auf's Pferd, nöthigte den gutwillig folgenden Baptiſte ſich mit den beiden Roſſen ſeinen Dienern anzuſchließen, und ritt hinab nach dem Städtchen.

Die alte Gräfin von Foir, Françoiſens Mutter, war bei der Geburt dieſes ihres letzten Kindes gefährlich erkrankt, und dies Kind hatte zur Auffäugung einer Amme anvertraut werden müſſen. Dies

blieb nicht ohne wichtige Folgen: Françoiſe, der Bruſt ihrer Mutter fern bleibend, wurde auch noch durch ein anderes Unglück derſelben entfremdet. Die Gräfin nämlich genas erſt nach Jahren von dieſer Niederkunft, und genas nur auf Koſten ihrer Schönheit. Ihr Antlitz war für immer bleich geworden, und der Arzt kündigte ihr an, daß eine fernere Umarmung ihres Gemahls den Tod für ſie zur Folge haben würde. Der Graf von Foix war aber ein noch rüſtiger und lebensſtarker Mann zu jener Zeit, und nicht dafür angethan, ſeine Gemahlin ſolchen Verluſt durch zarte Entſagung vergeſſen zu machen. Es erwuchs ihr daraus mannigfache Kränkung und Pein, und die Gräfin, ein ſtolzer Charakter ließ es, vielleicht ohne klares Bewußtſein der Härte, die Tochter entgelten. Sie war kalt gegen das Kind und erzog es hart und ſtreng. Dennoch liebte ſie es, liebte es eben dieſer hemmenden Umſtände halber eigenſinnig und gewaltſam. Um ſo weicher ward es von Margot, der Amme, welche ihr mit Françoiſe gleichaltriges Kind durch den Tod verloren hatte, behandelt. Dieſe Margot war eins von jenen weiblichen Geſchö-

pfen, die bloß Weib und Mutter ſind, und denen man nachſagt, daß ſie aus bloßer Gefälligkeit im Stande ſeien, das zu thun und zu leiden, was charaktervollen Weibern eine Frage des Lebens, und was charaktervollen wie charakterloſen der entſcheidende Punkt wird für glückliche oder unglückliche bürgerliche Exiſtenz. Solche Margot's ſcheinen vorhanden zu ſein, um die gedankenloſe natürliche Menſchlichkeit zu vertreten neben aller Konvenienz. Mit vollſtändiger Gutmüthigkeit ausgerüſtet entwaffnen ſie zuweilen auch den Zorn des berechtigten aber billigen Moraliſten. Schön wie ein Madonnenbild war Margot ſchon als junges Mädchen, wie es hieß, von einem Seigneur von Foix, aus einer Nebenlinie der Grafen, verführt worden, und hatte ohne die geringſte Heimlichkeit einen Sohn geboren, den ſie Florentin taufen ließ, und über deſſen Vater ſie bei dringender Nachfrage lachend zu ſagen pflegte, es müſſe ein vornehmer Prinz ſein, denn er habe wunderſchön ausgeſehn, als er am Heuſchober auf der Wieſe, an dem ſie geſchlummert, zu ihr getreten und ſie bei der Hand genommen habe. Weiter wiſſe ſie nichts von

ihm; aber daß ihr Florentin auch ſehr ſchön ſei, das könne doch Jedermann ſehn.

Dieſer Florentin war fünf Jahre älter als Françoiſe, und wuchs mit ihr auf. Weil er wie ein Heiliger ausſähe, ſagte Margot, müſſe er auch ein Prieſter werden, und ſo ward er denn bis zum fünfzehnten Jahre Françoiſen's und bis zu ſeinem zwanzigſten neben ihr theils auf dem Schloſſe, theils in der Abtei unterrichtet, und war ganz wie ein Milchbruder mit der jungen Comteſſe befreundet. Als Graf Chateaubriant ſie hinweg führte, betrübte es ihn ſehr, und in dieſer Stimmung trat er dem Plane Margot's gemäß ganz in die Abtei, und wurde Prieſter. Françoiſe durfte ſich alſo von ihm der aufrichtigſten Theilnahme verſehn, als ſie in ſo unglücklicher Lage ihm wieder begegnete, und es war natürlich, daß ſie ſich ihm ſo ſorglos überließ. Sie ahnte nicht, in welcher Richtung ſich das Weſen dieſes Florentin ausgebildet hatte.

Florentin war auch nicht böſe geworden. Aber was bei ſeiner Mutter gedankenloſe Gutmüthigkeit, ſinnliche Unbefangenheit geweſen, das hatte ſich in ihm zu gedankenvoller Sinnlichkeit und zu berechnetem

Genußtriebe ausgebildet. Er war ein offner Kopf, welcher dem theologiſchen Kreiſe gewöhnlicher Prieſter bald überlegen, und deshalb von den überlegenen Prieſtern der Abtei bald in die höheren Verhältniſſe der Prieſterſchaft eingeweiht wurde. Nicht ſowohl durch die um ſich greifende Reformation, welche hier an der ſpaniſchen Seite noch wenig Eindruck hervorgebracht hatte, als durch das luxuriöſe Pabſtthum der letzten Jahrzehnte war ein Stamm aufgeklärter Prieſter in viele Theile der Chriſtenheit verbreitet worden, welcher eine Art eſoteriſchen Prieſterthums darſtellte. Es war dies ein Jeſuitismus ganz andrer Art, welcher dem ächten Jeſuitismus vorausging, ein ſinnlicher und künſtleriſcher Jeſuitismus, der nicht für die Kirche ſondern für ſich, für die Schaar der Auserwählten täuſchen und erobern wollte. Er wendete ſich auch vorzugsweiſe an die Großen und Mächtigen der Erde, aber nicht um durch dieſe den Maſſen beizukommen, ſondern um mit den Mächtigen die Reize des Lebens zu genießen. Die Glaubenswelt war dieſer Gattung eine Welt der Formel, welche durch gewandten Geiſt nach außen hin lebendig und wirkſam

erhalten werden müſſe, welche aber mit den intimeren Bedürfniſſen des aufgeklärten und geſchmackvollen Prieſters nichts zu ſchaffen habe.

So geartet trachtete Florentin ſchon ſeit einigen Jahren, aus dem Pyrenäenwinkel hinaus in die offenere Welt, ſei's nach Rom, ſei's nach Paris zu kommen. Er war viel eher als die alte Gräfin von der Anweſenheit Françoiſen's am Hoflager des Königs unterrichtet, denn er war Sekretair des Abtes, und der Abt verlor den König nicht einen Augenblick aus den Augen. Florentin kannte alſo auch die Geiſtesrichtung der Umgebungen des Königs, den aufgeklärten Sinn Margaretben's und Pudé's, und konnte den Einfluß derſelben auf Françoiſe ermeſſen. Ihm war es alſo zunächſt ſchon aus vielfältigem politiſchem Grunde darum zu thun, ſich dieſer politiſch ſo wichtig werdenden Dame zu bemächtigen.

Aber die Gegenwart behauptet überall ihr Recht auch über die ſorgfältigſt gepflegten Pläne für die Zukunft, und jede Leidenſchaft iſt beredſamer als aller Verſtand. Florentin hatte nicht gewußt, wie ſchön ſeine Milchſchweſter als Gräfin Chateaubriant geworden

ſei, und als ſie ihm im ſtaubigen, zerdrückten Reitkleide, halb verſchleiert und von Thränen und krampfhafter Bewegung entſtellt zum erſten Male wieder erſchienen war, da hatte er es nicht bemerkt, erfüllt von Plänen, welche das junge Weib in andre Arme liefern ſollten. In ſolcher Stimmung hatte er ihr das Zimmer angewieſen, nach ihrem Mantelſacke im Schloſſe geſendet, und dem Abte Bericht abgeſtattet. Aber als er nun bei einbrechender Dunkelheit ſie in häuslicher Kleidung am Kaminfeuer fand, eine bildſchöne Frau, deren in Ergebung gefaßtes edles Antlitz von der hellen Flamme beleuchtet wurde, da kam ihm raſch der verwegene Gedanke, er ſei ein eben ſo ſchöner und zum Glücke eben ſo berechtigter Mann als der König.

7.

Baptiſte hatte es mit ſeiner Zuſage des Still-ſchweigens an die Gräfin vereinbar geglaubt, daß er den höchſt verdrießlichen Seigneur Chabet de Brion, der ihm wirklich die Steigrieu-Hiebe angedeihn laſſen wollte, auf die Aeußerung des Haushofmeiſters, der Seigneur ſollte bei der Genoſeven-Abtei anfragen, aufmerkſam mache. Brion, im Städtchen Soir anhaltend, hatte ſich vorgenommen, dort jedenfalls den Reſt des Tages und die folgende Nacht zu bleiben, da es ihm unzweifelhaft war, die Gräfin ſei wenigſtens auf dem Schloſſe geweſen, und ſei entweder noch dort oder nicht weit entfernt, und da er auf irgend einen glücklichen Zufall hoffte, ſie zu entdecken und ihr nahe zu kommen. Der Wirth der Herberge erzählte denn auch auf Nachfrage, es ſei kurze Zeit vor ihm eine Dame mit einem Diener den Schloß-

berg hinauf geritten. Brion warf einen drohenden Blick auf Baptiſte, und fragte den Wirth, wie weit die Abtei vom Orte entfernt ſei.

Einen Büchſenſchuß, Seigneur; wenn Ihr hinüber geht bis an die Waldecke am Strome, und links hinumſchaut, ſo ſeht Ihr ſie. Der Pförtner iſt ein freundlicher Bruder, und wird Euch für eine höfliche Zumuthung höflich Rede ſtehn, ob eine Novize, oder eine Fremde eingetroffen ſei.

Brion machte ſich ſogleich auf den Weg, und zog zehn Minuten darauf die Glocke an der Abtei. Der feiſte Pförtner öffnete den Schieber halb, um zu ſehn, ob es der Mühe werth ſei, ihn ganz aufzuſchieben. Der ſtattliche Herr im Federhute ſah allerdings darnach aus, und der Pförtner zeigte ſich entgegen kommend. Wahrſcheinlich hätte Brion auf eine einfache Anfrage genügende Auskunft erhalten, da dem Pförtner kein beſonderes Stillſchweigen von Florentin auferlegt worden war, aber er begann damit, dem lächelnden Thorhüter eine Handvoll Silbermünze in die verſtändig entgegen kommende Hand zu drücken, und ſo erhielt die unverfängliche Frage für dieſen

ſeines Poſtens kundigen Mann ſchnell eine Bedeutung. Hat die Auskunft ſolchen Werth, philoſophirte der Pförtner in Eile, ſo wird der Werth ſteigen, wenn die Auskunft ſchwierig iſt. Er antwortete alſo ausweichend, und um Zeit für ſeine Politik zu gewinnen, bat er um nähere Beſchreibung der Dame, die einpaſſirt ſein ſollte, und um den Namen derſelben. Kurz, Brion zeigte ſo unpolitiſchen Eifer, daß er vom Pförtner nichts als die Verſicherung erhielt, er werde ſich erkundigen, und dem Seigneur am andern Morgen Bericht erſtatten. Brion hatte indeß doch ſo viel entdeckt, daß die Gräfin wahrſcheinlich im Kloſter ſei, und war auf dem Rückwege nach dem Städtchen zu der Ueberzeugung gekommen, daß er hier raſch verfahren müſſe, wenn er auf irgend ein Gelingen hoffen wolle. Die ungeſchickte Behandlung des Pförtners, deren er inne geworden, hatte den kundigen Mann des Hofes in ihm erweckt, und ſich mit aller Zuverſicht und Behendigkeit eines ſolchen wappnend kehrte er an der Waldecke haſtig um, und ſchritt haſtig wieder nach der Abtei zurück. Diesmal klingelte er ſcharf, und rief dem ob ſolchen ſcharfen Zugs

überraſcht heraus ſchauenden Pförtner gebieteriſch zu: Oeffne! Dieſer öffnete auch wirklich in der erſten Beſtürzung die kleine Thür, welche zwar zunächſt nur in ſeine Thorzelle, aus dieſer aber in den erſten Hof der Abtei führte, und ſah fragend und verwundert dem eintretenden Seigneur in's Angeſicht.

Melde mich, den Seigneur Chabot de Brion, bei Seiner Hochwürden dem Herrn Abte! Raſch!

Melden? Ich? Ich bin bloß Pförtner —

So ruf einen Laienbruder, oder wer ſonſt dafür beſtellt iſt!

Aber ich darf meinen Pförtnerpoſten nicht verlaſſen. — Obwohl er nicht wußte, ob etwas zu verbergen, und ob dieſem Manne der Zutritt zu verſagen ſei, ſo machte er doch, nicht bloß in der Abſicht, ein neues Trinkgeld zu erhalten, ſondern aus dem Inſtinkte der Verbrüderung, welcher alles Ungewöhnliche abhält von der Verbrüderung, dem Seigneur den Eintritt ſo ſchwer als möglich.

Ich werd' ihn verſehn bis Du wiederkommſt, Deinen Pförtnerpoſten —

Ich bitte; Ihr könntet wohl nach ungewöhnlichen Grundsätzen öffnen und schließen —

Holla, schnell, ich bin nicht gewohnt, zu warten!

Hätte Brion gewußt, wie sehr hilfreiche Eile seiner geliebten Gräfin Noth war, er hätte sich auf keinerlei Meldung eingelassen, sondern hätte mit gezogenem Degen den Pförtner ohne Weiteres genöthigt, ihn nach den Zimmer der fremden Dame zu führen. Mit Brion's Hin- und Wiederkommen war es nämlich Abend geworden, und Florentin war in vollem Zuge, seine Ueberlegenheit als dialektischer Priester und junger Mann über die verstörte und verlassene Gräfin geltend zu machen. Waren auch die Gründe seiner Rede jetzt himmelweit verschieden von denen, die er selbigen Tages oben im Schlosse entwickelt hatte — und sie mußten es sein, denn dort wollte er Furcht vor den Freuden der Welt, hier wollte er Zutraun zu verstohlener Freude einflößen — erschreckte auch die unerwartete Wendung in Wesen und Wort Florentins die Gräfin einen Augenblick bis in's Innerste, ach, sie war doch so unglücklich, daß sie ihrer eignen logischen Kraft nicht mehr traute, und daß sie sich

um jeden Preis eines liebevollen Entgegenkommens bedürftig fühlte. Es liebt das Weib, dem aller würdige Gegenſtand der Theilnahme entzogen wird, am Ende auch das Ausdruckloſe und Unbedeutendſte; wäre es ein Wunder geweſen, wenn Françoiſe dem ſchönen Jugendfreunde vertraulich und entgegen kommend die Hand gereicht hätte? Seine männliche Schönheit war um ſo vertraulicher, da ſie im Kleide prieſterlicher Würde, alſo ohne den verſchüchternden Anſpruch der Schönheit erſchien, da ſie das Zutraun auf eine uneigennützige Freundſchaft des Milchbruders für ſich hatte, und — was mehr war als Alles! — da ſie aus dem ſichern Hafen einer würdigen Stellung heraus dem gepeitſchten Lebensſchifflein der armen Frau Worte und Signale zurufen konnte. Der ſogenannte Teufel lebt davon, daß er die Hilfe, welche man braucht, wirklich leiſtet, aber auch vergiftet.

Kurz, es gelang Florentin, die laſtende Melancholie von Françoiſens Stirn zu ſcheuchen, denn er wußte ihr in ſchmeichelnder Entwickelung darzuſtellen, daß ſie eben nur um reizender Vorzüge willen in ſo peinliche Situationen verſetzt worden ſei, und daß die

Pein dieſer Situationen viel mehr in ihrem furchtſamen Sinne als in den Situationen ſelbſt liege. — Willſt Du den grauen Stein beneiden, fuhr er fort, um die ungeſtörte Ruhe, welche er ſeiner Unſcheinbarkeit und Reizloſigkeit verdankt? Beſteht nicht Leben, wirkliches Leben bloß aus Furcht und Verlangen, und aus dem geſteigerten, ſich gegenſeitig im Gleichgewicht haltenden Fürchten und Verlangen?

Und doch, Florentin, riethſt Du mir ſelbſt, die Welt zu fliehn, weil ſie gefährlich —

Und weil Du für den Augenblick das Gleichgewicht Deiner Seele verloren haſt! Wärſt Du ſonſt nach Foix gekommen, wo Du bei einer liebloſen Mutter der trockenſten und ungenügendſten Anſichten und Grundſätze gewärtig ſein mußteſt? Du brauchſt Sammlung, und es iſt ein gutes Zeichen, daß Du Dich bis zum Bedürfniſſe dieſer Sammlung haſt verſtören laſſen, denn Du biſt verſtört worden, weil Du nicht in wüſter Gedankenloſigkeit beherrſcht ſein wollteſt, und doch auch im Tumult eines neuen Lebenskreiſes nicht die Ruhe und die Macht in Dir fandeſt, zu herrſchen. Du biſt zum Größten beſtimmt: Du willſt

Macht und Ruhe zugleich, und Du täuſcheſt Dich nur einen Augenblick über dieſe Ruhe, und verwechſelſt ſie mit der Lebloſigkeit. Wenn Du Dich einen Winter und einen Sommer in der Einſamkeit unſrer Thäler geſammelt haben wirſt, dann wirſt Du mit weitblickenden ſicheren Augen die Herrlichkeiten von Blois wiederſehn, wirſt die Angoulême und Alençon überſehn, und wirſt verſtehn zu genießen, indem Du herrſcheſt, zu herrſchen, indem Du genießeſt und zu ſchaffen im Herrſchen und Genießen.

O eile, eile, Chabot de Brion! Françoiſe iſt geiſtvoll genug, um in die Gefahr ſolcher Wendung einzugehn, und ſie iſt gerade jetzt aufgeregt genug, um der Gefahr zu erliegen. Errette ſie heut von dieſem Florentin, vielleicht iſt er ihr morgen ſchon nicht mehr gefährlich, wenn ſie ſich gefaßt und durch Deine Nähe, dies Zeichen ſchöner und ſtarker Theilnahme, geſtärkt hat.

Leider war dies ungemein ſchwer. Nicht weil der Abt, dem Anſcheine nach ein gutmüthiger Mann, der ſtrengen Meinung geweſen wäre, jeglichen Edelmann von der ſchönen Gräfin entfernt zu halten, ſon-

dern nur weil der Abt noch nicht wußte, welcher Meinung er ſein ſollte. Die Ankunft der Gräfin in Foix, mit einiger Wahrſcheinlichkeit, aber doch nur mit Wahrſcheinlichkeit angekündigt durch einen Prieſter in Blois, der die Dinge am Hofe beobachtete, und dem Abte des Genofevenſtiftes ſeit einiger Zeit ungewöhnlich häufig Mittheilungen machte, weil der Abt durch ſeinen Bezug zum Hauſe Foix wichtig werden konnte, jene Ankunft der Gräfin, ſo fein vorausgeſehen durch den Prieſter in Blois, war dem Abte doch überraſchend gekommen, und Florentin, welcher jener möglichen Ankunft halber ſeit Wochen täglich die alte Gräfin beſuchte, hatte die junge Gräfin ſo überraſchend ſchnell in die Abtei ſelbſt gebracht, daß der Abt, ein Mann von langſamen und vorſichtigen Entſchlüſſen, nicht im Stande geweſen war, einen Plan auszubilden für alle einzelnen Fälle dieſer eingefangenen wichtigen Dame. Und Chabot de Brion, deſſen nahes und günſtiges Verhältniß zum Könige er ſehr wohl kannte, kam ihm ſo plötzlich und ſo heftig wie ein Sturzbach über den Hals. Er wollte ſich ihm ſo gern gefällig zeigen, und doch nichts vor-

eilig gewähren, was den Preis des eingefangenen Kleinodes, im Geringſten herabſetzen könnte! Dieſer Preis konnte aber durch den ſchönen Seigneur zweifach bedroht ſein: erſtens konnte dieſer auf eigne Rechnung die Gunſt der Gräfin ſuchen, und zweitens konnte er den Lohn für ſich allein beim Könige in Anſpruch nehmen, die ſcheue Dame wieder zur Rückkehr ermuntert zu haben. Dieſer Lohn ſollte ja den Prieſtern zukommen! Und dieſer Lohn wuchs, je länger die Rückkehr auf ſich warten ließ, und je unabhängiger von äußerer weltlicher Unterſtützung die Abtei allein die ſchüchterne Dame geſtärkt und ermuthigt hatte, den Kampf mit den Freuden der Welt wieder aufzunehmen und zu beſtehn — kurz, ſchloß mit einiger Ungeduld der Abt ſeine lange Rede, in welcher er von allem Obigen das Gegentheil zu ſagen getrachtet, kurz, mein Seigneur de Brion, dieſe Angelegenheit iſt eine äußerſt ſchwierige, und ganz und gar nicht angethan, um im Handumkehren entſchieden zu werden.

Im Gegentheile, hochwürdiger Herr, es iſt hier nicht die geringſte Schwierigkeit für Euch und für die

Abtei, da es sich in keiner Weise um Eure und um die Meinung der Abtei handelt, sondern um die Meinung der Gräfin, einer selbständigen Dame, die Ihr mich hören lassen sollt.

Mich dünkt, die Gräfin habe diese Meinung deutlich genug dadurch ausgesprochen, daß sie das Hoflager aus eignem Antriebe und selbst flüchtig verlassen.

Kurz und gut, Ihr besteht darauf, die Gräfin wie eine Gefangene zu betrachten?

Im Gegentheile: wie einen Schützling, der Zuflucht bei uns gesucht hat gegen die Zudringlichkeiten der Welt!

Ihr beschuldigt den König Franz der Zudringlichkeit?

Der heilige Volusian bewahre mich!

Er bewahrt Euch nicht, denn Ihr habt's gethan, und werdet's vertreten; bei meinem Schwert versichere ich Euch dessen!

Aber Herr Chabot de Prion —

Ihr sollt's an Euch zuerst erfahren, daß das Konkordat kein leerer Schall und Name ist, und daß der König von Frankreich von nun an die Prioren, Aebte

und Biſchöfe wählt, ja daß er die kürzlich geſchehenen Wahlen ſeiner Beſtätigung unterwirft! Wie lange heißt Ihr Abt, Hochwürdiger Herr?

Der Abt antwortete nicht auf dieſe direkte Frage, denn er war allerdings gerade in der Zeit gewählt worden, als das berüchtigte Konkordat abgeſchloſſen, wenn auch noch nicht bekannt gemacht worden war. Er wendete ſich aber in ſeiner Gegenrede unmittelbar auf die Zuſicherung, daß der König in Betreff dieſer Dame kein Hinderniß an der Genoſeven-Abtei finden werde, da ja die ernſte Abſicht des Königs, dieſe ausgezeichnete Dame zur Königin von Frankreich zu erheben, hinlänglich bekannt ſei. Es möge nur der König und der Pote deſſelben geſtatten, daß die Formen im Weſentlichen beobachtet würden. Sie würden allen Theilen von guten Dienſten ſein; namentlich würden ſie allein die eingeſchüchterte Gräfin ermuthigen —

Durch dieſe Wendung ward Brion wieder zurückgeworfen, und genöthigt, von Neuem auszuholen, ein Zeitverluſt, welcher Florentin zu ſtatten kam.

Florentin, der ſich auf Frauenherzen verſtand — der zweite Hof der Abtei war von Nonnenzellen um-

ſäumt, und dieſem jungen Prieſter lag es ob, die Novizen über ihre Pflichten und ihren Beruf zu belehren — Florentin ging ohne Umſchweif an die Hauptfrage, welche auf dem Wege ſeiner Jugendfreundin laſtete. Einige ſalbungsvolle Philoſophie, pflegte er zu ſagen, den verborgenen Wünſchen des Weibes eingeflößt, und dieſe Wünſche werden muthig und luſtig, denn die Weiber haben keinen Charakter, ſondern nur Furcht und Verlangen, Furcht vor Grundſätzen und Verlangen nach Freude. Macht man ihnen die Grundſätze zuſtimmend, ſo ſind ſie dankbar wie die Kinder: ſie küſſen den Lehrer, der ſie zum Spiele hinaus läßt. Nur nicht als gedankenloſe Weſen wollen ſie behandelt ſein, und das ſind ſie auch nicht, wie beherrſchten wir ſie ſonſt durch Gedankenfolge! Gedanken haben ſie ſo viel als wir, aber jagt ihnen dieſe Gedanken durch einander wie eine Schaar wilder Pferde, und dann zeigt ihnen, daß ihr ſie fangen und feſſeln könnt, die ungeſtümen; dies iſt ihnen gegenüber der Charakter, dem ſie ſich beugen.

Franciſca, hob er an in dem halb ſpaniſchen Patois jener Gegend, welches die Gräfin ſeit ihrer

Verheurathung nicht wieder gehört hatte, Franciska, liebſt Du den König Franz?

Florentin! ſchrie die Gräfin auf, und flog von ihrem Seſſel in die Höhe, als ob ſie ein Schuß in's Herz getroffen hätte.

Du bejahſt meine Frage ſtärker, als mit Worten, ſprich nicht, erwidre nichts, es wäre Unſchweif, verweile ruhig auf Deinem Sitze, und ſieh mir in's Auge! Furchtſames Kind, wie Deine Hand zittert, und Dein Herz klopft. Ich hatte geglaubt, Du ſeiſt ein ſtarkes Weib geworden, und es handelte ſich bei Dir um ein mannigfach durchkreuztes Gewiſſen, darum trat ich Dich an mit greller Rede und grellem Bilde, vergib mir, Franciska, ich ſehe, daß ich Dich unnütz gepeinigt habe, Du biſt ja noch das unerfahrene Mädchen, das mit dem rohen Grafen von uns ging vor fünf Jahren. Arme Franciska, Du leideſt Pein für eingebildete Sünden, Deine Seele iſt überreizt durch eine brutale Ehe, welche nicht vermögend geweſen iſt, Deine Seele zu nähren, und nicht vermögend, Deine Seele zu erniedrigen. So iſt die Welt verworren! Sie mißt Alles mit gleichem Maaßſtabe,

und vergißt zu wägen: andere Frauen mit weniger reizbarer Seele könnten Alles das thun, was Du nur in der Einbildung vor Dir ſiehſt, und lebten glücklich und in gutem Gewiſſen, während Du Dich peinigſt um die bloße Möglichkeit, die Dir nahe getreten'

Und muß ich's nicht? entgegnete leiſe die Gräfin, wenn meine Seele empfindlicher iſt als Anderer, ſind nicht auch meine Pflichten feiner und ſtrenger als die Pflichten Anderer?

An Deiner Uebung im Philoſophiren, Franciska, erkenn' ich, wie ſehr Du gelitten, wie ſehr Du gerungen. Arme Freundin! In falſchen Skrupeln wirſt Du vielleicht die Zeit Deiner ſchönen Jugendkraft verlieren, und wirſt zu ſpät zu der Einſicht kommen, daß es nur Skrupel geweſen, die Dich von der höheren Ueberſicht über die Fragen Gottes getrennt, die Dich getrennt von dem Glücke, welches Dir Gott beſchieden, indem er Dich eben ſo reich begabte, wie er's gethan, eben ſo reich wie es nöthig war, um einen ſinnigen König zu feſſeln, um ihn zu beglücken, und mit ihm ein großes Reich, das ſchöne Frankreich!

Was iſt das, Florentin? Du redeſt einer ſündi-

gen Neigung das Wort? Du verſuchſt mich! Deine Hand bebt in der meinigen.

Meine Hand bebt, weil ich im Zorn bin gegen die ſchwache Welt, welche ſo allgemeine Grundſätze braucht, um ſich im Gleichgewicht zu erhalten, ſo allgemeine, daß ſie bei begabteren Menſchen hundertfach Lüge werden und eine das Beſte zerſtörende Entſagung werden müſſen. Denn dieſe allgemeinen Grundſätze können nur für die Mittelmäßigkeit berechnet ſein. Meine Hand bebt, Franciska, weil ich zornig bin gegen mich ſelbſt, gegen meine Unfähigkeit, geſchloſſen und überzeugend auszudrücken, was ich als unumſtößlich richtig vor meinem Geiſte ſehe. Ich habe nicht genug Schule der Welt; ich habe nur genug Schule des Kloſters, um einzuſehn, der Lebenswandel tugendhafter Wahrheit liege nicht in den allgemeinen Maaßſtäben, nach welchen die Welt richtet, und liege noch weniger in der Flucht vor der Welt. Dieſe Flucht iſt Ohnmacht, und dieſe iſt unwürdig eines Geſchöpfes, welches Gott reichlich ausgerüſtet mit ſegensvollen Mitteln für ſich und die Welt. Dieſe Flucht iſt Undank gegen Gott, der den fruchtbaren

Obstbaum nicht gegeben hat, daß er in voller Fruchtbarkeit umgehauen und zu Zaunholz verwendet werde.

Mir schwindelt vor Deinem Gedankengange, Florentin!

Mir auch, weil ich ihn vor Dir ausbreite ohne die Ueberzeugung, Dir ihn einleuchtend zu machen.

Und Du bist Priester?!

Ich bin es, weil ich dazu bestimmt war, ehe ich selbst entscheiden konnte, ich bin es, weil ich arm, und weil es der einzige Stand ist, der den Armen eine Laufbahn der Macht eröffnet, ich bin es, weil die Macht über Geist und Gewissen der Menschen die größte auf Erden ist —

Und Du gehörst zu den Reformatoren, deren Grundsätze aus Deutschland kommen?

Nein. Die Formen sind gleichgültig, und deren Wechsel ist gefährlich. Jede Form, eine Hülle des Geistes, vertrocknet, und wird über Kurz oder Lang zu enge: es mag sich dafür interessiren, wem sein Leben feil ist, und wer an die Vollkommenheit einer menschlichen Erfindung glaubt. Ich gehöre nicht zu den in so glücklicher Täuschung Befangenen, ich kenne

nichts Erdachtes, das nicht auch seinen Tod in sich trüge, ich arbeite nur für eine persönliche Welt, denn deren Ausdehnung allein ist unberechenbar —

Stirbt nicht die Persönlichkeit auch, und sicherer und früher als die Form?

Sie stirbt, wenn ich sterbe, aber meine Prätensen stirbt mit mir, und so ist mir der Tod eine Garantie gegen die Täuschung.

Und wenn Deine Persönlichkeit verdirbt?

Sind ihr die Arme des Todes nicht jede Stunde offen?

Du bist schrecklich.

Schrecklicher ist die Tyrannei der Form!

Aber außer der Form ist die Barbarei!

Du mißverstehst mich: ich gestalte, ja ich fordre sie für Jeden, der sein selbständiges Bedürfniß hat, und ich bewege mich streng in der bestehenden: ich finde einen schönsten Lebensreiz darin, aus ihr zu machen, was mir gefällt, und ich finde die herrschende kirchliche Form, die geistreiche Gründung eines Jahrtausends, unendlich interessanter als den fahlen Versuch der Neuerer. Auch Du hast nicht vor ihr zu

erſchrecken: ſie geſtattet dem Menſchen die Freuden der Welt, ſie verlangt nur, daß er ſich dafür abfinde durch Bekenntniß und Buße. Und Du, arme Franciska, übertreibſt, Du bekennſt und büßeſt noch bevor Du geſündigt. Du ſorgſt wie ein übermäßig guter Wirth für ein Kapital an Buße, von deſſen Rente Du ein ganzes Leben unbeſorgt zehren kannſt in Wohlbehagen. Denn Du wirſt mir nicht verreden wollen, daß ein Theil Deines Verſtandes bloß aus beſchränkter Anſicht und bloß aus Furcht vor dem Urtheil beſchränkter Anſicht ſeine ſchönſte Lebenszeit faſtete —

Alexandrin!

Sage nichts! Ich habe Dich bewundert, daß Du die Stärke hatteſt, den König ſo lange entfernt von Dir zu halten. Du haſt dadurch für die Höhe der Neigung und für Deine bürgerliche Stellung meiſterhaft geſorgt. Du biſt jetzt ſicher, einen feſten Platz an ſeiner Seite zu gewinnen, und wenn Du Königin von Frankreich biſt, ſo magſt Du's mit Stolz ſagen, daß Du es nicht nur der Schönheit verdankeſt, welche Dir Gott geſchenkt, ſondern auch der geiſtigen Geſchicklichkeit, welche Du Dir ſelbſt erworben.

Aber Du entſetzeſt mich zum Aeußerſten, Florentin!

Das glaub' ich wohl, ſagte er lachend und ihr die Hand küſſend, welche ſie hinweg ziehn wollte, und welche er feſthielt, — denn dies habt Ihr Weiber vor uns voraus, daß Ihr ohne Raiſonnement handelt. Die Klugheit, welche wir mühſam in ein Syſtem ſtellen, iſt Euch Inſtinkt, und deshalb heißt es auch ſo zierlich: die Weiber denken mit dem Herzen. Laſſen wir alſo die allgemeinen Phraſen, es gehört zum weiblichen Inſtinkte, für ſich keine allgemeine Regel einzugeſtehn, und, wie es heißt, dem Herzen, dem ſyſtemloſen nach zu handeln. Verliere Dich nur nicht zu weit in der Selbſtpeinigung, welche Dir die formelle Tugend auferlegt, beuge Dich dieſer Tugend nicht gar zu furchtſam, erinnere Dich, daß Dein wahrhaftiger Menſch anders in Dir ſpricht, und erinnere Dich, daß Du mit fortgeſetzter Selbſtpeinigung den Tempel, welchen Gott in Dir errichtet, den ſchönen Leib zerſtöreſt oder doch beeinträchtigſt. Hinweg mit der Falte zwiſchen den reizend geſchwungenen ſchwarzen Augenbrauen, und ziehe die vollen Lippen, die zum Kuſſe beſtimmt ſind, nicht ſo peinlich nach innen —

Die arme Frau wußte nicht, was mit ihr geſchah; die frechen Worte des Mannes, dem ſie ſchweſterliche Neigung und Vertrauen gewährte, hatten ſie ſo beſtürzt, daß ſie wie ſtarrend, und alles Leben nach innen drängend nur dieſen Worten nachdachte. Sie ſah und hörte und empfand in dieſen Augenblicken nicht, was mit ihrem Leibe vorging, und daß Florentin das Tuch von ihren Schultern ſchob, ihre Bruſt mit Küſſen bedeckte, mit ſtarken Armen ſie ganz an ſich zog; ihre Seele war himmelweit entfernt vom Reize der Sinne, der ſich doch körperlich ihren Nerven und ihrem Blute mittheilte, und ſie war durch die ſeltene Lage, in welche ihr Geiſt geſtürzt war, in unmittelbarer Gefahr, widerſtandslos und für das, was ſich zutrug, gedankenlos dieſem Manne zu verfallen, als an die Thür geklopft, und ſie durch Florentin ſelbſt, da er ſie aus ſeinen Armen plötzlich los ließ, aus Starrheit und unwillkührlicher Hingebung geweckt wurde. Damit riß auch der Nebel, in den ſie verhüllt geweſen, ſie war ſich plötzlich der ganzen Situation bewußt, und ſprang mit einem gellenden Schrei vom Seſſel auf, ihr Geſicht mit den Händen

bedeckend. In einer andern Richtung außer ſich ſtieß ſie ſchreiend den Kopf und die Hände von ſich, welche ſich plötzlich wieder unter Küſſen ihrer Arme bemächtigt hatten, und ward erſt nach einer Weile inne, daß ſie Margot, ihre zärtliche Margot von ſich geſtoßen hatte. Sie hatte gekleyſt, ſie war mit einer Dame in's Zimmer getreten, und hatte ihre geliebte Franciſca umarmen wollen.

Franciſca blieb noch lange ſprach- und regungslos, und wendete ihre Augen nicht von Florentin, der Anfangs ihren Blick zu vermeiden ſuchte, aber bald die Kraft über ſich gewann, ihn mit einem für die Gräfin entſetzlichen Lächeln auszuhalten. Das ſchöne jugendliche Antlitz des Prieſters, dunkel gerötbet in dieſem Augenblicke, erſchien ihr wie ein tückiſches Gewäſſer, welches an der Oberfläche geglättet, Klippen und nirgends geſehene ungeheuerliche Thiere verberge. Ein Fieberſchauer ergriff ſie, und ſchüttelte ihren Leib wie eiſiger Froſt. Margot, die gutmüthige, war äußerſt beſtürzt, von ihrer Franciſca ſo empfangen zu werden, und ſah verlegen bald auf die junge Dame, welche ſie mitgebracht, um ſie mit der Gräfin bekannt

zu machen, halt auf ihren Sohn — Ich fürchte, Florentin, ſagte ſie endlich langſam zu dieſem, Du haſt Deine leichte Stunde am falſchen Orte gehabt —

Dies iſt Fräulein Chimene von Infantado, nahm Florentin haſtig das Wort, um ſeine Mutter zu unterbrechen, — Eure Mutter, die Frau Gräfin ſendet ſie ohne Zweifel als ein Zeichen, daß ihr Sinn gegen Euch milder geſtimmt worden ſei!

Ach leider nein, rief Margot, Gott weiß was die Frau Gräfin für falſche Vorſtellungen von ihrem ſchönſten Kinde hat, ſie will nichts — Gott vergeb's ihr! — von ihm wiſſen. Vornehme Leute müſſen doch eben anders ſein, als wir; ich habe auf eigne Hand die kleine Chimene hergeführt, die Dich kennen und tröſten wollte, Franciſca —

Dabei näherte ſich Chimene, ein ſchlankes Mädchen blaſſen Ausſehens der Gräfin, und blieb verlegen ſtehn, als dieſe, den Blick noch immer nicht von Florentin verwendend, ſich nicht zu ihr kehrte. Rührend traurig war der Anblick dieſer Chimene, deren große ſchwarze Augen ſtets in Thränen zu ſchwimmen ſchienen, deren Lippen nur blaßroth waren. Ein

blaßgelber Hauch lag über dem edlen kleinen Antlitze mit hoher Stirn und runden Schläfen, ein Hauch wie er jungen Mädchen eigen zu ſein pflegt, wenn ſie aus dem Mädchenalter in jungfräuliche Reife treten. Knapp faß ihr das ſchwarze Kleid gewöhnlichen Stoffes bis an den Hals verſchloſſen, und nur der theure Schleier, die edle Form des kleinen Hauptes, die ſchmalen länglichen Hände und der ſchmalſte, feinſte Fuß verkündigten eine Herkunft edlen Stammes und vornehmer Lebensweiſe, welche die Glieder ſchont und verfeinert. Wie es ſchien mehr beleidigt als verlegen blieb ſie einige Schritte vor der ſie noch immer nicht anblickenden Gräfin ſtehn, und ſchwieg. Da öffnete ſich die Thür, und der Abt erſchien mit Chabot de Vrion —

Vrion, mein Erretter, ſchrie die Gräfin auf, flog dieſem entgegen, faßte ihn bei beiden Händen und rief wie aus tiefſter gepeinigter Seele: O, mein Gott, mein Gott, Du haſt mich nicht verlaſſen!

So glücklich Vrion über dieſen Empfang, ſo beſtürzt war der Abt und trat eilig zu Florentin, und nahm ihn zur Rückſprache in die Fenſterbrüſtung.

Während deſſen ſagte die Gräfin haſtig mit halber Stimme zu Prion, er ſolle ſie ſogleich hinweg führen aus dieſem Hauſe, wohin es ſei und koſte es was es wolle. Was hätte Prion lieber verſprochen'

Thut's auf der Stelle!

Hier iſt mein Arm, Frau Gräfin —

Ehe ſie aber bis zur Thür kommen konnten, hatte ſich Florentin, ihre Abſicht bemerkend, mit unprieſterlicher Haſt zwiſchen ſie und den Ausgang geſtellt, und in demſelben Augenblicke auch eine an der Thür hängende Schnur gezogen. Während davon eine Glocke in ungewöhnlicher Tonfolge durch die Bogengänge der Abtei läutete, ſprach er ſelbſt zu Prion: Seigneur, dieſe Dame bleibt in der Abtei!

Prioner, dieſe Dame verläßt die Abtei.

Nicht an Eurem Arm, nicht jetzt, Seigneur.

Warum nicht?

Es iſt nicht der Augenblick, Euch die Gründe zu ſagen. Wenn es Euch gefällig iſt, uns zum Sprechzimmer Seiner Hochwürden des Herrn Abt zu folgen —

Das iſt mir nicht gefällig. Seine Hochwürden wiſſen bereits, in welcher Abſicht ich hier bin —

Und bin ich, rief die Gräfin Chateaubriant, und sah dem bestürzt herzutretenden Abt in's Auge, bin ich denn eine Gefangene in der Genoveven-Abtei, daß ich nicht gehen könnte, wenn es mir beliebt?

Der Abt, durchaus nicht sicher in der verwickelten Lage, erwiderte mit Höflichkeit, während sein Auge fragend an Florentin hing, und seine volle Gestalt sich würdevoll nach der Thürschwelle an die Seite Florentin's bewegte: Ihr seid nicht Gefangene, gnädige Gräfin, unsre Abtei, welche die heilige Jungfrau segnen möge, ist kein Gefängniß, sondern für bedrängte Frauen eine Zufluchtsstätte!

Doch nur für solche, die sie in Anspruch nehmen, entgegnete die Gräfin, und zu denen gehöre ich nicht.

Also gebt Raum, fromme Väter, setzte Brion hinzu, und that mit der Gräfin einen Schritt gegen die Thür. Florentin hatte die kurze Erwiderung der Gräfin benutzt, um dem Abte zuzuflüstern: es ist Alles für uns verloren, wenn sie jetzt das Haus verläßt, unterstützt mich und bestätigt Alles, was ich anordne! und nach diesen Worten streckte er ihnen den Arm entgegen und rief: Entfernt Euch von dieser

Dame, Seigneur, wer Ihr auch ſeid. Sie iſt uns anvertraut, damit ſie geſchützt ſei gegen die Zudringlichkeit jeglichen Mannes!

Wer hat mich Euch anvertraut, lügneriſcher Mann? rief die Gräfin, welche jetzt in der Entrüſtung Stärke fand.

Eure Mutter die Frau Gräfin von Foix! Dieſe Erwiderung beſchämte die Gräfin und machte ſie ſtumm, veranlaßte aber Orion zu der heftigen Aeußerung: Was hat die Gräfin Foix zu gebieten über die Gräfin Chateaubriant? Iſt es nicht genug, daß ſie über ihr Kind einmal beſtimmt hat ohne Rückſicht auf das Glück deſſelben? Ihr Mutterrecht iſt dahin, und dieſe Dame iſt ſelbſtändig!

Dieſe Dame heißt Gräfin Chateaubriant, und ihr Herr iſt der Graf, deſſen Namen ſie führt. Und er gebietet, daß ſie in dieſer Abtei bleibe, bis er ſie abfordere.

Die Gräfin fuhr zuſammen bei dieſer Aeußerung Florentin's, und ein ſchmerzlicher Ruf drang aus ihrer Bruſt. Orion aber drückte ihren Arm feſt an den ſeinigen, und rief heftiger als zuvor: Gebt Raum,

lügneriſche Prieſter, oder ich ziehe das Schwert aus der Scheide, und ſchre Euch zu bei meines Namens Schwur, der König Franz, in deſſen Namen ich hier handle, ſoll Euch und Eurer Abtei dafür einen Denkzettel ſenden für ewige Zeiten.

Der Abt war außer ſich, daß es zu ſolcher Scene kam, und verſuchte es, beſchwichtigend einzuſchreiten. Florentin aber wich keinen Fuß breit, und zum zweiten Male an der Glockenſchnur ziehend, erwiderte er kaltblütig: König Franz iſt unterrichtet von dem, was wir thun, noch ehe Euer Roß Euch nach Paris getragen; er kennt uns und vertraut uns, und achtet das Recht der Kirchen-Mauern. Sagt ihm, wir ſeien ſeiner Worte gewärtig, und hielten es nicht für paſſend, eine um mangelnden Schutzes willen flüchtige Dame dem erſten jungen Edelmanne anzuvertrauen, der ohne nachweisbaren höheren Auftrag ſie ohne Weiteres von uns in Anſpruch nehme. Begeht nicht unnütz Frevel, Seigneur, dadurch daß Ihr Euer Schwert in Gottes Hauſe aus der Scheide zieht, die Thür iſt offen für Euch, und wenn Ihr hinausblicken wollt, ſo werdet Ihr entdecken, daß Kreuzgänge und

Pforten beſetzt ſind von unſern rüſtigen Kloſterknechten, um Niemand paſſiren zu laſſen, als den, welchem wir die Thüre weiſen.

Bei dieſen Worten öffnete Florentin die Thür, und man ſah, daß er wahr geſprochen, und daß der Kreuzgang, welcher den einzigen Weg zu dieſem Zimmer bildete, durch bewaffnete Leute verſperrt war. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Dann wendete ſich Brion plötzlich, die Gräfin feſt am Arme führend, nach dem Innern des Zimmers, und als er weit genug von den an der Thür bleibenden Prieſtern entfernt war, um nicht von ihnen gehört zu werden, ſprach er leiſe und haſtig zur Gräfin: Ich kann Euch nicht ohne Euch Leib und Leben zu gefährden durch jene Bewaffneten hindurch bringen. Bleibt, gnädige Frau, bis ich Euch ſagen kann: jetzt iſt es Zeit. Sei's mit Liſt, ſei's mit Gewalt, ich befreie Euch aus dieſer Haft. Gelingt es mir nicht, wie ich hoffe, den Abt fügſam zu machen —

Der Prieſter tritt zu uns, Brion!

Wenn ein weißes Tuch an einem der Bäume vor dieſem Fenſter flattert, dann iſt der Augenblick da —

Als Florentin neben ihnen ſtand, ſchwieg er, küßte der Gräfin die Hand, und ging nach der Thür, dem Abte ein Zeichen gebend, daß er von ihm begleitet ſein wolle. Es lag Florentin Alles daran, ihm auch den Abt nicht zu überlaſſen! Wenn Françoiſe mit den jetzigen Eindrücken die Abtei verließ, und zum Könige kehrte, ſo war er nicht nur perſönlich gefährdet — dies fürchtete er nicht, da er von Françoiſe keine perſönliche Anklage fürchtete — ſondern die Abtei, das Prieſterthum und die Laufbahn, welche er vor ſich hatte, war gefährdet. Françoiſe durfte alſo bevor ſich ihr Sinn geändert um keinen Preis aus der Abtei entlaſſen werden. Deshalb verließ auch er das Zimmer augenblicklich, um ſich dem Abte anzuſchließen.

Die Gräfin in fieberhafte Aufregung verſetzt durch all dieſe Vorfälle vollendete nun durch einen unbedachten Schritt das Unheil ihrer Lage. Sie ſtürzte Margot, der Mutter Florentin's, in die Arme und beſchwor dieſe, ihr aus der Abtei zu helfen. Margot, die Gutmüthigkeit ſelbſt, war auf der Stelle bereit: ſie gelobte Verſchwiegenheit gegen ihren Sohn,

und verſprach Herrn Vrion mit Rath und That an die Hand zu gehn. Da die Abtei ihr offen ſtand bei Tag und Nacht, und da ſie Franciſca liebte wie ihr eigenes Kind, und nicht unterrichtet war, wie ſehr ihr leibliches Kind durch dieſe Flucht beeinträchtigt werden könnte, ſo ſchien ſie allerdings das geeignetſte Hilfsmittel für dieſen Zweck zu ſein. Sie folgte auch darin der drängenden Gräfin, daß ſie gleich, noch dieſe Nacht an's Werk gehn, und deshalb auf der Stelle Vrion nacheilen ſolle; denn ſie nahm die unbeachtete Chimene bei der Hand, und vor ſich hinſprechend, wie das am Klügſten anzufangen ſei, eilte ſie aus dem Zimmer und den Kreuzgang hinab.

Es war unterdeſſen völlig Nacht geworden, und das Feuer im Kamine war am Verlöſchen. Draußen ſtürmte der Wind, und jagte die Wolken unter dem Monde einher. Die Bäume des Waldes, hundertjährige Tannen, knarrten, und einzelne Aeſte ſchlugen unweit des Fenſters, vom Winde getrieben, von Zeit zu Zeit unheimlich an die Mauer. Françoiſe war, ohne die Thür zu ſchließen, an's Fenſter getreten; fieberhaft beſchäftigte ſie nur der Gedanke an

Flucht, und ſie wollte ſich zum erſten Male umſehn, wie ihr Zimmer nach außen gelegen ſei. Es war ein einfenſtriges Eckzimmer des Vordergebäudes der Abtei, und die von der Thür aus linke Seitenwand bildete das Ende der Vorderfront, welche nach Schloß Foir zu blickte, und in deren Mitte der große Eingang mit dem Pförtnerzimmer war. Nach dieſer Seite hin konnte ſie nicht ſehen, es konnte alſo auch andrerſeits von der Vorderſeite nicht bemerkt werden, wenn es ihr möglich wurde, aus dem Fenſter hinabzukommen. Das Fenſter war nicht vergittert, und es war nur einen Stock hoch. Offenbar hatte man bei der Wahl des Zimmers durchaus nicht an die Möglichkeit einer gewaltſamen Entweichung gedacht, denn dieſe war noch ungemein dadurch unterſtützt, daß die uralte verwitterte Mauer, welche ſämmtliche Höfe der Abtei umſchloß, hier dem Gebäude bis auf einen Schritt weit nahe trat, daß dieſe Mauer hinreichend breit war, um auch einen Unerfahrenen darauf Fuß faſſen zu laſſen, und ſo hoch, daß ſie beinahe bis an den Fenſterſims reichte. Es war alſo, da auch die Fenſterflügel bis an den Fußboden des Zimmers ſich öffneten, nur ein wenig

gefahrvoller Schritt über den ſchmalen Abgrund zwiſchen Haus und Ringmauer abwärts zu machen, und von der Ringmauer hinab boten die Tannenbäume, welche gerade an dieſer Ecke bis dicht heranreichten, leichte Gelegenheit den Erdboden zu gewinnen. Françoiſe, obwohl zitternd vor Furcht, erkannte doch mit augenblicklicher Freude, daß dies Zimmer das günſtigſte ſei, denn gleich hinter dieſer Ecke hörten die Bäume auf, und es breitete ſich, ſo weit ſie an den rundhin ſich wendenden Abteigebäuden hinabſehen konnte, eine freie Wieſe aus, die von Zeit zu Zeit grell erleuchtet war durch den Vollmond, und auf welche herab geſpenſtiſch weiß der St. Sauveur-Berg blickte.

Françoiſe öffnete das Fenſter, der Wind ruhte eben eine Zeit lang, und das Freie athmete ihr ſchweigend entgegen. Das Freie, denn es war ihrem Geiſte, als ob ſie ſchon viele Jahre lang gefangen ſei. War es nicht auch eine Gefangenſchaft, ſprach ihre Seele, als ich heimgeführt wurde als Gräfin Chateaubriant hinab in die Bretagne? Und waren es nicht die um mich klirrenden Ketten der Gefangenſchaft, welche mich in Blois inmitten der Freiheit

verfolgten und hetzten bis daher, wo die Kloſterpforten ſich hinter mir zugeſchlagen haben? Und ach, war nicht die Erziehung da oben auf dem Schloſſe ebenfalls eine Gefangenſchaft? Hielt mich nicht die ſtrenge, die — jetzt darf ich's wohl ſagen, da ſich's ſo ſchmerzlich beſtätigt — die rauhe Mutter in eiſernem Gitter der Vorſchriften? O, meine Conſtance, meine Kind, mein [redacted] nach welchem mein Herz ſchmachtet wie der Wüſtenwanderer nach einer Quelle, nein, meine Conſtance, ich will Dich leiten und führen, aber Dich nicht in Wege zwingen, die — o mein Gott, mein Gott, verſtoße mich in die Wüſte, aber gieb mir mein Kind und ſchütze mich vor der Welt!

Sie war zuſammen geſunken am Fenſter, und ihr Geiſt vertiefte ſich in die Möglichkeiten, ihr Kind zu holen und mit ihm fern von der Welt aber frei zu leben. Sie bemerkte es nicht, daß der Wind ſich wieder erhoben hatte, und in ſcharfem Zuge durch das offene Fenſter über ſie weg ſtrich nach der offenen Zimmerthür. Nicht daß ſie kalt wurde durch und durch, ſondern ein Gedanke ſchreckte ſie auf: Chimene, ein ihr ganz fremdes Geſchöpf, ein Mädchen,

welches neben ihrer Mutter lebte, und das ſie nicht einer Begrüßung gewürdigt hatte, war Zeuge geweſen ihrer Unterredung mit Margot über Befreiung und Flucht. Dies Mädchen, unerfahren und beleidigt, konnte kein Geſchick und kein Intereſſe haben, gegen die Gräfin Foix zu ſchweigen! Weh mir! rief Françoiſe, das Unglück hängt ſich an meine Ferſen! Ich bin verloren, wenn ich dies Haus nicht verlaſſen kann, ich verfalle dem ſchrecklichen Florentin!

Dieſe traurige Ueberzeugung in Betreff Florentin's entſtand daher, daß Françoiſe die leiſen Schauer ſinnlicher Erregung, welche ihr Florentin wie eine Schlinge um den Hals geworfen, von Zeit zu Zeit auch in den eben verfloſſenen Scenen zorniger Streites am Arme de Brion's immer wieder empfunden hatte, ja daß ſie ihr der Durchkälteten ſelbſt jetzt halb wie Schmerz halb wie Verlangen an's Herz traten. Wie der Ruf des Raben oben im Schloſſe klangen ſie ihr wie Verkündigung des Untergangs.

Starr blickte ſie umher in dem leeren hohen Gemache, blickte zuſammenſchauernd nach der offnen Thür, durch welche der Schreckliche eintreten konnte,

blickte hoffnungslos nach den Bäumen vor dem Fenſter, auf welchen das Rettungszeichen erſcheinen ſollte — Himmel, das weiße Tuch wehte von der nächſten Tanne, eine männliche Geſtalt ſtand auf der Ringmauer! Es wird de Brion ſein, und die Gräfin, zitternd vor Freude, iſt eben im Begriffe, an's Fenſter zu eilen, da hört ſie den Kreuzgang herauf raſche Fußtritte. Sie horcht, ob die Fußtritte näher kommen, ja! Sie verwünſcht ihre Unbedachtſamkeit, die Thür nicht geſchloſſen zu haben, ſie zögert, ob ſie es noch thun ſolle, denn ſie hört in dieſem Augenblick Brion's Stimme, welche unter dem Fenſter leiſe ihren Namen ruft, ſie fliegt nach der Thür, um ſie zu ſchließen, und ſteht vor Florentin, der eben auf die Schwelle tritt, und den ſie nur zu gut erkennt trotz des erloſchenen Kaminfeuers und des nur dämmrigen Mondlichtes.

Sie hat die Kraft, den Schreckensruf, welcher ſich aus ihrer Bruſt herausdrängt, zu erſticken, um Brion nicht irre zu leiten, aber es vergeht eine Minute, ehe ſie einen Entſchluß faſſen kann, was zu thun, und wie die Entdeckung ihres Retters zu verhindern

ſei. Unterdeſſen hört ſie nur zu gut das kniſternde Geräuſch außen am Fenſter, und um dies für Florentin zu übertäuben beginnt ſie inſtinktmäßig laut zu ſprechen. Sie weiß anfänglich ſelbſt nicht, was ſie ſpricht, denn ſie will nur Geräuſch machen, aber alle ihre Organe ſcheinen unterrichtet zu ſein, daß gegen dieſen Mann nur Zorn auszuſchütten ſei, und ihr Geiſt wird bald inne, daß ſie dem ſchweigend zuhörenden Prieſter die ſchreiendſten Vorwürfe macht. Dabei iſt ſie inſtinktmäßig an der Thürſchwelle ſtehen geblieben, und macht nun den Verſuch, die Thür zu ſchließen. Da aber iſt die Grenze ihrer Macht: Florentin ergreift ihre Hand, und mit dieſer Berührung dringt jenes gefürchtete Erbeben der Sinne von Neuem zu ihrem Herzen; ſie bedarf aller moraliſchen Anſtrengung, um nur ihre Hand hinwegzuziehn und zurück zu flüchten in die Mitte des Zimmers. Florentin, der bis dahin nicht geſprochen, zieht die Thür hinter ſich zu, und tritt zu ihr. Franciska, ſagt er, Du haſt Recht, alſo zu ſprechen, aber Du thuſt mir Unrecht mit der Anklage, daß ich auf Dein Unglück und Verderben trachtete. Ich trachte nach Glück für Dich,

aber nach dauerndem. Ich habe Dich verſucht, weil ich Dich nicht mehr kannte, und ich habe eingeſehn, daß ich Dich verkannt. Du biſt reiner, aber auch unerfahrener als ich glauben mußte. Deshalb iſt Dein Sieg über die Hinderniſſe der Welt ſchwerer, und Du bedarfſt meiner Hilfe mehr, als Du jetzt einzuſehen vermagſt. Nachdem ich Dich ſo falſch beurtheilt und unter ſo falſchen Geſichtspunkten empfangen und angeredet, erwarte ich nicht, daß Du mir zunächſt glauben und mein Beſtreben um Dich anerkennen werdeſt. Und doch bedarf's dieſes Glaubens an mich, wenn Du ſiegen ſollſt. Deshalb, Franciſca, mußte ich jetzt auf Deinem Hierbleiben beſtehn. Aber auch wenn ich Dich nicht aufklären und unterrichten müßte, nimmermehr würde ich Dich mit einem leichtblütigen Seigneur ziehn laſſen. Das hieße allen Vortheil in die Winde ſtreun, allen Vortheil, welchen Dein furchtſam tugendhaftes Weſen bis jetzt zu Wege gebracht. Wie, Franciſca, Du liebſt den König, und —

Françoiſe, die unmöglich wollen konnte, daß Brion Dergleichen hörte, unterbrach den Prieſter mit

ſtarker Stimme: Was berechtigt Dich, Prieſter, zu ſolcher dreiſten Vorausſetzung?

Du liebſt ihn ſchwärmeriſch, fuhr Florentin ruhig fort, den ritterlichen König Franz, Du ſiehſt ihn bemüht, entbrannt für Dich, und fliehſt ihn um jeden Preis, kurz Du handelſt ſo tugendhaft und klug zu gleicher Zeit, daß man Deine Tugend für klug, Deine Klugheit für tugendhaft halten muß, und allgemein dem Augenblicke entgegen ſieht, da der König, welcher eine Geliebte geſucht hat, ausrufen muß: ich habe eine Königin gefunden, ziehet hin mit allem Pomp der Herrlichkeit nach den Pyrenäen ihr Würdenträger des Throns, und werbt für mich um die Hand der Gräfin Françoiſe, und wartet am Thor der Genofeven-Abtei bis der Abt Euch verkündet: der heilige Vater in Rom hat ſie entbunden von früherer Verpflichtung, führet heim zu König François die Königin Françoiſe! Das Alles haſt Du weiſe bereitet durch bloße Tugend, Franciſca, und wollteſt es mit einem Streiche vernichten, bloß weil der Jugendfreund Dich, und weil Du den Jugendfreund mißverſtanden einen Augenblick lang? Oder wäre es

nicht vernichtet, wenn Du Dich auf gut Glück einem jungen Seigneur anvertrauteſt, daß er Dich hinbringe, wohin er wolle, mit Dir beginne was er wolle, und jedenfalls, er ſei noch ſo gutmüthig, Deinen Ruf gefährde durch abenteuerliches, aller Deutung ausgeſetztes Geleit?

Dieſe geradeaus auf ihn zielende Wendung des Geſpräches mochte Brion, welcher von ſeinem Wachtpoſten aus Alles anhören mußte, da er das Geräuſch eines Rückzugs nicht wagen konnte, ſie mochte ihn dergeſtalt entrüſten, daß er eine raſche, im Zimmer hörbare Bewegung machte. Florentin, der eben weiter ſprechen wollte, hielt inne, ſah und horchte nach dem Fenſter, und ging, die unwillkührlich zwiſchen ihn und das Fenſter tretende Françoiſe bei Seite ſchiebend, leiſen Schrittes darauf los. Es ſchien von dieſer Seite für die Gräfin Alles verloren zu ſein, denn der Mond glänzte eben in voller Reinheit des Himmels, und einmal auf die bedenkliche zur Flucht ſo geeignete Lage des Zimmers aufmerkſam gemacht zögerte Florentin wahrſcheinlich keinen Augenblick, den unſichern Gaſt anders zu beherbergen. Der vor-

dere Theil der Abtei, zwei Stockwerke hoch, war ganz zur Verfügung des Abtes und der Prieſter, da erſt der zweite viel größere Theil hinter dem erſten Hofe von den Nonnen bewohnt wurde. Die Abtei nämlich war von ihrem Urſprunge an einem unpopulär gewordenen Heiligen, des Namens Voluſianus, errichtet, und als ein Sitz für Männer begründet worden. Die heilige Genofeva, deren Kultus moderner, hatte ihn verdrängt, aber aus Rückſicht für das alte Herkommen war ein kleiner Stock geiſtlicher Herren in dieſem vorderen, älteren Hauſe an der Spitze der Abtei herrſchend geblieben, welche denn, je weniger ſie für das eigentliche Kloſter Geſchäft und Dienſt zu verrichten hatten, um ſo eifriger den Dingen der Welt im niedrigen und hohen Sinne ihre Aufmerkſamkeit zuwenden konnten. Florentin, die unpaſſende Lage des Zimmers bemerkend, wäre alſo nicht einen Augenblick um einen Wechſel verlegen geweſen, und es ſchien auch, als ob ihn bereits ſolch ein Gedanke beſchäftige, denn als er an dem offenen Fenſterflügel, den er mit einer Hand faßte, angekommen war, ſah er noch einmal mit einem prüfenden Blicke rückwärts,

maß das Zimmer mit den Augen von oben bis unten, und verweilte dann mit dieſen Augen, welche der Gräfin feurig zu leuchten ſchienen, eine lange Weile auf dieſer armen Frau, ehe er den Kopf nach dem Freien zu kehrte, um ihn langſam und vorſichtig hinaus zu ſtrecken. Fürchtete er vielleicht, Françoiſe könne in Zorn und Verzweiflung ihn rücklings hinabſtürzen in die Spalte zwiſchen Abtei und Ringmauer? Wenigſtens fuhr er raſch wieder zurück in's Zimmer, als er eine heftige Bewegung derſelben vernahm — was giebt es?

Man kommt den Kreuzgang herauf —

Die Thür öffnete ſich wirklich, das Licht einer Blendlaterne fiel in's Zimmer, und beleuchtete die aufgeregte, blaſſe Gräfin und den Prieſter im violetten Gewande. Margot war's mit einer Dienerin vom Schloſſe, welche ein Paket trug. Sie benahm ſich ziemlich geſchickt, indem ſie den um das Paket ſogleich beſorgten Florentin mit lebhaften Vorwürfen antrat, daß er die von langer Reiſe und fortwährenden Aufregungen erſchöpfte Gräfin keinen Augenblick in Ruhe laſſe, und wie es ſcheine wohl auch noch länger.

ſogar in dem nothwendigen Wechſeln der Leibwäſche, welche das Mädchen herbeigetragen, ſtören wolle. Wäre Margot nur auch auf dem Schloſſe ebenſo geweſen! Aber ihr gutes Herz hatte ſie trotz wiederholten Abwehrens der verſchwiegenen Chimene ſchwatzhaft gemacht gegen die alte Gräfin. In beſter Abſicht allerdings, nämlich um die Gräfin zu ſofortiger Aufnahme ihrer Tochter im Schloſſe zu beſtimmen, da Françoiſe in der Abtei nicht beſtehn könne und verderben oder fliehn müſſe. Dieſe Abſicht aber hatte zur unmittelbaren Folge, daß die alte Gräfin argwöhniſch, und ſogleich veranlaßt wurde, ſelbſt Kenntniß zu nehmen von der Lage ihrer Tochter, und ob eine Flucht derſelben möglich ſei. Wie ſtarr und gleichgültig ſie ſich bisher über das Schickſal der Tochter gezeigt, ſie war nur inſofern gleichgültig, als ſie der Feſthaltung des entarteten Kindes in der Abtei verſichert ſein zu können glaubte, ſie war aber nicht darüber gleichgültig, daß der ohnedies erſchütterte Ruf ihres Kindes durch neue Flucht noch ärger betroffen werden könnte. Nicht für ihre Tochter, ſondern für den Ruf derſelben war ſie beſorgt, und Chimene, ſonſt über-

aus ſtill und zurückhaltend, hatte es umſonſt verſucht, nachdem Margot die alte Gräfin verlaſſen, ſie hatte es mit ungewöhnlicher Lebhaftigkeit umſonſt verſucht, die alte Dame von einem noch ſo ſpäten Hinabſteigen nach der Abtei abzuwenden. Die Lebhaftigkeit Chimenens hatte den Verdacht der alten Gräfin erhöht, ſie hatte gebieteriſch ihren Mantel gefordert, und Chimenen befohlen ſie zu begleiten.

Günſtiger ſchien es ſich mit dem gefährlichſten Gegner der Flucht zu geſtalten: Florentin, welcher ſeiner eingeſchüchterten Milchſchweſter wieder eine freundlichere Meinung von ſich beibringen wollte, ſtand ab von näherer Unterſuchung des Pakets, und verließ unter einigen gütigen Worten das Zimmer. Sein Augenmerk war nur auf eine mögliche Flucht durch das Fenſter gerichtet, und er ging alſo unverweilt zum Pförtner hinab, und ließ den Außenwächter der Abtei, welcher von Stunde zu Stunde in der Nacht die Runde um die Ringmauer zu machen hatte, herbeirufen. Nachdem er ihm eingeſchärft, dieſe Nacht vorzugsweiſe jenes Eckfenſter in Obacht zu nehmen, erinnerte er auch beiläufig den Pförtner, ſeines Am-

tes ſorgfältiger zu wachen, und nicht wieder, wie er gethan, zudringliche Seigneurs geradezu eindringen zu laſſen.

Sobald Florentin das Zimmer der Gräfin verlaſſen hatte, ſchickte Margot die Magd hinweg, und drängte Françoiſe, unverzüglich das Kleid anzulegen, welches ſie aus dem Pakete zum Vorſchein brachte. Es war das weite härene Gewand einer Laienſchweſter, und während Margot es der Gräfin überwarf, zuhäkelte und zuband, erklärte ſie ihr, daß ſie als Laienſchweſter Martha, bekannt in der Abtei als kundigſte Krankenwärterin, flugs mit ihr die Abtei verlaſſen werde, um, wie es heißen ſolle, der erkrankten Frau Gräfin von Foix Dienſtleiſtung zu bringen. So käme ſie hinaus, und bei der Waldecke an der Arriège warte Baptiſte mit drei Pferden — das dritte iſt für mich, mein Herzblatt, ſetzte ſie hinzu, denn ich verlaſſe Dich nicht eher wieder, als bis Du wieder glücklich biſt. Fürchte Dich nicht, in zehn Minuten iſt's abgemacht; gieb mir nur noch Dein Reitkleid, damit ich es in dies Tuch ſchlage, denn Du brauchſt es —

Leider verloren ſie einige Minuten Zeit, weil das dunkle Zimmer nur mit der Laterne durchſucht werden konnte, und ſie das Kleid nicht Augenblicks fanden. Endlich waren ſie ſo weit, und Françoiſe, ſchon an der Thür, wollte noch einmal zum Fenſter eilen, um Brion, den ſie noch an der Mauer vermuthete, mit zwei Worten zu unterrichten. Margot aber hielt ſie feſt, und zog ſie mit den Worten hinaus: der fremde Herr iſt nicht im Geheimniſſe, nur Baptiſte und ich ſind es, willſt Du ihn haben, ſo genügt ein Wort im Städtchen an ſeine Leute, daß er uns zu finden wiſſe. Wir haben die größte Eile, wenn wir nicht die Nacht verlieren wollen, es iſt nahe an zehn Uhr, um zehn Uhr wird das Thor des Städtchens geſchloſſen, und wir können dann nicht an die Arriége-Brücke, die Arriége iſt aber jetzt ſo groß und gefährlich, daß man ſie nirgend anderswo paſſiren kann.

Unter dieſen Worten waren ſie, die Thür hinter ſich angelweit offen laſſend, bis an die Treppe gekommen, wo der Kreuzgang des erſten Stocks endigte, und wo man hinabſtieg in den Kreuzgang des Erd-

geſchoſſes, deſſen eine Richtung geradeein auf die Wohnung des Pförtners führte. Françoiſe hielt Margot an der Treppe einen Augenblick feſt, um Athem zu ſchöpfen, Angſt und ſchneller Gang hatten ihr die Bruſt zugeſchnürt. Es war Alles ſtill ringsum: durch breite Bogen, welche von viereckigen Pfeilern getragen wurden, und den Kreuzgang nach dem Hofe öffneten, ſah man in den erſten Hof der Abtei hinab. Der Mond beſchien ihn klar, Niemand war zu ſehn. Da, als ſie eben hinabſteigen wollten, da hörten die Frauen hinter ſich, und ſie ſchraken zitternd zuſammen, ein Geräuſch, und den gellenden Namensruf der jungen Gräfin, der ſich in dem gewölbten Gange, in der todtenſtillen Nachtzeit und in ſolcher Lage entſetzlich durch die Luft verbreitete.

Jeſu Maria! rief Margot und ſah ſich um, während die Gräfin in die Kniee ſank, ohne das Haupt zu wenden. Gott ſteh uns bei! ſtöhnte plötzlich Margot, und fiel ebenfalls auf die Stufen nieder; ſie hatte keinen Menſchen geſehn, aber ein Rauſchen, ein näher kommendes, und eine dunkle Maſſe unter der Decke des Gewölbes bemerkt, und die für ſie übernatürliche Erſcheinung,

welche bereits nahe über ihrem Haupte war, warf ſie zu Boden. Der Namensruf gellte plötzlich dicht an ihren Ohren, und Margot ſprang auf, und griff in die Luft, „Abſcheuliches Thier“ halb ärgerlich halb befriedigt ausrufend, „dummer Jacques, der uns die ganze Abtei aufrühren kann!“

Es war der Rabe, welcher wahrſcheinlich durch das offene Fenſter eingedrungen und durch die offene Thür ihnen nachgekommen war. Margot hatte ihn ergriffen, und hielt den mehrmals Knarrenden feſt, damit er ohne großen Lärm hinausgebracht würde. „Vorwärts! Vorwärts, Franciſca!“ rief ſie, weiter ſchreitend.

Margot trug ihre Laterne verdeckt, und ſie kamen ungehindert bis in die Mitte des unteren Kreuzganges, der wie der obere durch offene Bogen und Pfeiler vom Hofe geſchieden wurde. Da inmitten des Ganges hörten ſie Fußtritte von der Wohnung des Pförtners her kommen, und blieben unentſchloſſen ſtehn. „Zieh die Kapuze dicht in's Geſicht“, flüſterte Margot, „und ſprich unter keiner Bedingung. Es iſt uns Niemand gefährlich als Florentin und er wird

es nicht ſein. Still! Dies iſt ein raſcher Schritt, dies iſt Florentin's Schritt, er darf Dich nicht ſehn, er würde mir mißtraun — kaure Dich hier in den Schatten des Pfeilers" —

Als Françoiſe Dies that, machte Margot ihre Laterne zurecht, um Florentin damit zu blenden, ließ aber dabei Jacques außer Acht, und konnte es nicht verhindern, daß dieſer aufflog und ſein gewöhnliches „François! François" ſchrie, obenein um den Pfeiler herumfliegend, an welchem Françoiſe ſich verbarg. Margot, ihrem Sohne gegenüber von ſicherer Geiſtesgegenwart als vielleicht ſonſt, rief ihm entgegen, und ſtellte ſich ſo, daß ſie in der Entfernung von einigen Schritten vor Françoiſe gerade zwiſchen ihm und der Flüchtigen, dieſe decken könne: Biſt Du es Florentin?

Ja.

Mit Aufzähmung dieſes Beeſtes von Jacques hast Du uns einen ewigen Schreckvogel aufgebürdet, eben iſt er oben zum größten Schreck Francesca's in deren Zimmer durch's Fenſter gekommen geradezu in's Bett, in welches ich die arme Erſchöpfte gebracht hatte.

So Viel hatte ſie geſprochen, als Florentin inſo-

weit bei ihr war, daß ſie der Deckung Franciſca's halber ſein Stehenbleiben wünſchte, und deshalb ihm plötzlich den ſchmalen Schein der Laterne in's Geſicht fallen ließ, hinzuſetzend: Ihr quält mir mein Kind ungebührlich, laßt ihm jetzt einige Tage Ruhe, damit es ſich erhole.

Florentin wollte der Blendung ausweichen, und ſchritt deshalb weiter fort, aber Margot, mit ihm zurückgehend blieb ihm zur Seite bis er über Françoiſe hinaus war. Dann blieb ſie ſtehn, und ſandte ihm dem Weiterſchreitenden noch eine Weile den Lichtſchein nach, wohl wiſſend, daß dadurch ihre Nähe in ſtärkeres Dunkel gehüllt würde, und ſich mit Scheltworten gegen Jacques den Anſchein gebend, als bliebe ſie deshalb ſtehn. Sobald Florentin im Dämmer des Ganges ſo weit war, um nicht mehr geſehn zu werden, ſchloß ſie die Laterne und reichte Françoiſe die Hand, dieſe eilig fortziehend nach der Pförtnerei. Jacques flog zu ihrer Zufriedenheit ſchweigend. Unweit der Thür zum Pförtner flüſterte ſie: Muth, Franciſca, hier warte eine Minute, damit ich nicht in Deiner Gegenwart dem Pförtner die Er-

klärung zu geben brauche, und er keine Zeit hat, Dich zu betrachten und Argwohn zu ſchöpfen.

Françoiſe, die Richtigkeit dieſer Maaßregel einſehend, blieb unter Zittern und Zagen zurück, denn an der Hand Margot's hatte ſie viel größeren Muth. Dieſe aber trat gleich mit der mürriſchen Frage beim Pförtner ein, ob denn die Martha noch nicht da ſei? — Wozu Martha? — Mein Gott, unſrer alten Gräfin iſt übel geworden von der heutigen Alteration — Wegen der Gräfin Franciſca? — Freilich, und da hilft die Martha immer am Beſten, ich begreife nicht, wo ſie bleibt! Sie wollte doch gleich kommen, und ich hab' mich noch mit meinem Sohne im Kreuzgange aufgehalten — Die dumme Magd vom Schloſſe hat mir ja kein Wort davon geſagt — Was weiß die Gans! Da endlich kommt Martha!

Margot eilte der eintretenden Françoiſe ſogleich entgegen, und ſchritt an der dem Pförtner zugewendeten Seite neben ihr durch's Zimmer.

Nun, ſagte dieſer, nach dem Riegel greifend, hat die Martha heute keinen Gruß für mich?

Laßt ſie doch, ſie iſt erſchreckt von der Krankheit, die ſich übel anläßt —

Habt Ihr denn, ſagte der Pförtner indem er ſich zurückwendete nach der inneren Eintrittsthür und das Aufſchieben des Riegels ſo lange verzögerte, habt Ihr denn noch Jemand hinter Euch, der an der Thür herumtappt und den Griff nicht finden kann?

Niemand mehr, mach nur auf! In dieſem Augenblicke aber hörte man hinter der inneren Eintrittsthür den gellenden Ruf „François", und der Pförtner, nicht ſo vertraut damit, oder wenigſtens im Augenblicke ſich nicht darauf beſinnend, lief hinweg vom Riegel, der noch immer nicht aufgezogen war, um erſt zu ſehn, wer noch von innen herein wolle. Margot war im höchſten Grade ungeduldig über die durch „das Beeſt", wie ſie ſich ausdrückte, verurſachte Zögerung, konnte ſie aber nicht abkürzen, da ein ausgeformter Drücker, den der Pförtner in der Hand trug, zur Beſeitigung des Riegels nöthig war, und mußte denn mit der fortwährend abgewendeten, ſchwer geängſtigten Gräfin, deren Schweigen am Ende

noch auffallen und zur Entdeckung führen konnte, in Geduld harren, bis der Pförtner all seine Verwunderung über den Raben, und sein Erstaunen über dessen ungewöhnlichen Besuch ausgeschüttet hatte. Dieser Zeitverlust wurde allerdings entscheidend, denn als der Pförtner nun endlich den Riegel hob, wurde eben auch von außen geklingelt, und so wie die Thür sich öffnete, standen Françoise und Margot der alten Gräfin von Foix und Chimenen auf der Schwelle gegenüber, und zwar bis zur letzten Möglichkeit des Gelingens nachtheilig für die junge Gräfin. Die Thür nämlich öffnete sich nach innen, Françoise und Margot hatten deshalb einige Schritte zurücktreten müssen, und es war somit auch für ein rasch entschlossenes Entrinnen der Weg verstellt. Françoise war auch, tief erschöpft von den immerwährenden Erschütterungen, weit entfernt von dieser Entschlossenheit: sie that entsetzt einige Schritte rückwärts, und ehe sie irgend einen Entschluß gefaßt war die Thür wieder verschlossen, denn der Pförtner, die krank genannte Gräfin erblickend erachtete theils den Besuch Martha's hiermit für erledigt, theils folgte er einer

Handbewegung der alten Gräfin, welche den Schluß der Thür zu befehlen ſchien.

Es folgte eine Pauſe, welche zuerſt von der alten Gräfin gebrochen wurde, indem dieſe Margot zurief: Geh voraus mit Deiner Begleiterin! — Und dabei deutete ſie auf die innere Eintrittsthür.

Hierbei allein, denn es waren dieſe Worte von dem verächtlichſten und hochmüthigſten Ausdrucke des ſteinernen Antlitzes der alten Frau begleitet, ſchwoll der unglücklichen jungen Frau der Zorn einen Augenblick lang das Herz, und ihre Verkleidung außer Acht laſſend, und ſich hoch aufrichtend ſagte ſie mit ſtarker Stimme: Oeffne, Pförtner!

Aber dieſer, einigen Zuſammenhang ahnend, und ſich jedenfalls mit der ſogenannten Martha betrogen ſehend, machte keine Anſtalt zum Oeffnen, und nach einer neuen aber kürzeren Pauſe ſprach die Gräfin von Foix:

Scheint es rathſamer, Madame, Gegenſtände der Schmach zu verhandeln in Gegenwart von Zeugen und in einer Pförtnerſtube? — Und als Françoiſe

darauf schwieg, setzte jene hinzu: Gehorche, Margot, und führe uns, woher Du gekommen!

Während sich dies ereignete, hatte Chabot de Brion — denn er war es selbst, welcher die Rettungsflagge an die Tanne geheftet, und welcher auf die Mauer hinaufgestiegen war, um der Gräfin Flucht zu bewerkstelligen — mit erstaunlicher Geduld gewartet auf den günstigen Augenblick. Florentin, den er bereits haßte, hatte ihn mit seinen Eroberungsplänen auf König Franz tief erbittert, denn wenn er auch ein Liebling des Königs und seinerseits ein Verehrer des ritterlichen Königs war, so ging doch die Hingebung nicht so weit, daß er ihm die schöne Gräfin neidlos gegönnt hätte. Ja, es war ein romantischer Zug der Uneigennützigkeit in seiner Neigung, aber was dieser Zug an Opfer fordern konnte, das mußte auf eine schöne Weise in Anspruch genommen, nicht aber in den gewinnsüchtigen Kalkül eines Anderen eingerechnet werden. Dieser offen ausgesprochene Kalkül Florentin's

ergrimmte Brion dergeſtalt, daß es den Prieſter wahrſcheinlich das Leben gekoſtet hätte, wenn er, aus dem Fenſter ſpähend, dem zornigen Seigneur nahe gekommen wäre. Denn dieſer hatte das Schwert gezogen, als die Stimme Florentin's ſich dem Fenſter näherte, und die damals herzukommende Margot hatte ſomit ihrem Sohne das Leben gerettet. Als ſie mit Françoiſe allein war hörte Brion das Geflüſter fremder Stimme, und verhielt ſich ruhig, da er nicht mit Beſtimmtheit wiſſen konnte, es ſei dies die befreundete Margot. Sobald das Flüſtern aufhörte, rief er leiſe den Namen der Gräfin; es erfolgte keine Antwort, und es kam dem durch die lange Spannung aufgeregten Manne ein unerwarteter Schrecken: ein großer Vogel nämlich rauſchte mit ſchwerem Flügelſchlage dicht über ſeinem Haupte in das Zimmer hinein, und unmittelbar darauf drang der Name Françoiſ gellend an ſein Ohr. Brion war nicht beſonders abergläubiſch, aber er war nicht frei von dem Aberglauben ſeiner Zeit und aller Zeiten. Die Erſcheinung und der Name des Königs, der von Zeit zu Zeit aus dem tieferen Inneren der Abtei im-

mer wieder herausdrang, erſchreckten und befingen ihn ſo, daß eine lange Zeit verging, ehe er einen Entſchluß faſſen konnte. Endlich, da Alles ruhig blieb, rief er von Neuem leiſe den Namen der Gräfin, und rief ihn nach langer Pauſe wieder, da keine Antwort erfolgte, und entſchloß ſich am Ende jählings, in das Zimmer hinein zu ſteigen. In demſelben Augenblicke aber, da er es betrat, erſchienen die vier Frauen auf der Schwelle deſſelben, und das volle Licht von Margot's Laterne fiel auf den erſchreckten Seigneur. Françoiſe ſchrie entſetzt auf: Prion! und die alte Gräfin, welcher Name und Beziehung des Mannes wohl bekannt waren, erhielt damit einen nur zu gerechten Grund für geſteigerte Entrüſtung.

Zünde die Lichter an, Margot, ſagte ſie hierauf mit ſcheinbarer Ruhe. Schließe die Fenſter, und leuchte dieſem Herrn, der mit dem richtigen Wege nicht bekannt zu ſein ſcheint, zum Pförtner hinab!

Prion, das Zweideutige ſeiner Stellung ſchmerzhaft empfindend, und nicht in Zweifel darüber, daß die befehlende Dame die alte Gräfin von Foix ſelber ſei, fand nicht ſogleich eine Wendung, vermittelſt

welcher er die verdächtige Lage hätte aufklären können — romantiſche Neigung iſt arm an Ausflucht — und gab auch den Verſuch einer Entgegnung auf, als er ſah, daß Françoiſe ihm mit der Hand zu winken ſchien, er möge ſich ohne Weiteres entfernen. So ging er denn ohne ein Wort geſprochen zu haben mit Margot von dannen, und der Pförtner, ſchon überbeſchäftigt mit Ungewöhnlichkeiten, mußte nicht wenig erſtaunt ſein, einen Mann hinauszulaſſen, den er nicht herein gelaſſen hatte.

Die alte Gräfin aber begann ein Gericht, welches eine minder ehren- und tugendhafte Tochter denn Françoiſe ſchwerlich erduldet und ſicherlich zu glücklicherem Ausgange gewendet hätte als Françoiſe es vermochte. Denn dieſe unglückliche Frau richtete ſich ſelbſt nach feinerem, und deshalb ſtrengerem Geſetze als es dem Sinne ihrer Mutter geläufig war, und wäre deshalb ungeſchützt gegen Angriffe roher Gattung geweſen auch ohne die körperliche Ohnmacht, welche ſich ihrer in dieſem Augenblicke mit reißender Schnelligkeit bemächtigte. Was ſollte ſie erwidern, da ihr die Mutter mit ſchneidender Kälte ihr Leben

ſchilderte von dem Augenblicke an, als ſie nach luſtigem Leben lüſtern Schloß Chateaubriant verlaſſen habe hinter dem Rücken ihres Gemahls! Pfui über Dich, ſprach die alte Frau, und das magere gelbe Geſicht derſelben von ſcharfen Formen einſtiger regelmäßiger Schönheit zog ſich in all ſeinen Falten um einen faſt lippenloſen Mund verächtlich zuſammen, während die lange, trockene, ſchneeweiße Hand quer durch die Luft ſtrich, als ſtreife ſie alle Blätter herunter von einem Zweige, pfui über Dich herzloſe Mutter, die ihr Kind gleichgültigen Leuten überlaſſen konnte, um dem Kitzel ihrer Sinne nachzulaufen, die ihren Gemahl zu Spott und Hohn ausſtellen konnte vor einem leichtfertigen Hofe, die ihm frech die Stirn bieten konnte, als er, der die Ehebrecherin zu tödten berechtigt war, nur ihre Rückkehr zu Haus und Kind heiſchte, die, um den Preis ihres verworfenen Lebens nicht einzubüßen, kokett ſich entfernt von einem Könige, der keine Anſtalt macht, ſie mit äußerlichen Ehren zu bezahlen, pfui über Dich! Bis dahin hatteſt Du genug gethan, Dich des Namens Foix und Deiner Mutter unwürdig zu zeigen, genug um einer lan-

gen und ſchweren Büßung bedürftig zu ſein. Aber Dein entarteter Sinn vertrug noch mehr! Auch die letzte Hoffnung Deiner Mutter wußteſt Du zu täuſchen: als ich Dich hinweggewieſen hatte von der Schwelle Deines Vaterhauſes, und Deine Schritte hierher nach dem Hauſe Gottes gerichtet ſah, da hoffte ich, Du würdeſt wenigſtens die Kraft der Reue und Buße zeigen, welche meinem Kinde, das ich verloren, das aber doch mein geweſen, eigen ſein müſſe. Wie täuſchte ich mich! Der Galan niedrigeren Ranges, wahrſcheinlich der ächte Liebhaber neben dem hochgeſtellten — ich hätte mich ehedem geſchämt, Dergleichen nur denken zu müſſen von wildfremden zügelloſen Weibern, und muß es jetzt ausſprechen vor dem Weibe, das ich ſelber geboren! — der Galan folgte ihr ſchon auf dem Fuße, es war darauf abgeſehn, im Vaterhauſe das ſchamloſe Treiben fortzuſetzen, und da ſich dies verſchloß, und das Gotteshaus ſich nicht zugänglich erwieſen hatte, ſo verſucht ſie eiligſt zu entweichen, ehe noch dem Galan das Rendezvous abgeſagt worden iſt. Ueber Mauern und durch Fenſter kletternd, im Hauſe Gottes, in der erſten Nacht,

welche die reuig Geglaubte darin zubringen will, ſucht er ſie auf, die Verworfene! Ich ſelbſt, von Gott ſo hart geſtrafte Mutter, muß ihn überraſchen! Dies iſt Dein Leben, unſeliges Kind meiner Schmerzen, und wenn Du vor dieſem Spiegel zum Tode erſchrickſt, wie Dein Antlitz und Dein zitternder Leib zu verkünden ſcheinen, ſo werde ich Gott danken, daß er Dich und mich erlöſ't habe!

Damit wendete ſich die alte Gräfin von Foix zum Hinweggehn, und die Hand der bebenden Chimene ergreifend nahm ſie keine Kenntniß davon, daß Françoiſe mit einem Laute entſetzlichen Schmerzes zu Boden ſtürzte, und mit der Länge des Leibes aufſchlug auf den ſteinernen Eſtrich des Gemaches. Sie ſchien es auch nicht zu bemerken, daß Chimene ihre Hand zurückſtieß und im Zimmer blieb, ſondern ging hinaus und warf die Thür in's Schloß, daß es weithin ſchallte durch die Kreuzgänge der Abtei.

8.

Chabot de Brion hatte den folgenden Tag mit nur zu zweifelloſer Sicherheit erfahren, daß die Gräfin Chateaubriant lebensgefährlich erkrankt darnieder liege. Sie habe ſich im Fallen nicht nur ſchwer verletzt, ſondern ſie ſei auch von einem ſo furchtbaren Nervenfieber ergriffen, daß ſie von den raſendſten Phantaſieen gepeinigt fortwährend beſinnungslos und vom Tode oder einer Verſtandeszerrüttung bedroht ſei.

Margot erzählte ihm dies unter ſolchem Schluchzen, daß er an der Wahrheit nicht zweifeln konnte, ja ſie ſetzte von Seiten Florentin's hinzu, daß dieſer über die Liebloſigkeit der Gräfin von Foix tief entrüſtet, und nun ganz auf die Seite Françoiſens getreten ſei, Herr de Brion würde ihn heute ſogar verpflichten, wenn er ſich zu ihm in die Abtei bemühn

wolle, um für den freilich unwahrſcheinlichen Fall der Geneſung Françoiſens Rückſprache zu nehmen, und desfallſige Nachrichten für den König zu beſprechen. Chabot de Brion, ein noch unverdorbenes Herz, vergaß über Krankheit der Gräfin alles Uebrige, und eilte zu Florentin, dem es denn auch wirklich gelang, ſein Benehmen am Tage vorher leidlich zu rechtfertigen, beſonders dadurch daß er Brion zugeſtand, er ſehe ſich jetzt getäuſcht in ſeinen Vorſtellungen von Charakter und Lage der jungen Gräfin, und glaube nicht mehr, daß ein Zurückdrängen derſelben in die alten, ſo gefährlich für ſie ausgehenden Verhältniſſe rathſam und möglich ſei. Im Gegentheile ſchiene ihm für den Fall einer Geneſung unerläßlich, daß die Gräfin ſich nachdrucksvoll geſchützt ſähe gegen ihren Gemahl und gegen ihre Mutter, und wenn der König nach dem bevorſtehenden Tode der Königin Claude vom heiligen Vater eine Scheidung erlangen könne, ſo würde dies der unglücklichen Frau unfehlbar die ſicherſte Stütze zur Wiedererlangung der Geſundheit werden. Herr de Brion möge dies dem Könige vorſtellen, und ihn, der als Prieſter bis jetzt

ſtreng und vorſichtig habe handeln müſſen, Seiner Majeſtät als einen Mann empfehlen, der nun nach ſo heftigen Anzeichen bereit ſei, die Gräfin von einer ihr ſo gefährlichen Vergangenheit löſen zu helfen. Er ſei zu dieſem Ende bereit, Herrn Brion allwöchentlich genaue Nachricht vom Zuſtande der Gräfin zukommen zu laſſen, und, falls ſich dieſer beſſere, Verhaltungswinke vom Könige und Herrn Brion entgegen zu nehmen.

Chabot de Brion, jung und gut genug, um uneigennützig zu ſein, faßte nur in's Auge, daß der Gräfin alle mögliche Hilfe bereitet werden müſſe, und bat nur, die Unglückliche vor ſeiner Abreiſe nach Paris noch einmal ſehen zu dürfen. Obwohl dies Florentin nicht wünſchenswerth ſchien, ſo verweigerte er es doch nicht, und führte ihn, nachdem Margot über die Thunlichkeit des Eintrittes befragt worden, in das Zimmer, deſſen verhängnißvolles Fenſter jetzt verhüllt war, und in deſſen dunkelſtem Winkel jetzt die vor Kurzem noch ſo ſchöne Frau durch Röthe und Krampf entſtellt und der Beſinnung unmächtig auf dem Bette lag. Chimene ſaß neben ihrem

Haupte, Margot, verweinten Antlitzes, ſtand neben dem Lager, und ſah angſtvoll in das Geſicht der nun wirklich herzugerufenen Martha, ob Hoffnung vorhanden und was anzuwenden ſei gegen die hitzige Krankheit.

Brion litt große Pein: die Gräfin, obwohl die Augen offen haltend, erkannte Niemand, und ſprach nur von François, ihrem herrlichen Könige, ihrem geliebten Herrn — traurig ritt er noch ſelbigen Tages gen Paris. Ein wilder Schneeſturm flog durch das Thal der Arriège, als er auf jener Höhe angekommen war, von welcher die Gräfin und Baptiſte die Schluchten und Berge von Foix betrachtet hatten. Vom St. Sauveur herab rauſchte der Winterſchnee wie ein Leichentuch über das hohe, getürmte Schloß, über die tiefe Abtei und das dunkle Städtchen.

Baptiſte war bei ihm, und hielt auf dieſer Höhe ſein Roß an, um noch einmal zurückzuſchauen. Der Schnee fiel ſo dicht, daß er bald den forteilenden Seigneur und deſſen Geleite nicht mehr ſah, die winterliche Einſamkeit übermannte ihn, er wendete ſein Roß zurück, hinab nach Foix, um dort in eine

Schmiedewerkſtatt einzutreten, und das Schickſal ſeiner Herrin abzuwarten.

Es war in damaliger Zeit, welche noch eines ausgebildeten Poſtweſens ermangelte, beſonders unter den höher geſtellten oder berufenen Ordens-Geiſtlichen ein ſyſtematiſcher Verkehr im Gange, welcher ihnen ein gewiſſes Uebergewicht ſelbſt über den mächtigen Adel verlieh. Dieſer unterhielt wohl mit Leichtigkeit eine rege Mittheilung in der Provinz, aber dieſe auch nur bei außerordentlicher und wichtiger Gelegenheit, während der geiſtliche Stand durch die wandernden Mönche, durch die Wallfahrer und durch ähnliche Verbindungsmittel, welche unter den zu höherer Leitung berufenen Klerikern ganz ſyſtematiſch geordnet waren, in regelmäßigem Verkehr ſtand mit der ganzen chriſtlichen Welt. Auf dieſe Weiſe hatte Florentin früher allwöchentlich Nachricht von der jungen Gräfin gehabt, um dann der alten Gräfin mitzutheilen, was er für dienlich erachtete, und auf dieſe Weiſe unterrich-

tete er jetzt allwöchentlich Herrn de Brion über die Entwickelung und den Gang der Krankheit, über das was ſie äußerte, und über das, was er erwartete. Nachdem er wochenlang die Phantaſieen Françoiſens angehört, ſchien ihm de Brion nicht mehr gefährlich, und er war auch unbeſorgt, daß Brion dem Könige nicht Alles mittheilen könne, theils weil das Verhältniß wie es eben lag und ſtand unverfänglich war auch für die ſtill einhergehende Nebenbuhlerſchaft Brions, theils weil er noch auf anderen Wegen den König benachrichtigen und bearbeiten ließ. Die Geiſtlichkeit mißtraute Guillaume Budé, welcher den Unterricht der höheren Wiſſenſchaften leitete, ſo weit dieſer vom Klerus nicht unmittelbar abhängig war, aber ſie hielt ſich eben deshalb in um ſo lebhafterer Verbindung mit Ihm, mit kirchlicher Klugheit ſchließend, daß der Feind der gefährlichſte ſei, von dem man nichts wiſſe, und mit dem man nicht verkehre. Deshalb erhielt Budé, wenn auch nicht direkt von Florentin, ebenfalls zum Oefteren Nachricht über die Gräfin Chateaubriant; denn Florentin wußte, daß dieſer gutmüthige Gelehrte ein einflußreicher Vermittler ſei zwiſchen

König Franz und Franceſe. Florentin, längſt darüber mit ſich einig, daß er beim Empfange Franceſca's eine Thorheit begangen und dieſe um jeden Preis durch Wiedergewinn ihres Zutrauens auszulöſchen habe, Florentin brachte in dieſen Wintermonaten, während das Werkzeug ſeiner Pläne zwiſchen Tod und Leben ſchwebte, die Angelegenheit in Paris ſo weit zur Reife, daß ihm eine hohe Beförderung in Paris ſelbſt gewiß war, wenn er dieſe Dame zur Macht am Hofe bringe, und für ſeinen ferneren Einfluß auf ſie haften könne. Man nahm dabei wenig Notiz von ihrer Neigung zu philoſophiſchen Religionsgeſprächen, weil man eben durch den vorausgeſetzten Einfluß Florentin's, der in Paris ihr Beichtvater werden konnte, Dergleichen geſichert wußte, und weil man jedenfalls durch eine geiſtreiche, neben dem Könige waltende Dame die bereits entſchieden ausgebildete reformatoriſche Richtung der Herzogin von Alençon vom Könige abhalten wollte. Ob der etwas chimäriſch klingende Plan, ſie zur Gemahlin des Königs zu erheben, ernſthaft aufzunehmen und zu fördern ſei, das ließ man vor der Hand auf ſich beruhn,

und das mußte natürlich davon abhängen, wie eifrig oder nicht die erhobene Dame ſich der beſtehenden Kirche erweiſen werde.

Während ſo in der Stille über ſie verfügt wurde lag die Gräfin zwei Monate lang in einem hitzigen Fieber, deſſen Ausgang nicht abzuſehen war, und welches mitunter ſo heftige Paroxismen mit ſich führte, daß die Vernichtung des Lebens zu befürchten ſtand. Aber die Politik rechnet auf Leben, wenn ihr Leben einträglicher ſcheint, und die Politik gewann ihr Spiel: die Jugendkraft der Gräfin überdauerte den Angriff der Krankheit. Als die Sonne wieder ihre erſten warmen Strahlen auf die Südweſtſeite der Abtei warf, und die ringsum ſteilen Höhen wieder ſo weit erſtiegen hatte, um ihren breiten Glanz unten auf die Wieſe vor Françoiſen's Fenſter zu werfen, ja bis in's Zimmer ſelbſt, bis an's Bett der dem Leben wieder Gewonnenen zu kommen, da wurde die Seele der Geneſenden wieder lebendig, und ſie begann geordnet zu ſprechen, und ſah ſich um nach ihrer Umgebung. Der Anblick Chimenens, die ununterbrochen bei ihr geblieben war, ſchien ſie unangenehm

zu berühren. Wachte denn der Verdacht wieder mit ihr auf, dies unſchuldige Kind habe damals das Geheimniß der Flucht verrathen, und die Mutter herabgeführt vom Schloſſe? Hatte die Erwachende denn überhaupt nach ſo verwüſtender Krankheit, welche das Gedächtniß für die letzte Lebensepoche zu ſchwächen pflegt, eine deutliche Rückerinnerung? Sie hatte dieſe nicht, aber auf überraſchende Weiſe war Alles, was ſie in den letzten Tagen vor ihrer Krankheit erlebt, thätig in ihr geweſen, unerwartete Neigungen und Abneigungen in ihr zu begründen. Es war als ob alles, was ihr vor der Krankheit begegnet, Samenkorn geworden und ohne Zuthun während der Unbewußtheit des Geiſtes aufgewachſen ſei, ein wunderbar Beiſpiel, wie der menſchliche Organismus, der auch während unſrer Gedankenloſigkeit geiſtig arbeitet, und deſſen Thätigkeit während unſers Schlafes von Niemand bezweifelt wird, ſelbſt während einer ſcheinbar alle Seelenwelt vernichtenden Krankheit gearbeitet, gefördert, gebildet und ausgebildet hatte. Und zwar mußte er von den feinſten Spitzen des Eindrucks ausgegangen ſein, denn die Reſultate wichen ab von dem,

was man hätte erwarten dürfen. Françoiſe hatte vor der Krankheit mit keinem Worte ausgedrückt, daß ſie Ghimenen mißtraue, und doch war ein Verhältniß ſcheuen Mißtrauens in ihr aufgewachſen; Françoiſe hatte ferner die deutlichſten Beweiſe des Abſcheu's vor Florentin an den Tag gelegt, und doch war jetzt ein Wohlwollen zärtlicher Art für dieſen bedenklichen Menſchen in ihr vorhanden, ſie war in kindlicher Scheu und ergebener Furcht vor ihrer Mutter zuſammengeſtürzt, und erwachte jetzt mit einer ſo eiſigen Gleichgültigkeit gegen dieſelbe, daß ſie mit keinem Worte nach ihr fragte, und daß ſie, da nach Verlauf von Wochen der Mutter erwähnt wurde, theilnahmlos zuhörte, als ſei von einer wildfremden Perſon die Rede. Noch mehr: ſie fragte mit vollſtändiger Unbefangenheit nach dem Könige, und wie er ſeinen Antheil ausgedrückt habe an ihrer gefährlichen Krankheit, ja ob er nicht einmal da geweſen ſei, um ſelbſt nach ihr zu ſehen.

Florentin war entzückt. Er hatte ſich darauf gefaßt gemacht, es würde der feinſten Ueberredungskünſte bedürfen, die Gräfin wieder in dieſe Bahn zu lenken, beſonders nach einer ſo erſchöpfenden Krankheit, nach

welcher die Sinne, ein ſo gewaltiges Hilfsmittel für moraliſche Hingebung, ſchweigen würden. Mit Erſtaunen ſah er, daß ein ſchmachtender Zug allem Andern voraus dieſen noch ſchwachen, ſchönen Körper beherrſche, und daß nach den erſten Spaziergängen auf die ſonnige Wieſe hinab an warmen, alles Leben aufweckenden Märztagen dieſer ſchmachtende Zug alle Pulſe des raſch wieder aufblühenden Weibes erfülle. Sie erſchien ihm wie eine Braut, die alle Freuden der Liebe ahne, und die in bräutlichem Stolze dieſe Ahnungen gar nicht zu verhüllen trachte! Er hatte Mühe, ſich zurecht zu finden! Und doch war ihm Eins deutlich genug: dieſe aufblühenden Wangen, dieſe meiſt geſenkten und dann ſo tief aufglühenden dunkeln Augen, dieſer oft leiſe geöffnete Mund, der ſich täglich höher röthete über den kleinen friſch glänzenden Zähnen, dieſer Schmelz, der auf Schultern und Arme wiederkehrte, alles das war ſo wenig als früher ihm, dem ſie jetzt freundlich lächelte, auch nur einen Augenblick zugedacht, es blühte eben darum ſo raſch wieder auf, weil es einer entſchiedenen Neigung entgegenblühte wie einer aufgehenden Sonne. Deshalb

hütete er ſich auch wohl, ſeine eigne ſinnliche Freude nur im Mindeſten wahrnehmen zu laſſen, er hielt ſich für hinreichend gewarnt, um noch einmal einer Wallung zu Liebe Alles auf's Spiel zu ſetzen. Ein Mönch nach dem andern trug dagegen die zuverſichtlichſten Nachrichten nach Paris, ja er ſah ſich bald auf dem Punkte, der ſo wunderbar plötzlich entſchiedenen Franciſca Vorſicht und Zögerung anzuempfehlen. Denn mit tiefer Geringſchätzung wies dieſe jedes ſchüchterne Wort Chimenens zurück, welche zuweilen Beſorgniſſe äußerte, und Furcht ausdrückte vor hohen, herausfordernden Stellungen im Leben. Die Gräfin war wie entrückt aller irdiſchen Rückſicht, und ging in den Plänen bald viel weiter als Florentin für gut hielt. Dieſem war es ſehr darum zu thun, nur unter wohlverbrieften Bedingungen in dieſer Sache vorzuſchreiten, und je rückſichtsloſer die Gräfin die Zukunft hingab, deſto vorſichtiger äußerte er ſich nun in den Briefen nach Paris, deſto beſtimmter drang er nun darauf, daß genau verzeichnet werde, wozu der König ſich verpflichte für den übeln Fall, daß eine Erhebung Franciſca's zur Gemahlin unüberſteigliche

Schwierigkeiten finde, und daß eine ſolche Schrift als unumſtößlich gültiger Kontrakt vom Könige unterſchrieben und zur Aufbewahrung im Archive der Genofeven-Abtei ihm eingehändigt werde.

Sie lächelte, wenn er ihr nur annähernd davon erzählte, denn er hatte gar nicht den Muth, ſo verwirrte ſie ihn mit ihrer Anſchauungsweiſe, ihr etwas Beſtimmtes und Genaueres darüber mitzutheilen. Und doch wußte er genau, daß eine ſolche Sicherung für ihre Zukunft unerläßlich ſei, und es verſicherten ihn ſeine Korreſpondenten in Paris, des Lebens und der menſchlichen Charaktere tief kundige Kleriker, daß mit dem Könige Franz ein feſt verbrieftes Abkommen durchaus nöthig bleibe. Von Tage zu Tage nämlich zeigte ſich immer deutlicher, daß der leichtſinnige Wechſel, die gedankenloſe Vergeßlichkeit eine Grund-Eigenſchaft dieſes Königs, nicht bloß eine Eigenſchaft ſeiner Jugend ſei. Er hat viel Gutes in und an ſich, hieß es immer wieder, aber er hat keine Treue. Deshalb beharrte Florentin auf der Forderung eines feſten Kontraktes, und nahm ſich vor, Françoiſe nichts davon wiſſen zu laſſen.

So ſtanden die Sachen in der Mitte des Monats März, und Florentin ſchickte diesmal, denn die Frucht ſchien ihm nun völliger Reife nahe, einen Reitenden an Chabot de Prion mit den beſtimmteſten Forderungen und der beſtimmten Verſicherung, die Gräfin Chateaubriant werde jetzt unzweifelhaft dem Könige folgen, wenn er ſie einholen wolle wie ſeine Geliebte und Braut. Letzteres war Florentin von großer Wichtigkeit: es war nicht zu berechnen, wie lange noch Françoiſe mit dem Aufenthalte in der Abtei ſich begnügen werde, ſie fragte täglich, ob König Franz nicht bald komme, und es wäre ihm ſehr mißlich geweſen, ſie noch einmal gegen ihren Willen zurück zu halten. Doch hätte er um keinen Preis geſchehn laſſen mögen, was gewiß in Kurzem geſchehn wäre: daß ſie ſich allein nach Paris begeben hätte. Als ſchlauer Handelsmann wußte er, wie ſehr dadurch ihre anſpruchsvolle Stellung erniedrigt worden wäre.

Um Prion's aufrichtige Vermittelung blieb er unbeſorgt: eine ſo einfache romantiſche Neigung war leicht auszurechnen in ihren Wendungen. Sie traf zuſammen mit Prion's Hingebung für den König und

mit der Hoffnungslosigkeit in Betreff Françoisens. Florentin war geübt genug, dem jungen Seigneur überzeugend darzustellen, daß der Gräfin Liebe zu König Franz über alle Vorstellung und Schranken gehe, nur in Erfüllung dieser Liebe habe er Aussicht, die Gräfin jemals wieder zu sehn, und nur jenseits der Erfüllung dieser Liebe habe er Seitens der Gräfin eine freundliche Beachtung seiner eignen Anhänglichkeit zu erwarten.

Chabot de Brion benahm sich denn auch, wie Florentin erwartet: er hatte keinen ausgebildeten Plan, als ihn der König nach Fontainebleau rufen ließ und zum ersten Male wieder dringend um die Gräfin befragte, aber er liebte den König, er wollte Françoisens Glück, er war noch ziemlich unverdorben und wahr, die Fragen des Königs selbst rissen ihn fort, er sagte die Wahrheit, und wirkte damit um so tiefer auf den König, je zögernder und unwillkührlicher er sie sagte, je mehr er selbst erschrak vor den lichterloh ausbrechenden Flammen der königlichen Passion.

In der Abtei trieben unterdessen Françoisens entschiedene Hingebung an ihr Ideal und eine Woche

ipäter zwei Ereigniſſe das Verhältniß nach dem nämlichen Ziele: ein reitender Bote brachte nämlich einerſeits einen Brief an die Gräfin Chateaubriant, und die alte Gräfin von Foix andrerſeits folgte zum erſten Male einer überwältigenden mütterlichen Regung, und ſtieg von ihrem Schloſſe hinab zur Abtei, um ihre Tochter wiederzuſehn.

Es war ein lieblicher Vormittag, die Luft wehte warm von einem leicht bedeckten Himmel, den die durchſchimmernde Sonne jeden Augenblick durchbrechen zu wollen ſchien; vom St. Sauveur herab rauſchten die Waſſer geſchmolzenen Schnees in zahlreichen Kaskaden. Gräfin Françoiſe in leichtem weißen Kleide ſaß am offenen Fenſter, und ſah nach der Wieſe hinab, auf welche einige Rehe herausgetreten waren, die erſten Grasſpitzen des Frühlings aufzuſuchen. Da ward ihr durch Margot ein Brief überreicht. Er lautete folgendermaaßen:

„Es iſt eine Bitte der Verzweiflung, Madame, die ſich hiermit an Sie wendet. Sie allein in ganz Frankreich können uns helfen, denn auf Ihr Fürwort allein wird der König uns erhören. Mein

Vater, Johann von Poitiers, Graf von St. Vallier iſt unſeligerweiſe in den Aufſtand des Connetable von Bourbon verwickelt worden, und der harte Kanzler Duprat hat ihm ein Todesurtheil ſprechen laſſen. Alle Bitten meines Gemahls, meiner Verwandten und zahlreicher Pairs des Reichs ſind abgeprallt an dem ehernen Willen des Königs, er verweigert den Gnadenſpruch, er will meinen Vater hinrichten laſſen, meinen Vater! Denken Sie meine Qual, meine Verzweiflung. Die Herzogin von Angoulême hat mein Flehen zurückgewieſen, die Herzogin von Alençon hat umſonſt ihren Bruder gebeten, es giebt keinen Menſchen in Frankreich, der uns retten könnte als Sie, denn der König liebt nur Sie. Retten Sie uns, ſolche That der Barmherzigkeit wird Ihre Liebe ſegnen.

Diana de Vreze."

Und Françoiſe ſchrieb auf der Stelle zwei Zeilen an den König, er möge einer liebenden Tochter den Vater ſchenken, und ſchrieb dieſer Tochter, ſie möge dieſe Zeilen dem Könige überreichen. Eben war ſie damit fertig, und hatte Margot die zuſammen gefal-

ten Papiere für den Boten gegeben, als die Thür aufging, und die Gräfin von Foix mit Chimenen eintrat. Françoiſe, einen Augenblick von übler Erinnerung und von dem Gedanken erregt, daß die Mutter, die harte Urſache ihrer Krankheit, nicht ein einziges Mal zu ihrem Schmerzenslager gekommen ſei, im nächſten Augenblicke aber von einem Reſte kindlicher Neigung und von dem Strome der Stimmung, welchen der Brief über ſie gebracht, überwältigt, ging ihr entgegen, hielt ihr die Hand hin, und ſprach: Du willſt Dich mit mir verſöhnen, Mutter, und ich danke Dir dafür!

Solche Worte aus dem Selbſtgefühl eines Glücks entſprungen, welches alle Frage und Unterſuchung ſtolz hinter ſich geworfen, waren nur geeignet, die ſanftere Regung der alten Gräfin auf der Stelle wieder zu vernichten. Indeſſen blieb ſie doch der wohlwollenden Abſicht ihres Beſuches noch ſo weit eingedenk, daß ſie nur erwiderte: „Dich verſöhnen? Eine Mutter vergiebt, wenn ſie ihr verirrtes Kind beſtraft ſieht.“

Was haſt Du mir zu vergeben?

„Françoiſe!“

Du haſt mich mit liebloſen Worten an den Boden und in ſchwere Krankheit geworfen —

„Dein Gewiſſen hat Dich dahin geworfen!“

Mein Gewiſſen? Ja, es war verwirrt, weil alle Welt ſo heftig und ſo verſchieden in mich hinein ſprach. Jetzt iſt es ruhig; laſſen wir die Vergangenheit abgethan ſein.

„Wohl Dir, wenn Dir die Prüfung ſo wohl gediehen iſt, ich hoffe, Du wirſt nun auch thatſächlich Dein Leben in's alte Gleis der Ordnung bringen; ich habe einen reitenden Boten unten gehört, der die Sprache des Nordens redet; ich freue mich, wenn er vom Schloß Chateaubriant kommt, und Du im Begriff ſteheſt, Verzeihung Deines Gemahls und Frieden mit ihm zu erhalten.“

Er kommt nicht vom Schloſſe Chateaubriant, und ich habe nicht die Verzeihung eines Mannes zu ſuchen, der mich gemißhandelt hat, und den ich nicht liebe —

„Françoiſe!“

Der Bote kommt aus der Normandie vom Schloſſe

des Seneſchal de Brezé, deſſen Tochter mein Fürwort beim Könige für ihren zum Tode verurtheilten Vater in Anſpruch nimmt.

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich habe ihn gebeten, der unglücklichen Tochter das Leben des Vaters zu ſchenken —

„Was haſt Du mit dem Könige zu thun?“

Ich liebe den König, und der König liebt mich.

„Iſt das — Deine Beſſerung?“

Ich befinde mich wohl.

„Du biſt von Sinnen! Die entfernteſte Berührung mußt Du vermeiden, den Namen nicht mehr ausſprechen, Deinen Namen nicht mehr vor ihm ausſprechen laſſen, wenn Du geneſen willſt!“

Ich bin nicht krank, Mutter!

„Schweig, Du redeſt und handelſt kindiſch, und es that Noth, daß ich herabſtieg, um für Dich zu handeln. Heute noch kannſt Du in's Schloß hinaufziehn, damit ich ſichrer für Dich ſorgen kann — hat der Bote ſchon Antwort?“

Er hat Antwort.

„Eile hinunter, Chimene, und fordre ſie zurück, ich werde Antwort ſchreiben!“

Nicht doch, der Brief war an mich, und von mir wird die Antwort erwartet.

„Eile Chimene, eh' es zu ſpät wird, Deine Antwort iſt thöricht! Es iſt zu antworten, daß die Gräfin Chateaubriant mit dem Könige von Frankreich nichts zu ſchaffen habe und nichts zu ſchaffen haben wolle“ —

Das wäre die Unwahrheit, Mutter — bleibt, Fräulein von Infantado!

„Die Unwahrheit?!“

Ich habe Dir ja geſagt, daß ich den König liebe und daß er mich liebt —

„Sprich ſolche frevelnde Worte nicht mit ſo herausfordernder Gleichgültigkeit, wenn Du denn noch nicht das Schamgefühl haſt, ſie zu verbergen. Wenigſtens iſt die Zeit vorüber, daß ſolche verbrecheriſche Neigung durch Worte oder Verkehr genährt werde —“

Sie iſt nicht verbrecheriſch dieſe Neigung, und ſie wird im Gegentheile jetzt erſt offen —

„Nicht mehr verbrecheriſch? Iſt die Königin begraben? Graf Chateaubriant todt?“

Für mich iſt er todt. Du verſtehſt mich nicht, Mutter, ſprechen wir von andern Dingen.

„Wehe Dir, wenn Du bei Sinnen biſt, und ich Dich verſtehe! Wehe Dir, wenn —“

Hier wurde die alte Gräfin unterbrochen durch ihren Haushofmeiſter Guernard, welcher eintrat und berichtete: Es ſei eine unmittelbare Geſandtſchaft des Königs von Frankreich im Schloſſe von Foix angekommen, und wünſche der Gräfin von Foix vorgeſtellt zu werden. — Die alte Gräfin — ihrer Tochter, wie ſie glaubte, auch ſpäter noch ſicher — wendete ſich nach der Thür, und man ſah in dieſem durch Rede und Plan zum erſten Male belebten bleichen Antlitze eine Abfertigung der königlichen Geſandtſchaft aufſteigen, wie ſie Vonnivet ſicher nicht erwartet hatte. Vonnivet nämlich ſtand an der Spitze jener Geſandtſchaft. Ehe die alte Dame indeß bis auf den Kreuzgang hinaus kam, trat ſchon wieder eine neue Botſchaft in's Zimmer, und zwar gebracht durch Florentin ſelber: Ein Abgeſandter des Königs von Frank-

reich bitte um Gehör bei der Frau Gräfin Françoise von Chateaubriant —

Er werde abgewiesen auf der Stelle! rief die Gräfin von Foix, an der Thür sich umwendend — und ich begreife Euch nicht, Priester Florentin, daß Ihr da noch ein Ankündigen erbeht, wo nur —

In einer Viertelstunde, Frau Gräfin von Foix, werd' ich auf Schloß Foix Euch meine Rechtfertigung vorlegen; handelt nicht eilig mit der Gesandtschaft des Königs, denn Euer Sohn Lautrec, der eben an mich geschrieben, bittet Euch dringend, dem Könige dankbaren und freundlichen Sinn zu zeigen, wie ihm der König seit Monaten einen freundlichen Sinn zeige, obwohl er ihm das schönste Heer und schönste Land nicht ohne Schuld verloren.

Mein Sohn Lautrec möge sorgen, daß er keiner Gunst mehr bedürfe — ich erwarte, Priester, daß Du hier die Thüren schließest, und mir auf dem Fuße folgest.

Dies sagend schritt sie den Kreuzgang hinauf, und sah mit Erstaunen, daß dieser Vorderhof der Abtei von den Klosterknechten geschmückt wurde, als bereite

ſich eins der großen Kirchenfeſte vor. Schwere Teppiche hingen bereits von den Gallerieen der Kreuzgänge, mit Baumzweigen wurde der Boden belegt, das große Eingangsthor war geöffnet, und von ihm aus über den erſten Hof bis zur marmornen Freitreppe, welche nach dem Kapitelſaale der Abtei im Mittelgebäude führte, und die Freitreppe ſelbſt hinauf lag ein Fußteppich, als ob der Erzbiſchof erwartet würde. Ja hinter den großen Fenſterthüren des Kapitelſaales, welche auf die Freitreppe und den Vorderhof gingen, glaubte ſie den Abt ſelbſt in großem Ornate einherſchreiten zu ſehn mit einem weltlich gekleideten Manne, den ſie nicht erkennen konnte hinter dem vorſchreitenden ſtattlichen Leibe des Abtes. Es befiel die alte taxfre Frau eine ihr ungewöhnliche Angſt, die Angſt des Alters, die Angſt der Unzulänglichkeit für geheimnißvolle Angriffe, welche undeutlich, unkenntlich für altersſchwache Kräfte von allen Seiten auf ſie eindrängen; ſie hatte keine klare Vorſtellung von dem was drohte, ſie empfand nur bis in's Innerſte die Drohung, und ſie war zu ſtolz und zu eilig, um bei Nebenperſonen nach den Urſachen ſolcher

Vorbereitung zu fragen. Ein Vorgefühl ſagte ihr, als Herrin des Landes werde ſie auf ihrem Schloſſe den officiellen Zuſammenhang erfahren, und als Herrin befehlend darüber entſcheiden müſſen.

Aber auch Florentin fühlte ſich gedrängt und übereilt, und zwar durch die Gräfin von Foix, von welcher er ſtörenden Einſpruch befürchtete in das, was ſich vorbereitete, einen Einſpruch, den er beſchwichtigen zu können hoffte durch perſönliche Ueberredung. Deshalb ſprach er nur mit halben und eiligen Worten zu Françoiſe: daß des Königs Vollmacht eingetroffen ſei, und daß ſie die kontraktliche Form derſelben ohne beſondere Prüfung hinnehmen dürfe, weil er ſelbſt den Inhalt genau vorher erwogen und ausbedungen habe. Françoiſe verſtand nichts von alle dem, als daß der König ſende, und daß die Vollendung ihres Schickſals nahe ſei. Florentin, der ein liebendes Weib am Ende doch nur nach gemeinen Verhältniſſen berechnete, weil ſein Herz oder ſeine Erfahrung nichts Höheres kannte, Florentin konnte nicht vorausſehn, daß er all ſeine Vorſorge und all ſeine Eroberung für das weltliche Wohlergehn Françoiſens

auf's Spiel ſetze, wenn er nicht zugegen und thätig oder im Nothfalle hinderlich ſei bei Ueberreichung des ſo mühſam vorbereiteten Kontrakts. Er hielt ſich alſo nicht auf, ſondern eilte nach dem Schloſſe, wo er ſeine Nähe für die ſtörrige alte Dame nöthiger glaubte. So verließ er Françoiſe in dem Augenblicke, da der Abt bei ihr eintrat, um ſie abzuholen nach dem Kapitelſaale. Denn dort ſollte ihr die Botſchaft des Königs überreicht werden.

Chabot de Prion und einige Ritter des Königs harrten ihrer dort, und der erſtere, dem eine leichte Melancholie Auge und Stirn zu verſchleiern ſchien, näherte ſich ihr unter ehrerbietigeren Formen, als dies früher geſchehen war, und entledigte ſich unter einer gewiſſen Feierlichkeit des Auftrages, mit welchem ihn der König betraut habe. Es hielt die Rede, welche er vortrug, und welche genau vorgeſchrieben zu ſein ſchien, mit großer Feinheit die Mitte zwiſchen einer formellen Brautwerbung und einer ſchmeichelhaften Einladung, an's Hoflager des Königs zurückzukehren, des Königs — und dies war unumwunden ausgeſprochen — der ſie liebe, und der ihr die Ehren zu

erweiſen wünſche, welche ſein Herz und ihr hoher Werth ihn drängten, der Dame ſeines Herzens und der ſchönſten wie begabteſten Frau des Königreichs zu erweiſen. Dies Dokument — ſetzte er hinzu, indem er ihr eine zuſammengefaltete Schrift überreichte — ſichert Euch, gnädigſte Frau, die Zukunft auch für den unwahrſcheinlichen Fall, daß weltliche oder kirchliche Hinderniſſe ſich unüberſteiglich zeigen ſollten.

Françoiſe entfaltete das Papier und las. Eine hohe Röthe ſtieg auf ihr Antlitz, und als ſie kaum die Hälfte der Schrift durchflogen, ſah ſie davon auf, und rief:

Wer hat die Schrift verfaßt?

Eure beſten Freunde, erwiderte haſtig der Abt, der die ſichtbare Unzufriedenheit der Dame einer Urſache zuſchrieb, welche der wirklichen Urſache ganz entgegengeſetzt war — und Ihr möget ſicher ſein, daß alle möglichen Wechſelfälle der irdiſchen Welt und Gunſt darin zu Eurem Vortheile reiflich vorgeſehn und bedacht ſind.

Dann bin ich ſehr zu beklagen, daß meine beſten Freunde ſo unwürdig für mich geſorgt. Aber ich

habe Gott sei Dank einen Freund, der alle überragt: es ist der König; zwischen ihm und mir bedarf's keines Vertrags über die Sorgen meiner sonstigen Freunde, und ich genieße bereits einer Gunst und eines Vortheils, die keines Vertrags bedarf: ich liebe den König!'

Bei diesen Worten faßte sie das Dokument mit beiden Händen, und ehe der Abt, dessen schweres Verständniß nicht zeitig genug den Ausgang vorhersah, ihr mit einem Schreckensrufe in den Arm fallen konnte, hatte sie die Schrift zerrissen.

In diesem entscheidenden Augenblicke wurde aber auch alle Aufmerksamkeit von außen her in Anspruch genommen: die Glocken der Abtei erklangen mit einem Male allesammt, und ein volles Trompetengeschmetter drang durch den Haupteingang der Abtei, einem gewölbten Thore, welches den geöffneten Glasthüren des Kapitelsaales gerade gegenüber lag. Alle Blicke richteten sich dahin, und man sah eine Schaar Trabanten in den Hof einreiten, welche auf hohen Pferden die Trompeten bliesen, daß es in dem von offenen Kreuzgängen eingeschlossenen Hofe schallte wie

der Ruf zum jüngſten Gerichte. Ihnen folgten Herolde mit himmelblauen Wappenröcken, von denen die goldnen Lilien blitzten, und hinter den Herolden hoch auf ſchwarzem Roſſe erſchien blühenden Anſehns und prächtiger Miene der König Franz, dem ſo viel ſtattliche Reiter folgten, daß der Hof, bis an die Freitreppe mit berittenen Roſſen erfüllt, ſie nicht faſſen konnte. Françoiſe ſah ahnungsvoll von der Mitte des Saales hinab, als die blaſenden Trabanten erſchienen, und bemerkte es nicht, daß durch alle Thüren des Kapitelſaales die Prälaten eintraten und rings den Raum erfüllten einfarbig aber prächtig mit ihren violetten Talaren, ſie ſah aber mit ſteigender Spannung die Herolde mit den wohlbekannten Wappenzeichen einreiten, ſie erzitterte vor Freude, als, nachdem ſich dieſe Vorreiter ſeitwärts an den Bogen der Kreuzgänge geordnet, das glänzende ſchwarze Roß im Übergewölbe ſichtbar wurde — er iſt's! er iſt's! mein König François! rief ſie jubelnd und eilte bis an die Glasthüren der Freitreppe. Dort blieb ſie einen Augenblick bebend, wie überwältigt von Freude ſtehen; der König ſah ſie, er winkte ihr mit beiden

Händen, ſprang vom Roſſe und eilte die Treppe herauf. Sie aber, hingegeben an Glück und Freude, breitete die Arme aus, flog ihm entgegen und ſank vor Aller Augen auf dem Balkon der Treppe in ſeine Arme. Die Trompeten ſchmetterten, die Glocken läuteten, und die zahlreichen Begleiter, welche hinter dem Könige einritten, ſchwenkten ihre Barets und riefen fröhliche Worte dazu. Sogar Jacques, der Rabe, welcher auf dem Kreuzgang-Bogen des erſten Stocks geſeſſen, und durch den plötzlichen Lärm aufgeſtört war, flog kreiſend über den Reitern und dem ſchönen Paare im Hofe umher, und ſchrie heftiger als jemals „François! François!“

Der König führte Françoiſe in den Saal, und machte dem ſich zum Reden anſchickenden Abte eine freundliche Handbewegung, die entweder ausdrückte, es ſei die Förmlichkeit nicht nöthig, oder er möge warten, bis der Lärm ſich gelegt. Der Abt, einigermaßen in ſeiner Faſſung geſtört dadurch, folgte dem eintretenden Paare auf dem Fuße, und bemerkte, daß der König gerade den Pergamentſtücken zuſchritt, welche am Boden lagen, und welche Ordnung und Sauber-

keit des Raumes beleidigten. Er machte alſo eine Anſtrengung, dem Paare voraus zu kommen, und die Zehen zu beſeitigen. Dies ging nicht von ſtatten, ohne daß der König, welcher die Verſammlung der Prälaten grüßte, es bemerkt hätte, und ſich ein Wenig niederbeugend zu dem mühſam beſchäftigten Abte fragte er denn haſtig „Was iſt?“ Ehe aber der Abt ſo viel Haltung und Athem gewinnen konnte, ausführlich zu antworten und die entgegen geſtreckten Pergamentſtreifen zu erklären, hatte Françoiſe ſchon den König auf ihre Seite gezogen, und es war von der Freitreppe herauf Bonnivet in größter Haſt und ſehr erhitzt eingetreten, und hatte dem König leiſe, aber lebhaft etwas mitgetheilt. Dieſe Mittheilung ſchloß mit den Worten: zögert nicht, Sire, da kommt der Zelter!

Dies war das Pferd, welches Françoiſe mit dem Könige hinwegführen ſollte: kaum aber hatte er ſie darauf gehoben und mit einem leichten Purpurmantel, der auf dem Pferde bereit gelegen, ihre Geſtalt von der Hüfte an eingehüllt, ſo erſchien, wie Bonnivet voraus verkündigt, die alte Gräfin von Foix.

In jäher Haſt ſchritt ſie auf dem Teppich über den Hof der Abtei und richtete ihren Gang gerad' auf den König los. Dieſer ſtieg eben an der Freitreppe auf ſein Pferd — Halt, rief die Gräfin, und trat auf die erſten Stufen der Treppe, als wollte ſie ſo hoch ſein wie er, und ſtreckte den langen magern Arm nach ihm aus, als wollte ſie ihn greifen und halten — hierher ſieh, Franz von Valois, und gieb Rechenſchaft —

Bonnivet, welcher dies vorher geſehn, war unmittelbar vom Könige zu den Trabanten geeilt, und hatte ihnen befohlen, zu blaſen Fanfare auf Fanfare, daß kein menſchlicher Ton hörbar bliebe auf dem Hofe der Abtei. Bei jenen Worten der alten Gräfin ſetzten ſie dies in's Werk, und umſonſt erhob nun die alte Frau ihre Stimme aus Leibeskräften, man ſah nur mit Entſetzen, daß ſie ſprach, und ahnete, daß es ein Fluch ſein möge gegen ihr Kind und gegen den König, die unbekümmert darum unter dem ſchmetternden Trompetenſchalle hinausritten aus der Abtei.

Als ihre Geſtalten unter dem Thorwege verſchwanden, ſtürzte die alte Gräfin auf der Freitreppe

zu Boden vom Schlage gerührt um Zorn, Unmacht und Verzweiflung. Die Glocken läuteten ununterbrochen weiter, und hörten erſt auf, als der königliche Zug über die Arriégebrücke gezogen, und jenſeits derſelben hinter der Höhe verſchwunden war. Als man ſchon keinen Reiter mehr erblicken konnte, da ſah man noch den Raben, welcher hoch in der Luft den Zug begleitete.

Gräfin Chateaubriant.

Zweiter Band.

(Lincke)

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

Zweiter Band.

Linde

Leipzig,
Verlag und Druck von B. G. Teubner.
1843.

45/1109

9.

Im Sommer 1524 hatte ein ſchweres Gewitter das Schloß Chateaubriant rundum eingehüllt wie in einen ſchwarzen Mantel. Es war gegen Abend, und die dichten, tief herabhängenden Wolken brachten eine graue Finſterniß hervor, die viel unheimlicher wirkte, als die Finſterniß der Nacht. Der Donner grollte ununterbrochen rings um das Schloß, und einzelne heftige Schläge, von breiten Blitzen begleitet, zeigten an, es ſtehe ein furchtbarer Ausbruch des Wetters unmittelbar bevor, um ſo furchtbarer, da kein Tropfen Regen die Wolken erleichterte.

In alſo drohender Stunde ſaß der Graf Chateaubriant in dem alten Thurmſchloſſe, welches durch die früher beſchriebene ſchmale Brücke mit dem neuen Schloſſe verbunden war. Dieſe Brücke führte unmittelbar in das Mittelgeſchoß des Thurms, welches

einen einzigen Saal bildete, und die Thür an der Brücke war der einzig gangbare Eintritt zu diesem jetzt so düsteren Raume. In früherer Zeit war eine der Brückenpforte gegenüberliegende Thür der Ein- und Ausgang dieses Saales gewesen und hatte einige Stufen abwärts zu niedrigen Gebäuden geführt, welche sich von der Westseite an den Thurm anlehnten. Aber seit Erbauung des neuen Schlosses hatte man diese Gebäude, mit Ausnahme der Ställe, verfallen lassen und die Thür war vermauert worden. Der Thurm selbst bestand aus drei Etagen, welche immer durch verkleidete Treppen von geschwärztem Eichenholze mit einander verbunden waren. Fallthüren am Gipfel dieser Treppen schieden oder verbanden, je nachdem man sie öffnete oder schloß, die drei Stockwerke. Das unterste, etwa zehn Ellen über dem Wasserspiegel der Ebène, welche den Thurm von der Ost- und Nordseite bespülte, war das düsterste, denn es hatte nur kleine Fenster und diese waren mit Eisenstäben vergittert. Graf Chateaubriant hatte es zu seinem Schlafzimmer erwählt, seit die Gräfin ihn verlassen hatte. Das neue, schöne Schloß war ihm von da an ver-

leidet und das Thurmzimmer im Mittelſtocke war ſeit der Zeit ſein Wohnzimmer geworden. Im dritten Stocke hatte er ſein einziges Kind, die kleine Conſtance mit Louiſon, welche damals von Blois nach Chateaubriant heimgekehrt war, als die Gräfin ſich nach den Pyrenäen begeben hatte, wohnhaft eingerichtet. Er wollte das Kind nicht nur vor jeder möglichen Entführung Seitens der Mutter, welche es zu wiederholten Malen verlangt hatte, ſicher ſtellen, ſondern er wollte es auch in ſeiner unmittelbaren Nähe wiſſen, denn er liebte es ſehr. Louiſon war ihm durch die damalige Rückkehr aus Blois und durch ihre Aeußerungen nach der Rückkehr werth geworden. Er wußte nicht, daß ſie der Gräfin viel mehr anhing als ihm, und daß ſie bei der Heimkehr nur darum ſtrenges Urtheil über die Gräfin geäußert hatte, um den Grafen und die Nähe des Kindes zu gewinnen. Aber obwohl er dieß und ihre Abſicht, bei erſter guter Gelegenheit das Kind der Mutter zuzuführen, nicht kannte, ſo hielt er doch an der Vorſicht feſt, ſie und Conſtance nicht ohne ſeine Begleitung aus dem Thurme zu laſſen. Wenn er allein hinausging, ſo ſchloß er

ſtets die Brückenpforte, und vertraute den Schlüſſel nur dann, wenn er eine längere Abweſenheit vorhatte, einem erprobten Diener. In den erſten Monaten verließ er den Thurm gar nicht, weil ihn die Untreue Baptiſte's mißtrauiſch gemacht hatte gegen Jedermann. Erſt als Baptiſte zurückgekehrt war — denn er hatte ſich in Foir dem königlichen Zuge und ſeiner Herrin wieder angeſchloſſen und hatte es von Fontainebleau aus auf Gefahr ſeines Lebens, ſeiner Herrin zu Liebe und zur Vereinigung mit Louiſon gewagt, ſich auf Chateaubriant einzuſtellen — erſt als dieſer verwegene Schritt Baptiſte's ihn über Dienertreue wieder in etwas beruhigt hatte, vertraute er einem alten Diener, deſſen Vorfahren den Chateaubriant's gedient, ſo weit man ſich der Chateaubriant's erinnerte, den Schlüſſel zur Brückenpforte für den Fall, daß er über Nacht ausbleiben könnte. Unglücklicher Graf! Eine einfache, beſchränkte Dame hätte ihm all das Glück eines Ehelebens bieten können, deſſen er bedürftig war. Die Vorzüge Françoiſens, vollkommen überflüſſig für ihn, ſtürzten ihn nicht nur in eheliches Unglück, ſondern verwirrten ihm auch alle übrigen

Grundbedingungen eines gesicherten Lebens. Er hielt es nicht für möglich, daß dieser Baptiste durch die Heimkehr sein Leben einsetzen könne für etwas anderes als für die das Gewissen bestimmende Dienerpflicht, er glaubte den Versicherungen des alten Lebensgenossen, daß er es für Schuldigkeit eines Chateaubriant'schen Dieners gehalten, die Gräfin Chateaubriant nicht mutterseelen allein in der Fremde zu lassen, und daß er bei ihr geblieben sei, weil sie gesagt, der Herr habe es befohlen. Erst in Fontainebleau sei er unsicher geworden, denn dort habe er zum ersten Male gehört, die Frau Gräfin wolle gar nicht mehr Gräfin Chateaubriant heißen, und da habe er sich ein Herz gefaßt, heimzureiten und bei seinem Herrn anzufragen, wie er sich zu verhalten habe. Graf Chateaubriant glaubte diesen Versicherungen auch darum, weil er Baptiste immer brav und besonders immer einfach, keiner besonderen Klugheit fähig gesehen hatte, er glaubte ihm und ließ ihm nur die ordinäre Peitschenstrafe, die Strafe für eine alltägige Ungeschicklichkeit zukommen, — aber er war in seiner Herrensicherheit doch erschüttert durch das Betragen dieses Dieners

Kurz, der arme Graf fühlte ſich überall in Rand und Band des Lebens gelockert, und er muß deshalb nachſichtiger beurtheilt werden, wenn er im Verlauf der Dinge immer grimmiger und übergreifender ſich geberdet.

Er ſaß während des grollenden Wetters im Mittelſaale des Thurmes und ſpielte mit den Locken ſeiner Tochter, die ſich ihm auf den Knieen ſchaukelte und ſich immer enger an ihn ſchmiegte, in je tieferes Dunkel der weite, öde Raum gehüllt wurde, von deſſen dicken Wänden lebensgroße, äußerſt gröblich gemalte Bildniſſe der verſtorbenen Grafen Chateaubriant geſpenſtiſch herabſtarrten. Der Stammvater des Hauſes beſonders, welcher dem Stuhle des Grafen gegenüber hing und wahrſcheinlich nur nach der Phantaſie der genealogiſchen Vollſtändigkeit zu Liebe gemalt war, hatte bei der dunklen, gewitterhaften Beleuchtung ein entſetzliches Anſehn durch ein Paar Augen, welche wie Räder rund aus der Höhe herabſtarrten.

Dieſer Mann, welcher ſich an ſeinem Kinde letzen wollte, aber offenbar zerſtreut und mit ſeinen Gedanken anderswo beſchäftigt war, mochte ſehr unglück-

lich ſein. Wer mag entſcheiden was am ſchmerzhafteſten in ihm fraß! Ob der eigenthümliche Grad von Neigung, welchen er doch für ſeine ſchöne Frau gehegt und welcher ſich verworfen ſah; ob der beleidigte Mannesſtolz, der ſich bei öffentlicher Weibesuntreue rieſengroß und ſchmerzhaft in dem Manne zu erheben pflegt; ob der Stolz des Edelmannes, der ſeine Hausehre preisgegeben ſah? Wenn alles das zuſammen ihn peinigte, jetzt war eine ſehnſüchtige Wehmuth vorherrſchend: ſein trauriges Auge drückte den Wunſch aus, der Gattin vergeben, ſie wieder aufnehmen, ihr ein Loos bereiten zu können, welches ſanfter und lieblicher wäre, als ſie es vor der Entfernung vom Schloſſe Chateaubriant erfahren hatte.

Da öffnete Gillover, der eisgraue Diener des Hauſes, welchem der Graf die beſondere Wacht des Thurmes übertragen hatte, die Brückenpforte und ließ einen Fremden eintreten, der höflich grüßend auf den Grafen zuſchritt. Dieſer erkannte in dem beſtaubten, übrigens fein gekleideten Manne, ſchmalen, geſunden Angeſichtes erſt am Tone der Stimme ſeinen Freund Brezé, den Seneſchal der Normandie. „Wißt Ihr, was in der

Welt vorgeht?" fragte dieſer nach den erſten Begrüßungen.

Nichts weiß ich ſeit faſt einem halben Jahre, erwiderte der Graf. Seit drei Monaten peinigt mich eine Melancholie, die Gott weiß woher kommt, und die mich daheim gehalten hat in dieſem Zimmer, fern von jedem Edelmanne, den ich hätte fragen können nach der Welt. Und was vorher geſchehen war, hatte ſeinen Weg noch nicht gefunden in die ſtille Bretagne. Erzählt mir, wenn's was Tröſtliches iſt, und verſchweigt mir das Schlimme, ich bin jetzt kläglich wie ein Weib für alle ſchreckhaften Eindrücke.

„Tröſtlich iſt's freilich nicht, Leidensgenoſſe." Leidensgenoſſe? Iſt Diana von Brezé — „Wir ſprechen ſpäter von den Weibern!" Iſt Euer Schwiegervater frei oder todt?

„Weder frei noch todt. Davon ſpäter! Glück hat's nirgends gegeben, auch für Frankreich nicht. Vielleicht erfreut's Euch aber doch, daß unſer Aller Freund Bonnivet die Schuld trägt am neuen Landesunglücke, und Lautrec's Scharte ausgewetzt hat durch größere Scharte. Der König, den Gott erleuchten

möge über ſeine Lieblinge alltäglicher Herkunft, hatte ihn dieſes Frühjahr an die Spitze der neu errichteten Armee von Italien geſtellt, und Bonnivet hat dieſe neue Armee wie ein Schüler verloren. Nicht etwa in einer tapfern Schlacht, nein, auf Rückzügen und Rückzügen, und an der Seſia hat er die Blume unſerer Ritterſchaft dem Verderben ausgeſetzt" —

Bayart?

„Bayart ſelbſt, der Ritter ohne Furcht und Tadel, lebt nicht mehr. Nachdem er wie ein Löwe den über den Fluß nachdringenden Feind eine Zeitlang aufgehalten, hat ihm die Steinkugel einer Büchſe den Rückgrat zerſchmettert. Jeſus, mein Gott, ich bin todt! hat er gerufen, hat das Kreuz ſeines Degens geküßt und ſich unter einen Baum ſetzen laſſen, das Antlitz gegen den Feind zugekehrt, denn auch im Tode ſollte der Feind ſeinen Rücken nicht ſehen. Und Bourbon iſt der erſte geweſen, der in der Begierde Bonnivet zu ſahen, bis an den Baum gekommen iſt. Ach Herr von Bayart, hat er ausgerufen, wie jammert's mich, Euch ſo zu ſehen, Ihr, der ihr ein ſo muſterhafter Ritter wart! — Mein Herr, hat Bayart er-

mirert, über mich iſt nicht zu jammern, denn ich ſterbe in Ehren, aber mich jammert Eurer, den ich fechten ſehe gegen ſeinen Fürſten, gegen ſein Vaterland und gegen ſeinen Schwur! — So iſt er geſtorben unter den Wehklagen der Feinde Frankreichs, die ihn liebten wie wir ob ſeiner Tugenden."

Es ſterben alle Tugenden in dieſem Lande, Vrezé!

„O es iſt eine grenzenloſe Klage über das ganze Land ausgebrochen, als man Herrn Bayart's Leiche über die Alpen gebracht hat in ſeine Heimath, das Dauphiné. Einen Monat lang iſt jegliches Spiel und jeder heitere Zeitvertreib von ſelbſt unterblieben, und alle Welt ſagt, es bedeute dieſer Tod dem Lande ſchweres Unheil."

Er bedeutet, was ſchon iſt: die Rittertugend geht zu Grabe, des Königs Laune erhebt ſich über Brauch und Geſetz, und die Emporkömmlinge, die Menſchen der Gunſt, ſtrecken ihre ſchmutzigen Hände aus über die Seigneurs des Landes. Und Ihr ſpracht mir noch in Blois von einem großen Frankreich, das ſich bilden werde! Ein Frankreich der Avantüriers, ein Schattenſpiel weniger Jahre!

„Leider ſcheint Ihr Recht zu behalten; Bourbon iſt mit den Spaniern und Italienern durch die Corniche herab über den Var gegangen, in die Provence eingedrungen und geht gerades Weges auf Lyon. Dort, fürchtet man, werden alle Seigneurs aus Bourbonnais, Auvergne, Forez, ſelbſt Languedoc ihm zufallen, und die Mehrzahl des Adels aus den übrigen Provinzen wird ihm förderlich ſein zum Sturze des Königs, dem Bonnivet das letzte und einzige Heer verloren. So ſoll der Plan, um deß willen Bourbon flüchtig geworden, mit reißender Schnelligkeit ſich verwirklichen und Frankreich getheilt werden unter England, Spanien und Bourbon. Wir im Norden kämen an England" — .

Und dieſe Nachrichten nennt Ihr nicht tröſtlich, de Brezé? rief Chateaubriant und ſprang vom Seſſel auf.

„Nein, Chateaubriant."

Willkommen ſei mir der Tag der Rache gegen dieſen frechen Valois!

„Vielleicht bedarf ich in Kurzem der Rache eben ſo gegen ihn, und dennoch" —

Was iſt mit Diana von Brezé?

„Sie iſt wie Françoiſe von Chateaubriant gegen meinen Willen nach Fontainebleau gereiſ't."

Auch vernarrt in den Mann mit der großen Naſe? Sie wird mir zu meiner Frau verhelfen, und eine Dritte wird dann die Eure wieder nach der Normandie bringen, denn der Sultan von Frankreich liebt zum Troſte für die Seigneurs den Wechſel!

„Ich hoffe, Ihr übertreibt. Diana will ihren Vater befreien, der noch immer unter dem aufgehobenen Schwerte im Louvrethurme ſchmachtet. Das Fürwort der Gräfin Chateaubriant hat ihm die Strafe aufgeſchoben, aber nicht aufgehoben."

Kluger Valois, der gewußt hat, mit der Gnade einträglichen Handel zu treiben; ſo hat er doch für die ſchöne Diana auch noch einen Preis!

„Um dies zu verhindern will ich ſelbſt an den Hof, und da dort die Umſtände ſo peinlich geworden ſind, hab' ich Euch vorſchlagen wollen, mich zu begleiten."

Ich, nach Fontainebleau —?

„Hört mich zu Ende. Die Noth dort iſt nicht

allein um des vordringenden Bourbon halber groß, es drängen noch andere Ereigniſſe; die Königin Claude liegt in den letzten Zügen."

Todt?!

„So gut wie todt. Den Phantaſieen des Königs iſt nichts mehr im Wege, und da ein Kampf auf Leben und Tod bevorſteht, in welchem der König ſelbſt das Schwert ziehen muß, ſo könnt Ihr ermeſſen, wie die üblen Rathgeber der Gräfin, die Budé und Florentin und Conſorten, den König mit Zumuthungen beſtürmen. Er ſoll ſie, da eine Scheidung jetzt ſchwer zu erlangen iſt, ſo lange der Pabſt mit dem Spanier verbündet bleibt, zur Regentin des Reichs ernennen während ſeiner Abweſenheit, ſolcherweiſe voraus verkündigend, was ſich ereignen werde nach Erlangung des Scheideconſenſes und nach Verlauf des Trauerjahres. Ihr ſeht, nach dem Tode der Königin ſteht Alles auf dem Spiele, und jetzt oder nie muß gehandelt werden, wenn Ihr Euer Weib nicht für immer aufgeben wollt. Und mich dünkt, Eurem Charakter nach müſſe es Euch widerwärtiger

ſein, ſie als Königin von Frankreich denn als reuige Gräfin Chateaubriant zu ſehen.“

So iſt's. O, Brezé, ich ſchäme mich meiner Schwäche, ich liebe mein Weib noch, auch da ſie ſich und mich entehrt hat, und mein Herz iſt ſo ſchwach, daß es noch immer auf ein dürftiges, wenn auch ein ganz dürftiges Familienglück hoffen will; — es iſt ſchmachvoll!

„Wir brauchen unſere Weiber für's Haus und für die Ehre, wir können nicht gegen das Schickſal.“

Nein, Brezé, ich werde meiner Herr werden, ich habe mir eine Grenze geſteckt, ich habe mir geſchworen und ich wiederhole dieſen Schwur bei Gottes Blitzen, die meine Ahnenbilder beleuchten: wenn mein Weib noch einmal die Hand zurückweiſ't, die ich ihr noch einmal biete, dann laß ich Gericht halten über ſie, wie die Bretonen gethan in grauer Vorzeit gegen die Ehebrecherinnen, und laſſe ſie tödten von der Hand meiner Knechte, ſo mir Gott helfe!

Es war unterdeß immer finſterer geworden, und bei den letzten Worten Chateaubriants krachte Donner und Blitz zuſammen über dem Schloſſe, daß alles

Bewegliche erbebte und die kleine Conſtance ſchreiend ſich an den Vater klammerte, der ſelbſt todtenbleich geworden war. Denn vor ſeinen Augen hatte ſich im grellen Lichte des Blitzes das Bild des älteſten Ahnherrn an der Wand bewegt und es ſtürzte jetzt praſſelnd vor ihm auf den Boden. In demſelben Augenblicke öffnete Gillover die Brückenpforte und führte im Scheine einer Kienfackel Baptiſte in's Gemach. Baptiſte trug einen Brief in der Hand und überreichte ihn dem Grafen mit den Worten: Gnädigſter Herr Graf, es iſt nicht meine Schuld, daß die Frau Gräfin heimlicherweiſe dieſen Brief an mich ſendet, hier iſt er —

Der Graf riß ihn auf, ohne auf das Siegel zu achten. Er enthielt die Nachricht, daß die alte Gräfin Foix geſtorben ſei, und Baptiſte um jeden Preis die kleine Conſtance nach Schloß Foix bringen und Margot übergeben möge, die deſſen gewärtig ſei.

Das ungestörte Glück hat keine Geschichte. Was wäre zu sagen über die ersten Monate, welche Franz und Françoise im Schatten von Fontainebleau neben einander verlebten! König Franz besaß die überaus beglückende Fähigkeit in hohem Grade, die Fähigkeit, ganz und gar und lediglich einem einzigen Interesse zu leben und zu dienen, und die ganze übrige Welt darüber hintanzusetzen. Er dachte nicht daran, daß es ein Ende nehmen würde, obwohl er schon so oft erfahren, daß seine stärksten Neigungen ein Ende genommen hatten; er dachte nicht daran, weil sein Naturel sich der Energie bewußt war, auch am Ende eines Interesses neue Lebensreize zu schaffen. Und Françoise dachte noch weniger daran; sie war eben das poetische Weib, welches keine halben Verhältnisse eingehen kann, und welches, einmal entschlossen und hingebend, rückhaltlos sich hingiebt, keine andere Grenze vor Augen sehend als den Tod. Je lebhafter sie gekämpft für Pflicht und Sitte, desto völliger hatte sich die Leidenschaft ihrer bemächtigt, da der Gedankenkampf für Pflicht und Sitte ihr verwirrt worden und Pflicht und Sitte unterlegen war, da ferner ihr Kör-

per durch die Nervenkrankheit eine Wendung erlebt hatte, welcher Florentins Umarmung unvertilgbar eingeprägt blieb. Denn auch die Sinne haben ihr hartnäckig Gedächtniß.

So ward sie in Fontainebleau, wohin der König sie von der Genofeven-Abtei führte, die freie, rückhaltlose Gefährtin des Königs, und ihr Betragen gegen alle Umgebung und die ganze übrige Welt erlitt demgemäß eine völlige Umwandlung. Sie war nicht mehr schüchtern und bescheiden, denn ihrem Sinne nach stahl sie keineswegs die hohe und mächtige Stellung, nein, diese Stellung und Macht kam ihr zu durch das höchste Recht der Erde, durch die Liebe.

Louise von Angoulême, des Königs Mutter, empfand dies natürlich zuerst und empfand es mit dem größten Widerwillen, und ward zuerst die Feindin Françoisens, dieser hochmüthigen Kreatur, wie Louise sie nannte, dieser verstellungskundigen Schlange, welche mit Sanftheit und Unschuld kokettirt habe und sich jetzt geberde wie eine geborene Königin. War doch sogar Duprat in den ersten Monaten schwankhaft gewesen, ob er nicht besser thäte, sich dieser aufgeben-

den Sonne anzuſchließen, ſtatt ihr, wie Louiſe von Angoulême ſtürmiſch verlangte, Schatten werfend entgegenzutreten. Françoiſe nämlich, welcher auch die Verwandten Semblançay's bittweiſe genaht waren, wie politiſches Unglück an jede neue Macht ſich klammert, Françoiſe hatte dieſen wie der Diana von Brezé ihre Hilfe verſprochen und war dadurch ſogleich auf den Boden Duprat's gerathen. Duprat, die kühne Logik der Liebe nicht begreifend, ſuchte hinter dem königlich ſicheren Auftreten der Gräfin irgend ein anderes geheimnißvolles Verhältniß der Sicherheit, und zögerte deshalb mit dem Widerſtande. So geſchah es, daß er dem Könige nicht nachdrücklich abrieth von irgend einer Milde für St. Vallier und Semblançay, ſondern daß er, um der Gräfin gefällig zu ſein, Aufſchub des Gerichtes und Erleichterung der Haft zuläſſig fand. Dadurch ward aber auch die Feindſchaft der Angoulême gegen Françoiſe zur unerbittlichen Schlacht geſteigert, denn ihr Duprat abwenden hieß, ihr die Hauptſtütze entziehen, und Semblançay retten hieß, ihren frechen Betrug an's Tageslicht fördern.

Nach dieſer Seite alſo ward die Gräfin ſogleich om Aeußerſten bedroht, denn es konnte der Herzogin on Angoulême nicht ſchwer werden, Duprat zu er- weiſen, daß die Zuverſichtlichkeit der Gräfin nichts weiter ſei als Mangel an Erfahrung und die Un- erſchämtheit einer Günſtlingsnatur. Die politiſchen Verhältniſſe kamen dieſem Erweiſe zu Hilfe. Duprat mußte einſehen, daß der König, ringsum von Spanien, Deutſchland und England bedroht, unmöglich ſo un- politiſch ſein könne, im Falle einer Wiederverheira- thung allem politiſchen Vortheile zu entſagen und eine unmächtige Gräfin des eigenen Landes zu ehelichen, die er bereits ohne eheliche Verpflichtung bei ſich habe. Iſt denn mein Sohn, ſetzte ſie hinzu, von bürgerlicher Art, daß er des Reichs und des anmuthigen Wechſels vergeſſen könne? Iſt denn etwa bisher die bürger- liche Treue ſein Fehler geweſen? Wählt raſch, Du- prat, oder ich überhebe Euch der Wahl, indem ich Euch vernichte. Ich kann einen Theil meiner bedenk- lichen Handlungen meinem Sohne eingeſtehen, er iſt mein Sohn und vergiebt mir, aber was dabei auf Eure Rechnung zum Vorſchein kommt, das vergiebt

er nimmermehr einem Manne, dem er ohnedies nicht zugethan iſt.

Dieſe Logik war entſcheidend für Duprat, und die Gräfin war demnach noch nicht zwei Monate in Fontainebleau, als dieſes gefährliche Paar bereits mit aller Kraft an ihrem Sturze arbeitete. Florio, der noch am Degenſtiche Chateaubriant's ſiechte und deshalb ſeinen Herrn nicht zum Feldzuge nach Italien begleitet hatte, ward unverzüglich nach Mailand geſendet. Auf Bonnivet konnte ſich die Herzogin verlaſſen; im Herzen leer und gleichgültig wie der Stutzer aller Zeiten hatte er für keine Regung Gedächtniß. Ob ihm die ſchöne Gräfin Chateaubriant jemals gefallen oder nicht gefallen, ob ſie ihn erhört oder nicht erhört, das kam nicht in Betracht. Oder doch! Ein ganz kleiner Stachel zur Feindſchaft war dem eitlen Manne doch im Sinne hängen geblieben, daß dieſe Dame, welche er entdeckt und um welche er ſich bemüht hatte, ſtets gleichgültig, ja hochfahrend gegen ihn verharrt war. Dies machte ihn doppelt geſchickt zu der Aufgabe, die übrigens ganz in ſeine Günſtlingsrolle paßte. Wäre der König beſtändig und treu

geweſen, ſo hätte der Günſtling am meiſten darunter gelitten. Er lebte vom Launenwechſel des Herrn; je mehr er Bedürfniſſe im Könige erwecken konnte, deſto mehr Gelegenheit fand er, ſich thätig und nothwendig für deren Befriedigung zu erweiſen, und je thätiger und nothwendiger er ſich erwies, deſto reichlicher belohnte ihn der König. Bonnivet, dem der eiferſüchtige Adel die Fähigkeit abſprach, eine Armee zu führen, war ganz gewiß der Mann, eine dem Geſchmacke des Königs gefährliche Schönheit in Italien zu entdecken. Und dies verlangte die Herzogin von ihm. Ganz anders verfuhr ſie in Betreff Brion's, deſſen Neigung zur Gräfin ihr wohlbekannt war. Die alltägliche Intrigue würde getrachtet haben, dieſe Neigung zu nähren und zu irgend einem Ausbruche zu treiben, welcher die Gräfin in Verlegenheit bringen und den König eiferſüchtig machen könne. Die Herzogin Louiſe verſtand die Intrigue beſſer: ſie wußte ſehr wohl, daß Eiferſucht die Pein iſt, welche das Leben der Neigung am ſicherſten friſtet. Ihr Plan war auf eine ganz entgegengeſetzte Anſchauung gebaut: Brion wurde zum Heere nach Italien geſendet. So verlor die Gräfin

nicht nur einen Freund und Beſchützer, ſondern, was der Herzogin von viel größerer Wichtigkeit war, einen Bewunderer. Sie kannte ihren Sohn auf und nieder; nicht dadurch, daß man ihm eine Sache ſtreitig machte, verleidete man ſie ihm, ſondern dadurch, daß man die Sache werthlos und wohlfeil darſtellte. Das durfte nicht unmittelbar geſchehen, aber ſie konnte dafür ſorgen, daß ihr Sohn überall, wo von den Vorzügen der Gräfin die Rede war, nur jenes gefällige Zuſtimmen ſah, welches dem Gebieter gar bald verräth, man lobe nur mit, weil er ſelber lobe. Raſche, künſtleriſche Menſchen ſind aber auf den Beifall der Umgebung geſtellt, dieſer Beifall iſt ihnen die zum Leben, das heißt zum Genuſſe nöthige Atmoſphäre, und ſolche Menſchen werden ſtets eine Neigung in ſich erblaſſen ſehen, welche Niemand beneidet, ja die Neigung wird ihnen mehr und mehr entſchwinden, je deutlicher ſie erkennen, daß Niemand ihren Geſchmack theilt.

Die Herzogin ſorgte dafür, daß ihr Sohn dies an ſich erfahre, und ſtimmte alle Hofleute auf Töne, die in dieſen Accord ausgingen, wie man eine Laute

ſtimmt. Es ſollte keineswegs ein Ton wie der andere klingen. Die ſchwierigſte Aufgabe hatte ſie bei ihrer Tochter, welche weder hier noch ſonſt wo lebhafte Partei nahm, welche aber der Gräfin herzlich zugethan blieb; denn ſie verſtand das Herz und den Werth Françoiſens. Nach einigen Verſuchen kam auch die Herzogin Louiſe zu der Ueberzeugung, ſie dringe hier nicht gerade aus zum Ziele, und es müſſe ein Umweg verſucht werden, um das Urtheil Margarethens, das weniger beſtechlich war als irgend eines, und das den größten Werth für den König hatte, verdächtig zu machen. Sie ſprach alſo ihrem Sohne von dem übeln Einfluſſe, welchen die ketzeriſchen Grundſätze auf Margarethe gewönnen; es brächten ſie dieſe Grundſätze mehr und mehr um den großen Blick, welcher fürſtlichen Perſonen zieme, ja ſie wäre bereits ſo in kleinbürgerlicher Moralität befangen, daß ſie blos deshalb noch immer an der ſo zu ihrem Nachtheil veränderten Chateaubriant hielte, weil ſie dieſelbe ihm zugeführt. Sie ſei Schuld, pflege ſie zu ſagen, daß dieſe Frau ihr häusliches Glück geopfert habe, und müſſe nun zeitlebens für ſie ſorgen.

Dieſe Wendung war doppelt gefährlich. Franz war von Natur undankbar für veraltete Dienſte, und hier wurde er an Dankbarkeit für Liebe erinnert! Daß Françoiſe rettungslos unglücklich ſein würde, wenn ſie ſeine Neigung verlöre, daß ſie alſo ganz und gar und nur auf ſeine Neigung angewieſen ſei, das war ihm eine unangenehme Gedankenfolge. Sie müßte dich alſo ſchon um ihrer ſelbſt willen lieben! war ſeine nächſte Idee; vſui doch, ſo umarmt man das Waſſer mit aller Kraft, um ſich oben zu erhalten und nicht zu ertrinken!

Herzogin Louiſe blieb bei dieſen Vorbereitungen nicht ſtehen, ſie wußte, daß ſie noch zwei Hauptſtützen der Gräfin zu erſchüttern hatte: Budé und Florentin, den ſchönen Prieſter, welchem bald nach Françoiſens Abreiſe von Foix die erwartete Beförderung nicht entgangen und der als reich dotirter Prälat nach Paris gekommen war. Mit irgend einer Verdächtigung der Gräfin bei Budé durchzudringen, das erwartete ſie nicht, denn ſie empfand ſehr wohl, daß dieſer einfache und unbefleckte Charakter außerhalb ſolcher Kreiſe lag. Aber eben die Gewiſſenhaftigkeit, welche ihn für

ſolche Zwecke unnahbar machte, konnte benutzt werden gegen ihn und gegen die Gräfin; denn was könnte nicht durch geſchickte Zuthat und Wendung zu Gift gemacht werden in dieſer Welt! Wenn Budé veranlaßt wurde, immer und immer wieder den König an ſeine Eheverheißung zu mahnen, ſo machte er ſicher recht bald ſich, die Verheißung und die Gräfin, welcher die Verheißung gewidmet worden, dem Könige läſtig. Ferner mußte Budé tugendhafter Weiſe vor dem Beichtvater Françoiſens, vor dieſem klugen Florentin, gewarnt werden, damit er ſeinerſeits ſeinen Schützling, die Gräfin, warne vor dieſem bedenklichen Menſchen. Jedenfalls wurde dadurch wenigſtens Mißtrauen geſäet, und die Gräfin mußte von ihren unter einander entzweiten Freunden widerſtreitende Rathſchläge und irgend welches Unheil ärnten. Florentin, Anhänger der beſtehenden Kirche, war bereits ein natürlicher Gegner des ketzeriſch geneigten Budé; in dieſer Richtung mußte die Gegnerſchaft geſchürt, und damit ſie nachdrücklicher würde, Florentin, der zugänglichere, zu höherer Stellung befördert werden. Wenn Florentin wußte, woher ihm die Beförderung

käme und ferner kommen könne, so durfte sich die Herzogin von diesem Verräther dauernder Dienste versehen. Weil er klug war, sollte er jetzt von der Gegnerin bestochen werden, und eben weil er klug sei, meinte die Herzogin, würde er wol bald zu wählen wissen zwischen der Freundschaft mit einer Heldin vorübergehender Königsliebschaft und der Freundschaft mit der dauernd mächtigen Mutter des Königs. Daß er nebenher ein schöner Mann sei, übersah die Herzogin Louise auch nicht.

So viel Fäden nach allen Richtungen wurden gelegt und geknüpft, um nach einiger Zeit die harmlos in Liebe dahinlebende Françoise festzufangen in lauter Situationen und Verhältnissen, die ihr des Königs Gunst entziehen mußten. Da aber dies Alles Zeit brauchte und die Herzogin von den Aerzten die bestimmte Versicherung erhielt, das lange Siechthum der Königin Claude im Hôtel des Tournelles zu Paris nahe schleunigem Ende, nach dem Hintritte der Königin aber von der jetzt so leidenschaftlichen Neigung des Königs ein voreiliger für die Zukunft verpflichtender Schritt zum Vortheile der Gräfin zu befürch-

ten ſtand, ſo mußten außer dieſen ſicheren, aber langſamen Mitteln ſogleich einige raſche Streiche verſucht werden. Der erſte fiel mit dem Auftrage Bonnivet's zuſammen und war auf des Königs Reizbarkeit in Betreff eines ſchönen Weibes berechnet, der zweite betraf die Sicherheit der Herzogin ſelbſt in Betreff des Semblançay'ſchen Proceſſes. Wurde dieſer bis über den Tod der Königin hinaus verzögert, ſo konnte die ſchon ſo deutlich an den Tag gelegte für Semblançay günſtige Einmiſchung der Gräfin verderblich werden in einem Augenblicke, wo der König des einzigen äußerlichen Hinderniſſes einer förmlichen Erhebung der Gräfin ledig wurde. Die Herzogin ſchickte alſo auf der Stelle Duprat, den ſie nach Fontainebleau berufen hatte, um ihn zur entſchiedenen Partinehmung zu beſtimmen, nach Paris zurück, indem ſie als thatſächliche Probe ſeiner dauernden Anhänglichkeit von ihm verlangte: binnen drei Tagen müſſe Semblançay's Verurtheilung in ihren Händen ſein, um durch ſie und durch ſie allein dem Könige zur Beſtätigung vorgelegt zu werden.

Ferner ſchickte ſie einen Boten nach der Ver-

mandte. Er trug einen Brief an Diana von Brezé, die ſie vorigen Sommer in Blois, da ihr Sohn nichts ſah als die widerſtrebende Françoiſe, geſehen und ſehr ſchön gefunden hatte. Dieſer Brief verſicherte Diana des lebhafteſten Mitgefühls Seitens der Herzogin für das bevorſtehende Schickſal des gefangenen Grafen St. Vallier, und beklagte es, daß Diana ihr Gnadengeſuch für den Vater durch die Gräfin Chateaubriant an den König gebracht habe. Dieſe ſei von Glück und Zerſtreuung berauſcht und habe der Angelegenheit ſchwerlich die nöthige Theilnahme gewidmet. Diana möge unverzüglich nach Fontainebleau kommen, am beſten ohne Vorwiſſen ihres Gemahls, und bei ihr, der Herzogin, abtreten. Die Herzogin werde dann zu günſtiger Stunde, und nachdem der König paſſend vorbereitet ſei, ihr Anliegen, und, wenn nicht Alles trüge, die Begnadigung des Vaters verſchaffen.

Jean von Poitiers Graf von St. Vallier hatte kein beſonderes Intereſſe für die Herzogin: es war ihr alſo einerlei, ob er am Leben bliebe, wenn mit dieſer Bitte um ſein Leben ihr ſonſtwie gedient werden konnte.

Alle dem hatte Françoiſe nichts entgegenzuſtellen als ihre Liebenswürdigkeit und ihre Liebe! Freilich die zwei mächtigſten Waffen, aber doch nur mächtig regelmäßigen Naturen gegenüber. König Franz war auch in der Liebe eine völlig unregelmäßige Natur; geliebt zu werden ſchmeichelte ihm allerdings, wie jeder menſchlichen Natur, aber er war ein verwöhnter König und hatte ſein Naturel zu ſehr an Undankbarkeit gewöhnt, als daß Françoiſe aus Liebe zu ihm auf irgend eine ihm ungewöhnliche Milde hätte rechnen dürfen. Was aber die Macht ihrer Liebenswürdigkeit betraf, ſo hing dieſe ganz davon ab, daß Françoiſe all jener feindſeligen Abſichten gegen ihr Liebesverhältniß nicht gewahr wurde, daß ſie überhaupt in Allem, was von äußeren Intereſſen den König mit berühren konnte, völlig unbefangen blieb. War dies nicht der Fall, zeigte ſie ſich geſtört oder nur betroffen, ſo gewann ſie nicht nur nicht, — wie dies zwiſchen gleichmäßig Liebenden eintritt, — für ihren Geliebten an erhöhter Lebenstheilnahme, weil ihr eigen Lebensglück bedroht erſchien, ſondern ſie verlor für Franz den höchſten Reiz, den Reiz der Uneigennützig-

keit, oder, wenn man es ſo ausdrücken darf, der Unperſönlichkeit. Es ſtörte ſeine Illuſion, es war dieſem bis in die unſichtbaren Faſern ausgebildeten Egoismus läſtig, wenn die Geliebte auch außer ihm noch Sorgen haben könne, obenein Sorgen, welche bei Gelegenheit ſeine eigene Aufmerkſamkeit und Hilfe in Anſpruch nehmen möchten.

Dies darf nicht dahin mißverſtanden werden, als ob er nicht bereit geweſen wäre, der Dame ſeines Herzens zarte und beglückende Aufmerkſamkeit zu widmen; im Gegentheile zeigte ſich ſein königlich-ritterliches Weſen verſchwenderiſch darin, und er ſchenkte wie ein Gott. Aber er mußte es ſchenken können, es mußte ihm nicht der leiſeſte Anſpruch von der anderen Seite ſichtbar werden; er ſchenkte mit Freuden eine Krone, aber es verſtimmte ihn, die Sorge auch nur für einer Stecknadel Werth unter der Form moraliſcher Verpflichtung auf ſich zu nehmen.

Françoiſe war im geraden Gegenſatze hierzu Hingebung und Aufopferung ſelbſt in allen Gedanken der Liebe; es war ihr Seele der Liebe, in Allem, aber in Allem, auch in Sorge und Leid, ja ganz beſon-

vers in Sorge und Leid dem Geliebten einverleibt und — wenn dies Wort geſtattet würde — eingeſeelt zu ſein. Es war vorauszuſehen, daß ihre poetiſche Unbefangenheit auch im Geliebten ſolche Stimmung vorausſetzen würde, und daß juſt dieſe liebenswürdige Vorausſetzung über Kurz oder Lang dem Könige einen unangenehmen Eindruck herbeiführen möchte.

So lag alſo auch in ihrer Liebe und Liebenswürdigkeit, welche allein ſie ſchützen ſollten, neue Gefahr für ſie, und dieſe Gefahr trat zuerſt in's Werk. Der König hatte ihr an einem der letzten Juniabende angekündigt, er werde am nächſten Morgen nach Paris reiſen, und es wäre ihm angenehm, wenn ſie ihn begleitete. Der drückend warmen Jahreszeit wegen ſollte die Reiſe auf der Seine gemacht werden. „Du ſollſt mich erheitern, Françoiſe, — ſetzte er hinzu, — es dringen von allen Seiten ungünſtige Nachrichten auf mich ein, und der Gang nach Paris iſt mir ohnedies ein ſchwerer. Die Auflöſung Claude's iſt nahe bevorſtehend, und ich habe die peinliche Aufgabe, ein Weſen, das ich hochſchätze, noch einmal zu ſehen.

Es wird mir gar zu übel ausgelegt, wenn ich mich dieſer Form entziehe, und man hat Recht, auf Erfüllung einer ſolchen Lebensform zu beſtehen. Aber peinlich iſt ſie mir im höchſten Grade, denn die von der Krankheit zerſtörte Frau iſt kaum noch ein Schatten von dem, was ich an ihr geehrt habe, und wir wollen uns auch das Gebot der Form ſogleich zu einem anregenden Lebensacte ausbilden, wir wollen, nachdem ich den kurzen Beſuch erledigt, nach St. Denys hinüberreiten zu Jean Juſte, der noch am Grabe Ludwigs beſchäftigt iſt. Ich will den Eindruck des Sterbebettes zu Vorſtellungen über ein Grabmal Claude's benutzen, damit wir den Plan dafür ſogleich mit Jean Juſte feſtſtellen können. Du magſt bei Vincennes an's Land ſteigen, damit Du dort die Kleider wechſeln und Dich zu Pferde ſetzen kannſt. Reiteſt Du dann langſam durch die Stadt, ſo hole ich Dich bald hinter Paris wieder ein."

Françoiſe hatte von dieſer Mittheilung lauter üble Eindrücke. Sie hatte bisher immer, ſo weit es anging, eben der Königin Claude wegen Paris vermieden, ſie fand es unſchicklich für ihre Stellung, gerade jetzt

am bevorſtehenden Todesaugenblicke mit dem Könige hinzugehen, und den König gewiſſermaßen nur auf eine Viertelſtunde zu beurlauben für eine ſo heilige Pflicht! Noch mehr: des Königs alſo an den Tag gelegte Geſinnung für eine Gattin, welche ihm ſo lange treu und ergeben und auch werth geweſen war, dieſe erſchrecklich gleichgültige, ja liebloſe Geſinnung fiel ihr wie ein beängſtigender Nebel auf das Herz. Nicht daß ſie dabei ſogleich an ihre eigene Zukunft, welche ſich hierin ſpiegeln könne, gedacht hätte: ach nein, ſie war noch zu hingebend in Liebe, um ihres eigenen Vortheils oder Nachtheils eingedenk zu ſein. Aber die Liebe hat einen weiten Horizont um ſich und dieſer Horizont iſt rein und ſchön, und jede Wolke, welche aufſteigt, ſei es auch noch ſo weit ab, iſt ihr augenblicklich ſichtbar und bedrohlich, auch wenn dieſe Wolke niemals mit Regen und Sturm heraufſteigen könnte. Daß Franz ſo denken und empfinden, oder vielmehr ſo gedankenlos und unempfindlich ſein könne, war für Françoiſe die Wolke, und ſie erlaubte ſich zum erſten Male mit ſanften Worten anderer Meinung zu ſein als er, und abzurathen von ſeinen Anordnungen.

König Franz war nicht eben eigenſinnig; er ließ ſich leicht beſtimmen, wenn er ſelbſt noch keine ausgebildete Abſicht hatte; hatte er aber eine ſolche, ſo war ſie ihm feſt und werth, wie eine Skizze dem Maler, wie das Modell dem Bildner, und der Vorſchlag zur Aenderung, der nicht von ſeinem Standpunkte ausging, war ihm verdrießlich. Er wurde bei ſolcher Gelegenheit ganz König und Herr, und mit einer kurzen, ſchneidenden Handbewegung wurde jeder abweichende Vorſchlag zerſchnitten. Françoiſe beſtand länger, als der guten Laune des Königs vortheilhaft war, auf der Idee, ihm das Unpaſſende einleuchtend zu machen und ihn dadurch von den Planen abzuwenden. So ſah ſie zum erſten Male, wie ſich die hohe Stirn des Königs über der ſchmalen, vorſpringenden Naſe in eine Falte zuſammenzog, welche dem Ausdrucke des Geſichts eine bedrohliche Schärfe verlieh. O ruhi doch, François! rief ſie, und der weibliche Genius, welcher ſich mit dem glücklichſten Talente an äußerliche Erſcheinungen heftet, half ihr über die entſtehende erſte Entzweiung hinweg, ruhi doch François! das entſtellt ja Dein ſchönes Antlitz wie ein

Säbelhieb. Ei ei! ich ſehe Du kannſt gar keinen Widerſpruch ertragen, auch nicht den der Liebe.

Gute Françoiſe, das Leben iſt viel breiter und geſchäftiger, als die Liebe glaubt; in allen Winkeln harren die Anſprüche! Wenn ich auf Viertelſtunden beſchränkt bin für ernſte Pflicht, ſo ſieht die Liebe nur auf die kurze Spanne Zeit, welche ich zu vergeben habe; wodurch aber die Spanne Zeit bedingt iſt, das ſieht ſie nicht. Ich fürchte, es wird ſchlimmer kommen! Was jetzt dem Tode gegenüber geſchieht, das kann gar bald auch dem Leben gegenüber eintreten; wenn die Nachrichten vom Heere in Italien ſo fortfahren, wie ſie heut begonnen haben, ſo wird der trübe Morgen unerwartet da ſein, an welchem mir kaum eine Viertelſtunde übrig ſein wird zum Abſchiede für Dich. —

O nein, Franz, Du wirſt nicht von mir Abſchied nehmen, wenn Du in den Krieg ziehſt; Du weißt, ich daure zwei, drei, ja wohl auch mehr Tage hinter einander zu Pferde aus; Du nimmſt mich mit nach Italien, Du zeigſt mir Mailand und Bologna, viel-

leicht gar Rom, wo Raphael noch vor Kurzem gemalt hat —.

Nein, liebe Françoiſe, das geht nicht. —

Oh!

Es geht nicht, ſo lange der Krieg dauert. Was man thut, thue man ganz. Schwert und Kuß hinter einander, nicht neben einander, und wenn der Kuß ſich hinzudrängt, ſo ſei er ein gedankenloſer und flüchtiger, wie er dem Weibe erprobter Neigung nicht gebührt. Laß Dir von Vadé erzählen, wie der tapfre Antonius, ſeine Cleopatra mit in die Seeſchlacht führend, daran zu Grunde ging. Nein, in Fontainebleau ſollſt Du mich erwarten, wenn mich die Trommete ruft, und über die Alpen ſollſt Du erſt reiten, wenn ich geſiegt habe und gen Rom ziehe, Raphael's Wandgemälde zu betrachten.

Das wird eine traurige Zeit ſein, wenn Du nicht da biſt! Ach Deine Mutter, die ich gern lieben möchte, ſieht mich mit unfreundlichem Auge an! —

Halte Dich an meine Schweſter, die iſt Dir hold! Klage nicht, Françoiſe, Weinerlichkeit verdirbt dem Weibe die Schönheit, dem Manne den Muth!

Nein, ich will nicht klagen, Franz, mit Dir habe ich auch immer Muth, aus Deinen Augen leuchtet er mir, aus Deinen Geberden fliegt er mir entgegen. Aber was bin ich ohne Dich? Hilf mir darum zu einem Troſte! Ich habe geſtern erfahren, daß meine Mutter endlich ganz dem Schlage in der Genoſſenabtei erlegen, daß ſie geſtorben iſt, ohne mich geſegnet zu haben. Sie hat mich mißhandelt, aber ſie that es wohl aus Liebe; ſie war meine Mutter und ihr Daſein war doch immer für mich ein Troſt, wenn auch ein ſchauerlicher. Ich wußte doch, daß Jemand in der Welt ſei, dem ich zur Strafe angehörte, wenn ich dich überlebte. —

Ich ſterbe früher denn Du, Françoiſe, und langes Leben iſt auch ein Unglück, wenn man nicht einen zähen Leib hat wie die Eiche des Waldes. Den habe ich nicht, leider nicht! Es lauert ein feines Gift in irgend einem verborgenen Winkel meines Blutes und mahnt mich zuweilen in ſtillen Nächten mit den Schauern der Ohnmacht. Dies treibt mich dann zu einer Haſt und Ungeduld, welche ich ſelbſt verwünſche, die ich aber nicht überwinden kann. Vergieb mir,

wenn Du — und Du wirſt es zumeiſt, denn Dich allein liebe ich und verletze ich deshalb am tiefſten — wenn Du oft jählings betroffen wirſt von dieſer Haſt meines Weſens. Es iſt dieſe Haſt der krampfhafte Verſuch meines von Hauſe aus ſo geſunden Naturells, den fremden Krankheitsſtoff auszuſcheiden und zu zerſtören. Ach, der Verſuch gelingt nicht! Es kauert ſich der feindliche Dämon zu unſichtbarer und ungreifbarer Kleinheit zuſammen, ſo lange ich tobe, und wenn mein Toben erſchöpft iſt, da erhebt er ſich wieder langſam, aber mit entſetzlicher Sicherheit. — Du erſchrickſt davor, gute Françoiſe, Du wirſt blaß! Beruhige Dich! Ich übertreibe, weil ich nicht den kleinſten Krankheitsſtoff vertragen kann, weil ich eine kindiſche Furcht habe vor dauernden Schmerzen, vor ſiechender Unmacht. Ich weiß es, daß ich übertreibe, faſſe Muth, Françoiſe, es wird vorübergehen, und große Erſchütterungen, die mir wahrſcheinlich nahe ſind, wie ein Kampf um Krone und Leben, werden mich über dieſe Bagatellen hinausbringen. Was biſt Du ſchön, Françoiſe! Deine Schultern und Arme ſind voll geworden, ſeit Du in Fontainebleau, Dein

Haar ſtrahlt täglich größeren Glanz, Deine Lippen ſchwellen täglich ſchöner und Dein großes Auge, immer noch unſchuldig, zeigt doch in ſeinem aufſteigenden Feuer, daß es immer kundiger geworden ſei der ſüßen Liebe!

Es freut ſich, daß Du mich ſchön findeſt! O Gott, welch ein Glück iſt Schönheit! Man wohnt in einem goldenen, überall harmoniſchen Palaſte, und jede Bewegung unſeres Leibes wird uns ſelbſt ein Reiz!

An einem mondhellen Abende ward dies geſprochen. Franz und Françoiſe kamen luſtwandelnd aus dem Waldgarten über jene Teraſſe herauf, wo im Vorfrühlinge der König die Kukkuksrufe gezählt hatte. Fünf Marmorſtufen von der Teraſſe aufwärts begann, ſieben Bogenfenſter breit, die erſte und ſchönſte Gallerie, welche der König in Fontainebleau angelegt und nach ſeinem Namen benannt hatte. Dieſe Gallerieen, lange, mit allem Aufwande jeglicher Bildnerei geſchmückte Säle, waren der verſchwenderiſchſte Ausdruck eines wiedergeborenen Kunſtſinnes. Alle wiedererweckte Beziehung auf das claſſiſche Alterthum wurde darin in Gemälden, Statuen und Verzierungen ange-

bracht; von jedem Sims herab, aus jedem Knauf oder Schnörkel des Holzſchneiders entwickelte ſich ein Gedanke an antike Vorſtellungen, ja die zweite große Gallerie, welche der König außer dieſer Franz-Gallerie anlegen ließ, verſinnlichte nur das Leben und die Abenteuer des Homeriſchen Helden Odyſſeus, war eine Verbildlichung der Odyſſee und hieß auch die Gallerie des Ulyſſes.

Eine ſo überreich aufquellende neue Kunſtzeit, welche ſich, wie die Renaiſſance that, einem vergangenen Geſchmacke anſchloß und welche ſo maſſenhaft alle einzelnen Theile hervorbrachte und anbrachte, Thüren und Thore, Treppen und Balkone, Geſimſe und Bogen, Karyatiden und Schnörkel, Chiffern und Wappen, Kreiſe und Flächen, Bilder und Statuen, Farben und Metalle, eine ſolche Kunſtzeit, ſollte man glauben, hätte leicht zur Ueberladung verleitet ſein können, da es ihr doch offenbar an einem ausgebildeten geiſtigen Principe gebrach. Aber das ſpecifiſch ausgebildete Geſchmackstalent ſpottet hier wie anderswo unſerer theoretiſchen Vorausſetzungen. Ihr werdet immer wieder, flüſtert es uns ſpöttiſch zu, einen neuen

Kreis der Nothwendigkeit ausfinden, in welchen ſich alle menſchliche Hervorbringung fügen, von welchem ſie ausgehen müſſe, und das inſtinctmäßig bildende Talent wird doch immer wieder, unbekümmert um euren Nothwendigkeitskreis, ſeine Formen erfinden, und dieſe Formen werden länger dauern in ihrer Vollkommenheit, als eure weiſeſte Theorie dauert. Gott offenbart ſich eben mannigfaltiger, als der nur mit dem Talente des Denkens begabte und vom Talente des Bildens verlaſſene Theoretiker glauben oder doch ſagen mag. Und daß die Talente auf einander neidiſch ſein können, eine Unwürdigkeit, welcher ſie nie und nirgends entgangen ſind, dies iſt ein traurig Zeugniß, wir ſeien in der Menſchengeſchichte noch niemals auf jener Höhe der Anſchauung geweſen, auf welcher alle Arten göttlicher Offenbarung im Menſchen gleich hoch gewürdigt werden.

Oder war es in jener Renaiſſance-Zeit nicht bloß die Kraft der Talente, war es die Jugend und der jugendliche Enthuſiasmus derſelben, welche die übervolle Hervorbringung vor Schwulſt bewahrte? Ach, es iſt ſo leicht, irgend eine neue Erklärung hinzu-

werfen! Und daneben bleibt das Wunder ſtehen, unberührt, unerklärt in ſeiner Seele, das Wunder der Raphael'ſchen Zeit. Mitten aus einer bis zum Tode überreifen, durch bloßes Raffinement überreifen Welt, welche allen Glauben erſchöpft hat, und nur mit einem Aberglauben tändelt, deſſen ſie ſich bewußt iſt, mitten in einer im höchſten Princip bereits aufgelöſten und durch die aufſtehende Reformation am Leben bedrohten Welt erwachen die Künſte in höchſter, noch niemals wieder erreichter Vollendung, mitten in jener principiellen Nichtigkeit malt Raphael mit einer bezaubernden Reinheit des Geſchmackes, mit einem himmliſchen Zauber der Schönheit! Und zwar einer Schönheit, die, züchtig und ſinnlich zugleich, den Mönch und den Lebemann gleichmäßig entzücken kann, als ob Gott ſelbſt ſeine Menſchen gemalt hätte mit dem Reize der Keuſchheit und Sinnlichkeit, welche er beide in ſie gelegt. Woher ward dieſem ſanft leichtſinnigen Künſtler, der lächelnd und genießend unter luſtigen Prälaten Rom's lebte, woher ward ihm die Offenbarung?

Eben ſo tadellos in Geſchmack war des Königs Gallerie, obwohl ſie den weiten Raum bis an die

Decke angefüllt hatte mit Schmuck und Zierde aller Art, mit Wappen und Trophäen, mit Säulenverschlingung und buntem Getäfel. Der Geschmack, den alle Bildung steigert und vervollkommnet, ist ein so ursprünglich Talent, wie das Talent des Denkers und des Zeichners, und König Franz, dem es in hohem Grade eigen war, hätte ohne seine Primatice und Le Nour, und wie sie weiter hießen, Paläste entworfen und Gallerien geschmückt eben so schön, als er es mit ihnen that. Er war darin so fein organisirt, daß er, mit Françoise in die Gallerie eintretend und mit ganz anderen Gedanken beschäftigt, dennoch bemerkte, daß die aus Nußbaumholz geschnitzte, mit Mosaiken versehene Felderdecke Vergoldungen brauchte, um in Harmonie zu sein mit den bunt gefüllten Wänden. Das Mondlicht glitt wie ein Traum auf dem spiegelglatten Estrich des unabsehbaren Raumes dahin und beleuchtete hier einen der brennenden Salamander, des Königs überall angebrachtes Sinnbild, dort einen glänzend aufgeschirrten Elephanten, welcher den Triumph von Marignano ausdrücken sollte. Und unhörbar glitt das schöne Menschenpaar, Franz und Françoise, auf

dem glatten Eſtrich dahin Arm in Arm bis zu einem ſchmalen Wandfelde, welches mit dem Basrelief eines ſchlafenden Nymphs angefüllt war, und vor welchem der König ſtehen blieb. Ein Druck auf die Wand, und das Wandfeld öffnete ſich als Thür, und man ſah in ein erleuchtetes Cabinet, auf deſſen Fläche Semele gemalt war, Semele im Feuer Jupiters vergehend. Da hinein trat das Paar, das Wandfeld ſchloß ſich hinter ihnen, und, aus dem Cabinet einige Stufen niederſteigend, kamen ſie in die ebenfalls erleuchtete Zimmerreihe, welche Françoiſe bewohnte.

Es harmonirte mit ihrem Sinne und mit dem Geſchmacke des Königs, daß ſie, öffentlich überall als Herrin behandelt, geheimnißvoll und entfernt vom Könige wohnte. Denn des Königs Zimmer lagen auf der anderen Seite der Gallerie, und noch geſchieden von dieſer durch Vorzimmer, Treppen und Gänge, und die Thüre, welche der ſchlafende Nymph deckte, war unbekannt.

Das obige Geſpräch verlor ſich bei'm Eintritt in Liebkoſungen, und erſt als der König Abſchied nahm, gedachte Françoiſe wieder der Sorgen, welche die mög-

liche Abreiſe des Königs erregt hatte. Nur eine kurze Zeit war der Liebesrauſch im Stande geweſen, die Sehnſucht nach ihrer Tochter in den Hintergrund zu drängen; jetzt erhob ſich dieſe Sehnſucht in voller Kraft. Ach nicht zu ihrem Heile! Hätte ſie gewußt, daß ein neuer Wendepunkt ihres Lebens nahe bevorſtünde, und daß es für dieſen von größter Wichtigkeit ſei, Alles zu vermeiden, was dem Könige in Bezug zu ihr einen verſtimmenden Eindruck geben könne, ſie hätte geſchwiegen mit der Bitte um Entführung ihres Kindes von Chateaubriant. —

Ach das Kind! erwiderte er, den Kinder als unfertige, immerdar fordernde Weſen gar nicht intereſſirten, und dem das Geſchöpf aus früherer Umarmung ſeiner Geliebten faſt widerwärtig war, — laß es doch aufwachſen, wie es mag! Es wird ſich jetzt von Dir entwöhnt haben, und die Entführung deſſelben von Chateaubriant, ohnedies mit großen Schwierigkeiten verbunden, würde einen Lärm verurſachen, der mir im jetzigen Augenblicke ſehr nachtheilig wäre. Jetzt eben brauche ich die gute Stimmung der Seigneurs. Kinder ſind überall im Wege! Erſt beeinträchtigen

ſie Eure Schönheit, dann Eure Theilnahme, und am Ende erinnern ſie uns gröblich, daß wir alt werden und Platz machen möchten. Wo wollteſt Du denn hin mit dem Geſchöpfe, wenn es dem brutalen Grafen glücklich entriſſen wäre?

„Wohin —?“

Doch nicht hierher nach Fontainebleau? Nicht doch! Solcher familienmäßige Anhang erinnert unangenehm an die Schattenſeite der Liebe, an Sorge und Zukunft — das folgenloſe Geheimniß iſt auf der Stelle zerſtört! Wo das Kind geſehen wird, giebt's ein Verwundern, ein Fragen und Flüſtern und Erzählen! Denke nur an meine Mütter. —

„So will ich's nach Feir bringen, damit ich's zuweilen beſuchen kann.“ —

Beſuchen! Die Lebenspläne kreuzen laſſen für ein ſo kleines, noch unbedeutendes Weſen, — ſchlag Dir's aus dem Sinne, Françoiſe, und ſchlafe wohl!

Zum ersten Male hatte sie mit Thränen des Leides dem Könige gute Nacht gesagt; sie dachte nicht über den Charakterzug nach, welcher sich darin ausdrückte, sie folgerte nicht, sie empfand nicht einmal in voller Stärke die also enthüllte Liebloſigkeit, aber sie empfand Trauer. Sie liebte mit unbedingter Neigung, welche die Eigenschaften des Geliebten wie das Schicksal selbst hinnimmt; es lag ihr der Gedanke unendlich fern, daß es von den Eigenschaften des Geliebten abhängen könne, ob die Neigung Dauer und Berechtigung habe. Eben so felsenfest war aber auch ihr mütterliches Gefühl, und ehe sie am anderen Morgen nach der Seine hinabritt, wo das Fahrzeug sie erwartete, schrieb sie an Baptiste jenen Brief, welchen dieser dem Grafen von Chateaubriant mittheilte.

Leider wurde sie während der Wasserfahrt ihrer traurigen Stimmung nicht so weit Herr, um sie dem Könige zu verbergen. Er war ohnedies nicht guter Laune; der Gang zum Sterbelager, die bedrohte Politik, die Einwendungen, welche ihm Françoise gemacht, und die ihm um so unbequemer waren, je mehr er einen Theil ihrer Richtigkeit anerkennen mußte,

die läſtige Mutterſorge endlich ſeiner Geliebten, die ihr nicht kommen ſollte an ſeiner Seite, Alles das belegte ſeinen Sinn. Niemals noch hätte Françoiſe, um ihm zu gefallen, ihres Antheils an heiterem Naturel ſo ſehr bedurft, als auf dieſem mit bunten Teppichen und Flaggen ausgeſchmückten Schifflein, welches zwanzig Ruderer pfeilſchnell den Strom hinabtrieben, und welches außen ſo luſtig, innen ſo traurig erſchien. Unter einem Baldachin ſaß der König, abgeſondert vom Gefolge, ſeiner Herzdame gegenüber und blickte mit halb geſchloſſenen Augen prüfend auf ſie. Wer ihn kannte, mochte ihm anſehen, daß der Groll, jener alltägliche, das Behagen zerſtörende Umgangsgroll, immer höher und breiter in ihm aufſtieg und bei erſter Gelegenheit ſchneidend hervorzubrechen drohte. Ein fröhlich Lächeln auf dem Geſichte Françoiſens, eine lebensfriſche Bemerkung von ihren Lippen wäre hinreichend geweſen, dieſen Groll auf der Stelle zu zerſtreuen; denn ſo ſehr ihn zuſammengekauerte Traurigkeit an Leuten, die ihm lieb waren, quälte und verſtimmte, ſo ſehr war er der geringſten heiteren Wendung zugänglich. Ja, ſein Weſen, der Heiterkeit

wie der Lebensluft bedürfend, griff oft um jeden Preis nach ſolcher Wendung, weil es ſich gar zu ſehr gedrückt fühlte von trüber Luft des Umganges.

Françoiſe wußte das nicht, und ſie fühlte ſich ihm zu eng verbunden, und war zu natürlich, als daß ſie an eine Koketterie gedacht hätte. So kamen ſie ſchweigſam nach Mélun, an deſſen Häuſern die Seine hinſtrömt. Aergerlich ſah der König, daß Boten und Seigneurs ſeiner harrten, und daß deshalb einen Augenblick angehalten werden müſſe. Während er die überreichten Depeſchen aufriß, traten Budé und Florentin an Bord, eines Blicks vom Könige harrend, damit ſie ihm vortragen könnten, was ſie von Paris auf den Weg nach Fontainebleau getrieben und in Mélun angehalten hatte bei der Kunde, König Franz komme den Waſſerweg herab.

Unglücklicherweiſe benutzte Budé die Pauſe, um der Gräfin zuzuflüſtern, Semblançay's Schickſal ſei auf dem Punkte der Entſcheidung, und zwar einer für den alten ehrlichen Diener lebensgefährlichen Entſcheidung. Budé ſetzte mit leiſem Vorwurfe hinzu, ob ſie denn des unglücklichen Mannes bei'm Könige

vergeſſen habe. Sie hatte das nicht, aber es gab keinen übler gewählten Augenblick, den König in dieſer Angelegenheit anzutreten, als den jetzigen, keinen übleren für die Bitte und für den Bittenden.

Das gute Herz Françoiſens ließ ſie aber keine Rückſicht darauf nehmen, und als Budé und Florentin durch eine Handbewegung des Königs eingeladen waren, in das wieder in Bewegung geſetzte Fahrzeug einzuſteigen, erinnerte ſie mit ſanfter Stimme den König daran, daß er ihr gnädige Rückſicht auf Semblançay's Schickſal verſprochen habe, ſie aber eben von Budé erfahre, er ſei mehr als je in Gefahr. —

„Madame," unterbrach ſie der König, „Ihr habt zu allen Dingen größeres Talent als zur Politik; denn Politik heißt: das Nöthige zu richtiger Zeit thun. Luſtig ſein, wenn Andere luſtig ſind, wird nicht zum Verdienſt angerechnet, verſtimmt ſein, wenn Andere verſtimmt ſind, und Segel wie Steuer gehen laſſen, wie es dem Winde gefällt, das iſt Jedermann erreichbar; in ſolchem Zuſtande aber von dem gelangweilten Nachbar noch eine Rückſicht in Anſpruch nehmen, welche leicht unabſehbare Mißlichkeiten in ſich ſchließen

kann, dieß, Madame, iſt ſo über die gebräuchliche Politik hinaus, daß Ihr ſelbſt unmöglich auf ein Gelingen rechnen könnt."

Ich verſtehe Euch nicht mein König.

„Das wird mir einleuchtend!"

Eure Rede iſt dergeſtalt eingehüllt in Gewänder von Vorausſetzungen und Nebenblicken, daß mir mein ſchweres Verſtändniß ſehr natürlich ſcheint.

— Auf dieſem Wege konnte König Franz zum Aeußerſten getrieben werden. Denn er wollte es ſich ſchon als etwas Beſonderes angerechnet ſehn, daß er ſeinen Unmuth nur in einer verdeckten Rede ausgeſprochen; dieſe Rede nun auch noch richtiger Weiſe unklar nennen zu hören, das brachte ihn zum Zittern vor Unleidlichkeit. Wie wir denn immer da am ungezogenſten werden, wo es zur Hälfte unſere eigene Schuld iſt, daß eine urſprünglich gute Lage ſich in Pein verkehrt hat; aus tiefem Hintergrunde hören wir ſchon die Vorwürfe unſeres Gewiſſens, und, um ſie zu betäuben, entrüſten wir uns ungebührlich. Fehler, die uns ganz fremd ſind, laſſen uns immer kalt. König Franz ſuchte zitternd nach einem all ſeinen Aerger ſatt-

ſam und giftig ausdrückenden Worte für Françoiſe; denn er gehörte zu den jähen Naturen, welche im Zorne nicht nur keinen Unterſchied machen, gegen wen ſich der Zorn ausſchütte, ſondern welche im Gegentheile juſt die ſonſt geliebten Perſonen am Empfindlichſten treffen wollen. Ehe er indeß dies Wort finden konnte, ſprach Florentin, welcher das Gefährliche der Situation vollſtändig überſah, dazwiſchen und leitete den Aerger des Königs auf ſich, oder vielmehr — denn er war von raffinirter Klugheit — auf Budé. Er ſchilderte nämlich mit ſalbungsvoll geiſtlichen Worten Semblançay's Lage, eine Lage unſchuldig wie die des Kindes in Mutterleibe, und ſchilderte den bevorſtehenden Juſtizmord, und Alles dies, wie er weislich hinzuſetzte, auf Budé's Bericht. Natürlich fuhren die Wetter des Königs auf dieſen in Fragen und Vorwürfen, die hinter einander herſtürzten wie Donner und Blitz. Budé aber, oft zu ſanft und unentſchloſſen, hielt immer Stand, wo offenbarem Unrecht gegenüber zu treten war, und dieſe gemeſſene und wohl begründete Oppoſition brachte den König in die allerübelſte Stellung. Nachzugeben war ihm nicht mehr möglich,

denn er war in all ſeinen Behauptungen allzu maßlos geſteigert worden, und es miſchte ſich in die Rechtfertigung Semblançay's allzu viel Sünde ſeiner Mutter und Sünde ſeines eignen, gar oft leichtſinnigen Regimentes. Dieſe Sünden aufzuhäkeln wie ein verworrenes Gewebe, das war am wenigſten in ſolcher Stimmung des Königs Abſicht, wohl aber ward es von Minute zu Minute ſeiner Stimmung angemeſſener, mit einem einzigen blutigen Streiche all dieſen läſtigen Kram zu erledigen, und mit einem ſchneidenden Worte der Ungenade und Verbannung die läſtigen Umgebungen abzuſchütteln. Wer die unbeſchränkte Gewalt hat, iſt gar leicht in der Verſuchung, alle läſtige Logik mit einer tyranniſchen Geberde zu erſticken.

Genug! rief denn endlich auch König Franz, und es lag in dieſem Worte und in dem Geſtus, der ſie begleitete, und der von den Augenbrauen herabzuckte über Schulter und Arm bis in die ſtarr ſich ausſpreizenden Finger, — es lag darin eine Wuth, und es ging davon ein Schrecken aus, daß Françoiſe ein ſchmerzliches „Ach!“ ausſtieß, und daß Budé wie Florentin entſetzt einen Schritt zurücktraten. Keiner

wagte es mehr, die eintretende Todtenſtille zu unterbrechen. Sie ſahen ſchüchtern — denn die Gewaltſamkeit des Königs wirkte gebieteriſch durch deſſen vornehme und mächtige Perſönlichkeit — und ſchlimmer Dinge gewärtig auf den Herrn, welcher Niemand anblickte, ſondern ſtarren Auges hinabſah auf die Waſſerfläche, als ob er den Wald von Vincennes heranziehen wolle, um ſogleich dieſer unangenehmen Fahrt und Geſellſchaft ledig zu werden.

So ſtieg er auch ohne ein Wort zu ſprechen an's Ufer und zu Pferde, und ritt ohne ein Wort zu ſprechen von dannen, nur begleitet von den Leuten des unmittelbaren Dienſtes.

Françoiſe ſah ihm lange Zeit nach, und erſt als Florentin fragte, ob es verabredet geweſen ſei, daß ſie nicht mit dem Könige nach Paris reite, deutete ſie mit der Hand auf das Schloß von Vincennes, welches fernher aus dem Eichen- und Buchenwalde ſchimmerte, und ſchritt langſam, geſenkten Hauptes voraus in den Waldesſchatten, denn die Sonne brannte blendend auf dem Ufer.

Während die Freunde Françoiſens dieſe um Aufklärung über das Betragen des Königs und mit Rathſchlägen für die nächſte Zukunft beſtürmten, ritt König Franz in grimmigſter Stimmung nach Paris hinein. Die Depeſchen, welche er in Mélun erhalten, berichteten nichts Geringeres, als daß Bonnivet, wie früher Lautrec, allein auf dem Wege ſei, ihm den Verluſt des Heeres anzuzeigen, und daß die Feinde, von Bourbon und dem Marquis de Pescaire geführt, gerades Weges auf die Provence marſchirten. Es mußte von ſeiner Seite Entſcheidendes geſchehen; aus den Trümmern des zerſtreuten Heeres und mit energiſchen Maßregeln mußte ein neues Heer errichtet, er ſelbſt mußte an der Spitze deſſelben geſehen werden, um die Macht der franzöſiſchen Waffen wieder herzuſtellen. Solche Verhältniſſe, die raſcheſten Entſchlüſſe heiſchend, waren nicht geeignet, dem ergrimmten Manne viel zarte Rückſicht irgend einer Art zu geſtatten, nicht gegen ſterbende, nicht gegen lebende Weiber. Die Königin Claude fand er auch in einem Zuſtande, daß weder Hilfe, noch Unterredung angebracht ſein konnte; er entfernte ſich alſo auch ſchnell wieder von einem An-

blicke menſchlicher Klüglichkeit, der ihm unter allen Umſtänden zuwider war, und ließ Duprat rufen. Bevor dieſer erſchien, fertigte er Befehle aus nach allen Seiten des Reichs, und ordnete leider in dieſer üblen Stimmung gegen Françoiſe und deren Freunde bereits alles Weſentliche, was die Regierung des Landes während ſeiner nun ſicher bevorſtehenden Abweſenheit anging.

„Wer genießt das meiſte Anſehen im Lande," rief er Duprat entgegen, „um die Regentſchaft kräftig zu führen, wenn ich plötzlich ſtürbe oder außer Landes müßte?"

Das Parlament, Sire.

„Ach was! Und wer regierte das Parlament am leichteſten?"

Die Königin Mutter, die Frau Herzogin von Angoulême.

„Deren rechte Hand Du biſt, gälte es Recht oder Unrecht; — das Pergament in Deiner Hand iſt gewiß nichts Geringeres als Semblançay's Todesurtheil, deſſen meine Mutter ſo bedürftig iſt?"

Der Parlamentshof fragt nicht nach Bedürftigkeit, ſondern nach Recht. —

„Biſt Du — und bei dieſen Worten nahm der König das Pergament und hielt, es mit ſeinen Augen überfliegend, in ſeiner Rede inne — biſt Du von der Schuld Semblançay's überzeugt?"

Sire —

„Warte mit Deiner Antwort, bis ich vollſtändig gefragt. Ich werde dieſen Proceß, der meine Mutter ſo nahe betrifft, unterſuchen laſſen von drei unparteiiſchen und gewiſſenhaften Leuten, die Ihr Alle nicht kennen ſollt, dies ſage ich Dir voraus, nun gehe mit Deinem Gewiſſen und Deiner Zukunft zu Rathe, denn ſie ſtehen beide auf dem Spiele bei Deiner Antwort; Du haſt Zeit, bis ich das Urtheil ſorgfältig geleſen, dann erſt erwarte ich Deine Antwort!"

Der König las, der bleiche Duprat verrieth durch keine Miene, was in ihm vorging. Als der König nach ſorgfältiger Durchleſung den Blick wieder auf ihn richtete, fand er daſſelbe ſtarre Antlitz des Parlamentspräſidenten.

„Jetzt ſprich!"

Das Urtheil iſt zu Recht!

„Was Recht! Das Recht macht Ihr, je nachdem die Thatſachen zugerichtet ſind — haſt Du hier ehrlich zugerichtet?“

Sire —!

„Iſt der alte Semblançay der peinlichen Frage unterworfen geweſen?“

Nicht mehr als der Rechtsgang geſtattet. —

„Und der geſtattet ſo viel als nöthig iſt zu einem Geſtändniſſe, das man braucht!“

Unſere Mittel, die Wahrheit zu erforſchen, ſind allerdings beſchränkt —

„Beſchränkt! Sie ſind ſo unbeſchränkt, daß Ihr die Angeklagten auch zum Geſtändniſſe der Unwahrheit bringen könnt! Beſchränkt! Grauſam ſind ſie — aber darum handelt ſich's nicht in dieſem Augenblicke, ſondern um Deinen Schwur bei Leib und Leben — und unter dieſen Worten ſtand der König auf und trat dicht vor Duprat, ihm in die grauen Augen blickend, als wollte er ihm bis in's Innerſte blicken — um Deinen Schwur, ob Du Semblançay für ſchuldig hältſt!“

Ich halte ihn für ſchuldig.

„Und zwar des Verbrechens, deſſen er angeklagt iſt? Antworte ohne Winkelzug!“

Es war auf ſolche Frage allerdings kein Winkelzug, wie ihn das jeſuitiſche Gewiſſen Duprat's bisher geſucht und gefunden, mehr übrig, das Verbrechen mußte ganz und blank begangen ſein und ohne verdächtiges Säumen. Duprat, nie auf halbem Wege ſtehen bleibend, war der Mann dazu, und nach einem kaum bemerkbaren Zucken des Halſes, als ob eine Voreiligkeit hinabgeſchluckt werde, wiederholte er des Königs Worte: ſchuldig des Verbrechens, deſſen er angeklagt iſt.

Es entſtand eine lange Pauſe. Dann ſprach der König wie für ſich: „Armer Semblançay! Muth iſt die größte Tugend und beherrſcht die Welt!“ — Dann ſetzte er für Duprat hinzu: „Ich gratulire meiner Mutter zu Deiner Freundſchaft.“ —

Ich bin erſt Richter, ehe ich Freund ſein darf.

„Laß das! Wir kennen uns. Bewahre ihr ſo nachdrückliche Freundſchaft auch wenn ich fern bin, Entſchloſſenheit giebt ein ſtarkes Regiment, und ein

ſtarkes Regiment iſt, wenn auch nicht das beſte, doch das ſicherſte. Wirſt Du meiner Schweſter ebenſo zugethan ſein, wenn ſie Regentin wird?"

Sire, die Frau Herzogin von Alençon iſt Gemahlin eines Vaſallen, und forderte als ſolche und als mißtrauiſch angeſehene Katholikin zum Widerſpruche heraus. —

„Seitens Deiner?"

Seitens der Vaſallen des Reichs; ich ſelbſt widerſpreche keiner Wahl meines Herrn.

„Auch der Françoiſens von Foix nicht?"

Wenn es nur eine Françoiſe von Foix gäbe! Noch aber giebt's nur eine Françoiſe von Chateaubriant, und Eure Majeſtät werden nicht einen bretoniſchen Vendeur zum Titularregenten machen wollen.

„Poſſen! Die Foix ſind ein energiſch Geſchlecht!"

Man rühmt die Liebenswürdigkeit der Gräfin, ich kenne weder ihre Energie, noch ihre politiſchen Fähigkeiten —

„Das weiß Gott, ich kenne ſie auch nicht."

Und Sie ermeſſen, Sire, welch eine Erfahrung

welch eine Sicherheit nöthig ſein werden, ein Reich zu verwalten, welches ſeit beinahe zehn Jahren alle Fäden in die ſtarke Hand eines einzigen Mannes gegeben hat. —

„Du meinſt, meine Mutter kenne allein den Zuſammenhang der Fäden?“

Unerläßlich wäre es jedenfalls, Sire, daß die Semblançay'ſche Angelegenheit erledigt würde, bevor die hohe bei dieſem Proceß betheiligte Perſon an die Spitze des Regiments träte.

„Und ihren Gegner ſelbſt hinrichten ließe?“

Sie könnte ihn ja auch begnadigen.

„Eins wäre ſo unſchicklich wie das andere. Und wenn ich ihn begnadigte?“

Dann ſetztet Ihr Euere Mutter mit einem garſtigen Flecken des Mißtrauens auf den höchſten Platz in Frankreich!

„Biſt Du ſo gewiß, daß ich ſie dahin ſetze?“

Ich bin Euerer Weisheit gewiß.

Halb zerſtreut, denn er betrachtete bald Duprat, bald die Bilder im hohen Zimmer des Hôtel des Tournelles, wo dieſe Scene ſich begab, ergriff der

König die Feder und zeichnete ſtehend, langſamen Zuges ſeinen Namen unter das Todesurtheil. Dann ging er raſch aus dem Gemache, ohne Duprat oder das Papier weiter anzublicken.

— Während ſich dies begab, waren Françoiſe und ihre Freunde in einem mit Hirſchgeweihen ausgeſchmückten Parterreſaale in ſorgenvoller Betrachtung über das Benehmen des Königs und über die Zukunft der Gräfin. Florentin war am tiefſten niedergeſchlagen, und wiederholte, ſo wie es egoiſtiſche Freunde zu thun pflegen, ſeine ſtehende Klage, daß Françoiſe im Kapitelſaale der Genovevenaktei den Contract zerriſſen habe. Großmuth der Jugend, ſetzte er predigend und ärgerlich hinzu, bezahlt die Schulden der Welt und darbt dafür im Alter! Wer ſich Wallungen hingiebt, iſt des Bettelſtabes gewiß! Nichts findet und dauert als gerichtlich niedergeſchriebenes Wort. —

Françoiſe ſah ihn gleichgültig an, während Thränen über ihre Wangen liefen.

„Nach dieſer Probe übler Laune und Gleichgültigkeit — fuhr Florentin fort — ſind wir kaum noch

eines lockenden Erfolges gewiß, wenn ich Dich mitnehme zu unſeren Nonnen in Paris und dem Könige vorenthalte, bis er den zerriſſenen Contract erneuert. Wer weiß, ob er nachfragt?"

Jedenfalls, gnädige Frau, ſprach Budé, der im Saale auf- und niedergegangen war und jetzt vor ihr ſtehen blieb, jedenfalls müßt Ihr ihm ein Zeichen Eures Unwillens geben und nun Eurer erſten ganz richtigen Meynung folgen, Paris in dieſem Augenblicke zu vermeiden. Dies Schloß iſt ein würdiger Aufenthalt: verweilet hier; ich werde alle unſere Freunde unterrichten, und von morgen an ſollen die Duchatel, Marot, Primatice, Juſte und Lascaris einen Hof um Euch bilden mit mir und Cousin, der drüben in der Minimenkirche malt, daß der König mit Scham erkennen ſoll, wie wir ihm zum Trotz Anmuth, Schönheit und Verdienſt zu würdigen wiſſen, und wie wir in Euch ſo gut wie in ihm den Mittelpunkt unſeres geiſtigen Lebens verehren. Herzogin Margarethe, die ich ſogleich unterrichten werde, gögert gewiß nicht einen Augenblick, neben Euch an die Spitze des Vincenner Hofes zu treten, und nur was langweilig

und abſcheulich iſt, ſoll in Fontainebleau bleiben. Unſer ſanguiniſcher Herr bereut jetzt ſchon, was er gethan, und einſehend, wo ſein beſſeres Leben weile, wird er küſſend zum Hofe von Vincennes kommen wie ein Trenkadeur, der gegen die Deviſe ſeiner Dame gefehlt. Dies iſt dann der Augenblick, Semblançay's Begnadigung als Sühne zu heiſchen und eine maitreize Stellung Euch auszubedingen neben der übelwollenden Frau von Angoulême für den Fall, daß der König ſelbſt in den Krieg zöge. Nicht wahr, Ihr billigt meine Anſicht und folgt meinem Rathe, gnädige Frau?

„Ich danke Euch," erwiederte dieſe, indem ſie Vadé die Hand reichte, „lieber Vadé, aber ich finde weder in meinem Herzen, noch in meiner Stellung ein Recht zu ſolcher Oppoſition gegen den König. Was Alorentin ſagt, begreife ich kaum, und was ich davon begreife, das iſt mir zuwider. Ich liebe den König und bin von ihm geliebt. Er iſt übler Laune geweſen und hat mich des Anſehens nicht gewürdigt, als er ſchien. Die Männer ſind doch wohl alle mitunter rauh; mein Gott, wie viel ſchlimmer war ohne

Veranlaſſung oft Chateaubriant und hatte doch nicht die tauſend Regierungsſorgen, und meinte doch auch, mich zu lieben! Ihm fügte ich mich, und ſollte Franz die Uebereinkunft brechen um einer herben Stimmung, um einer Grille willen? Nicht doch! Wie möchte ich ihm wehe thun, der zu einer ſterbenden Gattin ging und beſtürmt iſt von allerlei ſchwerer Sorge und Pflicht! Wie nähme ich mich aus neben einer Gattin, die ihm ſo viel wird verziehen haben, auch um meine Schuld wird verziehen haben?! Zu ſeinem Troſte bin ich da, in ſolchem Augenblicke mehr als je; und auch wenn er mich ſo unwillig empfängt wie er mich verlaſſen, es iſt ihm doch eine kleine Genugthuung, daß ich ihm folge und anghöre auch bei trüber Zeit."

Dabei winkte ſie nach den Pferden, und Pude küßte ihr gerührt die Hand und führte ſie hinaus. Florentin's mißbilligende Aeußerungen und Gegenvorſtellungen aber blieben theils unbeachtet, theils erfolglos. Als ſie mit ihrem Dienergefolge die Allee nach Paris hinabritt und er und Pude ihre Maulthiere beſtiegen hatten, um ihr zu folgen bis an's

Thor von St. Denys, da ſagte jener mehr erbittert als verdrießlich zu dieſem: „Sie wirft ſich ihm dergeſtalt an den Hals, daß es mich nicht im Geringſten verwundern ſoll, wenn er ſie eines Tages wegwirft wie etwas, das er am Wege gefunden!“

O nein, hochwürdiger Herr, ein gutes Weib übertrifft eben ſo weit einen guten Mann an Höhe des Sinnes, als ein ſchlechtes Weib den ſchlechten Mann in niedriger Geſinnung überbietet. Und unſer König verſteht ſich auf hohen Sinn. Was iſt's im ſchlimmſten Falle? Ein Weib wie unſere Freundin kann unglücklich, aber niemals elend werden.

Florentin ſah den Sprecher halb verächtlich über die Schulter an und erwiederte nichts. Erſt nach einer Weile, als Vudé ſein Thier antrieb, um die Gräfin einzuholen, ſprach er ärgerlich: „Nehmt doch den Zügel an, ich kann nicht füglich in dieſem Augenblicke, da die Königin im Verſcheiden liegt, mit der Geliebten des Königs durch die Straßen meiner Gemeinden reiten!“

Tröſtet Euch! Am Thore von Vercy nimmt die Gräfin ihre Maske vor!

„Als ob man nicht die halbköniglichen Farben ihrer Leute erkennte!“

Ihr ſchämt Euch, deſſen ſich der König nicht ſchämt?

„Der König iſt ein weltlicher Herr!“ —

— Die Pariſer, damals wie jetzt politiſch aufmerkſam bis in die Geheimniſſe der Schlafzimmer und dem Familienanſtande ſtrenger zugethan als jetzt, empfanden es allerdings unwillig, daß im Augenblicke des Verſcheidens ihrer Königin die Gräfin Chateaubriant mit königlichem Gefolge durch die Hauptſtadt reite. Und ſie waren im Voraus unterrichtet davon: die Herzogin von Angoulême, welcher eine Beleidigung der Gräfin auf offner Straße höchſt erwünſcht geweſen wäre, hatte am Morgen einen Eilboten mit dieſer Nachricht an ihre Freunde geſendet. Zahlreiche Menſchenmaſſen waren von der Baſtille an nach der damals erſt im Entſtehen begriffenen Place royale vom Mittage an verſammelt und gerüſtet geweſen, ihr Beleidigungen zuzurufen. Zum Erſtaunen der Maſſe war dagegen der König allein erſchienen, und die Maſſe, halb geſchmeichelt von einer

Aenderung, welche ſie ihren Maßnahmen zuſchreiben mochte, halb geärgert durch ſolche Entziehung des anzugreifenden Gegenſtandes, um deßwillen ſie Stunden lang gewartet, entſchädigte ſich durch ein Vive le roi, welches zur Hälfte gutmüthig war, zur Hälfte nur gerufen wurde, damit man doch, einmal zum Schreien verſammelt, etwas rufen könne.

König Franz, ein König der Seigneurs, liebte den Zuruf der Maſſe nicht, auch wenn er ein beifälliger war. Er hatte die ſeinem Charakter gemäße Empfindung, daß man auch zum Zeichen des Mißfallens berechtige, wenn man das Zeichen des Beifalls erkenntlich hinnehme. Er war alſo ganz wie immer vornehm und ohne das geringſte Wohlgefallen darüber auszudrücken durch die Menge hindurch geritten. Nur darin, daß er obenhin und leicht, kaum merkbar einige Male mit Augenliedern und Kopfe gegrüßt hatte, war er von ſeiner gewöhnlichen Weiſe abgewichen. Denn gewöhnlich grüßte und dankte er einer Volksmenge oder einzelnen Manans, wie man Jahrhunderte lang die Nicht-Edelleute nannte, gar nicht. Es war dies nicht Hochmuth, es war jene

egoiſtiſche Gleichgültigkeit gegen Alles, was nicht eine charakteriſtiſche Beziehung zu ihm hatte. Und was nicht Seigneur war oder ſonſtwie bevorzugtes Geſchöpf, das hatte keine Bedeutung für ihn. Dennoch war ihm der Zuruf des Volkes an jenem Tage von einiger Bedeutung geweſen; er hatte ihn daran erinnert, daß Françoiſe mit ihrer Bedenklichkeit Recht gehabt, denn er empfand jetzt ſelbſt, daß ein ſo aufmerkſam beachteter Einzug mit ihr an ſolchem Tage etwas Unpaſſendes geweſen wäre.

Was Françoiſe dadurch für die Zukunft vielleicht gewann im Sinne des Königs, das verlor ſie thatſächlich durch die Ueberreſte der Volkshaufen, welche ſich noch in den Straßen herumtrieben und welche ſie ſogleich erkannten. Zweideutige und mitunter auch gröbliche Zurufe empfingen ſie an der Rue royale, und verletzten nicht nur ihr Schamgefühl, ſondern auch ihren Stolz bitterlich. Das Volk haßt mit einer wunderlichen Hartnäckigkeit überall die Finanzbeamten, als ob dieſe allein die Veranlaſſung ſeien, daß es Steuern bezahlen müſſe. In Frankreich beſonders iſt es ſeit vielen Jahrhunderten dem Volke immer

eine Genugthuung geweſen, wenn ein hoher Finanzbeamter geſtürzt wurde. Semblançay's, eines würdigen, rechtlichen Mannes peinlicher Proceß war den Pariſern alſo auch ein ſehr willkommenes Ereigniß geweſen, und die Chateaubriant hatte ſich ihnen unmittelbar dadurch verhaßt gemacht, daß ſie dem alten Manne bei'm Könige das Wort geredet habe. Sie wollten ihn hängen ſehen den alten Fuchs, an den ſie ſchon ſo viele Taillen bezahlt, ja der ihren Vätern ſchon Geld abgenommen!

Darauf bezügliche Verhöhnungen mußte denn Françoiſe in reichlichem Maße anhören. Entſetzt von dieſer Lage blickte ſie hinter ſich, um Budé's und Florentin's, welche ſie nahe bei ſich glaubte, Schutz in Anſpruch zu nehmen. Sie waren nicht da; wohl aber ſchloß ſich die vom Geſchrei anwachſende Volksmenge hinter ihr zuſammen und trennte ſie immer weiter von Budé, der gleich darauf um die Baſtillenmauer bog, und ſich der nicht ausweichenden Menge halber nicht mit ihr vereinigen konnte. Sie litt unerhörte Pein, beſonders da ſich in der enger werdenden Gaſſe rohe Männer bereits an ihr Pferd drän-

ten und der Augenblick perſönlicher Mißhandlung nahe zu ſein ſchien.

Wie in Traumbildern, die vom Winde gepeitſcht gleich Wolkenſchatten einander jagen, ſo flog ihr Leben der letzten Zeit an ihren faſt geſchloſſenen Augen vorüber. Alles Entſetzen ihrer Stellung ſchaute ihr ſo erſchrecklich daraus und aus dieſem öffentlichen Skandale, dem Höhepunkte ihres Schickſals, wie ſie meinte, entgegen, daß ſie einen Augenblick allen Willen und alle Thatkraft verlor und unmerklich ſelbſt ihr Pferd anhielt, als ob es ihre Beſtimmung ſei, ſich zur Sühne den Mißhandlungen des Volkshaufens preiszugeben. Zwei der verwegenſten Männer des Haufens benutzten dieſen Moment, und der eine vertrat dem langſam ſchreitenden Pferde den Weg, der andere ſtreckte die Hand nach ihr ſelbſt aus. „In die Seine! In die Seine mit ihr! Damit die gute Königin Claude eine Kammerfrau finde unterwegs!“ ſchrie der Haufe mit wildem Gebrüll, als er ſah, daß ſich der Gegenſtand der Entrüſtung ſo gutwillig ergab. „Ein gutes Pferd iſt Goldes werth, wenn man's zu führen weiß!“ ſang in dem Augenblicke,

da die ſchwere Hand des Handwerkers ſie berührte, eine ſchallende Stimme neben ihr, und Françoiſe fuhr aufgeweckt wie eine Nachtwandlerin, ſei es von der ſie entſetzenden Berührung, ſei es von dem Geſange, mit Kopf und Hand in die Höhe. Das Blut der Foix war in ihr erregt, und der Entſchluß ſchoß auf in ihrer Seele wie ein glühender Wetterſchein, der Entſchluß, den Kampf anzunehmen auf Leben und Tod mit dem Schickſale. Mit aller Gewalt ſchlug ſie ihre Reitgerte raſchen Streiches einmal dem Bürger, der nach ihr griff, in's Angeſicht, das andere Mal auf den Kopf ihres Pferdes. Der Mann, in die Augen getroffen, taumelte zurück, während das Pferd in heftigem Satze den anderen umwarf und vollen Laufes auf der ſchlecht gepflaſterten Straße dahinflog, daß die Funken ſprühten und die Menſchen aus einander ſtoben. Die Diener, längſt mit Ungeduld dieſes Tempo's harrend, ſtürmten ihr nach, und bei der plötzlich eingetretenen Ruhe in der Rue royale hörte man das Stampfen der galoppirenden Roſſe bald ferner und ferner.

„Marot's Chanſon hat ſie gerettet!“ rief lachend

der Bürger, welcher umgeworfen worden war und ſich unbeſchädigt aufrichtete. „Wo iſt er?“ ſetzte er hinzu. „der Schelm war doch eben neben uns!“

„Aber ſchön iſt ſie, und reiten kann ſie wie die Königin Iſabeau!“ rief die Stimme des Sängers aus einem Haufen.

„Das iſt wahr!“ ſchrieen Andere, und ein allgemeines Gelächter folgte. Es war ſchwer zu ſagen, ob man den Bürger auslachte, der ſich die gereitſchten Augen in ungeſchickter Stellung rieb, oder ob es dem Attentate aus dem Stegreife galt, welches durch die Entſchloſſenheit einer ſchönen Frau ſo plötzlich geendigt war.

Françoiſe aber jagte unaufhaltſam durch Paris, bis ſie dergeſtalt verirrt war, daß ſie halten und einen Diener um Rath fragen mußte. Es war ſpäter Nachmittag, als ſie außerhalb der Stadt den Thurm von St. Denys vor ſich ſah.

Einer jener heißen Sonnentage war es, an welchen die Luft des Tages verdickt und dunſtig, gegen Sonnenuntergang aber in rothgelbem Scheine wunderbar durchſichtig erſcheint. Es wandelt dann Alles

unter dem Himmel in dieſer Beleuchtung einher, wie man es auf alten Heiligenbildern zu ſehen gewohnt iſt: ſcharf abgeſchnitten von der Luft und wie angehaucht von einer gewiſſen ſteifen Feierlichkeit. In dieſer wunderbaren Beleuchtung ſah ſie weithin über die Ebene von St. Denys den König reiten, der bereits auf dem Rückwege begriffen und nur von wenig Cavalieren begleitet war. Sein Anblick hatte bei dem grellen Himmelslichte etwas Geſpenſtiſches; auf ungewöhnlich hohem ſchwarzem Pferde erſchien er, ein ſehr hoch gewachſener Mann und den Begleitern weit voraus, wie ein unterirdiſch Weſen, das im Brande der Sonne aus den Erdklüften an die Oberfläche heraufgeſtiegen ſei, um in unheilvoller Abſicht einen Theil der Welt zu beſehen.

Er ritt auch wirklich ohne Weg und Steg querfeldein, weil es ſeinem Naturel zuwider war, denſelben Weg zwei Mal hinter einander zu machen, und Françoiſe hatte Mühe, über Gräben und allerlei Hinderniſſe zu ihm zu kommen. Trotz ihrer Vorliebe für ihn empfand auch ſie jenen geſpenſtiſchen Eindruck, welchen ſo oft ein unerwartetes Zuſammen-

treffen innerer und äußerer Umſtände hervorbringt. Aber dieſer geſpenſtiſche Eindruck übte keine Macht aus auf ihre jetzt eben hoch geſteigerte Stimmung; einen Augenblick zerſchmettert von dem Attentate in Paris, hatte ſich der ihr angeborene Muth ein- für allemal zu der Einſicht und dem Entſchluſſe erhoben: ſie wandle am Abgrunde und ſie müſſe ſich wehren auf Tod und Leben gegen jegliches Hinderniß, das ihr bedrohlich in den Weg trete. Schwärmeriſch und wie alle Schwärmerei uneigennützig liebend, hatte ſie bis dieſen Tag ihre Stellung neben dem Könige niemals vom politiſchen Standpunkte betrachtet; was kümmerte ſie äußeres Anſehen und äußere Macht! Jetzt hatte ſie plötzlich dicht nach einander ihre Liebeswelt bedroht geſehen von innen her durch den launiſchen König, der offenbar durch politiſche Verwickelung zu liebloſer Laune getrieben war, und von außen her durch Zudringlichkeit der Volksmaſſen. Hier wie dort war es alſo, wie ſie glaubte, Mangel an politiſcher Macht, der ſie bedrohte, und ſo bildete ſich in ihr mit einem Male der auffallende Wechſel, daß ſie für ihre Liebe und trotz ihrer Liebe von

Stunde an eine mächtige politiſche Stellung erzwingen wollte.

Dadurch war ihr Weſen außerordentlich verändert und der König zeigte ſich bald davon betroffen. Als er ihrer auf dem Felde anſichtig geworden, hatte er nicht eben mit wohlwollendem Auge auf ſie geblickt; daß ſie nach den Scenen am Vormittage dennoch ſeinem Vorſchlage von geſtern gefolgt ſei und ſich nach ſo herber Behandlung dennoch ſtreng gehorſam zeige, das machte ihm, dem eigenſinnigen Manne, keinen günſtigen Eindruck. Was ſich ſo widerſtandslos behandeln läßt, das reizt denjenigen Mann nicht, welcher keiner ſich ſelbſt verläugnenden Liebe fähig iſt. Er empfing die Gräfin alſo hochmüthig und liebloß, und machte ihr Vorwürfe, daß ſie ſo ſpät eintreffe. Wie war er verwundert, als ſie erwiederte:

„Das iſt Eure Schuld, König Franz, der Ihr Euer Volk in Paris ſo ſchlecht im Zügel habt, daß es ſelbſt Eurer nächſten Freundin mit Brutalität den Weg vertreten und ſie mit Hohn und Spott, ja ſelbſt mit Mißhandlung bedrohen kann.“ —

Die Pariſer?!

„Die Pariſer, die Eurem Regimente ſo wenig Ehre machen. Doch davon handelt ſich's nicht eben, denn man kann ſchwach regieren und doch ein ſtarker Freund ſein. Aber daß ein als ritterlich geprieſener König die Dame ſeines Herzens gedankenlos einem offenbar vorbereiteten Attentate des Pöbels ausſetzt, das, Sire, iſt erſtaunlich!“ —

Françoiſe?!

„Gräfin von Foix iſt mein Name, König von Frankreich, ſeit ich dem Namen meines Gemahls entſagt, und ſeit ich eingeſehen habe, daß die vertrauliche Benennung, welche ich Euch geſtattet, nicht nur keine Liebe, nein, nicht einmal alltägliche, jeder Dame gebührende Achtungsbezeigung mit ſich bringt.“

Man ſollte glauben, die Gräfin habe ſich nur mit großer Mühe eine Zeit lang in dieſem Tone erhalten können, da er ihrem Weſen fremd, und da er ihr, dem Könige gegenüber, den ſie liebte wie nur jemals vorher, äußerſt ſchwer geweſen ſei. Aber dem war nicht ſo. Ihre Liebe blieb ungeſtört davon; die Liebe hätte ihr mitten in dieſem Geſpräche, welches

ſich durch des Königs beſchwichtigende Gegenrede immer mehr belebte, — die Liebe hätte ihr in dieſer halb zornigen Aufregung jedes Opfer möglich gemacht, wenn ein ſolches im Augenblicke nothwendig geworden wäre, denn die Liebe zum Könige war eben ſo friſch und ſtark in ihr wie je vorher. Die Weltdame nur, die Frau der Geſellſchaft war zum erſten Male, war endlich in ihr zum Bewußtſein gekommen. Daß ſie ſich der rohen Gemeinheit ausgeſetzt geſehen, dies hatte endlich all das in ihr wach gerufen, was von Seiten ihrer Freunde immer und immer neben ihr geſprochen worden und was immer ohne Wiederhall in ihren Sinn gefallen war. Jedes dieſer Worte wachte wie von langem Schlummer in ihr auf; was Bude, was Brion, was Florentin von Stellung und Schutz jemals geſagt, die ihr der König ſchuldig ſei, das Alles erhob ſich jetzt geſammelt und geſchloſſen in ihr. Es war leblos geblieben, ſo lange die Liebe ohne Arg vertraut hatte auf den liebenden König; es wurde lebendig, da ſich von allen Seiten die Ueberzeugung aufdrängte, dies Vertrauen könne getäuſcht und in dieſe Täuſchung des Vertrauens

könne wohl auch die Liebe ſelbſt mit hineingeriſſen werden.

Vielleicht auch war ſie durch Florentin und durch das Hofleben ſo weit verdorben worden, daß der Ehrgeiz in ihr Macht gewann neben der Liebe, daß der Eigennutz eine Stelle fand in dieſem ſonſt ſo uneigennützigen Herzen. Oder ſind nicht all dieſe Ausdrücke zu hart? That es denn ihrem Herzen und ihrer Liebe irgend einen Eintrag, daß ſie ſich eines Stolzes bewußt wurde, welcher ihr zukam durch Geburt und Erziehung, und welchen ſie hegen durfte nach ſo viel rückſichtsloſer Hingebung, als ſie dem Könige bewieſen? Königliche Herrin zu ſein war ja den Anſprüchen eines Herzens nicht fremd, welches Liebe zum und Liebe vom Könige klar und feſt in ſich trug und welches Leib und Leben für dieſe königliche Liebe ohne Weiteres hingegeben hätte! Im Grunde konnte nur der oberflächliche Zuſchauer von dieſer endlich eintretenden Wendung im Weſen eines Weibes überraſcht ſein, eines Weibes, welches überall, ſowohl in Gehorſam, als in Kraft zur Selbſtopferung, als in

endlicher voller und offener Hingebung an ihre Liebeswelt, ſtark ausgeprägte Züge offenbart hatte.

Der König freilich war ein ſo oberflächlicher Zuſchauer geweſen; denn ſeine Eitelkeit, durch Mannesſchöne und hohe Stellung begünſtigt, hatte ihn über die geheimen Widerſtandskräfte des Weibes völlig ſorglos und gedankenlos gelaſſen. Völlig unerwartet traten ſie ihm jetzt entgegen, und beſtürzten ihn, ſo weit ſie ihm gegründete Vorwürfe unritterlichen Betragens vor's Angeſicht hielten. Denn ein ritterlicher König, ein ritterlicher Herr in aller Ausdehnung des Wortes zu ſein, dies war der Grundton ſeines Stolzes. Deshalb war er Anfangs zum Aeußerſten beſtürzt, und verwirrte ſich in der Scham vor ſeinen eigenen kleinlauten Erwiderungen, eine Scham, die ihm neu und empfindlich peinigend war. Er achtete nicht auf Weg und Richtung und ritt planlos neben der Gräfin dahin, welche überaus prächtig ausſah in dieſer ſtolzen Wallung auf ſchaum- und ſchweißbedecktem Zelter. Von Aufregung und Tageshitze glühte ihr Angeſicht, der runde Federhut mit breiter Krempe war aus dem Geſichte nach hinten zurückgewichen, das ſchöne ſchwarze

Haar drängte ſich hervor, die Wangen glühten, und die Spange des grüngoldenen Reitgewandes, welche es über der Bruſt zuſammenhielt, war ausgeſprungen, ſo daß die Oberbruſt, von raſtlos ſtrömender Rede und Erhitzung gehoben, dem Blicke entgegentrat.

Solche Schönheit verdrängte ihm in etwas die Pein der Erniedrigung, und ſobald dieſe Pein ein Wenig zurücktrat, gewann auch das Intereſſe die Oberhand, das Intereſſe, eine ſo überraſchende Wendung in dem Charakter ſeiner Herzdame zu erleben. „Warum haſt Du nicht einige Stunden früher ſo geſprochen!“ rief er unwillkürlich und ohne weitere Erklärung aus.

„Erſt ſeit einigen Stunden,“ erwiderte Françoiſe raſch, „haſt Du ſolche Worte nöthig gemacht!“

Lediglich mit ſich beſchäftigt, waren ſie ſolcherweiſe abſichtslos auf eine Anhöhe vor Paris gekommen, die man ſonſt nicht gern betrat, und die der König an jenem Tage um jeden Preis vermieden hätte, wäre er frei und der Umſicht fähig geweſen. Jetzt war es zu ſpät dem Anblicke zu entgehen, der ſich entgegendrängte. Dichte Volksmaſſen wälzten ſich von Paris den Berg herauf, und in ihrer Mitte zeigte ſich, umgeben von

berittenen Trabanten, ein bärtiger Menſch mit blutrothem Mantel und auf ſchwarzem Karren ein alter, todtenbleich ausſehender Mann. —

Der König fuhr ſich mit der Hand über die Augen, wie um ſich zu beſinnen, wo er ſei und was dies zu bedeuten habe. Unterdeß war die Menge, die ihn geſehen und erkannt, haſtig näher gerückt mit wildem, die Luft erſchütterndem Geſchrei. Franz hatte ſich mit Entſetzen überzeugt, er ſei auf Montfaucon, der Hochgerichtshöhe bei Paris, und der bleiche arme Sünder mit ſchneeweißem Barte, der ihm die magern Hände entgegenſtrecke, ſei Niemand anders als Semblançay, den Duprat ſchleunigſt zum Galgen befördern laſſe. —

„Was iſt das? rief Françoiſe, — ſchon wieder dieſe brutalen Töne, dieſe erſchrecklichen Maſſen! —"

„Hinweg! hinweg!" rief der König und griff nach dem Zügel ihres Pferdes. —

„Horch! einen Augenblick noch!" ſagte haſtig Françoiſe und beugte ſich nach dem Halſe des Thieres, als ob ſie deutlich hören wolle, was die Leute ſchrieen, — „um Gotteswillen! Franz, hörſt Du? Sie ſchreien

Dir Vivat für — für — das Todesurtheil, — dieſer Greis, wer iſt's?"

„Hinweg! hinweg!" Und mit dieſen Worten ſpornte er ſein Pferd bis auf's Blut, und riß Françoiſens Zelter am Zügel mit hinab, ſeitwärts biegend von der Volksmaſſe und über Stock und Stein dahin jagend nach der Stadt, über welcher eben die letzten Strahlen der untergehenden Sonne zitterten.

Aber auch hier fand er keine Ruhe; in den dunkelnden Straßen war Alles in Bewegung, und ſämmtliche Glocken läuteten, daß man in der Nähe der Kirchen wie betäubt war. Françoiſe, öfter in Gefahr vom Pferde zu fallen, und fieberiſch aufgeregt durch alle Vorgänge des Tages, rief ihm umſonſt zu wiederholten Malen zu, was vorgehe? und wer der Unglückliche geweſen ſei? was die Aufregung und das Glockengeläute bedeute? Er antwortete nicht, und im Lärm der galoppirenden Pferdetritte und der überall tönenden Glocken ging es fort und fort durch die immer finſterer werdende, brauſende Stadt.

Am jenſeitigen Thore aber, welches nach Corbeil hinausführte, war der König genöthigt, einen Augen-

blick zu halten, weil das Thor ſchon geſchloſſen war. Während die Diener vorritten und ſchrieen: „Oeffnet das Thor für den König!“ fand ſie Zeit, einen Trabanten zu fragen. —

„Semblançay wird gehenkt, und die Königin Claude iſt geſtorben,“ antwortete eintönig der Trabant.

10.

Die Dinge waren ihrer Entſcheidung nahe gerückt; Bourbon belagerte Marſeille, Bonnivet ſelbſt war angekommen in Fontainebleau, des Königs Abreiſe zum Heere ſtand vor der Thür, und vor dieſer Abreiſe mußte das Wichtigſte entſchieden werden. Die Regentſchaftsfrage und die Stellung der Chateaubriant erſchien aber allen Leuten am Hofe das Wichtigſte, und Niemand wußte darüber etwas voraus zu ſagen, ſelbſt die Herzogin von Angulême nicht, obwohl ſie, vom Hôtel des Tournelles aus am Sterbetage der Königin Claude datirt, eine ziemlich poſitive Zuſchrift ihres Sohnes in Händen hatte, daß ſie in ſeiner Abweſenheit die Zügel der Regierung führen ſolle. Sie kannte ihren Sohn zu gut, als daß ſie ſich mit dieſer Zuſchrift des Ausgangs ſicher geglaubt

hätte. Er bindet ſich nicht, ſelbſt nicht durch ſeine eigenen Ausſprüche und Beſchlüſſe, er geſtattet jedem Tage ein neues Recht, und die letzte Stunde vor ſeiner Abreiſe wird erſt entſcheiden, wer die Herrſchaft an ſeiner Statt erhalten wird. So ſprach ſie zu Duprat, der ihr über Semblançay's Ende berichtet hatte, und trug ihm auf, den ſeinen Prälaten Florentin ihr unverzüglich nach Fontainebleau zu ſchicken. Sie wußte, daß er in Vincennes mit der Gräfin geweſen, und ſie war der Meinung, von ſeinen Rathſchlägen rühre es her, daß ſich von jenem Tage an eine ſo auffallende, der Gräfin günſtige Aenderung zeige im Verhältniſſe des Königs zu ſeiner Herzdame, eine Aenderung, von welcher die Herzogin in der entſcheidenden Stunde das Schlimmſte befürchtete. Dieſer Florentin alſo müſſe um jeden Preis gewonnen werden, damit er eiligſt wieder vernichte, was er geſchaffen.

Ach! und das war ſo leicht! Er hatte in Vincennes nicht gerathen, er war ſeiner Milchſchweſter bereits ſo gut wie abtrünnig, weil er die Unmacht derſelben zu erkennen glaubte, er hatte von da an den höflichen Verſicherungen der Herzogin bereits ein ge-

fälliges Ohr geliehen, er harrte nur ihrer poſitiven Aufträge.

Den vollen Grund zu ſagen: Florentin ward durch den Aberglauben, welcher damals mehr als je unter dem höheren Klerus ſyſtematiſch herrſchte, von ſeiner Milchſchweſter abgedrängt. Alle geheimnißvollen Zeichen waren gegen ſie; je tiefer er eingeweiht wurde durch die Kundigſten ſeines Standes in Paris, je feſter und ſicherer er ein Horoskop ſtellen lernte, deſto hoffnungsloſer wurde er für Françoiſe, und in Folge deſſen auch deſto kälter; denn er verband ſich nur mit dem, was Erfolg verhieß in der Welt.

Als er nun auf Duprat's Mittheilung ſogleich hinüberellte nach Fontainebleau, und, zuerſt in Françoiſens Zimmer eintretend, den Raben Jacques wieder bei ihr fand, den er ſeit dem Aufenthalte in der Heimath nicht wieder geſehen, da gab der Anblick dieſes Vogels den letzten Ausſchlag, wenn es noch eines ſolchen Ausſchlages bedurfte.

Jacques, welcher damals die Gräfin und den König nur eine Strecke Wegs begleitet hatte, war jetzt mit Chimene nach Fontainebleau gekommen, als dieſes

verlaſſene Mädchen nach dem Tode der alten Gräfin Foix eine Zuflucht bei Françoiſe geſucht hatte. Bemerkte ſie's nicht, oder wollte ſie es nicht bemerken, daß Françoiſe ihr abgeneigt, wenigſtens mißtrauiſch gegen ſie geſinnt ſei? Sie ſah und hörte nicht darauf, ſie liebte Françoiſe, wie ein junges Mädchen im Stande iſt, ein älteres mit Schwärmerei zu lieben. Und wenn ſie ihr den Raben mitbrächte, der ihr von Jugend auf angehört hatte, ſo glaubte ſie ihr eine beſondere Freude zu machen.

Florentin, der zuerſt bei der Gräfin eingetreten war, um ſich erſt an der aufrichtigen Quelle über den jetzigen Stand der Verhältniſſe zu unterrichten, fand weder Françoiſe noch Chimene, aber er fand den Raben. Er kannte die verborgene Thür in der Gallerie, und war durch das Semele-Cabinet eingetreten; denn wir dürfen nicht vergeſſen, daß er Françoiſens Beichtiger war. Als er in den leeren Zimmern zu ſeinem Schrecke nur von Jacques begrüßt wurde, deſſen Ankunft ihm unbekannt geblieben, da fühlte er ſich auf einmal zweifellos beſtimmt, und ging von da ſtehenden Fußes zur Herzogin.

Iſt es ſo gar wunderlich, daß ein mit großen Verſtandeskräften ausgerüſteter Menſch dergeſtalt gemeinem Aberglauben unterworfen war? Der herrſchende Ton unter den damaligen Prieſtern erklärt es hinreichend. Außer denen, die immer beſtehen und alle Revolutionen überdauern, das heißt außer den gedankenloſen, welche der hergebrachten Formel blindlings folgen, zerfielen ſie in zwei Theile: ein Theil neigte zur Reform, und der andere Theil entſchädigte das geheimnißvolle Bedürfniß, welches den Menſchen inwohnt und welches die Bürgſchaft unſerer höheren Bedeutung und ewigen Beſtimmung iſt, durch Hingabe an die Glaubenskünſte aller Zeiten. Solche Glaubenskünſte werden Magie und Zauberei genannt, ſobald ſie nicht zu einer geläuterten, das heißt auf einfache Sätze zurückgeführten und allgemein angenommenen Religionsform gediehen ſind, oder ſobald ſie ſich in verwegener Speculation von der allgemein angenommenen Religionsform trennen. Solche Parteiung iſt bei allen Völkern, denen eine ausgebildete Geiſteswelt erreichbar geweſen, und iſt zu allen Zeiten eingetreten. Prometheus und Siſyphus hat man

mit Recht die Fauſte der alten Welt genannt, und Hekate wurde mit ihrem Hofſtaate von Hunden, Schlangen und Scheuſalen eine vom Dogma abliegende Königin der Unterwelt für die Griechen, eine Zaubermutter, deren Reich Horaz in dem bekannten Verſe meint: Wenn ich die Ueberirdiſchen nicht rühren kann, ſo werd' ich die Unterwelt bewegen! Die Unterwelt wurde überall das weite, unfaßbare Reich der Zaubergewalten. Wie tief hatte Moſes dieſe Gefahr für den beweglichen Menſchenſinn erkannt, und wie ſtreng hatte er die Theilung der Gottheit, in welcher Theilung er all dieſe Gefahr erblickte, in ſeiner Lehre verdammt. Aber auch ſein Volk entging dieſem Dualismus nicht, welcher im ganzen Oriente herrſchte, und aus der babyloniſchen Gefangenſchaft brachten die Juden das Heer der Dämonen mit, denen Satan gebietet. Durch allerlei Hinterthüren ſtahlen ſich dieſe unmoſaiſchen böſen Geiſter in die jüdiſche Religion, und ſie finden ſich als anerkannte Gewalten vor, als das Chriſtenthum auftritt, welches die Dämonen austreiben, der alten Schlange, dem Satan, den Kopf zertreten will, und ſie alſo unmittelbar anerkennt. Mehr

und mehr traten dieſe feindlichen Gewalten unmittelbar hervor in den ſich ausbildenden Glaubensbekenntniſſen des Chriſtenthums, und der Satan heißt bald überall der Fürſt der Welt. Mit dieſem Gedankengange erbten ſich hundert Traditionen in der Prieſterſchaft fort, wie dieſe böſen Mächte zu beherrſchen ſeien. Was wir beherrſchen, das iſt uns dienſtbar, was uns dienſtbar iſt, das wollen wir ausbeuten, — alſo iſt die Folge im Menſchengeiſte. Die Magie alſo, die Kenntniß geheimnißvoller Gewalten, ward wieder errichtet unter dem erlaubten Titel der Teufelsbeherrſchung und Teufelsaustreibung, und gegen Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war bereits eine ganz ausgebildete Theorie des Zauberweſens vorhanden, deſſen Adepten beſonders aufgeklärte Prieſter waren. Der ſogenannte „Hexenhammer," ein Criminalcodex, nach welchem man Hexen richtete, und aus welchem man ſich zu ſeinem Privatzwecke unterrichtete, iſt ein Zeugniß, wie ausgebildet und bis in's Einzelne ausgebildet dieſe Theorie damaliger Zeit war. Und es war dies Zauberweſen damals eines von jenen öffentlichen Geheimniſſen, deſſen Benutzung nur unter gewiſſen beſchwe-

renden Umſtänden beſtraft wurde. Der aufgeklärte italieniſche Clerus, welcher den Ton angab für Europa, machte aus ſeinen derartigen Neigungen gar kein Hehl, und Pomponazzi lehrte in Padua und Bologna öffentlich Magie, das heißt: die Wiſſenſchaft, das verſiegelte ſymboliſch magiſche Hieroglyphen- und Wunderbuch Natur zu entſiegeln. Die bibliſchen Wunder zum Beiſpiel ſchrieb er der natürlichen Magie zu, und die bizarrſten Vorſtellungen, wie man ſich in ein Thier verwandeln oder ſeinen Geiſt einem Thiere einhauchen könne, waren gäng und gäbe. Daß ſich Adam und Eva an der Schlange verſehen und dadurch den jetzigen Menſchenleib erhalten hätten, das war keinem Adepten zweifelhaft. Der Menſch ſei viel ſchöner geweſen, und die Schlange wohl auch. Wenigſtens habe ſie auch Hände und Füße gehabt, die ihr nun in die Haut eingewickelt ſeien wie einem Wickelkinde. Zur Zeit der Wiederherſtellung aller Dinge, und wenn wir erſt den vollſtändigen Höllenzwang gefunden, dann würde Alles wieder in ſeine ſchönſte Geſtalt zurückkehren. Tiefſinnige Gedanken alter und moderner Philoſophen waren in Beiſpielen

geläufig, wie die Vorſtellung vom Baſiliſk zeigt, der durch ſeinen bloßen Blick tödtet. Er tödte nämlich bloß durch die Begierde zu tödten, welche er in ſeinen Blick zuſammendränge, wie denn der philoſophiſche Gedanke, daß Gedachtes dadurch, daß es gedacht worden, auch zur wirklichen Exiſtenz gekommen ſei, ſchon von Plotin herab der magiſchen Wiſſenſchaft eigen war.

Wie mußte dies Alles einen von ſonſtigem Glauben entblößten, aber an Phantaſie und Verſtand reichen Mann wie Florentin locken, da er es halb verſchleiert und von den ſtattlichſten Prälaten hoch geachtet in Paris vorfand! Mit ſolch einem Glauben fand man ein Bedürfniß des Glaubens ab, deſſen man ſich doch dem ſtets gefürchteten Schickſale gegenüber nie ganz entſchlagen kann, und tauſchte doch nur einen Glauben ein, den man ſeinem Bedürfniſſe anmaß, den man erweiterte oder verengte, je nach Belieben! Florentin wurde ein eifrigſter Adept, um ſo eifriger, je neuer ihm dies Gebiet noch war, je tiefer er es verwachſen glaubte mit der Hierarchie. Und in dieſem erſten Stadium ſeines Glaubens fand er jetzt

den Raben bei Françoiſe, denſelben Raben, der ihr in der Abtei, das wußte er, ſo verhängnißvoll geweſen war. Der Rabe war von erſchrecklicher Wichtigkeit in aller magiſchen Kunſt! „Dr. Johann Fauſtens Miracul-, Kunſt- und Wunderbuch, oder der ſchwarze Rabe, auch der Dreifache Höllenzwang genannt, womit ich die Geiſter gezwungen, daß ſie mir haben bringen müſſen, was ich begehret habe, es ſei Gold oder Silber, Schätze groß oder klein, auch die Spring-Wurzel, und was ſonſt mehr dergleichen auf Erden" — dieſes wichtige Buch war in Frankreich und auch ihm bereits nicht bloß dem Titel nach bekannt, und mit Schauer floh er vor dem ihn erkennenden und verfolgenden Jacques durch die Tapetenthüre in die Franz-Gallerie hinaus.

Die Herzogin Louiſe von Angoulême bewohnte die abgelegenſte Seite des damaligen Schloſſes; Florentin hatte über einen Hofplan zu ſchreiten, welcher nach der jetzigen Stadtſeite zu die Wohnung des Königs begrenzte, und mußte dann durch einen kurzen, aber düſteren Bogengang hindurch, um in das von der Herzogin eingenommene Seitengebäude zu kommen.

Sie wohnte gern abgesondert, denn sie hatte immer besondere Dinge vor, welche die neugierigen Hofleute nicht sehen sollten. Sonst hätte man nicht gewußt, warum sie diesen ältesten und engsten Theil des Jagdhauses von Fontainebleau mit schmalen Fenstern und schmalen Gemächern sich auserwählt, der vielleicht schon von Ludwig dem Heiligen zur Herberge benutzt worden war, und der später in dem fünffach eingeschachtelten Gehäuse von Schlössern Fontainebleau's verschwunden ist.

Als Florentin eintrat, verabschiedete sie eben Bonnivet, welcher eine junge schöne Dame an der Hand führte. Bonnivet war es durchaus nicht anzusehen, daß er eben aus einem höchst unglücklichen Feldzuge, dessen übler Ausgang besonders ihm zugeschrieben wurde, heimgekehrt war; der heitre Leichtsinn war ihm eigen wie sonst, er küßte der Herzogin bedeutungsvoll die Hand wie ehedem, und fragte mit einem unnachahmlichen Seitenblick auf die junge Dame nach den Befehlen der ihm stets gnädigen Louise.

„Keinen Leichtsinn!" flüsterte diese rasch, als ob sie unmittelbar auf jenen Seitenblick antwortete, „der

Augenblicke ſind wenig und der günſtige will ergriffen ſein. Mein Sohn badet im rothen Pavillon, und er iſt am günſtigſten geſtimmt für das Geſuch dieſer Dame, wenn er im Begriff iſt, den Pavillon zu verlaſſen. Seid muthig, Madame, und ſprecht mit voller Hingebung. Adieu! Ihr mögt mir Bericht erſtatten, Bonnivet, ich gehe nicht aus vor Tafelzeit."

Als Bonnivet mit ſeiner Dame das Zimmer verlaſſen hatte, wendete ſich die Herzogin mit einem lange forſchenden Blicke zu unſerem jungen Prieſter. Sie ſprach nicht, als ob ſie gefürchtet hätte, durch Sprechen die Prüfung zu ſtören. Und der verſchmitzte Florentin hatte nicht ſo viel dreiſte Haltung des Auges, wie ſie Kraft der Herausforderung beſaß; er ſchlug es nieder und begann das Geſpräch gegen ſeine Abſicht. Denn von zwei Unterhändlern iſt derjenige im Nachtheile, welcher die Rede anfängt, auch wo es ſich nur um Abſchluß längſt beſprochener Dinge handelt.

„Die Frau Herzogin haben befohlen" — ſagte denn Florentin, um ihr wenigſtens ſolcherweiſe die erſten Schritte zuzuſchieben.

Nicht daß ich wüßte! entgegnete ſie lächelnd.

„Dann bitte ich um Verzeihung, denn es iſt dann ein Mißverſtändniß von Seiten des Herrn Kanzler, auf deſſen Einladung ich heute nach Fontainebleau und hierher gekommen bin!“

Habt Ihr Euer Beichtkind ſchon geſprochen? Ihr werdet ſie ſehr befriedigt gefunden haben von der neuen Koketterie, die ſie angewendet hat gegen meinen Sohn, und deren Erfindung ich Euch zuſchreibe, um weßwillen Ihr mich erſtaunt ſeht über Euren Beſuch.

Florentin fühlte nach dieſen Worten keinen Boden unter ſich. Françoiſe war alſo in voller Macht, und er ſelbſt, im Begriff, ſie zu verrathen, war im Begriff, eine Thorheit zu begehen. — Er ſtotterte ungeſchickt einige ablehnende Worte.

Die Herzogin hütete ſich wohl, ihn zu unterbrechen, und als er ſeine unvollſtändige Phraſe beendigt hatte, fühlte er wiederum den zudringlich prüfenden Blick auf ſich ruhen, und die Pauſe dehnte ſich wieder.

Ihr ſeid nicht unterrichtet, Herr Prälat, ſagte ſie darauf langſam, und kommt, mir Euren Rath anzu-

bieten! Ihr ſeid nicht entſchieden, welche Partei Ihr ergreifen ſollt, und kommt, Euch als mein Parteinehmer die Belohnung auszubedingen! — Laßt es gut ſein mit halben Worten. Ihr braucht noch Uebung, um damit zu täuſchen, Ihr braucht noch Uebung, nicht getäuſcht zu werden. Wenn die Gräfin wieder in voller Macht wäre, würde ich Euch, den Schwankenden, mit ſolcher Nachricht empfangen?

„Ich ſchwanke nicht mehr," — entgegnete Florentin, der ſich dahin gefaßt hatte, rein mit der Sprache herauszugehen, — „ſeit ich am Todestage der Königin die politiſche Unfähigkeit meines Beichtkindes geſehen, und ſeit ich in der Zukunft geleſen, daß ſie ungeſchützt vom Könige zu Grunde gehen werde!"

Ei, ſind Eure Bücher der Zukunft in ſo deutlicher Sprache geſchrieben?

„Ich ſchwanke nicht mehr, erlaubt, daß ich endige, ob ich ſie verlaſſen müſſe, denn ich diene nur dem, was Macht und Erfolg hat, und nicht dem Vergeblichen. Aber ich weiß noch nicht, wo ich die dauernde Macht an dieſem Hofe ſuchen ſoll."

So? Euren Mangel an Klugheit bedeckt Ihr mit

Unhöflichkeit. Vielleicht war dieſe Dame, welche eben mit Bonnivet hinwegging, vielleicht war ſie die Mächtige der Zukunft?

„Der Zukunft? Das iſt wohl möglich, aber einer Zukunft, die noch zwanzig Jahre Zeit hat, und das iſt Zukunft für den Schwärmer, nicht für uns.“

Was? Zwanzig Jahre! Das iſt wenigſtens originell, wenn es ſich bloß um Waffen der Jugend und Schönheit handelt! Ihr habt heute keinen guten Tag, Herr Florentin.

„Dieſe ſechszehnjährige Dame hat große Anlagen, aber ſie werden langſam reifen, und jetzt hat ſie nichts als den augenblicklichen Reiz der ſechszehn Jahre.“

Kennt Ihr ſie denn?

„Diana von Vreze war bei mir, ehe ſie nach Fontainebleau kam, und zwar ſchon vor acht Tagen, ehe ich das weltliche Schickſal meines Beichtkindes aufgegeben hatte. Ich hielt ſie aber für ſo ungefährlich, daß ich ihr ſelbſt dringend gerathen, hierher zu gehen, und daß ich ſie mit guten Rathſchlägen ausgerüſtet

habe, an den König zu kommen, dem Könige zu gefallen, den König zu bewegen.“ —

Hiermit war die Reihe der Ueberlegenheit an Florentin gekommen, er hatte das Geheimniß und die Maßregeln der Herzogin überholt. Ihr Stillschweigen war also jetzt von anderer Art, und als sie es enden wollte, winkte sie Florentin, einen Sessel einzunehmen und setzte sich selbst, indem sie sprach: Es ist Schade, daß eine sichere Uebereinkunft mit Euch so schwer, fast unmöglich ist!

„Sicher ist nur der Tod, und ich bin sicherer als die Mehrzahl der Menschen, weil ich mich keinen Leidenschaften hingebe, und die einzige Neigung, welcher ich nachhänge, von meiner Herrin befriedigt werden kann.“

Welche Neigung ist's?

„Eine hohe Stelle im geistlichen Regimente, zunächst eine bischöfliche.“

Und wer sie Euch verspricht, dem dient Ihr treu, bis Ihr sie habt?

„Wer sie mir verschafft, dem diene ich treu, so

lange er mir mit Wahrſcheinlichkeit eine höhere verſchaffen kann."

Und glaubt Ihr nicht, daß dies die Regentin von Frankreich könne?

„Gewiß glaub' ich's."

Und zweifelt Ihr, daß ich in wenig Tagen Regentin ſein werde?

„Nein."

Ihr habt alſo die Chimäre, daß Eure Gräfin ſo raſch und hoch erhoben werden könne, aufgegeben?

„Ich will ſorgen helfen, daß dieſe Hoffnung eine Chimäre geweſen!"

Iſt da noch Sorge nöthig? Ich begreife mich ſelbſt nicht, daß ich ſo überſpannte Furcht einen Augenblick habe berückſichtigen können. Mein Sohn ſelbſt hat mich poſitiv darüber beruhigt.

„Der König ſelbſt weiß noch nicht, wie der entſcheidende Moment auf ihn wirken wird, und was er Euch verſprochen, iſt um ſo unſicherer, wenn Eure vorige Bemerkung aufrichtig gemeint und die Liebesgewalt der Gräfin neue Gewalt errungen hat. Das kann nur dadurch geſchehen ſein, daß ſich die Koch-

ter der Foix energiſch erhoben, daß ſie die Hinopfe-rung Semblançay's als ein unwürdig Betragen gegen ſie, die ſtets beſchwichtigte Bittſtellerin, geltend gemacht, daß ſie Erſatz oder Trennung geheiſcht hat. In alle dem iſt der König des Irrthums und der Schwäche überwieſen; er ſieht ſie kräftiger als er geglaubt, und ſieht ſich in beſchämendem Fehl gegen ſie in Betreff Semblançay's. Er hat alſo gut zu machen, und ein Liebhaber, der gut zu machen hat, übertreibt immer, keine Entſchädigung iſt ihm groß genug, und hier liegt die größte Entſchädigung zur Hand, die Verleihung der Regentſchaft. Was der Nüchterne Chimäre nennt, das iſt dem in Leidenſchaft Befangenen das Willkommenſte, eben weil es über das Maß des Herkommens hinausragt. Rechnet dazu den Tod der Königin, der von unermeßlicher Wichtigkeit iſt für den Charakter und alſo für den Anſpruch der Gräfin. Dieſer Tod hat wahrſcheinlich zu Wege gebracht, daß ſie, die bis daher ſchüchterne Geliebte, das Haupt erhoben hat, und daß ſie es erſt nach dieſem Todesfalle gethan, muß dem Könige die vorhergehende ſchüchterne Hingebung doppelt im Preiſe ſteigern!

Meine gnädige Frau Herzogin, die Chimäre kann Euch bei dem weiblichen Sinne des Königs gefährlich werden, sobald noch irgend eine überspannende Gelegenheit hinzutritt, oder sobald wir nicht eine herabstimmende Gelegenheit herbeiführen."

Ihr müßt Euren Uebertritt werthvoll machen, Prälat.

„Das ist er auch, selbst wenn ich Euch nur abrathen wollte von dem Experimente mit der sechszehnjährigen Diana, welches Admiral Bonnivet ohne Zweifel vortrefflich leiten wird."

Und warum abrathen?

„Diese noch bedeutungslose Diana, welche sich ohne Widerstand hingiebt, wird im Könige keine andere Neigung erwecken, als wie er die flüchtig begangene Untreue der wahrhaft Geliebten beschönigen und vergelten könne durch blendende Zeichen der Ergebenheit."

Bei diesen Worten trat Bonnivet allein in's Zimmer, und sein launenhaftes Lächeln verkündigte, daß Alles wohl gelungen sei.

Erzählt! rief die aufſtehende Herzogin, dieſer Prieſter iſt mit uns!

„„Das Glück war äußerſt günſtig,““ ſprach Bonnivet mit Selbſtgefälligkeit. „„Florio hatte das Bad des Königs und den Spaziergang der Chateaubriant ſo paſſend einzurichten gewußt, daß der König eben aus dem Pavillon trat, als die Chateaubriant hinten aus dem Walde trat. Sie hat es alſo aus der Ferne geſehen, wie ich die ſchöne Brezé dem Könige zuführte, wie ſie ihm zu Füßen fiel und wie er ſie aufhob und in den Pavillon geleitete. Ich habe mir das Vergnügen gemacht, ihr den Zuſammenhang zu erklären, die Schönheit der liebenden Tochter Valliers, die gnädige Stimmung des Königs zu ſchildern, und ihr auf eine, ich ſchmeichle mir, intereſſante Weiſe auseinanderzuſetzen, warum die junge Dame denn doch ganz richtig am Ende vorgezogen habe, ihr Heil ſelbſt zu verſuchen für die Begnadigung ihres Vaters, ſtatt ſich länger auf eine unwirkſame Fürſprecherin zu verlaſſen. Solch eine Herzdame iſt aber einzig! Sie bittet für Semblançay, und er wird gehenkt,

ſie bittet für Vallier, und wir müſſen deſſen ſchöne Tochter zur Unterſtützung der Bitte herbeiholen.""

Ich fürchte, unterbrach hier die Herzogin mit erhobener Stimme den etwas geckenhaft ſich geberdenden Admiral, ich fürchte, Florentin, Ihr habt Recht, und wir haben einen thörichten Streich gemacht!

„Den gefährlichſten von der Welt," ſprach dieſer mit Nachdruck, „da er in ſo frivoler Weiſe die Tochter Vallier's gröblich bloßgeſtellt und die Gräfin auf die gerechteſte Weiſe entrüſtet hat. Das war eine paſſende Veranſtaltung, wenn es dem Könige darum zu thun war, eine läſtige Geliebte zu verabſchieden. Da aber ſeine Liebe für ſie in vollſter Kraft ſteht, ſo führt dieſe Scene unfehlbar zu nichts Anderem, als daß es ihn den leidenſchaftlichſten Scenen mit Françoiſe ausſetzt, Scenen, die mit überſchwenglichen Liebesopfern Seitens des Königs, Hand und Krone einbegriffen, endigen können."

Mein Gott, Bonnivet, Ihr habt ſeit einiger Zeit kein Glück! Eilt, und beſtimmt den König zu eiliger Abreiſe, damit er ohne Verſöhnung mit der Chateaubriant und ohne den Einfluß dieſer Verſöhnung

ſcheide und die letzten entſcheidenden Anordnungen treffe.

„„Aber ich verſtehe nicht““ —

Eilt, erfindet Nachrichten, laßt Marſeille gefallen, Bourbon vor Avignon angekommen ſein, macht, daß mein Sohn heut Abend reiſ't!

Hab' ich nicht Recht? fragte die Herzogin beſorgten Ausdruckes Florentin, als Bonnivet das Gemach verlaſſen; denn die Klugheit des Prieſters hatte ihr bereits durch dieſe Proben richtigſter Bemerkung eine Achtung eingeflößt, welcher ſie bereitwillig ihre eigene Fähigkeit unterordnete. Sie wich dem Manne, der klug und ſchön zugleich war, und Florentin war ſcharfſinnig und verwegen genug, vorherzuſehen, daß er auf dieſem Wege ſelbſt Regent von Frankreich werden könne.

Er küßte alſo feurig die dargebotene Hand, und öffnete all ſeine Kenntniſſe und Rathſchläge für glückliche Erledigung der bevorſtehenden Kataſtrophe. Und ſeine Kenntniſſe, täglich genährt durch die Mönchspoſt aus allen Theilen des Reiches, waren unſchätzbar in dieſem Augenblicke; denn er wußte, daß binnen vier-

undzwanzig Stunden wichtige und ganz unerwartete Bundesgenoſſen gegen die Gräfin in Fontainebleau eintreffen würden, Brezé und Chateaubriant. Deshalb billigte er den Plan, des Königs Abreiſe möglichſt zu beſchleunigen. Wenn die entrüſteten Seigneurs nur einige Stunden freien Zutritt im Schloſſe hätten, meinte er, ſo gäbe dies einen für den König ſo widerwärtigen und namentlich die Gräfin ſo bloßſtellenden Lärm, daß ihm der Gedanke einer Regentſchaft Françoiſens völlig verleidet und er nur darnach trachten würde, aus dieſem Chaos hinwegzukommen.

Und das Glück des Aberglaubens, das Glück der Verwegenheit war auch an dieſem Tage in beſter Laune! Während er noch ſprach, meldete man der Herzogin, welche bereits die nächſten Sorgen der Schloßwacht und Schloßherrſchaft verſah, daß die beiden Seigneurs in Fontainebleau eingetroffen ſeien, und daß der Hauptmann der Trabanten um Verhaltungsmaßregeln bitte über Zutritt oder Nichtzutritt dieſer Herren.

Man hindere ſie in nichts, und den Seneſchal Herrn von Brezé führe man zu mir, entgegnete ſie

und verabſchiedete den Diener. — Noch Eins! ſetzte ſie hinzu, Florio, Bonnivet's Diener, ſoll zu mir kommen.

Entwickelt mir, ſprach ſie hierauf zu Florentin, Eure Vorſtellungen, wie der Hergang im Einzelnen am beſten zu veranlaſſen ſei. Ich erkenne den Vortheil nicht, welchen Chateaubriant's Anweſenheit bringen kann, — Brezé iſt ein Hofmann und hat weder als Widerſtand noch als Förderung viel zu bedeuten, — aber es iſt mit Chateaubriant's Anweſenheit auch unmittelbare Lebensgefahr verbunden!

„Glaubt Ihr, daß die todte Françoiſe gefährlich ſei?"

Ach! —

„Da ſie nicht ſiegen konnte neben dem Könige, ſo erwartet ſie jedenfalls früh oder ſpät Jammer und Elend; ein raſches gewaltſames Ende iſt ihr eine Wohlthat."

Nicht doch, was kümmert ſie mich! Mein Sohn kann aber gefährdet ſein von der Brutalität des bretoniſchen Grafen!

„O nein! Nach alle dem, was ich höre, iſt

dieſer Seigneur zur Hälfte Polterer und ermangelt des nachdrücklichen Kerns. Er rächt ſich an ſeinem Weibe, das iſt Alles. Und wir können zuthun, daß er dem Könige nicht zu nahe komme."

Und der Hergang?

„Ich denke mir ihn ſehr einfach: die Gräfin, entrüſtet über den König, läßt dieſen um keinen Preis zu ſich, und erfährt nichts von der bevorſtehenden Abreiſe, wir aber laſſen den Grafen Chateaubriant zu ihr, und erwarten, was ſich zwiſchen ihnen begiebt."

Die Herzogin, belebt und geröthet durch die Verhandlung einer für ſie ſo wichtigen Intrigue, bat Florentin, ihr in ein kühleres Gemach zu folgen, und ſchritt ihm voraus, lächelnd und heiter.

Françoiſe war um dieſelbe Zeit in Verzweiflung. In Folge der Todestage der Königin und Semblançay's war unerwartet ein neues Leben in ihr Verhältniß zum Könige gekommen. Dem Aufſchwunge

ihres Charakters gemäß, welchen ſie an jenem Tage gewonnen hatte, war ſie, obwohl tief verletzt durch die Nichtbeachtung ihrer Semblançay'ſchen Fürbitte, zu ſtolz geweſen, auch nur ein Wort der Klage gegen den König auszuſprechen. Er dagegen, ſeines Unrechts ſich bewußt, und erniedrigt durch die ſtolze Haltung Françoiſens, hatte all die ſchönen Anlagen ſeines ritterlichen Herzens erregt gefühlt, hatte ſich dem Tadel gegen ſich ſelbſt mit der liebenswürdigſten Aufopferung hingegeben, hatte mit Uebertreibung und mit poetiſcher Erfindung ihr aufgezählt, was er Alles gegen ſie unterlaſſen, was er Alles gegen ſie begangen habe, war mit einem Worte hinreißend geweſen. Du ſollſt mir nicht vergeben, hatte er ſie unterbrochen, als ſie ſeinen Selbſtanklagen Einhalt thun wollte, Du ſollſt mir wenigſtens nicht ſogleich vergeben! Buße ſollſt Du mir auferlegen, ſtrenge und ſchwere, und erſt wenn ich ſie würdig ertragen, mögſt Du meine Bitte anhören und entſcheiden, ob ich wieder zu Gnaden aufgenommen werden könne an der Pforte des Semele-Zimmers!

Françoiſe war ſelig geweſen. Ihr Ideal zeigte

Bibl. Universitätsbibl. Leipzig

ſich gerechtfertigt, für Vergangenheit und Zukunft glaubte ſie nun zu wiſſen, alle Störungen ihrer Liebe ſeien nur äußerliche! Und der Aufſchwung ihres weiblichen Stolzes war ihr nun auch gerechtfertigt. Sie hatte wohl mitunter gezweifelt, ob er aus ihrem reinen Herzen, oder ob er nicht vielmehr aus eigennützigem, ihrer Liebe unwürdigem Triebe entſprungen ſei! Aber ſie ſah nun eine ſo ſchöne Wirkung deſſelben, ſie hörte vom Könige ſelbſt, daß dieſer Aufſchwung ihm ein prächtiges Glück ſei, das ihn vor Selbſtvergeſſenheit jetzt und in Zukunft bewahren ſolle Wie liebte ſie ſich deshalb, daß auch in ſchlimmer Lage und bei gewaltſamem Anſtoße, den ſie ſich ſelbſt gebe, nur Würdiges von ihr ausgehe! Und was iſt es ein Glück, ſich ſelbſt lieben, ſeinem Naturel, des Adels ſicher, vertrauen zu können!

Hätte nicht der König, dem Alles eine künſtleriſche Rundung erhalten mußte, mit Entſchiedenheit darauf gedrungen, von ihrer Huld mindeſtens eine Woche lang ausgeſchloſſen ſein zu müſſen, o, ſie hätte ihn ja feuriger als je in die Arme geſchloſſen bei jener nächtlichen Rückkehr nach Fontainebleau!

So war das Verhältniß geweſen bis zu jenem entſcheidenden Tage. Franz hatte bis zu dieſem Tage ſtreng Wort gehalten mit anſpruchloſer Befliſſenheit, und noch am Morgen dieſes Tages hatte er ihr ein zärtlich Billet geſchrieben in naiven Verſen Marot'ſcher Gattung, welche die Bitte ſchüchtern genug ausdrückten, ob er heute Abend nach der Tafel die Pforte des ſchlafenden Nymph befreit vom inneren Riegel finden, und ihr ſein reuiges Herz zu Füßen legen dürfe.

Die Ankunft Chimenens, welche Guernard vom Schloſſe Foix bis Fontainebleau begleitet hatte, war der Gräfin in ſolcher Stimmung ganz willkommen geweſen. Es drängte ſie, Jemand wohlzuthun. Sie vergaß ihr Mißtraun gegen das in der That unſchuldige Mädchen, welches mit ſchwärmeriſcher Neigung an ihr hing, und lieber zu ihr, die ſie immer zurückgedrängt, als heim nach Spanien gewollt hatte, da ihr Aufenthalt im Schloſſe Foix ſeit dem Tode der alten Gräfin unpaſſend geworden war.

Chimene, ein ſonſt verſchloſſenes, ſchweigſames Kind, drückte ihre Hingebung an Françoiſe ſo ſtark und innig aus, und zeigte ſich ſo gereift, daß Fran-

çoiſe eine Vertraute, die ſie bis daher nicht gehabt und freilich auch nicht entbehrt hatte, gefunden zu haben glaubte. Das überſchwengliche Glück drängt ja am Meiſten zur Mittheilung.

Daß König Franz aber am letzten Tage liebeheißer Erwartung, mit der es ſeinem Herzen innigſter Ernſt war, daß er an ſolchem Tage freche Untreue begehen konnte, wer erklärte es nicht aus der körperlichen Leichtfertigkeit ſinnlicher Männer, die am Schwächſten ſind, je länger ſie des Kuſſes ihrer Geliebten entbehrt haben, und je näher ſie die heiß erſehnten Küſſe der Geliebten vor ſich ſehen! Uebrigens muß zu des Königs Entſchuldigung bemerkt werden — wenn ſein, ſolcher Untreue ganz angemeſſenes Naturel der Entſchuldigung bedarf — daß Niemand mit Gewißheit hat behaupten können, König Franz habe Diana von Brezé in jenem Pavillon aufgenommen, wie Vonnivet es darſtellte. Man weiß nur, daß er ihr die Begnadigung ihres Vaters Jean von Poitiers, Grafen von St. Vallier an jenem Tage bewilligte, und man weiß nur, daß ſie ſich ſpäter der Umarmung eines Königs nicht abgeneigt zeigte. Den Namen ihres Ge-

mahls aufgebend, iſt ſie als Diana von Poitiers unwandelbare Lebensgefährtin Heinrich's des Zweiten, Königs von Frankreich geworden, welcher ein Sohn war Königs Franz. Ob ſie um deßwillen eine Umarmung dieſes Letzteren ſtets in Abrede geſtellt hat, da eine ſolche jeglichem moraliſchen Gefühle peinlich und dem Könige Heinrich doppelt peinlich ſein mußte, das iſt nicht zu entſcheiden. Françoiſe von Chateaubriant aber, welcher die Begnadigung Jean von Poitier's bisher verſagt worden, und welche unter ſolchen Umſtänden erfuhr, ſie ſei der Diana von Brezé bewilligt, Françoiſe, ſelbſt in leidenſchaftlicher Liebe, konnte nicht zweifeln an ſchreiender Untreue, und verbrachte die andere Hälfte jenes Tages in faſt beſinnungsloſer Verzweiflung.

Als der Tag ſich neigte und es dunkel wurde, lag ſie auf einem Ruheſitze in jenem Zimmer, welches an das Semele-Cabinet grenzte. Ihre Thränen waren verſiegt, aufgelöſ't hing ihr ſchwarzes Haar über das verweinte und von Schmerz entſtellte Geſicht, über die ſtürmiſch arbeitende Bruſt herab. Chimene, welche Bonnivet's giftigen Bericht unten im Garten mit an-

gehört hatte, war zu ihr getreten, und hatte um irgend etwas Tröſtliches zu ſagen, ihre Hand ergriffen. Aber jetzt war ihr, der Unglücklichen, wiederum gegenwärtig, was ihr in den Tagen des Glücks keiner Beachtung werth geſchienen hatte: daß ihr nämlich dieſe Chimene überall Unglück gebracht habe, überall! Entſetzt ſtieß ſie die Hand des armen und ihr ſo wohlwollenden Mädchens von ſich! Ach, und wir ſind alle ſo, und die tiefſinnigen Grübler weiſen uns nach, daß wir ein Recht zu dem Glauben an glückliche und unglückliche Hände neben uns haben. Denn der Rapport zwiſchen den Menſchen wirke ringsum in der Welt wie auf elektro-magnetiſcher Kette, und die zuſammen paſſenden Geſchöpfe förderten, die unpaſſenden verdürben einander das Schickſal.

Während deſſen klopfte es an der Thür, welche das Zimmer mit den andern Gemächern der Gräfin verband. Traurig ging Chimene hin um nachzuſehn; Françoiſe aber ſprang auf, eilte in das Semele-Cabinet hinein, und drückte den Riegel an der Tapetenthür, der übrigens vorgeſchoben war, wo möglich noch feſter in ſeine hemmende Lage. Nicht um die

Welt mochte ſie den Mann, welcher ihr Herz und ſeine eigene Liebe ſo arg verrathen, jemals wieder durch dieſe ihr bis dahin ſo reizende Thür eintreten ſehen.

In der That war es eine Nachricht vom Könige, welche Chimene im vorderen Zimmer gefunden hatte, die Einladung zu einem nächtlichen Gaſtmahle, und die Kunde, von dieſem Gaſtmahle hinweg mitten in der Nacht gehe der König zum Heere.

„Sage dem Diener, ich ſei krank — nein, nicht krank! Ich will nicht krank ſein, ich will ihm wenigſtens nicht ſelber ſagen laſſen, daß ich krank ſei um ſeinetwillen. Sage einfach, ich könne nicht! Sage, was Du magſt, es iſt nichts mehr zu verderben, das Leben iſt aus!“

Als Chimene die Thür öffnete, um hinaus zu gehen, ſtand Bude, der unterdeſſen angekommen, auf der Schwelle, und Françoiſe, die ſeiner anſichtig geworden, ſtürzte ihm entgegen, fiel an ſeine Bruſt und weinte bitterlich.

Bude ſuchte ſie zu beruhigen, aber er ſteigerte dadurch nur ihren Schmerz. —

„Ihr fragt nicht — ſchrie ſie auf — Ihr fragt nicht, warum ich weine? Ihr wißt es alſo, es iſt alſo öffentlich! Jedermann weiß es! O Barmherzigkeit!“

Nein, liebe Gräfin, nein, es iſt nicht öffentlich! Bonnivet, dem es ein Vergnügen iſt, mich zu kränken, und der Euch abgeneigt iſt, weil Ihr Euch niemals ihm geneigt bewieſen habt, Bonnivet hat es mir mit ſeiner gemeinen Schadenfreude zugeflüſtert. Françoiſe, höret den König! Es iſt wahrſcheinlich nicht wahr, es iſt wahrſcheinlich nur eine Kriegsliſt Eurer Gegner, um Euch wenige Stunden vor der Abreiſe des Königs mit dieſem zu entzweien, damit er keinerlei Anordnungen für Euch treffe während ſeiner Abweſenheit. —

„O guter Pudé, ſo iſt es nicht. Mit meinen eigenen Augen hab' ich ſie zu ſeinen Füßen geſehen unten vor dem Pavillon! Er erfuhr ihre Bitte, er ſah ihr Flehn, er kennt die Angelegenheit Jean von Poitier's bis auf die geringſte Nebenſache — was braucht er ſie in den Pavillon zu führen, wenn nicht

— geht, geht, laßt mich allein! Es tödtet mich davon zu reden!“

Ich gehe zu ihm und dringe auf Wahrheit!

Damit entfernte ſich Budé nach der Seite, von welcher er gekommen war, und Françoiſe lag wieder regungslos und vor ſich hinſtarrend auf dem Ruheſitze. Es war allmählig ganz dunkel geworden, Chimene, nicht ſowohl verletzt als traurig, kam nicht wieder zu ihr, die Gräfin blieb eine lange Zeit allein im finſtern Gemache, deſſen hohe Fenſter erſt oben am Geſims leiſe gefärbt wurden vom aufgehenden Monde. Der Mond kam immer ſpäter in die Gemächer von Fontainebleau, weil er erſt den hohen Wald zu überſteigen hatte. Ach, dieſe beneidete Gräfin, welcher die politiſchen Zuſchauer nach Claude's Hintritte die Krone Frankreichs zutheilten, ſie war die unglücklichſte Creatur im königlichen Luſtſchloſſe Fontainebleau. Sie dachte nichts, die Gedanken fuhren kreuzweis wie Schwerter in ihrem Sinne umher, und vernichteten einander, ſie empfand nur, und ſie empfand nur Schmerz. Da — was begegnet ihr? — da weicht mit einem Male das Zittern aus ihren

Gliedern, ſie ſpannen ſich, und der ganze Körper ſpringt auf, geſpannt horchend. —

Der Tritt des Königs iſt es, der eiligſt über die Franz-Gallerie ſchreitet, und den ſie erkennt, ach ſo genau erkennt. Jetzt iſt er am ſchlafenden Nymph, er drückt an der Feder, umſonſt! — er rüttelt, umſonſt! — Da ruft er, und durch die Spalte kommt ihr deutlich die Stimme zu, der Name, den er ruft, ihr Name, Françoiſe!

Wunderbar war ſie anzuſchaun bei dem ſchwachen Monddämmer, der ſich allmählig im Zimmer verbreitete: vorgebogenen Leibes, den nur ein leichtes weißes Gewand dürftig verhüllte, vorgeſenkten Armes, der eine ſchöne Linie bildete von der länglichen, glänzenden Schulter herab, die kleine Hand zur Fauſt geballt, das Auge blitzend, man weiß nicht, ob von Zorn allein, der Körper leiſe, kaum merklich bebend! Wer aber das Antlitz deuten konnte, auf welches mehr und mehr ein blaſſer Rückſchein des Mondſchimmers fiel, dem wurde es offenbar: dieſe ſchmerzlichen Linien um den Mund ſie verrathen mitten durch allen Zorn hindurch die unzerſtörbare Liebe, und wenn der König

noch mehrmals ruft, ſo ſiegt die Liebe, und Françoiſe öffnet; — der König wiederholt ſeinen Ruf, und pocht dabei an die Thür! Dies Pochen verletzt ſie, ihre Augenbrauen ziehen ſich zuſammen, das Beben der Glieder erſtarrt zur Unbeweglichkeit. —

Da öffnet ſich die Thür zu den innern Gemächern, und Guernard leuchtet mit Kerzen Florentin voraus, der ungemeldet hinter ihm eintritt. Die Gräfin ſchreit auf, und bedeckt ſich das Geſicht mit den Händen: „Hinweg mit den Kerzen! Sie zerſtören mir das Augenlicht!“

Florentin hatte nichts dagegen, im Mondesdämmer mit der Gräfin allein zu ſein, obwohl ihn nichts weniger als Liebesgedanken daher führten. Einmal zur Parteinahme gegen ſie getrieben, hatte er nur raſche, entſcheidende Mittel vor Augen, und er hatte Viel erfahren und Viel vorbereitet in der letzten Viertelſtunde: zuerſt die Nachricht, es ſeien nicht bloß Bonnivet's erkünſtelte Beſorgniſſe vorhanden, um den König noch in dieſer Nacht zum Heere zu rufen, ſondern Brion ſei eingetroffen von Lyon mit der beunruhigenden Kunde über die Fortſchritte der Feinde,

über die unerläßliche Nothwendigkeit, daß der König ſelbſt in Lyon, dem Sammelpunkte eines neuen Heeres, erſcheine, wenn dieſes Heer überhaupt zuſammen komme, und wenn der Adel in Beaujolais, Bourbon und der Auvergne nicht offen auftreten ſolle für den heranrückenden Konnetable.

Daß der König alſo ſcheide, war nicht mehr zweifelhaft; daß er vor ſeiner Abreiſe ferner durch einen nun öffentlich ausgedrückten Machtſpruch die Regentſchaft beſtimmen werde, war ebenfalls gewiß: die Feierlichkeit und das Bankett waren bereits angeſagt. Daß man in Betreff der Gräfin des Ausgangs nicht ſicher ſei, ſobald noch eine Viertelſtunde übrig bleibe zur Verſöhnung zwiſchen zwei Liebenden wie Franz und Françoiſe, das war dem Prieſter nur allzu deutlich, ſeit er im Vorübergehen wenige Worte einer Scene zwiſchen dem Könige und Bonnivet angehört hatte. Es waren noch nicht fünf Minuten verfloſſen, ſeit er durch die offenſtehende Thür jene Worte gehört, und des Königs furchtbare Stimmung daraus erkannt hatte, furchtbar gegen Bonnivet, furchtbar für alle die, welche mit all ihrem Heile an die

Regentſchaft der Herzogin gefeſſelt waren. Der König nämlich zeigte ſich unterrichtet von der Mittheilung und Deutung, welche Bonnivet der Gräfin über das Rendezvous mit Diana gemacht, wahrſcheinlich war er im Augenblicke vorher durch den von der Gräfin kommenden und noch neben ihm ſtehenden Budé unterrichtet worden, er war purpurroth vor Zorn geweſen und hatte die Hand an den Degen gelegt, als wolle er Bonnivet über den Haufen ſtoßen. —

Er wird nun zu ihr dringen, hatte Florentin weiter eilend gedacht, er wird ſie, verſöhnt oder nicht verſöhnt, auf den Thron ſetzen, um ihr einen außerordentlichen Beweis ſeiner Neigung zu geben, und wenn dies nicht verhindert oder in gefährliches Zuſammentreffen anderer Art verwandelt werden kann, ſo iſt die Schlacht für uns verloren!

Alſo denkend war er durch die Vorzimmer geeilt, um über Hof und Garten — denn es gab außer durch die Franz-Gallerie keine andere unmittelbare Verbindung mit den Gemächern, die Françoiſe bewohnte — in die Wohnung der Gräfin zu dringen und dieſe zu ſtimmen und dergeſtalt unnahbar zu ma-

chen, wie es ihm paſſend erſcheinen würde. In den Vorzimmern hatte er Florio angetroffen, mit welchem er ſchon bei der Herzogin den Hauptſchlag der Intrigue einzeleitet, und hatte ihn beauftragt, nach Verlauf einer Viertelſtunde an's Werk zu gehn, denn nach Verlauf einer Viertelſtunde werde die Tapetenthür am Semele-Cabinet geöffnet, das heißt zum Oeffnen außgeriegelt ſein.

Florio nämlich, deſſen Verſchmitztheit in wenig Worten ein hinreichender Ueberblick im Zimmer der Herzogin gegeben worden, hatte es übernommen, den Grafen Chateaubriant durch die Franz-Gallerie' an die Tapetenthür, durch die Tapetenthür in die Gemächer der Gräfin einzuführen, wenn ihm von Herrn von Breze's eigener Handſchrift ein Zettel ausgeſtellt würde, des Inhalts: „Vertraue dieſem Manne, er iſt auf unſerer Seite."

Dieſen Zettel hatte der Seneſchal auf die Verſicherung der Herzogin, er ſolle nur dafür dienen, den Grafen in die Gemächer ſeiner Frau zu bringen, ausgeſtellt, beſonders da man hinzuſetzen konnte, das Verhältniß zwiſchen dem Könige und der Gräfin ſei

in dieſem Augenblicke dermaaßen zerſtört, daß die perſönliche Erſcheinung des Grafen Chateaubriant bei ſeiner Frau wahrſcheinlich hinreichend ſein werde, dieſe zur augenblicklichen Rückkehr mit ihm nach der Bretagne zu veranlaſſen.

Mit dieſem Zettel und einer Maske vor dem Geſichte, welche bei ſo gefährlichem Dienſte nicht auffallen konnte, und welche wegen des früheren Zuſammentreffens zwiſchen ihm und Chateaubriant dem Italiener nöthig ſchien, hatte dieſer Florio es übernommen, den bretoniſchen Seigneur anzutreten, ſobald ihm Florentin den Zeitpunkt bezeichnen würde und ihn an Ort und Stelle zu führen. Der Tod der Königin, die bevorſtehende Abreiſe des Königs und die damit verbundene Regentſchaftsernennung hatte eine große Menge Seigneurs nach Fontainebleau geführt, und Graf Chateaubriant konnte ſich wohl von irgend einem derſelben eines ſolchen Freundſchaftsdienſtes verſehen, und es auch begreiflich finden, daß ein Edelmann die Hand böte zur Schlichtung eines den Haus- und Landesfrieden ſtörenden Verhältniſſes, ohne doch dafür ſeine perſönliche Mitwirkung offenen Geſichtes einge-

ſtehen zu wollen. Es bedurfte alſo nicht einer übergroßen Courage Florio's zur Uebernahme dieſes Auftrags, und ſeigneurmäßig aber unſcheinbar gekleidet, machte er ſich alſo flugs nach Florentin's letzter Ordre auf, den Grafen Chateaubriant aus einem der Sommerhäuſer, welche ſeit einigen Jahren für Unterkunft fremder Herren nahe am Schloſſe entſtanden waren, rufen zu laſſen, und ihm mit halber Stimme, geſtützt auf den Empfehlungszettel, ſeinen Dienſt anzutragen.

Er war vorſichtig genug, ſeinen Herrn, den der König eben verlaſſen hatte, von dem zu unterrichten, was vorgehn ſolle, und dieſer, obwohl voller Wuth über den ſchmählich ausgedrückten Zorn des Königs, war doch Günſtling genug, dieſe Gelegenheit für einen dem Könige wahrſcheinlich nothwendigen Dienſt zu ergreifen. Denn er hatte geſehn, daß der König von ihm hinweg ſeinen Weg gegen die Franz-Gallerie hin genommen, und ſetzte voraus, da er ſoeben von Florio die Exiſtenz der Tapetenthür erfuhr, der König ſei zur Chateaubriant geeilt, und es könne ſich ein gefährliches und ihm, dem Bonnivet, doch willkom-

menes Zuſammentreffen zwiſchen dem Könige und dem Grafen Chateaubriant ereignen. Willkommen, denn es ſetze den König in einige Gefahr und in ſichre Verlegenheit, ſtrafe ihn alſo auf der Stelle für ſeine Schmähung gegen Bonnivet, und es gebe ferner Gelegenheit für Bonnivet, ſich unerwartet und höchſt erwünſcht für den König dienſtbar und hilfreich zu erweiſen.

Dies Alles bereitete ſich vor, als Florentin bei der Gräfin eintrat.

Da mit dem Verſchwinden Guernards, der die Lichter wieder mit ſich nahm, eine Pauſe eintrat, ſo hörte er das wiederholte Rütteln an der Tapetenthür. Vermuthend dies ſei der König und eines Vorwandes bedürftig, hinaus an den Riegel zu kommen und dieſen für die ſpätere Ankunft des Grafen Chateaubriant zurück zu ſchieben, ergriff er dieſe Veranlaſſung und trat in das Cabinet, indem er leiſe zu Françoiſe ſprach:

„Du wirſt ihn doch nicht ſehen wollen, nachdem er ſich ſo unwürdig betragen?!“

Um Gotteswillen nicht! Um Gotteswillen laß den Riegel unberührt!

„Sei ohne Sorge; ich will die Thür unterſtützen,
ß ſie nicht einer Gewaltſamkeit weiche."

Und ſo trat er hinauf dicht an die Thür, ſein
hr daran lehnend und horchend, ob der König ſich
tferne, während Françoiſe, über des Prieſters Ab-
ht beruhigt, in das größere Zimmer zurückgegangen
ar. — Er hörte den ſich entfernenden und ſchal-
den Schritt des Königs, welcher nach der gegen-
erliegenden Flügelthür der Gallerie ſich verlor, und
Florentin vernahm, daß dieſe Flügelthür in's
hloß geworfen wurde, da zog er leiſe den Riegel
f, und ging zurück in's Zimmer der Gräfin. Eine
chmalige Rückkehr des Königs war ihm unwahr-
einlich, und das Ziel der Ueberredung, welche er
hatte, glaubte er nun dahin ſtecken zu müſſen, daß
unverträglich mit der Würde Françoiſens ſei, in
nächſten Zeit öffentlich zu erſcheinen. Daß damit
r der heutige Abend und die einbrechende Nacht
neint ſei, brauchte nicht erwähnt zu werden. Für
Fall, daß Françoiſe die ſo nahe bevorſtehende
reiſe des Königs ſchon erfahren hatte oder noch
ihr, durfte ſeines Erachtens nur das unverzeih-

liche Betragen des Königs in grelles Licht geſtellt werden. Er ſetzte alſo in ſeiner Anrede die Untreue des Königs und die ſkandalöſe Oeffentlichkeit derſelben am heutigen Tage wie eine unzweifelhafte Sache voraus, und fügte die Frage hinzu, was die Gräfin in ſolcher zum Aeußerſten geſteigerten Lage zu thun gedenke?

Françoiſe ſchwieg. Sie lag mit dem Haupte auf der Lehne des Ruheſitzes, und der ſinnliche Prieſter ſah mit Neid und Lüſternheit auf den ſtolzen Nacken, der von dem unterdrückten Schluchzen der armen Frau zu zucken ſchien. Mit Neid, weil er dieſe junge, kräftige Schönheit mit der welkenden Louiſen's von Angoulême verglich. Die Hoffnung tauchte ihm wieder auf, welche er in der Geneſeven-Abtei ſo raſch hatte aufgeben müſſen, und er fing an zu bedauern, daß er dem roben Grafen die Bahn geebnet — vielleicht könnte er die zerſchmetterte Frau, wenn ſie heute noch einige Stunden vom Könige getrennt gehalten wurde, dahin bewegen, hinter Kloſtermauern von Neuem eine Zuflucht zu ſuchen, und vielleicht gelänge es ihm mit der Zeit —

Aber er unterbrach ſeinen eigenen Gedankengang; denn die Zeit der Einwirkung war ihm karg zugemeſſen.

„Françoiſe" — hob er feierlich an — „was beſchließeſt Du für Deine Zukunft?"

Françoiſe ſchwieg.

„Ich habe das Unglück gehabt" — fuhr er fort — „bei dem Eintritte in Deinen jetzigen Lebenskreis wirkſam geweſen zu ſein; ich werde Zeitlebens daran büßen. Aber ich that's, weil ich einen großen Wirkungskreis Dir geöffnet glaubte, und weil man ein Unrecht gegen Einzelne wohl begehen darf, um große Zwecke zu fördern. Es iſt anders geworden: Du haſt Deinen Gatten gefährlich verletzt, haſt alle häuslichen Pflichten hinter Dich geworfen, haſt das Aergerniß der Geſellſchaft aufgeweckt, haſt durch übles Beiſpiel unberechenbar geſchadet, und — haſt für alle das keinerlei Erſatz geboten. Du haſt Deine Aufgabe nur als eine Aufgabe Deiner perſönlichen Neigung, Deines perſönlichen Vortheils angeſehen, und haſt nicht der Kirche, nicht dem Staate, nicht einmal unglücklichen Bittſtellern irgend einen Vortheil, irgend eine Hilfe zu verſchaffen gewußt: ja, in dieſer be-

ſchränkten, in dieſer eigennützigen Auffaſſung Deiner Lage haſt Du ſogar die Sicherheit und Dauer Deines perſönlichen Verhältniſſes ganz und gar nicht zu ſchützen verſtanden. Françoiſe, Du biſt Deiner Aufgabe nicht gewachſen! Wo man keine Tugend ſucht, da erwartet man wenigſtens Klugheit, wo man weder Tugend noch Klugheit findet, da erwartet man wenigſtens Glück, das beſchwichtigende Glück der Welt! Nichts von alle dem iſt hier vorhanden; — was iſt nun allein noch übrig, um vor dem gemeinen Looſe der Gedankenloſigkeit zu bewahren? Der Stolz, Françoiſe, der Stolz allein! Habe ihn! Wiſſe zu endigen! Nie ſehe dieſer König Dein Antlitz wieder, und kein gleichgültiger Zuſchauer ſei im Stande, Dir ſein lächelndes Bedauern auszudrücken. Hier iſt meine Hand, um dieſem Stolze, welcher Dir Noth thut, behilflich zu ſein! Ich führe Dich von hinnen in eine ſtille Verborgenheit, wohinein kein Ton dringen ſoll, kein Hauch dieſer für Dich vergifteten Welt! Ergreife meine Hand! Je früher Du fliehſt, deſto edler, deſto leichter iſt Deine Flucht!“

Françoiſe hatte ſich erhoben, und ſie ſchien bereit,

ſich mit ihm nach der Thür zu wenden, welche durch ihre Gemächer hinausführte in's Freie; aber wer möchte entſcheiden, welche Regung in ihr die vorherrſchende geweſen ſei bei jener Wendung nach der Thür! Ihr Stolz war allerdings aufgeregt, aufgeregt ohne Florentin's Rede; der trotzige Gedanke, ſich raſch und für immer dem unwürdigen Geliebten zu entziehen, dieſer Trotz war ihr willkommen; — aber auch der andere Pol magnetiſcher Kraft zog ſie nach jener Thür! Sie hörte Tritte, Geräuſch, unverſtändliche Rede, ſie ſchrie auf — denn der König trat aus jener Thür in ihr Zimmer. Von der Tapetenthür abgewieſen war er über den Hof geeilt, um durch den äußeren, öffentlichen Eingang zu ihr zu dringen, und an Guernard wie an Chimene haſtig vorübereilend war er unaufhaltſam bis in das letzte, ihm wohlbekannte Gemach geſchritten.

Als Françoiſe aufſchrie und zurücktrat, wollte er ſie ergreifen; aber Florentin, der alle bisherigen Bemühungen auf's Spiel geſetzt ſah, ſtellte ſich verwegen zwiſchen ihn und ſie und ſprach: „Sire, dieſe Dame

gehört von heute an der Kirche und will von keinem weltlichen Arme mehr berührt sein!"

Du bist von Sinnen, Priester! Françoise!

Françoise schwieg, aber sie erhob abwehrend ihren Arm, und es lag ein Ausdruck in dieser Bewegung, der so Zorn wie Abscheu ausdrücken konnte, ein Ausdruck, welchen der König niemals an ihr erfahren hatte.

Des Königs Verrath an ihrer Liebe und Florentin's Rede hatten die gewaltsamsten Entschlüsse in ihr aufgeregt. Bei der ersten Nachricht durch Bonnivet war sie betäubt worden; es hatte ihr solch eine Untreue, solch eine rohe Untreue unmöglich geschienen, und doch hatte sie nach so greller Anzeige keine sichere Kraft zum Zweifel gehabt. Das liebende Herz hatte indessen bald die Oberhand gewonnen, und hatte ihr zugeflüstert, eben weil die Untreue so roh wäre, sei sie unmöglich oder sie sei — so sophistisch ist ein der Liebe bedürftiges Herz! — von keiner Bedeutung. Budé hatte diese Beschwichtigung, welche ein furchtsames, unerfahrenes Herz sich zurechtlegen wollte, ganz ihrem Bedürfnisse gemäß in einen leidlichen Zu-

ſtand eingewiegt, und wenn der König zu ihr gedrungen wäre vor Florentin's Ankunft, ſo hätte er ſie wahrſcheinlich beruhigen können, ja ſie hätte ihm vielleicht ſogar verziehen, wenn er ihr eine gedankenloſe Untreue der Sinne eingeſtanden hätte. Jetzt aber war durch Florentin's Wendung des Geſichtspunktes Alles in ihr verändert, jetzt war aller Gegenſatz der Liebe in ihr aufgeregt, der Zorn loderte, der Haß, bis dahin unerhört in ihrer Seele, erhob ſeine Alles übertäubende Stimme, und es war in dieſem Augenblicke keine Verſöhnung möglich.

Der König vermochte entweder im unſicheren Mondesdämmer nicht, ſolche Stimmung im Antlitze einer Frau zu erkennen, welche ihn bis dahin ſtets hingebend geliebt hatte, oder der Gedanke an die Möglichkeit ſolcher Stimmung lag ſeinem hochmüthigen Sinne überhaupt zu fern, kurz er verſah ſich in ſeiner Geliebten durchaus nicht einer auf's Aeußerſte getriebenen Gegnerin, und veranlaßte durch eine ſeiner unwiderſtehlich befehlenden Handbewegungen, welche die Schulter des Prieſters ſtreifte, dieſen Prieſter, ſeine trennende Stellung zwiſchen ihm und der Gräfin zu

verlaſſen und ſich nach der Thür zurückzuziehen. Eine zweite Handbewegung nöthigte ihn, der doch den unmittelbaren Zorn des Königs nicht auf ſich ziehen mochte, aus der Thür zu weichen und das Paar allein zu laſſen. Komme was mag! dachte der weichende Kleriker, welcher bei einem jähen Tode des Königs eine lange Regentſchaft der Herzogin nicht ungern vorausſah.

Sobald er hinaus war, eilte der König auf Françoiſe zu, und war des Glaubens, als dieſe ihm eben ſo haſtigen Schrittes entgegenkam, die Scene der Ausſöhnung beginne mit jener leidenſchaftlichen Umarmung, welche dergleichen Scenen zu ſchließen pflegt. Wie war er erſtaunt, als Françoiſe ihm den Dolch, welchen er neben dem Schwerte an der Hüfte trug, aus der Scheide riß und einen Schritt zurücktretend ihm die im Mondeslichte blitzende Waffe entgegenhielt mit dem Ausrufe:

„Es iſt Dein Tod, Verräther, wenn Du es wagſt, auch nur den Saum meines Gewandes zu berühren!“

Françoiſe! war das einzige Wort, welches der

wirklich erſchrockene König hervorbrachte. Er ſtand wie eingewurzelt, und bedurfte einer minutenlangen Sammlung für eine weitere Frage.

Ehe er dieſe ausgeſprochen, hörte er die Tapetenthür des Semelekabinets öffnen, hörte er den ſporenklirrenden Tritt eines Mannes, ſah er eine lange dunkle Geſtalt hinter Françoiſe eintreten. — „Wer iſt da?“ ſchrie er auf und zog ſein Schwert.

Chateaubriant! ſchrie Françoiſe, welche ſich entſetzt von dieſen Schritten wie von der Annäherung eines Geſpenſtes umgewendet hatte nach einer Seite, die ihres Wiſſens für einen Menſchen unzugänglich war. Sie ſchrie's mit einem gellenden Laute, und der Dolch fiel dabei aus ihrer Hand klirrend auf den Fußboden. Mit emporgehobenen Armen blieb ſie wie erſtarrt ſtehen, ihre Augen drängten ſich aus den Höhlen, als ob ſie mit aller menſchlichen Kraft des Sehens unterſcheiden wollten, ob es das Geſpenſt oder der irdiſche Leib ihres Gemahls ſei, ihr Mund war halb geöffnet, keine Miene, keine Fieber zuckte an ihr. — Da ſah ſie, daß auch er das Schwert zog, da hörte ſie die ihr, ach ſo traurig! wohlbekannte Stimme:

„Chateaubriant, der Euch zu richten kommt, Ehebrecher!“

Und mit einem herzzerſchneidenden Wehrufe ließ Françoiſe ihre Arme und ihr Haupt ſinken, ohne einen Schritt zu weichen. Tödtet mich, ſagte ſie nach der Pauſe einer Sekunde, und ſagte es mit ſchwacher, aber deutlicher Stimme, tödtet mich, Chateaubriant, und Ihr werdet wohlthun Euch und mir!

Als König Franz in dieſem Augenblicke das Schwert Chateaubriant's ſich erheben ſah, trat er eiligſt vor und ſtellte ſich, das ſeine ausſtreckend, zwiſchen Françoiſe und den Grafen, ſprach aber kein Wort. Er hatte gleich nach dem Eintritte Chateaubriant's die Sammetmaske, welche er im Bruſtkleide getragen hatte, vor das Antlitz geſteckt, theils aus ritterlicher Achtung für die Dame, bei welcher er betroffen wurde, theils aus dem ihm eigenthümlichen ritterlichen Uebermuthe, welcher in Sachen der Galanterie Niemand hindern wollte, ſich an ſeine Perſon zu halten. Es konnte Chateaubriant nichts erwünſchter ſein, als mit dem Schwerte gegen einen Mann einzudringen, der ſich nicht als ſein König und Le-

hensherr ihm gegenüberſtellte, ſondern als einfacher Edelmann. Dennoch überfiel ihn die eingeborene Scheu des Vaſallen vor dem Lehensherren, und als ob er dieſe beſchwichtigen wollte — denn er erkannte die Geſtalt des Königs vollkommen —, rief er noch, als ſich ſchon ihre Degen kreuzten:

„Françoiſe von Chateaubriant, iſt dies der Verräther?“

Françoiſe ſchwieg einen Augenblick und ſagte dann mit feſter Stimme: Es iſt der Verräther!

Dies war das Signal zu einem Kampfe, der bei dem unſicheren Mondlichte und in einem mit den hohen Seſſeln und langen Tiſchen damaliger Sitte angefülltem Gemache nicht regelmäßig, aber leicht mörderiſch werden konnte, und in welchem gleich nach den erſten Paraden und Wendungen der Graf im Nachtheile erſchien, weil er mit der Räumlichkeit unbekannt und dem Könige an Geſchicklichkeit in der Fechtkunſt nicht gewachſen war.

Die Gräfin war Anfangs, als gehöre ſie nicht zu dieſer Welt des blutigen Zwiſtes, unbeweglich ſtehen geblieben wie eine bewußtloſe Klippe im Meere, um

welche herum ſich die Wogen brechen. Nach jenem jähen Anlaufe, welchen zum erſten Male Zorn und Haß in ihrem Herzen genommen hatten, war ſie aufrechtſtehend beſinnungslos geworden, oder vielmehr es hatte ſich eine Vergeſſenheit alles Irdiſchen ihrer bemächtigt, daß ſie wie ein gleichgültiger Zuſchauer inmitten eines Kampfes bleiben konnte, der ſich ſo dicht um ſie her bewegte, daß Arme und Schwerter oft an ihrem Gewande hinſtreiften. Sie ſah und hörte nicht nach außen, ſie hatte ein Geſicht in ihrer inneren Welt, das all ihre Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm. In der Genofevenabtei ſah ſie die Gräfin Françoiſe ſchlafen im Mondenſcheine, und bei ihr ſtand die alte Gräfin Foix, die ſtrenge, ach die lieblos geſcholtene Mutter, und ſie ſprach langſam der Schläferin in's Ohr: Du wirſt nirgends Ruhe finden, weil Du all Deine Pflichten verlaſſen haſt, um Deiner Luſt nachzugehen; der Mann, dem Du Dich hingiebſt, wird Dich lachend verrathen und wird Dein Herz mit dem unſauberen Dampfe des Rachegefühls erfüllen, und Du wirſt die Menſchen zu gegenſeitigem Morde treiben, und wirſt elend ſterben eine von

Gott, von der Hoffnung und jedem tröſtlichen Gefühle verlaſſene Kreatur.

Dieſe Stimme des Inneren wurde aber hier unterbrochen, weil ſie übertäubt ward durch den dröhnenden Fall eines der Kämpfer, ein Fall von ausgeſtoßener Verwünſchung begleitet, und durch das aufklirrende Schwert ſo verſtärkt, daß Françoiſe dadurch in die ſie umgebende Welt zurückgebracht wurde, und daß ſie, entſetzt über inneren und äußeren Graus, aufſchrie und entfloh.

In dem Augenblicke, da dies geſchah, trat auch, von der Gräfin indeſſen unbeachtet, durch das Semelekabinet ein neuer Kämpfer ein mit blankem Schwerte und mit dem Rufe: „Hierher, Bretone, hierher mit dem Schwerte der Felonie!“

Dies war Bonnivet, welcher in der Franzgallerie das Klirren der Schwerter gehört und für nöthig erachtet hatte, ſeinem Herrn beizuſpringen. Der König aber fand dies Nachſchleichen und Beiſpringen ſehr vorwitzig, und ſagte dem Günſtlinge, der ſeinen ſchwarzen Tag zu haben ſchien, unſaubere Worte. Der

König nämlich war aufrecht und Chateaubriant lag am Boden, regungs- und lautlos.

Als König Franz ſeinen Degen einſteckte und nach der Franzgallerie hinausſchritt, ohne ſich des Geringſten um den erlegten Gegner zu kümmern, wagte Bonnivet, der im dämmrigen Gemache nirgends, auch nicht am Fußboden den Gegner des Königs entdecken konnte, eine beſcheidene Anfrage, ob Chateaubriant entflohen ſei —?

„Woher weißt Du, daß es Chateaubriant war?"

Durch Florio, der ihn hergeführt, entgegnete zögernd Bonnivet, der in der Haſt eine Kenntniß verrathen hatte, die er in der Beſonnenheit nicht gezeigt hätte, der aber, einmal ſo weit, die Wahrheit für zweckmäßiger hielt als eine ſchwer zu ſchürzende Lüge.

„Woher weiß Florio dieſe Thür? Und wer hat ihn beauftragt, den Grafen hier einzuführen?"

So viel ich weiß, Eurer Majeſtät Mutter.

„So viel Du weißt? Als ob Du nicht wahrſcheinlich Alles wüßteſt, da Du ſelbſt hier im Finſtern herumgekrochen und mir beigeſprungen biſt wie einem Pagen, der ſeinen Degen noch nicht feſthalten kann.

Segne Dein Geſchick, daß er geworfen war, ehe Du neben mir warſt — und laß Dich nie wieder in einer Intrigue meiner Mutter betreffen, in einer Intrigue, welcher ich nicht ſelbſt wildfremd bin. Hierbei bin ich ſelbſt ein genarrter Theil.“ —

Mein König! —

„Laß! loi de gentilhomme, ich ſehe nun ein, daß ich in einem Labyrinthe umhertappe, und doch habe ich wahrhaftig keine Zeit, mich zurechtzufinden. — Daß Euch die Peſt! So habt Ihr mir doch Alles verwirrt mit Françoiſe!“ — und nachdenkend blieb der König bei dieſen Worten inmitten der Gallerie ſtehen, welche ihrer ganzen Länge nach vom Monde beſchienen wurde, ſo daß die glatten Eichenholzvierecke des Bodens und die goldenen Verzierungen der Wände und Deckenflächen zauberiſch ſchimmerten.

„Ich begriff ſie nicht, ich verſtand ſie nicht,“ — fuhr er fort, — „ihr Benehmen war von einer Heftigkeit, die ich nie an ihr geſehen! Was mag da Alles vorgegangen ſein?! O Mutter!“

„Sage,“ — ſetzte er nach einer Pauſe und in anderem Tone hinzu, indem er hinausſchritt aus der

Gallerie, — „iſt ein Beſuch bei der Gräfin? Eine junge Dame mit wunderſchönen Augen?“

Ich glaube, ja.

„Wer iſt's?“

Eine Infantado.

„Eine ſpaniſche Familie?“

Zu Befehl, Sire.

„Sie wird ſehr ſchön. — Was macht ſie hier? Uns behorchen im Dienſte des Kaiſers?“

Sie iſt mit den Foix verwandt.

„So? Die Gräfin iſt mir unerklärlich!“

Was Schönheit betrifft, ſo werden Majeſtät zu Mailand in der Signora Clariſſa ein Wunder der Welt ſehen. —

„Warum biſt Du denn nicht in Mailand geblieben bei dieſem Wunder der Welt?“

Sire —

„Laß nachfragen, ob der Erzbiſchof und die Deputationen von Paris gekommen ſind, in der Franzgallerie ſoll der Abſchied gerüſtet werden!“

Mit dieſen Worten ſchritt der König in die Zimmer ſeiner Schweſter, zu der er immer flüchtete,

wenn ſein Herz beunruhigt war. Dies war es aber in hohem Grade über Françoiſe, deren geheimnißvolle Leidenſchaftlichkeit ihn überaus beſchäftigte. Herriſche Gleichgültigkeit dieſes Mannes! Kein Gedanke, kein Auftrag für den niedergeſtreckten Grafen Chateaubriant kam ihm! Das war für ihn erledigt. Aber innigſte Theilnahme für Françoiſe war in ihm lebendig, denn ſeine Seele war viel reicher als ſeine Handlungsweiſe darzuthun ſchien.

Während der Unterredung des Königs mit ſeiner Schweſter unterrichtete Bonnivet die Herzogin von Angoulême von dem, was vorgefallen, und von der bedenklichen Stimmung des Königs. Dieſe Dame war damals nur von zwei Gedanken beſchäftigt, nämlich von dem, welcher ſie ſeit der Geburt ihres Sohnes beherrſchte, von dem Gedanken an ſein Glück und Wohlſein, und von dem Gedanken, es könne ihr die Gräfin Chateaubriant als Regentin des Reiches vorgezogen werden. Sie gerieth alſo bei Bonnivet's Mittheilung, nachdem ihre Angſt wegen des Zweikampfes

beruhigt war, von Neuem in quälende Unruhe über ihres Sohnes Abſichten mit der Gräfin, und eilte, Bonnivet mit den Vorbereitungen des Abſchiedsfeſtes beauftragend, nach den Gemächern des Königs. Daß der Erzbiſchof von Paris nach Fontainebleau beſchieden ſei, ſchien ihr eine geheimnißvolle und überaus bedenkliche Vorbereitung.

Der König war noch nicht zurückgekehrt in ſeine Zimmer, und ſie wollte deshalb eilig wieder hinweg, um ihn bei Margaretha aufzuſuchen. Der Kammerdiener verſicherte aber, es ſei ſo eben Befehl gekommen, den ſchönſten Anzug des Königs bereit zu halten, er werde ſogleich erſcheinen und die Kleider wechſeln. Mit dieſen Worten legte der Diener einen dunkelrothen mit goldenen Lilien beſäeten, mit goldenen Franzen umſäumten Sammetmantel über die Stuhllehne, ſtellte die Schuhe zurecht und legte das Barett auf einen Marmortiſch. „Eure Hoheit," ſetzte er hinzu, „können ihn auch leicht auf dem Wege zu der Frau Herzogin verfehlen; Seine Majeſtät läßt alle Wochen neue Geheimtreppen und Geheimthüren in dieſem

Schloſſe anbringen, und erſcheint immer unerwartet bald von dieſer, bald von jener Seite.“

Während ſie noch ſchwankte, trat Budé ein und Chabot de Brion, lauter Parteinehmer für die Chateaubriant, wie die Herzogin mit immer ſteigender Unruhe bemerkte.

„Seid Ihr hierher beſchieden?“ fragte ſie haſtig.

Die Männer machten eine bejahende Verbeugung. Brion, von der ſüdlichen Frühlingsſonne ſtark gebräunt, hatte ein melancholiſches Anſehen. Auch dies ſteigerte die Beſorgniß der Herzogin. Er liebt ſie — ſprach ſie zu ſich — und weiß vielleicht, daß ſie ihm heute noch für immer entriſſen wird. Denn wenn der König ſie wirklich erhebt, ſo hat ein junger Liebhaber keine Ausſicht auf Verzweiflung ſeiner Schönen, und keine Ausſicht, im Tröſten der Verzweiflung endlich ſelbſt an die Reihe zu kommen.

„Kanzler Budé,“ — fragte ſie plötzlich, — „iſt's von Euch ausgegangen, daß der Erzbiſchof von Paris für heute nach Fontainebleau beſchieden iſt?“

Nicht daß ich wüßte!

„Was ſoll er hier?“

Wohl nicht mehr und nicht weniger als die übrigen Großwürdenträger des Reichs, welche alle herbeschieden ſind, damit ihnen der König die Sorge für's Land, welches er auf unbeſtimmte Zeit verläßt, an's Herz lege. —

„Budé!“ — und dabei winkte ſie ihm mit den Augen, nahe an ſie heranzutreten, und ſprach leiſe, — „ſagt mir die Wahrheit, und betrachtet mich nicht im entſcheidenden Augenblicke als eine vom Neide ganz verblendete Feindin. Wenn mein Sohn die Françoiſe dergeſtalt liebt, ſo wird ſie auch mir lieb werden als Freude meines Sohnes, und wird in mir die treueſte Stütze finden. Hat der König mit ihr und dem Erzbiſchofe etwas vor?“

Was könnte er?! Sie iſt ja noch Gräfin Chateaubriant und gute Katholikin, und zu ihrer Scheidung bedürfte es ja erſt eines Dispenſes vom heiligen Vater in Rom.

„Stellſt Du Dich ſchwerfällig? Was in den Formen fehlte, das käme hintennach; es gäbe bloß eine Art ſpiritueller Verlobung, um der Dame eine officielle Anwartſchaft zu verleihen. — Aber, Budé, es wäre

ein Mißgriff, der beiden Theilen Schaden brächte, Françoiſe und dem Könige; das ganze Land würde aufſchreien, denn Claude hat kaum die Augen geſchloſſen."

Und doch wäre es ein Unglück, wenn der König gar nichts für die Gräfin thäte. In welch einer bedrängten Lage ließe er ſie zurück?!

„Weshalb bedrängt?"

Sie iſt durch ihre offen bewieſene Neigung dem gerechten Vorwurfe aller Welt bloßgegeben, der Hof, den Ihr, königliche Frau, bis daher geleitet, iſt ihr nicht günſtig geſinnt, denn Ihr ſeid es nicht, und man iſt einer bevorzugten Perſon nicht leicht aus freiem Antriebe geneigt, hier hat die Gräfin alſo nach der Abreiſe des Königs kein Bleiben, wenigſtens hat ſie kein Heil zu erwarten.

„Habt Ihr nicht gehört, daß ich ihr nicht abhold ſein werde, wenn ſie nicht unzeitige Anſprüche erhebt?!"

Der Graf, ihr Gatte, iſt bekannt als harter, ſchonungsloſer Mann.

„Ach was! das iſt vorbei!"

Wie? — Thut der König nichts für ſie, bevor er, vielleicht auf Jahre, ſcheidet, ſo hat ſie keine Stätte in Frankreich.

„Uebertreibung; das hinge Alles von ihr allein ab. Und wäre ihr Beſcheidenheit unerreichbar, ſo gäbe es ja Klöſter genug für anſtändiges Zuwarten, und Schloß Foix ſteht ihr ja jetzt ebenfalls offen.“

Königliche Frau! Euer Sohn der König verlangt überall für die Krone eine Macht und Bedeutung, wie ſie bisher in Frankreich unbekannt waren. —

„Darin helf' ihm Gott weiter!“

Ich wünſche es auch; — ſoll dies aber gelingen, ſo muß Alles, was mit dem Könige zuſammenhängt, großmüthig und großartig erſcheinen. Das Weib, welches der König liebt, muß ſchon durch dieſe Liebe den Widerwärtigkeiten der Geſellſchaft enthoben ſein, und wer da vollends räth, ſolch ein Weib rückſichtslos in dieſe Widerwärtigkeiten hinauszuſtoßen, der iſt kein Freund des neuen Königthums.

„Schulweisheit! Ihr könnt doch Euer Lebtag nicht verläugnen, daß Ihr ein bürgerlicher Gelehrter ſeid!“

Das will ich auch nicht.

„Nun, es ſei daran etwas Wahres! Will ich denn Widerwärtigkeiten für ſie? Ich will ihr im Gegentheil ein Aufſehen verhüten, das ihr Widerwärtigkeiten bringen müßte, ich will ſie ſchützen, ich! Ihr thätet viel klüger, dieſen meinen guten Willen, der aus der Liebe für meinen Sohn erwächſt, in Anſpruch und dankbar hin zu nehmen. Denn aller politiſche Geſichtspunkt ſpricht gegen Euch; ein Vernichtungsſtreich gegen die Chateaubriant träfe ja auch den übermüthigen Adel, welcher auf gleicher Höhe mit dem Könige zu ſtehen meint, und für jede ſeiner Damen die Krone paſſend findet!“

Solcher Streich träfe aber den Adel an einer Stelle, an welcher er tüchtig und ehrenhaft, er träfe die Hausehre. Die beneidet der Bürger dem Adel nicht, denn auch der Bürger will ſie und hat ſie. Wen verwundete alſo der Streich? Den, von dem er ausginge. Und wer wäre das?

„Der König!“ rief es aus den Vorzimmern, und man ſah ihn raſchen Schrittes durch die Gemächer daher kommen.

„Mein Sohn! mein Sohn!“ rief die Herzogin, und eilte ihm entgegen und umarmte ihn, wie eine Braut einen Bräutigam, deſſen Ankunft verzögert worden iſt, umarmt. — „Mein Sohn, was haſt Du vor?“ ſetzte ſie hinzu, nachdem er ihre Zärtlichkeit erwidert.

Was ich vorhabe? — Woher dieſe Aufregung, Mutter? Was iſt geſchehen?

„Thu' nichts, Franz, was Deine Mutter kränken müßte!“

Wie ſollte ich! Aber was iſt vorgefallen?

„Nichts, François. Ich bin nur in Sorge, ich ſehe in allen Vorbereitungen zu Deinem Abſchiede üble Anzeichen für mich — was ſoll der Erzbiſchof?“

Er ſoll mich verheirathen! — Du wirſt blaß? Vergieb meine gute Laune, wenn ſie Dich erſchreckt, und verliere Deine Zeit nicht, Dein Anzug verlangt ſie heute gebieteriſch, denn Du mußt heute in voller Pracht erſcheinen, und ſpäteſtens in einer halben Stunde. Wer von den Damen zu ſpät kommt, wird's bereuen! Adieu, Mama, ich küſſe Deine Hände, Adieu! Du wirſt mit mir zufrieden ſein.

Schweizer Boten haben zwei Prachtgewänder aus Genua mitgebracht, eins iſt ſchon verſchenkt — biſt Du neidiſch? — das andere erwartet Dich auf Deinem Zimmer. Du weißt, wie gern ich Dich in italiſchem, in königlichem Glanze ſehe, Du haſt ſo königlichen Wuchs, Adieu! — Martin, meine Kleider!

Bei dieſen Worten führte er die Herzogin hinaus aus ſeinem Zimmer und kehrte ſogleich zurück, Angeſichts der Männer ſeine Oberkleider zu wechſeln. Brion, an den er einige Fragen und Befehle über militairiſche und Reiſeangelegenheiten richtete, ward bald entlaſſen. — „Noch eins!“ rief er ihm nach, „Du haſt die günſtigſten Augen für die Gräfin Chateaubriant!“

Sire! —

„Wie liebenswürdig, er wird roth darüber, Bude. Sieh dieſe beneidenswerthe Jugend! Und Du haſt die Dame ſeit Deiner Rückkehr noch nicht geſehen?“

Nein, Sire!

„Ah, ich muß Dich belohnen für Deine Kriegesmühen! Eile zu ihr, es wird ihr einen guten Eindruck machen, Dich zu ſehen, denn ſie iſt Dir ſehr

gewogen, ſage ihr, und ſage es ihr herzlich, daß ich ſie inſtändig bitten ließe, zur Abſchiedsaudienz und zum Bankett in die Franzgallerie zu kommen. Sie wäre im Unrecht gegen mich, und ich wollte ihr ausdrücken, wie ſehr ich ihr verziehe. Käme ſie nicht, ſo müßte ich glauben, ihr Unrecht wäre nicht aus einem Drange ihres Herzens entſtanden, ſondern aus unlauterer Quelle entſprungen, und ſie ſollte mich nicht mit ſo traurigen Gedanken von ihr ſcheiden laſſen, der Himmel weiß auf wie lange, denn wir hätten einen Krieg vor uns auf Tod und Leben, und nur Ausſicht auf Sieg, wenn wir Alles einſetzten und Alles Tag für Tag. Gutes Glück für Deine Botſchaft, Brion!"

„Nun, Kanzellar," — wendete er ſich, als Brion alſo verabſchiedet war, zu Budé, — „was bringſt Du? Du willſt Anweiſungen für Deine Schulen und Anſtalten während meiner Abweſenheit, Du willſt Geld? Nicht wahr? — Ja, lieber Freund, es iſt böſe Zeit, Künſte und Wiſſenſchaften ſind für den Augenblick abgeſetzt, denn es handelt ſich um's Beſtehen des Reiches. Ein Mann mit dem Schwert

iſt auf ein Vierteljahr mehr werth als mein Primatice und Dein Kollegium. Die Lanzknechte wollen Sold, und ſelbſt wenn ich uns gerettet habe, ſo muß ich mir Truppen halten, um von den hochmüthigen Vaſallen unabhängig zu werden, 's iſt wenig Ausſicht für unſere Pläne, Budé, das weiß Gott, aber wir wollen hoffen, das koſtet nichts und tröſtet doch! Runzle nicht die Stirn, ich kann's im Augenblicke nicht ändern. Deine Seele weiß, wie ich unſerem Plane anhänge, einen dritten Stand heraufzubilden als Widerhalt gegen die großen Seigneurs, laß mir nur Ruhe, bis ich den Kaiſer beſiegt und Italien in Händen habe, friſte Dein Kollegium, ſo gut es gehen will! Ich kann doch nicht meine Künſtler verabſchieden, die alle in voller Arbeit ſind."

„Sieh mal genau zu, Martin, ob Flecken am Wamſe ſind und ob ich's wechſeln muß! — Nein? — Das wundert mich! — Uebrigens, Budé, freu' ich mich doch ſehr, Italien wiederzuſehen, und ich denke, wiederum reichlich Künſtler und Kunſtſchätze mitzubringen."

Ich bewundere Euren guten Muth, Sire, da jetzt

noch Frankreich ſelbſt in Gefahr und der Weg nach Italien von einem ſiegreichen Feindesheere verlegt iſt.

„Foi de gentilhomme, die Welt ſagt immer, ich ſei zu zuverſichtlich, und Du thuſt desgleichen. Ihr mögt Recht haben, aber Zuverſicht iſt mein ſtärkſtes Schwert, ich kann's nicht miſſen. Du ſollſt Dich wundern, wie dieſer Bourbon, den Gott ſtrafe, und Vescaire aus Frankreich eilen werden ohne einen Schwertſtreich von meiner Seite, ja ohne daß ſie mich und Frankreichs Heer geſehen haben. Nicht doch, man ſoll die Zukunft nicht berufen und ſeine Erwartungen nicht ausſprechen, die Zukunft ſieht's nicht gern, errathen zu ſein, und ändert dann ihr Antlitz über Nacht. Martin, ſchlage drei Kreuze vor meinen Mund, damit das leichtſinnige Wort gebannt ſei, und ſieh nicht ungläubig drein, Budé, Du ſtehſt ohnehin im Verdachte der Ketzerei."

Möge das Glück Euch ſo ſtattlich krönen wie Ihr's zu nützen wißt, mein König, der Ihr ein König des Glückes ſeid. Aber Ihr werdet doch einige Vorſorge gegen mögliches Unglück treffen?

„Warum nicht gar! — Den linken Schuh zieh'

ſchärfer an, Martin! — Wer das Unglück bedenkt, der beleidigt das Glück!“

Auch für die Oberverwaltung des Reiches treſſt Ihr keine beſondere Anordnung?

„Du erwarteſt eine ſolche? — Ich weiß, wo Du hinaus willſt, Budé, und tadle es nicht. Du hältſt unter allen Tugenden die Ehrlichkeit am höchſten, darum biſt Du der Kanzler meiner Volkserziehung. Glaubſt Du, daß Du ein beſonderer Herrſcher wäreſt mit der Ehrlichkeit um jeden Preis? Ich fürchte, mir iſt die Liebe ſo gefährlich an der Spitze des Regiments, wie es Dir die Ehrlichkeit wäre. Wer kennt die Weiber! Wer mag etwas über ſie vorausſagen! Weiber und Wetter, wer iſt ihrer Herr?!“

Es giebt doch ſtetige, Sire.

„So? Ich glaube, in dieſem Punkte iſt meine Wiſſenſchaft reicher und wichtiger als die Deine. Nun, Gott mag Frankreich regieren, wenn der König außer Landes, Frankreich wird's brauchen. Auf Wiederſehen, Budé, in der Gallerie!“

Unterdeß war es in und um Françoiſe gar wechſelvoll hergegangen; der raſche Wechſel iſt ja das Loos aller unerlaubten Liebesverbindung, iſt die Pein und die Lebensquelle derſelben! Françoiſe war aus dem Zimmer des Kampfes durch alle ihre übrigen Gemächer an Chimenen vorüber geeilt, als flüchtete ſie vor lebensgefährlicher Verfolgung. Chimene folgte ihr hinaus über den Hof, durch den Garten in den Wald hinein; ſie drängte ſich ihr nicht auf, ſie ließ die Gepeinigte, welche endlich unter einer Eiche niederſank, eine Zeitlang ungeſtört; aber ſie wollte ihr für den Fall der Noth nahe ſein. So ſtand das mitleidende ſpaniſche Mädchen geduldig und furchtlos im ſchauernden Walde, den die Mondesſtrahlen geiſterhaft beleuchteten, und blickte auf die unglückliche Freundin, welche regungslos am Eichenſtamme lehnte, und nur erkennbar war durch ihr weißes Gewand.

Dieſe Lage hätte wohl Stunden lang dauern können, wenn nicht der nach dem Schloſſe zu wehende Wind einen Trupp Wildpret ungeſtört hätte daher kommen laſſen bis in die unmittelbare Nähe der beiden Frauen. Das Wild ſuchte nächtlicher Weile die

ſaftigen Wieſen um's Schloß, und wurde des Windes wegen der Menſchennähe erſt inne, nachdem es zum Theil ſchon an Françoiſen vorüber war. Nun ſtürzte es mit heftigem Gepolter erſchreckt zurück, und ſchreckte Françoiſe auf, in deren quäleriſchen Phantaſieen die ſchwarzen, ungeſtümen Wildgeſtalten augenblicklich eine fürchterliche Bedeutung fanden. Dies war der Augenblick für Chimene, deren Nähe die überreizte Gräfin zunächſt gar nicht befremdete. Erſt als ſie wieder in der Nähe des Schloſſes waren, zeigte ſich Françoiſe gefaßt, überſah den Zuſammenhang, dankte ihr mit krampfhaftem Händedrucke, erzählte ihr, was vorgefallen, und bat ſie, mit Guernard nachzuſehen, was der Kampf für einen Ausgang gehabt habe, und ob vielleicht ein Verwundeter oder gar Getödteter im Zimmer geblieben ſei. Ich ſelbſt habe nicht den Muth dafür, ſetzte ſie fieberhaft zuſammenſchauernd hinzu, als ſie wieder in den vorderen Gemächern angekommen waren.

Chimene war von Natur herzhaft, und erbot ſich, allein nachzuſehen, damit auch Guernard, obwohl ein erprobter Foix'ſcher Diener, nicht ohne Noth in ein

ſolches Geheimniß gezogen würde. Die Wohnung war nämlich ſo beſchaffen, daß bis jetzt die Dienerſchaft der Gräfin unbetheiligt von den Vorfällen geblieben ſein konnte. Sie bildete einen abgeſonderten Flügel, der ſeitwärts der Franz-Gallerie von einem Hauptgebäude des Schloſſes abſtand, und erſt ſpäter in ſtumpfwinkliger Verlängerung einen inneren Hof bilden half. Jetzt war er ein verlorenes Ende des Schloſſes, welches nur nach der ſüdlichen Seite durch ein im Bogen ſich hinziehendes Gitter mit dem Gartenzugange oder Gartenhofe des Hauptgebäudes in Verbindung ſtand. Die Treppe zur Eintrittsthür theilte dieſen Flügel in zwei ungleiche Theile, den rechten Theil bewohnte Chimene und die Dienerſchaft der Gräfin, den linken nach dem Semele-Cabinet hin die Gräfin allein. Das Eintrittszimmer an der Treppe bildete das Vorzimmer für beide Theile, und dort hielt ſich an jenem Abende nur Guernard auf. An ihm vorüber war Florentin eingetreten, und er hatte durch Chimenens Fürſorge den bald darauf ankommenden König nicht geſehen. Chimene nämlich, in einem der vorderen Zimmer Françoiſen's am Fenſter

ſtehend, hatte den König, deſſen Geſtalt ſie aus Tauſenden heraus erkannt hätte, eiligen Schrittes über den mondhellen Gartenhof kommen ſehn. Dieſer Weg führte nirgends anders hin als zur Gräfin, ſie wollte aber nicht, daß Guernard, der ernſthafte, mit den Verhältniſſen des Hofes noch unbekannte Diener, den König, der ohne Begleitung war, zu ſolcher Stunde in der Gräfin Zimmer erblickte; ſie lief alſo haſtig in's Vorzimmer, ſchickte Guernard unter einem raſch erdachten Vorwande in ihr eigenes Zimmer, und war ſolchergeſtalt allein bei'm Eintritte des Königs zugegen. So hatte Guernard, der den Prieſter wieder hinweggehn geſehn — denn Florentin hatte keinen Beruf gefühlt, einem wahrſcheinlich blutigen Ausgange dieſer Dinge nahe zu bleiben — keine Ahnung, daß noch ſonſt jemand in den Zimmern ſein könne, und deshalb wollte ihn Chimene erſt im Falle der Noth in Anſpruch nehmen. Sie nahm alſo einen Armleuchter und ging muthigen Schrittes bis an die letzte Thür vor dem Kampfgemache. Die Thür war durch Françoiſe in's Schloß geworfen — Chimene horchte; ſie hörte nichts. Sie faßte ſich ein Herz die Thür

zu öffnen, gewärtig, daß der Anblick eines Verwundeten oder gar der eines Todten ihr entgegenstarren werde. Nichts ist Schauerlicher, als Nachts mit Licht in ein finsteres Gemach treten, und einen blutigen Gegenstand erwarten zu müssen. Es überrieselte sie auch kalt, als die Thür in Schloß und Angeln knarrte; aber sie trat ein mit vorgehaltenem Lichte: es war todtenstill, kein Seufzer, kein Röcheln war zu hören, kein Mensch war zu sehen! Ein Tisch, ein Stuhl waren umgestürzt, die Vorhangthür zum Semele-Cabinet war geöffnet — sie wagte sich leisen Schrittes auch dahin, auch hier war es leer! Hätte sie gewußt, daß sie nur sorgfältiger zu suchen brauchte, um eine erschreckende Entdeckung zu machen, der Muth wäre ihr wohl gesunken und sie hätte Guernard zu Hilfe gerufen. Aber wenn wir zu finden fürchten, so suchen wir auch oberflächlich.

Rasch eilte sie zurück, und theilte fliegenden Wortes der Gräfin mit, daß es glücklich abgelaufen zu sein scheine; dann ging sie zu Guernard, zweideutig fragend, ob etwas vorgefallen? Denn sie wollte wissen, ob einer der Kämpfer während ihrer Abwe-

ſenheit im Walde den Ausgang durch die Zimmer geſucht habe. Guernard verneinte ohne Arg. Sie mußten alſo beide nach der Gallerie hinaus ſein.

Während ſie noch neben Guernard im Eintrittszimmer ſtand, leuchtete Fackellicht über den Gartenhof daher, zwei Pagen ſchritten vor einer Dame die Treppe herauf, die Dame war Margarethe, Herzogin von Alençon.

Es wäre die würdige Aufgabe eines ganzen Buches, alle die Uebergänge im Herzen Françoiſens zu beſchreiben, welche im Zeitraume einer halben Stunde vor ſich gingen, und welche nöthig waren, ihr beſtürmtes Weſen wiederum ruhig, vertrauensvoll und harmoniſch zu ſtimmen. Gelang dies, ſo war es eine natürliche und leicht zu bewerkſtelligende Folge, daß ſie einwilligte, bei der großen Abſchiedsceremonie zu erſcheinen. Und Margaretha war die geeignete Dame, ſolche Uebergänge zu leiten, die Umſtände waren verwickelt und unklar genug, die in der Tiefe mächtig herrſchende Neigung Françoiſen's, welche ſtets zur Verſöhnung mit dem Könige und zum Könige trieb, mächtig zu unterſtützen. Die größere Beweglichkeit des

weiblichen Charakters macht ihn ja eben ſo reizend, ſo ſchwach und ſo unerſchöpflich zugleich. Was war denn auch — flüſterte die Neigung in Françoiſe — für ſichrer Grund zum Zorn gegen den König vorhanden? Die Scene mit Diana von Brezé war offenbar durch Bonnivet, der gegen die Stellung der Chateaubriant arbeitete, verläumderiſch übertrieben worden, um Franz und Françoiſe im entſcheidenden Augenblicke zu entzweien. Würde die in ſolchem Punkte gegen ihren Bruder ſtrenge Margaretha davon ſprechen wie von einer Nichtigkeit?! Und war nicht vorauszuſetzen, daß ſie genau unterrichtet ſei, ſie, welche inmitten aller Parteiungen des Hofes ſtand, und das Vertrauen Aller beſaß, ſie, welche der König ſelbſt ausgerüſtet hatte mit ſeinen Entſchuldigungen und Wünſchen?! Würde er den Hauptgrund der Entzweiung unbeachtet gelaſſen haben? Gewiß nicht! Und doch ſprach Margaretha nur in gleichgültigem Tone und beiläufig von Diana, und alle Entſchuldigung des Königs war dahin gerichtet, daß er ſein Verſprechen gebrochen und vor Ablauf der acht Tage ohne Erlaubniß zu ihr gedrungen ſei. Mein Gott, ſprach

Françoiſe zu ſich, darnach wäre ja ich mit meiner Härte, mit meinem Widerſpruche in ſchreiendem Unrechte! Die Liebe nur hat ihn zu mir getrieben, iſt das ein Grund des Zornes für mich? Ja, nachdem ich ihn dem racheluſtigen Chateaubriant in meiner Verblendung wie einen Verräther bezeichnet, tritt er vor mich und ſchützt mich gegen das ausgeſtreckte Schwert des blind eindringenden Grafen, und nachdem ein ſo gefährlicher Kampf beendigt iſt, hat er keine andre Sorge, als mich, die ungerecht Zürnende, zu verſöhnen! Er ſendet die Schweſter, er ſendet Brion, der mir ſo zugethan, der mir ſo werth, und den wiederzuſehn nach langer Trennung mir eine Freude iſt!

Noch mehr: ein genueſiſches Kleid ward gebracht, welches der König geſendet für die Gräfin, ein prachtvolles Gewand von braunrothem Sammte! —

Hätte Françoiſe nüchtern hinzugedacht, daß im Betragen des Königs Alles von übertriebener Buße ſei für ein ſo kleines formelles Vergehen, welches die Liebe ſtets entſchuldigt, ſie wäre wahrſcheinlich der Wahrheit näher gekommen. Aber ſie war nicht in der Lage, nüchtern zu prüfen! Der Augenblick drängte:

wenn der Mond unterging, dann war der König fort vielleicht auf Jahre, und ſie hatte ihn aus Eigenſinn nicht mehr geſehn, hatte ſich in Liebloſigkeit von dem Manne getrennt, der ihre einzige Liebe und Hoffnung auf Erden war, hatte verſcherzt, daß er ihr eine Stellung anwies während ſeiner Abweſenheit, eine würdige Stellung unter neidiſchen Widerſachern! War es nicht natürlich, daß ſie aufſprang, Margarethen umarmte, und mit Chimene hinwegeilte, um ſich zu ſchmücken für die Audienz, zu ſchmücken mit allem Glanze wie er paßte für ſolche Feierlichkeit und für ein ſo prachtvolles genueſiſches Gewand! Schöne Françoiſe, freue Dich des ſchimmernden Augenblicks, Du haſt der Freuden ſo wenige im Leben!

Chabot de Brion war glücklich, die Königin ſeines Herzens zum Feſte zu führen: er hätte gern ein gutes Zeichen für die Zukunft darin geſehn, wenn er nicht eine zu wahrhafte Liebe für Françoiſe gehegt hätte. Ach, er wußte nur zu gut, daß ihr Glück geſcheitert ſein mußte, wenn das ſeinige ſich erhöhe.

In den Gartenhof herab ſchimmerte die Franz-Gallerie wie von tauſend Kerzen erleuchtet: die Fen-

ſterthüren und Fenſter nach dieſer Seite ſtanden offen, und als ſie die Marmortreppe vom Gartenparterre hinauf geſtiegen waren, dehnte ſich der prachtvolle Raum vor ihnen aus in unabſehbarer Länge wie ein Feengedanke. Darin erhebt ſich jene Renaiſſance-Epoche beſonders in Bauwerken, daß ſie darnach trachtete, Ungedachtes, bloß Geahntes durch Gruppirung von Maſſen anzudeuten, und das lockende Geheimniß, dieſe Seele der Romantik, in der Fülle und unerhörten Wendung klaſſiſcher Formen, lebendig und wirkſam zu erhalten.

Dieſe Gallerieen der Renaiſſance waren nicht nur die Säulengänge der Alten, ſie boten in ihrer lang aufſteigenden, dem Auge entweichenden Flucht, in ihrem kühnen Stile der Verzierung und in ihrer überladenen, aber durch Vollendung jedes einzelnen Theils gebieteriſchen Fülle des Schmucks, ſie boten in alle dem einen Zauber der Phantaſtik, welcher die verwegenſten Gedanken und Pläne im ſinnigen Beſchauer weckt.

Die Menge der Hofleute und Würdenträger des Reiches, welche zum Feſte beſchieden waren, wandelte in unregelmäßigen Gruppen auf und nieder, denn der

König war noch nicht eingetreten, und der ſchimmernde Thron, den eine koloſſale Lilienkrone überragte, ſtand noch leer. Fünfzig Pagen umgaben ihn mit Kerzen, denn Menſchen waren damals noch wohlfeiler als Geräthe, und der ungeheure Raum nahm außer andern fünfzig Kerzenpagen auch noch hundert Kandelaber in Anſpruch.

Die Gruppen ordneten ſich und begrüßten achtungsvoll die Schweſter und die Geliebte des Königs: Einer flüſterte dem Andern zu, in der nächſten Stunde werde ſich verwirklichen, was bisher als ſchüchternes Gerücht umhergewandelt ſei, die Gräfin werde zur Herzogin von Romorantin erhoben und zur Regentin des Reichs eingeſetzt werden, der Erzbiſchof von Paris werde ihr die Herzogskrone und außerdem einen Marmorblock ſegnen, den Grundſtein eines neuen Wunderſchloſſes, welches ihr der König in der Sologne bauen wolle.

Alle Künſtler, welche ſie früher in Blois geſehen, drängten ſich zu ihr, um ihr zu huldigen: ſie waren alle voller Freude, daß eine der Kunſt ſo günſtige, des Geſchmacks ſo kundige, daß eine ſo wunderſchöne

Dame ihre gebietende Herrin werden ſolle — da rauſchte ſchmetternde Muſik aus dem innern Hofe herauf, die Flügelthüren öffneten ſich, und der König erſchien, ſeine Mutter an der Hand führend, der Erzbiſchof im vollen Ornate, umgeben von farbigen Prieſtern und Chorknaben, folgte ihm auf dem Fuße.

Der König führte ſeine Mutter bis an die Stufen des Thrones, dann machte er ihr eine Verbeugung, und ging auf ſeine Schweſter zu, welche mit Françoiſe inmitten der Künſtler ſtand, dankte ihr, daß ſie ihn mit ſeiner Freundin verſöhnt und dieſe hergeführt habe, und richtete dann an Françoiſe ſelbſt die liebevollſten Worte. Die Macht ſolcher Worte war immer außerordentlich, denn es lag ein ſeltener Zauber in ſeiner Freundlichkeit und eine unwiderſtehliche Kraft männlicher Zuverſicht in all ſeinem Benehmen und all ſeiner Geberde. Denn mochte er auch der That nach oft leichtfertig werden, er hatte nie den Anſchein der Leichtfertigkeit, und er hatte, um noch mehr zu ſagen, auch nicht die Abſicht der Leichtfertigkeit. Jeder Wunſch, der ihm aufſtieg, war ihm wichtig, und deshalb betrieb er eigentlich auch die leichteſte Ga-

lanterie, ſobald ſie ihm eben von einem ernſtlichen Wunſche geboten war, mit Gewiſſenhaftigkeit. Das heißt allerdings nur: mit Gewiſſenhaftigkeit für den Zweck ſeines Wunſches. Und darin lag ſeine Macht. Es kam aber bei ſolcher Eigenſchaft nur darauf an, ihm mit geiſtiger Ueberlegenheit den Wunſch niemals ganz zu erfüllen, und immer durch neue Wendung zu beleben. Mit ſolcher geiſtigen Gewalt war er dauernd zu feſſeln, wie in ſeiner ſpäteren Zeit die Mademoiſelle de Heilly bewieſen hat. Bloße Liebe freilich, ächte, weil hingebende Liebe, Liebe wie ſie Françoiſe für ihn hegte, war mit dieſem Manne in größter Gefahr des Unglücks. Sie mußte ihm zum Beiſpiele an jenem Abende widerſprechen, da er ſie bat, ihm zu ſeiner Mutter zu folgen, ſie dieſer Mutter für die Dauer ſeiner Abweſenheit empfehlen zu dürfen wie ſeine Braut — denn in dieſem Schritte lag dasjenige, was man ſtets mit ihm vermeiden mußte: das Abthun einer Angelegenheit, einer Verpflichtung. Mit dieſem Abthun befreite er ſich, und es war von da an ein neues Glück, eine neue Eroberung nöthig, um ſeines Antheils ſicher zu werden.

Die Herzogin von Angoulême, welche eben gegen Florentin, der im Geleite des Erzbischofs gekommen war, in haſtigen Worten ihre tödtliche Beſorgniß ausdrückte vor dem, was bevorſtehn könne, wurde bleich wie der Tod, als ſie den König, die Gräfin an der Hand führend, gerade auf den Thron zuſchreiten ſah, an deſſen Stufen ſie ſtand. Und ihre Beſorgniß war ganz gerecht, ſie war gerecht, auch wenn ſie wußte, daß ihr Sohn für den Augenblick nicht mit der Abſicht, die Geliebte hinauf zu führen, auf den Thron zuſchritt. Eine plötzliche Wallung war hinreichend, daß der König that, was er ſelbſt nicht beabſichtigt hatte, was ſich aber als Gelegenheit ſeinem romantiſchen Sinne ſo verführeriſch darbot.

Geübt in kühner Faſſung, fand ſie, als das Paar noch etwa fünf Schritte vom Throne entfernt war, als die Verſammlung, todtenſtill werdend, den König ſelbſt aufmerkſam zu machen ſchien, ſie erwarte etwas Außerordentliches, als dem Könige wirklich die Hand unter dem Drucke der geliebten Hand zuckte und die Wallung zum Herzen ſtieg, für ſeine Françoiſe die allgemeine Erwartung nicht zu täuſchen — die Herzogin von An-

gouleme fand in dieſer bedrohten Lage augenblicks den Muth, dem Paare entgegenzugehen und ſolcherweiſe den Weg nach dem Throne zu vertreten. Wäre dies herb oder irgendwie proteſtirend geſchehn, es hätte die Wallung des Königs zu Gunſten Françoiſens beflügelt. Aber die Mutter kannte ihren Sohn: ſie that ſich die äußerſte Gewalt an, und trat mit Honig auf den Lippen zu der verhaßten Gräfin, mit kluger Berechnung deren beide Hände ergreifend, und ſie dadurch vom Könige trennend. Als der König die Liebesverſicherungen der Mutter für die Geliebte, die eifrigſten Verſicherungen derſelben in Betreff der bevorſtehenden Zukunft hörte, entſchwand ihm die Wallung, denn der Drang des verborgenen Antriebs und Widerſtandes hörte auf, es war erreicht, was er im Voraus beabſichtigt hatte: die beiden Frauen, die er vereinigt wiſſen wollte, ſah er Hand in Hand, und allein, in ritterlich königlicher Majeſtät ſchritt er auf den Thron hinauf, und winkte mit der Hand dem Erzbiſchofe, welcher mit ſeinem Gefolge auf einer dafür errichteten, mit Purpur bedeckten Eſtrade Platz genommen hatte. Der Erzbiſchof, ein ehrwürdiger Greis,

trat einen Schritt vor und erhob beide Arme, ein Zeichen, daß er ſprechen wolle.

Es trat eine lautloſe Stille ein, und der Erzbiſchof ſprach in kurzen würdigen Worte aus, daß es Befehl des Königs und eine Aufgabe ſeines heiligen Amtes ſei, in ſo verhängnißvollem Augenblicke, da der König das bedrohte Reich verlaſſe und in mörderiſchen Kampf ziehe, Jedermann zu ermahnen, im Namen Gottes zu ermahnen zur leutſeligſten Eintracht. Aller Neid, fuhr er fort, aller Zwiſt möge abgethan und unter die Füße geworfen ſein auf dieſer Stelle, und Gott möge unſer Gelübde, welches wir hiermit feierlich ablegen, gnädig aufnehmen, das Gelübde, all unſre perſönlichen Abſichten und Wünſche abthun zu wollen zum Beſten des Reichs, ſo lange der geſalbte Herrſcher deſſelben fern von uns weilet.

Bei Ausſprechung des Gelübdes hatte ſich der Erzbiſchof auf die Kniee niedergelaſſen, und die ganze Verſammlung in der Gallerie war dieſem Beiſpiele gefolgt, es herrſchte eine feierliche Pauſe.

Die überraſchenſte Erſcheinung unterbrach dieſelbe: aus der Tapetenthür des Semele-Cabinets, welche

mehr nach der Gartenseite der Gallerie und frei von der im oberen Theile der Gallerie versammelten und jetzt knieenden Gesellschaft war, trat mit Geräusch ein verstört aussehender Mann. Seine Kleidung war in Unordnung und bestäubt, sein Antlitz bleich und mit Blut bedeckt, er hatte keine Kopfbedeckung, und hielt ein blankes Schwert in der Hand — es war der Graf Chateaubriant.

Ueber einen Stuhl rücklings fallend während des Kampfes mit dem Könige, hatte sich sein Kopf gegen die Stufe des Himmelbettes geschlagen, welches in einer mit seidenem Vorhange versehenen Nische stand. Der Schlag hatte ihm die Besinnung geraubt, der wieder zufallende Vorhang hatte den größten Theil seines Körpers verdeckt, und der umgestürzte Sessel hatte den Augen der oberflächlich suchenden Chimene die unter dem Vorhange hervorragenden Füße entzogen. So hatte er unentdeckt und ohne Hilfe Stunden lang besinnungslos gelegen, bis die Erschütterung der von Chimenen im Hinweggehn zugeworfenen Thür die Lebensgeister wieder in ihm erweckt hatte. Allmählig, aber sehr langsam, waren sie wiedergekehrt,

und jetzt erst war er zu der Fassung gekommen, daß er wieder gehn und die Thür, durch welche er eingetreten, bei'm Mondeslichte wieder aufsuchen konnte.

Die blendend erleuchtete Gallerie fiel ihm wie Blitzesfeuer auf die geschwächten Augen, und er stand eine lange Zeit, ohne zu wissen, was um ihn her sich begäbe.

Der Versammlung aber erschien er als ein drohend Herausfordernder; die Wirkung der frommen Worte des Erzbischofs war augenblicks vernichtet, Jedermann erhob sich, und sah bald auf den Grafen, bald auf den König, welcher letztere eine Stufe herunter schritt vom Throne, starr hinblickend auf die für ihn dreifach überraschende Erscheinung. Er hatte den Grafen erstochen geglaubt, und als er vorhin mit Françoise Hand in Hand ging, hatte er sich vorgesetzt, Bonnivet vor der Abreise noch zu befehlen, daß der Leichnam in dieser Nacht ohne Wissen der Gräfin durch Florio's Fürsorge beseitigt werde. Jetzt aber sah er diesen Mann in vollem Kerzenscheine aufrecht stehend vor sich — ist er Gespenst? ist er lebendig?

Uneingedenk deſſen, daß alle Blicke auf ihn gerichtet ſeien, zog der König ſeinen Degen um nachzuſehen, ob denn kein Blut an der Klinge haſte, die ſeines Erachtens den Grafen durchbohrt. Sämmtliche Seigneurs aber, dieſen Grund nicht errathend, zogen ebenfalls ihre Degen, und es gewährte einen prachtvollen Anblick, all die geſpannten, glänzend geſchmückten Menſchen mit blanken Schwertern zu ſehn, denen unbeweglich ein einziger todtenbleicher Mann gegenüber ſtand. Da ſchmetterten die Kriegsfanfaren des kriegeriſchen Reiſegefolges, welchem der König die Stunde beſtimmt und als Sammelpunkt den Gartenplatz vor der Gallerie angewieſen hatte, durch die offenen Thüren und Fenſter herein, und brachten Bewegung in die geſpannte Scene: man ſah Fackellicht den Platz vor der Gallerie erfüllen, hörte das Wiehern der Pferde, das Klirren der Waffen, und bemerkte, daß der König den Degen wieder einſteckte, und ſich wegwandte, zum Zeichen, daß er die Erſcheinung des Grafen nicht weiter beachten, und die Erledigung des Abſchiedsaktes nicht weiter verzögert ſehn wollte. Alles kam in Bewegung, vermiſchte ſich und drängte ſich nach dem

Throne, und kaum gewahrten es Einzelne, daß auf einen Wink der Herzogin von Angoulême der Prälat Florentin die Hand der bestürzten Gräfin Chateaubriant ergriff, und die willenlose dem jetzt gefaßten und ihr entgegentretenden Grafen Chateaubriant zuführte.

Françoise sah und hörte nichts, bis ihr Gemahl sie anrief: Gräfin Chateaubriant!

„So nennt man mich" — sprach sie, nachdem sie tief Athem geholt, kaum hörbar.

So wird man Euch nennen bis zu Eurem Tode — hört, was ich Euch zu sagen habe, und blickt mich an dabei, wenn Ihr es könnt!

„Ich kann es nicht" —

Gott ist gerecht!

„Ich kann's!" rief sie plötzlich, und richtete sich auf.

Weh Dir! Ich erwarte Dich auf Schloß Chateaubriant, damit Du Deine Tochter segnest und Dein Gericht erleidest.

Bei dieſen Worten trat Chabot de Brion, wahrſcheinlich ohne Auftrag, aber getrieben vom Drange, der Gräfin beizuſtehen, hinzu und ſprach:

„Der König fragt, was Euch hierher geführt" —

Sagt dem Könige: ein bretoniſcher Edelmann brauche keine beſondere Veranlaſſung, um vor den Thron zu treten, denn er ſei Pair des Reichs. Ich aber ſuchte nicht den König von Frankreich, ſondern Franz von Valois, der mir Rede zu ſtehn habe.

Während deſſen war der wichtigſte Akt am Throne vor ſich gegangen, die Herzogin von Angoulême war zur Regentin des Reichs ernannt, der Herzog von Vendôme zum General-Lieutenant von Ile de France, der Herzog von Guiſe zum Statthalter der Champagne und Burgunds, der Groß-Seneſchal de Brezé zum Statthalter der Normandie, der Graf de Laval zum Statthalter der Bretagne, und der Marſchall Lautrec zum Statthalter von Guyenne und Languedoc. Dieſe letzte Ernennung allein ſchien einige Rückſicht auf Françoiſe zu verrathen. Alles drängte ſich nach

dem Ausgange, von welchem her auf's Neue Kriegsfanfaren ſchmetterten, und welchem auch der König ſich zuwendete. Der Graf Chateaubriant wurde durch die herzudrängende Menge getrennt von ſeiner Gemahlin, und dieſe ward an Brion's Arme hinaus auf die Treppe geführt. Der König, an der Hand ſeiner Mutter nach dem Ausgange ſchreitend, ſchien ſie überall unruhig mit den Augen zu ſuchen, und als er ihrer endlich bei'm heranſpringenden Fackelſcheine anſichtig wurde, eilte er auf ſie zu, ergriff ſie, die auf den Füßen Schwankende, bei der Hand, und legte ſie an die Bruſt der lächelnden Mutter, mit Blick und Handbewegung eindringlicher als Worte es vermocht hätten, die verlaſſene Frau der mit dem Reiche belehnten anempfehlend.

Dann wendete er ſich raſch, warf Allen mit der Hand einen Kuß des Abſchiedes zu, umarmte die herbeieilende Margaretha flüchtig, aber herzlich, und ſtieg die Treppe hinab nach dem harrenden Roſſe, unter unaufhörlichem Rufe der Verſammlung: „Es lebe der König! Es lebe der König!“ und ſich aufſchwin-

gend und hineinſprengend in den ſchwarzen Wald, den viele hundert Fackeln nur um ſo ſchwärzer erſcheinen ließen.

IV.

11.

Der Marſchall Lautrec an Françoiſe Gräfin von Chateaubriant.

Du fragſt mich zum erſten Male um Rath, Françoiſe, und fragſt mich um Nachrichten über den König. Die eine wie die andere Frage iſt erſtaunlich. Neben der Regentin des Reiches lebend biſt Du ohne zuverläſſige Nachricht vom Schickſale des Königs und Heeres, und nachdem Du mit größter Verwegenheit aus dem wohlanſtändigen Kreiſe Deines Lebens herausgetreten biſt, nachdem Du das Aeußerſte gethan, frägſt Du mich um Rath! Ich würde meinen Augen nicht trauen, ſähe ich nicht aus einzelnen Aeußerungen Deines Briefes, daß Du über Deine Lage und über die Lage der Dinge unklar und

in Täuſchung befangen biſt. Vom Könige haſt Du Vorſtellungen und Erwartungen, als ob er ein Jüngling von ſiebzehn Jahren und in den Wallungen ſeiner erſten Liebe begriffen ſei. Armes Geſchöpf! König Franz iſt der grauſamſte Liebhaber, weil er der leichtſinnigſte iſt! An das Abenteuer mit Diana von Brezé haſt Du nicht glauben mögen, und biſt der Meinung geweſen, es ſei der König treuen Herzens zu Dir von Fontainebleau gegangen, und eben dieſes treuen Herzens halber dürfeſt Du ihm nicht zürnen darüber, daß er Dir keine andere als eine vertrauliche Stellung neben ſeiner Mutter hinterlaſſen. Das Herz könne doch nicht mehr thun, als die Geliebte an's Herz der Mutter legen, und wenn die Mutter dies Vertrauen zu Deinem Schaden mißbrauche, ſo ſei dies doch nicht die Schuld des Königs. Armes Geſchöpf! Wußte denn etwa der König nicht, daß ſeine Mutter Dir immer abhold war bis zum Vergiften, daß dieſe Mutter nichts liebt als ſich und ihn, daß ſie ihm wohl eine anſpruchsloſe Maitreſſe, nicht aber eine anſpruchsvolle Geliebte wie Dich für erſprießlich hält?! Was that er alſo, als er Dich

ſeiner Mutter empfahl? Er überantwortete Dich Deinem Schickſale. Willſt Du zur Beſtätigung meiner Anſicht hören, wie er ſich einige Tage nach ſeinem Abſchiede von Dir benommen hat, der Mann, welchem Du ſo zarte Empfindung zuſchreibſt? Als er durch Manosque ritt, ſah er eine junge Dame von großer Schönheit, ein Fräulein von Voland, und hielt auf der Stelle an und bewarb ſich auf die zudringlichſte Weiſe um die Gunſt derſelben, und überließ das Heer in der ſchwierigſten Lage von der Welt gedankenlos ſeinem Schickſale, denn er, Dein treuer Liebhaber, hatte alle Gedanken auf Eroberung eines ſchwachen Mädchens geſtellt. Dieſes Fräulein von Voland war keuſch, und beſaß ſelbſt einen heroiſchen Sinn der Keuſchheit; dadurch iſt ein Abenteuer, deſſen Gleichen König Franz dutzendweiſe ſucht, landkundig geworden. Sie hat nämlich nichts Geringeres vorgenommen, als ihr ſchönes Geſicht ſtechendem Schwefeldampfe auszuſetzen, damit es entſtellt werde, und dem Manne, welchem jedes Lärvchen gefährlich, nicht mehr begehrenswerth erſcheine! Dieſer Skandal hat alle Welt entrüſtet, aber Deinen Lieb-

haber nicht gebeſſert und deſſen Kuppler Bonnivet nicht entmuthigt.

Aber man ſpricht, es ſei unmöglich, verliebten Leuten die Wahrheit zu ſagen über den Gegenſtand ihrer Neigung; wenn dieſe Wahrheit ihnen nicht wohlgefällig ſei, ſo glaubten ſie nicht daran, möge ſie von der heiligen Jungfrau Maria ſelber kommen. Das muß wohl ſo ſein, denn es wird Dir doch wahrhaftig nicht an Gelegenheit gefehlt haben — basta, ich verſtehe mich nicht auf dergleichen Dinge; glaube Du Gutes oder Uebles von Deinem Götzen, aber höre nun auch den Rath eines in der Welt erfahrenen Bruders zu Ende, da Du ihn doch einmal begehrt haſt. Du hätteſt ihn nur früher begehren ſollen! Uebrigens habe ich gar nichts dawider, daß Du Dich an mich gewendet haſt und daß Du Dich wieder an mich wendeſt, wenn es Dir ein Bedürfniß iſt. Helfen freilich werd' ich Dir nicht können, wie Du im Verlauf dieſes Schreibens aus meinem Temperament in Betreff Deiner Lage erkennen wirſt.

Deine Lage hängt genau zuſammen mit der des Reiches und des Königs, denn Du haſt Dich dem

Könige und Reiche preisgegeben — um alſo über Deine Lage etwas Gründliches zu beſtimmen, muß ich Dir zeigen, was meinen Erfahrungen nach aus König und Reich werden wird.

Der König iſt von gar viel ſchön geputzten Herren umgeben bei dieſem Feldzuge; es ſind darunter ſehr würdige Führer, wie der Graf von Saint-Pol, der Herr von La Trémoille und die Marſchälle La Paliſſe, unſer Bruder Lescun und Montmorenci, welche letztere nur noch etwas jung und vielleicht nicht hinreichend umſichtig ſein mögen. Aber wie ſie auch ſeien, ſie haben in den Anordnungen nichts zu bedeuten neben dem ſchwatzhaften und vorlauten Bonnivet, welchem leider der König mit einer unbegreiflichen Verblendung zugethan iſt — ach, was ſag' ich „zugethan," das thäte ja nichts! aber der König folgt ihm, und dies wird zum größten Unglück führen; denn dieſer Bonnivet, welcher übrigens nicht ohne vielfache Geſchicklichkeit iſt, hat keine gründlichen Kenntniſſe des Krieges und hat keinen gründlichen Charakter. Deswegen faſelt er, und verfährt bald nach dieſem, bald nach jenem Syſteme und hat nir-

gends Nachdruck. Der König neben ihm wird zwar Manches ergänzen an diesen mangelhaften Eigenschaften, denn im Kriege ist Franz durchaus nicht flatterhaft, sondern eigensinnig und halsstarrig tapfer. Aber er ist, was ihm kein Mensch wird sagen mögen, weil er besonders stolz darauf ist, er ist des großen Krieges nicht mächtig, weil er dessen nicht kundig ist. Es mag schwer sein, dies einleuchtend auseinanderzusetzen. Er hat nämlich oft, und besonders aus der Ferne einen großen Blick für die Kriegspläne, weil er ein sehr lebhafter und geschickter Geist ist. So hat mich der Beginn des jetzigen Feldzuges, der mich nach den ersten Nachrichten bestürzte, doch bald überrascht durch das kühne Manoeuvre, den Feind in der Provence als Nebensache zu behandeln, und links über die Alpen nach der Lombardei hinabzusteigen, als führte dort eine Landstraße und als wäre der Feind in der Lombardei. Dies ging offenbar vom Könige aus und gelang vortrefflich; Pescaire und Bourbon mußten, um nicht von Italien abgeschnitten und in den Rücken genommen zu werden, eiligst über die ligurischen Alpen zurück, und der König war be-

reits in Vercell, als ſie in's Monferrat hinab kamen. Gutes Glück lohnte den geſcheidten Plan; das gefährliche Mailand war durch eine mörderiſche Epidemie erſchöpft und konnte ſich nicht vertheidigen, Pescaire und Bourbon konnten nur eiligſt ſchwache Beſatzungen in's Schloß von Mailand, nach Aleſſandria und nach Pavia werfen und mußten bis an den Oglio zurück. Nun kommt's, was ich vorhin ſagte: mitten im Kriegsgetümmel verläßt der große Ueberblick den König; da fehlt's an Ruhe, da fehlt's an Erfahrung und an Einſicht in den neuen Krieg. Denn der Krieg iſt ſeit Karl dem Achten in immerwährender Umwandelung begriffen, und es iſt ein Unglück, daß der König gerade unſern Gaſton und den braven Bayart zu ſeinen Vorbildern erwählt hat, denn die Vorzüge dieſer ausgezeichneten Männer gehören eben zu einer Kriegsmethode, welche alle Tage unwirkſamer wird. Der König inmitten der Manoeuvres fühlt, daß er der Uebung ermangele, und wirft ſich, um doch etwas Tüchtiges zu thun, auf den Stil des Ritterthums. Die geputzten Herren neben ihm — Gott gebe, daß es nicht verderblich wird, dem un-

fähigen Herzog von Alençon ein Kommando anvertraut zu haben, und unſer Vetter von Navarra braucht auch Gottes Hilfe! — dieſe Krieger von Gnaden des Fechtmeiſters haben ihn nun unſeliger Weiſe darin beſtärkt, und da hat es denn links und rechts geheißen: Nein, wir dürfen das Mailänder Schloß und Pavia nicht ungenommen hinter uns laſſen, und das hat in ſeinen Ritterkram gepaßt, und nun verliert er Zeit und Mühe und ſetzt Himmel und Erde in Bewegung, Pavia zu nehmen, und läßt den Feinden alle erſinnliche Muße, daß ſie ſich wieder ſammeln und erholen. Ich zittere, ich zittere, wenn ich daran denke, wie Pescaire und Bourbon mit aufgelöſ'ten Truppen ängſtlich dem Augenblicke entgegen geſehen haben, an welchem der König kommen, ſie angreifen und tief in's Venetianiſche hinauf werfen würde! Oh!

Das iſt nun nicht geſchehen, der günſtige Augenblick iſt verloren, der famöſe ſpaniſche Capitain Antonio de Leyva vom Schlage der Cortez und Pizarro vertheidigt Pavia mit grauſamer Zähigkeit, eine Woche nach der andern vergeht, Pescaire faßt ſich in Lodi, Bourbon wirbt friſche Lanzknechte in Deutſchland und

der Franche-Comté, trennt Savoyen von der Allianz mit uns, und mit Entſetzen ſehe ich den Tag kommen, da unſere Armee eine Schlacht annimmt zwiſchen Pavia, dem Teſſino und dem anrückenden Pescaire und Bourbon. Denn die Karouſſel-Krieger werden dem Könige den Kopf anfüllen mit den altmodiſchen Phraſen: man dürfe ſich nach ſolchen Anſtrengungen nicht zurückziehen! Gott bewahre uns vor einer Kataſtrophe! Und ſie iſt nur gar zu wahrſcheinlich, da der König obenein lauter ausgreifende abenteuerliche Expeditionen angeordnet hat, als handelte es ſich darum, durch haltloſe Eroberungen die Welt und ſich ſelbſt über das Mißliche ſeiner Lage zu täuſchen; ſo hat er den Marquis von Saluces gegen Genua, und den Herzog von Albanie gar gegen Neapel geſendet und ſich geſchwächt, daß meine Eingeweide ſich vor Angſt zuſammenziehen, wenn ich denke, daß er in dieſer Lage zu einer Schlacht getrieben werde.

Alſo: wenn es gut geht, ſo iſt nichts gewonnen, denn alles bis jetzt Errungene iſt hohl, und an Frieden und Sieg und Ausſichten für Dich iſt auch im

günſtigen Falle nicht zu denken. Geht es aber ſchlecht, und dies iſt leider wahrſcheinlich, ſo muß der König an eine politiſche Heirath denken, und ich, Dein leiblicher Bruder, würde ihm dazu rathen, wäre Deine Anwartſchaft auf die eheliche Verbindung mit dem Könige auch noch ſo ſicher, denn Frankreich iſt gänzlich erſchöpft und kann kein neues Heer aufbringen. Was ſteht Dir alſo jeden Falles bevor?

So liegen die Dinge von außen, armes Geſchöpf! Wie ſehen ſie innerlich aus? Deine Hoffnung iſt auf Wind gebaut, Deine Ehre iſt beſchädigt, Deine Pflichten ſind auf's Gröblichſte verletzt, dergeſtalt, daß der Fehl nicht wegzuwiſchen wäre, auch wenn morgenden Tages der heilige Vater Deine Ehe mit Chateaubriant löſte und Dich einſegnete zur Königin von Frankreich. Eine Foix wird um nichts erhoben dadurch, daß ſie Königin von Frankreich wird. Ich mag rechts, ich mag links hin ſehen, ich ſehe Dich verloren, arme Françoiſe! Ich ſehe für Dich nur die traurige Wahl zwiſchen zwei Abgründen, denn ich bin gewohnt, die Dinge bei ihren nackten Namen zu nennen: entweder Du mußt nach Chateaubriant zurück

und über Dich ergehen laſſen, was Dein Gemahl über Dich verhängt, oder Du mußt Dich in's Kloſter zurückziehen und für immer aus der Welt verſchwinden. Dies iſt Deine Lage, wähle!

Und da ich rathen ſoll, ſo rathe ich das Letztere; denn es iſt würdiger, Du führeſt mit Entſchloſſenheit zu Ende, was Du mit verwegenem Leichtſinn begonnen, als daß Du kläglich auf halbem Wege umkehreſt und Dich und unſern Namen der Rache eines gekränkten Bretonen ausſetzeſt. Das mütterliche Stöhnen um Dein Kind muß dann freilich aufgegeben werden; ich begreife es auch nicht. Haſt Du es für Dein Glück aufgeben können, ſo magſt Du es auch im Unglücke miſſen! Und es iſt ein Mädchen; ſchlag Dir's aus dem Sinn. Es zu rauben iſt unehrenhaft gegen einen Gemahl, deſſen Ehre Du preisgegeben.

Haſt Du den Muth, meinen Rath anzunehmen, ſo will ich in der Genofevenabtei Deine anſtändige Aufnahme vorbereiten, und Dir Gefolge ſenden, welches Dich von Fontainebleau ſicher nach der Heimath bringt.

Dieſer Brief war für die Gräfin ein neuer Schmerz; nicht bloß weil er neue Anklagen des Königs enthielt, ſondern auch weil er leidenſchaftslos ein herbes Urtheil über den König fällte, eine ruhmloſe Zukunft für ihn vorausſagte, und weil er ihre Liebe zu ihm wie ein entſchiedenes Unglück behandelte, für welches ohne Umſchweife Abhilfe geſucht werden müſſe. Wie entſchlöſſe ſich ein liebendes Herz, das heißt mit anderen Worten ein auf Glück hoffendes Herz, ſeine Welt plötzlich und mit einem Male zu vernichten! Dazu bedarf's eines langen Kampfes, denn die Hoffnung iſt des Menſchen gewaltigſte Lebenskraft, man lebt nur vermöge derſelben, und die Kriſen der Verzweiflung bewegen ſich immer darum, daß man in der Unfähigkeit, ſich ein neues Ziel der Hoffnung zu errichten, dem Selbſtmorde verfällt, oder daß man eben das Ziel der Hoffnung wechſelt. Niemand will das Letztere glauben, weil es herkömmlich iſt, im Beharren auf einer Hoffnung die Einheit und Stärke des Charakters zu finden, aber es iſt dies im menſchlichen Herzen die ſtete belebte Scene der Täuſchungen. Der ſtärkſte, aber des Lebens bedürftige Cha-

rakter iſt ſo reich und erfinderiſch darin! Kein Wunder, daß man ſo zuverſichtlich immer von Dämonen und kleinen Teufeln in uns geſprochen hat; dieſe Akte der Täuſchung, welche das Leben verlängern und wohl auch beleben, ſo lange es ſich nicht um einen Wechſel zwiſchen grellen Gegenſätzen handelt, dieſe Akte der Täuſchung werden oft in uns bewerkſtelligt unter immerwährendem Proteſtiren von Seiten unſeres alten Menſchen und deſſen abſterbender Hoffnungswelt, ja unſer Geiſt und Charakter, kurz Alles, was unſere höhere Seele ausmacht, ſcheint ſich ununterbrochen und doch erfolglos jenem Wechſel der Hoffnung zu widerſetzen, und doch bewerkſtelligt ſich dieſer Wechſel wie ein Lebensakt gleich dem Schlafe, welcher unſeren moraliſchen Widerſtand unmerklich, aber völlig entwaffnet.

Ein ſolcher Wechſel entwickelte ſich ſeit längerer Zeit in Françoiſe, und was ihm hinderlich entgegen trat, das konnte ſie wohl ſchmerzlich betrüben, aber es konnte den Gang des Wechſels nicht hemmen. Er hatte begonnen mit der erſten Entdeckung, daß der geliebte Franz in dieſer und jener Einzelnheit anders

ſei als das Ideal, welches ſie von ihm im Herzen getragen. Der erſte gewaltige Ruck war eingetreten am Todestage der Königin Claude; wie jeder tapfere und tüchtige Charakter thut, ſo hatte Françoiſe damals verſucht, durch Gegenhandeln das ſie beſtimmende Geſtirn anders zu ſtellen. Die Täuſchung wurde ihr auch gefällig erleichtert: Franz, das mächtigere und im Verhältniſſe zu ihr durchweg beſtimmende Weſen, hatte ihren Widerſtand dadurch gebilligt, daß er ihn liebenswürdig fand und ſich ihm ſcheinbar nachgiebig erwies. In der That aber war es nur ein Uebergang für ſie geworden, geringere oder doch andere Anſprüche an den König zu machen. Sie hatte nur ihre eigene Perſon geltend gemacht, aber die feinere Forderung, die Forderung, Franz ſolle zartere Rückſicht für ſie im Herzen tragen, die hatte ſie ſchon aufgegeben, als ſie ihm Vorwürfe machte wegen ihrer Preisgebung in den Straßen von Paris, als ſie ihm unter ſchmerzlichem Weh den Tod Semblançay's verzieh. Und welche Rieſenſchritte im Wechſel mußte ſie von da an machen! Dürfen wir denn glauben, daß ſie ganz und gar an die Nichtig-

keit des Abenteuers mit Diana von Brezé geglaubt habe? O nein. Aber die Liebe war ſtärker als der Zorn. Die Liebe war nur einer Verſicherung des Königs bedürftig: das Abenteuer ſei eine Verläumdung. Mit dieſer Verſicherung — alſo gebot die Liebe in ihr — muß Alles beendigt und vergeſſen ſein! Nach dieſem großen Schritte ward es dem reißend fortſchreitenden Wechſel ſchon leichter, nach der Abreiſe des Königs zu ſagen: Mögen die Menſchen es deuten wie ſie wollen, er hat mir doch den ſchönſten Beweis ſeiner Neigung gegeben, daß er mich an das Herz der mir abgeneigten Mutter gelegt hat! Iſt dies nicht viel mehr als ein Diadem?! Die Weſen, welche ihm die theuerſten ſind auf Erden, will er liebevoll einig unter einander ſehen; kann er dafür, daß ich die Neigung ſeiner Mutter nicht gewinnen kann? Der Erfolg richtet doch nicht über die Abſichten. Und das Märchen von Manosque und dem Fräulein von Voland, welches Lautrec erzählt, wie unverkennbar iſt dies von Mund zu Mund übertrieben und dem Könige zur Laſt ausgelegt worden! Was hat er denn gethan? Er hat ſie ſchön und

begehrenswerth gefunden! Mein Gott, ſoll er über der Liebe zu mir den Sinn für Schönheit verlieren, welcher ihn von jeher ſo wunderbar befähigt hat für Schöpfungen des Geſchmacks? Geſchähe dies, ſo wäre es ja meine Pflicht, die Ueberſpanntheit des Fräulein von Boland nachzuahmen und mich ihm widerwärtig zu machen, damit er ſeinem königlichen Berufe wiedergegeben würde. Was weiß denn auch der Kriegsmann Lautrec von der Liebe? Behandelt er ſie nicht wie eine Frage des Standrechts, wenn ein Lanzknecht angeklagt iſt?! Nein! Ich habe mich auch nur an ihn gewendet, um über den Krieg genaue Auskunft zu erhalten, da Franz nicht Zeit hat, mir Briefe zu ſchreiben, ich habe mich an Lautrec gewendet, um einmal zu verſuchen, ob mir der Bruder in irgend etwas behilflich ſein könne. Ich habe mich geirrt, und ich weiß es nun genau, daß Niemand außerhalb des Liebespaares eine richtige Einſicht in das Liebesverhältniß hat und einen richtigen Rath geben kann. Florentin hat mich ſtets übel berathen, und Margaretha wie Budé und Marot übertreiben, wenn ſie fortwährend verſichern, ich dürfte nicht, was auch des

Königs Mutter thue, aus dem königlichen Schloſſe weichen. Ich gäbe die Stellung auf, welche mir der König ſelbſt angewieſen, ſobald ich wegginge! Als ob es ſich zwiſchen mir und Franz um ſolch eine Aeußerlichkeit handelte! Und Lautrec würde bald einſehen, daß ich auf dem Schloſſe von Foix eben ſo gut aufgehoben ſei als in der Genofevenabtei.

In dieſem Gange bemerkſtelligte ſich der Wechſel in Françoiſe. Er verſtellte zunächſt Alles um ſie her, damit für jeden Preis der Glaube an die Liebe des Königs gerettet werde. Von dieſem Glauben allein lebte ihre Seele. Nicht bloß aus dem Grunde, welchen ſie jetzt nannte, hatte ſie an Lautrec geſchrieben, nein, ein Reſt ihrer alten Sinneswelt, des Foix'ſchen Stolzes, hatte ſie dazu getrieben, ſie verläugnete ihn aber nur gegen ſich ſelbſt, da ſie ihren Liebeshalt durch Lautrec's Auffaſſung bedroht ſah, ſie behandelte nun die peinigende Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême, welche ſie zum Schreiben an Lautrec gedrängt, wie eine äußerliche Nebenſache, ſie wollte ihr nun aus dem Wege gehen, als ob Lautrec nur geantwortet hätte: geh' in unſere Heimath! All das

Andere, was er geſagt, war gegen das Herz ihrer jetzt einzigen Lebenshoffnung gerichtet, ſie konnte nichts davon annehmen, wenn ſie nicht verzweifeln wollte.

Es war wieder ſpät im Jahre, und ein kalter Wind trieb die trockenen Baumblätter über den Gartenhof vor ihrem Fenſter in Fontainebleau. Sie ſaß an dieſem Fenſter und ſah in die ſchwarzgrauen Wolken, welche haſtig über den Wald hinwegzogen. Ihr Geiſt lebte in fernen Hoffnungen, und der Brief Lautrec's, welcher neben ihr lag, konnte ihr keine weitere Aufmerkſamkeit abgewinnen. Auch das Urtheil über den Krieg, welches darin enthalten war, bekümmerte ſie nicht ſehr: ſo wie er den König übrigens einſeitig beurtheilt — dachte ſie —, ſo wird es auch in der Kriegsangelegenheit geſchehen, denn Lautrec iſt ein wenig rechthaberiſch und pedantiſch.

Im Schloſſe zu Fontainebleau war es todtenſtill; der Hof war längſt nach Paris, und nur Françoiſe war allein zurückgeblieben, um der Herzogin von Angoulême und deren böswilliger Behandlungsweiſe nicht länger ausgeſetzt zu ſein. Ihre Freunde waren damit einverſtanden, blieb ſie doch nach ihrer Meinung ſol-

chergeſtalt in des Königs Hauſe. Zu dieſen Freunden gehörte jetzt mehr als je der wunderliche Marot, der ihr bei dem Attentate in Paris ſo erfolgreich durch einen geſungenen Vers zu Hilfe gekommen war. Sie wußte nicht, daß er damals der Sänger geweſen, aber ſie ſah ihn ohnedies gern, weil er ein aufgeweckter, äußerſt mannigfaltiger Kopf war, der in leichten, oft frivolen Formen ein ſelbſtändiges Gedankenleben ſetzenweiſe um ſich warf. Seine Lebensſtellung, obwohl vom Könige begünſtigt, blieb doch eine mißliche; der König nämlich hatte wohl den freien Sinn, das Talent Marot's unbekümmert um die niedrige Geburt des ſcherzhaften Dichters auszuzeichnen, aber er war doch ſeiner Zeit nicht ſo weit voraus, daß er Marot gegenüber jemals deſſen niedrige Geburt ganz aus den Augen gelaſſen hätte. Marot blieb ihm des Kammerdieners Sohn, den ſeine Gunſt allein erhoben hätte und hielte. Die franzöſiſche Dichtkunſt hatte damaliger Zeit noch keinen Stil, ſie hatte ihn weder im bürgerlichen Leben, noch in ihrer literariſchen Form, und Marot, ſo ungünſtig zum Leben geſtellt, war nicht geeignet, einen ſolchen zu ſchaffen.

Der Geiſtliche Rabelais, welcher ſich einige Jahre ſpäter zu regen begann, konnte dies in ſeiner unabhängigen klerikaliſchen Stellung viel eher, und er that es in einer ſatiriſchen Oppoſition, welche Marot Kopf und Kragen gekoſtet hätte. Und doch war ſich dieſer eines überlegenen ſelbſtändigen Berufes bewußt, und der an den Hofnarren erinnernde Ton, welcher ihm gar oft begegnete, hätte ihn boshaft machen können, wäre er nicht mit einem äußerſt gutmüthigen und heiteren Naturel begabt geweſen. Françoiſe aber und deren Stellung mußte ihn vorzugsweiſe vielfach intereſſiren, da es ſich bei dieſer Stellung ebenfalls um ein ungewöhnliches Emporkommen durch perſönliche Vorzüge handelte, und da Françoiſens Weſen dem Talent gegenüber völlig frei war von Vorurtheilen des Standes. Vielleicht ſeiner verborgen liegenden Oppoſition halber gegen das Herkommen hatte Marot der immer weiter um ſich greifenden Reform eine lebhafte Theilnahme zugewendet, und er fühlte ſich auch von dieſer Seite zu Françoiſe hingezogen, weil er mit ihr frei über dies Thema ſprechen konnte. Ja er hatte einmal die Aeußerung hinzuwerfen gewagt,

daß ſie vermittelſt der Reform eine hochwichtige Rolle für Frankreich ſpielen könne: machte ſie den König der Reform geneigt, ſo wäre nicht nur ihre Scheidung vom Grafen ohne die von vielen günſtigen Umſtänden abhängige Dispenſation durch den Pabſt überflüſſig, ſondern ſie würde auch wie einſt König Chlodwigs Gemahlin von unabſehbarem Einfluſſe auf Bildung und Seelenheil der Franzoſen.

Mochte dies auch lächelnd von ihr zurückgewieſen werden, einem Weſen wie dem ihrigen, welches bereits in Allem nur noch auf die leidenſchaftliche Neigung geſtellt war, blieb dieſe Beziehung dennoch haften, und die Reform, obwohl niemals ausgeſprochen zur gemeinſchaftlichen Fahne erhoben, war vielleicht ihr und Margaretha und Budé und Marot das gemeinſchaftliche Band der Vereinigung.

Dieſe drei Perſonen waren denn auch in dieſem einem Rathe für ſie einig: ſie dürfe der Regentin zum Trotz das Haus des Königs durchaus nicht mehr verlaſſen. Sobald ſie dies thäte, würde die Regentin alle Minen des Widerſtandes und der Verläumdung in Wirkſamkeit ſetzen, und in dieſem Falle mit gutem

Erfolge. Die Gräfin gälte nämlich überall nach der letzten Scene in der Franzgallerie für gewiſſermaßen verlobt mit dem Könige und der Mutter des Königs zur Obhut übergeben. Daß ſie in dem einſamen Fontainebleau bliebe, verziehe man, entferne ſie ſich aber von da anderswohin als in's Hôtel des Tournelles zu Paris, wo die Regentin Hof hielt, ſo wäre dies für die Regentin eine erwünſchte Gelegenheit, die ihr übertragene Beſchützungsrolle unter großem Lärmen aufzugeben, und zwar unter einem Lärmen, welcher Françoiſe die Rückkehr an den Hof, ſobald der König heimkomme, zum Aeußerſten erſchwere.

Und doch war Françoiſe geneigt, faſt genöthigt, Fontainebleau zu verlaſſen. Bei'm Abgange des Hofes nach Paris hatte die Regentin nichts zum Unterhalte der Gräfin angeordnet, ſondern Alles, was darauf Bezug und dafür Dienſt hatte, mit nach Paris genommen. Wer heißt ſie in Fontainebleau bleiben! Wenn es ihr neben des Königs Mutter nicht gefällt, weil dieſe ihr nicht immer gefällig iſt, ſo mag ſie zuſehen, wie ſie beſtehe!

Die arme Françoiſe konnte aber wirklich nicht

neben der Regentin beſtehen: denn dieſe war nicht nur unfreundlich, ſondern ohne Unterlaß beleidigend, um Françoiſe den Aufenthalt neben ihr unerträglich zu machen, und Françoiſe konnte und wollte doch neben dieſer feindlich geſinnten Frau den angemeſſenen Stolz nicht verläugnen. — In dieſer Lage, am Gewöhnlichſten Mangel leidend, und durch rauhes Wetter ſchon ſeit Wochen ohne Nachricht von ihren Freunden in Paris, hatte ſie an Lautrec geſchrieben und jetzt eben die obige Antwort erhalten. Noch im Nachſinnen darüber ward ſie durch Marot's Ankunft erfreut, welchen Guernard, der einzig übrig gebliebene Diener vom früheren Königstroſſe zu Fontainebleau, bei ihr einführte.

Dergleichen Beſuche waren nicht ohne Gefahr für den Dichter, welcher nur von der Gunſt des Königs und in Abweſenheit deſſen von der Gunſt der Regentin lebte. Budé ſchon forderte ungern das Mißwollen derſelben heraus durch offene Parteinahme für die Gräfin, denn der Stand der Dinge hatte ſich durch die dauernde Abweſenheit des Königs ſehr verändert, und war durch den ſich in die Länge ziehenden Krieg

immer mißlicher geworden für diejenigen, deren Gewiſſen nicht ganz rein war in der Geſinnung für Louiſe von Angouleme. Eine dauernde Oberherrſchaft iſt ja wie dauernder Sonnenſchein oder dauernder Regen: ſie entdecken jede Ritze, dringen in den verborgenſten Ort, werden zudringlich, werden unerbittlich. Es war tapfer genug, daß Budé und Marot ſo lange an der verfehmten Gräfin hielten in einer Zeit, da jeder Tag ein neues, bedrohliches Gerücht verbreitete. Bald ſollte der König eine große Schlacht verloren haben, bald an der Epidemie, welche in Mailand herrſchte, tödtlich erkrankt, bald ſchon geſtorben ſein. Niemand traute den Nachrichten, welche von der Regentin ausgingen, und doch hatte nicht leicht Jemand außer ihr unmittelbar Nachricht vom Kriegsſchauplatze. Es war alſo Marot nicht zu verargen, daß er ſich immer ſehr vorſichtig nach Fontainebleau begab, und um keinen Preis von irgend Jemand, der mit dem Hofe zuſammenhing, geſehen ſein wollte, und es war alſo wohl verzeihlich, daß er diesmal ſehr beſtürzt vor ihr erſchien, denn bei jäher Wendung des Wegs um die letzte Waldecke dicht vor dem Schloße war er un-

vermuthet in die Nähe einiger auf Maulthieren reitenden Kleriker gerathen, und glaubte unter ihnen Florentin erkannt zu haben, dem er trotz Françoiſen's Gegenverſicherungen durchaus nicht traute. Er hatte ſeinen Klepper ſogleich in einen Fußweg abgelenkt, hatte ihn bei einem Köhler eingeſtellt, und kam nun erſt gegen Abend zaghaft zum Vorſchein, bei Guernard genau ſich erkundigend, ob der Prälat angekommen ſei. Guernard hatte verneint, und ihm zugeſagt, daß der gaskoniſche Landsmann, falls er käme, nicht eingeführt werden ſolle, ohne daß Herr Marot benachrichtigt und außer den Geſichtskreis deſſelben gebracht worden ſei.

Françoiſe war der Meinung, Marot habe ſich geirrt, da Florentin ſeit der Abreiſe des Hofes nicht mehr nach Fontainebleau gekommen ſei, und ſich einige Mal brieflich bei ihr mit Mangel an Zeit entſchuldigt habe, ſie ſtets zur Ueberſiedelung nach Paris auffordernd.

„An Zeit mag es ihm wohl auch fehlen," entgegnete Marot, der ſich am Kaminfeuer zurecht geſetzt hatte, „denn man wird nicht durch Müßiggang

in ſo jungen Jahren ſicherer Kandidat des zunächſt ledigen Biſchofſitzes, und unſere Frau Herzogin-Regentin verlangt Arbeit für Gunſt" —

Und was ſollte ihn jetzt plötzlich bei ſo rauhem Herbſtwetter hierher ſprengen zu mir?

„Ich habe hinten am Stalle einen Reiter geſehn, deſſen Leibbinde die Foix'ſchen Farben zeigte" —

Und Ihr wißt, daß ich nicht den Luxus eines Reiters erſchwingen kann, und verwundert Euch — es iſt Lautrec's Kourier, welcher mir eben den Brief, von dem ich Euch geſprochen, überbracht hat —

„Und welcher die Ankunft des Prälaten ganz wohl verurſacht haben kann. Ich habe nämlich dieſe Foix'ſche Leibbinde geſtern Abend im Hôtel des Lournelles irgendwo — ich weiß nicht mehr, wo? denn es fällt mir erſt jetzt ein, weil ſie mir jetzt erſt eine Bedeutung gewinnt — ſchimmern ſehn, und ich bin jetzt überzeugt, daß Lautrec in ſeinen Depeſchen an die Regentin auch Eurer erwähnt hat, und daß darauf irgend etwas erfolgt. Jetzt haltet nur um Gotteswillen feſt, und laßt Euch nicht bereden, Fontainebleau zu verlaſſen, da Euch kein Freund rathen kann, dies

Fegfeuer dahier mit der Hölle ſelbſt im Hôtel des Tournelles zu vertauſchen."

Dieß Feſthalten, lieber Marot, wird immer unwahrſcheinlicher, da ich ſelbſt zu denen übergetreten bin, welche meine Abreiſe von hier für nöthig erachten.

Sie beſchwichtigte ſeinen hierauf erfolgenden Ausruf des Erſchreckens, und fuhr fort: Erſtens halte ich dieſe Beſorgniß, mein Ruf und meine Zukunft hingen ab von meinem Ausharren hier oder im Schloſſe zu Paris, für unbegründet. Ich glaube vielmehr, daß dieſe Anſicht gefliſſentlich von der Regentin aufgebracht und verbreitet worden iſt, um mich zu quälen, mich ungeduldig zu machen und in der Ungeduld zu irgend einer für ſie beleidigenden Scene zu treiben, in Folge deren ſie mich unter einem Scheine des Rechts aus dem Hauſe des Königs entfernen könne. Mein Verhältniß zum Könige iſt ja ſo tief innerlich begründet, daß es nicht von ſolchen Aeußerlichkeiten abhängt, ob ich während ſeiner Abweſenheit hier oder da wohne. Ferner iſt es meiner Stellung am Ende doch unwürdiger als ſonſt etwas, daß ich mich länger dem ge-

meinen Mangel der alltäglichen Lebensbedürfnisse ausgesetzt sein lasse — ich bin kaum im Stande, setzte sie halb lächelnd hinzu, guter Maret, Euch ein genügendes Abendessen auftragen zu lassen, wenn Ihr vom weiten Ritt ein Verlangen nach Speise mitbringen müßt, wie es uns dahier in unsrer ausgehungerten Festung fast gefährlich werden kann —

„Aber, gnädigste Frau, entgegnete Maret halb lachend halb entrüstet, warum erlaubt Ihr mir nicht, daß ich der Herzogin von Anjou nur einen Wink gebe in diesem Betracht“ —

Nein, Maret, man muß eine Tochter nicht in die Lage setzen, daß sie über ihre Mutter erröthen, oder daß sie in Widerstreit mit ihrer Mutter gerathen müsse. Und außerdem, lieber Maret, ist noch ein Grund vorhanden — aber was war das? War das nicht ein Geräusch von der Gallerie her? Und doch wohnt kein Mensch auf jener Seite!

Sie befanden sich nämlich in demselben Zimmer, welches den Zweikampf zwischen dem Könige und dem Grafen gesehen hatte, und welches an das jetzt ebenfalls halb offen stehende Semele-Cabinet stieß. Die

Gräfin liebte es vorzugsweiſe, weil ſie immer hier den König geſehn hatte. Die verborgene Thür nach der Gallerie war feſt verriegelt; dennoch hatte Françoiſe ganz recht gehört, es war Jemand an dieſe Thür gekommen, und hatte an der Feder gedrückt. Und Marot hatte bei ſeiner Ankunft auch recht geſehn, es war dieſer Ankömmling vor der verborgenen Thür Niemand anders, als Florentin, der auf der andern Seite des Schloſſes bei den Geiſtlichen der Kapelle abgeſtiegen war, um bei dieſen erſt Erkundigungen über die Lebensweiſe der Gräfin einzuziehen, und der jetzt, um eines Regenſchauers halber den freien Hof zu vermeiden, von dieſer Seite den Zugang geſucht hatte. Der ihm eingeborne und ausgebildete Zug, auf unerwarteten Wegen zu nahn um zu überraſchen oder zu horchen, hatte auch vielleicht nur den Regen zum Vorwande genommen, um ſich ſelbſt zu genügen. Dieſer Drang, Verborgenes zu ſammeln, und dabei oder damit wunderbar zu überraſchen, dieſer Drang nach wunderbarem Anſcheine iſt ja eben ſo ſehr hoch poetiſchen wie tief intriguirenden Menſchen eigen, und Florentin, welcher durch ſeine Neigung zum Aber-

glauben jenen nahe zu kommen trachtete, hatte zu dieſen die beſte Anlage. Ueber die finſtre Galerie mit einer erborgten Laterne nach dem Bilde des Nymphen ſchreitend wollte er dieſem Naturel gemäß keineswegs ſo ohne Weiteres zur Gräfin eintreten, ſondern er wollte ſpähen, ob das Getäfel der Geheimthüre nicht eine Spalte zum Durchblicken, oder ob das Semele-Cabinet nicht eine Zeitlang Raum zum Horchen darböte. Keins von Beiden war der Fall, die Spalte fehlte und in's Semele-Cabinet konnte er nicht gelangen. Da erſt verſuchte er's, durch heftigen Druck die vielleicht nur im Getäfel verquollene Thür zu öffnen, und verſchaffte ſich durch das hierdurch erregte Geräuſch, was in dieſem Falle dem leiſen Schleichen nicht erreichbar geweſen war. Françoiſe nämlich, über das Geräuſch erſchreckend, war an die ſeidene Faltenthür, welche zwiſchen ihrem Zimmer und dem Cabinet war, geeilt, und hatte die obigen Worte geſprochen, indem ſie die Schnur dieſes Vorhanges zog, und die Verbindung zwiſchen dem Zimmer und Cabinet ganz öffnete. Dadurch ward ein ſchnurrendes Geräuſch hervorgebracht, welches bis zu Florentin

drang, und zwar deutlicher als die ängſtlich geſprochene Frage Françoiſen's. Er vermuthete nun, ſie ſei nahe bei ihm, und hörte denn nun auch, da ſie bald darauf noch etwas ſprach, ſie ſei nicht allein. Sogleich ſchloß er die Laterne — denn ſeine Kenntniß dieſer Thür ſollte nicht unnöthig verrathen werden — und horchte mit verhaltenem Athem. Er hörte die Stimme eines Mannes; Marot war ebenfalls auf das Kabinet zugegangen, um die erſchrockene Françoiſe nicht ohne Schutz zu laſſen, und hatte nach dem Kabinet hinein ſprechend ſie zu beruhigen geſucht. Florentin kannte dieſe Stimme, aber ſie war doch durch die Tapetenthür ſo gedämpft, daß er ſie nicht erkennen konnte. Françoiſe und Marot zogen ſich auch, nachdem ſie ihrerſeits gleichfalls eine Weile gehorcht und nichts weiter vernommen hatten, vom Kabinet in's Zimmer zurück, aber auch dieſe bis jetzt ſo unſcheinbare Entdeckung ſchien für Florentin von Werth zu ſein. Er ſtellte ſeine Laterne, nachdem er ſie verlöſcht, an den Boden, und zwar gerade ſo, daß ſie umgeſtoßen werden mußte, wenn Jemand aus der Tapetenthür träte. Dies ſollte ihm ein Zeichen

ſein, ob Jemand von dieſer Seite ſich entfernt habe, während er durch den regelmäßigen Eingang zur Gräfin eingetreten ſei. Nach dieſem hin richtete er nun im Dunkeln ſeine Schritte, indem er mit dem Hauptſchlüſſel, welchen er nach Auftrag der Regentin beſaß, die unmittelbar auf den Gartenhof führende Flügelthür der Gallerie öffnete. Hurtig ſchlüpften ihm während dieſes Ganges allerlei Pläne durch den Kopf, die bald davon ausgingen, Françoiſe könne einen Liebhaber außer dem Könige haben, oder es könne ihr auf einleuchtende Weiſe einer angedichtet werden. Es handelte ſich im Hintergrunde dieſer Pläne nicht darum, Eiferſucht bei'm Könige zu erregen, ſondern darum, den guten Ruf der Gräfin ſo zu beflecken, daß ihre Aufführung dem Könige einen Grund zum Bruche bieten könne. Maret's war er da, wo dieſer ihn geſehn, nicht anſichtig geworden, Buré wußte er in Paris — wer konnte es ſein? Mit ſolchen Gedanken trat er vor Guernard in's Vorzimmer, und redete dieſen ſogleich mit der verfänglichen Frage an: „Ich ſtöre die Gräfin?“

Der alte geübte Diener, Maret's Bitte eingedenk,

erwiderte mit Geſchicklichkeit, er wolle nachſehn, und ſeine Hochwürden möchten einen Augenblick verziehn.

Seine Hochwürden waren aber nicht dieſer Meinung, ſondern erwiderten: „Ich kann ſelbſt nachſehn, der Diener Gottes hat zu ſeinem Beichtkinde immer Zutritt, wenn dies Beichtkind nicht — es iſt ja doch Niemand Fremdes bei der Frau Gräfin?“

Nicht daß ich wüßte, entgegnete Guernard, welchem die Würde und landsmannſchaftliche Bekanntſchaft des Prälaten im Beſtehn auf ſtrenger Form hinderlich waren.

„Und das müßteſt Du doch wiſſen, es ſteht alſo nichts im Wege“ — ſagte Florentin und ſchritt auf die Thür zu.

Ich bitte um Vergebung, ſprach Guernard, der doch um keinen Preis ſein Amt und das ſeinem Amte angemeſſene Verſprechen gegen Maret vernachläſſigen wollte — Es ſteht mir nicht zu, ohne ausdrücklichen Befehl meiner Gebieterin Jemand zu ihr eintreten zu laſſen, und ich muß mich in dem vorliegenden Falle doch lieber ihrem Unwillen ausſetzen, daß ich mein Amt Eurer Hochwürden gegenüber zu peinlich beobach-

tet hätte, als daß ich — gedulden ſich Eure Hochwürden nur eine Minute.

Und damit vertrat er ihm den Weg zur Thür, deutete höflich auf einen Seſſel und ging hinein, die Thür ſorgfältig hinter ſich ſchließend.

Florentin war nun überzeugt, daß ein den Verhältniſſen nach unerlaubter oder bedenklicher Beſuch bei der Gräfin ſei, und mit der ihm eigenen Frechheit folgte er nach kurzem Beſinnen dem Diener. Während er durch das erſte Zimmer ſchritt, fiel ihm wohl die Beſorgniß auf, ſeinem dreiſten Beginnen könne der Degen eines verwegenen Seigneurs entgegenblitzen, aber, wunderlich genug! eine gehäſſige Eiferſucht trieb ihn eben ſo weiter wie die politiſche Neugier. Er hatte die Schönheit der Gräfin und das Feuer, welches ihm in der Abtei die Umarmung derſelben erregt, niemals vergeſſen, er war der Politik und dem Könige gewichen, daß er aber auch jedem Anderen weichen ſollte, erweckte in ſeiner unreinen Seele den ärgerlichſten Neid. Er griff entſchloſſen an die zweite Thür, bis zu welcher er gekommen war — ſie öffnete ſich nicht; Guernard,

dies Nachdringen des Prieſters befürchtend, hatte ſie hinter ſich verriegelt. Nun war es Florentin unzweifelhaft, daß er ein Liebesrendezvous ſtöre, und die Triebe in ihm wurden uneins, denn der politiſche Trieb wollte ſich über eine ſo folgenreiche Entdeckung freuen, welche der alten Sinnenneigung eine eiferſüchtige Pein verurſachte. Darin aber waren Politik und Eiferſucht einig, daß dieſe Entdeckung vollſtändig ausgebeutet werden ſolle zum Verderben der Gräfin.

Guernard's Anmeldung beſtürzte Marot zum Aeußerſten und ſetzte auch Françoiſe in Verlegenheit; ſie war natürlich entſchloſſen, den Dichter nicht dem Zorne der Regentin auszuſetzen, und verſah ſich überhaupt von dem Beſuche Florentin's keiner guten Abſicht. Das Betragen dieſes ihres Milchbruders war denn doch am Ende ſeit der Abreiſe des Königs ſo unzweifelhaft parteinehmend für die Regentin geworden, daß ſelbſt die argloſe Françoiſe ihm nicht mehr vertrauen konnte. Es war indeſſen nicht rathſam, ihn abzuweiſen und durch dieſe Beleidigung geradezu herauszufordern, Marot ſelbſt rieth davon ab, und Guernard bemerkte ſchüchtern, als eine Pauſe ein-

trat: der Herr Prälat habe ſich ſehr argwöhniſch gezeigt, und es wäre wohl gut, wenn er angenommen werden ſollte, daß dies ſo raſch als möglich geſchehe.

Die Wohnung hatte außer der verborgenen Thür keinen anderen Ausgang als den, welchen Florentin durch ſeine Gegenwart ſperrte, und das Geheimniß der Tapetenthür an irgend Jemand zu verrathen, ſchien Françoiſe unzuläſſig. Maret mußte alſo verſteckt werden. Wohlan denn, rief ſie, Meiſter Clement, ſetzt Euch hier in das Semele-Cabinet und verhaltet Euch geduldig und ruhig, ich ſchließe den Vorhang. Guernard, führe den Herrn Prälaten bis in's anſtoßende Zimmer —

„Aber, gnädigſte Frau Gräfin" —

Raſch, raſch, Guernard, ich will eben ſo raſch mit ihm endigen!

Guernard ging, Marot ließ ſich im dunklen Cabinet nieder, Françoiſe, nachdem ſie ihm ſcherzhaft empfohlen, ein Gedicht in dieſer Einſamkeit zu machen, und nachdem ſie die ſeidene Faltenthür zugezogen hatte, nahm den Leuchter und trat in das anſtoßende Zimmer. In demſelben Augenblicke ward Florentin durch

die gegenüberliegende Thür durch Guernard eingeführt, und jetzt erst sah Françoise, daß sie eine Vorsicht vergessen, und wahrscheinlich Guernard's Erinnerung daran überhastig abgewiesen hatte. Der Tisch zum Nachtessen war in diesem Zimmer gedeckt, und es waren drei Couvert's aufgestellt. Guernard glaubte, es damit gut machen zu können, daß er sich sogleich nach dem Anrichtetische wendete, und überflüssiges Geräth von da zur Tafel trüge, als hätte er jetzt erst nach Ankunft des Gastes ein drittes Couvert aufgelegt. Aber er täuschte den Prälaten nicht, und als Guernard das Zimmer verlassen hatte, wies Florentin sogleich mit ausgestreckter Hand auf die Tafel, und drückte ironisch sein Bedauern aus, daß er ein Nachtessen störe, welches so einladend vorbereitet sei.

„Du siehst, daß Guernard nicht deiner Meinung ist, er hat ein Couvert für Dich aufgelegt!" erwiderte die Gräfin ärgerlich, daß sie dadurch genöthigt war unwahr zu sprechen, und ihn zu einem Mahle einzuladen, welches der arme Maret hungrig abwarten müsse.

Guernard ſcheint für einen Geiſtlichen anders zu decken als für einen Seigneur, ſagte er lächelnd.

„Wie denn? Das dritte Couvert iſt für Chimene!“

Dann werden wir ein viertes brauchen.

„Haſt Du Jemand mitgebracht?“

Nein, er iſt allein gekommen.

„Wer iſt's?

Du fragſt für mich! — Aber endigen wir dies Spiel, das ich, wie Du ſiehſt, durchſchaue. Dein ſträflich weltlicher Sinn macht reißende Fortſchritte, Françoiſe, und Du ſcheinſt nicht zu ahnen, daß Dein Leben, welches jetzt nur am dünnſten Faden einer bereits zweifelhaften Königsgunſt hängt, rettungslos hinaus geſchleudert wird in's Toben der Elemente, ſobald dieſer dünne Faden zerreißt.

„Biſt Du von Sinnen, Mann, was willſt Du mit dieſer unverſtändlichen Predigt?“

Ich will Dir ſagen, daß Du lügſt und trügſt —

„Unverſchämter Mann, verlaſſe mich auf der Stelle, und laſſe Dich nie wieder vor meinem Angeſicht ſehn! Nachdem er mir in der Genoſeven-Abtei unter allen möglichen Lockfarben den dreiſten Schritt meines Lebens

vorgeſtellt und mich dazu gedrängt hat ohne eine Ahnung zu haben von dem Gefühle, welches allein ihn rechtfertigte oder doch entſchuldigte, ohne eine Ahnung zu haben von Liebe und Hingebung, nachdem er ferner mich verlaſſen, ja befeindet hat, als ihm anderswo raſcherer Gewinn winkte, kurz, nachdem er alle Winkelzüge eines unlauteren Herzens vor mir entfaltet hat, tritt er frech mit moraliſcher Anforderung vor mich hin! Hinweg! Du biſt ein gemeiner Menſch, und im höchſten Grade unwürdig des Kleides, welches Du trägſt!"

Florentin war einen Augenblick überraſcht von dieſem Zornesausbruche, der ihm ſeiner Würde wegen unangenehm ſein mußte. Er lächelte nicht mehr, ſondern ſah finſter und grimmig auf die Gräfin, und ſchwieg ſo lange, bis dieſe ſich zum Gehen wandte — dann ſprach er raſch, und bannte ſie bald durch den Sinn ſeiner Worte an den Platz, welchen ſie verlaſſen wollte: „Ein böſes Gewiſſen täuſcht ſich gern über ſich ſelbſt, indem es Steine ſtrafender Tugend auf Andere ſchleudert. So ſteht es mit Dir; und ich will Dir's nun deutlich ſagen, warum? Auf

Liebe berufſt Du Dich, ſie ſoll Dich entſchuldigen, oder gar rechtfertigen! Gute Werke allein entſchuldigen, nicht aber ein Gefühl, welches das wohlfeilſte auf Erden iſt, weil es ſich durch die Sinne aufdrängt, und berauſchendes Vergnügen mit ſich führt. Wahrhaftig, 's iſt ein erſtaunlich Verdienſt: zu lieben und der Liebe ſich hinzugeben! Jedes leichtſinnige Geſchöpf erwirbt ſich dies Verdienſt. Deine Liebe aber konnte Verdienſt werden, wenn Du Verſtand und Menſchenliebe beſeſſen hätteſt, ſie neben dem Throne zu begründen: darum war ich ihr Anfangs behilflich. Aber Du haſt aus Deiner Liebe nichts zu machen gewußt, als ein vergängliches Spiel der Sinne, und darum biſt Du nichtig und ſtrafbar geworden. Wo ſind Deine guten Werke? Was Du beſchützen ſollteſt, das haſt Du in's Verderben geſtürzt. Semblançay iſt der Raben Futter am Galgen, und Jean von Poitier's Freilaſſung iſt ſchmählich bezahlt worden mit der Ehre ſeiner Tochter! Die leichte Lebensweiſe des Königs, die Du beendigen ſollteſt durch die Macht Deiner Liebe, iſt ſchlimmer geworden als je, und das Fräulein von Voland hat neben Dir eine Märtyrerin

ihrer jungfräulichen Ehre werden müſſen. Die Einigkeit des Königshauſes iſt durch Dich zerſtört, da Du Dich ungeſchickt zwiſchen Mutter und Sohn geſtellt haſt; die Einheit des Landes iſt durch Dich bedroht, da Du die Wortführer der Ketzerei begünſtigſt. Das ſind Deine Werke! Und womit krönſt Du das große Gefühl, einen Gemahl verrathen, ein Kind verlaſſen zu haben für eine Neigung, die ihrer Ueberſchwenglichkeit und Macht kein Opfer zu groß erachtet, womit? Mit der leichtſinnigſten Untreue an dieſer gewaltigen Neigung, mit einer Untreue, die Dich, wie ich Dir vorhin ſagte, den rohen Elementen zum Raube hinauswirft aus dem Hauſe des Königs, ſobald ich von hier nach Paris zurückkehre und erzähle, daß Du zur Nachtzeit einen Mann in deinen Zimmern verbirgſt, und ſolchergeſtalt den ſogenannten Brautſtand mit dem Könige von Frankreich feierſt! Nun wiederhole, daß ich von Sinnen ſei, wenn ich Dich des Lugs und Trugs zeihe! Oeffne doch die Thüren vor mir bis zur Gallerie hinüber, und ich will Dir beweiſen, daß Du gelogen und betrogen."

Es war in dieſer ſophiſtiſchen Rede ſo viel nie-

verſchlagend Wahres für Françoiſe, daß ſie nichts zu erwidern fand: Entrüſtung, daß dieſer gewiſſenloſe Mann alſo ſprechen konnte, und Pein, daß der brave Marot preisgegeben werden müſſe, um eine allerdings gefährliche Verleumdung abzuwenden, beſchäftigten ihren Sinn und verſagten ihr die Rede. Und doch ſah ſie wohl ein, daß ein längeres Schweigen den Verdacht gegen ſie nur rechtfertigte. Was ſollte ſie thun? Marot's Schickſal der rachelustigen Regentin ausſetzen? Nimmermehr; lieber wollte ſie ſelbſt leiden. Ja, jegliche Rechtfertigung vor dieſem Prieſter, den ſie nun verabſcheute, ſchien ihr unwürdig, ſchien ihr demüthigend zu ſein für ihren Stolz! Mag er hingehn, und meinen Namen beſudeln vor ganz Frankreich! dachte ſie, da ihre Entrüſtung raſcher wuchs als ihre Beſorgniß, und mit einer unnachahmlich großartigen Bewegung des Körpers, der vor einer Schlange auszuweichen und das giftige Thier gleichzeitig von ſich zu ſchleudern ſchien, mehr aus Abſcheu denn aus Furcht, wandte ſie ſich nach der Thür, durch welche Florentin eingetreten war, öffnete ſie weit, deutete mit vorgeſtreckter Hand darauf, und befahl ihm mit

blitzenden Augen, dahinaus zu gehn. Es war eine ſolche Gewalt darin, daß der ſonſt ſo freche Prieſter dieſem wortloſen Befehle wich, und daß er keine Erwiderung verſuchte, als er an der Schwelle die leiſe geſprochenen Worte Françoiſens hinter ſich hörte: „Gemeine Kreatur!“

Die Gräfin war ſo außer ſich, daß ſie Guernard, welcher eben aus dem Vorzimmer in's Gemach trat, durch welches Florentin ſchritt, mit lauter Stimme zurief: „Dieſer Mann wird nie wieder bei mir eingeführt!“

Ach, die Entrüſtung ließ ſie nicht daran denken, daß dieſer Mann wirklich mit Waffen hinwegging, die ihr für alle Zukunft den Eintritt in das Königshaus verwehren konnten! Was war aber das? Florentin blieb im vorderen Gemache horchend ſtehn wie die im daran ſtoßenden Zimmer: zahlreiche Hufſchläge, als wie von einer großen Schaar Reiter herrührend, drangen vom Gartenhofe herauf! Was konnte ſie in dieſen ſo lange verlaſſenen Ort führen? War es eine Botſchaft vom Könige? Kehrte er ſelbſt unerwartet zurück? Selbſt Florentin hatte dieſen Gedanken, und

es entging ſeinem raſchen Verſtande nicht, daß dann die Lage leichtlich gefahrvoll für ihn geändert werden könne. Die wahrhafte Entrüſtung Françoiſens hatte ihn wohl belehrt, daß der Verdacht mit einem Galan kaum richtig ſein könne. Vielleicht war der König ſelbſt in den hinteren Zimmern, und ſein Gefolge kam jetzt erſt! Kurz, er wendete ſich zurück, und näherte ſich mit einigen verſöhnlichen Worten der Schwelle des Zimmers, in welchem Françoiſe an's Fenſter geeilt war. Sie wies ihn aber, ſeiner anſichtig werdend, benſo beleidigend hinaus, wie ſie kurz vorher gethan, und er ging nun mit dem Vorſatze, dies reichlich zu vergelten, ſei auch der König ſelbſt in Fontainebleau.

Es mag auffallen, daß Françoiſe mit einem Male und ſo überaus plötzlich ein Verhältniß brach, deſſen mißlichen Grund und Boden ſie bis daher nicht einmal gegen ihre warnenden Freunde zugegeben hatte. Aber der Hergang war doch natürlich: edle und liebende Gemüther, welche fern von der mannigfach zuſammengeſetzten, „Welt" genannten Geſellſchaft auferwachſen ſind, glauben durchaus nicht eher an eine berechnete Bosheit, als bis ſie ſelbſt davon zur Ver-

zweiflung getrieben werden. Bis dahin halten ſie auch die deutlichſten Proben ſchlechten Betragens für Ergebniſſe halb des Zufalls, halb einer dreiſten Laune des Urhebers, der ſeinem Geiſte zur Abwechſelung Verwegenes in Bewegung ſetzt, und am Ende ſelbſt nicht mehr im Stande iſt, das in Bewegung geſetzte Verhältniß zu hemmen. Ein ſolcher verwegener Spieler war Florentin für Françoiſe geweſen, und jetzt erſt, da ſie ihn das für Spiel gehaltene Betragen gar darſtellen ſah als ein durchdachtes und mit Tugendfedern geſchmücktes Werk, da ſie mit Schrecken überblickte, wie dies raffinirte Betragen gerade ihr Schickſal von Schritt zu Schritt immer übler verwickelt habe, und wie es eben die unſchuldigſte Veranlaſſung begierig ergriff, um eine Schnur zu ihrer völligen Erdroſſelung daraus zu drehen, jetzt erſt erſchien auf einmal wie in grellem Blitzesleuchten die Summe dieſes Menſchen, das Bild verbedachter Bosheit vor ihren Augen, und ſie hätte jetzt jählings und gröblichſt mit ihm brechen müſſen, wenn auch ihr Leben ſelbſt mit dieſem Bruche auf's Spiel geſetzt worden wäre. Es war Alles empört in ihr, und ihre Em-

pfindungen wurden denn auch mehr und mehr, je länger ſie im ſtürmiſchen Verkehre der Welt umhergetrieben war, in raſche Aeußerung übertragen, in raſche Handlung verſetzt. Sie war keineswegs noch die zaghafte bretoniſche Gräfin, welche auf dem Schloſſe Blois erſchien und vor jedem bedeutungsvollen Worte erſchrak: die Liebe war täglich in ihr gewachſen, und weil dieſe Liebe nie einen Augenblick ihres Lebens ſicher war, ſo waren auch alle handelnden Kräfte der jungen Frau unmerklich mit der Liebe gewachſen. Denn die Kräfte der Seele entwickeln ſich wie die der Natur nur dem Anſpruche gemäß, welchen das Bedürfniß macht. Das Wild der Haiden erhält ein längeres und dichteres oder ein ſchwächeres Winterhaar, je nachdem der Winter ſtrenger oder gelinder hereinbricht.

Die moraliſche Genugthuung drängt allen äußeren Nachtheil, den ſie mit ſich führen mag, in den Hintergrund, und Françoiſe fühlte ſich leicht und frei, daß ſie ein- für allemal mit dieſem heuchleriſchen Menſchen gebrochen und ſich ſeiner wenigſtens als ſogenannten Freundes entledigt hatte. Sie dachte nicht

an die Zukunft mit ſolcher Feindſchaft, und, wieviel ſie nothgedrungen erfahren und gelernt hatte vom eigennützigen und unſauberen Treiben der Weltleute, die ſüßen Vorſpiegelungen der Liebe hatte ſie doch noch nicht verloren, in Sachen der Liebe glaubte ſie doch noch getroſt, wenn ſie auch bereits manche Schwäche geſchloſſenen Auges hinzunehmen gelernt hatte, an Dauer und Reinheit der Empfindung, an uneigennützige und edle Haltung. Wie hätte ſie anders gekonnt, da ſie ſelbſt mit voller Kraft liebte! Anſichten und Urtheile, die unſerem Denk- und Empfindungskreiſe fremd ſind, können uns durch gewaltſame Zudringlichkeit aufgenöthigt werden, wie die Kreiſe Florentin's ihr gewaltſam aufgenöthigt wurden zur Erkenntniß und Verabſcheuung; aber übrigens und weſentlich erwarten wir von der Welt nur dasjenige, was wir ſelbſt zu bieten geneigt ſind. So konnte Françoiſe leicht und getroſt einen neuen Feind in den Hof hinabtreten, die von den Roſſen ſteigenden Reiter anſprechen ſehen und mit Zuverſicht erwarten, was ihr dieſe befremdlichen Ankömmlinge bringen möchten.

Florentin ſelbſt, von der ſpaniſchen Grenze ſtammend, hatte zu ſeiner Verwunderung bald erkannt, daß es Spanier ſeien, welche zur Gräfin Chateaubriant wollten, aber die natürliche Zurückhaltung dieſer Nation hatte ihm keine weitere Auskunft gewährt. Der franzöſiſche Führer, deſſen ſie ſich bedient, und den er ausfragte, als ſie größtentheils in's Vorzimmer der Gräfin eingetreten waren, wußte nichts zu ſagen, als daß ſie ihn in Pithiviers geworben, daß ſie ſehr reich zu ſein ſchienen und zwei große Maulthiere mit Damenſätteln mit ſich führten. — Sollte die Gräfin entführt werden? Das konnte ſie für den König nur im Preiſe ſteigern. Ließ ſie ſich entführen, entfloh ſie den Händen der Regentin? Und zwar mit Spaniern, den jetzigen Feinden des Reiches? Das war unwahrſcheinlich. Jedenfalls war aber Stoff in Fülle geboten, aus all dieſen Beſtandtheilen, welche mit dem überraſchten Rendezvous zuſammentrafen, einen Roman zu bilden, der ein geheimes Verſtändniß mit dem Kaiſer und ſonſtige üble Abenteuerlichkeit im Hintergrunde zeigen und die Gräfin verderben könne. Er eilte nach ſeinem Abſteigequartier bei den Geiſt-

lichen, um einen Boten nach Paris zu ſenden, der eine Abtheilung bewaffneter Reiter auf's Eiligſte herbeſcheiden könne, damit er den Umſtänden gemäß im Stande ſei, auch gewaltſam einzuſchreiten. Auf dem Wege durch die Gallerie, den er einſchlug, um nach ſeiner Laterne zu ſehen, fiel es ſeinem umherſpähenden Geiſte ein, daß es wohl eine Geſandtſchaft des Herzogs von Infantado ſein könne, um Chimene aus einem Lande abzuholen, welches in blutigem Kriege mit Spanien begriffen ſei. Dies war das Wahrſcheinlichſte. Er fand ſeine Laterne unverrückt, und horchte eine Zeitlang an der Tapetenthür. Er unterſchied in der That Françoiſens Stimme, er hörte, daß ſie den Namen „Chimene," den Namen „Infantado" ausſprach, dann war es ſtill, die Behorchten hatten ſich vom Kabinet entfernt. — Es iſt ſo, wie ich mir vorgeſtellt, dachte Florentin, indem er hinwegging, und ſie wird mitgehen, wenn paſſend auf ſie eingewirkt wird!

Raſchen Schrittes eilte er nach ſeiner Wohnung, beſtellte, daß ſich ein berittener Förſter aus dem anſtoßenden Jagdhauſe fertig machte zum eiligſten Ritte

nach Paris, und ſchrieb an die Regentin und an Françoiſe.

Während deſſen hatten ſich Françoiſe, Chimene und Marot zum Nachteſſen geſetzt, und es wurde über die Abreiſe berathſchlagt, welche der Herzog von Infantado ſeiner Tochter vorgeſchrieben. Der Kaiſer, hieß es in dem Schreiben des Herzogs, habe es ungnädig bemerkt, daß die einzige Tochter eines ſpaniſchen Grands im Augenblicke ſolcher Kriegskriſis am Hofe des feindlichen Königs verweile; er werde ſehr dankbar ſein, wenn die Frau Gräfin ſeiner Tochter eine weibliche Begleiterin bis an die Grenze mitgebe.

Chimene war ſehr betroffen von dieſem Verlangen; ſie liebte Françoiſe innig, und fiel ihr weinend um den Hals, weinend über eine Trennung von dieſer älteren Freundin, welche ſeit der Abreiſe des Königs zutraulicher und liebevoller gegen ſie geworden war als ſie je vorher geweſen.

„Gute Chimene," erwiderte küſſend die Gräfin, „ich werde Dich bis Foix begleiten." —

Um Gottes willen nicht, rief Marot, das hieße der Regentin den Sieg in die Hände geben!

„Nicht doch, Marot! Dieſer Florentin würde mich von nun an dergeſtalt peinigen, daß ich in Kurzem doch entwiche, und das geſchähe dann nur unbequemer und auffallender als jetzt, da ich meiner kleinen Pflegbefohlenen das Geleit bis an die Grenze ihrer Heimath gebe. Und dann — hierbei neigte ſie ſich zu Marot, und flüſterte ihm das Folgende wie aus politiſchem Inſtinkte leiſe in's Ohr — de Brion hat mir etwas mitgetheilt, was mich nach jener Gegend zieht, und was die Intriguen der Herzogin mit einem Streiche vernichten würde, weil es mich früher als alle meine Widerſacher in die Nähe des Königs brächte. Ich wurde vorhin unterbrochen, als ich Dir's ſagen wollte: der König hat eine Landung in Catalonien vor, und wenn dies geſchieht, ſo führe ich ihm Lautrec und den Arriere-Bann des Languedoc und der Guyenne über Figueras zu Hilfe, — wird das nicht ſchön ſein?! Und iſt nicht — ſetzte ſie laut hinzu — mein väterliches Schloß Foix unter allen Umſtänden ein paſſender Aufenthalt für mich?!"

Marot ließ ſich indeß nicht irre machen. Er kannte die Lage der Dinge und die Eigenſchaften der in Rede kommenden Perſonen zu gut, als daß er über die große Gefahr eines ſolchen Schrittes einen Augenblick in Zweifel geweſen wäre. Wie ſehr auch Chimene auf ihn ſchalt, wie geiſtreich Françoiſe Gründe entwickelte, er blieb dabei, nachdrücklich abzurathen. Da brachte Guernard Florentin's Brief, der ganz darauf berechnet war, die Gräfin in ihrem Vorſatze der Abreiſe zu beſtärken. Er ſagte darin, daß ſie ihn gar nicht zur Mittheilung des Befehls habe kommen laſſen, der ihn von Paris nach Fontainebleau geführt. Die Frau Regentin, unterrichtet von zweideutigen Beſuch, welche ſich öfter bei der Frau Gräfin von Chateaubriant einſtellten, beföhle ihr, unverzüglich, das heißt noch morgenden Tages, nach Paris zu kommen und ihre Wohnung im Hôtel des Tournelles zu nehmen.

Françoiſe, hochroth von Zorn, nachdem ſie dieſen Brief geleſen, reichte ihn ſtumm an Marot, erhob ſich vom Seſſel und gab an Guernard Befehl, auch ihre Abreiſe zu rüſten. Auch Marot verſtummte nach

Durchleſung des Briefes, und ſo ſchien denn das in's Werk geſetzt zu ſein, was die Gegner der Gräfin als entſcheidenden Schritt zu deren Sturze herbeigewünſcht hatten.

Marot hatte einen ſo richtigen Blick, daß ihn keinerlei Ueberredung über das Gefährliche des Schrittes täuſchen konnte; auf das Zeit raubende Einpacken weiblicher Habſeligkeiten, denen nur Packpferde zu Gebote ſtanden, rechnend, eilte er nach ſeinem Pferde, um bis zum Morgen Paris erreicht und die Herzogin Margaretha um perſönliches Einſchreiten erſucht zu haben. Wie auf einem Gemälde ſah er den Gang vor ſich, den das Schickſal Françoiſens nehmen würde vom Tage der Flucht aus Fontainebleau: die Regentin wird dieſe Flucht darſtellen unter den abſcheulichſten Farben, und die Gräfin vor aller Welt bezeichnen als eine nach Abenteuern und ſinnlicher Unterhaltung lüſterne, anſtändigen Umganges von nun an unwürdige Frau. Er ſah den Brief vor ſich, den ſie ihrem Sohne nach Italien ſchreiben werde! Mein Sohn, mein Sohn — werde es darin heißen —, wie haben wir uns getäuſcht in dieſer heuchleriſchen Chateau-

briant! Herrſchſüchtig, gefallſüchtig, zügellos im Drange nach Zerſtreuung hat ſie nach Deiner Abreiſe alle meine Geduld auf die Probe geſtellt. Ich war ihr zuwider, weil meine Nähe ſie in Schranken einengte, und mit frecher Stirn erklärte ſie mir, daß ſie mir nicht nach Paris folgen werde. Alle meine Bitten waren umſonſt, ſie blieb in Fontainebleau, um dort ungeſtört ihre Stellvichein mit Liebhabern aller Gattung abhalten zu können. Ich ſchickte, ich ſchrieb, ich beſchwor unaufhörlich, denn die ſkandalöſeſte Nachrede erhob ſich bereits überall offen um mich her, und alle ehrenwerthen Leute beſchworen mich, die Hand von ihr abzuziehen, denn Du würdeſt ja doch in aller Zukunft ein ſolches Geſchöpf keines Blickes mehr würdigen. Auch ich war der Meinung, aber ich wollte doch ſtreng erfüllen, was Du mir aufgetragen. Es war umſonſt. Als ich endlich entſchieden befahl, ſie ſolle nach Paris zurückkehren, da krönte ſie ihr ſchamloſes Betragen dadurch, daß ſie mir ſagen ließ: was kümmere ſie das Haus Valois! Und bei hellem Tage zog ſie mit Gott weiß wie viel Galanen nach Spanien hinüber zu Deinen Feinden. Du wärſt nicht

mein Sohn, wärſt nicht König von Frankreich, wenn Du uns und Deinem königlichen Hauſe jemals die Schmach anthäteſt, ſolch ein Geſchöpf wieder über unſere Schwelle zu führen!

So wird dieſe Flucht vor dem Könige erſcheinen, ſagte Marot vor ſich hin, als er ſich im Dunkeln ſelbſt ſein Pferd ſattelte. Und der König, ſprach er weiter, ach unſer leichtſinniger Herr, der ſo ſchnell vergißt, der wird halb lachend, halb ärgerlich ſagen:

Souvent femme varie
Fou qui s'y fie!

und einen Tag lang wird er trauern, daß die Ritterſitte überall die Welt verlaſſe und nirgends mehr Treue zu finden ſei, den Tag darauf aber, nachdem dies überwunden iſt — denn Trauer haftet nicht in ihm —, wird er ein verborgenes Behagen empfinden, von einer Verpflichtung erlöſ't zu ſein, denn er iſt nicht gewiſſenlos und empfindet eine ſolche gegen Françoiſe, und muß irgendwie davon losgeſprochen werden, um die unglückliche Gräfin ihrem Schickſale zu überlaſſen. Ja wohl, unglückliche, Du ſelbſt hilfſt ihn losſprechen. —

Dieſe Gedanken ausſpinnend hatte Marot die Vorſicht in Betreff Florentin's außer Acht gelaſſen, und war von ſeiner Köhlerherberge aus dicht auf den Gartenhof des Schloſſes, an welchem der nächſte Weg vorüberführte, zugeritten. Jetzt ſah er ſich plötzlich im Lichtſcheine der Fenſter Françoiſens neben einem Manne, der aufmerkſam nach jenen Fenſtern hinüberſah. Als ſein Pferd auf das Pflaſter des Hofes trat, wendete ſich der Mann nach ihm zu, und Marot ſah mit Schrecken, daß es Florentin ſei. —

So war denn zu all dem widerwärtigen Verdachte Anlaß gegeben worden, ohne daß Marot auch nur den Vortheil davon gehabt hätte, nicht erkannt zu werden! Er verſuchte indeß auch hier noch das Letzte und warf ſein Pferd zurück, um den verbergenden Wald wieder zu gewinnen. Aber ach, er hörte hinter ſich des Prieſters Ruf: „Marot, heda, Marot!“

Herr Marot war kein Held, und hatte etwas vom Strauße, der ſich geſichert glaubt, wenn er den Feind nicht ſähe. Die ſtrafende Regentin vor Augen, welche durch den Prieſter unterrichtet ihn zur Rede ſtellen würde, ſpornte er ſein Pferd und ritt trotz

er entgegenſchlagenden Aeſte dergeſtalt mitten in
Wald hinein, daß er nach einer Viertelſtunde
lſtändig verirrt war, und daß ſeine beabſichtigte
lfsleiſtung für Françoiſe im entſcheidenden Augen-
ke ganz verloren ging. Als der unfreundliche Tag
ute, fand er erſt nach einigen Stunden einen Weg,
o nachdem er dieſem wieder einige Stunden gefolgt
r, kam er todtmüde in dem Flecken Malesherbes
und ward von Bauern belehrt, dieſer Ort ſei
nſoweit von Paris entfernt als Fontainebleau, nur
dem Unterſchiede, daß von Fontainebleau aus eine
raße nach Paris führe, von Malesherbes aber nicht,
er alſo am beſten thäte, nach Fontainebleau zu-
kzureiten, wenn er anders den höchſt ſchwierigen
g dahin durch den Wald wieder finden könne.

Marot, im höchſten Grade abgeſpannt, erſchrak
dem Gedanken, wieder nach Fontainebleau zu
mmen, und überließ, deutlich ausrechnend, daß nun
jede Hilfsleiſtung von ſeiner Seite zu ſpät ein-
fe, die Gräfin mit einem tiefen Seufzer ihrem
ickſale. Des Poeten ſanguiniſche Natur gab ſich
Drange des Augenblickes hin, und entſchlief in

einer Bauernhütte zu Malesherbes, während die unheilvolle Wendung in Françoiſens Leben bei Fontainebleau vor ſich ging. Als er erwachte, war der kurze Lauf der Spätherbſtſonne ſchon wieder zu Ende, und die Bauern erklärten, es ſei bei dem drohenden Regenwetter und dem üblen Wege nach Etampes hinüber rathſamer, er warte noch bis zum nächſten Morgen.

So kam er denn erſt nach Paris, als dies ſchon in allen Winkeln erfüllt war von der Neuigkeit: die Gräfin Chateaubriant ſei von einem ſpaniſchen Herzoge, den ſie ſchon ſeit einiger Zeit bei ſich in Fontainebleau verborgen hat, von da entführt worden. Eine kleine Schaar königlicher Trabanten, von der Frau Regentin abgeſchickt, um dieſen Skandal zu verhindern, habe ſich den Entweichenden auf dem Wege von Fontainebleau nach Pithiviers entgegengeſtellt, ſich aber zurückziehen müſſen, da der Herzog ein groſſes Reitergefolge bei ſich gehabt und die Gräfin jede Aufforderung zur Rückkehr ſchnöde abgewieſen habe. Es ſeien nun Kouriere an alle Statthalter bis an die ſpaniſche Grenze abgeſendet, um den Flüchtigen

den Weg zu verlegen, da man auch politiſche Verrätherei dahinter vermuthe, und ſo nehme denn die Liebſchaft des Königs mit dieſer ausgelaſſenen Dame ein Ende mit Schrecken.

12.

Gräfin Françoiſe an den Kanzler Budé.

Schloß Foix 15. Februar 1525.

Es wäre Alles gut, mein lieber Freund, wenn ich ihm nur jede Woche einmal in's Auge ſehen, einmal eine Minute lang am Herzen ruhen könnte. Ach, er iſt ſo weit und ſo gefährdet, und Alles zwiſchen ihm und mir iſt ſo nebelhaft unſicher! Nicht doch, ich will nicht undankbar ſein: die ſtille Wintereinſamkeit hier im Schloſſe meiner Kindheit war mir gar wohlthätig, und Lautrec, der zweimal hier geweſen iſt, war immer gut, wenn auch herb. Er iſt nun einmal in Stahl und Eiſen aufgewachſen, und kann's nicht begreifen, wie man ſo lieben kann, um Alles darüber zu vergeſſen. Er hat auch ganz

Recht, daß ich dem Grafen unverzeihliches Weh anthue; aber du lieber Gott, ich will es ja auch nicht verziehen haben, ich will ja gern ſpäter dafür büßen, und es iſt ja doch auch nicht meine Schuld allein. Warum hat Gott dem Könige Franz die großen braunen Augen, den ſchalkhaften Mund, den ſtolzen Bart, die hohe Stirn, den mächtigen Wuchs, die königliche Haltung, das ſinnige Wort, die unerſchöpfliche Regſamkeit gegeben, welche jeden Augenblick anders, jeden Augenblick unerwartet anſpricht und feſſelt! Er iſt eben mein Leben, und ich bin ihm nun einmal begegnet, iſt das nicht auch Gottes Sache, und kann ich gegen Gott? Mit meiner Conſtance aber thut mir Lautrec geradezu Unrecht, wenn er ſagt, ich ſei eine gefühlloſe Mutter. Ach nein, Budé, das bin ich nicht! Was habe ich Alles aufgeboten, mein Kind zu haben, aber ach, die zuverläſſigſten Menſchen haben mich dabei im Stich gelaſſen, vielleicht gar verrathen. Ihr erinnert Euch des breitſchultrigen Dieners mit röthlichem Haar, Namens Baptiſte, ſolltet Ihr ihn nicht in Blois geſehen haben? Der ſchien mir treu ergeben, und wollte mir meine Conſtance

um jeden Preis zuführen, er hat aber nicht Wort gehalten und wie ich höre auf meine Koſten ſeinen Frieden gemacht mit dem Grafen. Was ſoll ich thun? Auch hierin muß ich wie in Allem auf meinen Franz warten, er wird ſchon Rath wiſſen. Ach, Franz! Ich ſchreibe ſo haſtig hin, lieber Budé, um eine Angſt zu verbergen, die mich peinigt, und die ich Euch doch erſt am Ende des Briefes ſagen will, damit ich Euch, dem ich ſo unbeſchreiblich dankbar bin, doch in einiger Ordnung Nachricht von mir gebe. Nun ja, man hat mir's nicht geſchenkt, was Alles über meine Flucht aus Fontainebleau ausgeſtreut, ja mit abſcheulicher Sicherheit behauptet worden iſt, um mich bei meinem Könige und vor aller Welt zu verderben. Gott vergebe es ihr, ſie hat ihn ja geboren! Und was wäre ich ohne ihn? Ein nichtiges Ding, das Gottes Reichthum nimmer erkannt hätte. Denn ob ich ihn auch mit vielen Schmerzen erkenne, ich bin doch unendlich reicher, ja glücklicher in dieſen Schmerzen als ich vorher war in der Armuth und Dunkelheit des Friedens. Alſo laß mich ſchweigen, Budé, von den erſten Monaten dahier, als

mir Lautrec und der Abt unten Alles das mittheilten, was ein Weib tödten mag, wenn ſie nicht liebt über alles Weh hinaus. Das Schlimmſte waren die Aeußerungen des Königs, die man erfahren haben wollte, und die gewiß erlogen waren. Meiſter Clément, der gute, half mir von dieſer Pein. Wie viel gute Menſchen giebt es doch! Er entwich gewiß nicht bloß um der Regentin und um ſeinetwillen aus Paris, der gute Marot hatte gewiß auch meine Noth vor Augen, als er, der ſchüchterne Poet, ſeinen Weg in's Kriegslager nahm mitten in Gefahren hinein, deren er ſo ungewohnt. Und ſiehſt Du, Budé, daß ich Franz beſſer kenne als Ihr Alle ihn kennt: lächelnd und gnädig hat er ihn, den die Mutter ſo angeſchwärzt, aufgenommen und angehört, und hat ihm auf die Wangen geklopft und geſagt: Ja, ja, ſie mögen ihr arg mitgeſpielt haben! — Ich werd's dem vortrefflichen Clément nie vergeſſen, daß er mir damals aus dem Lager vor Pavia gleich geſchrieben hat, und ſeit der Zeit regelmäßig ſchreibt mit den Kourieren, die an Lautrec kommen. Wie könnte ich es von Franz verlangen, der ſo überhäuft iſt mit den

wichtigſten Sorgen! So erfahre ich doch immer wörtliche Aeußerungen von ihm, mitunter ſogar einen Gruß, und erfahre genau, wie er ausſchaut und wie ihm zu Muthe iſt. Ach ja, nun muß ich es ſagen, Budé! Ich habe ſeit vierzehn Tagen keinen Brief von Marot, und in der hieſigen Gegend und überall, von wo man eine Kunde hört, läuft wie unterirdiſches Donnern ein Gerücht umher, deſſen Urſprung kein Menſch zu bezeichnen weiß, und das in ſeiner Unbeſtimmtheit entſetzlich klingt: es ſei mitten in zauberhaften Gärten Italiens bei Sonnenſchein und bei Mondenſchein eine ſchreckliche Schlacht geſchlagen worden zwiſchen Franzoſen und Spaniern, und es ſeien alle Franzoſen getödtet worden, ſo daß ihre Leichen häuſerhoch geſchichtet lägen, und auf dem höchſten Haufen läge der König ſelber ausgeſtreckt, das todte Antlitz und die am Schwert erſtarrte Hand gen Himmel gerichtet! — Ein entſetzliches Geſpenſt, das gewiß unſere Mönche ausgebreitet haben; denn ſie ſprechen hier ſchon überall von der ſträflichen Nachſicht, die der König gegen die Ketzer hege. Sagt mir doch mit dem rückkehrenden Boten, was für Nachrichten

aus Italien gekommen ſind: ich verharre in großer Angſt die zehn Tage, welche der Reiter braucht.

Wie undankbar bin ich doch! Faſt hätte ich Euch zu danken vergeſſen für die Schriften, welche Ihr mir in meine Einſamkeit geſendet habt, und welche ich mit Hilfe eines ſprachkundigen Prälaten der Abtei, eines alten würdigen Herrn, großentheils verſtanden zu haben glaube. Freilich ſind meine Verſtandeskräfte nicht ſtark genug, um ſich mit einiger Zuverſicht des Reformplanes bemeiſtern zu können. Ich muß meine Schwäche ſo weit eingeſtehen, daß ich noch gar keinen einigen Plan herausfinden kann; freilich habe ich auch Alles durch einander geleſen, was die Schweizer, was die Wiedertäufer, was die Bauernapoſtel und was Luther ſelbſt geſagt haben. Der Letztere ergreift es für mich am tiefſten, und wenn er uns den „freien Willen" abſpricht und die „guten Werke" nicht für nothwendig erklärt, ſo ſtimme ich ihm von ganzer Seele bei. Wie bin ich zu meinem Schickſale gekommen? Doch wahrlich nicht aus freiem Willen! Ein Gott hat mich ergriffen, wie Dein Freund Lascaris ſo ſchön ſagt, ein Gott iſt

mein Wille. Und nach dem Urtheile der Welt habe ich nur üble Werke gethan, und fühle mich doch nicht belaſtet! Aber wie kann Luther gegen Kreuzzüge wider die Ungläubigen ſprechen! Es iſt ja unſer Beruf, das geltend zu machen, was uns theuer iſt: dadurch ja allein handelt unſere Seele. Der Reformator iſt ſchüchtern, weil er durch den Zweifel gegangen iſt und den Zweifel nur in der Wallung überwunden hat. Habe ich Recht, Pudé? Was würde Franz ſagen, wenn man den ritterlichen Glaubenskampf verbieten wollte! Ich meine, wer nicht für ſeinen Glauben kämpfen will, der hat keinen Glauben. Und das iſt es wohl eben: die Dinge hängen alle eng, unglaublich eng zuſammen, und die Folgerungen beſtürzen uns bis in's Herz hinein, und erſchüttern uns den Glauben, welchen wir uns mühſam auferzogen. Es iſt ein furchtbar Werk, das da angefangen worden iſt: die Bauernapoſtel haben mich entſetzt mit ihrem Schrei nach Gütergemeinſchaft, Abſchaffung aller Rechte und Pflichten! Heilige Jungfrau, ich bin wohl auch ſchon auf verwegene Ideen gekommen, wenn ich unter dem Volke vollſtändig be-

gabte und dadurch von der Natur zu Allem berechtigte Menſchen geſehen habe — Baptiſte war beinahe ſo, Guernard iſt es ganz und gar, denn er hat außer der Begabung eine Faſſung und Enthaltſamkeit, wie ſie wenigen Seigneurs erreichbar iſt — aber ich wage mich darin nicht weiter, und die Bauernſcenen in Deutſchland haben mir allen Muth geraubt. Dem Könige wüßte ich dies auch in keiner Form gefällig darzuſtellen. Und noch Eins: wie kann man die Fürbitte der Heiligen ausſtreichen wollen! Darin liegt ja das innerſte Geheimniß der Liebe, der wunderbare Zauber, welchen ein Menſch für den andern in Bewegung ſetzen kann durch bloße Kraft des Herzens. O nein! Ich weiß, daß ich vor Franz von dieſer Erde ſcheiden werde, und ich weiß, daß es mich noch in einer anderen Welt beglücken wird, wenn ſich ſeine Gedanken zu mir wenden, und Hilfe heiſchen von mir hierhin oder dahin. Das wird ja eben mein Geiſt, mein neues Leben ſein, daß ich wirke für das, was mir theuer geweſen iſt vom Beginn meines Gedächtniſſes.

Schilt nicht, Budé! Was wäre die neue Lehre,

wenn ſie nicht auch vom Geſichtspunkte oder wenn. Du willſt vom Herzenspunkte des Weibes beleuchtet und gebildet worden wäre. Und von dieſem aus muß ich denn auch billigen, daß mein Prälat der Reform eine zu gröbliche Rückkehr zu den rohen Tendenzen und Traditionen des alten Teſtamentes Schuld giebt. Ich finde in alle dem, was er mir da mittheilt von Iſaak und Jakob und von der fanatiſchen Leidenſchaftlichkeit der Juden wenig Erbauliches und Evangeliſches, und glaube ihm gern, daß dieſe Dinge, zum erſten Male in's Volk gebracht, garſtige Leidenſchaften aufſtacheln helfen. Belehre mich darüber, Budé!

Aber vor allen Dingen ſprich mir von ihm, denn er iſt meine Welt, und alles Andere beſchäftigt mich nur in Bezug auf ihn. Daß Ihr keine Bilder mehr wollt in den Kirchen, das vergebe ich Euch ſo wenig wie er es Euch vergiebt. Keine Bilder! Und doch ſehen wir Alles, das Beſte nur im Bilde! Was hätten die Glücklichen für ein Glück ohne die Kunſt? Platten Vortheil. Und wie ertrügen die Unglücklichen ihr Schickſal ohne ſie?!

Dieſer Brief kam viel ſpäter als Françoiſe gehofft hatte nach Paris, und an dem verhängnißvollen 24. Februar, an welchem ſie bereits eine Antwort erwartete, war er noch nicht in Bude's Händen. Das mochte zum Theil an Lautrec liegen, der ſich von Toulouſe, der Hauptſtadt ſeiner Statthalterei, eben entfernt hatte, als Françoiſe den Brief dahin ſandte, damit er von dort mit den Depeſchen nach Paris geſendet werde. Lautrec ritt um jene Zeit öfterer als nöthig war an den Rhone hinüber, welcher die Grenze ſeiner Statthalterei bildete, um den Nachrichten aus Italien näher zu ſein. Jedermann war darauf geſpannt, und wie dies bei großer Spannung zu geſchehen pflegt, beängſtigt durch böſe Ahnungen. Denn jede verſchobene Entſcheidung erregt krampfhaft die Phantaſie. Zum Theil mochte aber auch die ſpäte Ablieferung des Briefes in Paris ſelbſt ihren Grund haben: einem Frauenregimente maß man die gefährliche Einführung bei, Briefe zu eröffnen und allenfalls zu unterſchlagen, deren Inhalt Bedenken erwecken könnte. Die Regentin Louiſe von Angoulême mochte in dem damals überreizten Zuſtande des Lan-

des Veranlaſſung finden zu ſolchen unlauteren Eingriffen, denn namentlich Paris ſtrotzte von bedrohlicher Stimmung. Man hielt es dort für unzweifelhaft, daß die Regentin üble Nachrichten vom Heere zurückhalte, und beſonders einige Prieſter benutzten den vorhandenen Unruheſtoff, um eine ſchallende Willensäußerung aufzubringen gegen die Ketzerei, welche in Frankreich noch nicht das geringſte Hinderniß erfahren hatte, welche ſogar am Hofe durch die Herzogin Margaretha und den Kanzler Budé begünſtigt ſein ſollte, und welche offenbar vom Rheine her mit einem gefährlichen Einbruche der aufrühreriſchen ſchwäbiſchen Bauermaſſen drohte.

Kurz, erſt am zweiten März in der Mittagſtunde erhielt Budé jenen Brief und gleichzeitig eine Ladung, ſich im Hôtel des Tournelles bei der Frau Regentin einzuſtellen. Er achtete nicht auf den Diener, der ſich ohne Weiteres zurückzuziehen ſchien.

Nachdem er den Brief geleſen, weggelegt und ſich zum Ausgange angeſchickt hatte, ſprach er traurig vor ſich hin: Unglückliche Françoiſe, Du hoffſt noch, wo keine Hoffnung mehr vorhanden iſt! Nach der erſten

Jugendliebe brauchen wir immer einen äußeren Anreiz, wenn unſere Neigung mächtig und dauernd ſein ſoll: der Gegenſtand unſerer Neigung muß dann ſchwer erreichbar oder höher geſtellt ſein als wir, oder muß Glanz und Ehre oder Reichthum mit ſich bringen. Ohne ſolchen Anreiz ermattet gar bald unſere Phantaſie, denn nur einmal kommt unſere Neigung aus reinem Herzen. Und König Franz! Weiß er Dich auch gerechtfertigt vor den Lügen ſeiner Mutter, was iſt ihm das! Entſchädigen und belohnen kann er überall, das iſt ihm kein Reiz. Erobern will er, Widerſtand lockt ihn, die erſte Ergebung berauſcht ihn — Dein entſcheidender Moment, Françoiſe, iſt dahin, iſt verloren, ſelbſt wenn er Dich ſchön und liebenswerth wiederfände!

Traurig ſchritt er über die hölzerne Brücke, welche damals oberhalb des Louvrethurmes über die Seine führte — denn das Kollegium, welches er gegründet hatte und bewohnte, lag am linken Ufer, und war noch abgeſondert von der mehr aufwärts angebauten und bevölkerten Stadt —, traurig bog er in der Gegend der alten Kirche St. Germain l'Auxerrois nach

der St. Honoré-Straße in den belebteren Theil von Paris, und ſah mit Beſorgniß, daß die Bürger in ungewöhnlichen Gruppen verſammelt waren, heftig redeten, und da, wo ſie ihn erkannten, finſter auf ihn blickten.

Die Regentin hatte ſich lange nicht um ihn gekümmert, er hielt es für rathſam, erſt bei der Herzogin Margaretha vorzuſprechen, um über Stimmung der Mutter und Stand der Dinge nachzufragen, und es konnte ihm nichts erwünſchter ſein, als daß er im Gartenſaale einen Diener Margarethens fand, der bereits ſeiner harrte. Er ahnte nicht, daß jener Diener der Regentin, Florio, welcher ihm den Brief überbracht, die Zerſtreuung des keine Thür ſchließenden Gelehrten benutzt, ſich im Vorzimmer verborgen und den Brief an ſich gebracht hatte, ehe Budé noch aus dem Hauſe war. Er ahnte nicht, daß dieſer Menſch eben mit ſeiner Beute an ihm vorüberſchritt nach den Zimmern der Regentin hinüber, als die Herzogin Margaretha ihm ſelbſt an ihrer Thürſchwelle entgegentrat.

„Wir ſind in unglaublicher Pein, Budé," — ſprach ſie, — „noch immer keine Nachrichten vom

Heere, und Paris in kindiſcher Aufregung, und meine Mutter in beſter Laune, dies Alles uns entgelten zu laſſen.“

Uns?

„Uns, und zwar unter dem Vorwande, daß wir die Ketzerei begünſtigten. Ich habe eben eine ſchmerzliche Scene mit ihr gehabt: ſie behauptet, das Volk rotte ſich zuſammen, weil es durch die fürchterlichſten Prophezeihungen in Angſt und Schrecken geſetzt ſei, dieſe Prophezeihungen gründeten ſich aber darauf, daß vom Throne herab die Ketzerei geduldet werde, und daß dem Thron und Lande deshalb die ärgſte Züchtigung bevorſtehe. Ihr ſeid's, rief meine Mutter, Du, Budé, Marot und was ſonſt zu der heilloſen Chateaubriant hält, die Ihr dieſe Gährung durch Euer Geſchwätz erzeugt habt. Ich weiß es, ſetzte ſie hinzu, daß Budé mit der Chateaubriant Briefe wechſelt im Intereſſe der ſogenannten Kirchenreform, und ich werde ihn ſammt ſeiner Gräfin dem Volke zum Sühnopfer hinwerfen — heiliger Gott, ſeht nur, welche drohende Menſchenmaſſe aus allen Straßen quillt und ſich um das Hôtel zuſammendrängt! Was iſt die Welt kin-

diſch! Du haſt doch nichts ſchriftliches ausgehn laſſen, was Duprat in die Hände geliefert werden könnte? Denn er iſt verhaßt wie die Peſt, und ergriffe begierig die Gelegenheit, ſich durch ein Ketzergericht beliebt zu machen. Mein Bruder kann Dich jetzt nicht ſchützen, Gott weiß ob er nicht ſelbſt des Schutzes bedarf!"

Ehe Budé antworten konnte, erſchien ein neuer Diener der Regentin mit der Anfrage, ob Kanzler Budé den Befehl erhalten habe. —

Ich bin zu Befehl! unterbrach ihn Budé und folgte dem Zurückeilenden.

„Ich folge Dir auf dem Fuße, Budé, meine Gegenwart iſt Dir von Nutzen — à propos! ſie machte ſich geſtern Abend luſtig darüber, daß unſer deutſcher Reformator nichts eiligeres zu thun habe als zu heurathen. Offen geſtanden, ſie hat Recht; er hätte die Aufgabe nicht ſo bürgerlich faſſen und einſam ohne trivialen Zuſammenhang mit der Alltagswelt bleiben ſollen." —

Solche Bemerkung konnte wohl der Königsſchweſter, die ſich ungefährdet wußte und einen dreiſten Charakter beſaß, in ſolchem Augenblicke kommen. Budé

ſchwerlich geſtimmt dafür, und eilte nicht ohne
rgniß in den Saal, welchen ihm der Diener zeigte.
n auch nicht für ſeine Perſon, für ſein Lebens-
ſſe fürchtete er eine ſolche Zorneskriſis, wie ſie
urch den unglücksſchwangern politiſchen Zuſtand
fährlicher Höhe geſteigert werden konnte.

Das regneriſche Wetter, wie es dem nördlichen
reich heute noch eigen iſt und damals, als noch
Wälder in aller Ausdehnung beſtanden, in noch
em Grade eigen war, hüllte an jenem Tage Pa-
ie in ein graues Tuch. Als Budé in den ſtei-
n Saal trat, war es ſo dunkel, obwohl um
gszeit, daß er mit ſeinem etwas kurzſichtigen
zunächſt nur die Regentin erkannte, welche mit
n Schritten auf den ſteinernen Flieſen umher-

Dies Hôtel, welches der König vorzugsweiſe
ris bewohnte, da vom Louvre erſt der uralte
n beſtand und die Tuilerieen, vierzig Jahre ſpä-
t erbaut, damals dem Namen und der That
ur Ziegeleien waren, dies Hôtel, genannt des
elles, von der alten Mode, überall Erkerchen
hurmartige Vorſprünge und Thürmchen anzu-

bringen, und von dem alten Verſammlungsorte der zwölf Parlamentsrichter, der lange Zeit aus einem Thurmzimmer dieſes Hauſes beſtand, war dem Könige Franz niemals angenehm. Der alte fränkiſche Geſchmack, welcher winklige Räume, kleine Fenſter, ſchmale Treppen liebte, herrſchte darin trotz aller angebrachten Aenderungen, und dieſer Geſchmack beſcheidener Lehnsherrſchaft war dem modernen Könige zuwider. Er brauchte weite und große Verhältniſſe, ſein Baugeſchmack hing eng zuſammen mit ſeinem ſouverainen Regierungsgeſchmacke, über welchen er ſich freilich, Ritterthum und neues Königthum kraus durcheinander miſchend, nicht ſo klare Rechenſchaft zu geben wußte als über den Stil ſeiner Bauten.

Hölzernes Getäfel bis an die Hälfte der Wandhöhe lief um die Mauern dieſes Saals herum, und war ringsum einige Fuß hoch vom Boden zu Sitzen mit hölzernen Armlehnen aus Eichenholz ausgearbeitet, ſo daß das Ganze theils an eine Kapelle, theils an uralte Rathhausſäle erinnerte. In einem Winkel ſtand vor dieſen Sitzen ein ſchmaler Tiſch, und hinter dieſem Tiſche ſaßen, auch für einen nicht Kurzſichtigen

kaum erkennbar drei Männer in talarartigen Gewändern. Der eine war Florentin im violetten Prälatentalar, der andere Duprat im rothen Richtergewande, der dritte deſſen Schreiber, welcher zum Protokoll die Feder geſpitzt hielt, im langen Kleide von ſchwarzer Serge. An der einzigen Eingangsthür ſtanden zwei rieſenhohe Trabanten mit Spießen, am mittleren der drei Fenſter, welche in den Hof des Hôtels führten, lehnte der Leibdiener der Regentin, welcher beauftragt ſein mochte, zu berichten, was ſich da unten ereigne. Der rieſelnde Nebel nämlich, welchen Budé bei ſeinem Ausgange kaum bemerkt, hatte ſich in einen vollſtändigen franzöſiſchen Winterregen verwandelt, und hatte die Bürger aus den Straßen hereingetrieben unter die niedrigen Arkaden, welche innerhalb des Hofes um das erſte Stockwerk des Hôtels umher liefen. Dies heftige Regenwetter und das Hereindrängen der Maſſe war ſo plötzlich geſchehn, daß man dem Zudrange durch Schluß des Thors nicht hatte vorbeugen können, und dieſe aufrühreriſche Maſſe der Bürgerſchaft, deren wirrender Stimmenlärm von Zeit zu Zeit mitten durch das Plätſchern des Regens hin-

durch heraufdrang, ſchien die Haſt der im ſchwarzen Gewande umherſchreitenden Regentin beſonders zu ſteigern. Nach den erſten Fragen und Aeußerungen ſah die Lage Budé's ſehr übel aus, und Margarethens Meinung, er könne zum Sühnopfer für das aufrühreriſche Volk auserſehen ſein, ſchien ſich zu beſtätigen. Da er Duprat und deſſen Schreiber nicht erkannte, und keines förmlichen Verhörs, noch deſſen gewärtig war, daß jener Schreiber all ſeine Worte zu Papier brächte, ſo antwortete er Anfangs unbefangen und unvorſichtig auf die Fragen der Regentin: welchen Theil er bisher genommen habe an der Reform? Es war überhaupt nicht ſeine Abſicht, allen Antheil daran abzuläugnen, und daß er dieſe Abſicht nicht hatte, war in dieſem Augenblick von unmittelbarer Lebensgefahr für ihn. Die Regentin, der Liebe wie des Haſſes in ausgedehntem Maaße mächtig, haßte ihn, weil er ihre Lebensweiſe zum Oefteren öffentlich getadelt hatte, und weil er unwandelbarer Beſchützer der Chateaubriant war. Sie wußte wohl, daß der König außer ſich ſein würde über den Verluſt ſeines Studienkanzlers, aber ſie meinte, in ſo drohendem politiſchen Augen-

blicke die Staatsraiſon für ſich zu haben, und ſie war ſelbſt, vielleicht nicht bloß durch die politiſche Gewitterſchwüle, in dieſem Augenblicke krankhaft geſteigert. Kurz, ſie fragte in ihn hinein, mit dem Vorſatze, ihn zu verderben.

„Du giebſt Dir alſo gar nicht die Mühe zu läugnen" — erwiderte ſie dann auf Budé's Zugeſtändniſſe — „daß Du thätigen Antheil an der ketzeriſchen ſogenannten Reform nimmſt?"

Wenn Ihr es thätigen Antheil nennt, daß ich meine Kenntniſſe gebrauche, um die ſchwierige Aufgabe löſen zu helfen —

„Und daß Du die ketzeriſchen Grundſätze mündlich und ſchriftlich verbreiten hilfſt! Das haſt Du gethan! Du haſt der Schweſter Deines Königs die Ohren damit erfüllt, Du haſt eine Perſon, welche eine Zeitlang wichtig war in dieſem Reiche, ja welcher eine Zeitlang mit der ſtolzeſten Ausſicht auf Erhebung geſchmeichelt wurde, welche alſo um ihres Einfluſſes auf Frankreich willen allen Neuerern eine Hauptperſon wurde, Du haſt die Gräfin Chateaubriant ſyſtematiſch

der katholiſchen Kirche abtrünnig zu machen geſucht! Kannſt Du es läugnen?"

Ich habe das Thema mit ihr beſprochen —

„Du haſt ſie ſogar ſchriftlich damit beſtürmt, nachdem ſie ſich bereits der ihr von voreiligen Freunden zugedachten hohen Stellung unwürdig gemacht und in lüderlicher Lebensweiſe aus unſerer Nähe entfernt hatte, Du haſt" —

Dergleichen hat die Grä in Chateaubriant, welche eine verehrenswerthe Dame iſt, nie gethan —

„Wir fragen Dich nicht um Deine befangene Meinung über dieſe verlorene Frau, wir beſchuldigen Dich, daß Du beſtrebt geweſen und beſtrebt biſt, ſie zur Königin des Ketzerthums in Frankreich zu machen, und daß Du jetzt noch, da das Land in ſchwerer Beſorgniß, dieſen verrätheriſchen Verkehr durch aufreizende Briefe mit ihr unterhalten haſt, kannſt Du es läugnen?"

Dies kann ich läugnen.

„Verräther, heute erſt haſt Du einen Brief von ihr erhalten, der von ausbündigen Prätenſionen und

von Ketzereien ſtrotzt! Kanzler Duprat, haltet dieſen Beweis dem lügneriſchen Manne unter die Augen!“

Als Kanzler Duprat vortrat, und Budé den entwendeten Brief Françoiſens in deſſen Händen ſah, war er einen Augenblick ſo beſtürzt, daß ihm das Wort verſagte, und er nicht auseinanderſetzen konnte, wie er ſein Abläugnen verſtanden wiſſen wollte. Die Regentin deutete dies Schweigen als Eingeſtändniß, und, da eben vom Hofe herauf Steine in die Fenſter des Saales flogen, und der Stimmenlärm zu dröhnendem Tumulte anſchwoll, ſo rief ſie mit erhöhter Stimme Florentin zu, er ſolle an's Fenſter treten, und dem Pariſer Pack verkündigen: der Vater aller Ketzerei in Frankreich ſei ſoeben entlarvt worden im Kanzler Guillaume Budé, und er ſolle dem Gerichte und der allgemeinen Sühne noch in dieſer Stunde zugeführt werden hinaus nach Montfaucon — noch Eins! Seine Helfershelferin ſei die Gräfin Chateaubriant, und noch in dieſer Stunde ſollten bewaffnete Reiter von Paris abgehn, um dieſelbe zum Spruche des geiſtlichen Gerichts, welches von jetzt an in dieſer Stadt errichtet werde, herbeizuholen, die Bürger der

St. Honoré-Straße dürften ſich auf ein intereſſantes Schauſpiel freuen!

Während Florentin nach dem Fenſter ſchritt, befahl ſie den Trabanten, Budé zu ergreifen. —

Ehe aber der Prälat das Fenſter öffnen, und die Trabanten Hand anlegen konnten, war die Herzogin Margaretha, welche bei den lezten Worten eingetreten war, haſtig bis zu Budé vorgeſchritten, hatte dieſen bei der Hand gefaßt, und mit eben ſo ſtarker Stimme gerufen: haltet ein!

„Zurück Margaretha!“ rief die Regentin, und ſtreckte die Hand nach ihr aus, als ob ſie Budé von ihr trennen wollte; Florentin ferner, dem ſolche Störung unnütz ſchien, öffnete ohne auf Margaretha's Ruf zu achten das Fenſter.

Ich beſchwöre dich im Namen unſeres Familienglücks, liebe Mutter, ſagte Margaretha haſtig, aber leiſe zur Regentin, regiere Deinen Zorn, er iſt Franz theuer, und Franz vergiebt Dir nie, wenn Du dem Ungeſtüme einer böſen Stunde folgſt, und ihm einen Mann tödteſt, der ihm Freund und von unſchätzbarem Werthe, und den er auch um das größte Verbrechen

nicht tödten ließe — Du verlierſt Deinen Sohn, wenn Du jetzt Deinem Zorne folgſt!

„Schweig!“ entgegnete Louiſe, und blickte nach dem geöffneten Fenſter, von welchem ſich Florentin ſo eben eilig zurückzog, weil er mit einem Hagel von kleinen Steinen dergeſtalt begrüßt worden war, daß er nicht ſchnell genug hatte beiſeit kommen können, und daß Blut über ſein Antlitz herunter ſchoß. „Kanaillen von Manants!“ ſchrie die Regentin auf und wandte ſich, eine leidenſchaftlich beherzte Frau, ſelbſt nach dem Fenſter. Unerwartet wurde ſie von einer magern Hand feſtgehalten. Der ehrwürdige Biſchof Pierre Duchatel war eingetreten und hatte ſie ergriffen; er genoß damaliger Zeit bei allen Parteien des größten Anſehns, und dies Anſehn war auch für die Regentin von Ehrfurcht gebietender Macht. Seine plötzliche Erſcheinung, die ſie in ihrer Zornesbewegung nicht bemerkt hatte, trug dazu bei, daß ſie einen Augenblick verſtummte, und ihm zum Sprechen Zeit ließ. —

„Gnädigſte Herrin,“ ſprach er langſam, „Euer Leben darf nicht ſo gefährlichem Zufalle ausgeſetzt

werden, es iſt zu koſtbar, es iſt dem Lande doppelt koſtbar in dieſem Augenblicke, da ganz Frankreich zittert für Euren Sohn, unſern König. Wiſſet Ihr denn, was für eine Nachricht durch Paris fliegt wie ein geflügelter Bote des Todes? Kein Menſch weiß, wo ſie her gekommen ſei, und doch lautet ſie in Worten Eures Sohnes, die Euch wie mir von erſchrecklicher Aechtheit erſcheinen müſſen" —

Welche Nachricht?

„Ihr habt keinen Brief vom Könige?"

Nein.

„Aber Paris hat einen, und er iſt kurzen und ſchrecklichen Inhalts!"

Welches Inhalts?

„„Alles iſt verloren, nur die Ehre nicht,"" „hat König Franz nach Paris geſchrieben."

Gerechter Gott!

Von allen Seiten begleitete ein Schreckensſchrei dieſen Ausruf der Regentin, und eine Pauſe trat ein.

Habt Ihr ſelbſt dieſe Worte geleſen? fragte endlich zitternd die Regentin.

„Nein, gnädigſte Frau," erwiederte Duchatel, „kein

Menſch hat ſie geleſen, und doch zweifelt kein Menſch an ihrer Richtigkeit, und als ob ſie am Firmament geſchrieben ſtünden für Jedermann, ſo hört man von Jedermann die entſetzlichen Worte: „Tout est perdu fors l'honneur!“

Es war eine Zeitlang todtenſtill im Saale; auch im Hofe des Hôtels war es unter den Volksmaſſen plötzlich todtenſtill geworden, man hörte nur den Regen plätſchern, und den reißend ſchnell herannahenden Hufſchlag eines Roſſes. Dieſer Hufſchlag ſchien die Pariſer Bürger in geſpannte, ſchweigende Aufmerkſamkeit verſetzt zu haben. Ein über und über mit Koth beſprützter Reiter flog um die Ecke, bog in's Thor des Hôtels, und ſtürzte mit dem erſchöpften Pferde inmitten des Hofes, deſſen groſſe Steine waſſerglatt waren, raſſelnd zu Boden. Ehe man ihm beiſpringen konnte, war er ſchon auf den Füßen und auf dem Wege nach der ſchmalen Treppe, das arme Thier ſeinem Schickſale überlaſſend, und an ſeiner ledernen Botentaſche heftelnd, als müſſe ſie geöffnet ſein, ehe er die Treppe erſtiegen. Lautlos aber einmüthig drängten ſich alle Bürger hinter ihm her die

Treppe hinauf — man ſah dies Alles vom Saale herab kommen, denn auch dort war Jedermann an's Fenſter geeilt, und weder Regentin noch ſonſt Jemand achtete in dieſem Augenblicke auf die nachdringende Maſſe oder auf ſonſt etwas: die Botſchaft des Kouriers verſchlang allen andern Antheil, und auf einen Wink der Regentin, welche übrigens, ſchrecklicher Nachricht gewärtig, regungslos ſtehen blieb, wurde der beſudelte Reiter ſogleich mitten in den Saal gelaſſen.

Er überreichte der Regentin einen breit gefalteten Brief, und während dieſe, ihn öffnend, ausrief: „Er lebt, Gott ſei Dank! es iſt die Schrift meines Sohnes!“ fragte er, wo er ein zweites, für den Herrn Kanzler Budé beſtimmtes Schreiben abgeben könne. Während Budé es in Empfang nahm, und die Pariſer Bürger in den Saal drangen, hatte die Regentin den Brief geöffnet, und wollte ihn eben mit begierigen Augen überleſen, als wiederum die magre Hand Duchatels ſie berührte, und dieſer unter allgemeinem Zurufe das Verlangen ausſprach, daß ſolche für ganz Frankreich gleich wichtige Nachricht laut

verlesen werde. Die hierbei zurufenden Volksmassen, denen die ebenfalls patriotisch betheiligten Trabanten den Eingang nicht ernstlich gewehrt hatten, verhielten sich übrigens achtungsvoll und mit abgenommenen Mützen, als ob sie mit dem Eintritte in den Palast selbst ganz andere Leute geworden seien.

Die Regentin, unter dem Einflusse der Ueberraschung und der Mutterſorge — und am Ende hätte auch die Politik nichts dagegen zu sagen gehabt — las das Schreiben des Königs mit lauter aber heftig zitternder Stimme wie folgt:

„Madame! Um Euch in Kenntniß zu setzen, wie ich den Druck meines Mißgeschicks trage, so ist mir von allen Dingen nichts übrig geblieben als die Ehre und das gerettete Leben, und ich habe, damit Euch die Nachrichten über mich doch von einigem Troste seien, gebeten, daß man mich schreiben lasse an Euch. Diese Gnade hat man mir bewilligt, und ich bitte Euch, keinem verzweifelten Schritte Euch hingeben zu wollen und Eurer gewohnten Klugheit eingedenk zu sein; denn ich hoffe, daß mich doch am Ende Gott nicht ganz verlassen wird, und empfehle Euch Eure Enkel,

meine Kinder, Euch bittend, dem Träger Dieſes freies Geleit nach und von Spanien zu geben, wohin er zum Kaiſer geht um Nachricht, wie er wolle, daß mit mir verfahren werde."

Dieſer faſſungsloſe Brief furchtbaren Inhalts fiel wie ein langer, zerſchmetternder Donnerſchlag auf alle Perſonen im Saale. Gerade die Faſſungsloſigkeit der Worte, die man am Wenigſten gewohnt war bei Aeußerungen des Königs Franz, ſteigerte den Eindruck des Unglücks bis zum Aeußerſten. Die Regentin, welche kaum noch im Stande geweſen war, die letzten Zeilen auszuſprechen, fiel mit ſchreiendem Schluchzen rücklings über, und in die Arme des Mannes, den ſie eben vernichten gewollt, Guillaume Bude's. Margaretha ſtand lautlos, ihre Glieder flogen zitternd, als ob ſie der ärgſte Fieberfroſt ſchüttelte, und Thränen rollten ſtromartig über ihre Wangen. Alle übrigen Anweſenden ſtießen nur vereinzelt erſchreckende Seufzer des Weh's aus, und ſchwiegen. Auch die Bürger von Paris ſtanden wie feſtgebannt und ſchweigend.

Der Biſchof Duchatel ermannte ſich zuerſt, und rief ihnen mit gebrochener Stimme zu, indem er den

Prälat Florentin durch Hand und Blick aufforderte bewerkſtelligen zu helfen, was er anriethe: „Geht in die Kirchen und betet für König und Land, betet inbrünſtig wie die Iſraeliten es thaten, als der Aſſyrier an der Grenze war und ihren König gefangen hatte. Und alle Glocken ſollen läuten, und alle Welt ſoll zu Gott ſchreien um Hilfe!“

Mein Sohn, mein Sohn! ſchrie mit einem Male in herzzerſchneidendem Tone die Regentin, die ſich aus halber Ohnmacht empor riß, mein Sohn gefangen! Barmherziger Himmel ſchütze ihn! Eilt beten, beten, alle Welt ſoll beten!

Und während ſich die Bürger, beſtürzt von der Nachricht und von dem leidenſchaftlichen Schmerzesausdrucke dieſer Mutter, die man immer nur als ſtolze Herrin geſehn hatte, aus dem Saale hinausdrängten, faſt eilig hinausdrängten, als wäre es hier, wohin ſie noch kurz vorher gewaltſam geſtrebt hatten, ſchauerlicher denn anderswo, ſah ſich die Regentin ſtarren Auges im Kreiſe um, und fiel, indem ſie die Hand nach Budé ausſtreckte, ihrer Tochter Margaretha, von Neuem laut aufſchluchzend, in die Arme.

Dieſe Bewegung gegen Budé hin war keine unwillkührliche geweſen: ſie gehörte zu den Naturen, welche unbekümmert um das, was im Wege ſtehen könnte, jederzeit da, wo es ſich um Weſentliches handelt, dem natürlichen Drange folgen, und für welche es in Augenblicken der Kriſis keinerlei Convenienz, keinerlei Rückſicht giebt. Sie bat Budé nicht um Verzeihung, daß ſie ihn kurz vorher mit dem Tode bedroht hatte, nein, ſie dachte jetzt, als ſie ihm die Hand hinſtreckte, mit keiner Sylbe an das, was der ſchrecklichen Nachricht vorausgegangen war, ſie wußte nur noch dieſe Nachricht und Budé's Anblick erinnerte ſie daran, daß er einer der treuſten Freunde ihres Sohnes, und für dieſen ſtets werth und belebend ſei. Meinem Sohne muß auf jede mögliche Weiſe geholfen werden! Das allein war ihr Gedanke, und zu dieſem Gedanken gehörten Budé und Margaretha —

„Eilt zu ihm!“ rief ſie denn auch, als ſie vor Schluchzen wieder ſprechen konnte, „damit ihm einiger Troſt werde, damit er ſich nicht der Melancholie hingebe — ach, mein armer Franz! — Nehmt die

Chateaubriant mit Euch, ihr Anblick wird ihn erfreun — ich ſelbſt, ich will auf der Stelle an den Kaiſer ſchreiben, und ihn beſchwören — da ſteht ja der Unglücksbote noch" —

Gnädigſte Frau — unterbrach ſie Budé, der in der Größe ſeines Herzens ihr ohne Weiteres das Attentat auf ſein Leben vergeben hatte — erholt Euch erſt, ehe Ihr etwas anordnet.

„Und er wartet, er ſchmachtet in Gefangenſchaft!"

Wir können ihm erſt nützen, wenn wir genau unterrichtet ſind —

„Da haſt Du Recht, Budé, ganz Recht" —

Und der Kourier hat mir ein Schreiben, der Aufſchrift nach von Chabot de Brion mitgebracht, ordnet nichts an, bis ich nachgeſehn habe, ob es uns nähere Aufſchlüſſe bringt —

„Oeffne, ſo öffne doch — lies! lies!"

Budé ſah bei Eröffnung des Briefes, daß der Eingang ſich auf ihn und die Gräfin Françoiſe perſönlich bezog, und wollte dies überſchlagen, er winkte alſo dem Diener der Regentin, einen Seſſel für die erſchöpfte Herrin herbeizubringen, und ſuchte haſtig

mit den Augen, wo der Brief die Darſtellung der allgemeinen Angelegenheiten aufnähme.

„Lies um Gotteswillen!“ rief ungeduldig die Regentin, „all Euer Perſönliches iſt ja jetzt gleichgültig; es iſt ja Alles verändert, Alles ſchrecklich neu, lies, lies, wir billigen ja jetzt Alles was Ihr wünſcht, wenn mein Sohn dabei gerettet werden kann, lies!“

So las den Budé, ohne ein Wort zu unterſchlagen Folgendes:

„Im Unglücke denkt man ſeiner Freunde am lebhafteſten, lieber Budé. Ach, nicht damit ſie uns helfen ſollen, das erneuerte Andenken an ſie iſt uns ſchon eine Hilfe. Ich habe ſeit unſrer Abreiſe von Fontainebleau weder an Euch noch an Françoiſe geſchrieben, weil ich Herr meiner unglücklichen Sehnſucht zu werden hoffte durch hartnäckiges Abweiſen derſelben von meinem Gedächtniſſe. Es gelang mir nicht, und wäre mir auch ohne Marot's Ankunft nicht gelungen, der uns die unwürdige Handlungsweiſe der Herzogin von Angoulême in Betreff Françoiſens enthüllte. Dadurch wurde die Theilnahme des Königs für eine Liebe, die er nicht zu ſchätzen weiß, wieder angeſchürt und meine

Eiferſucht, meine Sehnſucht ward von Neuem entflammt. Ich hab' es zuweilen — warum ſoll ich es Euch nicht geſtehn, braver Budé? — ich hab es es zuweilen verwünſcht, daß Franz mein König und Lehensherr ſei, und daß ich ihm deshalb nicht mit Herz und Schwert einen Schatz ſtreitig machen könne, den er nicht verdient. Wo früge aber die Neigung nach Verdienſt, ſie iſt despotiſch wie es der König von Frankreich ſein möchte. Glaubt übrigens den gebräuchlichen Reden nicht, daß ich zu denen gehörte, welche ihn in dieſem Beſtreben unterſtützten, nein, ich bin nur einmal gleichen Schrittes und Weges mit Bonnivet gegangen, und dies eine und letzte Mal freilich habe ich dadurch zum allgemeinen Verderben beigetragen. Wir haben eine Schlacht vor Pavia geliefert, Budé, haben ſie total verloren, und ſind alle gefangen. Die Blüthe unſeres Adels iſt getödtet, unſer Heer exiſtirt nicht mehr, unſer König und was ihm treu, iſt in den Händen habſüchtiger und ränkeluſtiger Feinde" —

Ein allgemeiner Schrei des Schmerzes unterbrach hier den Vorleſer.

„Ich ſchreibe dies, Budé, auf die Gefahr hin, daß man meinen Brief, welchen der Feind abſenden muß, öffne. Was iſt an meinem Schickſale gelegen! Ich habe nichts zu hoffen auf der Welt. Ihr ſollt, ſo viel an mir liegt, ein getreues Bild unſeres Unglücks erhalten, es wird für die Zukunft lehrreich ſein, und ſo habe ich doch vielleicht vor Pavia einigen Nutzen geſtiftet.“

„Wir haben keinen Führer gehabt, der gleichzeitig genial und erfahren geweſen wäre. Daher kam uns die Kataſtrophe, denn daher kamen uns die Spaltungen und der ſtarre Eigenſinn. Der König iſt ein genialer Kriegsmann, er iſt ungemeiner Pläne und einer raſchen ungemeinen Anſtrengung fähig, des Muthes gedenke ich nicht erſt, denn der iſt ihm zweifellos im höchſten Grade eigen. Aber der König hat zu wenig Uebung im großen Kriege, der jetzt alljährlich neu ausgebildet wird, ſeine jüngeren Lieblinge unter den anführenden Seigneurs, Bonnivet, Montmorency, St. Marſault und ich, hatten nicht viel mehr Uebung als er, und die geübteren wie La Tremoille, La Paliſſe, Foix-Lescun, Louis d'Ars ver-

ſtanden nicht, in die kühnen Ideen des Königs einzugehn, und ſo waren wir innerlichſt eigentlich immer ohne Zuſammenhang. Das brach ſchrecklich zu Tage am 24. Februar."

„Der Feind rückte ſchon vor vier Wochen von Lodi herüber gegen uns an, Peſcaire, Lannoy und Bourbon führten ihn. All unſre älteren Führer, den alten Marſchall Chavannes La Paliſſe an der Spitze, ſchrieen in den König hinein, er ſolle ſich nicht einſperren laſſen zwiſchen Pavia und das anrückende kaiſerliche Heer, er ſolle die Belagerung Pavia's für den Augenblick aufheben, auf Mailand zurückgehn und dort eine feſte Stellung einnehmen. Wir jüngern aber waren der Meinung, es ſtünde uns ſchlecht an, eine ſo lange betriebene Unternehmung wie dieſe Belagerung Pavia's vor dem heranziehenden Landesverräther Bourbon aufzugeben, Bonnivet beſonders ſprach voll kriegeriſchen Uebermuthes dagegen, und der König hatte ſich in Voraus verſchworen, lieber zu ſterben, als die Belagerung von Pavia aufzuheben. So blieben wir denn, und verſchanzten uns nach Kräften am linken Ufer des Teſſino, welcher dem Feinde den Zutritt

zu Pavia verſperrte. Dorthin lehnte ſich unſer rechter Flügel; die Front unſeres Lagers von der Seite nach Lodi ward durch einen Wallgraben vertheidigt, und unſer linker Flügel ſtützte ſich auf den Park von Mirabello, der von Mauern eingeſchloſſen iſt. Ach, Budé, dort hab' ich neben dem unſeligen Herzog von Alençon gefochten." —

Mein Gott! rief bei Nennung ihres Gemahls die Herzogin Margaretha.

„Dieſe Villa, dieſer Park, deſſen Sträucher und Bäume bereits im hieſigen frühen Frühling zu knospen begannen, iſt ein zauberiſcher Aufenthalt. Sie ſind lange der Lieblingsſitz der Herzöge von Mailand geweſen, und hatten früher nur Dichter und Liebende geſehen und gehört. Zum erſten Male ſollten ſie die donnernden Kanonenſchläge und den mannigfachen Todesſchrei vernehmen. Ich wohnte mehrere Wochen in der prächtigen Villa unangefochten mit dem Herzoge von Alençon; wir bildeten die Arrieregarde unſeres Heeres, und waren am wenigſten darauf gefaßt, Mittelpunkt einer entſcheidenden Schlacht zu werden. Die weiten Mauern des Parks waren auch

ihres großen Umfanges wegen nicht vollständig zu decken, und es hieß allgemein, der Feind leide an großem Geldmangel und halte nur mühselig seine Söldner zusammen. Wie thöricht! Diese Spanier haben ja in Amerika unerschöpfliche Quellen, man sagt, es würde das Gold dort gegraben wie bei uns der Eisenstein; kurz, gegen all unser Vermuthen hatte der Feind die Absicht, gerade durch unseren Park sich einen Weg nach Pavia zu bahnen. Und wie der Erfolg gezeigt hat, war diese Absicht ganz klug berechnet, denn der König mußte sein verschanztes Lager verlassen, um uns in Mirabello zu unterstützen. In der Nacht zum 24. Februar, als ich mit dem Herzoge am Bretspiele saß, hörten wir eine lebhafte Kanonade vom Lager des Königs her. Wir schickten Reiter aus, um Erkundigung einzuziehen, und freuten uns, daß sich der Feind die Köpfe einrennen wolle an den Pallisaden des alten Baliot de Genouillac, der unsere Verschanzungen geleitet hatte und unsere Batterieen befehligte. — Wir Unglücklichen spielten ruhig weiter im Bret, und unsere einfältigen Reiter berichteten auch weiter nichts, als daß sich der Feind

gegen den Wallgraben im Schirme der Nacht nutzlos verſuche. Während deſſen arbeiteten die Spanier mit allen Kräften an unſerer Parkmauer, die Kanonade ſpielte nur auf, um das Geräuſch der Picken und Hacken zu übertäuben, und als der Tag graute, erfuhren wir zu unſerem Erſtaunen, es ſei eine Breſche von dreißig bis vierzig Toiſen Breite in der Parkmauer niedergeworfen, und die ſpaniſche Armee ziehe im Sturmſchritt durch den Park nach Pavia hinüber. Ihr könnt denken, wie haſtig wir dreinfuhren in die Reihen, welche jenſeits unſerer äußerſten Linken wie ein dunkler Wald vorüberzogen. Das ging auch Anfangs vortrefflich, und der Feind ſchien ſich Alles ſo eingerichtet zu haben, um gliederweiſe niedergemäht zu werden. Wir fielen mit voller Wucht in ſeine Flanke, und der alte Galiot hatte ſeine Schlünde vom Lager aus meiſterhaft gegen einen breit ausgehauenen Waldflügel gerichtet, welchen die Spanier überſchreiten mußten. Dieſen Flügel entlang warf er denn Alles nieder, was der ſpaniſchen Avantgarde, die wir unter den Händen hatten, in Maſſe nachdrückte. O, wie verheißungsvoll war die herbe Morgenluft und

roth aufſteigende Sonne: man ſah nur Köpfe
Arme der Spanier fliegen in der breiten Wald-
iße von Galiot's Kugeln, ihre Reihen löſ'ten
und ſie liefen zerſprengt nur noch einer nach dem
ren, um das kleine Thal hinter dem Flügel zu
nnen. Da, ach, daß ich es ſagen muß! trat die
ilvolle Wendung ein: ich hatte dem Könige an-
n laſſen, daß ich ſo eben dieſſeits des Flügels im
ein ſpaniſches Bataillon zerriſſen und einige
onen genommen hätte, und der König ſah ſelbſt,
der Feind nur noch einzeln und flüchtig ſich
, er hielt alſo voreilig den Sieg für geſichert,
ſeinem Ungeſtüme vorzeitig nach, und ſtürzte ſich
der Gensdarmerie hervor aus dem Lager zum
rwerfenden Angriff. Bourbon und Pescaire ſol-
gejubelt haben bei dieſem Anblicke, denn der Kö-
gab damit nicht nur ſeine feſte Stellung auf,
rn er maskirte auch unſer Geſchütz dadurch, daß
ch gerade vor ihm herauswarf und es ſolcher-
it ſelbſt zum Schweigen nöthigte. Die Garniſon
Pavia benutzte denn auch dieſen Augenblick, her-
ubrechen unter Anführung des furchtbaren Antonio

de Leyva, der uns ſo lange getrotzt hatte. Er drängte am Lager vorüber, das nicht mehr Truppen genug hatte, ihn zu hemmen, und ſchloß ſich an den langſam vor uns weichenden ſpaniſchen Vortrab, der ſich auf die eiligſt aufmarſchirenden Schlachtreihen Pescaire's und Bourbon's zurückzog. Nun begann die volle Schlacht: wir hatten einen weſentlichen Vortheil unſerer Stellung verloren, aber wir hatten den vollen Muth des Gelingens, und es wäre vielleicht Alles gut geworden, wenn Jedermann ſeine Schuldigkeit gethan hätte. Leider geſchah das nicht, und leider trat der ſchreiendſte Mangel gerade neben mir ein. Ich bildete mit dem Herzoge von Alençon alſo den linken Flügel nach der Mailänder Straße zu, an uns ſtieß zu unſerer Rechten ein ſtarkes Korps Schweizer, nach dieſem kam der König im Mittelpunkte der Schlacht und umgeben von der Blüthe des Landes; zwiſchen ihm und dem rechten Flügel kam eine verwogene Truppe deutſcher Lanzknechte, gegen 5000 an der Zahl, die letzten Ueberreſte der alten Banden aus Geldern und Weſtphalen, maſſive Leiber mit ruhiger, durchgreifender Courage, das Kaiſerhaus haſſend allerwege

und im Reichsbanne von Kaiſer Karl; den rechten Flügel endlich führte La Paliſſe. So ſtanden wir, ach in meiner letzten Stunde werde ich's noch ſehen, wie die Morgenſonne über unſere Schlachtlinie vom alten Paliſſe herüber, der vorgeritten war, um ſich umzuſchauen, die Reihen entlang ſchien bis zu dem gleichgültigen Gemahle Margarethens, der am äußerſten Flügel hielt, als denke er bei erſter Gelegenheit umzukehren. Zwei Figuren ragten über Alle aus der Mitte hervor: die eine war König Franz, auf deſſen prachtvollem Helme und Harniſche die Morgenſonne mit beſonderem Wohlgefallen zu ruhen ſchien, wie fröhlich wehten ſeine weißen Federn im Morgenwinde zu uns hin, wie ſchrie ſein Hengſt, aus Tauſenden heraus erkennbar! Die zweite war der dunkle Herzog von Suffolk, der letzte Sproß des königlichen Hauſes York in England, den das regierende Haus Tudor geächtet hatte, und der bei uns die deutſchen Lanzknechte führte, ein finſter ausſehender langer Herr von erſtaunlicher Tapferkeit, deſſen Beiname „Weiße Roſe" in grellem Widerſpruche ſtand mit der ihm eigenen düſteren Erſcheinung. Auf ihn und ſeine

Schaar fiel wie ein Hagelwetter der erſte Angriff des Feindes: Bourbon warf ſeine deutſchen Lanzknechte auf unſere Deutſchen, und dieſe Leute würgten einander, als ob Bären an einander geriethen. Die unſrigen, von den dazu beſtimmten Schweizern nicht unterſtützt, erlagen dem übermächtigen Andrange, die hohe „weiße Roſe" fiel, und Bourbon konnte ſich ſiegreich gegen unſeren rechten Flügel kehren. Siegreich! Das Schickſal war dieſem übeln Bourbon fortdauernd günſtig, auch unſer rechter Flügel ward geworfen, und der alte Paliſſe hat es nicht erlebt. Sein Pferd iſt tödtlich getroffen worden, die Maſſe iſt über ihn hergeſtürzt und ein neapolitaniſcher Kapitain hat ihm den Degen abgenommen. Ein gemeiner Spanier aber, dem Italiener das gute Glück ſolch einer Gefangennehmung beneidend, hat ſeine Büchſe angeſchlagen und unſeren alten Krieger niederträchtiger Weiſe erſchoſſen. Es war ein grauenvoller Tag! Ihr könnt übrigens denken, daß unterdeſſen der König ſelbſt nicht müßig war, er wie wir waren in volle Arbeit getreten. An der Spitze ſeiner Gensdarmerie riß er die feindlichen Reiterreihen nieder immer eine

nach der anderen; einen Marquis von St. Ange, der vom großen Skanderbeg abſtammen ſoll, und vier, fünf andere Führer des Feindes tödtete er mit eigener Hand; hier war furia francese, hier war glorreicher Kampf! Hoch König Franz! ſchrieen die Seigneurs in ſeiner Nähe, und mähten und warfen ſo ſchön, ſo gewaltig! es wäre um die Spanier geſchehen geweſen, hätte Pescaire nicht ein Mittel ergriffen, das unritterlich genug war gegen ſolche Ritter, das aber freilich furchtbaren Erfolg hatte. Er verſtreute wie man eine Hand umwendet gegen zweitauſend baskiſche Büchſenſchützen unter ſeine Reiter, eine unerhörte Art, die Reiterſchlacht zu vernichten! und ließ nun dieſe furchtbar gewandten und wie die Füchſe geſchmeidigen Schützen ſchießen und laden, laden und ſchießen auf unſere glänzendſten Rüſtungen und Wappenröcke, daß es nur zu bald ein Entſetzen wurde für Frankreich. Die Kerle ſollen bis mitten unter uns geweſen ſein, um in größter Nähe unſere Seigneurs von älteſtem Kriegsruhme von den Pferden zu ſchießen, wie man das widerſtandsloſe Wild niederwirft auf der Jagd. Grauenvoll, grauenvoll ging es

her, raſch nach einander ſah man von den Pferden verſchwinden Louis de la Trémoille, und Ihr wißt ein Trémoille iſt immer ein halbes Heer; Louis d'Ars, Bayart's Lehrer und Freund; San Sévérino, des Königs Großſtallmeiſter; den Baſtard von Savoyen; den Marſchall Foix-Lescun, Françoiſens zweiten Bruder — nun iſt nur Lautrec noch übrig von dieſem Kriegsgeſchlecht! — ach, und immer neue und neue! Nur die Helmfedern des Königs blieben immer noch hoch, und es gelang ihm noch einmal, mit voller Wucht vorzudringen. Pescaire ward geworfen und verwundet, Lannoy mußte zurück, es hat einen Augenblick in der Mitte ausgeſehen, als ſei der Sieg noch möglich, aber ach! wie ſoll ich's beſchreiben?! Ich hatte mich mit meinen Leuten mehr und mehr nach rechts zurückgedrängt, in die keilförmige Oeffnung hinein, welche der König in die Feinde bohrte, da werd' ich auf einmal mit Schrecken inne, daß es links neben und hinter mir leer iſt, leer! Der Herzog von Alençon hatte bei den Nachrichten: die Lanzknechte ſeien erwürgt, der rechte Flügel geworfen, La Paliſſe todt, Trémoille, Foix todt, und die Mitte

kämpfe nur noch für ihr Leben, er hatte den ſchwachen Kopf verloren, und ſich mit der ganzen Gensdarmerie des linken Flügels zu ſchmählicher Flucht verhängten Zügels gewendet, und das entſetzliche sauve qui peut —"

Unterbrecht Euch einen Augenblick, bat hier mit ſanften Worten der Biſchof Duchatel, — die Frau Herzogin von Alençon iſt beſinnungslos!

Solch ein Wicht von Gemahl, der den König und Frankreich in's Verderben geſtürzt, verdient keine Theilnahme, mein Kind, ſchrie die Regentin, indem ſie ihrer Tochter beiſtand.

Nicht aus Theilnahme für ihn, aus Scham, Alençon zu heißen, vergingen mir die Sinne, Mutter. —

Und der König! mein Sohn, mein tapfrer Sohn, was wird mit ihm, fahrt fort, Budé, ich ermanne mich an ſeinem Muthe!

„und das entſetzliche sauve qui peut" — fuhr Budé im Vorleſen fort — „hatte die Schweizer neben und hinter mir weggeriſſen, ich ſah nichts als Staub und einzelne Flüchtige nach der Straße von Mailand zu, und hiermit waren wir verloren; denn nun fiel

die ganze ſchwere Schlacht auf den König allein und die Seigneurs, die ſich um ihn drängten!"

Mein Sohn, mein Sohn, wie hab' ich ſtatt zu klagen nur Gott zu danken, daß Dein Leben erhalten worden iſt in ſolcher grauſamen Noth! rief die Regentin.

„Es entſtand ein Gemetzel, denn von rechts und links ſchwenkte der ſiegreiche Feind auf dieſen unſeren letzten Kriegshaufen zuſammen, es wurde ein Schlachten, mein Herz zittert, wenn ich daran denke, was alles Entſetzliches in einer Viertelſtunde um mich her geſchah! Ich ſah Bonnivet, den Unglücklichen, auf den die Hauptverantwortlichkeit des Tages fiel, und der ihn nicht überleben wollte, ich ſah ihn barhäuptig, beſtäubten, blutigen, ſtarren Antlitzes dem biederen Diesbach, dem Anführer der treulos gewordenen Schweizer, zuwinken und zurufen, ſah wie ſie, beide den Tod ſuchend, vorgeſtreckten Hauptes in die Spieße der Bourbon'ſchen Lanzknechte hinein rannten, und rücklings überſtürzten, ſah wie die Schaar um den König geſpalten wurde, wie der König, voll Blut von oben

bis unten, allein focht, wie ſein Hengſt endlich hoch aufbäumte und mit ihm zuſammenſtürzte" —

Jeſu Maria!

„und ich flog in dem Augenblicke ebenfalls mit meinem getroffenen Roſſe zu Boden. Ach, verwundet und matt konnte ich nicht hervor unter der Laſt des Thiers, und mußte wehrlos dreinſchaun, wie Bourbon umher ſuchte nach Bonnivet, um ihn zu erſchlagen, und wie er läſterte, als er das Rachopfer ſich entzogen fand. Der Tod beruhigt: Unglücklicher, hat er ausgerufen, Du biſt ſchuld am Unglücke Frankreichs und an dem meinigen! Als ob Bonnivet ihm gerathen hätte, Landesverräther zu werden!"

„Als man mich hervorzog war Alles vorbei. Der König hatte ſich vom ſtürzenden Pferde zu befreien gewußt, und zu Fuß weiter gefochten wie ein Löwe. Umſonſt hatten ihm die Soldaten zugerufen, ſich zu ergeben; er hätte das Schickſal La Paliſſe's gehabt, wäre nicht Pompérant, der Gefährte Bourbon's, dazu gekommen, und hätte ihn erkannt und

angerufen. Er hat ihn gebeten, ſich Bourbon anzuvertrauen, König Franz hat zornig erwidert, daß er mit dieſem Verräther nichts zu ſchaffen habe" —

O, mein Cäſar!

„und da iſt denn Lannoy, der Vicekönig von Neapel herbeigerufen worden, und hat knieend das blutige Schwert des Königs in Empfang genommen, das ſeinige dafür dem König bietend."

„So verlief, lieber Budé, die unglückliche Schlacht bei Pavia. Die Blüthe Frankreichs iſt dahin: was nicht todt iſt, das iſt gefangen, und wir ſind unſrer ſo viele hier unter den Feinden — der König von Navarra, Graf St. Pol, Fleuranges, Montmorency, auch der kleine Marot, der dicht neben dem Könige verwundet und gefangen worden iſt — und die feindlichen Soldaten ſelbſt ſind ſo berauſcht von der Tapferkeit des Königs, daß es uns manchmal vorkommt, als ſei das Alles ein Traum, und als ſeien wir noch unter unſern Leuten. Aber ach, die Wunden brennen, und erinnern uns an die herbe Wirklichkeit, und ſo eben höre ich, daß der

König, damit er dem gefährlichen Enthuſiasmus der deutſchen Lanzknechte, die ihn zum Führer haben wollen, entzogen werde, in eine Feſte gebracht werden ſoll. Ich ſchließe, um dieſe Blätter dem Boten mitgeben zu können, welcher ein Schreiben des Königs an die Frau Regentin bringen darf. Der Sieg unſrer Feinde iſt ſo groß, daß es ihnen gleichgültig iſt, was wir darüber in die Heimath berichten. Tröſtet die Gräfin! Das Herz bricht mir, wenn ich an ihren Schmerz denke."

„Euer Chabot de Brion."

Es trat eine Pauſe nach dieſer Vorleſung ein: Der ſchreiende Schmerz hatte ſich bereits in Ausrufungen Luft gemacht, und der traurige Moment war nun gekommen, in welchem Jedermann in weher Verzichtleiſtung all die bevorſtehenden traurigen Folgen an ſeinem Geiſte vorüberziehen läßt. Dieſe Folgen konnten entſetzlich werden, denn die Exiſtenz Frankreichs ſtand auf dem Spiele. Kein Heer, kein Führer, kein König war mehr vorhanden, und der Sieger von Pavia, Kaiſer Karl der Fünfte, der von den flandriſchen und brabantiſchen Städten im

Norden den Rhein aufwärts bis in die Franche Comté, ja jetzt bis in's Mittelmeer hinein Frankreich umſchloß wie eine Schlange, der als König von Spanien über die Pyrenäen eben ſo ungehindert eindringen konnte, der im Bündniſſe mit England war, und dieſem Erbfeinde Frankreichs die Küſtenprovinzen von Bayonne bis Dünkirchen überlaſſen mochte, der mit dem ſüdlichen Hochlande Frankreichs den Sieger Bourbon entſchädigen würde, dieſer furchtbare Kaiſer erſchien nach dieſer Niederlage der Franzoſen wie ein Dämon des jüngſten Gerichts für Alles, was bis daher in Frankreich geherrſcht hatte. Ein Wink von ihm ſchien hinreichend, um dies bereits ſo ſtolze Königreich auszuſtreichen.

Die Regentin, wie lebhafte Mutter ſie war, hatte auch die volle politiſche Einſicht, und fand vielleicht deshalb raſcher als jeder Andere die Kraft zum Handeln. Denn politiſche Noth treibt, während andere Noth oft nur lähmen mag. Sie winkte dem Diener, einen kleinen eichenen Tiſch aus einem Winkel des Saales in die Mitte herzubringen vor den Lehnſeſſel, in welchen ſie geſunken war, und das Schreibemate-

rial vom Gerichtstiſche, welcher jetzt ſeine Bedeutung verloren hatte, herbeizuholen. Ihr Buſen flog, ihre Lippen zuckten, aber dennoch ſchrieb ſie mit feſter Hand. Budé ſah die Ueberſchrift „Mon bon fils“ und glaubte deshalb, und weil die Feder ohne Stockung dahinflog, es ſchriebe die Regentin an König Franz. Sie ſchrieb aber an den Kaiſer, und beſchwor dieſen, ihren Sohn königlich zu behandeln, und ſchrieb an den Hafenkapitain von Marſeille, Galeeren abzuſenden an die italiſche Küſte, und ſchrieb an den Herzog von Geldern um Lanzknechte, und ſchrieb an Lautrec und an den Herzog von Vendôme: ſie zeigte in dieſem furchtbaren Augenblicke die volle Kraft der Regierungsfähigkeit. Sie bedurfte deren aber auch ganz und gar, denn die Proben drängten ſich nun einzeln herbei, da die Nachricht vom grenzenloſen Unglück wie ein Sturmwind durch Paris gefahren war. Noch ſtand oder kauerte vielmehr die Herzogin Margaretha an der Eichenbank, welche um den Saal herumlief, in unbeſchreiblichem Schmerze, denn ſie hatte ihren Gemahl, der jetzt Frankreich und ihren Bruder auf eine ſo nichtswürdige Weiſe in's Verderben

ſtürzte, nicht einmal geliebt, ſie hatte ſich einer Konvenienzheurath mit ihm geopfert, und erntete nun ſo entſetzliche Früchte von dem Opfer. Noch ſtand Duprat regungslos neben ſeinem Schreiber: als ſcharfſinniger Mann überſah er mit innerem Grauen, welch Unheil ihm perſönlich aus dieſem Unheil des Landes erwachſen könne. Er hatte bis daher Alles auf die Gunſt des regierenden Königshauſes geſtellt, und dem Könige wie der Regentin zu Gefallen das Parlament tyranniſch genug behandelt. Nur zu gut kannte er die eigentliche Stimmung des Parlamentes, und durfte nicht zweifeln, daß dieſe jetzt drohend hervorbrechen, und ſeine Stellung, wenn nicht ſeine Freiheit und ſein Leben bedrohen werde. Ebenſo harrte Florentin regungslos der Dinge, die da kommen ſollten; auch er hatte nur Nachtheil zu erwarten, und die Aeußerung der Regentin, Françoiſe dem Könige als Tröſterin zu ſenden, bedrohte ihn unmittelbar. Nur für Budé, welchen des Landes Unglück tiefer betrübte als irgendwen, weil er am Lande ſelbſt, am Könige und an den mit dem Könige beſchloſſenen und nun in's Unberechenbare hinaus geſchobenen Plänen einer gründ-

lichen Bildung des Landes mit ganzer Seele hing, nur für ihn eröffnete ſich mit jener Aeußerung der Regentin doch eine günſtige Ausſicht. Françoiſe wieder zur Macht zu bringen, war ihm nicht nur eine Herzensangelegenheit, ſondern auch von verheißungsvoller Bedeutung für all ſein Lebensintereſſe. Der Sinn für Reform in der Kirche, der Sinn für neue Bildung aller Art kam ſeines Erachtens mit ihr zur Herrſchaft, und wie ein ſanguiniſcher Gelehrter in ſeiner theoretiſchen Vorliebe die nächſten politiſchen Hinderniſſe für unbedeutende materielle Hinderniſſe erachtet, welche dem höheren Geiſte ohne Weiteres weichen müßten, ſo ſchlug er es gering an, daß der Fanatismus des herrſchenden Glaubens die Landes-Calamität ausbeuten könne bis zur Ausrottung aller Spur von Reform, und daß jetzt mehr als je dem Könige eine politiſche Heurath unabweisliches Bedürfniß, ja vielleicht einziges Rettungsmittel werden könne. Er ſah geſpannten Blickes auf die haſtig und unabläſſig ſchreibende Regentin; ſobald ſie nur das erſte Mal aufblickte, wollte er ihr vorſchlagen, mit der Herzogin Margaretha die Gräfin Françoiſe abzuholen,

und mit dieſen beiden dem Könige angenehmſten Frauen nach Italien, und ſo weit es irgend erreichbar, in des Königs unmittelbare Nähe zu eilen.“

Aber die Regentin ſchrieb und ſchrieb, die quälende Stille im Saale des Hôtel des Tournelles ward von keinem andern Geräuſche unterbrochen als dem, welches die eilig getriebene Feder und der außen plätſchernde Regen verurſachten. Der König und Frankreich ſollten verloren ſein, und doch hatte es hier im Schooße der oberſten Landesmacht das Anſehn, als ſei überall tiefſte Ruhe. Budé, halb mit dem Rücken nach der Eintrittsthür gekehrt, bemerkte es erſt an der auffallend entſtehenden Unruhe des ſonſt ſo unveränderlichen Duprat, daß von jener Thür her eine Verwandelung der Scene ſich ankündige. Sich umwendend ſah er, daß in ſchwarzer Amtstracht die Räthe des Parlaments geräuſchlos, geiſterhaft einer nach dem andern eintraten, und im weiten Halbkreiſe ſchweigend ſich aufſtellten. Die Regentin wurde ihrer nicht gewahr und ſchrieb und ſchrieb.

Duprat verſuchte es, ſich ſeinen Amtsgenoſſen zu nähern, aber es gelang ihm nicht. Wollte er die

Regentin durch kein Geräuſch ſtören, oder entſetzten ihn die eiskalten Blicke der Parlamentsräthe? Dieſe Leute, welche er bis daher ſo leicht geführt und beherrſcht hatte in unbefangen tyranniſchem Stile, dieſe Leute ſchienen ihn gar nicht mehr zu kennen — verändert ein politiſches Ereigniß die Menſchen wie ein Luftwechſel das Wetter? Denn auch Duprat war ganz verändert, und je geſcheidter er ſonſt war, deſto wichtiger war dieſe Veränderung an ihm, deſto wichtiger für ihn ſelbſt: Es mußte doch plötzlich gewaltig viel Grund der Beſorgniß für ihn vorhanden ſein. Aus welchen Seelentheilen iſt das Gewiſſen zuſammengeſetzt? dachte Budé, der ihn betrachtete. Es nehmen doch gewiß alle daran Theil, und der Herzloſe und Kluge wird verlegen und betreten, ja geräth vom bloßen Gewiſſen aus in Verzweiflung, wenn ihm ſein eigner Verſtand die Gelegenheit aufdringlich zeigt, über ſich ſelbſt beſchämt zu ſein. Das Wiſſen unſrer Schwäche bildet das Gewiſſen.

Endlich ſah die Regentin von ihrem Schreiben auf, und erblickte die drohenden ſchwarzen Geſtalten. Es durchzuckte ſie wie ein Dolchſtich; denn ſie wußte

wohl, daß hiermit die Auflehnung gegen ihr Regiment begann, und daß die Revolution jetzt von allen Seiten über ſie hereinbrechen werde. Aber ſie beſaß ein mächtig Naturel: Keine Schwäche zu zeigen war jetzt die Hauptſache, und ſie ſah auf die düſteren faltenreichen Geſichter der Parlamentsräthe mit großen, feſten Augen, und ſo lange, daß mancher von ihnen ſeinen Blick ſenken mußte. Die Gewohnheit des Herrſchens iſt zur Hälfte die gerechte Fähigkeit des Herrſchens: die Parlamentsräthe waren im Rechte, und der fragend ſtrafende Blick der Regentin ſetzte doch einige in die Verlegenheit des Unrechts. Sie ſprach kein Wort zu ihnen, ſondern winkte dem Diener. Dieſer ſchien ſie zu verſtehen, und ging hinaus. Unterdeß faltete ſie die Briefe; als ſie damit fertig und der Diener noch nicht zurück war, ſtand ſie auf, und ſchritt auf die Parlamentsräthe zu. Der Vicepräſident derſelben hielt dies für den erwarteten Augenblick, und begann zu reden —

Geduld! unterbrach ſie ihn, noch iſt Wichtigeres zu erledigen, als Euer Beileid anzuhören!

Nicht unſer Beileid allein auszudrücken ſind wir gekommen —

Es iſt Euer Amt, Alles in Beſchwerden einzuhüllen, unterbrach ſie ihn von Neuem — und ſo werdet Ihr denn auch im Augenblicke großer Landesgefahr die Erſten ſein, welche mit Klage und Beſchwerde Entzweiung erheben werden, ſtatt auf doppelt nöthige verſtärkte Einigung zu denken. Dies Klappern Eures Handwerks hat Euch bisher immer weiter vom Platze der Herrſchaft entfernt, und wird Euch, wenn Ihr ſo fortfahrt, noch weiter davon entfernen —

Bei dieſen Worten kam der Diener mit brennenden Wachskerzen zurück, ſtellte ſie auf den Schreibtiſch der Regentin und legte Siegelwachs, Seidenfaden und Petſchaft daneben. Aber es folgten ihm auf dem Fuße eine Menge halb herrenmäßig halb bürgermäßig gekleideter Männer, die ſich hinter den Parlamentsräthen aufſtellten. Es war dies die Municipalität von Paris, und auch von dieſer mochte die Regentin kein bloßes Beileid erwarten, das Zucken ihres Antlitzes verrieth, daß ſie der fortgeſetzten Vorberei-

tung ſolcher Maſſenangriffe ſchwerlich länger die Spitze bieten könne, und eine neue Wendung des Benehmens ſuchen müſſe. Im Stile ihres ſtolzen Benehmens wenigſtens Zeit für Ueberlegung zu gewinnen, wendete ſie ſich zum Diener, der das Siegelwachs ſchon bereit hielt, und reichte ihm den erſten Brief. Er träufelte das Wachs darauf und überreichte ihn dann wieder der Regentin, welche, nachdem ſie das Petſchaft darauf gedrückt, nach dem italieniſchen Boten rief. Dieſer Unglücksbote, mit Schweiß und Koth bedeckt, hatte in einem Winkel des Saals geharrt. Als er hervortrat, ſtreckte die Regentin ein offnes Blatt dem Diener hin, mit dem Finger den Ort andeutend, wohin das Wachs zu träufeln ſei, und ſprach gleichzeitig zu dem Kourier:

Dein Dienſt ſoll Dir königlich belohnt werden. Du haſt uns eine Unglücks-Nachricht gebracht, aber eine Nachricht, daß das Unglück geringer ſei als unſre aufgeſchreckte Einbildungskraft ſich vorſtellte. Hilf nun durch Deine Eile, daß dem Könige raſch geholfen werde. Je ſchneller Du dieſen Brief nach Madrid beförderſt, deſto eher iſt der König von Frank-

reich wieder in Paris. Hier — und dabei ſiegelte ſie das offene Blatt — iſt Dein Geleitsbrief. Gott ſchütze Deine Eil!

Der ſteif gewordene Bote pölterte hinaus, und die Regentin ſiegelte ſchweigend weiter. Dann übergab ſie drei Briefe dem Diener, bei jedem langſam die Aufſchrift vorleſend: An den Herzog von Geldern — der Reiter ſoll fliegen und dem Herzoge mündlich wiederholen, daß er ſeine Lanzknechte geradeaus über Paris führen ſoll; — An den Herzog von Guiſe — er ſoll die Truppen aus der Champagne ebenfalls über Paris führen; — An den Grafen Lautrec von Foix, der die ſavoyiſche Grenze zu beſetzen hat — für die beiden erſten die beſten Pferde aus meinem Stalle!

Als der Diener hinausging, blieb ſie nachdenkend, von den Deputationen abgekehrt vor dem Tiſche ſtehn, einen noch ungeſiegelten Brief, wie es ſchien bloß mechaniſch ergreifend. Es fing an, bei dem ununterbrochen ſtrömenden Regen zeitig dunkel zu werden, und die zwei Kerzen auf dem Armleuchter erhellten den düſtern Saal nur nothdürftig.

Der Vicepräſident unterbrach jetzt zum zweiten Mal die Stille, und jetzt hatte die Regentin keine Veranlaſſung mehr, ihn wiederum zu unterbrechen. Er trug in nachdrücklichen und an Kraft immer wachſenden Worten die Beſchwerden des Parlamentes vor, welches ſeit Jahren vom Könige beeinträchtigt worden ſei. Das Parlament habe das Konkordat nicht einregiſtrirt, und doch nehme die Regierung fortwährend Bezug darauf, als wäre es ein unbeſtrittnes Geſetz. Das Parlament beſtehe darauf, daß die frühere Ordnung der kirchlichen Dinge, der alten Pragmatika gemäß, allein geſetzlich ſei. Das Parlament verlange ferner, daß die Stellen im Staatsdienſte, vor allem die Richterſtellen nicht fürder käuflich ſein ſollten für Geld; es werde der Richterſtand auf's Gemeinſte dadurch entwürdigt. Das Parlament verlange nachdrücklich, daß die außerordentlichen Kommiſſionen für immer abgeſchafft würden. Sie entzögen den Angeklagten alle Sicherheit freien Richterſpruches, ſie entwürdigten das Recht zum Liebediener der Gewalt. So iſt Semblançay — ſetzte der Präſident hinzu — auf eine unrechtmäßige Weiſe verurtheilt worden, ein

Mann, der uns Allen für tugendhaft gilt, iſt von einer der Parteilichkeit verdächtigen Kommiſſion geradezu gemordet worden, und unſer Kanzler, mit Entrüſtung müſſen wir es ſagen, ſteht all dieſen Ungeſetzlichkeiten an der Spitze! Er wird von uns Allen ſeiner Stellung für unwürdig erklärt, und wir beſtehen darauf, daß er von dieſer Stunde an ſein Amt niederlege und vor Gericht geſtellt werde.

Der Kanzler Duprat?

Duprat! Duprat! ſchrieen die Räthe alleſammt. Er werde gerichtet zur Sühne Semblançay's! riefen die Kühnſten, als der erſte Ruf verhallt war. Jedermann vernahm dieſe Worte, und Duprat zitterte in Todesangſt.

Iſt dies Alles, was Ihr in ſo günſtiger Stunde verlangt? ſprach nach einer Pauſe die Regentin.

Die unglückliche Stunde des Landes ſei wenigſtens eine günſtige für das bürgerliche Recht, entgegnete der Präſident, welches Gefahr läuft, in einem willkührlichen Regimente des Königs unterzugehn. Der Himmel hat den König geſtraft, das Schwert, worauf er

überall allein ſich geſtützt, iſt zerbrochen, es iſt alſo jetzt der richtige Augenblick für uns, zurückzufordern, was man uns mit Gewalt entriſſen hat, unſre Rechte und Freiheiten! Der Himmel hat ein Zeichen gegeben, daß es anders werden muß, wenn Frankreich beſtehen ſoll. Die ſchreckliche Niederlage bei Pavia iſt Strafe des Himmels: Ihr laßt die Ketzerei überall ungeſtraft ihr Haupt erheben; worauf ſollen wir ſchwören und ſchwören laſſen, wenn die Regierung uns die Religion anbrechen und verdächtigen läßt? Wir verlangen Gericht gegen die Ketzer!

Gericht gegen die Ketzer! ſchrieen die Räthe, und die Municipal-Deputation ſtimmte donnernd ein in dieſen Ruf. Die Scene ward tumultuariſch, und die Regentin hatte die Uebermacht vornehmer Ruhe hiermit verloren. Alles drängte ſich näher an ſie heran. Auf Duprat und Budé blickend ſchien ſie zu überlegen, ob es nicht gerathen ſei, dieſe beiden Männer zu opfern, um den ausbrechenden Sturm zu beſchwichtigen. Budé erkannte mit Schrecken, daß Alles wieder zu ſeinem Nachtheil geändert ſei, und das Entſetzen, welches ihm vorher, da für ſeine Freundin

keinerlei Aussicht vorhanden schien, fremd geblieben war, ergriff ihn jetzt, da er wieder hoffen durfte, sie dem Könige zuzuführen. Er griff wie ein Ertrinkender um sich, und faßte die Hand des greisen Duchatel. Dieser alte würdige Mann folgte auch sogleich der Aufforderung, und mühsam den leeren Sessel der Regentin ersteigend gebot er mit mächtiger Priesterstimme Ruhe.

Er war ein allgemein verehrter Mann: Einer nach dem Andern schwieg, als man ihn erblickte und hörte, und er gewann Raum, zu sprechen und zum Frieden zu mahnen. Ehe dies indeß wirksam geschehen konnte, schrie einer der Municipalmänner, welcher hinten im Getümmel verblieben war, und welcher den zur Ruhe winkenden und sprechenden Bischof noch nicht gesehn und gehört hatte: Greift zu, Ihr Herren! Es kommt eben Botschaft vom Gouverneur, daß er sich zu uns schlägt, und uns Waffen ausliefert. Die Valois können Frankreich und Paris nicht mehr schützen, wir müssen es selber thun! Greift den Budé, der unsre Söhne verderben läßt durch kauderwelschen Unterricht, und der als Hauptketzer die Noth über uns heraufgebracht hat. Er ist zwar mager

genug — ſetzte der dicke Mann, ein Kupferſchmied, der ſein Viertel mit Nachdruck zu regieren wußte, mit einem Anfluge guter Laune hinzu — mager genug, um einen ſchlechten Braten abzugeben, aber bei ſchlechter Zeit und zur Faſtenzeit ſchickt ſich's nicht anders, greift ihn!

Die Municipalherrn drängten ſich hinzu, dieſem Aufrufe zu folgen, die Regentin zog ſich ſo gut es anging aus dem Tumulte zurück, und ſchien die beiden bedrohten Männer aufzugeben; Florentin, der ihr zur Seite geweſen, hatte ſich davon gemacht. Da erhob ſich Margaretha, die bis daher theilnahmlos verblieben war, und drängte ſich durch die Menge zu Budé und Duchatel, und griff, als ſie ihre Stimme und ihre Geberden ungehört und unbeachtet ſah, einem der Parlamentsherrn nach dem Degen, zog ihn raſch aus der Scheide und ſchwang ihn verwegen um die Köpfe der nahe zuſammengedrängten Aufrührer, ſo daß dieſe theils vom Blitzen, theils vor der leicht verwundenden Berührung zurückwichen, und ein leerer Raum, ſo wie eine augenblickliche Stille entſtand. Seid Ihr Franzoſen?! rief ſie heftig, dieſen Augen-

blick der Stille benutzend, — Nimmermehr ſeid Ihr das! Ihr zeigt Euch roh im Unglücke, roh gegen Frauen, roh gegen Leidende! Kennt Ihr mich? Wißt Ihr, daß ich des Königs Schweſter, daß ich eine Valois bin, daß ich das grenzenloſe Elend erlebe, von meinem unwürdigen Gatten zu hören, ſeine Feigheit ſei ſchuld am Unglücke bei Pavia!

Deſto ſchlimmer für uns, ſchrie der Kupferſchmied, wenn die Prinzen von Geblüt hinter dem Hochmuthe die Feigheit verbergen. — Iſt's ein Grund, größere Rückſicht zu verlangen, wenn man das Unglück hat, größere Schuld zu haben? ſetzte ein Parlamentsrath hinzu, und die Dazwiſchenkunft der Herzogin ſchien die Aufregung nur zu ſteigern. Umſonſt rief der Biſchof Duchatel mit gewaltiger Stimme über den Lärm hinweg, und ermahnte zum Frieden, die Parlamentsräthe ergriffen eigenhändig den ihnen verhaßten Duprat, die Municipalherren ergriffen Budé, und in politiſcher Meinung vereinigten ſich alle zu der offenbar vorgefaßten Abſicht, dem Frauen-Regimente der Valois ein Ende, und den nach Alençon nächſten Prinzen von Geblüt, den Herzog von Ven-

dôme zum Regenten zu machen. Da, als sie sich bereits mit ihren Gefangenen zum Rückzuge wendeten, änderte sich die Scene: dröhnenden Schrittes marschirten die Trabanten des königlichen Hauses, auf Befehl der Regentin heimlich durch Florentin herbeschieden, in den Saal, durchbrachen mit vorgehaltenen Hellebarden die erschreckt auseinander fahrenden Aufrührer, und theilten das große Gemach, zwei Mann hoch aufgestellt von der Thür bis an die entgegengesetzte Wand und linkshin wie rechtshin die Spieße streckend, in zwei Theile. Die Regentin, dies vorausſehend, hatte sich hinter den Schreibertisch Duprat's der Thür gegenüber aufgestellt, und erhob nun, da der Schrecken vollständiges Stillschweigen herbeigeführt, ihre Stimme:

Das Parlament von Paris liefert seinen Vicepräsidenten, der unehrerbietig und aufrühreriſch gesprochen, als Geisel aus, damit er im Chatelet den Ausgang der Klage, welche Ihr gegen den Kanzler Duprat erhoben, abwarte!

Die Municipalität von Paris thut Desgleichen mit

Darennes, dem Kupferſchmiedmeiſter, und darf ſich verſichert halten, daß ſein Kopf fällt, ſobald die Municipalität noch einmal einen nur entfernt dem heutigen ähnelnden aufrühreriſchen Schritt verſucht. Der Herzog von Vendôme wird Euch weitere Nachricht von mir geben, wenn Ihr vor Ankunft der Geldernſchen Lanzknechte und Guiſe's Truppen noch eine nähere Auskunft begehrt. Prevoſt, thut, wie ich befohlen!

Der Anführer der Trabanten verhaftete ohne irgend einen Widerſtand zu finden die beiden bezeichneten Männer, und alle übrigen entfernten ſich eilig, als auf einen Wink der Regentin der durch die Trabanten beſetzte Ausgang frei gegeben wurde.

Noch in derſelben Nacht reiſ'ten die Regentin, die Herzogin und Budé gegen Lyon: dieſe, um dem Süden näher alle möglichen Anſtalten zur Unterſtützung oder Befreiung ihres Sohnes und zur Deckung der Landesgrenzen zu treffen, letztere beide um mit der Gräfin Françoiſe, welche durch einen Eilboten nach Avignon beſchieden wurde, dem Kö-

nige Gesellschaft und Trost in die Gefangenschaft zu bringen. Die Regentin erhob sich in dieser schrecklichen Lage zur Höhe einer umsichtigen, mäßigen und doch energischen Herrscherin, und zur Höhe einer Mutter, welche alle Vorurtheile zum Opfer brachte, die schmerzhafte Lage ihres Sohnes zu erleichtern. Es ist gleichgültig, sagte sie zu Budé, was ich bisher von der Chateaubriant gedacht, und wie ich in ihrem Betreff gehandelt habe, sie ist meinem Sohne werth, und fern sei es von mir, sie ihm von nun an, da er des Trostes so bedürftig ist, zu entziehn. Mit dieser Aenderung der Lage verschwindet auch mein Groll gegen Euch, und Ihr könnt meines Schutzes sicher sein. Ihr seid meinem Sohne ebenfalls werth, Ihr seid welterfahren, seid im Vatikan von Eurer früheren Gesandtschaft her bekannt, seid vertraut mit den hundertfältigen Verhältnissen Italiens, die jetzt bei der ungebührlich aufschießenden, den Italienern unbequemen Uebermacht des Kaisers leicht für einen Umschwung zu handhaben sein werden, geht, und arbeitet für Befreiung meines Sohns, für Milderung der Niederlage. Ihr werdet die Italiener be-

reit finden, ſie haſſen den Spanier; hütet Euch vor Lannoy, dieſer Wallone gehört dem Kaiſer, aber ſchließt Euch an Peſcara, er iſt zugänglich und begabt, und redet Bourbon in's Gewiſſen. Vor allen Dingen befreit meinen Sohn, und ermahnt ihn, ſich als Gefangener Italiens, nicht des Kaiſers zu zeigen. Sucht eine Küſtenſtadt für ſeinen Aufenthaltsort auszuwirken, und eilt, eilt!

Im Verlage des Unterzeichneten sind ferner nachstehende Werke erschienen:

Der Prätendent. Von Heinrich Laube. Sauber broschirt.
Preis 1 Thaler.

Dieses Buch entwickelt das interessanteste Geheimniß der neuern politischen Geschichte, ein Geheimniß, welches bisher noch nicht gelöst worden ist. Dem Verfasser haben alle mögliche Quellen zu Gebote gestanden, und der Name desselben bürgt dafür, daß die Aufgabe geistreich und geschmackvoll behandelt sei.

Gebete und Lieder von Elisa von der Recke, gebornen Reichsgräfin von Medem. Mit dem in Stahl gestochenen Bildnisse der Verfasserin. In Silberdruck-Umschl. geb. **1⅓ Thlr.**

Von diesen trefflichen Gebeten und Liedern, die durch Innigkeit des Gefühls und Klarheit des Glaubens jedes religiöse Gemüth ansprechen und erheben, habe ich eine Prachtausgabe veranstaltet, deren brillante Ausstattung dem inneren hohen Werthe vollkommen entspricht und als Festgabe mit vollem Rechte anzuempfehlen ist.

Arthur vom Nordstern hinterlassene Geistliche Gedichte. Auswahl und Vorwort von Chr. Fr. von Ammon. 8. In guillochirtem Umschlag. **Preis 1 Thlr. 4 Gr.**

Von den zahlreichen Verehrern des verblichenen Sängers „Arthur vom Nordstern", der so oft zu seinen Freunden in wahrer Frömmigkeit seines begeisterten Gemüths gesprochen, that sich das Verlangen kund, der großen Anzahl seiner hinterlassenen Gedichte die religiösen und didaktischen entnommen und sie in einer eigenen Sammlung vereint zu sehen. Diesem Verlangen wird hiermit auf alle Weise entsprochen.

Psyche. Aus Franz Horn's Nachlasse. Ausgewählt von **Gustav Schwab** und **Friedrich Förster.** Mit dem Bildnisse des Verfassers. Elegant brochirt. **Preis 3 Thlr.**

Welchem gebildeten Deutschen sollte Franz Horn's Name unbekannt sein? Als anmuthiger Novellist, wie Literarhistoriker und Aesthetiker hat er sich durch die Meisterschaft seines Styls, durch die Tiefe seines Gemüths, durch seinen Scharfsinn, eben so unbestreitbar aber durch die Ehrenhaftigkeit und Sittlichkeit seines Strebens einen unvergänglichen Namen erworben. Zur Empfehlung seines hier erscheinenden Nachlasses bedarf es also wohl nur der berühmten Namen der Herausgeber, um zu verbürgen, daß nur Gediegenes und Tüchtiges aufgenommen wurde.

Die Gesangkunst, oder die Geheimnisse der grossen italienischen und deutschen Gesangmeister alter und neuer Zeit vom physiologischen, psychologischen, ästhetischen und pädagogischen Standpunkte aus betrachtet, mit Berücksichtigung aller Erfordernisse, von denen die vollendete Ausbildung eines Sängers abhängig ist. Systematisch bearbeitet, durch anatomische Tafeln erklärt, nach eigenen Erfahrungen erweitert und durch eine rationelle Basis zur Wissenschaft erhoben von *C. G. Nahrlich.* gr. 8. In schönem allegorischen Umschlage.
Preis 1¾ Thlr.

B. G. Teubner in Leipzig.

Gräfin Chateaubriant.

Dritter Band.

Gräfin Chateaubriant.

Roman

von

Heinrich Laube.

Dritter Band.

Leipzig.
Verlag und Druck von B. G. Teubner
1843.

MSL 1405

D 29.6.95

13.

Die Sonne war untergegangen nach einem heißen Herbsttage, eine leichte Abendluft hatte sich erhoben und wehte anmuthig durch die hohen Buchsbaumhecken, welche ein uraltes Thurmgemäuer umwucherten. Aus diesem Thurme, welcher ringsum verschlossen während der Tageshitze kein Lebenszeichen verrathen hatte, stiegen jetzt zwei Diener die steinerne Treppe herab in einen Gartenraum, der durch undurchdringliche Hecken des wilden Feigenbaums und der Aloe an den Seiten abgeschlossen war von tiefen Abgründen und der im Hintergrunde begrenzt wurde durch einen uralten spanischen Pallast. Hinter diesem Pallaste dachte sich die Landzunge ab und das Terrain verband sich gleichförmiger mit der tiefer liegenden Stadt. Diese Stadt war Madrid, jener Pallast ward bewohnt vom Herzoge von Infan-

tado, jener Thurm war der Alcazar, eine Feſte aus der Maurenzeit, wie ſie ſich in jeder bedeutenden Stadt des mittlern und ſüdlichen Spanien vorfand.

Hierher hatte der ſpaniſche König und römiſch deutſche Kaiſer Karl ſeinen Gefangenen von Pavia bringen laſſen, und erſt ſeit er ihn hier hatte, hielt er ſich des Gefangenen für verſichert. Daß es ſo weit gekommen war lag vorzüglich in den ſo ganz von einander verſchiedenen Charakteren der beiden Herrſcher: Karl der Fünfte, ein nüchterner Politikus verſtand es wohl, den poetiſchen König Franz zu berechnen, dieſer aber, königlichen Sinnes phantaſirend, königlichen Stil auch im ſiegreichen Gegner vorausſetzend irrte ſich völlig in dieſem Kaiſer, und gab ſich ihm dadurch völlig in die Hände.

Dies hatte ſich folgendermaaßen zugetragen.

Lannoy hatte nach dem Siege von Pavia den König Franz, um ihn dem Enthuſiasmus der kaiſerlichen Truppen und einem aus ſolchem Enthuſiasmus leicht möglichen Befreiungsverſuche zu entrücken, nach der Feſtung Pizzighetone geführt. Dieſe liegt an der Adda zwiſchen Lodi und Cremona. Es kam

dieſem verſchlagenen Wallonen Alles darauf an, den gefangenen König den Einflüſſen Pescara's und Bourbon's zu entziehn, und er hütete ihn deshalb ſo unſcheinbar, aber auch ſo ſorgfältig wie möglich vor aller Berührung mit dieſen Heerführern, die ſich mit vollem Rechte vorzugsweiſe den Erfolg von Pavia zuſchrieben, und hütete ihn ebenſo vor der Verbindung mit Franzoſen, welche ſich unter allen Geſtalten herzudrängten. An dieſer Vorſicht ſcheiterte auch die Hoffnung der Regentin, ihrem Sohne in der Schweſter, der Geliebten und dem Freunde Troſt und Rath zu ſenden. Umſonſt blieb Margaretha nach reiflicherer Ueberlegung in Marſeille zurück, und ließ Françoiſe und Budé vorausziehn gen Pizzighetone, um auszukundſchaften, ob es für die Schweſter des Königs rathſam ſei, ſich unter die Feinde des Reichs zu wagen, und ob ein unmittelbarer Verkehr mit dem Könige von Lannoy zu erlangen ſei. Lannoy war zu ſehr auf ſeiner Hut, um dem Könige Rathſchläge zukommen zu laſſen, und Budé hatte Wochen- ja Monden lang die Herzogin zu vertröſten. Er ſelbſt und Françoiſe konnten nicht zu dem Gefangenen durchdrin-

gen, und erfuhren am 8. Juni zu ihrem großen Schrecken, daß der König zur Nachtzeit hinweggebracht worden sei von Pizzighetone.

Es war nämlich Lannoy gelungen, König Franz in dem ritterlich phantastischen Glauben zu bestärken, Kaiser Karl betrachte des Gefangenen Lage vom edelsten Standpunkte, und es gebe für den König nichts Rathsameres, als sich ohne Rückhalt der Großmuth des Kaisers anzuvertraun. Die Art, wie Kaiser Karl die Nachricht von der Schlacht bei Pavia aufgenommen, war allerdings geeignet, auch einen nüchternen Gefangenen in falsche Hoffnung einzuwiegen. Er hatte nicht gestattet, daß Siegesfeuer angezündet und daß die Glocken geläutet würden. Der Sieg sei so groß, hatte er erklärt, daß Gott allein die Ehre gebühre, und daß er die schönste Veranlassung sei, durch Milde gegen den Feind sich dankbar zu erweisen. Noch mehr! setzte Lannoy hinzu, indem er dies dem Könige berichtete: der Bischof von Osma hat dem Kaiser gerathen, Eure Majestät so bald wie möglich und so billig wie möglich frei zu geben; denn — hat er bemerkt — man kann ihn doch nicht in immerwähren-

der Gefangenschaft halten, und wenn man ihm zu harte Bedingungen auferlegt, so wird er sie brechen und den Krieg wieder anfangen mit Aufbietung aller Kräfte Frankreichs, welches trotz des Siegs bei Pavia noch unberührt von uns geblieben ist.

So war's gekommen, daß Franz in der ersten Zeit seiner Gefangenschaft den hingebendsten Brief an den Kaiser geschrieben hatte. „Ich habe", hieß es darin, „keinen andern Trost in meinem Leide als die Hoffnung auf Eure Güte. Seid Sieger Eures Sieges! — Der Wille eines Fürsten wie Ihr kann nur ein ehrenvoller und großmüthiger sein. Und für solche Ehrenhaftigkeit und solches Erbarmen mit mir könnt Ihr aus einem unnützen Gefangenen Euch einen Sklaven für immerdar in mir umtauschen."

Solche Hingebung war dem Charakter des Königs Franz vollkommen angemessen: das etwa Erniedrigende darin war für die Gesinnung, aus welcher es entsprang, keineswegs erniedrigend. Er war durchdrungen von dem ritterlichen Gedanken, der erbetenen Großmuth dankbar zu entsprechen, und um so

größere Opfer zu bringen, je freier man die Wahl des Opfers ihm selbst überließe. Seine Befangenheit und sein Irrthum über die Zeitverhältnisse bestanden eben darin, daß er eine Zeit der bereits überall nöthig gewordenen gewinnlustigen Politik so behandelte, als ob die europäischen Staaten in scharf gezogenen Grenzen und auf unwandelbaren Grundpfosten vorlägen, und als ob er und der Kaiser, zwei Hauptpersonen im Kampfe für europäisches Gleichgewicht oder Uebergewicht eines Staates, zwei Privatpersonen werden könnten um einer ritterlichen Wallung halber, die ihm eigenthümlich war. Außerdem fühlte sich sein Naturel durch die Gefangenschaft zu ausschweifenden Schritten gedrängt. Dies Naturel, an freie Bewegung, an große Unternehmung gewöhnt, ward durch die Gefangenschaft bis zur Verzweiflung gepeinigt, und ward dadurch zu übertriebenen Entschlüssen für sich und gegen sich gedrängt. Die letztere Richtung machte sich denn auch in eben solchem Uebermaaße geltend, als die Antwort des Kaisers eintraf, und die bitterste Enttäuschung für ihn brachte. Der Kaiser verlangte nicht weniger als: Burgund

und die Pikardie für ſich, die Provence und das Dauphiné außer den früheren Bourbonſchen Ländern für Karl von Bourbon, und die Normandie, die Guyenne und Gaskogne für den König von England, ſo daß alſo das bereits ſo ſtolze Königthum Frankreich auf ein eingeengtes Binnen-Fürſtenthum zurückgebracht worden wäre. Franz riß ſein Schwert aus der Scheide, ſchrie dem Geſandten des Kaiſers zu „Sagt Eurem Kaiſer, daß ich lieber ſterben als darein willigen wolle“ und war im Begriffe, ſich zu entleiben. Mit großer Mühe ward er daran verhindert. — Auf die Ueberſpannung nach dieſer Seite folgte denn nach einigen Wochen neue Abſpannung, und er ließ dem Kaiſer antragen, daß er all ſeine Rechte auf Italien und Flandern aufgeben, daß er Bourbon in alle verlornen Rechte und Beſitzthümer einſetzen und ihm ſeine Schweſter Margaretha zur Gattin geben wolle — der Herzog von Alençon nämlich war vor Scham und Gram einige Wochen nach der Schlacht von Pavia geſtorben — daß er endlich des Kaiſers Schweſter, die Königin-Witwe von Portugal ehelichen und Burgund als die ihr gehörige

Mitgift, welche den Kindern aus dieſer Ehe verbliebe, anerkennen wolle.

Dies that er, obwohl er Françoiſe in ſeiner Nähe wußte, denn Lannoy hatte ihm dies, um ſein Verlangen nach Freiheit zu ſtacheln, keineswegs verſchwiegen, er that es, denn er lechzte nach Freiheit.

Aber dem Kaiſer genügte dies bei Weitem nicht; nach wochenlangem ungeduldigem Harren kam wieder ein ablehnender Beſcheid, und Lannoy ſah nun ſein Opfer ſo weit zermalmt als er es wünſchte, um den ihm zugedachten Hauptſchlag mit Erfolg verſuchen zu können. Er redete ihm vor, dieſe Schwierigkeiten entſtänden nur durch die einrathenden und zwiſchentragenden Miniſter und Geſandte, und würden auf der Stelle verſchwinden, wenn die beiden Herrſcher perſönlich mit einander unterhandeln könnten. Dieſer Vorſchlag war nur zu gut auf den Charakter des Königs Franz berechnet: mit einer mächtigen und ihrer Macht ſich bewußten Perſönlichkeit begabt hoffte er, in Spanien ſelbſt, Aug' in Auge mit dem Kaiſer leichtlich an's Ziel zu kommen. Er ſah ſchon die großherzigen ſpaniſchen Granden um ſich, denen die

ritterlichen Traditionen noch in Fleiſch und Blut lebten, und die ihm ſicherlich beiſtehn würden, es reizte ihn, auf eine ſo eigenthümliche Weiſe Spanien ſelbſt zu ſehen, und dieſem ſtolzen Volke einen auch im Unglücke ſtolzen König zu zeigen; er lechzte überdies nach einer Abwechſelung ſeines unerträglich einförmigen Zuſtandes in der Feſte Pizzighetone. Jeder Gefangene glaubt, etwas Anderes werde auch etwas Beſſeres ſein. Hätte Franz nur ein einziges Mal mit Budé ſprechen können, der neben Françoiſe in einem Landhauſe an der Adda wohnte und harrte, er wäre von ſeinem unſeligen Vorhaben ſchnell abgewendet worden. Budé hatte ſich überall Verbindungen eröffnet, außer Lannoy zeigten ſich ihm alle Führer zugänglich, ja es bildete ſich bereits unter Pescara's Leitung und unter ganz beſtimmter Form ein Abfall Italiens vom Kaiſer, kurz, es war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß König Franz über kurz oder lang in Italien befreit werden könne. Von alle dem erfuhr der König nichts, und Lannoy wußte ihm im Gegentheile die romantiſche Idee einer Reiſe nach Spanien ſo wünſchenswerth darzuſtellen, daß König

Franz ritterlichen Stiles ſogar alle wahrſcheinlichen Mittel einer Befreiung, die ſich ihm auf der Ueberfahrt bieten konnten, ſelber unmöglich machte, um nur die Reiſe möglich zu machen. Der Befehl der Regentin nämlich, mit den Galeeren an der italiſchen Küſte zu kreuzen, um einer Befreiung des Königs bereit zu ſein, war ſorgfältig in's Werk geſetzt worden: Doria, im Dienſte Frankreichs, und Lafayette überwachten ſcharf das ligurische und das tyrrheniſche Meer; Lannoy hätte die Ueberfahrt nach Spanien mit dem Könige nicht wagen können, hätte ihm nicht der König ſelbſt einen Befehl an ſeine Admirale ausgeſtellt, einen Befehl des Inhalts: daß ſie der Ueberfahrt Lannoy's nicht nur durchaus nicht hinderlich ſein, ſondern ſogar ſechs franzöſiſche Galeeren zum ſicheren Geleit bis an die ſpaniſche Küſte mitſenden ſollten!

Unter ſolchen Umſtänden verließ der Vicekönig von Italien Lannoy mit ſeinem verblendeten Gefangenen in der Nacht des 7. Juni die Feſte Vizzighetone, ging mit ihm nach Genua und ſchiffte ſich dort ein nach der katalaniſchen Küſte.

Es war eine jener zauberiſchen Nächte Italiens:

unter dem beginnenden Mondſcheine ſchwamm ein weißer Duft, welcher die Gegenſtände phantaſtiſch einhüllte, und die von der Hitze des Tages befreiten Menſchen ſchwärmten ſingend umher zwiſchen Weinbergen und Maisfeldern. Françoiſe und Budé waren unter ihnen, als ein großer Trupp walloniſcher Reiter aus der Feſtung heraus die Straße entlang gezogen kam. Sie hüllten wie in einen ehernen Mantel den koſtbaren Gefangenen ein, aber die ahnende Liebe, Françoiſe, meinte über all die verdeckenden Reiterköpfe hinweg die weiße Feder, die eigenthümliche Kopfhaltung ihres Königs zu entdecken, ſie verließ haſtig den Arm Budé's und rief „François!" — die weiße Feder wendete ſich, aber der Zug ſetzte ſich in Trab, Budé trat zu ihr, und ſchalt ſie eine Thörin. —

Am andern Morgen wurde es kundig, daß die Liebe ganz recht geſehn, und daß König Franz Pizzighetone verlaſſen habe. Budé flog mit Françoiſe zu Pescara nach Mailand — dorthin, hieß es, ſei der König, obwohl er zum Thor von Piacenza heraus geführt worden ſei. Der König war nicht in Mailand, und Pescara ſtellte ſich, wie Budé glaubte,

ebenfalls überraſcht. Lannoy, ſagte er nachdenkend zu der eindringlich bittenden Françoiſe, hat davon geſprochen, den König nach Neapel zu bringen —

Nach Neapel, Pudé!

Umſonſt eilten ſie dahin, Pescaire und Bourbon waren ebenfalls getäuſcht, auch ihnen wurde der König entführt!

In Valencia ward er gelandet, und dort von den ſchönen Frauen des Landes, von den ritterlichen Granden mit mannigfachen Zeichen von Theilnahme, ganz wie er erwartet hatte, empfangen. Er ſtach auch ſo vortheilhaft ab von dem wortkargen, ernſten Karl, der immer mit ſtillen politiſchen Plänen beſchäftigt war, und um Glanz und Schimmer der Erſcheinungswelt ſich wenig kümmerte. Aber Karl hatte natürlich kein Wohlgefallen an den Aeußerungen der Valencianer, und ließ ihn vom Schloſſe Xativa bei Valencia, wo auch ein Handſtreich vom Meere her für Befreiung des Gefangenen zu fürchten war, nach Madrid führen. Ein Thurm des Alcazar nahm ihn hier auf, ein Gartenplatz, wie er oben beſchrieben iſt, war ihm zum Spaziergang angewieſen, ein

Maulthier, welches er der Erwartung gemäß ausschlug, ward ihm zu jeweiligem wohlbegleitetem Ritt angeboten, und der spanische König, der römisch deutsche Kaiser, auf dessen persönliche Bekanntschaft Franz so große und theure Hoffnung gesetzt, Karl ließ sich nicht blicken, nicht in Madrid, nicht im Alcazar. Er blieb in Toledo, und entschuldigte sich mit dringenden Regierungsgeschäften; denn er fürchtete mit Recht, bei persönlicher Unterhandlung zur Großmuth genöthigt zu werden, und er trachtete, ein nüchtern politischer Mann, nach größtmöglichem politischem Gewinn.

So war dem getäuschten Könige in herbem Jammer der Sommer und Herbst überaus traurig vergangen, schwere Melancholie hatte sich seines sanguinischen Temperamentes bemächtigt, sein Antlitz war blaß, sein Auge eingefallen, sein sonst so stolzer Gang schwankend, als er an jenem Herbstabende in seinen Garten heraustrat. Die Gefängnißwärter trugen ein Ruhelager hinter ihm her, und setzten es in's Freie, denn er war so abgemattet, der sonst so ungestüme Mann, daß er nach einigen Gängen sich immer nie-

verlaſſen mußte. War es ein Wunder? Völlig vom Glück verlaſſen, ein Mann, der des Glückes bedurfte wie die Pflanze der Sonne bedarf, ſah er überall das gelingen, was er für niedrig hielt, ſah er ungeſtraft das verachten, was ihm die Seele des Lebens war. Die Kolonie Bourbons war ſiegreich, der unkönigliche Kaiſer — denn wie er einen ſo vertrauensvollen Gefangenen behandelte, das mußte dieſem Gefangenen unköniglich erſcheinen — ſchritt unaufhaltſam vorwärts zur alleinigen Herrſchaft in Europa! Die Gemeinheit regiert die Welt, und das Rittertum wird Chimäre! In dieſen Worten drückte er bitterlich aus, was ihm die Seele zerfraß.

Dieſe Abendſtunden waren ſeit Monden ſein einziger geringer Lebensreiz: die Freunde, welche mit ihm gefangen waren, Chabot de Arion und Anne de Montmorency ſahen es ungern, daß er ſich ſtets um dieſe Zeit von ihnen trennte, weil ſie meinten, er ergäbe ſich in dieſen Stunden völliger Einſamkeit noch rückſichtsloſer der Sorge und Verzweiflung. Dem war aber nicht ſo: ſein überaus bewegliches Herz hatte ein romantiſches Intereſſe gefunden, und zehrte

daran mit der Unbefangenheit und gedankenlosen Hingebung eines Edelknaben. Allabendlich nämlich vernahm er einen Gesang, der ihm von Blois her theuer war, eine Romanze, die Françoise oft auf dem Balkone seiner Schwester gesprochen, und welchem er, damals vom ersten, lieblichen Liebeszauber für die schüchterne Gräfin gefesselt, mit Entzücken auf der Terasse gelauscht hatte. Stammte die Romanze aus der halbspanischen Heimath Françoisens, und war sie deshalb auch in Madrid bekannt, oder lag noch eine nähere Beziehung zum Grunde, er wußte es nicht, er empfand nur, daß sie ihn anfänglich wie vergangenes Glück und mehr und mehr wie ein neu erreichbares Glück gemahnt hatte. Die Altstimme der Sängerin war so geheimnißvoll kräftig und innig, und das Geheimniß, in welches sie sich hüllte, verdrängte von Tag zu Tage mehr die Anknüpfung an Françoise, erhöhte den Reiz des Abenteuers, das keinen weiteren Zweck zu haben schien. Die Stimme kam aus dem alten Pallaste, der seinen Garten begrenzte, und zuweilen erschien auf kleinem Balkone am linken Flügel des Pallastes eine Frauengestalt:

ſie ſchien die Sängerin zu ſein, ſang aber nie, wenn ſie ſich zeigte, und zeigte ſich nur bei dunklen Abenden, niemals im Mondesſchimmer. Mehrmals ſchon hatte Franz ſie angeredet, denn es trennte ihn nur ein eiſernes Gitter von dem ſchmalen Vorplatze des Pallaſtes, niemals aber hatte ſie ihm geantwortet, immer war ſie vom Balkon verſchwunden, wenn er an's Gitter trat und die Stimme erhob.

Es ſtanden keine Wachen hinter dieſem Gitter, und es war ihm frei geſtellt, in jenen Pallaſt einzutreten, in welchem Brion und Montmorency ihr weniger behindertes Gefangenleben führten. Aber er hatte, da denn der Kaiſer einmal ihn ſtreng wie einen Gefangenen angeſehn wiſſen wollte, von vornherein trotzig darauf beſtanden, dieſer Gefangenſchaft auch alles Anſehn einer kleinlichen Behandlung zu geben: er hatte mit Entrüſtung das angebotene Maulthier ausgeſchlagen, und niemals mit einem Schritte den Pallaſt betreten. Er wußte, daß in den jenſeitigen Höfen des Pallaſtes, ja unter ihm am Fuß der Abgründe Trabanten und Späher in Menge Wache hielten, und daß der Herzog von Infantado, wenn

auch nicht unter officiellem Namen sein Hüter sei. Wie oft ihn dieser auch einlud, das Mittagsmahl bei ihm einzunehmen, oder seine Schachpartie bei ihm zu spielen, immer hatte es der König stolz abgelehnt mit dem Bemerken, er sei des Kaisers Gefangener im Alcazar, und er wolle den Schlummer des römischen Kaisers dadurch nicht beunruhigen, daß er einen Fuß aus seinem Gefängnisse setze; wenn ein Grand von Spanien mit dem Könige von Frankreich speisen wolle, so möge er sich nach dem Alcazar bemühn.

Brion und Montmorency, die täglich zu ihm kamen, wußten ihm über die Sängerin keine weitere Auskunft zu geben, als daß der Herzog wohl eine schöne Tochter haben, daß er sie aber in der Einsamkeit eines Klosters versteckt halten solle, weil er sie nicht liebe, und sie, wie man das zu thun pflege, mit Dingen, die man der Welt nicht zuträglich erachte, für den Himmel bestimmt habe. Im Pallaste werde nie eine Dame gesehn, der man eine so junge, schöne Stimme zutraun könne.

König Franz war an jenem Abende mehr als gewöhnlich erschöpft; der Arzt, welchen ihm der Her-

zog von Infantado ſeit einiger Zeit täglich ſandte, hatte erklärt, es leide der König an einem verzehrenden Fieber, und es ſei wahrſcheinlich, daß ſeine Lebenskraft völlig erliege, wenn man nicht ein Mittel fände, ſeinen geſunkenen moraliſchen Muth aufzurichten. Auf der Stelle hatte der Herzog von Infantado, welcher ohnedies wie die ſämmtliche Grandezza Spaniens mit der Behandlung des Königs unzufrieden und dem leidenden Ritter zugethan war, einen Reitenden nach Toledo geſendet, und dem ſpaniſchen Könige melden laſſen: er ſei in Gefahr, alle Vortheile einer ſo ungewöhnlichen Gefangenſchaft mit dem Gefangenen ſelbſt, der ſichtlich dem Tode entgegen gehe, zu verlieren. — Das Gerücht von dieſem Zuſtande hatte ſich in Madrid verbreitet, und es waren an jenem Tage alle Kirchen angefüllt geweſen mit edlen Spaniern und Spanierinnen, die eingeſtandenermaaßen für den König von Frankreich beteten. Ganz Madrid mißbilligte das Benehmen des Kaiſers, und man erzählte ſich mit einer gewiſſen Genugthuung, daß derſelbe vor einigen Tagen einen flammenden Brief von Gracchus, dem gelehrteſten

Manne in der Chriſtenheit, erhalten habe, worin der tapfere, allen Künſten und Wiſſenſchaften ſo förderſame König Franz dem ſpaniſchen Könige ſtarken Ausdruckes an's Herz gelegt, ja worin dieſer letztere vor Europa verantwortlich gemacht worden ſei, wenn durch ſeine Härte die Welt einen aller höheren Bildung ſo günſtigen Herrſcher verlieren ſollte.

Vielleicht war dieſe Steigerung der beſorglichen Lage des Königs ein Grund, daß jene romantiſche Frauen-Erſcheinung im Pallaſte Infantado heute zum erſten Male zeitiger und deutlicher erſchien als je vorher. Das erſte Mondviertel ſtand am wolkenloſen Himmel, die Luft war ungewöhnlich klar; der König lehnte ermattet auf ſeinem Ruhelager, und die traurigſten Gedanken erfüllten ihn: in der Fülle ſeiner Kraft und ſeines Schaffens, in der Fülle ſeiner Lebensluſt ſo lange gefangen, unabſehbar lange gefangen zu ſein! Denn er beſaß, wenn auch nicht die Macht, doch den Trotz des Eigenſinns, und hatte in ſolcher Stimmung ſchon zu wiederholten Malen den Gedanken gefaßt, das Gefängniß nie wieder zu verlaſſen, wenn es nur mit ſo ungeheurem politiſchem

Opfer, wie der Kaiſer es begehrte, geſchehen könne. Ueberkam ihn der Trotz, dann fühlte er ſich wohl eine Zeitlang erhoben, aber die Melancholie nahm ihn bald darauf nur um ſo mächtiger ein. Er war eine jener ſonnigen Naturen, die zur Ertragung ihrer Exiſtenz immer in irgend einem Winkel derſelben eine kleine Freude ſehn müſſen, denen völlige Reizloſigkeit des Lebens der Tod ſelber iſt. Jene kleine Freude ward dann, unbekümmert um alle übrige Konſequenz ſeiner Lage, von ſeiner Phantaſie groß gezogen, und immer größer gebildet, bis ſie alles Uebrige deckte und verbarg, und dem ganzen Leben eine neue Geſtalt verliehn hatte. Es mochte dies wohl eben die bildende Künſtlernatur in ihm ſein. Und zwar die bildende; denn es zeigte ſich kein lyriſcher Beſtandtheil dabei, wie ungetrübt ſein Wohlwollen für Françoiſe von Chateaubriant war, ſeine Phantaſie ging nicht zurück zu ihr, ſeine Phantaſie — ſoll man ſie eine egoiſtiſche oder eine ſtets ſchöpferiſche nennen? — ſchuf ihre Geſtalten und Verhältniſſe immer in vortheilhaftem Zuſammenhange mit dem, was vor ihm lag. Zu einer dauernden

Gefangenſchaft in Spanien brauchte ſie die Liebe einer vornehmen ſpaniſchen Dame, welche mit den Gelegenheiten des Landes und der Landesſitte vertraut, welche in den ihm zunächſt liegenden Kreiſen mächtig ſei, ihm wenigſtens ein beſchränktes Paradies zu ſchaffen, welche vielleicht, denn Phantaſie will keinen Zügel, aus dem Herzen des ſpaniſchen Landes heraus ungewöhnliche und deshalb mit der Ehre verträgliche Befreiung erſchaffen könne. So waren ſeine Träume ſchon bei der unbekannten Sängerin, und ſein Auge ruhte unwillkührlich auf jenem Balkone, als in der That eine Frauengeſtalt dort erſchien, und ihn unwillkührlich von ſeinem Sitze emporzog, wie man von den Mondesſtrahlen ſagt, daß ſie den tödtlich getroffenen Menſchen-Vampyr wieder beleben und zu voller Lebenskraft wieder aufrichten. Franz war vielleicht der Frauenliebe gegenüber eine ſolche Vampyr-Natur, und eine Atmoſphäre neuer Frauenliebe hatte die Kraft übernatürlicher Belebung für ihn. Er ſchritt wie von Geiſtern getragen leiſe aber unaufhaltſam nach der linken Ecke des Eiſengitters, wo er dem Balkone und der weißen Frauengeſtalt am Nächſten, bis auf einige Schritte

nahe war. Das Herz ſchlug ihm in lange entbehrter Freude, als er im Mondesſchimmer eine feine jugendliche Geſtalt zu erkennen glaubte, und mit einer Stimme, die ſüße Erregung verrieth, ſprach er kaſtiliſch: Wer biſt Du Engel, der mich in tiefem Leid erquickt?

Könnt' ich Euer Leid vermindern! — klang die Erwiderung im reinſten Franzöſiſch — wär' ich ein Engel, Euch wäre ſchon geholfen! Ich bin nur ein Bote, der Euch verkündigt, die beſſere Zeit ſei unterwegens —

Sie iſt ſchon da mit der Verkündigung!

Der ſpaniſche König wird kommen, er muß kommen auf die Berichte, die man ihm abgeſtattet hat von Euch. Ihr werdet Euch ſprechen, und Euer Loos wird ſich wenden.

Wer biſt Du?

Hört mich weiter, königlicher Herr! Eure Schweſter, die Herzogin Margaretha hat von unſerm Könige verlangt, daß er ihr Zutritt geſtatte nach Spanien und in den Alcazar; ſie hat ihn erlangt, ſie

kommt, Euch zu trösten, Euch zu pflegen, Euch zu befrein, und sie führt mit sich —

Führt sie Dich mit sich, wenn sie mit mir von hinnen zieht? — Gutes Kind, der Weg über die Pyrenäen ist weit und schwer von Madrid für einen gefangenen König von Frankreich, und der Kaiser in Toledo ist weit und sein Herz liegt tief, die kleinen Mittel finden es nicht aus, für mich lebt nur Trost im Herzen des Weibes!

Nun, dies Weib, dessen Herz Euch gehört, naht —

Wäre sie da!

Morgen vielleicht ist sie schon da!

Warum nicht heute, warum nicht jetzt? Ich habe keine Zeit zu warten, mein Leben verfliegt — laß sie da sein, reich mir Deine Hand, Euer Kaiser hat mir so viel Freiheit gelassen, daß ich gerade Deine Fingerspitzen berühren und in der Berührung mein erstarrtes Blut wieder beleben kann!

Und Ihr fragt mich nicht, wer mit Eurer Schwester kommt?

Ich habe keine Zukunft, schenk mir die Gegenwart!

Man kommt!

Mit dieſen Worten trat die Dame raſch in's Zimmer zurück. — Der König ſah und hörte nichts; der Wiederkehr harrend ſtand er unbeweglich am Gitter; die Luft war ruhig, nicht das mindeſte Geräuſch ſtörte die nächtliche Stille, aber eine Viertelſtunde verging, und kein Lebenszeichen ließ ſich vernehmen von dem Balkone. Da erklang endlich die Laute, die er ſchon oft gehört, aus dem dunklen Balkonzimmer, und die Stimme, welche er bereits liebte, erhob ſich, aber es war nicht das wohlbekannte Lied, es war eine kaſtiliſche Romanze, die langſam geſungen Wort für Wort zu ihm drang:

„Kam der König vom Gebirge,
Ritt ein rabenſchwarzes Roß,
War der ſchönſte, ſchwarz von Augen,
Unter einem ſchönen Troß,
War ein König, ganz ein König!“

„Hielt er ſtill am Felſenſchloſſe
Unter ſteinernem Balkone:
Warum, rief er, blaſſes Mädchen,
Bleibſt Du fern von meinem Throne,
Von den Armen Deines Königs?“

„Niemand ſah das blaſſe Mädchen,
Und nur er vernahm die Stimme:
„„Ach ich fürchte mich, mein König,
Vor der Liebe Luſt und Grimme,
Vor der Liebe eines Königs!““

„„Denn der König und die Sonne
Sehn zu Viel, um treu zu ſein,
Und der Herzen gar zu viele
Hoffen auf den goldnen Schein
Einer Sonne und des Königs!““

„„Zieh vorüber, zieh vorüber,
Treue brichſt Du allerwegen —
Meine Arme ſind verſchloſſen;
Doch mein Herz iſt voller Segen
Ach für Dich, Du biſt der König!““

Die Abweſenden haben Unrecht! Das lag ſo tief im Blute des Königs Franz, daß ihm gar kein beſonderes Nachdenken erweckt wurde über die Gleichgültigkeit, welche er gegen Françoiſen's verkündigte Ankunft bewieſen hatte. Denn verſtanden hatte er es ganz wohl, daß ſie es ſei, von welcher die geheim-

nißvolle Dame ſprach, als ſie auf eine Begleiterin Margarethens hindeutete. Aber was da weiter? Sie war noch nicht da, ſie war ſeit einem Jahre fern von ihm, was kann ſich Alles in einem Jahre verändert haben an Schönheit, an Verſtand, an Intereſſe! Nicht daß er gedacht hätte: Du liebſt Françoiſe nicht mehr, oder: ſie wird nicht mehr ſchön, ſie wird Dir in dieſem Augenblicke läſtig ſein! Nichts von alle dem! Aber ſie war nicht da, die Liebe zu ihr ſchwieg; vielleicht wird ſie wieder laut ſprechen, wenn er ſie erblickt; er beſchäftigt ſich aber nicht mit einem Vielleicht des Intereſſes, er braucht unmittelbares Leben, er iſt in vollem Antheile für die geheimnißvolle Dame, die ihm geſtern nach Beendigung der wunderlichen, aber himmliſch geſungenen Romanze kein weiteres Lebenszeichen gegeben hat. Die ganze Nacht hindurch hat er die eigenthümliche, wunderbar wohllautende Betonung gehört „Ach für Dich, Du biſt der König!“ Es giebt keinen feineren Reiz als den der Stimme, er weckt die zarteſten, verborgenſten Kräfte unſrer Phantaſie und unſrer Sehnſucht. Menſchen, denen keinerlei Schönheit und Kunſt einen edle-

ren Eindruck machen kann, öffnet ein Ton das Herz, die Trivialsten fühlen von der Musik Empfindungen und Richtungen in sich angeregt, die ihnen sonst wildfremd geblieben sind, und wohl auch mit dem Verklingen der Töne wieder wildfremd werden, kurz der Ton ist uns noch immer der größte Zauberer, weil wir den Nerv nicht bezeichnen können, den er, und er allein berührt. Es ist ein Nerv eigenthümlichen Denkens, eines Denkens, das von der hergebrachten Logik kaum die Kleidung entlehnt, und in unerhörten Kreisen, halb Folgerung, halb Schöpfung, sich bewegt. Dieser Magnetismus des Tons, wenn man verschiedene Elemente in eine Bezeichnung zusammenmischen darf, erfüllte dem Könige den siebzehnten September 1525 mit jenem scheinbar grundlosen Rausche wohliger Phantasie, die nicht Rede steht über das Behagen, das sie durch alle Adern strömt. Es drängte ihn, Chabot de Brion, der seit Bonnivets Tode und durch die Mitgefangenschaft ihm am nächsten stand, das Abenteuer und die daher stammenden Wallungen seines Wesens mitzutheilen, als Brion wie gewöhnlich des Vormittags aus dem Pallaste herüber kam in den

Alcazar, um Geſellſchaft zu leiſten, die politiſche Lage zu beſprechen oder Schach zu ſpielen mit dem Könige. Brion war ein edles Gemüth, aber er konnte ſich doch einer freudigen Regung nicht erwehren, als er den König zum erſten Male ſo innerlich abgewendet ſah von Françoiſe. Er wußte wohl, daß ſich aus einer ſinnlichen Untreue bei dem lebhaften Naturel des Königs keine Folgerung ziehn laſſe auf deſſen wirkliches Herzensintereſſe, aber er ſah mit freudigem Erſtaunen, daß ſich die jetzige Untreue des Königs auf eine viel bedeutendere Art ankündigte. Und wenn ihm dabei der Schmerz Françoiſens vor die Seele trat, ſo erſchien ihm auch daneben die eigne Liebe zu ihr, eine unendliche Liebe, die Erſatz bieten könne für den Verluſt einer noch ſo reichen Welt. Denn zuverſichtlich und ſtolz war der Liebling eines Königs Franz.

Er theilte alſo dem Könige bereitwillig mit, was er über die geheimnißvolle Dame zu vermuthen ſich berechtigt glaube. Der König werde ſich erinnern, daß die Gräfin Chateaubriant in der letzten Zeit zu

Fontainebleau eine junge Dame neben ſich gehabt habe —

Foi de gentilhomme, ich habe ſie am letzten Abende geſehn, und erinnere mich, daß ſie wie ein Engel ausſah! Aber —

Dieſe Dame war, ſo viel ich weiß, dieſelbe, welche auf Schloß Foix erzogen worden, eine Chimene von Infantado, die Tochter unſers Wirths des Herzogs von Infantado, der eine unerklärliche Abneigung gegen ſie hegen ſoll.

Wie?

Ich weiß durch Meiſter Marot, daß ſie mit der Gräfin Schloß Fontainebleau verlaſſen hat, um nach Spanien heimzukehren, es ſcheint mir alſo, da ſie auch der Gräfin Lieder ſingt, ziemlich ſicher zu ſein, daß dieſe Unbekannte und Chimene von Infantado eine und dieſelbe Perſon iſt. Warum ſie der Herzog uns allen ſorgfältig verbirgt, mag Gott wiſſen, vielleicht eben um ihrer Schönheit und ihres Reizes willen, die keinem Franzoſen beſtimmt ſein ſollen. —

Es war der erſte glückliche Tag, den der König in ſeiner Gefangenſchaft verlebte, er hoffte mit Unge-

duld auf den Abend; das ſchwankende Bild Chimenens, welches er aus der Erinnerung hervorzuholen trachtete, verſchönerte ſich noch in ſeinen ungewiſſen Zügen mit dem Nebel ſpaniſcher Mondnacht, mit den Steigerungen, welche ihm der durch Leid überſpannte König beilegte, und nahm all ſein Sinnen und Träumen ein. Er beachtete die officiell eingehende Nachricht nicht, daß ſeine Schweſter wirklich unterwegs zu ihm ſei, er beachtete nicht, daß der Herzog von Infantado, der Biſchof von Osma und andere Granden ihm mit ungewöhnlicher Zuvorkommenheit an dieſem Tage aufwarteten, und mit ungewöhnlicher Zuverſichtlichkeit verſicherten, der König von Spanien werde nicht länger ſäumen, ſich perſönlich in Madrid einzuſtellen und die mißlichen Umſtände des Königs von Frankreich zu ſchlichten — er harrte nur des Sonnenuntergangs, und beklagte ſich nur über die Hitze des Tages.

Dieſe Stimmung ſchlug indeſſen in die entgegengeſetzte über, als der Abend kam, als eine Stunde nach der andern dem einſam am Gitter harrenden Könige verging, ohne daß die Balkonthür ſich geöff-

net, ohne daß der mit Sehnsucht erwartete Gesang sich irgendwo erhoben hätte. Aus der Stadt herüber klangen leise die Serenaden verliebter Kastilier, aber um den alten Pallast her regte sich kein Ton als das Flüstern des Nachtwindes in einem hohen Cypressenbaume, an welchem der König lehnte.

Diese Enttäuschung wirkte auf den überreizten Franz mit unerhörter Gewalt: genöthigt seit so langer Zeit an seinem guten Glücke zu verzweifeln, sah er auch hierin wieder nichts als die harte Ungunst des Schicksals. Sie liebt Dich nicht! rief er ingrimmig aus, als er nach Mitternacht verzweiflungsvoll die Treppe zum Alcazar hinaufschritt, — sie ist ein blödes, thörichtes Kind, das nur ein dürftig Mitleid für den Geliebten ihrer Freundin empfunden hat, und das kindisch erschrocken ist vor dem Ausdrucke meines lebhaften Gefühls. Es ist aus mit mir! Auch das kleinste Glück wendet mir den Rücken, ich bin machtlos, und sterbe kläglich bemitleidet im Lande romantischer Liebe! Sterben, sterben will ich auch, denn todt bin ich bereits! —

Nach dieser Erregung brach das Fieber, welches

ſeit langer Zeit in ſeinen Adern einher ſchlich, mit heftiger Gewalt aus; die Diener eilten noch in der Nacht nach dem Arzte, denn der König, der ſich auf ſein Lager geworfen, redete in wilden Phantaſieen und war beſinnungslos.

Unter ſolchen Umſtänden brach der achtzehnte September an. Orion und Montmorency verließen das Zimmer des Königs nicht, und waren in der größten Beſorgniß um ihn. Mit der Abſpannung, welche der Gluth des Fiebers am Morgen gefolgt, war ihm die Beſinnung wieder gekehrt, aber er war von einer Theilnahmloſigkeit und Abgeſtorbenheit, daß Alles um ihn her in qualvolle Angſt gerieth. Der enge Raum, welchen dieſe noch in mauriſcher Einrichtung beſtehenden Gemächer des Alcazars gewährten, erhöhte nur das Peinliche der Lage: das Schlafzimmer des Königs war ungemein ſchmal, und empfing nur wenig Licht von der Gartenſeite. Dem Bedürfniſſe heißeſter Länder gemäß waren auch in Spanien die arabiſchen Häuſer ſo eingerichtet, daß ſie überall faſt eben ſo breites Mauerwerk als Zimmerbreite enthielten, und ſchon zu damaliger Zeit, als doch erſt die Uebergänge

vom engen Feudalſchloſſe zum Pallaſte ſich bewerkſtelligten, fand der von Italien nach Spanien verſetzte Seigneur oder Künſtler ſelbſt die berühmte Alhambra in dieſem Betracht unter ſeiner Erwartung. Der Alcazar zu Madrid aber konnte gar keinen Anſpruch machen auf einen Vergleich mit den vorzüglicheren Bauwerken der mauriſchen Zeit; die Mauren hatten der dürren kaſtiliſchen Hochebene Madrids durchaus nicht die Wichtigkeit beigelegt, welche ſie unter den ſpäteren chriſtlichen Königen erhielt, und welche ſie auch, in Deutſchland der Mark vergleichbar, viel mehr dem energiſchen Charakter der Bewohner als ihren natürlichen Vorzügen verdankte. Dazu waren die kleinen Fenſter des Alcazars ringsum durch hölzerne Schirme geſchloſſen, und es herrſchte in den kleinen Zimmern und ſchmalen Gängen ein immerwährendes Halbdunkel, welches die trübe Stimmung Brions und Montmorency's noch erhöhte.

Es war um die Mittagszeit, als ſie durch Kanonenſchüſſe überraſcht wurden. In kleinen Pauſen folgten ſich dieſe regelmäßig, und von ihren Sitzen

auffahrend riefen die beiden Seigneurs einſtimmig: Das muß der Kaiſer ſein!

König Franz zeigte nicht die geringſte Theilnahme an dieſer wichtigen, ſo lange ſchmerzlich erſehnten Nachricht. Brion erſchrak bis in's Innerſte bei der Bemerkung, daß der verhaßte Gegner nun gerade in einem Augenblicke eintreffen ſolle, da die ſonſt ſo mächtige Perſönlichkeit des Königs von Frankreich völlig zerbrochen und unmächtig ſei, um von einer perſönlichen Zuſammenkunft, für welche ſo Viel geopfert worden, nur den geringſten Vortheil zu ziehn. — Haſtig eilte er hinaus, um im Pallaſte Infantado genauere Kunde einzuholen.

Es war der Kaiſer! Als Brion in die Halle des Pallaſtes trat, von wo man die Höfe und den Platz nach der Stadt hin überſehen konnte, erblickte er ſchon den Zug reitender Trabanten, welche in der roth und ſchwarzen Tracht und mit den blank gezogenen Pallaſchen in der Mittagsſonne ſchimmerten, und langſam in den erſten Hof einritten auf ihren koloſſalen pechſchwarzen Hengſten aus Niederland. Hinter ihnen kam über den Platz eine breite Schaar berittener

Herren — „Es iſt der König von Spanien!“ rief der eilig zu ihm tretende Herzog von Infantado — „eilt hinüber, Herr Chabot de Brion, es Eurem Könige anzuſagen.“

Dies iſt Sache des ſpaniſchen Königs! erwiderte dieſer nach kurzer Pauſe, während welcher er ſtarr auf die näher kommende Schaar blickte, um die Perſon des Kaiſers heraus zu finden — der König von Frankreich wird ſchwerlich heute zu ſprechen ſein.

„Um Chriſti willen, Herr Chabot de Brion, in dieſem wichtigen Augenblicke keine kleinliche Empfindlichkeit! Wir wünſchen wie Ihr ein ehrenvolles Ende dieſer mißlichen Gefangenſchaft; gebt unſerm Könige nicht gerechten Anlaß zu neuer Verzögerung!

Brion ging haſtig nach dem Alcazar zurück — „Gattinara iſt neben dem Könige, wie ich ſehe“ — rief ihm der Herzog von Infantado nach — „und er hat dem Könige bemerkt, wenn er ſeinen Gefangenen ſähe, ſo ſei der Gefangene dadurch ſo gut wie frei, denn es käme ein König zum andern“ —

Brion hörte das Ende dieſer Rede nicht; er hatte den bekannten ſchwarzen Hut Bourbon's in der

Schaar erblickt, ihm ſchwoll das Herz vor Zorn und Angſt, daß ſein gefeierter König zerſtört, perſönlich nichtig in ſo entſcheidendem Augenblicke erſcheinen ſolle, in einem Augenblicke, der wenigſtens gewiß eine perſönliche Genugthuung zu Wege gebracht hätte, wenn König Franz in der ihm ſonſt eigenthümlichen vornehmen Gewalt erſchienen wäre.

Und doch ſah er wohl ein, daß die Freiheit Aller auf dem Spiele ſtand, ach, Montmorency und er dürſteten darnach wie Wüſtenwanderer nach einer Quelle!

In dieſer zwieſpältigen Stimmung, welche den dargebotenen Vortheil ausgebeutet und doch auch den franzöſiſchen Stolz nicht ausgeſetzt ſehn wollte, trat er wieder in des Königs Gemach, und beſtätigte mit krampfhaftem Händedrucke dem fragenden Montmorency, es ſei der Kaiſer. Noch mehr, ſetzte er mit gepreßter Stimme hinzu, er iſt ſchon an der Schwelle! Was thun mit unſerm kranken Herrn, der ein Bild des Jammers darſtellt, ſtatt unſern ſtolzen König darzuſtellen!?

Was thun? entgegnete barſch Montmorency, ein

in Fülle der Geſundheit und Jugend ſtrotzender Kriegsmann, er muß ſich ermannen, und er wird ſich ermannen, unſer König! Er beherrſcht Frankreich, er wird doch ſeinen Leib beherrſchen können! Mein König! rief er mit ſtarker Stimme, und ergriff des Königs Hand, der Kaiſer Karl iſt vor der Thüre, um endlich ſeiner Schuldigkeit nachzukommen, und Euch zu ſprechen!

Der Kaiſer Karl! erwiderte Franz mit ſchwacher Stimme und ſtieß einen tiefen Seufzer aus.

Wollt Ihr Euch nicht erheben, und ihm das ſtolze Herrſcherantlitz Frankreichs zeigen? ſetzte Montmorency hinzu.

Ich bin krank und kraftlos, und — muthlos, Montmorency, ſprecht ſtatt meiner!

Heilige Jungfrau Montmorency's! der blaſſe dürftige Kaiſer iſt endlich in unſrer Nähe, und unſer ſtattlicher König iſt ſchwächer, denn ein Fieber!

Da trat ein Diener ein, und meldete des Kaiſers Kanzler Mercurin von Gattinara —

Er komme! rief haſtig Prion —

Er warte! rief mit ſtärkerer Stimme Montmo-

rency. Soll der Spanier, ſetzte er gegen Brion hinzu, unſern König in ſolchem Zuſtande ſehn?!

„Der König von Spanien tritt in den Alcazar!“ ſcholl es ſpaniſch aus einer donnernden Trabantenſtimme durch den Gang herauf, „der König von Spanien tritt in den Alcazar“ ward es in derſelben Mundart dicht an der Thür des Krankengemaches mit ſchallender Stimme wiederholt, und eine drückende Stille herrſchte hierauf in dieſem Gemache. Man ſah, daß es König Franz verſtanden hatte, eine hohe Röthe flog ſchnell über ſein eingefallenes, vom ſtarken Barte beſchattetes Antlitz; aber die Röthe ging raſch vorüber wie ſie gekommen war, regungslos blieb Franz auf ſeinem Lager, man ſah nur am zitternden Hemd, daß ſeine Bruſt mächtig arbeitete, die körperliche Ermattung ſchien den moraliſchen Schwung nicht aufkommen zu laſſen.

Wohl denn! ſprach Montmorency, ſo werd' ich ihn abweiſen an der Thür, und ihm ſagen, daß er zu ſpät komme!

Weh uns! ſeufzte Brion, während Montmorency ſein Vorhaben auszuführen nach der Thüre ſchritt.

Montpezas, ein franzöſiſcher Edelmann, der ſich mit ritterlicher Hingebung ſeit dem Tage von Pavia zum Leibdiener des Königs gemacht hatte, trat in dieſem Augenblicke ein, und rief: der Kaiſer folgt mir auf dem Fuße!

Führ ihn in den Sternenſaal, Montmorency! rief jetzt plötzlich und Allen zum Erſtaunen König Franz, während er ſich krampfhaft aufrichtete — dort werd' ich ihn ſelber empfangen!

Kein Andrer vielleicht als Montmorency hätte dieſem Befehle eine Folge zugetraut, denn König Franz, vom Lager auf den Teppich tretend und ſich aufrichtend zitterte und ſchwankte wie ein vom Winde bewegter Baumzweig, und er mußte mit beiden Händen nach dem hinzu eilenden Brion faſſen, um ſich aufrecht zu erhalten.

Aber Montmorency ging, und König Franz, obwohl an allen Gliedern zitternd, ließ ſich trotz Montpezas' Erinnerungen die Kleider anlegen, und ſagte, als dies Geſchäft mühſam vollendet war und er eine Minute um Kräfte zu ſammeln geſeſſen hatte,

zu Orion: Leih mir Deine Schulter, Orion, und ſtehe feſt!

Damit erhob er ſich, legte ſeine Hand auf Orion's Schulter, und verſuchte es ſolchergeſtalt, hinauszugehn. Schon an der Thürſchwelle mußte er ruhn, aber mit der Hand feſter in Orion's Schulter greifend, ſchritt er weiter.

Es hatte jener Sternenſaal ſeinen Namen davon, daß er, den ganzen Raum eines Thurmes in ſich begreifend, zu ſeiner Decke die Sterne des Himmels ſelber hatte, die man am Tage ſelbſt erblicken konnte. Kuppelartig hoch oben zugehend blieb eine runde Oeffnung in der Höhe übrig, welche nur in der rauhen Jahreszeit verdeckt, ſonſt aber dem freien Eindrange der Luft und des Lichtes offen gelaſſen wurde. Da dies Thurmgemach, unten etwa zehn Schritte breit, ſehr hoch und in ſeiner Luft- und Lichtöffnung ſehr ſchmal war, ſo drang in Ermangelung jeglichen Fenſters der Tagesſchein nur dürftig zum Boden herab, und die nackten, aber mit phantaſtiſcher Stuckarbeit verzierten Wände waren an fünf Stellen mit Armleuchtern verſehen, deren Kerzenſchein den Bewohnern

dieſes eigenthümlichen Raumes das Tageslicht erſetzte. Und inſoweit war doch die Gefangenſchaft eine königliche, daß in den Lebensbedürfniſſen königlicher Stil obwaltete und daß die Kerzen dieſes Geſellſchaftsſaales Tag und Nacht brannten.

Montmorency, von höchſtem franzöſiſchem Stolze in dieſem Saale, hatte den Kaiſer ſtumm begrüßt und in dieſen Salon geleitet. Auch der Kaiſer hatte geſchwiegen, bis ſie eingetreten waren; dann wendete er ſich mit einem höflichen Ausdruck des Antlitzes an den einfach gekleideten Seigneur, deſſen Geſicht, einfach ſtarke Züge und Formen zeigend, ſtockernſthaft drein ſah, und ſprach: **Euer Name, Herr?**

Montmorency.

Ah, es freut mich, den Herrn eines ſo alten und berühmten Namens kennen zu lernen.

Es freut mich nicht, daß Eure kaiſerliche Majeſtät ihn unter ſolchen Umſtänden kennen lernt.

Euer König iſt unwohl?

Langeweile macht krank; er und ich nehmen uns beſſer aus, wenn wir zu Pferde ſitzen und die Trompete ſchmettert

Wie bei Pavia! Ich weiß es — ſetzte er raſch hinzu mit einer leichten Handbewegung, welche ein Zucken der Hände Montmorency's beſchwichtigen zu ſollen ſchien — daß die franzöſiſchen Herrn mit einer bewunderungswerthen perſönlichen Tapferkeit gefochten haben, und daß ich den Erfolg des Tages nur ihrem Unglücke und Gottes Gnade für mich ſchuldig bin — ich will nicht hoffen, daß es mein königlicher Bruder Franz von Frankreich iſt, welcher dort der Stütze eines Führers bedarf!?

Ihr ſeht den König von Frankreich! erwiderte barſch Montmorency.

Verzeiht, mein königlicher Bruder, ſprach der Kaiſer, indem er dem eintretenden Könige einige Schritte entgegen ging, verzeiht, daß ich ſo ſpät meiner Schuldigkeit nachkomme, Euch in Spanien zu begrüßen.

Ihr kommt, mein Herr, Euren Gefangenen zu ſehn.

Nein, ich komme, meinen Bruder und Freund zu ſehn, den ich in Freiheit ſetzen will.

Die beſten Früchte reifen am Langſamſten! erwiderte Franz mit einem melancholiſchen Lächeln. Für

meinen Wunſch und Euren Ruhm, ſetzte er hinzu, möge Gott geben, daß es für mich nicht zu ſpät geworden iſt, die langſam gereifte Frucht zu genießen. Ihr findet meinen ſonſt gar tüchtigen Körper durch die Luft des Alcazars zerſtört —

Das wolle die heilige Jungfrau zum Beſten wenden! Es wäre uns ein ewiger Vorwurf, Euch in Spanien irgendwie an Leibeskräften gefährdet zu wiſſen, und ich hoffe zu Gott, die Erledigung unſrer Geſchäfte, welche nun wohl in glatten Gleiſen zu ſchleunigem Ende gehen wird, ſolle Euch bald wieder Kraft und Lebendigkeit verleihn.

Solche Wendung des Geſprächs war die gefährlichſte für König Franz, der nicht nur ein ſanguiniſcher, leicht zu unbegründeter Hoffnung geneigter Charakter, ſondern ein wirklich großmüthiger Menſch war, welcher edle Abſichten bereitwillig vorausſetzte, und das Verhältniß zwiſchen zwei Herrſchern von einem zu hohen Standpunkte anſah, als daß ihm ein Gedanke kaufmänniſcher Ausbeutung ſolch einer Zuſammenkunft in die Seele gekommen wäre. Da er alſo den Kaiſer königlichen Stils ſich äußern hörte, ſo

gab er ſich alsbald ſeinem ritterlichen Naturel hin, auf keinerlei Einzel-Bedingung einzugehn, ja durch vornehmes Ueberbieten alles deſſen, was von Seiten des Kaiſers wie Zugeſtändniß oder Opfer ausſah, den königlichen Ton in höchſter Höhe zu erhalten. Dies war aber gerade die Richtung des Geſprächs, welche Kaiſer Karl am Lebhafteſten wünſchte. Er fürchtete eben, Franz werde genau und ſcharf die Bedingungen ſeiner Freilaſſung erörtern wollen, und damit hätte er den Kaiſer, der außer von Gattinara noch von drei Granden des Reichs begleitet war, in die übelſte Lage verſetzt. Denn er konnte es wohl wagen, mitten unter der großſinnigen und ſtolzen Grandezza das verdeckte, unüberſehbare Spiel der Politik mit mancherlei kleinen Mitteln zu treiben, dieſe Mittel erſchienen niemals officiell öffentlich; aber er konnte den ſtolzen Sinn der Grandezza nicht ohne Gefahr ſo beleidigen, daß er einem beſiegten, und von aller Ariſtokratie Europa's hochgeachteten Könige übertriebene Bedingungen der Freilaſſung aus Kriegsgefangenſchaft mündlich wiederholt hätte, oder billige Forderungen des Königs mäkelnd und feilſchend ab-

geſchlagen hätte. Er war ohnedies in allem was königliche Erſcheinung betrifft, und was ſeinen moraliſchen Eindruck nie verfehlt, gegen dieſen franzöſiſchen König im Nachtheile, obwohl dieſer krank war. Die Lebenskraft des Königs Franz erhöhte ſich mit den Anſprüchen, welche auf ihn eindrangen, mit den Ausſichten, welche ihm des Kaiſers Aeußerungen öffneten, und als man zwei offene Stühle in die Mitte des Saals rückte, damit die beiden Herrſcher nahe bei einander ſich niederlaſſen möchten, da beeinträchtigte die hohe breitſchultrige und doch fein gebildete Figur des franzöſiſchen Königs, der einen Augenblick ohne Brion's Stütze aufrecht neben dem Kaiſer ſtand, dieſen blaſſen Kaiſer gar ſehr. Die röthliche Kerzenbeleuchtung erhöhte dem Könige die dunkeln Schatten des bärtigen Antlitzes, der dunklen Augen, der gebieteriſchen Naſe, und färbte günſtig die augenblickliche Bläſſe des übrigens energiſch gebildeten Antlitzes, während ſie das röthliche Blond des Kaiſers in Haar und Bart, und das verwaſchene Weiß von deſſen blaſſem Geſichte nicht zu heben vermochte. Seine unſchön zugeſchnittene Mittelfigur erſchien unvortheilhaft neben

der des Königs, und nur das dunkelblaue, stillfeste Auge konnte ihm für den aufmerksamen Beobachter den Gedanken an eine Ueberlegenheit sichern, die er wirklich besaß, und auch in jener Unterredung wirklich geltend machte.

Als sie sich gesetzt hatten, ruhte dies Auge eine Weile, welche Franz mit leichter Höflichkeitsrede ausfüllte, auf dem Könige, als wollte es an dem schönen Gegner die offne Stelle, durch welche einzudringen, und den Mittelpunkt, an welchem festzuhalten wäre, entdecken. Dennoch war etwas ungewöhnlich, nicht bloß verständig Mächtiges bei mancher Gelegenheit in diesem Auge Kaiser Karl's, es wurde zuweilen starr, trat in sich zurück mit dem Blicke, und war dann von unheimlicher Ammuthung. Rasch wie der Gedanke flog nur einen Augenblick lang diese wunderliche Blendung über des Kaisers Auge, er hob ein Wenig das Haupt, als jage er dies Erbtheil der wahnsinnig gewordenen Mutter von dannen, und als besinne er sich, daß er diesem poetischen Könige der Illusionen nur nüchternen Verstand entgegen zu setzen habe.

So geschah es denn auch: er machte den fieber-

haft aufgeregten König reden, und hielt durch ſparſame und immer zuvorkommende Einrede den angefangenen allgemeinen Ton der Unterredung feſt wie den Zügel eines in beſtimmte Gangart geſetzten Roſſes. Allerdings blieb der Eindruck der Liebenswürdigkeit, des großen königlichen Stils fortwährend auf Seiten des Königs Franz, auch für die Spanier, welche mit gerunzelter Stirn und Augenbraue dem kargen Weſen ihres Herrſchers zuſahen. Aber der endliche Sieg mußte dem Kaiſer bleiben, deſſen Worte und Verſprechungen alle gewogen waren.

Eine ſeine Hand — ſagte er mit der angedeuteten Abſicht, die Zwieſprache zu endigen — kommt uns zu Hilfe, uns freundlich und ſanft auseinander zu bringen: die verwitwete Frau Herzogin von Alençon, Eure Schweſter hat an mich geſchrieben um freies Geleit, und ich denke, dieſe geiſtreiche Dame in den nächſten Tagen kennen zu lernen, und Euch zuzuführen.

Dabei erhob ſich der Kaiſer, und wenn je ſo war jetzt der Augenblick gekommen, irgend eine beſtimmte

Zuſage von ihm zu verlangen. König Franz, dem die Nervenanſpannung wie immer wohlgethan, und der ſich bereits wieder ſo kräftig fühlte, daß er keine Stütze mehr bedurfte, empfand denn auch wohl die Nothwendigkeit, aus den allgemeinen Formeln herauszutreten. Er drückte dem Kaiſer ſeine Freude über die Ankunft der Schweſter aus, und ſetzte hinzu, daß er nun der ſchließlichen Forderungen für ſeine Freilaſſung gewärtig ſei.

Zweifelt nicht, entgegnete der Kaiſer ſchnell, an meiner aufrichtigſten Bereitwilligkeit. Die Frau Herzogin, die von nun an eine mir gefährliche Geſchäftsträgerin zwiſchen uns ſein wird, bringt Euch die neuſten Nachrichten aus Frankreich, und dieſen gemäß werdet Ihr mir Eure letzten Vorſchläge machen. Die Ketzerei in Deutſchland, deren unvermeidliche Folge, ein roher Bauernkrieg, denn auch bis über Eure lothringiſche Grenze losgebrochen iſt, macht es uns zur dringenden Pflicht, zuſammenzuhalten, und ich hoffe, Euch bald mit mir verbündet zu ſehn gegen die hereinbrechende Barbarei des gemeinen Gedankens.

Durch dieſe Wendung war das nähere Eingehn in Unterhandlungen wiederum beſeitigt, und unter beſten Wünſchen für des Königs Geſundheit verließ der Kaiſer den Alcazar.

Der König, Montmorency und Brion waren allein im Sternenſaale zurückgeblieben. Alle drei, innerlich zufrieden mit der vornehmen, ja überlegenen Haltung, welche gegen den anfänglichen Anſchein Frankreich in dieſer Zuſammenkunft behauptet hatte, ſahen einander an, und brachen gleichzeitig in ein ſchallendes Gelächter aus.

Wir haben wiederum gar nichts gewonnen, rief Brion mitten im Gelächter, als die Ehre!

Dieſer weiſe römiſche Kaiſer, rief Montmorency in dem nämlichen Tone, ſchlüpft um ſeinen Raub umher wie der Fuchs, der ſich ebenſo fürchtet, die ſtachliche Beute anzugreifen, wie ſie fahren zu laſſen!

Foi de gentilhomme, ſagte der König, der Jammer iſt nun aber doch dem Ende nahe! Er ſieht, daß er uns nicht zur Bettelei und Pflichtvergeſſung herunter bringt, und die öffentliche Stimme nöthigt ihn zum Anſtande.

Die eitel-leichtſinnigen Franzoſen waren in vollſtändigem Irrthume.

König Franz war durch die Aufregung wieder vollſtändig belebt, und hatte ſich durch ein heitres Mahl mit ſeinen Leidensgefährten hinreichend geſtärkt, ſo daß ihn der hereinbrechende Abend wieder eben ſo aufgelegt fand zum Liebesabenteuer, wie er es vor dem heftigen Krankheitsanfalle geweſen war. Alle Kriſen in ihm waren heftig und raſch, und ſeine Wünſche und Begierden waren von hartnäckiger Dauer, ſo lange ihnen die Befriedigung verſagt wurde. — Als Brion und Montmorency bei einbrechender Dunkelheit den Alcazar verlaſſen und ſich nach dem Pallaſte zurückgezogen hatten, erwachte ihm von Neuem das unwiderſtehliche Verlangen, die geheimnißvolle und im geheimnißvollen Dunkel ſo zauberiſch lockende Dame an ſein Herz zu drücken. Es lebe das galante Abenteuer! Es lebe der Zauber des Weibes! rief er, aufgeweckt durch Mahl und Wein, vor ſich hin, und

ſtieg mit dem Vorſatze, heute den Balkon zu erſtürmen, in den Garten hinab.

Ungewöhnliches Hin- und Hereilen mit Lichtern, ungewöhnliche Bewegung in dem Pallaſte ſchrieb er der Anweſenheit des Kaiſers zu, von deſſen Begleitung vielleicht einige Gäſte beim Herzoge von Infantado zurückgeblieben ſeien. Er wußte durch Brion's Mittheilungen, daß er dadurch nicht behindert werden konnte, weil die Wohnung ſeiner Schönen eine völlig abgeſonderte Ecke des Pallaſtes bilde, und man, vom Alcazar in den Flur des Pallaſtes tretend, über die erſte kleine Treppe linker Hand jedenfalls ungeſtört in dieſen geheimnißvollen Bereich des Hauſes gelangen könne. Er war entſchloſſen, dies zu verſuchen, ſobald die Anweſenheit ſeiner Dame im Balkonzimmer vorauszuſetzen ſei, und ſich keine andre Gelegenheit durch Entgegenkommen der Dame oder vermittelſt des nicht eben hohen Balkons darbiete. Den Eigenſinn alſo, durchaus nicht das Gitter zu überſchreiten, hatte er hinter ſich geworfen. Dieſe trotzige Periode ſeiner Gefangenſchaft ſei nun mit dem Beſuche des Kaiſers geſchloſſen.

Es gab nichts, was ihn mehr und unangenehmer hätte aufsetzen können als dieser Vorsatz! Namentlich an einem Tage, der ganz Madrid, der den Pallast Infantado so ungewöhnlich in Bewegung setzte! Aber es gab auch nichts Dreisteres als des Königs Rücksichtslosigkeit, wenn sein Verlangen von Ungeduld gestachelt wurde. Er mußte dann haben, was er heischte, er mußte es auf der Stelle haben, und wenn es Wohl und Wehe einer Welt auf's Spiel gesetzt hätte, und einen Tag später ohne die mindeste Gefahr zu haben gewesen wäre.

Nur dazu hatte er Geduld, auf der steinernen Treppe vor dem Alcazar zu sitzen, und irgend eines Lebenszeichens im Balkonzimmer zu harren. Da er des Entschlusses sicher war, so reizte ihn das Harren auf ein Signal. Romantische Maurin, flüsterte er lächelnd vor sich hin, Du irrst Dich, wenn du meinst, mich ungestraft herausfordern zu können! Ich gehöre nicht zu den unthätig schmachtenden Troubadours. Oder — spanisch Blut ist heißes Blut! — ist es vielleicht gar die höchste Zeit? Hat sie mir gestern schon gezürnt, daß ich vorgestern die dargebotene Ge-

legenheit nicht entſchloſſener ergriffen, den Balkon nicht erſtiegen habe, durch das Gitter, über die Treppen nicht hinauf gedrungen bin? foi de gentilhomme, ich bin wohl kläglich und furchtſam geworden in meinem heilloſen Kerker! So wird es ſein, und ich habe Eile, meine Ehre als romantiſcher Abenteurer aufrecht zu erhalten! —

In dieſem Augenblicke zeigten ſich Lichter auf der linken Seite des Pallaſtes, ſie leuchteten und verſchwanden an mehreren Fenſtern vorüber, ſie wurden feſt im Balkonzimmer — der König ſprang auf, er eilte an's Gitter, er ſah eine Dame, ſie verſchwand aber wieder, und die Balkonthüren waren geſchloſſen, es zeigte ſich nichts weiter, es verlautete nichts. Die Ungeduld ſchlug über ihm zuſammen, er riß das Gitter auf, er eilte unter den Balkon! Aber es war von dieſem Balkon aus nicht der geringſte Anhalt nach unten hin geboten, er war nicht zu erreichen! Der König wendete ſich raſch und trat in den Flur des Pallaſtes, deſſen Thür nur angelehnt war, wem aber begegnete er da? — dem Herzoge von Bourbon, der eben die Haupttreppe rechts herabgekommen war,

und ſich nach den Höfen zu gewendet hatte. Der König erkannte ihn, der im vollen Lampenlichte des Flurs dahinſchritt, auf der Stelle, Bourbon, der nur halb ihm zugewendet war, ſchien ihn nicht ſogleich zu erkennen, wohl aber ſchien ihm die Figur des Königs aufzufallen, die im Dunkel der Flurthüre ſich bewegte. Er hemmte ſeinen Schritt, unentſchloſſen that der König einen Augenblick desgleichen, faßte ſich aber ſchnell und betrat die ganz an der Thür belegene Treppe linker Hand.

Er bemerkte, daß Bourbon nicht weiter ging — der ſchwere Schritt des ſtarken Kriegers hatte vorher ſtark genug auf dem Marmorboden des Flurs geklungen — und äußerſt unangenehm berührt von dieſer Begegnung ſchritt der König, an lauter widerwärtige Folgen denkend, die dunkle, ihm unbekannte Treppe langſam aufwärts.

Ach was! Spreche er, zu wem er möge! Die Dinge dahier ſind von heute an geändert, und meiner Gunſt bedarf er doch, wenn er auch durch Friedensartikel in ſeinen Beſitz wieder eingeſetzt wird; ſein Bourbonnais wachſe noch ſo ſehr in die Breite, er

bleibt mein Vaſall, und iſt meines guten Willens bedürftig!

Alſo denkend war der König in einen matt erleuchteten Vorſaal gekommen, ſeiner Berechnung nach konnte ihn nur noch eine Mauerbreite von etwa drei Fenſtern trennen vom Balkonzimmer, welches er ſuchte. Er ſtand vor einer niedrigen Flügelthür, die ſeinem leiſen Drucke wich, und ihn in ein großes, eben ſo matt wie der Vorſaal erleuchtetes Zimmer führte. Aber o Himmel, in dem daran ſtoßenden Gemache, welches ſeiner Berechnung nach das Balkonzimmer ſein mußte, und deſſen halbe Thür ein wenig geöffnet war, hörte er eine Frauenſtimme ſprechen! Seine reizende Unbekannte war alſo nicht allein. Und wenn es nur ihre Kammerfrau war, ſo war es eine üble Verlegenheit für ihn, denn wahrſcheinlich nahm ſie ihren Ausgang durch das Gemach, in deſſen Mitte er eben ſtand, und — was ihm noch übler dünkte als dies: die Unbekannte hatte alſo wohl, da ſie ſich nicht allein verhielt, ſchwerlich auf einen ſolchen Ausdruck ſeiner romantiſchen Sinnesart, wie das dreiſte Eindringen in ihr Zimmer, gerechnet.

In dieſer Verlegenheit glaubte er auch obenein hinter ſich auf dem ſchmalen Vorſaale Schritte zu hören, ſo daß ihm alſo auch ein ſichrer Rückzug abgeſchnitten war. „So iſt denn jeder Gran von Glück", knirſchte er in ſich hinein, „aus meinem Leben gewichen! Der erſte Schritt, den ich aus dem ſtieren Leid heraus ſetze, wirrt mich in die unwürdigen Nothwendigkeiten des Täuſchens und Lügens. Daß Dich die Peſt! Brion und Montmorency muß ich geſucht haben — man kommt!"

Die Stimme aus dem vermeintlichen Balkonzimmer nämlich hatte ſich der halbgeöffneten Thür genähert, er hörte die Worte „Muth, es wird Alles gut werden!" und erwartete mit wieder gewonnener Zuverſicht, ſeine Unbekannte auf der Schwelle erſcheinen zu ſehn, er hatte in dieſen Worten ihre Stimme erkannt. Aber nein, auf der entgegengeſetzten Seite, mehr nach rechts, nach den Höfen zu hörte er eine Thür öffnen und ſchließen, und bemerkte, daß es ſtill in dem Zimmer wurde, daß ſeine Dame alſo allein ſein müſſe. Leiſeſten Schrittes, wie er ihn auf der Jagd erlernt, ſchlich er bis an den

halb offenen linken Flügel der Thür, um in's Zimmer blicken zu können. Er sah die Dame, wunderschönen Wuchses, den Rücken ihm zukehrend, an einem Tische beschäftigt, wie es schien mit Ordnen von Schmucksachen. Der üppigste Nacken, die schönsten Arme hoben sich vom dunklen Haare, vom schwarzseidnen Gewande, der König stand vor einem Reize, der ihm so lange entzogen worden, der ihm wunderbar traulich und mächtig verführerisch winkte, er stand eine Zeitlang unbeweglich, und schwelgte in dem Anblicke, und folgte begierig den leichten Bewegungen der schönen Arme. Dann trat er, der lebhaften Neigung seines Naturels sich hingebend, rasch in's Zimmer. Die Dame wendete sich eben so rasch, und zeigte sich in Aufhebung der Arme, in Raschheit und Heftigkeit der Bewegungen so ungestüm, daß er ihr Antlitz nicht sogleich unterscheiden konnte, aber mit Ueberraschung sah und fühlte, daß sie an seine Brust flog.

Es war Françoise.

Franz war gutmüthig genug, sich dieser unerwarteten Begegnung zu freuen. Warum sollte er auch

nicht! In Liebe, wenn auch nicht eben in herzlicher Treue war er von ihr geschieden, flüchtige Treulosigkeiten abgerechnet hatte nichts sein Grundverhältniß zu Françoise gestört, und die Kriegsunfälle konnten doch nur geeignet sein, ihm eine hingebende Frauenliebe werther und theurer zu machen. Die romantische Neigung zu der geheimnißvollen Dame dieses Pallastes ferner war doch bis jetzt nur ein tändelndes Spiel seiner Phantasie, einer durch Einsamkeit überreizten Phantasie gewesen. Am Ende mußte solche phantastische Neigung zum Vortheile Françoisens selber gedeihn, da sie das zufällige Glück hatte, seiner liebesüchtigen Stimmung im entscheidenden Augenblicke selbst entgegen zu treten, und reizend entgegen zu treten! Denn der König fand sie schön, schöner als je, liebenswürdig, ja liebenswürdiger als je in den Grüssen eines wahrhaft liebenden, sich selbst verläugnenden, seinen Liebesgegenstand über Alles verherrlichenden Herzens. Der so lange aufgedämmte Strom voller Liebe ergoß sich jetzt über ihn, den so tief Verarmten, mit voller berauschender Fluth. Alles Glück hatte sich ihm seit langer Zeit versagt, nur

dies engelgleiche Geschöpf war ihm unerschütterlich ergeben geblieben, und erschien jetzt wie sein guter Genius, ihm lang vermißte Lebensfreude, farbige Hoffnungen, herzliche Zuversicht in vollem Maaße wiederzubringen.

Ja, die Innigkeit ihres Wesens, die Heiterkeit einer Laune, die ihr neben dem Geliebten in vollem Schwunge liebenden Uebermuthes sprudelte, gewährten ihm eine selige Stunde; aber wenn dieses Glück von Dauer sein sollte, so mußte dies endlich wieder vereinigte Liebespaar auf der Stelle nach Frankreich abreisen können. Dann vielleicht kam nie zur Reife, was in dem Charaktergange des Königs leider vorbereitet war zum Verderben dieses Liebesverhältnisses. So erscheint wohl plötzlich ein Gewitter am Himmel, und scheint durch Donner und Blitz und fruchtbaren Gußregen die verzehrende Schwüle einer heißen Jahreszeit umzuändern, aber das Wetter erschöpft sich, die herrschende Stimmung der Atmosphäre ist nicht gründlich überwältigt worden, und mit der neu aufgehenden Sonne ist die vorige Schwüle und Dürre

wieder mächtig, als ob keine Unterbrechung ſtatt gefunden hätte.

Franz war wohl gutmüthig, aber nur in beſtimmter Lage, die Gutmüthigkeit war nicht ausgeſchloſſen von ſeinem Charakter, aber ſie war kein herrſchender Grundzug deſſelben. Seinem Unternehmungsſinne, und dieſer war ſeinem Herzen wie ſeinem Geiſte eigen, durfte nicht unmittelbar neben der gutmüthigen Regung ein Wink, eine Verſuchung erſcheinen, ſie wirkten immerdar ſtärker als die gutmüthige Regung. So hätte er die romantiſche Lockung ſeiner geheimnißvollen Dame vielleicht vergeſſen, oder ſie wäre untergegangen in ſolcher Freude des Wiederfindens, wenn Françoiſe dafür geſorgt hätte, daß ihn an dieſem Abende nichts mehr daran erinnert hätte. Und es wäre ihr ſo leicht geworden! Sie durfte ihn nur hinüberführen zur Schweſter Margaretha, mit der ſie angekommen war, und die im andern Flügel wohnte, ſie durfte ihn nur eiligſt entfernen aus dieſen Gemächern ſeiner Gefängnißromantik, in welchen die Urheberin dieſer Romantik wohnte und jeden Augenblick erſcheinen konnte. Denn Niemand anders als

ſie war es geweſen, welche kurz vor Eintritt des Königs Françoiſe verlaſſen, auf kurze Zeit verlaſſen hatte. Aber wie konnte Françoiſe daran denken! Nach ſo langer Trennung den Geliebten wieder im Arm haltend ſollte ſie klug ſein, wo nicht einmal Aufforderung zur Klugheit vorlag! Doch ſollte ſie's! Hierin, und hierin allein lag das Geheimniß, einen Mann wie König Franz dauernd zu feſſeln. Koketterie im guten, vielleicht auch ein Wenig im ſchlimmen Sinne war dieſer Künſtler-Natur gegenüber unerläßlich; durch unerwartete Verſagung, unvorhergeſehene Wendung mußte ihm das Sichere immer wieder unſicher, das Einfache mannigfaltig, das Liebesleben ein Roman werden, den nicht ſeine Laune und der Zufall, ſondern die Geliebte erfand. Leider glauben gerade die beſten Frauen ſo ſelten, daß die Liebe, wenn ſie dauernd ſein will, auch eine Kunſt ſein muß, ja ſie rechnen ihrem Herzen zur Ehre, was ſie der Kunſt zum Schaden thun. Françoiſe, ein reich begabtes Frauen-Naturel hatte einen Moment lang die Idee, den König inmitten des Liebestaumels hinweg zu führen, damit er die geliebte Schweſter be-

grüße. Gleichgültig, ob dieſe Abſicht nur zur Hälfte aus einem künſtleriſchen Gedanken und zur andern Hälfte aus ihrem guten Herzen, Margarethen den Bruder eiligſt zuzuführen, ſtammen mochte; es wäre ihr Glück geweſen, wenn ſie ſelbige ausgeführt hätte, ihr Schickſal ſtand in dieſer ſcheinbaren Kleinigkeit auf dem Spiele.

Aber der König war ſo glücklich und ſo lieb in ihren Armen, er ſchalt ſo lieblich, daß ſie an etwas Anderes denken könne! Dennoch kam ſie darauf zurück, und traf die am Eindringlichſten klingende Saite, indem ſie erzählte, daß Budé und Meiſter Clément mitgekommen wären, und daß der letztere ſeine in der Gefangenſchaft ausgebildeten Talente der Intrigue vortrefflich gepflegt habe. Liebenswürdig und geiſtreich habe er ſie ununterbrochen von Station zu Station dergeſtalt in Bewegung geſetzt, daß der König, auf Marot's Vorbereitungen eingehend, mit ziemlicher Sicherheit ſogleich entfliehn könne. Die Pferde, ſetzte ſie hinzu, ſtehn bis Navarra bereit —

Für den König von Frankreich?

Nicht doch, für ihn, der als deutſcher Fürſt und

hergeleitet hat im Auftrage des Kaisers und der mit neuen Aufträgen für die Regentin flugs wieder zurückkommen werde. In seinem Gefolge, das er als ziemlich zahlreich angekündigt hat, könntest Du in 36 Stunden an der Grenze, und somit in Freiheit sein.

Wäre ich aus diesem sorgfältig bewachten Pallaste heraus, und wäre ich meines eignen Versprechens, des Kaisers Gefangener sein zu wollen bis zum Friedensschlusse, entbunden! —

Komm! Dieser Poet ist unerschöpflich, er wird auch für diesen zweiten, mißlichen Punkt eine Auskunft wissen. Hör' ihn wenigstens. Für den ersten Punkt weiß er sicherlich, und für diesen giebt es heute, da man schaarenweise seit unsrer Ankunft hier aus- und eingeht, am Ersten Rath. Vielleicht kehrt die Gelegenheit nicht mehr so günstig wieder.

Der Poet blendet Dich; das nimmt sich in der Schilderung artig aus, aber in der Wirklichkeit hat Marot zu wenig Uebung. Und bedenke die entsetzliche Lage, wenn es mißlingt! Wenn ich wie ein klag-

licher Sünder vor dieſen ſtolzen Spaniern wieder erſcheinen müßte, oh!

Aber es kann gelingen! Und da der Kaiſer unbegreiflich niedrig all ſeinen Vortheil des Tags von Pavia darauf geſtellt hat, Dir, dem gefangenen Helden Opfer abzupreſſen, da er mit ſeinem ſiegreichen Heere nicht ein Dorf Frankreichs während der anderthalb Jahre erobert und Deiner klugen Mutter hinreichende Zeit gelaſſen hat, neue Bündniſſe zu ſchließen, neue Truppen zu werben, und die Grenzen zu ſichern, ſo verliert er, betritt erſt Dein Fuß ohne zurückgelaſſene Bedingungen und Verſprechungen die Grenze, allen bisherigen Vortheil! Komm, höre, überlege!

Seit wann biſt Du denn ſo politiſch geworden, Françoiſe?

Mein Gott, ſeit ich nichts Beſſeres zu thun hatte, ſeit mein Liebhaber mich verlaſſen!

Sie küſſend erhob ſich der König, um ihr wirklich zu folgen — da ging die Thür hinter ihnen auf, dieſelbe Thür nach dem vorderen Theil des Pallaſtes, durch welche vorher die geheimnißvolle Dame ſich

entfernt hatte, und dieſe ſelbige Dame trat in's Zimmer.

König Franz, umſchauend und ſie erblickend ſtand wie verzaubert ſtill: die Frau, welche er am Arme hielt, und welcher er noch eben vollen Herzens zugethan geweſen war, ſie war vergeſſen, ſeine Seele flog dieſem jugendlichen Geſchöpfe zu, und haftete in dieſen großen dunklen Augen, an dieſem die lieblichſte Melancholie ausdrückenden Munde, an dieſer feinen, in edlen weißen Stoff gekleideten Geſtalt. Das glänzend ſchwarze Haar, in langen Locken ringsum wallend, die dichten ſchwarzen Augenbrauen, und die überaus leiſe aufgehauchte Röthe verliehen dieſer Jugend einen Ausdruck von Ernſt und Beſtimmtheit, welcher jede leichtſinnige Regung zurückwies, und welcher jegliche Regung zu erheben ſchien. Ja, es war daſſelbe Mädchen-Antlitz, welches er an jenem Abende in Fontainebleau flüchtig geſehen hatte, es war Chimene. Aber das Mädchen war volle Jungfrau geworden. Die dunklen Augäpfel auf dem blauweißen Grunde hatten Energie, der Mund Feſtigkeit, der Hals Fülle, die Schultern Rundung gewonnen,

ſie übertraf ſelbſt das Bild phantaſtiſcher Träume des Königs, und die tiefe aber milde Stimme, die er nun in der Nähe wieder vernahm, bewegte ihm das Herz in lieblichſtem Wohlbehagen.

Vergebt, ſprach ſie, ich habe, unbedacht heran tretend, Eure letzten Reden gehört, und möchte mit allem möglichen Nachdruck den Rath meiner Freundin Françoiſe unterſtützen. Flieht, König Franz!

Wollt Ihr uns begleiten auf unſrer Flucht?

Ich habe erfahren — ſetzte ſie erröthend hinzu, ohne die Frage des Königs zu beantworten — was der Kaiſer nach ſeinem Beſuch im Alcazar geäußert hat: es benimmt Euch jede Ausſicht auf die geringſte Nachgiebigkeit und Billigkeit von ſeiner Seite, und giebt Euch ein Recht, alle ritterliche Rückſicht, durch welche ihr Euch ohne förmlichen Friedensſchluß zur Haft verpflichtet glaubt, bei Seite zu ſetzen.

Sprich, Chimene, was hat er geäußert? fragte Françoiſe, da der König dergeſtalt in den Anblick des Mädchens verſunken war, daß er ſelbſt bei dieſer wichtigen Behauptung keine Frage ſtellte.

Er hat meinem Vater anbefohlen, die Wachſamkeit zu verdoppeln, da der König von Frankreich in wunderlichen Illuſionen befangen ſei, und ſicherlich, wenn jetzt nach Ankunft der Herzogin von Alençon die Bedingungen wieder blank zur Sprache kämen, heftige Enttäuſchung empfinden werde. In Folge derſelben könne er irgend einen verwegenen Entſchluß zur Selbſtbefreiung faſſen. — Mein Gott! ſetzte ſie leiſe und haſtig hinzu, indem ſie nach der Thür zurückeilte und dieſe leiſe öffnete um hinaus zu blicken.

Was iſt? rief der König, Ihr verlaßt uns doch nicht!

Ich glaubte Geräuſch zu hören; dieſer Theil des Hauſes iſt durchkreuzt und durchbrochen von geheimen Gängen und Thüren, daß man nirgends ſicher iſt vor Horchern. Und ſeit Abend ſind, wahrſcheinlich auf Befehl des Kaiſers, lauter neue Geſichter im Hauſe erſchienen; eilen wir hinüber zu den Eurigen, dort ſind wir ſicherer.

Sie hatte vollkommen Recht gehabt. Ihr eigner Vater, der ſie von ihrer Jugend auf mit Grauen und Mißtrauen betrachtet, der von ihrem Gefange-

Verkehr nach dem Alcazar hinüber etwas bemerkt, und von dem weggehenden Bourbon erfahren hatte, König Franz sei in diesen Theil seines Hauses getreten, zeigte sich, als sie hinweggegangen waren, einen Augenblick an einer Oeffnung der Tapete, die neben einem lebensgroßen Bilde Hymenens angebracht und bis dahin vollkommen unsichtbar gewesen war. Das vertrocknete gelbe Gesicht des alten Spaniers blickte unheimlich von dorther, aus der halben Höhe des Zimmers über das Gemach herab, als ob er sich überzeugen wolle, daß er zu spät gekommen und daß Niemand mehr zugegen sei. Es verschwand nach einer Minute wieder spurlos wie die Oeffnung selbst.

Dieser Mann war keineswegs geneigt, den gemeinen Wächter oder gar Spion des spanischen Königs abzugeben. Ihm war es sogar zuwider, daß der König von Frankreich so behandelt werde, und er hatte, als Kaiser Karl zu solchem Ende den Pallast Infantado in Anspruch genommen, ganz wie ein spanischer Grand die merkwürdige Antwort gegeben: mein Haus ist meinem Könige zu Dienst, aber ich werde es verlassen oder niederreißen, sobald es den gefor-

derten Dienſt eines Gefängniſſes ſolcher Art erfüllt hat. — Von dieſer Seite alſo hätte König Franz nichts zu beſorgen gehabt, aber durch Chimenens Hinzutreten wurde dies Verhältniß äußerſt nachtheilig für König Franz geändert. Jede Berührung, auch die entfernteſte, mit dieſer Tochter, die er für ſein Unglückskind hielt, und von der aus er ſich mit irgend einer ſchrecklichen Kataſtrophe bedroht glaubte, beobachtete er mit argwöhniſchem Argusblicke, beſonders ſeit ſie ſich mit auffallend feſtem Eigenſinne geweigert hatte, in ein Kloſter zu gehn, und mit unerhörter Entſchiedenheit darauf beharrt war, die Zimmer ihrer verſtorbenen Mutter zu bewohnen.

Eine heimliche Flucht des königlichen Gefangenen ferner, die des Herzogs Fahrläſſigkeit zugeſchrieben werden könnte, hätte er um jeden Preis verhindert, wenn die Beabſichtigung derſelben ihm bekannt wurde. Das Amt eines ſolchen Wächters war ihm zwar tief verhaßt, aber einmal halb und halb dazu verpflichtet, hätte er es im Nothfalle auch mit unerbittlicher Strenge ausgeübt. —

Die beiden Damen und der König kamen indeß

unbehindert zu den neuen Ankömmlingen hinüber, die in Beſtürzung geweſen waren, daß auf geſchehene Nachfrage der König im Alcazar vermißt worden war, und die nun um ſo lebhafter die Freude des Wiederſehens ausdrückten. In ſeiner aufgeregten Stimmung begrüßte Franz die geliebte Schweſter vielleicht noch inniger, und beharrte er noch länger bei dem Ausdrucke perſönlicher Theilnahme, als es ſonſt geſchehen wäre, aber Margaretha ſelbſt drang endlich auf Erledigung der politiſchen Frage, welche ſie nach Spanien gebracht hatte, und führte damit bald die entſcheidende Frage, „Flucht oder nicht Flucht?“ herbei. Hoffe nichts, rief Margaretha, von dieſem bleichen Manne, der nichts empfindet, der nur rechnet wie der Kaufmann. Ich habe ihn geſprochen, am Thore der Stadt empfingen mich ſeine Leute und führten mich zu ihm; er iſt wie eingemauert in ſeine unbilligen Forderungen, und hat mich mit einer Eiſeskälte, deren ich Zeit meines Lebens mit Schrecken gedenken werde, verſichert, daß ich den Zweck meiner Herkunft, Dein Wohl, Franz, nur dann erreichen würde, wenn ich Dich bewöge, dieſe Forderungen zu bewilli-

gen. Denn nur nach dieſer Bewilligung würdeſt Du frei.

Und welche ſind's? fragte der König, der nicht eben arg davon betroffen, ſondern zerſtreut zu ſein ſchien.

Burgund, Flandern, Artois ſollſt Du abtreten, Deine Freunde, den König von Navarra, den Herzog von Geldern, den La Marck ſollſt Du ihm preisgeben, den Connetable und deſſen Genoſſen in alle ihre Rechte und Beſitzungen einſetzen, eine halbe Million Ekü's zahlen, ja —

Noch mehr?

Ja, die bisher dem Connetable verſprochene Schweſter des Kaiſers —

Eleonore?

Eleonore heurathen.

Foi de gentilhomme, das geht über Alles!

Ein leiſer Ausruf Françoiſens und Chimenens hatte die letzte Bedingung begleitet, und der König, leichtſinnig lächelnd, denn er gedachte nimmermehr ſolche Bedingungen einzugehn, ſetzte hinzu, indem er ſich dieſen Damen zuwendete: Sie ſoll außerordentlich

blond ſein und eine eben ſo hervortretende Unterlippe haben wie ihr Bruder.

Scherze nur, ſprach Margarethe, es iſt nur zu bittrer Ernſt. Bourbon, dem ſie beſtimmt war, und dem nun dafür das Herzogthum Mailand verſprochen worden iſt, hat mich hierher begleitet, und mich nur zu tief in den Abgrund um uns her blicken laſſen. Sei er wie er ſei, er iſt doch Franzoſe, und ſein Herz ging ihm auf als er uns ſah; er iſt unglücklich, grenzenlos unglücklich, ſein Verrath am Vaterlande und an Dir zerfrißt ihm das Herz, und von dieſem Kaiſer ſieht er ſich fortwährend hingehalten und getäuſcht. O, dieſer ſpaniſche Karl, dieſer fühlloſe Kaiſer iſt undankbar ſelbſt gegen den einzigen Franzoſen, dem er ſein Glück bei Pavia verdankt. Bourbon ſchied von mir mit dem Rathe, Dir um jeden Preis zur Flucht zu helfen, es ſei Dein einzig Heil, und auch ihm werde es eine wohlthuende Rache an dieſem Kaiſer ſein.

Eines Verräthers Rache! murrte der König in ſeinen Bart, die Strafe iſt ihm gerecht. Was ſagt

Europa, wenn ich fliehe, ich, der ich mich ſelbſt geſtellt, der ich alſo mein eigner Wächter bin.

Clément Marot, der jetzt ganz ſtattlich kriegeriſch ausſah, und mehr Sicherheit als ſonſt verrieth, nahm auf dieſe Aeußerung des Königs ein wenig vorlaut das Wort, und rief: Ueberläßt er Euch die Wache, Sire?

Im Gegentheile, ſprach Brion. Was ſagſt Du dazu, Budé, Du haſt ein fein gebildet Rechtsgefühl.

Ich ſage, je früher Eure Majeſtät das rechte Ufer der Bidaſſoa betreten, deſto eher wird Frankreich wieder glücklich —

Deſto weniger verliert es Provinzen. Du weichſt aus, nun denn Montmorency, Du biſt der Mann dazu, entſcheide, die Damen hier haben mich ſchon losgeſprochen, und eine iſt ſelbſt Spanierin, entſcheide Du!

Sire, wer mir nicht traut, dem bin ich nichts ſchuldig!

Topp! ſo gehen wir an's Werk!

Eine Todtenſtille trat ein nach dem Ausſpruche dieſes Entſchluſſes, und König Franz ſetzte nach einer

Vauſe hinzu: Und ſo geſchehe es denn im Nothfalle auf Tod und Leben! Macht Eure Schwerter locker, Ihr Herrn! Tritt man uns entgegen, ſo brechen wir durch eine Mauer von Lanzen.

Wir ſind alſo einbegriffen? rief Brion.

Natürlich! Wer zurückbliebe, könnte ſchlimm gebettet ſein. Wie viel haſt Du Pferde bereit, Clément?

Zehn gute Pferde, Sire.

Vortrefflich, dann wird auch unſre ſchöne ſpaniſche Alliirte verſehen, die uns doch nicht verlaſſen wird, hoffe ich?! Ihr Damen mögt nach der erſten Station die Straße nach Katalonien einſchlagen, damit Ihr nicht zu ſolcher Eile genöthigt ſeid; denn verfolgen wird man nur uns.

Verzeiht, Sire, unterbrach ihn hier Chimene — wenn auch die Seigneurs eingeſchloſſen ſind, ſo reichen unſre Paßmünzen nicht aus; ich will aber verſuchen, deren beim Haushofmeiſter des Pallaſtes auf unverfängliche Weiſe noch einige zu erwerben.

Dieſe Paßmünzen waren alte Goldſtücke vom Umfange eines doppelten Quadrupels mit dem Infantado'ſchen Wappen, alſo aus einer Zeit, da dieſe Famili

noch das Recht beſeſſen hatte, eigne Münzen zu ſchlagen. Daß für ſolchen Zweck des bloßen Ausweiſes ſo werthvolle, dem Verluſt leicht ausgeſetzte Goldſtücke gewählt wurden, war ein ächter Zug ſpaniſchen Grandenſtolzes, und der Herzog hatte ſeinem Hausſhofmeiſter ausdrücklich eingeſchärft, bei Austheilung derſelben durchaus nicht ſparſam zu ſein, ſo weit ſie von Perſonen gefordert würden, denen die Abſicht eines Befreiungsattentates nicht eben zugetraut werden dürfe.

In dieſem Betracht alſo hätte die Erlangung neuer Paßmünzen für Chimene keine Schwierigkeit gehabt. Sie erhielt ſie denn auch, wie ſie vorgab, für einige Herren aus dem Gefolge Bourbons, welche der Herzogin von Alençon aufwarten wollten, und der Hausſhofmeiſter hielt es nicht für nöthig, gegen die Tochter des Hauſes zu erwähnen, daß der Herzog ſelbſt heute bei ihm geweſen ſei, um ſich nach der Zahl der ausgegebenen Paßmünzen zu erkundigen und daß er ſtrengere Vorſicht als bisher bei Austheilung neuer empfohlen habe.

Chimene ſelbſt war übrigens keineswegs Willens,

der Aufforderung Königs Franz gemäß die Flucht bis nach Frankreich zu theilen. Sie wollte den König befreit, und ihre Freundin Françoiſe, der ſie mit faſt religiöſer Anhänglichkeit ergeben war, an der Seite des Königs glücklich ſehn. Nachzuweiſen, woher dieſe Anhänglichkeit an eine Dame, die ihr oft genug herb begegnet, entſtanden ſei, dies möchte große Schwierigkeit haben. Jugendliche Gemüther edlen Stoffes weihen ſich ſo gern ſolchen Perſonen ihres Geſchlechts, die ihnen einige Jahre an Alter voraus ſind, und deren Lebensweiſe und Schickſale etwas Beſonderes darbieten. Sie bilden ſich aus ſolchen Perſonen verkörperte Ideale, und ordnen ſich ihnen unter ſelbſt in den wichtigſten Empfindungen und in den für ſie ſelbſt wichtigſten Intereſſen. Ob Chimene den König Franz liebenswerth und deſſen Neigung für ſich ſelbſt wünſchenswerth gefunden, das kam ihr in ſo deutlicher Faſſung niemals zur Frage. Françoiſens Nebenbuhlerin zu ſein wäre ihr eine verbrecheriſche Stellung geweſen, und je entſchiedener ihr der König ſeine Vorliebe bekundete, deſto feſter wurzelte ſich ihr Vorſatz, nach der Befreiung deſſelben in den Pallaſt des Ra-

ters zurückzukehren, und die Schuld des Attentates auf ſich zu nehmen. Unter eitel trüben Verhältniſſen erzogen, war ihre Seele ſtets dem Opfer zugewendet, und Opfer zu bringen ſchien ihr das natürlichſte Loos zu ſein. Auch hatte ſie eine innere Scheu vor dem Leichtſinne des Königs, und wäre wahrſcheinlich zurückhaltend gegen ihn geblieben, ſelbſt wenn ſie eine ſiegreiche Nebenbuhlerſchaft mit Françoiſe für möglich gehalten, ſelbſt wenn ſie die bereits erwähnte hingebende Geſinnung für die Freundin nicht in ſo hohem Grade empfunden hätte.

Es war übrigens Alles vorbereitet zur Flucht, als ſie zu den Franzoſen zurückkehrte. Für den König war der weite Sammetmantel gebracht worden, den er im Lager von Pavia zu tragen gewohnt geweſen, den man aber in Madrid, wo er nur wärmere Jahreszeit verlebt, nie an ihm geſehen hatte, und Montmorency, der ſtets in grober praktiſcher Kriegskleidung einherging, hatte ihm einen breitkrempigen, das Geſicht tief beſchattenden Hut gegeben. Auch ſollte er größerer Sicherheit wegen nicht ſelbſt

ſeine Paßmünze vorzeigen, ſondern Marot ſollte dies für ihn thun.

So war denn der Augenblick des Wagniſſes da, der Herbſtabend war bis gegen die neunte Stunde vorgerückt, und die zur Flucht Entſchloſſenen waren alle an die Fenſter getreten, durch welche man nach den Höfen hinaus, alſo auf das zu betretende Kampfesfeld blickte. Eine allgemeine Stille war unter ihnen eingetreten, Jeder ſchien zu würdigen, wie viel vom Gelingen oder Mißlingen abhänge. Das Mißlingen war nicht ſo gefährlich, als überaus peinlich, und das empfand Jeder, obwohl Keiner gegen den Plan aufgetreten war. Die Ueberlegenheit Königs Franz im Alcazar-Gefängniſſe war bis jetzt eine moraliſche geweſen, der adlige Sinn hatte ſich erhaben und ſtolz fühlen können neben dem Kaiſer, der das Kriegsglück in ungroßmüthiger Weiſe ausbeutete. Dieſe moraliſche Ueberlegenheit ward jetzt auf's Spiel geſetzt. Im Fall des Gelingens, nun, da konnte man ſie entbehren, man gewann die Freiheit dafür, und mit der Freiheit den Raum, vor aller Welt zu beweiſen, es ſei ſolch ein Schritt gegen die un-

edle Behandlungsweiſe des Kaiſers nöthig geweſen. Im Fall des Mißlingens aber? — dieſe düſtere Wolke lag auf allen Geſichtern eben ſo ſchwarz, wie ein dunkles Wolkengebirg aufgethürmt lag auf den Guadarrama-Bergen, die man jenſeits Madrid im lichten Vollmondſcheine von den Fenſtern aus erblickte, ſo hoch und feſt gethürmt, daß man nicht mehr unterſcheiden konnte, was Berg, was Wolke ſei. Die Männer wußten eben auch nicht mehr, was Gefängniß-Hypochondrie, was gegründete Beſorgniß in ihnen wäre. Gedemüthigt zu ſein, iſt viel ſchmerzlicher, als gefangen zu ſein, und gedemüthigt waren ſie, wenn es mißlang.

Auf denn, rief der König endlich, haben wir den Muth gehabt, es zu beſchließen, ſo müſſen wir auch den Muth haben, es auszuführen. Gott weiß, daß ich auch lieber in einen Regen von Kugeln hineinſchritte, als in dieſe Viſorten ſpaniſcher Wächter. Vorwärts! Ich mache den Anfang mit unſerem ſpaniſchen Schutzengel und Marot, mir folgt Montmorency mit Margaretha, dann Brion mit

Gräfin Françoiſe, und der bedächtige Budé ſchließt den Zug.

So geſchah's. Was gegen die Zerſtreuung zuträglich war, daß nämlich Franz ſeine neue Neigung, Brion ſeine alte Liebe am Arme führte, das war freilich der Vorſicht nicht eben förderlich. Und Vorſicht war doch gar ſehr vonnöthen. Chimene vor Allen hätte unbefangen ſein ſollen, ſie ſchauerte aber in Angſt und ungekannter Regung zuſammen, als ſie des Königs Arm feſt an dem ihrigen, als ſie den immer dringender werdenden Druck deſſelben fühlte, als ſie im Flur des Pallaſtes ſchon leiſe Reden des Königs hörte, welche ihr alles Blut zum Herzen trieben. König Franz beſaß dieſe Macht des Muthes, oder ſoll man in dieſem Falle ſagen: dieſe Macht des Leichtſinns, die Gefahr, welche er ſelbſt für entſetzlich erkannte, im entſcheidenden Augenblicke zu verachten, zu vergeſſen. Iſt dies blos eine glückliche Miſchung der Galle, wie der Phyſiolog behauptet, oder iſt es eine vom Körper unabhängige moraliſche Kraft? Was iſt denn aber vom Körper unabhängig? Und zeigt ſich nicht dieſe, deshalb

brutal genannte Verachtung der Gefahr ſo oft bei gedankenloſen, ſcheinbar jedes moraliſchen Schwunges unfähigen Menſchen? Die meiſten Gattungen des Muthes ſind wohl eben ſo wenig wie die Seele an einzelnen Orten des Körpers, in einzelnen Eigenſchaften des inneren Lebens aufzuſuchen, ſondern gehören untrennbar jener Geſammtheit der Perſon an, welche wir Charakter nennen, damit wir doch für etwas Unbeſtimmbares einen unbeſtimmten Ausdruck haben. Und ſo gehörte es zu des Königs Charakter, ſich in ſo gefährlichem Augenblicke einer auflodernden Liebesneigung hingeben zu können.

Am Ausgange des Flurs unter dem Hauptportale des Pallaſtes war der erſte Wachtpoſten und in dieſem Falle der gefährlichſte zu paſſiren. Hier beſonders wäre ein Wegwenden des königlichen Antlitzes am Nöthigſten geweſen, denn dieſer Pförtner konnte am Erſten den König geſehen haben, da er nur in müßigen Abendſtunden bis an den hinteren Ausgang des Flurs gewandelt ſein durfte, um den fremden König im Alcazar-Garten zu erblicken. Wie groß auch die Gleichgültigkeit eines Pförtners zu ſein

liegt, bei dieſem einzigen Falle, der den Anblick eines gefangenen Königs von Frankreich bot, war doch wohl zu erwarten, daß der alte Pförtner ein Uebriges an Nenaier gezeigt haben würde. Und ſo war es; der Pförtner hatte den König zu wiederholten Malen geſehn, und hatte zu wiederholten Malen geäußert, daß er es gar nicht nobel fände, wenn ein König ſo hoch gewachſen ſei wie ein galiziſcher Gebirgsbauer. Ein vornehmer Mann, hatte er hinzugeſetzt, den vorherrſchenden Wuchs unter der ſpaniſchen Grandezza vor Augen habend, dürfe nicht über Mittelgröße ſein; man käme ſonſt auf den Gedanken, er habe ſich die Glieder durch Leibesarbeit ausdehnen müſſen. Dieſer alte Perez war alſo ein überaus gefährlicher Poſten; ſein Aufenthaltsort war auf der rechten Seite des Flurs gelegen, wenn man aus dem Vallaſte hinausſchritt. Der König alſo wendete ihm, wenn er ſich ſeiner Dame zuneigte, geradezu das Antlitz entgegen. Die Wohnung des Pförtners war kellerartig einige Stufen tief, und Chimene hoffte, mit ihrem Begleiter durch den nur angelehnten Thorflügel ohne des Pförtners

Zutritt hinaus zu kommen, da er nicht wie gewöhnlich an ſeiner Thür zu ſehen, und die Paßmünze an ihn nicht vorzuzeigen war. Dazu nämlich waren an den Ausgängen der vor dem Pallaſt liegenden Höfe noch zwei Pförtnerpoſten errichtet. Sie hat alſo, ihre Verwirrung bemeiſternd, als ſie in der Nähe von Perez Thür waren, den König mit haſtigem Worte, jetzt zu ſchweigen und den Kopf nach der andern Seite zu wenden. Der König aber dachte in ſeiner Leidenſchaftlichkeit, welche durch unmittelbare Berührung Chimenens aufgeregt war, nur an ſeine Liebeserklärung, und das Gebot des Schweigens und Abwendens bezog er nur darauf. Er neigte ſich alſo nur näher zu ihr, und ſprach nur noch lauter, ſie möge nicht ſo hartherzig ſein —

Um Gotteswillen ſchweigt, Perez ſitzt auf der Treppe, und kennt Eure Stimme wie Euer Antlitz.

Wer iſt Perez?

Der Pförtner, ſeinen Namen hörend, wendete ſich mit dem Geſicht nach dem Flur, denn er hatte ſeitwärts auf der erſten Stufe geſeſſen, und hatte

geschlummert. Ohne dieses laute Wort des Königs wären die Flüchtlinge also wahrscheinlich unbemerkt vom Pförtner aus dem Pallaste gekommen. Jetzt hing Alles davon ab, daß er wieder beruhigt und vom Aufstehn abgehalten wurde. Chimene wollte also den Austritt beschleunigen und den angelehnten Thorflügel rascher aufmachen, als Marot, der auf des Königs linker Seite schritt, thun konnte. Aber theils war das Thor für ihre schwachen Hände und für rasche Oeffnung zu schwer, theils duldete dies des Königs Galanterie nicht. Er wollte selbst zugreifen und konnte dies doch auch nach französischer Weise nicht thun, ohne dabei zu sprechen, welches in diesem kritischen Augenblicke von größter Gefahr sein mußte. Glücklicher oder unglücklicher Weise sprach er dabei den Namen Chimenens aus, und der schläfrige Perez mochte dadurch versichert werden, es handle sich um seine Herrschaft, deren Austritt durch Zuvorkommenheit zu erleichtern sei. Er traf also allerdings Anstalt, sich zu erheben, um den Thorflügel selbst zu öffnen, wurde aber bald inne, daß er doch zu spät komme; dem kräf-

tigen Griffe des Königs war die Thür rasch gewichen, und er war mit seiner Dame und Marot hinaus, ehe Perez aufgestanden war. Die Thür blieb weit offen, und da Montmorency mit Margaretha dicht hinter dem Könige gingen, so kamen sie ebenfalls unbefragt durch das Thor. Leider war Brion dadurch, daß er die für den König zitternde Françoise am Arme führte, eben so unpassend betheiligt und befangen, wie der König an Chimenens Seite, und obwohl er nicht so laut und rücksichtslos sprach, so zögerte er doch mehr als rathsam war, und kam erst in dem Augenblicke an den Ausgang, als Perez von der offen stehenden Thür den hereindringenden Zug der Abendluft in seinen rheumatischen Gliedern verspürte, und dadurch erweckt und zu dem Entschlusse gebracht wurde, die Thür wieder anzulehnen. Brion aber, der im Pallaste wohnte, war dem Pförtner ganz genau bekannt, das Licht einer Fackel, welche am Eingange der Pförtnerwohnung loderte, fiel voll auf den Ausgang, durch welchen Brion eben mit Françoise schreiten wollte; ein Blick des Pförtners konnte das Unternehmen vernichten,

denn Perez würde sicherlich, Brion erkennend, solchen Lärm erhoben haben, daß sein Ruf über den Hof hinüber bis zum nächsten Wachtposten gedrungen wäre, und dort gesteigerte Aufmerksamkeit erweckt also auch den Durchgang der übrigen Flüchtlinge erschwert hätte.

Budé, vollständig besonnen, und die Größe der moralischen Gefahr des Mißlingens vollkommen würdigend, hatte sich mit aller erdenklichen Aufmerksamkeit ausgerüstet. Er ging absichtlich einige Schritte hinter Brion und Françoise, und rief Perez sogleich an, als dieser aus seiner Thür in den Flur trat. Dadurch ward dessen Blick rückwärts in den Flur gerichtet und von Brion abgelenkt. Ehe Budé nun dem Pförtner die unverfängliche Mittheilung gemacht, daß er zu den Fremden gehöre, die heut erst angekommen seien, und zu überflüssigem Ausweis die Paßmünze vorgezeigt hatte, war Brion bis gegen die Mitte des Hofes hinaus.

Beim Aufbruche war noch flüchtig bestimmt worden, daß kein Paar auf das andere Rücksicht nehmen solle; auch an der Stelle, wohin Marot die Pferde

beſchieden, ſollte der zuerſt Ankommende keine Minute Zeit verlieren. So war denn, während dieſe Zögerung zu einiger Beſorgniß Brion's und Françoiſen's mit Budé verging, der König mit Clemente und Marot bereits dicht vor der zweiten Wachtſtation, wenn wir den Pförtner als erſte bezeichnen. Dieſer innere Hof, der Stierhof genannt, ward durch zwei Gebäude-Flügel gebildet, welche noch mit dem Hauptpallaſte zuſammenhingen, und welche vom Hauptpallaſte aus halbkreisförmig gebaut waren mit der Ausbeugung nach außen, als ſollten ſie einen Cirkus bilden. In der That wurde der alſo entſtehende runde Hof auch öfters zu Stiergefechten benutzt, welche die Herzöge von Infantado zu ihrem und ihrer Freunde Vergnügen in's Werk ſetzten, und trug davon ſeinen Namen. Dieſe Flügelgebäude wurden im untern Geſchoß von der Dienerſchaft des Hauſes bewohnt, das obere Geſchoß bildete halbkreisförmige Gallerien bis zu dem Punkte, wo ein Raum von etwa dreißig Schritt zu offenem Thor übrig geblieben war. Hier endigte dieſe Fortſetzung des Pallaſtes, und es zeigten ſich links und rechts einſtöckige ſchmale Wachthäuſer, die

jetzt mit Trabanten angefüllt waren, und an deren Schwelle Tag und Nacht zwei Wächter saßen. Diese Häuschen klebten wie Nester links und rechts an den Enden der Flügel-Gebäude, nahmen sich nicht eben vortheilhaft aus, und stammten offenbar aus neuerer Zeit. Wahrscheinlich benutzte man sie sonst zu Aufenthaltsorten für die Kampfstiere, wenn ein solches Gefecht vorbereitet wurde. Wenigstens hatten sie Thüren, die unmittelbar in den eben beschriebenen Hof gingen, und welche also sonst zum Eintritt der Stiere benutzt werden konnten. Jetzt aber waren diese Thüren, obwohl Trabanten vor ihnen saßen, nicht von so großer Wichtigkeit, sondern die breite Front dieser Wachthäuser, und zwar vom Pallaste aus das letzte Fenster derselben war für die Flüchtlinge der entscheidende Punkt. Jedes dieser Eckfenster nämlich sowohl im Wachthause rechter, als in dem linker Hand war zu einer Thür erweitert worden, und in dem schmalen Gemache, zu welchem diese neue Thür unmittelbar führte, saßen eben Tag und Nacht die Wächter. Dicht vor dieser Thür war der eigentliche Verschluß des Hofes, der von einem Wachthause zum

andern hinüberging, und aus drei Abtheilungen bestand. Wie oben gesagt, war dieser Austritts-Raum etwa dreißig Schritte breit. Zwanzig davon nahm in der Mitte der Hauptzugang ein, durch welchen Wagen und Pferde einpassirten. Er war durch ein kunstvoll gearbeitetes, mit breitgeschmiedeten Rosen verziertes eisernes, sehr hohes Thorgitter geschlossen. Die breiten Rosen waren vergoldet, und ein zierlicher Mauerbogen, mit breiten Aussichtslöchern durchbrochen wölbte sich darüber hin. Er ruhte auf Pfeilern von dunklem Marmor, die mit dem Wappen des Hauses bedeckt waren, und rechts wie links von diesen Pfeilern schlossen zwei schmälere, ebenso wie das große gearbeitete, aber nicht überdachte Eisengitter den offenen Raum. Diese letzteren gingen bis an die Ecke der Wachthäuser, bildeten im Ganzen je eine Thür, und waren für die Fußgänger bestimmt. Es war herkömmlich geworden, daß Jedermann, der in den inneren Hof von der Stadt aus hinein wollte, an der Pforte, die ihm zur linken [redacted]lag, klingelte, und daß Jedermann der aus dem inneren Hofe hinaus wollte nach der Stadt, ebenfalls die Glocke des

ihm links liegenden Wachthauses zog, so daß sich Aus- und Eingehende nie begegnen konnten.

Ximene, diese Sitte kennend, richtete also mit dem Könige und Marot ihre Schritte nach der linken Pforte, und empfahl dem Könige, mit ihr in den Schatten des Bogenpfeilers zu treten, sobald Marot die Paßmünzen dem Wächter zeigen werde. Wie sehr sie durch die unermüdliche Beflissenheit des Königs für sie befangen und gestört wurde, so fiel es ihr doch auf, als sie den Gittern des Stierhofes nahe kamen, daß hinter diesen Gittern eine ungewöhnliche Helle schimmerte. Durch die Gitter hindurch übersah man den anstoßenden zweiten Hof, welcher der Vorhof hieß und von noch viel größerem Umfange war. An dessen fernem Ausgange — ein plumper Thurm, durch welchen ein zweimal gewendetes Thorgewölbe führte, bildete ihn — sah sie ebenfalls ungewöhnlichen, den Mondschein überleuchtenden Lichtschimmer, und sie blieb erschreckt stehn, und unterbrach den König mit der Bemerkung, daß diese Erleuchtung etwas ganz Neues und für ihre Nacht überaus bedenklich sei. Der König aber, niemals geneigt, das einmal

Begonnene aufzugeben, und jetzt mehr als gewöhnlich aufgeregt, erwiderte raſch: es müſſe jetzt durchgeſetzt werden, und ſie werde ihm Glück bringen.

So griff denn Marot nach der Glocke; Ximene fiel ihm aber in den Arm, und auf den Wächter deutend, der in dem offnen ſchmalen Zimmer ſtand, flüſterte ſie Marot zu: es ſei beſſer, den weithin ſchallenden Glockenklang zu vermeiden, und den Wächter zu rufen. Sie rief alſo ſelbſt, und der Wächter kam. Marot trat ihm entgegen und zeigte die drei Paßmünzen; Ximene blieb mit dem Könige einige Schritte zurück im Schatten des Pfeilers. Das konnte nicht auffallen, da das Gitter ſich nach dem Stierhofe zu, alſo ihnen entgegen öffnete. Ihr Zurücktreten konnte alſo darnach ausſehn, als wären ſie damit vertraut, und blieben der Gitterthür aus dem Wege. An den offnen Fenſtern des Wachthauſes ſtanden Trabanten, und betrachteten ſie und Marot, den der Wächter mit Verchtigung der Paßmünzen aufhielt. Wozu dieſe ſorgfältige Prüfung? dachte Ximene in ſteigender Angſt — „Seit einer Viertelſtunde“, ſagte endlich der Wächter, „iſt verſchärfte Ordre da, Jedermann

ver hinaus will zum Kaſtellan drüben im Vorhofe begleiten zu laſſen, gedulded Euch alſo einen Augenblick, Sennor, daß ich Trabanten zu Eurem Geleit rufe!"

Laßt meinen Arm, Sire! flüſterte Chimene —

Nicht doch!

Um Chriſti willen, laßt mich, ich muß vortreten, Ihr müßt im Schatten bleiben, ſonſt ſind wir verloren, der Kaſtellan kennt Euch —

Dadurch war ſo viel Zeit verloren, daß der Wächter zum Fenſter der Trabanten gelangt war, und wegen der nöthigen Begleitung zu ſprechen angefangen hatte — die vortretende Chimene unterbrach ihn mit der Bemerkung, ob er ſie, die Tochter des Hauſes nicht kenne, und ob er nicht einſehe, daß in ihrer Begleitung ſolche Vorſicht und Weitläuftigkeit nicht nöthig ſei?

Der Wächter verbeugte ſich, winkte abwehrend den ſchon heraus tretenden Trabanten, und ſchritt zur Pforte, um ſie zu öffnen. Während deß trat der König unvorſichtig aus dem Schatten hervor, um Chimenens Arm wieder zu nehmen — „bleibt an

meiner rechten Seite, um Gottes willen an der rechten Seite!" flüsterte sie, „und bückt Euch!" Sie sah, daß ein neuer Führer die Trabanten befehligte, er war nahe herzu getreten, er konnte den König erkennen, denn Alles deutete auf erweckten Verdacht.

„Gehören die Herrschaften alle zu Eurer Herrlichkeit Gesellschaft?" fragte der Wächter, indem er das Gitter öffnend zur Seite trat, und Marot, Chimene und der König eben hindurch schreiten wollten. Chimene wollte nicht einen Augenblick auf dem gefährlichen Punkte verweilen, weil sie fürchtete, der König bliebe auch stehn in der verrätherischen Beleuchtung, die von einer Fackel an der Außenseite des Pfeilers ausging; sie antwortete also nicht sogleich, und erzeugte dadurch eine bedenkliche Pause. „Zwei Paare und ein Garçon!" rief Marot, der sie unterstützen wollte — Was ist ein Garçon? entgegnete mürrisch der Wächter, den die schlechte Aussprache des Spanischen, das fremde Wort, und das unordentliche Verfahren, zu dem er sich aus unsichrer Respektsrücksicht herbeigelassen hatte, verdrießen mochten. Der König lachte über die Erkundigung nach dem

Peauſſe Garçon und über Marot's Lage, wendete ſich um, und ſprach: Ein Garçon iſt ein weltlicher Mönch.

Ximene ſchrak zuſammen über dieſe Unvorſichtigkeit, welche ſo ganz unſpaniſch den Wächter ſtörriſch machen konnte, und den Mönig ſeinem Schickſale in der grellen Fackelbeleuchtung überlaſſend ging ſie die bereits gewonnenen Schritte wieder zurück zum Wächter und ſagte ihm mit zutraulichem Ausdrucke: es gehörten die folgenden fünf Perſonen zu ihrer Geſellſchaft.

Hiermit war aber was ſie eben hatte vermeiden wollen, ein längeres Hin- und Herreden erzeugt, welches Zeitverluſt und erhöhte Aufmerkſamkeit herbeiführte, denn der Wächter fragte nun ausdrücklich, ob ſie die Verantwortlichkeit wegen Unterlaſſung des Trabantengeleits übernehme.

Ich übernehme ſie.

„Seine Herrlichkeit der Herr Herzog ſind ſelbſt vor Kurzem hinaus, vielleicht nur der neuen Ordre wegen nach dem Vorhof-Thurme, und die Nichtbeachtung des neuen Befehls könnte alſo ſogleich zur Sprache kommen" —

Ich verantwortete es, erwiderte Chimene mit Zusammenraffung all ihrer Kraft, denn jene Nachricht, es sei ihr Vater wahrscheinlich am Eingangsthurme, war die schrecklichste, welche es gab; die Kniee bebten dem spanischen Mädchen, die sich des Verbrechens gegen ihren Vater, das sie zu begehn vorhatte, und der ohnedies widerwilligen Stellung welche zwischen ihm und ihr herrschte, gar wohl bewußt war.

Jetzt bedurfte sie selbst der unterstützenden Hand des Königs, und beachtete es nicht, daß die ganze Gesellschaft wohlbehalten bis in die Mitte des Vorhofs gekommen war. Hierher schimmerte der Fackelschein, der vor und hinter ihnen strahlte, am Schwächsten, hier blieb sie stehn, und sagte, all ihrer Umgebung zum größten Schrecken: Wir sind verloren!

Das war eine entsetzliche Ueberraschung für Alle, denn Alle hatten sich glücklich geschätzt, unaufgehalten bis zum letzten Wachtposten vorgedrungen zu sein. Zudem hielt man diese Thurmwacht am Vorhofe für oberflächlicher und deshalb unwichtiger, da dieser von einstöckigen Wirthschaftshäusern und Ställen in weitem Kreise gebildete Hof durchweg nur von niedrig-

ner Dienerschaft und dem Stallgesinde bewohnt wurde, und auch um des Verkehrs mit Pferden und Maulthieren willen, mit Schlachtochsen und Schlachthammeln größerer Freiheit im Ab- und Zugange bedurfte. Im Thorwege des Thurms wurde zwar gewöhnlich auch ein hölzernes, aus Spitzbalken grob zusammengefügtes Fallgitter vorgestellt, aber man wußte, daß das Aufziehn und Niederlassen dieses Gitters einem halbblinden Knechte des Kastellans anvertraut war, der sich gewöhnlich aus seinem Stübchen, welches in halber Treppenhöhe am Thorgewölbe angebracht war, gar nicht erst herab bemühte, um die Berechtigung jenen, der hinaus wollte, zu prüfen, sondern den oft ein Peitschenknall oder ein barscher Zuruf veranlaßte, daß er am Mechanismus, welcher das Fallgitter aufzog, drehte, und so den Ausgang öffnete.

Man war also ganz und gar nicht geneigt, Chimenens Ansicht, hier drohe die größte Gefahr, wahrscheinlich zu finden, noch weniger billigte man ihren Rath, an der Schwelle der Freiheit umzukehren. Wie? So unverhofft, so schnell, so leicht nach halbjähriger Gefangenschaft vor dem letzten, schwachen

Hinderniſſe, vor einem hölzernen Gitter, welches ein ſchwachſinniger Knecht aufheben kann, zu ſtehen, ein Königreich, ſein Königreich dahinter zu erblicken, und da umzukehren?! Nein, das war nicht Sache Königs Franz! So weit ging ſeine Verblendung nicht für ein anziehend Mädchen! So nahe am Ziele erwachte der unternehmende Königsſinn mit Ungeſtüm, und er hörte jetzt nicht mit liebender, ſondern mit herriſcher Ungeduld, was Chimene Beſorgliches vorzubringen hatte.

Chimene aber war ihrer Sache nur zu gewiß: Fackeln leuchteten am Thurmthore, das war nie dagewesen —

Ein Tag wie der heutige, entgegnete ihr Orion, iſt auch noch nicht vorgekommen! Der Kaiſer hat den Alcazar beſucht; vielleicht hat man erwartet, er werde erſt ſpät zurückkehren, man hat die Fackeln vorbereitet, und hat, da ſie einmal vorhanden waren, Gebrauch davon gemacht, da ohnedies der Beſuch aus Frankreich im Pallaſte eingetroffen [redacted]

Und der Befehl, jeden Ausypaſſirenden dem Ka-

ſtellan vorzuſtellen? Und der Herzog von Infantado, der ſelbſt die Wachtpoſten unterſucht?

Uebertreibung des Wächters!

Der Herzog von Infantado geht nie um dieſe Stunde aus, er iſt nirgend anders als dort im Thurme, in der Wohnung des Kaſtellans, die heute gegen Gewohnheit finſter iſt wie das Grab, ſicherlich damit man ungeſehen von da den erleuchteten Theil des Hofes überblicke. Wahrſcheinlich beobachtet er uns ſchon, und tritt uns in den Weg, ſobald wir im Thorwege erſcheinen.

Wir wären hinaus, ehe er herab käme!

Wird nicht der kurzſichtige Schließer heut ſtrengere Anweiſung haben? Seht, um Gotteswillen ſeht, da zwiſchen den Mauerzacken des platten Thurmdaches bewegt ſich etwas! Dort wird gewacht! Es iſt der Federhut des Herzogs — eilen wir zurück! durch die linke Pforte des Stierhofes eintretend, raſch an Perez vorüber kommen wir unbemerkt zurück —

Nimmermehr! rief der König, Ihr ſeht Geſpenſter, ich entdecke auf dem Thurmdache nichts als die unbeweglichen Mauerpfoſten, und die Schießſcharten

sind alle licht vom Mondesscheine. Ein Paar Holzstücke sind uns nur noch im Wege, wir wären kindisch jetzt umzukehren. Spürt der Herzog wirklich umher, ist er wirklich in der Nähe, und sieht er uns, hier, so haben wir auch ohne den letzten Versuch die üble Nachrede verwirkt, haben alles Uebel ohne die Möglichkeit des Gewinns. Vorwärts! Brion und Montmorency bemächtigen sich des blödsichtigen Schließers, wenn er die Oeffnung verweigert, machen ihn unschädlich und öffnen statt seiner. Vorwärts!

Es wurde nicht beachtet, daß Chimene bemerkte, es sei vom Thorgewölbe aus gar kein Aufgang zur Wohnung des Schließers, und rasch und ordnungslos eilte die Gesellschaft über den lichten Platz vor dem Thurme, ohne Verweilen in das Thorgewölbe hinein.

Auch hier brannte oben am dunklen Fensterloche des Schließers eine Fackel, und beleuchtete die Eichenbohlen, welche kurz vor der Windung des Gewölbes den Weg versperrten —

Oeffne, Schließer! rief der K[illegible]lbst in spanischer Sprache.

Eine kurze Weile zeigte und regte ſich nichts, dann erſchien aus dem Loche ein Kopf mit buſchigem Haar, ein mageres, grämliches Geſicht, welches mit vorgehaltner ſchmutziger Hand die Geſellſchaft erſt betrachten zu wollen ſchien.

Oeffne, Pedro! rief Chimene.

Gebt das Wort! rief mit roſtiger Stimme der Schließer.

Welches Wort? entgegnete muthlos Chimene.

Das Wort, welches Euch der Kaſtellan geſagt.

Eine ängſtliche Stille trat ein; das Ungewöhnliche war alſo wirklich eingetreten: es war eine Parole nöthig. Der König betrachtete fragend Chimenen, Chimene zitterte und ſchüttelte das Haupt.

„Der König!“ rief Franz auf gutes Glück hinauf.

Neue Pauſe. War es unter tauſend möglichen Worten glücklicherweiſe das richtige?

Der Schließer, ſeinen Kopf zurückziehend, ſprach endlich: So heißt es nicht!

Zurück! zurück! flüſterte Chimene, ich höre, daß es die Treppen im Thurme herabpoltert, das iſt der rieſengroße Kaſtellan, er kennt Euch, Sire.

Wo iſt der Zugang zum Loche des Schließers? fragte der König eben ſo leiſe, aber haſtig — führt Brion und Montmorency dahin!

Unmöglich! Der Weg geht durch das Zimmer des Kaſtellans —

Der Kaſtellan kann ſterben wie jeder Andere, flüſterte Montmorency mit rauher Stimme.

Eure Hand für meinen Fuß, unterbrach Brion Montmorency — wenn ich den eiſernen Ring an der Mauer erreiche, ſo ſchwinge ich mich hinein, feßle und öffne.

Das Alles folgte ſich zwar ſchnell, aber ſobald das letzte Wort geſprochen war, ſah man auch am Fenſter des Schließers einen andern Kopf erſcheinen, es war der Kopf des Herzogs von Infantado.

Bückt Euch, Sire, flüſterte Chimene, mit dem Hute, damit er Euch nicht erkennt!

Meine Herrn von Frankreich, es iſt meinen Leuten nicht angezeigt worden, daß unſer König heut Abend Euren Gegenbeſuch erwarte, und wenn Ihr darauf beſteht, ſo will ich den Herrn Kanzler Gatti-

einara fragen laſſen, ob geöffnet werden ſolle — heda, Trabanten!

Auf dieſen Zuruf regte es ſich jenſeits der Windung im Thurmgewölbe, und dröhnend marſchirte eine ſtarke Abtheilung Trabanten heran bis an's Holzgitter.

Als ſie ſtill ſtanden, ſprach der Herzog weiter: Beſteht Ihr darauf, ſo ſende ich ſogleich einige dieſer Leute zum Kanzler, ich riethe aber unmaßgeblich, da der König von Spanien längere Zeit in Madrid bleibt, die Anfrage bis auf paſſendere Zeit zu verſchieben, der König iſt des Abends gern allein.

Marot fragte leiſe den König: Iſt's aufzugeben, Sire?

Was bleibt denn übrig? fragte dieſer mürriſch zurück.

Wir danken Eurer Herrlichkeit, unterbrach denn Marot die peinliche Pauſe, und zeigte ſich nach aufwärts in vollem Lichte — und wollen dankbar Eurem Rathe folgen, unſre Angelegenheit bis morgen zu verſchieben.

Nach Eurem Gutdünken! entgegnete der Herzog und zog sich zurück.

Die Flüchtlinge, denen die seine Wendung des stolzen Grand, der kein Gefangenwächter und Anzeiger sein wollte, die fehlgeschlagene Unternehmung einigermaßen versüßte, thaten desgleichen. Stumm, niedergeschlagen gingen sie dahin, wohin sie der Wachtposten an der linken Seite ungestört, Perez unbeachtet gehen ließ.

Als sie im Pallaste angekommen waren, begann Bude, in eine männliche Wehklage über das Mißlingen den Trost zu mischen, daß doch unter solchen Umständen der Versuch ewig geheim bleiben werde, da der Herzog den König entweder gar nicht bemerkt, oder nicht habe bemerken wollen —

Er hat ihn nicht bemerkt — er schweigt Zeitlebens — er ist von ächtem Adel! sprach Dieser, sprach Jener.

Nur der König, der sich in einer Zimmerecke, das Hinterhaupt an die Wand stützend, die Arme übereinander schlagend niedergelassen hatte fortwährend geschwiegen, und erst bei den letzten Aeußerun-

yen ſah man ihn mit den Schultern eine mißbilli-
gende Bewegung machen. Alles ſchwieg, und blickte
auf ihn. Von der Leichtfertigkeit einer plötzlichen
Neigung, wie er ſie beim Aufbruche gezeigt hatte,
war keine Spur mehr zu entdecken; ſein Auge ſuchte
Chimenen nicht, und wenn es ihr begegnete, ſo war
es unwandelbar ernſt und nachdenkend.

Ihr preiſ't und klagt, begann er langſamen Tons
und in ſich gekehrten Blicke, leider unrichtig. Iſt es
einem Könige angemeſſen, ſeine Schritte gefällig ver-
ſchwiegen zu ſehn, der artigen oder unartigen Rück-
ſicht eines Mannes ausgeſetzt zu ſein, eines Mannes,
der nicht einmal ſein Vaſall oder Unterthan iſt? —
Weg da! Wir ſind auf unpaſſender Bahn! Entweder
wir mußten den Schritt nicht unternehmen, oder wir
müſſen ihn ruhig in unſer Auge faſſen, da er uns
einen höckerigen, gemeinen Rücken zeigt. Wie an-
ders? Wollen wir dieſe junge Dame, die uns geleitet
hat, für uns büßen laſſen? Pfui! Sie hat den Zorn
ihres Vaters auf ſich geladen, es iſt unſere Schul-
digkeit, dieſen Zorn auf uns zu ziehn. Ich bitte
alſo das Fräulein, den zürnenden Vater, der ſie um

Rechenschaft aufsucht, zu mir zu senden, damit ich sie vertrete, so gut ich kann. — O Gott, täuschen wir uns doch nicht! Diese leichtsinnige Stegreif-Unternehmung hat die letzte Hoffnung zerstört, die Gefangenschaft wird von nun an immer förmlicher, der Kaiser, der davon wissen wird, wenn er auch nie davon sprechen sollte, der seine bisherige und seine künftige Unritterlichkeit damit beschönigen wird, der Kaiser läßt von morgen an keinen Fußbreit seiner grausamen Bedingungen fahren, wir sind auf dem traurigen Punkte angelangt, uns entweder mit niedergeschlagenen Augen aller schmählichen Friedensbedingung zu unterwerfen, oder — hier erhob sich der König, und machte eine Pause —

Oder? fragte ängstlich Margaretha — oder auf die Krone Frankreichs zu verzichten, sprach der König mit feierlichem Nachdruck, und Zeitlebens Gefangener im Alcazar zu bleiben.

Ein allgemeiner Schrei der Entgegnung, der Verneinung folgte diesen unerwarteten Worten, und Alle drängten sich protestirend um den König. Er machte aber mit vorgestreckter Hand unverändert feier-

licher Miene eine ablehnende Bewegung gegen Alle, ſanft gebieteriſch, aber dergeſtalt, daß Jedermann tief erſchrocken ſchwieg, zurücktrat, und ihn hinaus gehen ließ nach dem Alcazar.

Er hatte die Thüren hinter ſich offen gelaſſen, man hörte ſeinen Schritt weithin und die Treppe hinab; Margarethe und Françoiſe eilten an's Fenſter, und brachen in ſchmerzliches Weinen aus, als ſie den hohen, unglücklichen Mann allein durch den Garten nach dem ſchwarzen Alcazar, dem vielleicht lebenslänglichen Gefängniſſe ſchreiten ſahn.

Das Schickſal ergreift jedes Wort von Bedeutung und verwirklicht es; denn wir ſelbſt, die wir das Wort uns zum Gericht geſprochen, ſind die Hauptſchöpfer unſers Schickſals, und wir führen uns über das Haupt herauf, was wir ſelber fürchten, ja was wir vergeſſen zu haben ſcheinen: wir ſind in allen Dingen unſre eignen Ankläger, Richter und Urtheils-Vollſtrecker.

So hatte ſich auch König Franz an jenem verhängnißvollen Abende ſein weiteres Schickſal in Spanien vorgezeichnet: es lag in ſeinem Charakter, welcher einer heroiſchen Sühne bedurfte für den leichtfertigen Flucht-Verſuch, er hatte dies Bedürfniß des Charakters ausgeſprochen, und es dadurch genöthigt, ſich zu verwirklichen. Nicht die Unterirdiſchen hören und ergreifen unſre prophetiſchen Worte, wir ſelbſt und unſre Nachbarn hören ſie, unſer Charakter, unſere Stellung in der Welt nehmen ihr Verhältniß dazu ein von Stunde an, und ſo fügt ſich wie Stein zu Stein unſer Geſchick.

Wie lebhaft die Friedensunterhandlungen folgenden Tages begannen durch die Vermittelung Margarethens, wie lebhaft die Räthe des Kaiſers zur Billigkeit riethen, wie befliſſen zur Ausgleichung der Herzog von Bourbon erſchien, der eine innige Verbindung mit der verwitweten Margaretha wünſchen mochte, es ſcheiterte Alles an dem harten Sinne des Kaiſers. Kein perſönlicher Einfluß, keine Stimmung drängten ihn um eine Linie hinter die Bedingungen zurück, welche er von vornherein nach der Schlacht

von Pavia zwischen sich und Frankreich gezogen hatte.

So verzingen zwei Monate, und wie die Jahreszeit immer rauher und trüber wurde, so steigerte sich auch die herbe und trübe Stimmung im Pallaste Infantado, den der König Franz jetzt alle Abende betrat. Auch das gegenseitige Verhältniß zwischen den Personen dieses Kreises selbst hatte sich mehr und mehr unerquicklich, ja peinlich ausgebildet. Das Verhältniß, welches sich zwischen der Herzogin Margaretha und Bourbon zu bilden begann, ward vom Könige entschieden gemißbilligt, und kam deshalb zu keiner eigentlichen Blüthe, da in Margaretha keine lebendige Neigung, welche durch Hindernisse gereizt werden konnte, sondern nur eine freundschaftliche Theilnahme an dem unglücklichen Manne, eine durch dessen Entgegenkommen geschmeichelte Eitelkeit, und die politische Absicht vorhanden war, durch eheliche Verbindung mit diesem wichtigsten Vasallen und Feinde der Krone der Krone selbst und dem ohnedies so arg gestörten Regimente des Bruders eine Hilfe zu bringen. Es ward denn immer sorgfältig vermieden, daß Bour-

lon, der faſt täglich nach dem Pallaſte kam, jemals mit dem Könige zuſammenträfe. Wie eifrig er ſich auch zeigte, den Frieden, welchen Franz ſo lebhaft wünſchte, abſchließen zu helfen, ja wie deutlich er ſich, wo eine Wahl geſtellt wurde zwiſchen ſpaniſchem und franzöſiſchem Vortheil, der Wortführung für den letzteren zuwendete, König Franz war in dieſer Angelegenheit unbeugſam, unerbittlich. Für Bourbons Felonie gab es in ſeinem Herzen keine Verzeihung.

Frauen gegenüber nennt man freilich die Untreue nicht Felonie, und iſt man nachſichtiger gegen ſich wie gegen Andere. Zuweilen ſchien es wohl, als ob er die ihm ſtets arglos ergebene Françoiſe mit mitleidiger Theilnahme betrachtete. Mitleidige Theilnahme iſt in ſolcher Lage ein erſchreckliches Wort, und es drückt auch nicht ganz richtig aus, was hier auszudrücken iſt: ſeine Neigung zu dem ſchönen, liebenswürdigen, ihm unwandelbar treuen Weibe war nicht erſtorben, er fand ſie nach wie vor ſchön, er fand ſie liebenswürdig, aber er hätte ſie wahrſcheinlich reizender gefunden, wenn er ihrer Treue weniger ſicher geweſen wäre. Er betrachtete ſie wie eine Ehefrau,

deren Schönheit und Vorzüge man anerkennen muß, und der man es zum Vorwurfe machen möchte, daß sie keinen Grund zu Vorwürfen giebt, weil dies ein Mangel an Leben in ihr sei, und weil aus diesem Mangel die träge Theilnahme des Mannes entspringe. In der That litt der König, Zeit seines Lebens an stete Bewegung in freier Luft gewöhnt, um jene Zeit an Trägheit der Organe, Trägheit der Lebens-Verlangnisse, welche üble Laune und egoistisches Zusammenziehn zur Folge haben, und welche den Menschen doppelt undankbar und unempfindlich machen gegen das, was ihm leicht erreichbar von außen geboten wird. Zärtlichkeit bedarf vor Allem einer gewissen Frische des Bluts. Sein Blut stockte, und so war auch die rasche Beflissenheit, welche er bei erster Begegnung gegen Chimene gezeigt hatte, in dieser trüben Zeit stiller geworden. Aber er sah sie seltener, er hatte sie noch zu erobern, und sie besaß die herbe Frische der Jugend, welche auch dem trägsten männlichen Organismus gleichsam wie ein Ersatz dessen was ihm fehlt lockender ist als die aufgeblühte weibliche Schönheit. Sie belebte ihn also, auch wenn

er jetzt nicht gestimmt war, dies lebhaft wie sonst auszudrücken.

Chimene hatte übrigens nach dem Abende des 18. September nur eine flüchtige Unterredung mit ihrem Vater gehabt, worin ihr dieser, die Absicht und das Einzelne jener abendlichen Expedition mit keiner Silbe berührend, angekündigt hatte, daß er es lieber sähe, sie bezöge sein Haus in Toledo so lange die Franzosen in Madrid wären —

Die Gräfin Chateaubriant, hatte sie darauf erwidert, ist meine einzige Freundin auf der Welt, warum wollt Ihr mich von ihr trennen?

Ich halte es nicht für nöthig, Dir zu bemerken, daß diese Dame eine ungesetzliche und nicht löbliche Stellung einnimmt, und also für eine junge Dame, für eine Prinzessin Infantino ein unpassender Umgang ist.

Ihre Stellung ist eine unglückliche, und es wäre unlöblich, wenn ich, die ich sie liebe, ihr das entzöge, was ihr die gleichgültige Welt versagt.

Die Welt ist nicht gleichgültig, sondern es heißt, König Karl werde sie moralischen Aergernisses halber

nachdrücklich bitten laſſen, ſich aus Madrid zu entfernen.

O mein Gott, wie gemein ſind die Gedanken der herrſchenden Männer!

Was ſagſt Du?!

Ihr Vater war todt, Ihr Gatte war roh, Ihre Mutter war hart, Ihr Bruder iſt kalt, Ihr Geliebter iſt — ſie ſprach das Wort nicht aus, ſetzte aber, in ſolcher Weiſe vor ſich hinſprechend hinzu — das iſt der Schutz und Troſt für einſame Frauen!

Der Herzog ging hinweg, ohne das Thema weiter zu berühren, ohne auf die Entfernung der Tochter wieder zurückzukommen: ſo wie ihn abergläubiſche Furcht einerſeits von ſeiner Tochter entfernte, ſo verhinderten ihn auf der andern Seite Vorwürfe des Gewiſſens, gebieteriſch ſtreng mit ihr zu verfahren. Da er ihr keine Liebe ſchenken konnte, und eben wieder aus ſolchen Aeußerungen nur zu deutlich erſah, wie ſchmerzlich ſie dies empfand, wie ſehr ſie ſich ihrer unnatürlichen Lage bewußt war, ſo brachte er keinen Vorwurf über ſeine Lippen. Erkannt hatte er ſie gar wohl an jenem Abende un-

ter dem Thorgewölbe des Thurmes! Jener Vorfall und diese Unterredung dienten nur dazu, sein Weh über dies Kind, seine abergläubische Furcht vor demselben zu verstärken.

Wenn Ximene kein Herz zu ihm faßte, so entsprang dies wohl aus derselben Ursache: von Jugend auf entfernt von ihm hatte sie in der Kälte, mit welcher er sie endlich empfing, nicht einmal den Namen „Tochter" heraus hören können, denn er nannte sie weder Tochter, noch nannte er sich Vater.

Sie hatte sich geflissentlich zurückgehalten von den jenseitigen Zimmern der Herzogin Margaretha, wohin der König stets bei untergehender Sonne sich begab, um zuerst die politischen Unterhandlungen zu besprechen, dann zu Abend zu speisen, dann mit Montmorency, Brion oder Pinié eine Partie Schach zu spielen, wenn er, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall war, zu anderer Unterhaltung sich nicht aufgelegt fühlte. Aber diese Zurückhaltung erreichte auch den Zweck nicht, welchen sie dabei im Auge hatte, dem Könige nämlich auszuweichen, und ihrer Freundin Françoise alleinigen Raum zu lassen für Aufhei-

terung des Königs. Er ließ dann nach ihr fragen, ließ den kleinen David, wie er ſich ausdrückte, bitten, mit der Zither zu kommen und dem ſchwermüthigen Saul die Melancholie zu verſcheuchen durch Spiel und Geſang. Oder er kam auch ſelbſt herüber in ihre Gemächer, welche ſie mit Françoiſe getheilt hatte, und Françoiſe ſelbſt mußte ſie in's Balkonzimmer holen, Letzteres ſtets zu peinlichſter Empfindung für Chimene. Verrieth auch Françoiſe noch nichts von der ſchmerzlichen Eiferſucht, die ihr erregt werden konnte — und ſie war engelsgut genug, um ihrem Geliebten für jeden Preis Freude zu gönnen, und ſpäter als jede andere Frau Neid zu empfinden — Chimene, in täglichem Kampf mit den eigenen Gefühlen ſo ſchmeichelhaft erweckter Neigung, fühlte für ſie das Drückende der Verhältniſſe und war unaufhörlich bemüht, Abhilfe dafür zu ſuchen. Sie ermunterte Françoiſe, den Geſang zur Harfe, den ſie während ihrer Jugendzeit unter Anleitung eines Mönchs der Abtei betrieben hatte, wieder aufzunehmen. Aber die Stimme war vernachläſſigt, die Friſche derſelben war verloren, und das

Gehör war nicht geübt genug, um halb falſche Töne zu erkennen und zu vermeiden. Der König, mit dem feinſten Sinne für den künſtleriſchen Ton begabt, ſchrie erſt ungeduldig und lachend auf, hielt ſich beim zweiten Male, wiederum lachend, die Ohren zu und bat ſie beim dritten Male, dieſe Verſuche aufzugeben.

Am Ende waren die beiden Freundinnen denn doch auch nur Frauen, nur Menſchen! Chimene mochte ſich's ſelbſt und Andern noch ſo ſorgfältig verbergen, der Honig des Behagens, welchen jede Bevorzugung, jede erregte Neigung in das Herz deſſen träufelt, der ausgezeichnet und begehrt wird, durchdrang ſie doch, und erzeugte manche unbedachte Aeußerung der überlegenen Kraft, wenn nicht des Uebermuthes. Namentlich die muſikaliſche Uebung war dazu gar zu herausfordernd, und Françoiſe, welche niemals große Neigung für Chimene empfunden hatte, wurde endlich ungeduldig, und wurde, Gott ſei Dank! wie Marot ſtill für ſich hin ſagte, endlich eiferſüchtig. Es war an einem regneriſchen, ſtockfinſtern November-Abende, als ſie ihren Unmuth

über die ſtets herbe Aeußerungsweiſe des Königs endlich einmal dadurch zeigte, daß ſie plötzlich aufſtand, auf eine herbe Anrede des Königs das Zimmer verließ und über Treppen und Flur in ihre Gemächer hinüber eilte.

Marot folgte ihr verſtohlen und fand ſie in Thränen. Aber ſie beweinte nicht nur ihr Geſchick, ſie beweinte auch, daß ſie ihrer Empfindlichkeit nachgegeben und dadurch den König verletzt hätte.

Wollte Gott, rief Marot ungeduldig darüber, Ihr hättet ihn längſt verletzt, dann wäre er längſt liebevoller gegen Euch!

Wie? Thut ihm die Welt nicht weh genug? Wäre es nicht entſetzlich, wenn die, welche ihn lieben, ihm noch Verdruß bereiten wollten!?

Solcher Verdruß iſt ihm erſprießlicher als ſtete Nachgiebigkeit, denn ſolcher Verdruß belebt ihn, während ihn die ſtete Nachgiebigkeit langweilt.

Langweilt? Meiſter Clément, was wäre das für ein Herz, das von einem liebenden Herzen gelangweilt werden könnte?

Das wäre das Herz eines unternehmenden Man-

nes, welches in Athem erhalten sein will, das Herz unsers Königs.

Françoise sah ihn schweigend und fragend an mit ihren großen, noch thränenfeuchten Augen, und sprach langsam nach dieser Pause: Du verwechselst, Marot, die Gefallsucht alltäglicher Neigungen mit einem tieferen Liebesbedürfnisse.

Nicht doch! Der erhabenste Mensch braucht Speise und Trank, die edelste Frucht braucht die richtige Abwechselung von Sonnenschein und Regen. Eure Herzen sind nicht allein, sind nicht abgesondert von den Bedürfnissen Eures übrigen Menschen, Eures Geistes, Eures Körpers, also müßt Ihr Eure Herzen, wenn deren Wohlsein gedeihen soll, durch ein richtiges Gleichgewicht Eurer übrigen Kräfte und Verlangnisse unterstützen. Zeigt dem Könige, daß Ihr ihn entbehren könnt, und es wird sich zeigen, daß er Euch nicht entbehren kann.

Dann müßte ich anders handeln, als meine Natur, als mein Charakter mich zu handeln drängt?

Allerdings, und dies nennt man eben, wie König Franz sagt, Bildung. Macht ein Kunstwerk aus Eu-

rer Neigung. Seinem natürlichen Weſen überall folgen, das iſt, verzeiht mir, äußerſt leicht, das leiſtet Jedermann.

Du biſt ein Schalk, Clément!

Das auch. Ich wollte, Ihr entwickeltet die Schalkhaftigkeit, welche in Euch ruht, und welche von Eurer eintönigen Liebe niedergehalten wird.

Du magſt nicht ganz Unrecht haben, ich werde mich gleichgültig zeigen.

Ich habe ganz Recht, und Ihr müßt viel mehr thun, als Euch gleichgültig zeigen. Gleichgültigkeit verletzt, Ihr müßt aber reizen. Neigung müßt Ihr zeigen nach der Seite hin, von welcher ſie Euch geboten wird.

Marot!

Nehmt's nicht ſo religiös! Iſt Brion nicht der Mühe werth? Ihr ſollt's bald am Könige ſehn, ob dem ſo iſt. Mißverſteht mich nicht! Was will ich denn? Euch glücklich an der Seite des Königs, vielleicht einſt auf dem Throne Frankreichs ſehn. Euch und den König will ich glücklich ſehn. Brion iſt ein braver Seigneur, dem ich alles Glück gönne,

aber von Euch nur eine flüchtig erſcheinende und wieder verſchwindende Flagge des Glücks. Die Lebenskunſt beſteht darin, das Wichtige vom Unwichtigen zu unterſcheiden, das Dauernde vom Vorübergehenden. Ich kenne den König von früh auf, und was ich an ſeiner frühſten Jugend nicht geſehn, das hat mir mein Vater, der in den Schlöſſern herumgeſtoßen wurde, berichtet. Nun, demnach habe ich von Eurer erſten Begegnung des Königs an gewußt, daß Ihr ſeine wahre und einzige Liebe ſeid. Es iſt meine Schuldigkeit, ihm zu erhalten, was ihm gebührt. Dergleichen Spielereien, wie das Citherſpiel und der ſchöne Augenaufſchlag der kleinen ſpaniſchen Prinzeß beacht' ich ſo wenig wie ſchwarze Wolken am Morgenhimmel, dieſe Wolken machen aus Tag nicht Nacht, dergleichen romantiſche Liebhabereien, deren unſer Herr Zeit ſeines Lebens bedurft hat und bedürfen wird, vernichten die eigentliche Sonne in ihm nicht, und gehn vorüber wie Wolken. Das ſind Kleinigkeiten, nach denen man nicht hinſehn darf, obwohl ich eben höre, daß die Frau Regentin Jean Couſin herſchickt, um die kleine ſpaniſche Prinzeß, welche den König

tröſte, zu malen. Wir wollen ſie in Eurem Zimmer im Louvre aufhängen, wenn wir nach unſrer Rückkunft das Louvre gebaut haben werden, und wollen einſt, wenn der vaterländiſche Regen — und unſer kothiges Paris wird nie daran Mangel leiden — an die Louvreſenſter ſchlägt, wie heut der ſpaniſche an dieſe ſchlecht verwahrten Fenſter, wir wollen dann, mit Zufriedenheit das Bild betrachtend, ausrufen: Es war doch recht hübſch, daß der König im Alcazar ein ſo allerliebſtes Geſchöpf mit der Davidsharfe fand. Das wollen wir, aber jetzt wollen wir von dieſer Nebenſache zu unſrer Hauptſache übergehn.

Instinktlicher Rath der Freunde für Veränderung unſrer Lebensweiſe in eine Lebensgefahr für Leute, die eine Eigenthümlichkeit haben, und deren Werth und Macht in dieſer Eigenthümlichkeit beruht. Françoiſe empfand das, aber ſie empfand es nur, ſie wußte es nicht, deshalb widerſetzte ſie ſich ſchwach und ſchwächer, und gab leider am Ende nach. War ſie doch über die größere Weltklugheit Marot's und über wohlmeinende Geſinnung für ſie außer Zweifel, und hatte ſie doch zu eignem Nachtheile bisher immer

ſehn müſſen, daß die bloß herzliche und aller Berechnung entzogene Hingebung ihrer Macht keine Dauer zu Wege brächte.

Ach, es war ihr Geſchick, daß die traurigſte Wendung deſſelben von ihren Freunden ausgehn ſollte! Brion nämlich, von einer ſtets unerwiderten Neigung verzehrt, hatte ebenfalls den Moment ergreifen zu müſſen geglaubt, in welchem ſie zum erſten Male dem Könige charaktervoll entgegen zu treten ſchien, und war ihr ebenfalls nach einiger Zeit gefolgt. Es war ihm gelungen, unbemerkt von der Geſellſchaft die Thür und den Ausgang zu gewinnen, das Blut drängte ihm nach Kopf und Herzen, er wußte ſelbſt nicht was er wollte, aber er fühlte die unwiderſtehliche Nothwendigkeit, der Geliebten die hilfreiche und die in ſchwärmeriſcher wie ſinnlicher Liebe zitternde Hand zu bieten. So eilte er, betäubt und faſt taumelnd über den Flur und die Treppe hinauf. Unterdrückte Leidenſchaft bricht ſich oft plötzlich Bahn, es koſte was es wolle, jahrelange Rückſicht verſchwindet oft vor einer einzigen dargebotnen Gelegenheit, vor einer einzigen Ueberwallung des Bluts, welche in

Schwindel und Ungeſtüm zum Verwegenſten treibt. — Als er in's Vorzimmer trat, vernahm er durch die nur angelehnte Thür Marot's Stimme, und hörte ſeinen Namen, hörte die Worte „Iſt Brion nicht der Mühe werth?“ Er wußte ſich Marot geneigt, er war verwirrt, es flog ihm durch den Sinn, daß dieſer entſcheidende Augenblick ergriffen werden müſſe. Das durfte nicht geſchehn unter offenbarem Mitwiſſen Marot's, dieſer durfte ihm alſo hier nicht begegnen! Er eilte auf den Vorſaal zurück, er kannte dieſe Gemächer ganz genau, er war zu wiederholten Malen, wenn Françoiſe und Chimene drüben bei der Herzogin neben dem Könige ſaßen, hierher geeilt mit gequältem, übervollem Herzen, um wie ein ächter ſchwärmeriſcher Liebhaber ſich an den Orten zu laben, welche ſonſt der Geliebten zum Aufenthalte dienten, ſein Haupt in die Kiſſen zu drücken, auf welchen ſie zu ruhen pflegte. Wer weiß, ob nicht der kühne Wagegeiſt des franzöſiſchen Seigneur in dieſen Stunden gepflegten Liebesſchmerzes einſtige Abenteuer und die Hilfsmittel zu denſelben in's Auge gefaßt hatte! Wer weiß, ob der bloße Zufall, die bloße

Neugier des Liebhabers ihm zu Entdeckungen in der Räumlichkeit verholfen hatte. Daß solche zu machen waren, hat die geheimnißvolle Erscheinung des Herzogs von Infantado gezeigt, welcher am Abende der Flucht neben dem Bildnisse Chimenens an der Wand des Balkonzimmers gespensterhaft hervorgetreten war. Kurz, Brion hatte den Ort entdeckt, an welchem der Herzog damals gewesen war, um wahrscheinlich die unglückliche Tochter, von welcher er Schmach und Unglück für sein Haupt fürchtete, zu belauschen. Leider waren er und Brion nicht die Einzigen, welche diesen Ort kannten. Seit der Ankunft des Kaisers in Madrid war unter andrer Benennung ein Aufseher im Pallaste erschienen, wie es hieß um dem stolzen Herzoge den mißlichen Wachtdienst zu erleichtern, das heißt im Grunde, Wunehmen. Dieser Brabanter hatte mit voller Goldeshand den Haushofmeister hinter des Herzogs Rücken bewogen, alle Schlupfwinkel des alten Pallastes aufzudecken, und so war dieser schlimmste Feind ebenfalls zur Kenntniß eines Verstecks gekommen, den Brion nur zum kleinsten Theile kannte. Im Schlafzimmer Françoisens näm-

lich an der Wand nach einem Kleidungsſtücke derſelben in verliebtem Spiele langend war er ausgleitend mit der nach Anhalt greifenden Hand auf eine verborgene Feder gerathen, und hatte dadurch zu ſeiner großen Ueberraſchung eine Tapetenthür geöffnet. Es war nicht gleich zu erkennen, was ſie zu bedeuten habe, denn ſie zeigte keinen Durchgang nach einem andern Raume, ſondern in ganz ſchmalen Stufen flieg dahinter die Mauer aufwärts zu halber Zimmerhöhe, dann erſt kam links und rechts hohler dunkler Raum. Neugierig klomm er hinauf, und fand, daß gegenüber eben ſolche Stufen abwärts führten, und daß auf der andern Seite eine eben ſo verſchloſſene Tapetenthür in die Zimmer führte, welche Chimene jetzt bewohnte. Ihm lagen zunächſt nur Françoiſens Zimmer am Herzen, er ſtieg alſo wieder hinauf, und tappte in dem dunklen Gange in der Richtung vorwärts, welche nach der Seite des Alcazar zu führte, und in welcher das Balkonzimmer, hart an das Schlafzimmer ſtoßend, kommen mußte. Eine ſchmale Lichtſpalte verrieth ihm die Oeffnung neben dem Bildniſſe im Balkonzimmer, er entdeckte,

daß man sie handbreit oder ganz öffnen und schließen konnte, und jubelte über dies entdeckte Mittel, Françoise gelegentlich von da belauschen zu können.

Dorthin nun eilte er jetzt durch Ximenens Zimmer, um das Gespräch der Geliebten mit Marot, welches ihn selbst zu betreffen schien, anzuhören, und sobald Marot sie verlassen und ihm der Muth bliebe wie jetzt, die Zimmer der Geliebten durch die Tapetenthür zu betreten. Ximene war noch drüben neben dem Könige, der Eintritt hatte also keine Schwierigkeit. Dem gewöhnlichen Hergange nach blieb sie noch lange, sänke ihm also der Muth, oder hinderte ihn Marot's längere Anwesenheit, so konnte er desselben Weges seinen Rückzug bewerkstelligen. — Rasch kam er in seinen Versteck, und hörte, daß sie lachend Marot versprach, von seiner Lebenskunst sich aneignen zu wollen, so viel ihr erreichbar sei —

Still, unterbrach sie dieser, und trat an die nur angelehnte Thür des Balkonzimmers, — ich höre männliche Schritte die Treppe heraufkommen, ich höre eine männliche Stimme — es ist der König, welcher Ximene herüberführt! Da ist unerwartet schnell die

Wirkung Eures erſten Widerſtandes! Zum erſten Male habt Ihr Euch unwillig gezeigt über ſeine Tyrannei, und da iſt er auch zum erſten Male ſeit langer Zeit auf dem Wege, Euch aufzuſuchen — ſtill! Er wird ſein Püppchen auf dem Vorſaale beim Eintritte in ihr Zimmer verabſchieden! Benützt die Gelegenheit, ſeid karg! Aber laßt mich auf der andern Seite hinaus, er darf mich hier nicht finden, ſonſt würde er hinter Eurem neuen Benehmen ſogleich meine Einmiſchung erkennen, und dadurch verlöre es ſeine Wirkung.

Es giebt keinen zweiten Ausgang als den durch Hymenens Zimmer, und der iſt im jetzigen Augenblick nicht einzuſchlagen, Ihr müßt alſo bleiben!

Unmöglich. Wer weiß ob nicht gar die thörichte Verläumdung von Fontainebleau wieder aufgeregt würde. Wie wenig wahrſcheinlich mein Anſtrich auch iſt, daß ich ein Liebhaber der ſchönen Gräfin Chateaubriant ſein könne, die Verläumdung Eures Geſchmacks fand doch einigen Glauben, weil ſie zugleich eine Verläumdung Eures Rufes war, und —

Ihr übertreibt in der Bescheidenheit, Meister Clément!

Nicht mehr als Ihr in der Artigkeit — und wenn der König auch das erste Mal gelacht hat, das zweite Mal könnte es ihm nicht lächerlich sein.

Nun, dann spielt Ihr die Rolle, welche Ihr Brion zugedacht habt, ist sie Euch so mißfällig?

Scherzt nicht! Mir, einem Emporkömmlinge, könnte sie übel bekommen. Je weniger man an Euren Geschmack für meine Liebhaberrolle glaubte, desto mehr würde man an meine Zudringlichkeit glauben, und mir eine Züchtigung für nöthig erachten — er tritt in's vordere Zimmer! Um's Himmels willen wo soll ich hin?

Bleibt Marot!

Um keinen Preis; ich kenne das Stirnrunzeln meines Herrn!

Bei diesen Worten hatte er die Balkonthür geöffnet, und weil er vielleicht hoffte, von da hinab zu kommen, schlüpfte er hinaus, und zog rasch die mit seidnen Vorhängen bedeckte Glasthüre hinter sich zu.

Kaum war das geschehn, so stand auch der Kö-

nig im Zimmer, und richtete herzliche Worte an Françoise zur Entſchuldigung für ſein jetzt ſo oft mürriſches und heftiges Weſen, das von der quäleriſchen Lebensweiſe im Gefängniſſe herrühre. Ich entfremde mir, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Marot's Schrecken auf einen Seſſel niederließ, ich entfremde mir durch dieſen widerwärtigen Kaiſer, der meine Laune ſo verdießlich macht, am Ende auch noch meine beſten Freunde. Auch Brion hatte ſich entfernt, Budé war unwohl weggegangen und das Geſpräch war nicht loszubringen von der unglücklichen politiſchen Lage. Margarethe erwartet heut Abend noch einen Kourier von der Mutter, in deſſen Begleitung vielleicht die neuen Gäſte, die ſie uns zuſenden will, eintreffen, Couſin und Florentin — Du liebſt dieſen Prieſter nicht?

Er liebt mich nicht mehr —

Nicht mehr? Und Du biſt erſchrocken bei ſeinem Namen, als ob er eine Gefahr für Dich ſei?

Er iſt ein intriguanter Menſch.

Was thut Dir's, wenn er keine Veranlaſſung hat zu Intriguen gegen Dich! Die Mutter rühmt ihn

als ſehr klug und geſchickt, und ſolche Leute brauch ich, um aus des Kaiſers Schlingen zu kommen, gegen welche unſre Tapferkeit ſo wenig ausrichtet als ein ſtarkes Roß auf ſumpfigem Boden: ein leichter, vielgeſpaltener Krallenfuß ſchlüpft hoffentlich beſſer darüber hin. — Aber wer kommt ſo ſpät noch zu Dir?

Man hörte nämlich Geräuſch herannahender Schritte im Vorzimmer, und gleich darauf die Stimme der Herzogin Margaretha, welche fragte, ob ſie mit Montmorency eintreten könne. Nachdem der König bejaht, trat ſie haſtig ein, und ſprach, indem ſie ihm Briefe überreichte: Der Kourier iſt da, und der Prieſter und Maler mit ihm. Sie bringen bedenkliche Warnungen der Mutter, Brion ſoll davon wiſſen, aber er iſt nirgends aufzufinden, Marot muß alſo ſogleich zu Bourbon eilen, wo iſt Marot? ich meinte er ſei hier; Budé iſt ſchon zu Bett, ich kann ihn nicht in dem Wetter hinaustreiben — hier, hier ſind die wunderlichen Warnungen!

Dabei zeigte ſie dem Könige eine Stelle des Briefs und ging dann unruhig im Zimmer auf und ab, je-

desmal wenn ſie an die Balkonthür kam, die Gardinen derſelben ein wenig lüftend, als wollte ſie nach dem Wetter ſehn, jedesmal aber davon ablaſſend und fragenden, unruhigen Blickes nach dem Sitze des leſenden Königs zurückkehrend.

Unglaublich! rief endlich der König.

Was wäre noch unglaublich an dieſem Handelsmanne, den ſie Kaiſer nennen!

Iſt Dir denn wirklich ein Termin anberaumt in Deinem Geleitsbriefe? Du haſt ja nie davon geſprochen.

Allerdings. Ich habe Dir nicht davon geſprochen, weil ich Dich nicht beunruhigen wollte mit der Idee dieſer krämerhaften Strenge. Denn was hat ein gefangener König für Ausſicht, wenn er ſieht, daß man ſeiner leiblichen Schweſter vorſchreibt: So und ſo viel Tage darfſt Du den Bruder ſehn, und keinen Tag länger, und der Tag, welchen Du länger verweilſt, bedroht Dich, Mitgefangene zu werden?! Sollte ich Dir vergleichen erzählen, als ich kam, um Dich mit Hoffnungen aufzurichten?! Und ich hielt es ſelbſt für bloße Förmlichkeit —

Das ist es auch nur!

Verblenden wir uns doch nicht länger! Gattinara hat schon warnend davon zu Brion geredet, ich habe Brion's Mittheilung in den Wind geschlagen! Bourbon hat mich aufmerksam gemacht, ich habe nicht darauf geachtet! Sind wir etwa so klug und vorsichtig wie unsre Mutter, welche alle Nachrichten der Priesterschaft auszuspähen versteht, welche über jeden Schritt und Gedanken des Kaisers besser unterrichtet ist, als wir es sind hier in Madrid selber? Und die Mutter ruft: Mache Dich auf! Der Priester, den sie sendet, und der eingeweiht ist in alle Geheimnisse Europa's, spricht: Die Gefahr ist vor der Thür! Sie ist's, wenn dieser Kaiser seinen Geleitsbrief wörtlich anwenden läßt. Darnach habe ich nicht mehr volle drei Tage Frist, und wenn ich jetzt zu Pferde steige, so muß ich Tag und Nacht reiten, um vor Ablauf dieser Frist den Grenzboden Navarra's zu erreichen!

Wo ist der Priester?

Kam er nicht hinter uns, Montmorency? fragte Margaretha, und ging, ohne Antwort zu erwarten,

ſelbſt nach der Thür, welche zum Vorzimmer führte, öffnete ſie und rief nach Florentin. Der Prälat fehlte nirgends, wo er einwirken konnte, er hatte im Vorzimmer geharrt, und trat ein.

Der König, welchem mit dieſem Manne die Scene in Fontainebleau lebendig wurde, und welcher dieſem Prälaten nicht eben zugethan war, zog die Brauen zuſammen als er ihn erblickte, und betrachtete ihn ſchweigend. Dann fragte er langſam, worauf ſich die Beſorgniß gründe, daß der Kaiſer den Termin des Geleitsbriefes buchſtäblich behandelt ſehn wolle zu perſönlicher Gefährde der Herzogin.

Mein erſter Gang, Sire, als ich in Madrid eintraf, war zum Beichtvater des Kaiſers gerichtet, und dieſer hat mir verſichert, unſre Beſorgniß ſei in dieſem Punkte nicht ungegründet.

Der Kaiſer iſt nicht rückſichtslos gläubig.

Sein Beichtvater aber, Sire, hört leiſe.

O Königthum, Königthum, rief König Franz ſchmerzlich aus, wie ſollſt Du gedeihn in ſolchen Händen! Nein, nein, ſetzte er hinzu, es iſt nicht möglich!

Bedenk, Sire, ſprach Florentin beſcheidenen Tones, daß es dem Kaiſer von großem Intereſſe iſt, eine für Euch ſo wichtige und lebhafte Unterhändlerin wie die Frau Herzogin zu beſtürzen und zu entkräften. Wenn ſie erfährt, daß ſie bedroht iſt, ſo verliert ſie entweder in den letzten entſcheidenden Stunden die überlegene, den Unterhandlungen nöthige Ruhe, und eilt, nur auf eigne Sicherheit bedacht, aus dem Lande, oder ſie ſetzt ſich der eignen Gefangenſchaft aus, und iſt dann als Mitgefangene des freien Verkehrs, wie des freien Ueberblicks verluſtig —

Darnach, unterbrach ihn der König, könnte der Kaiſer ſelbſt die Beſorgniß lebendig gemacht, und zu unſern Ohren gedrängt haben, als wolle er den Geleitsbrief wörtlich behandeln laſſen, um uns mit dieſer Nachricht in Beſtürzung zu ſetzen, ohne daß er die wirkliche Abſicht zu ſo kleinlicher Handlungsweiſe hätte! Das ſieht ihm ähnlich. Wir müſſen deutlichere Auskunft haben —

Und zwar ſogleich! rief Margaretha. Sogleich! beſtätigte der König. Wo iſt Marot? Er iſt ja wohl am Vertrauteſten mit Bourbon und Gattinara?

Und er iſt behende. Auch wäre er ja mit Rudé und Françoiſe in gleicher Gefahr? Ruft ihn! er ſoll hinüber, und für ſeine Haut Gattinara's Rath einholen.

Ja, mein Gott, ſagte Margaretha, er iſt nicht da! Es iſt unbegreiflich, wo er am ſpäten Abende und bei ſolchem Wetter ſein kann!

Ich will nachfragen, ſprach Montmorency und entfernte ſich.

Françoiſe war im Begriff, ſich zu erheben, und zu ſagen, wo Marot ſei. Sie war über deſſen Verſteck in größte Verlegenheit gerathen, ohne doch eigentlich ſich ſelbſt ſagen zu können, warum ſie verlegen ſei. Uebelſtände bilden ſich eben wie Lawinen: die abgelöſ'te Flocke, von der ſie anheben, ſcheint nicht der Beachtung werth, und die Vergrößerung bildet ſich dann ſo blitzſchnell, wie unſre allen Widerſtand ausſchließende Beſtürzung. Als zum erſten Male nach Marot gefragt wurde, ſchwieg ſie, weil er ſie einmal darum gebeten, und weil er doch einmal ſich verborgen hatte; ſie ahnte nicht, daß auf ſeine Abweſenheit ſo viel Nachdruck gelegt, daß ſein Verſteck unter ſo

feierlich gxtenden Umſtänden ungewöhnlich auffallend, ja ihrem Rufe gefährlich werden könne. Weil ſie bei bei der erſten Nachfrage geſchwiegen hatte, war ſie mitſchuldig geworden, und es ward ihr nun ſchon ſchwerer, einen Verſteck aufzudecken, den ſie ſelbſt durch Verſchweigung gebilligt hatte. Das Blut ſtieg ihr in die Wangen, denn ſie wußte, daß der körperlich nicht eben verwegene Poet nicht füglich vom Balkon hinab käme, und daß jeden Augenblick eine Entdeckung möglich ſei, weil die Herzogin wegen einer Sendung in die Stadt hinüber nach dem Wetter ſehn und deshalb auf den Balkon hinaustreten dürfte. Ihre Verwirrung ward dadurch erhöht, daß ihr der letzte Abend, den ſie in Fontainebleau zugebracht, grell in's Gedächtniß trat. Dort war es ebenfalls Marot geweſen, deſſen unſchuldigen Beſuch man zu ihrem Nachtheil gedeutet hatte, und zu alle dem erſchien wie damals Florentin, der Unglücks-Prophet für ſie. Sein ſpöttiſch forſchender Blick war es auch, der auf ſie fiel, als ſie ſich ein Herz faſſen, ſich erheben und einfach ſagen wollte: Marot iſt hier, er ſteht auf dem Balkone draußen. Dieſer Blick erbitterte ſie;

vor ſolchem Zeugen wollte ſie nicht eine zweideutige Scene veranlaßt ſehn, und außerdem erhob ſich in dieſem Augenblick der König, in den Alcazar zurück zu kehren, weil er ſich angegriffen fühle. Damit ſchien ja die erwünſchte Erlöſung einzutreten, denn mit dem Könige entfernten ſich jedenfalls auch die Uebrigen aus Françoiſens Zimmer.

Leider geſchah es nicht ſo, und leider ward durch dieſe Aeußerung des Königs auch Orion zu einem Schritte veranlaßt, den er ohne dieſe Aeußerung wohl nicht gewagt haben würde. Er war nämlich ſchon durch die Ankunft des Königs im Balkonzimmer in große Verlegenheit gerathen, denn dieſe Ankunft ſchloß ein, daß auch Chimene bereits in ihre Zimmer zurückgekehrt und ihm dadurch der Rückzug abgeſchnitten ſei. Wirklich entdeckte er durch den erhöhten Lichtſchimmer, welchen ihr Eintritt veranlaßte, daß auch nach dieſer Seite eine Oeffnung in der Mauer dem Späherauge geboten ſei, und erblickte durch dieſe Oeffnung Chimenen ſelbſt, die ſich eines Theils ihrer Ueberkleider entledigte, und ſich nachdenklich auf einen Ruheſitz lehnte. Zu jeder andern Zeit würde den

jungen heißern Seigneur dieſer verſtohlene Anblick eines halb entkleideten ſchönen Mädchens, die keinen Lauſcher ahnte, vortrefflich unterhalten haben, jetzt aber blickte er nur nach dieſer Seite, weil er einem quäleriſchen Anblicke auf der andern Seite ausweichen ſollte. Denn er mußte erwarten, dort ſeine geliebte Françoiſe in den Armen des Königs zu ſehn, da dieſer offenbar gekommen war, ſein Unrecht gut zu machen, und da eine Verſöhnung zwiſchen entzweiten Liebenden nur um ſo lebhaftere Zärtlichkeit zu bringen pflegt. Im erſten Augenblicke alſo war es ihm eine äußerſt willkommene Ueberraſchung, als er die Stimme der Herzogin Margaretha im Balkonzimmer vernahm. Er wendete ſich nun raſch wieder nach dieſer Seite, und verfolgte mit großem Intereſſe, was ſich da ereignete. Daß er ſelbſt vermißt wurde war ihm wohl unangenehm, aber daß Marot's Verſteck zu einer ſo bedenklichen Verlegenheit für Françoiſe ſtieg, hatte einen halb komiſchen und noch einen unausgedachten andern Reiz für ihn. Das beſte Herz entkleidet ſich, wo ſeine geheimſten und lebhafteſten Wünſche einer Möglichkeit des Gelingens nahe kommen,

es entledigt ſich nicht ganz des Eigennutzes. Und Brion hatte doch auch etwas von allen Eigenſchaften eines leichtſinnigen Seigneurs: er hoffte, Françoiſe tröſten zu können, wenn die Scene da unten zu ihrem Nachtheil ausginge, und ihr Verhältniß zum Könige ſtöre. Denn auch er erinnerte ſich gar wohl des Gerüchtes, welches damals in's Lager vor Pavia gekommen war, und von einem geheimnißvollen Umgange der Gräfin Chateaubriant mit Marot erzählt hatte, und er erkannte ganz wohl, daß dadurch die Scene, welche ſich da unten vorbereitete, viel ernſter werden könne, als ſie ſonſt es zu werden verdient hätte. Es war die plötzliche Abreiſe Françoiſens von Fontainebleau ihren Feinden und Freunden niemals ganz aus dem Sinne gewichen, und jede Anknüpfung daran konnte mit Begierde aufgegriffen werden.

Daß Brion's Mitleid für Françoiſe nicht alle andere Regung überwog, ſollte ihm indeß auf der Stelle eine Züchtigung herbeiführen. Ehe nämlich die Wendung der Scene ſo weit gekommen war, daß Montmorency zur Aufſuchung Marot's ſich entfernte, hörte Brion in ſeinem dunklen Gange zu ſeiner erſchreckend-

ſten Ueberraſchung Geräuſch, und zwar ein Geräuſch welches ſich ihm näherte.

Um den Zuſammenhang genauer zu überſehn iſt ein näheres Eingehn auf dieſen Theil des Pallaſtes nöthig. Wahrſcheinlich war dieſer Flügel der älteſte Theil deſſelben, und war früher in unmittelbarer Verbindung mit dem Alcazar geweſen. Wenigſtens entdeckte man am weſtlichen Abgrunde des Alcazargartens damals noch Grundgemäuer, und die Mauern in dieſem Pallaſt-Flügel waren von einer ſo außerordentlichen Dicke, daß ſie ſich auffallend von den Mauern im andern Flügel unterſchieden. Es ſteht zu vermuthen, daß von der inneren Ecke im Stierhofe bis zum Balkonzimmer und vielleicht von dieſem bis zum Alcazar der Harem der mauriſchen Fürſten, welche einſt hier reſidirt, geweſen war, und daß zur heimlichen Beobachtung der Frauen die obere Aushöhlung der Wand bewerkſtelligt worden ſei. Die alten Romanzen erzählen uns hinreichend von der Neigung dieſer Frauen, Abenteuer mit chriſtlichen Rittern anzuknüpfen, und was der Moslem im Morgenlande ſelbſt nicht nöthig hatte für Bewachung des Harems,

das mochte ihm hier bei gemischter Bevölkerung nöthig scheinen. Kurz, in der jetzt halb abgerundeten Ecke des Thierhofes, links wenn man aus dem Pallaste trat, und da wo sich der eine halbkreisförmige Flügel an das Hauptgebäude anschloß zeigte sich, unsymmetrisch gegen die andre Seite, ein niedriger Thurm maurischer Form zwischen Hauptgebäude und Flügel. Er war von sehr geringem Umfange und glich einem Minaret. Dieser Thurm war der eigentliche Schlüssel zu dem geheimen Wandgange, und mit diesem Schlüssel war für gutes Gold der Brabanter Agent des Kaisers durch den Haushofmeister bekannt gemacht worden. Der Thurm hatte oben am Dache eine eiserne Thür, die ein bloß Neugieriger, wenn er sie offen gesehen, nicht leicht überschritten hätte, denn sie schien in einen dunklen Rauchfang hinabzuführen. Der damit Vertraute ließ sich aber getrost hinab, sein Fuß berührte in der Tiefe einer Mannshöhe festen Grund. Dort begann nämlich eine Wendeltreppe, welche hinableitete bis zum Beginn des Mauerganges, der früher also wohl alle Zimmer bis zum Alcazar berührt hatte, jetzt aber nur noch die vier Zimmer

Chimenens und Françoiſens Preis gab, nämlich das Zimmer Chimenens, in welchem ſie eben war, und das Schlaf-, Balken- und große Vorzimmer Françoiſens.

Der Brabanter mochte von der Ankunft neuer Franzoſen und davon unterrichtet ſein durch ſeine Späher, daß ſich der König und einer der Ankömmlinge in dieſen Theil des Pallaſtes begeben habe, er mochte alſo den Augenblick als einen beſonders günſtigen zum Hord[illegible] ergriffen haben, denn er war es, den Orion die Wendeltreppe im Thürmchen herabſteigen hörte. Der ſchwere Niederländer trat nicht allzu leiſe auf, und der Schall, welcher nirgends anders hinaus konnte, drängte ſich Orion ſtark entgegen. Dieſer, obwohl mit dem geheimen Zugange durch den Thurm nicht bekannt, wurde doch unzweifelhaft inne, daß Jemand von dieſer Seite ſich nahe, und da er um keinen Preis hier als Lauſcher überraſcht ſein mochte, der Nahende ſei wer er wolle, ſo dachte er ſogleich an Flucht. Denn ein Verbergen ſchien nicht möglich, oder doch äußerſt mißlich. Orion wußte nicht, wie weit ſich der Gang, welcher oberhalb der

niedrigen Zimmerthüren hinlief, nach der Gartenſeite zu erſtreckte, und ob nach dorthin auch noch eine Oeffnung zum Lauſchen vorhanden ſei. Wenn er ſich alſo nach dieſer Richtung zurückzog, ſo konnte ihm der neue Ankömmling leicht dorthin folgen, um eine andre Oeffnung zu benutzen, und konnte ſolcherweiſe auf ihn ſtoßen. Geſchah dies aber auch nicht, ſo war eine vollkommene geräuſchloſe Ruhe, die ihm beim Verbergen auferlegt geweſen wäre, faſt unmöglich neben einem ſtill Lauſchenden, denn man hörte in dieſem engen Raume den Athemzug eines Andern auf große Entfernung. Dies Alles überdachte er haſtig, während die Schritte des Brabanters unerbittlich näher kamen, und er entſchloß ſich denn zur Flucht. Aber ſie mußte augenblicklich geſchehn, denn ſie führte eine Strecke dem heran ſchreitenden Feinde entgegen, da die Tapetenthüren rechts zu Chimene, links zu Françoiſens Schlafgemach von Brion aus nach der Richtung zu lagen, von welcher die Schritte ſich näherten. Und wohin dann? Rechts oder links? Chimene in das Geheimniß ziehn? Nur im äußerſten Nothfalle! Sie konnte auch dergeſtalt erſchrecken, daß

ſie um Hilfe rief, und Alles aufſtörte. Auf der andern Seite aber war Françoiſens Schlafgemach, ſo lange der König bei ihr blieb, der bedenklichſte Zufluchtsort. Sekunde auf Sekunde verſtrich über dieſer Wahl, der Angſtſchweiß trat ihm auf die Stirn, er ſtand noch immer an der Oeffnung neben dem Bildniſſe, der Prabanter mochte an den letzten Stufen der Wendeltreppe ſein — da hörte Brion, daß der König nach dem Alcazar hinüber wolle! Dies entſchied ſeine Wahl, er eilte an die Tapetenthür links, kroch haſtig hinab, öffnete, und trat in Françoiſens Schlafgemach. Raſch drückte er die Tapetenthür wieder zu auf die Gefahr, von dem nahenden Feinde gehört zu werden; und nun, nachdem er Athem geſchöpft, wendete er ſich gegen das Balkonzimmer. Seines Erachtens mußten dort nur Françoiſe und Maret noch zugegen ſein: er wollte horchen, ob Maret nicht auch ſchon ſeinen Abſchied vorbereite. Aber o Himmel, mannigfaches Geräuſch von Stimmen verrieth ihm, daß der König nicht hinweggegangen, daß die ganze Geſellſchaft noch zugegen ſei.

Margaretha nämlich hatte ihres Bruders Ankün-

digung, daß er ſich ermattet fühle, und nach
Alcazar ſich zurückziehen wolle, mit Unwillen au
nommen, und ihm entgegnet, es ſei jetzt wahrlich
der Augenblick, körperlicher Schwäche nachzug
und eine Angelegenheit zu verſchieben, welche für
wie für ſie von den gefährlichſten Folgen we
könne. Es müſſe in der nächſten Stunde entſchi
werden, ob ſie unbekümmert um den Termin des
leitsbriefes noch länger hier bleiben, oder ob ſie
in dieſer Nacht aufbrechen müſſe —

Nun ſo ſchaffe den Marot, und endigt' hatte
König ungeduldig ausgerufen, und ſich wieder nie
gelaſſen.

Erbittert über den Bruder, der ſo wenig Th
nahme bewies, rief Margaretha aus, indem ſie
nach der Balkonthür wendete: Nun, ſo wird
nichts übrig bleiben, als daß ich ſelbſt Beau
aufſuche!

Warum nicht gar! murmelte der König.

Es fällt ein dichter und eiskalter Regen, bemer
Florentin.

Wenn ich fliehen muß, ſo werd' ich nicht

Regen oder Kälte fragen dürfen, rief Margaretha, und riß die Balkonthür auf, um dennoch nach dem Wetter zu sehn.

Der Balkon war überdacht, sie mußte also, um ihre Hand prüfend in die freie Luft hinausstrecken zu können, hinaustreten bis an das Geländer — Man hörte sie einen Schrei des Schreckens ausstoßen, man sah sie in's Zimmer hereinstürzen, und mit der Hand auf die offne Balkonthür deuten. Françoise schrie auf; was ist? rief der König — Marot erschien an der Balkonthür!

Ein peinliches Stillschweigen trat ein, und weder Marot, noch Françoise hatten die Geistesgegenwart es zu benutzen, und die einfache Wahrheit vorzutragen. Jenen verließ die gute Laune, die hier am Ort gewesen wäre, vor dem furchtbar fragenden Blicke des Königs, der sich auf seinem Sessel nach ihm herumgewendet hatte, und Françoise stand blutroth da vor dem höhnischen Blicke Florentin's, vor den Augen Margarethens, welche halb ungläubig, halb entsetzt mit bohrender Frage auf sie eindrangen.

Was der Verleumdung Florentin's früher nicht ge-

lungen war, das ſchien jetzt dem Zufalle zu gelingen, und der abergläubiſche Prieſter nahm dies für eine Rechtfertigung ſeines damaligen Verdachtes, ſeiner damaligen Verleumdung, und er allein benutzte die lange Pauſe, um die abſcheulich wirkſamen, weil erklärenden Worte zu ſprechen: „Gerade ſo wie im vorigen Herbſte zu Fontainebleau!“

Der König wendete ſeine Augen auf ihn, und dann auf Françoiſe, welche durch Florentin's Worte vom Zorne mit noch höherer Röthe übergoſſen wurde, und nun im Zorne ſprechen wollte. Aber um den Grund anzugeben, aus welchem ſich Marot verſteckt, mußte ſie — wenigſtens ſtand ihr in ſolcher Verlegenheit nichts als die nackte Wahrheit vor Augen — erzählen, daß Marot ihr Koketterie angerathen, oder noch — ſie fand ſich nicht zurecht, ſie ſtotterte und ſtammelte, und eben weil ſie unſchuldig und für ſolche Lage unerfahren war, erſchien ſie im höchſten Grade verdächtig. Dadurch wurde auch Marot in qualvoller Befangenheit erhalten, und als er endlich ſo weit geſammelt war, um einen geordneten Vortrag zu verſuchen, ging die Thür des Vorzimmers auf,

und Montmorency trat haſtig ein mit der Nachricht, Bourbon ſelbſt ſei im Vorzimmer, und begehre, unverzüglich bei der Frau Herzogin eingeführt zu werden, die Freiheit derſelben ſtände wirklich auf dem Spiele —

Er trete ein! rief Margaretha.

Halt da! ſprach der König, und erhob ſich. Ich habe nichts mit ihm zu thun! Hindern will ich Euch nicht, aber Angeſicht gegen Angeſicht ſollen der König von Frankreich und Karl von Bourbon nicht geſehn werden.

Mit dieſen Worten ging er nach der Thür, welche zum Schlafgemache Françoiſens führte, da er nicht an Bourbon vorüber durch das Vorzimmer ſchreiten wollte. Als er die Thür öffnete, ſah er Brion ſtehn — foi de gentilhomme, ſchrie er auf und griff an's Schwert, — das iſt zu Viel!

Alle eilten herbei. Françoiſe erſtarrte zur Bildſäule — der Mann, deſſen glühende Neigung zu ihr allgemein bekannt war, wurde bei einbrechender Nacht in ihrem Schlafzimmer gefunden!

„Der arme Poet hat alſo wohl nur vor Ueberfall

warnen wollen, und hat ſelbſt nicht mehr zurück gekonnt!“ ſprach mit halber Stimme Florentin zur Herzogin Margaretha, ſolcherweiſe wiederum die jetzt viel ſchrecklichere Pauſe ausfüllend.

Brion war muthiger als Maret, und redete haſtig zum Könige: Uebereilt Euch nicht, Sire, es iſt hier nur ein böſer Zufall im Spiele, der eine unſchuldige Dame in falſches Licht ſtellt — die Gräfin weiß nichts von meiner Anweſenheit —

Schweig! rief grimmig ausbrechend der König, und indem er ſich zu faſſen ſuchte und ſich zu der Geſellſchaft wendete, ſetzte er ſtockend hinzu: Bourbon wartet Eurer, und ihn kümmern dieſe Vorfälle, deren Zuſammenhang von mir ausgeht, hört Ihr? nicht im Mindeſten — geht an Euer Geſchäft!

Damit trat er in's Schlafgemach, und winkte Brion es zu verlaſſen. Dieſer hatte vernommen, daß es ſich um einen wichtigen politiſchen Beſchluß handelte, und hatte die Faſſung, daran zu denken, daß der Hochverſteck von einem Fremden, wahrſcheinlich dem Kaiſer Angehörigen eingenommen ſein könne. Er wollte alſo anempfehlen, daß man die Berathung im andern

Flügel des Pallastes vornähme, konnte aber vor der heftigen Geberde des Königs nicht zu Worte kommen. Ja er bewirkte durch seinen wiederholten Versuch der Einrede noch obenein den zwar leise, aber mit gefährlichstem Zornesanzeichen ausgesprochenen Befehl des Königs: sich flugs nach dem Alcazar hinüber zu begeben, und dort des Königs Rückkehr zu erwarten. Orion kannte den König genau, und wußte, daß jetzt auf eine noch so bescheidne und vernünftige Einrede der schrecklichste Ausbruch, vielleicht blitzschnelles Niederstoßen des Widersprechenden durch das Schwert des Königs bevorstünde. Er schwieg und entfernte sich. Der König warf die Thür des Schlafgemachs hinter ihm zu, und sank wie zerbrochen in einen Sessel.

Franz war nicht mehr der zuversichtliche mächtige Herr, den Eifersucht gelockt hätte, der gleichgültig gewesen wäre gegen eine Geliebte, die seine ungestüme Neigung überlebt hatte. Er sah sich seit langer Zeit vom Glück verlassen, getäuscht in aller Zuversicht, gedemüthigt! Nichts gelang, nirgends bewährte sich der persönliche Zauber, der ihn sonst so sicher und übermüthig gemacht, sogar Chimene entwich ihm. Fran-

Geiſe allein war ihm ein immerwährender Troſt geweſen; ſie hatte ſich ſeiner Macht unverbrüchlich unterthan gezeigt, und jetzt, jetzt erſchien ein ſo grelles Zeugniß, daß auch ſie, auch ſie ihm untreu ſein könne. Auch ſie! Was fragte er, ein verwöhnter Herrſcher, ob er hundertfach Veranlaſſung dazu gegeben, ob er ſelbſt ihr längſt nicht mehr angehörte! Handelte ſich's um ihn? Es handelte ſich um ſie! Alſo auch über ſie hatte er ſeine Macht verloren!

So früh gehſt Du zu Grabe! ſeufzte er in tiefem Weh, und die Melancholie, mit der ihn das Gefängnißleben ſo lange und ſo eng umſponnen, bemächtigte ſich ſeiner bis zu Thränen, und er, der nie im Kleinen entſagen konnte, er ſteigerte ſich in eine Entſagung hinein, die wenigſtens in ihrer Größe ſeinem Naturel angemeſſen war, und die wenigſtens in ihrer Größe ihm eine Genugthuung gewährte. Glücksnaturen ſind im Unglück entweder klein oder heroiſch, das Mittelmaaß nur tragen ſie nicht: bei hereinbrechendem Verluſte Alles, aber Alles wegzuwerfen aus eignem Antriebe, das ſchmeichelt doch ihrem Stolze, denn ſie haben Stolz nicht bloß Eitelkeit.

Nachdem er ſo eine Viertelſtunde mit ſich gerun-

gen, erhob er ſich raſch, richtete ſich zuſammen zu heldenmäßigem Entſchluſſe, und trat in das Balkonzimmer. Er war jetzt gleichgültig gegen Bourbon's Gegenwart, er hatte Größeres vor als dasjenige war, was Raum hatte im Maaße des Vaſallen und Lehnsherrn.

Alle wären beſtürzt geweſen über ſeinen Eintritt, wenn nicht die Mehrzahl der Anweſenden ſchon ohnedies mit beſtürzter Seele zu ringen gehabt hätte. Françoiſe ſaß leichenblaß zur Seite auf einem Seſſel. Marot ſtand verſtört neben ihr, Montmorency lehnte an der Wand, und ſeine zuſammengedrückten Züge deuteten auf verhaltenen Grimm, Bourbon, der in zwei Jahren unter der Laſt des Landesverraths um zehn Jahre gealtert war, und graue Haarſpitzen um die breiten Schläfe zeigte, ſtand mitten im Zimmer, und trat erſchreckt einen Schritt rückwärts als der König erſchien; Margaretha ging in höchſter Aufregung auf und nieder, und ſtürzte ihrem Bruder mit den Worten entgegen: O, Franz, welch eine Welt! Alles iſt niedrig und gemein!

Iſt Eure Sache entſchieden? fragte dieſer im ruhigſten Tone.

Entſchieden zur Schmach des Kaiſers! Er harrt nur der Stunde, da mein Geleitsbrief abgelaufen ſei, um auch mich in Gefangenſchaft zu ſchlagen.

Danke dem Herzoge, und nimm Abſchied von ihm. Du haſt Eil', und ich auch, denn es bleibt uns noch Wichtiges zu erledigen.

Auf Bourbon's hartem Antlitze bewegte ſich's wie eine Schlacht unter ſchneidenden Gefühlen, der Ausdruck wurde ſchmerzlich, die weicheren Regungen ſchienen zu ſiegen, und er trat ſchwankend einige Schritte auf den König zu, als ob er Willens ſei, ſich ihm zu Füßen zu werfen; König Franz machte eine ablehnende Bewegung, die mehr Hoheit als Stolz ausdrückte und Bourbon feſſelte in dem Drange, der ihn trieb. Er ſtand ſtill, zwei dicke Thränentropfen rollten ihm über die gefurchte braune Wange in den ſchwarzen krauſen Bart, er raffte ſich zuſammen, daß ſein Schwert klirrte, trat haſtig zur Herzogin, ergriff deren Hand, küßte ſie, und ging eilig hinweg.

Gott ſei mit Euch, Bourbon, rief ihm Margaretha mit bewegter Stimme nach, und betrachtete eine Weile ſchmerzlichen Ausdrucks die Thür, hinter

der er verſchwunden war, und hinter der man ſeinen ſchweren Schritt abwärts tönend hörte.

Sorge für Roſſe, Marot! In einer Stunde reiſt die Herzogin, ſprach der König. — Setzt Euch zum Schreiben, Prälat, fügte er in derſelben feierlichen Ruhe hinzu, indem er ſich zu Florentin wendete.

Was haſt Du vor, Franz?

Das Nothwendige, Schweſter.

Marot war hinweg; Florentin trug Lichter zu einem Schreibtiſch, der in einem Winkel des Zimmers ſtand.

Der König folgte ihm zu dieſem Tiſche und ſprach mehrere Minuten lang leiſe zu ihm; Margaretha und Montmorency ſahen in ſteigender Spannung hin, als Florentin's Geſichtszüge das lebhafteſte Erſtaunen ausdrückten, und als der König einen Einwand mit erhobener Stimme kurz abwies. Françoiſe blickte ſtarr vor ſich an die Erde, ſie ſchien an nichts Theil zu nehmen.

Setzt Euch und ſchreibt wie folgt ohne Widerrede! hörte man den König ſagen. Florentin gehorchte, und wer dieſes Charakters genau kundig war, mochte an den Mienen des Gleißners erkennen, daß er gar

nicht ungern gehorchte. König Franz, ſich auf die hohe Stuhllehne des Prälaten ſtützend, ſprach ihm leiſe zu, was er ſchreiben ſollte. Es war bald geſchehn: Florentin ſtand auf und bot dem Könige eine eingetauchte Feder. Franz nahm ſie, trat vor den Tiſch, überlas ſtehend die Schrift, beſann ſich eine Zeitlang, und legte die Feder hin.

Er ging nach der offnen Balkonthür, und ſah eine Zeitlang ſchweigend in die finſter ſtürmiſche Nacht hinaus.

Was haſt Du vor? rief Margaretha noch einmal, und eilte zu ihm.

Das Nothwendige! erwiderte er noch einmal, wendete ſich nach dem Zimmer, und ging, einen Augenblick auf Françoiſe blickend, von Neuem zum Schreibtiſche. Er ſetzte ſich, und unterſchrieb die Schrift.

Macht eine Abſchrift davon, Prälat, und leſt ſie dann vor, ſagte er aufſtehend, und ging wieder zur Balkonthüre, dieſmal ſeine Schweſter am Arme mit ſich führend.

Du wirſt dieſe Schrift der Mutter mitnehmen, ſprach er zu ihr, während er ſtarr in die Nacht hin-

aus blickte, und wirst ihr von mir sagen, sie solle unverzüglich darnach handeln.

Was befiehlt die Schrift?

Du erfährst es sogleich. Habe Dank für die Liebe, welche Du mir bewiesen, bewahre sie mir ferner, Margaretha, ach, ich bin ihrer gar bedürftig.

Franz, mein Franz, was ist Dir?

Seid Ihr fertig Prälat? — So lest.

Florentin schrieb hastig die letzten Worte, stand dann auf, und las, wie folgt:

„Wir haben gewollt und durch ein dauerndes und unwiderrufliches Edikt hiermit bestimmt, daß unser sehr werther und geliebter Sohn Franz, Dauphin des Viennois Landes, von jetzt an erklärter sehr christlicher König von Frankreich sei, und als König gekrönt, gesalbt, geweiht und daß ihm allein als wahrem Könige gehorcht werde."

Jesu Maria! war der gemeinschaftliche Schrei der drei Zuhörer noch ehe der Prälat geendigt hatte, und alle drei, Margaretha, Françoise und Montmorency waren zu ihm gestürzt, die Schwester an seine Brust, die andern zu seinen Füßen, ihm die Kniee umklammernd, und in unbeschreiblicher Verwirrung

Klagen, Bitten, Beſchwörungen rufend in herzzerſchneidender Inbrunſt.

Der König blieb unerſchütterlich; ſeine Thronentſagung blieb unverändert. — Margaretha wurde überwältigt vom Schmerze, und ſank beſinnungslos zu Boden. Françoiſe, deren Antlitz in Thränen gebadet war, griff krampfhaft nach ſeinen Händen, die er ihr entziehn wollte, und ſprach mit einem Tone, der durch die Seele ging: O, ſo laß mich wenigſtens bei Dir, daß ich Dein Leid theile bis in den Tod!

Auch Franz ſchien davon erſchüttert zu ſein, er faßte ſich aber gewaltſam, ſtreifte ihre Hände ab, und ſprach: Madame, Ihr habt Euch des Königs Franz nicht würdig gezeigt; ich bitte Euch, dies Haus vor dem nächſten Morgen zu verlaſſen; ich will allein ſterben.

Mit dieſen Worten ging er hinaus, zuſammenzuckend bei dem gellenden Schrei des Weh's, welchen er die fallende Gräfin ausſtoßen hörte.

V.

14.

Im ſüdweſtlichen Frankreich mündet unterhalb Rochefort ein ſelten genannter Fluß in den Ocean. Er iſt von großem Verdienſt, denn er iſt, obwohl ſchmal, tief und von gleichmäßiger Strömung, und ſchwere Schiffe können über eine ſtarke Tagereiſe in ihm aufwärts ſegeln. Die Ufer ſind überaus lieblich: ſaftige Wieſen ſteigen links und rechts hügelan und verlieren ſich in Laubwaldungen; Ritterſchlöſſer aus der älteſten Zeit, eine gar ſeltne Erſcheinung in Frankreich, ſpiegeln ſich mit breiter uralter Form, ganz verſchieden von unſern rund aufgethürmten Burgen, in ſeinem grünen, reinen Gewäſſer. Die alte Taillebourg, welche in den Romanzen aus Ludwigs des Heiligen Zeit zu Hauſe iſt, neigt ſich mit ihren bleichen Sandſteinmauern wie eine ſteinerne Romanze in die Fluth. Charente iſt der

Name des Fluſſes; Saintonge iſt der Name dieſer Gegend, Saintes iſt die Hauptſtadt, lauter Namen, die von den alten Santonen, deren Bekanntſchaft uns die Römer überliefert, herſtammen. Das Römerleben hat in dieſem Landſtriche vielerlei Zeugniſſe hinterlaſſen, und dies alles zuſammen: die Erinnerungen an verſchiedenartige uralte Geſchichtsepochen, die Abgelegenheit von großer Heerſtraße, der beſcheidene und doch mächtige Fluß, die dunklen Laubwälder weihen dieſen Landſtrich vorzugsweiſe zu einer poetiſchen Exiſtenz. Mehr als anderswo ſcheint es hier natürlich, daß ein romantiſcher Held aufwachſe, und daß er hierher zurückkehre aus Stürmen und Täuſchungen der Welt; oder daß ein geprüftes Liebespaar hier ſeine Wohnung aufſchlage unter den weitſchattenden Zweigen der ſchöner als anderswo gedeihenden Laubholzbäume, an den grünen Ufern dieſer tiefen Charente, in welche die Fluth des Oceans täglich heraufſteigt wie ein Gruß gnädiger Gottheit.

Drei Meilen aufwärts von Saintes lag in dieſem ſchönen Flußgelände das Schloß Cognac auf einem Hügel dicht über der Charente. Man ſah nordwärts

aus den ſchmalen Fenſtern dieſes Schloſſes über den Fluß auf Wieſen, die ſich langſam hinaufzogen zu rings geſchloſſenen Buchenwäldern. Südwärts lief der Hügel in weicher Raſenſenkung hinab in einen mit uralten Bäumen geſegneten weiten Park, durch welchen eine Ulmenallee in der Mitte dem Blicke unabſehbar ſich hinzog in neue Waldfernen. Das Städtchen Cognac ſelbſt lag unter Bäumen verſteckt rechts unter dem Hügel vom Schloſſe aus.

Unter einer Ulme dieſes Parks war König Franz geboren, in dieſem Schloſſe hatte er ſeine frühſte Jugend verlebt, und hierher richteten ſich ſeine Gedanken in der einſamen Gefangenſchaft, welche nach jener entſcheidenden Novembernacht noch ſo viel einſamer und trauriger geworden war. Wenn wir am Ende unſers Lebenskreiſes zu ſtehn glauben, dann wenden ſich unſere Blicke gern auf den Anfang unſers Lebens zurück, wie das zum Tod verwundete Jagdthier mit letzter Anſtrengung das Gebüſch zu erreichen trachtet, in welchem es ſeit Jahren Ruhe und Schutz gefunden.

Wenn eine Zeit käme, dachte der König, in wel-

cher man ihn, deſſen Herrſchaft übertragen und von keiner Gefahr mehr ſei, ruhig ziehn ließe, dann wollte er in ſeiner grünen Heimath zu Cognac ein zertrümmertes Leben beſcheiden zu Ende führen. Deshalb waren im Winter Befehle auf dieſem Schloſſe eingetroffen, daß Alles in wohnlichem Stande erhalten, die Forſten gepflegt, das Wild geſchont werden ſolle. Die alten Diener wußten nicht recht, was davon zu halten ſei, denn König Franz galt für einen verlorenen Mann, und der alte Haushofmeiſter auf Cognac, der ſeit einiger Zeit öfters Briefſchaften erhielt, war von mürriſcher Verſchwiegenheit; von ihm war nichts zu erfahren. Aber man ſah mit Erſtaunen, daß er jetzt — es war gegen die Mitte des März 1526 — die Arbeiten zum Empfang von Herrſchaften verdoppeln ließ, und man ſah mit noch größerem Erſtaunen, daß ein ergrauter Diener in unbekannte Farben gekleidet ankam, daß er höflich vom Haushofmeiſter aufgenommen wurde, und daß dieſer Fremde die Befugniß erhielt, die Zimmer am weſtlichen Thurme nach ſeinem Gutdünken einzurichten. Wer da weiß wie peinigend ſolche Neugier für alte Diener iſt, und

wie jede Kleinigkeit als Beweis für irgend eine Vermuthung ausgebeutet wird, der wird gern glauben, daß die alten Diener auch ohne weitere Hilfsmittel bald insoweit auf dem Reinen waren, es gälten diese Vorbereitungen der Aufnahme von Damen. Nun kam außerdem aus dem fünf Meilen entfernten Angoulême die Kunde, es sei die Regentin Louise mit großem Gefolge nach Bordeaux hinab gereist; die Diener schlossen also ihre Vermuthungen dahin ab, sie werde bei ihrer Rückreise nach Paris in Cognac einen Frühlingsaufenthalt nehmen. Nur der fremde Diener, dessen Farben keineswegs die der Angoulême's waren, störte diese Berechnung noch immer einigermaaßen.

Auch für einen Wohlunterrichteten mochte es damals schwer sein, über die nächste Zukunft irgend etwas mit Wahrscheinlichkeit zu bestimmen: die Novembernacht in Madrid hatte nicht nur plötzliche und tiefe Veränderungen herbeigeführt, sondern diese Veränderungen waren bereits am nächsten Morgen wieder innerlich ganz und gar umgestaltet. Der König nämlich, nach der Thronentsagung in den Alcazar

zurückkommend, ließ Brion, welcher dort ſeiner harrte, nicht ſogleich vor ſich, ſondern blieb noch mehrere Stunden allein. Er hatte die ungeheure Aufgabe vor ſich, eine Gedankenwelt der Entſagung, welche ſeinem natürlichen Weſen durch und durch zuwider war, ſeinem Weſen einzuverleiben. In allen Theilen ſeiner Seele zuckten die ſchmerzhaften Flämmchen auf, welche ihm ſein wahres Innere beleuchteten, und ihn darüber belehrten, es ſei nur ein erkünſtelter Zuſtand der Reſignation, in welchem er ſich befinde. Hätte er ſich im Schmerz über dieſe Zuckungen ſogleich entſchloſſen, Brion anzuhören, es hätte noch Alles anders werden können. In dieſen Stunden aber erfüllte ſich das, was er gegen die ächte Wahrheit ſeines Charakters eingeleitet hatte. Françoiſe nämlich erhob ſich vom Boden, und hatte nicht nur Weh und Verzweiflung, ſondern Erbitterung im Herzen, Erbitterung, daß der Mann ihrer grenzenloſen Liebe und Verehrung auf ein Paar nichtige Zufälle hin ſie ungehört verdammen könne. Das Foir'ſche Blut ſiedete in ihrem Herzen, wie es damals am Todestage der Königin Claude in Paris aufgewallt war, und es ſie-

dete jetzt in noch viel heftigerem Maaße, denn auch unsere feinsten Gefühle bewegen sich in Steigerungen nach aufwärts oder nach abwärts, sie wiederholen sich niemals in gleichem Maaße. Margaretha's Nähe war auch nur geeignet, diese Steigerung im Zorne zu begünstigen. Margaretha, die ihr stets wohlgesinnte Freundin, war durch Alles was vorgegangen in fieberhafte, für jede besonnene Prüfung unfähige Heftigkeit versetzt; Margaretha zog den unseligen Entschluß der Thronentsagung auf die schreienden Zeugnisse untreuen Lebenswandels der Gräfin, welche den König in Verzweiflung getrieben; Margaretha zeigte Françoise schweigende Verachtung. Diese aber war viel zu stolz, nur den geringsten Versuch der Rechtfertigung zu machen. Sie verließ ihr eignes Zimmer vor der Herzogin, und ging zu Chimene. Obwohl sie auch zu dieser, welche offenbar die ungetheilte Neigung des Königs zu ihr beeinträchtigt, kein günstiges Zutrauen hatte, so war sie doch bei diesem lauteren Mädchen eines unbefangenen Sinnes gewiß. Sie hat Chimene, welche erschreckt aus dem Schlummer auffuhr, ihr durch den Haushofmeister sogleich

Pferde und zwei männliche Diener zu verſchaffen, damit ſie binnen einer Stunde ſich auf die Reiſe begeben könne. Chimene ſchrie auf, und fragte entſetzt, was vorgefallen ſei; Françoiſe aber hätte in dieſer Stimmung nicht einem Gott erzählen mögen, was ſie ſo eben erfahren und erlitten habe; ſie wies dieſe Theilnahme Chimenens hart zurück, und wiederholte nur kalt ihre Frage, ob Chimene ihr zu Reiſemitteln und Reiſebegleitung auf der Stelle verhelfen könne, ſonſt verließe ſie zu Fuße Madrid.

Chimene, den Mangel an Vertrauen mit liebender Seele überſehend, war bereit, und ſetzte im Hinausgehn hinzu: Ich hoffe, Du wirſt mich nicht verſtoßen, weil Dir Andere weh gethan, und wirſt mich an Deiner Seite behalten!

O nein, Chimene, Du biſt dem Könige ein Troſt, Du wirſt hier bleiben. Ich bedarf keines Troſtes.

Aber ich bedarf Deiner, und verwehrſt Du mir, neben Dir zu ziehn, ſo ziehe ich hinter Dir! entgegnete ſie und ging zu ihrem Vater. Dieſer war entſetzt über die Idee, daß ſeine Tochter ſich wieder öffentlich der übel berufenen Gräfin anſchließen wolle;

er möge wählen — sprach sie feierlich — zwischen großem und kleinem Uebel. Bleibe sie hier, so widerfahre dem Namen Infantado ein großes Unheil; gehe sie, so bliebe das Haus Infantado unbetroffen. — Der Herzog wußte nicht, was sie meinte, aber er wich seiner gespenstischen Furcht, und ließ sie gewähren.

Um die zweite Stunde der Nacht ritten Françoise und Chimene mit zwei Dienern über die Höfe des Pallastes, und das Fallgatter des Thorthurmes erhob sich vor ihnen diesmal ohne Weiteres. Ein schneidender Wind von der Guadarrama herabfegend über die Madrider Hochebene trieb ihnen den Regen in's Antlitz; erst eine halbe Stunde nach ihnen kam die Herzogin Margaretha mit ihrem Gefolge, zu welchem Marot und Vuré gehörten. Nicht bei diesem, nicht bei jenem Zuge wurde ein Wort gewechselt.

Der König hatte für Jedermann seine Thür untersagt, er sah auch seine Schwester nicht mehr; erst gegen Morgen, als ihm die Oede unerträglich wurde, ließ er Brion zu sich. Er hatte sich vorgesetzt, dieser solle das eigentliche Thema mit keinem Worte be-

rühren, und ihm anzukündigen, daß er ſelbigen Tages auf ſeine Auswechſelung beim Kaiſer antragen wolle, daß Brion alſo nach Frankreich heimkehren könne. Den undankbaren Freund mit Wohlthaten zu überhäufen, dies war die Art der Genugthuung, welche das erſchütterte Naturel des Königs damals brauchte. Wenn alle Reize verſagen, der Reiz, welchen Großmuth und Stolz auf uns ausüben, bleibt dem gefeſſelten Löwen.

So wurde es aber nicht: Brion überfiel ihn, der im geheimſten Grunde des Herzens einer befriedigenden Erklärung bedurfte, er überraſchte ihn, den ſchwach Verbietenden, mit einer einfachen, den Stempel der Wahrheit tragenden Erzählung. Darin verſchwieg er nicht, daß ihn Liebesdrang zum Abenteuer getrieben, betheuerte aber einfach und ohne Prunk, daß Françoiſe keine Ahnung davon gehabt habe.

Der König lebte auf bei dieſer Erzählung; ſie trug in ihrem romantiſchen Detail, welches der augenblicklichen Prüfung ſich darbot, für den Sinn des Königs eine überzeugende Kraft der Wahrheit. Er kannte Brion auf und nieder, und ſetzte alſo nur hinzu,

ob dieſer ſein ritterliches Wort zur Bekräftigung ſolcher Ausſage einſetzen könne — laß mich ausreden, unterbrach er den raſch auf die Forderung eingehenden, ich verzeihe Dir jedenfalls für die romantiſche Erfindung, ich behalte Dich an meiner Seite, auch wenn Du Dein Wort nicht darauf legen kannſt, auch wenn Du nur obenhin verſicherſt, ich könnte mich auf Deinen guten Willen verlaſſen!

Ich ſchwöre Euch, Sire, bei meinem ritterlichen Ehrenworte, daß ich Euch reine Wahrheit berichtet habe.

Mein Gott, was haben wir für thörichte Dinge gemacht! rief der König aufſpringend, und eilte aus dem Zimmer, aus dem Alcazar. Er war ſich ſelbſt wiedergegeben, er wollte zu Françoiſe eilen und abbitten, um Auflegung ſchwerer Buße bitten, um Verzeihung flehn.

Es war zu ſpät; ſie war hinweg, Chimene mit ihr! Auch Chimene!

Sich ſchreienden Unrechtes bewußt zu ſein gegen die Geliebte, das iſt für jeden edlen Menſchen ein Sporn, der zu ſtärkerem Ausdrucke, zu lebhafteren Beweiſen der Neigung treibt, als unſern natürlichen

Wünſchen entſprechend iſt. Solch ein künſtlich erzeugter Gegenſatz täuſcht gar oft ein Liebespaar über die wirkliche Stärke der Empfindungen. Hier wurde des Königs Leid über den Verluſt Chimenens zurückgedrängt durch den Schmerz, welchen er über die Kränkung Françoiſens empfand, und vielleicht genügte er ſeinem Weh über Chimenens Verluſt gleichzeitig, indem er Kourier auf Kourier, Brief auf Brief der beleidigten Gräfin nachſandte, um deren Verzeihung und Rückkehr zu erbitten. Chimene war ja mit ihr, es konnte ja auch ihrem Herzen gelten, daß er ſein ſchreiendes Unrecht gegen Françoiſe zu entſchuldigen trachtete.

Zu dieſer Auslegung indeſſen iſt keine äußere Veranlaſſung vorhanden, die Briefe und das Benehmen des Königs zeugen im Gegentheile von einer innigen poetiſchen Zärtlichkeit für Françoiſe, wie ſie im ganzen Verlaufe der Liebesgeſchichte noch niemals von ſeiner Seite bekundet worden war.

Und gerade jetzt, da ihre innere Vereinigung mit dem Könige den Punkt poetiſcher Innigkeit erreichte, den ſie ſtets ſo ſehnſüchtig herbei gewünſcht hatte,

gerade jetzt war ſie den Worten des Königs unzugänglich. Die Briefe des Königs erreichten ſie noch in Urgel auf der Reiſe, fanden ſie in Foix, wo ſie ihren Aufenthalt wieder genommen hatte, aber es wurde kein einziger von ihr geleſen. Die erſten ſandte ſie unberührt zurück, und um die folgenden hüllte ſie einen Umſchlag, auf welchen ſie durch Chimenens Hand ſchreiben ließ: „Die Gräfin Françoiſe an König Franz.“ So gab ſie ihm all die verſiegelten Worte und Schwüre zurück.

Er ſelbſt war in den erſten Wochen nach dieſer Trennungskataſtrophe zu beſſeren politiſchen Ausſichten gelangt, denn der Brabanter hatte dem Kaiſer die Nachricht von der Thronentſagung hinterbracht, und dies war für den Kaiſer eine Schreckenskunde geweſen. Den gefangenen König von Frankreich, der ſeine Gefangenſchaft mit großen politiſchen Opfern löſen mußte, in einen gefangenen Privatmann verwandelt zu ſehn, der für ſeine Befreiung nichts mehr bieten konnte, das war natürlich nicht des gewinnluſtigen Kaiſers Rechnung. Er zeigte ſich alſo flugs nachgiebiger als bisher, um eine Verzögerung oder

einen Widerruf dieſes Aktes herbeizuführen, und ſo wurde dem Könige Franz die Hoffnung genährt, das Ende ſeiner Gefangenſchaft ſei nahe, und er werde bald perſönlich auf Schloß Loir ſagen können, was die Geliebte ſich brieflich nicht ſagen laſſen wolle. Dieſe Stimmung erhielt ſich bis gegen das neue Jahr, 1526. Kaiſer Karl hatte trotz der Abdankungsakte gezögert, in allen Hauptſachen nachzugeben und ſolchergeſtalt den Freiheitsvertrag abzuſchließen, weil er bei ſchärferem Hinblick auf Perſonen und Verhältniſſe folgende Zweifel und Bedenken nicht abweiſen konnte: Die Regentin Louiſe — ſagte er ſich — liebt ihren Sohn ſehr, ſie wird ihn nicht leicht einer ewigen Gefangenſchaft ausſetzen, ſie wird ihn, den Herrſchbegierigen, den zum Herrſchen ſo wohl Ausgerüſteten, welcher in der Blüthe der Jahre ſteht, ſie wird ihren Cäſar François nicht ſo ohne Weiteres vom Throne ſteigen laſſen, ſie wird zuwarten, ob ich mich nachgiebiger zeige, wenn ich etwas verlauten höre von dieſer verzweifelten Abſicht; ſie wird mich am Ende ſelbſt unterrichten vom Vorhandenſein einer Abdankungsakte, und dann iſt es eben auch noch Zeit für

mich, nachzugeben. Oder die Absicht ist noch schlauer, und da ich bis jetzt, fünf Wochen nach Abfassung der Akte, noch keine andere Kunde als die durch meinen sicheren Späher erhalten habe, so ist diese schlauere Absicht die wahrscheinlichere: sie lassen zu derselben Zeit, in welcher ich hier den Vereinigungstraktat mit dem Könige abschließe, unter dem Siegel vorläufiger Geheimhaltung dem Parlamente die Abdankungsakte mittheilen, und veröffentlichen sie erst, sobald mein Gefangener in Freiheit ist, und den französischen Boden betritt. Dann heißt es, ich habe mit einem Könige Traktate abgeschlossen, der im Augenblicke des Abschlusses nicht mehr König gewesen, also auch für Vollziehung des Traktats nicht verantwortlich sei. Die Abdankungsakte alsdann nach erlangter Freiheit zu vernichten, ist einem Kinde, dem kleinen Dauphin gegenüber formelle Kleinigkeit, und der Betrogene bin ich!

In dieser Zeit und in Folge dieser Umstände faßte der Kaiser wahrscheinlich zum ersten Male den Gedanken, den Friedenstraktat jedenfalls nur unter der Bedingung abzuschließen, daß König Franz mit seiner

Person für gänzliche Vollziehung deſſelben einſtünde, und das Verſprechen ablege, im entgegengeſetzten Falle zurück zu kehren in ſeine Gefangenſchaft.

Die Franzoſen wurden dieſes Mißtrauens während der fortgeſetzten Unterhandlungen natürlich inne, und ſo erklärt es ſich, daß unter einem Könige, welcher ritterliches Wesen aufzufriſchen trachtete, Winkelzüge, Zweideutigkeiten und beſchönigter Wortbruch, kurz Unritterliches aller Gattung bei dieſer wichtigen Angelegenheit zum Vorſchein kam, und daß doch König Franz nicht allein dafür verantwortlich zu machen iſt. Sein ritterlicher Schwung, der eben nichts Organiſches der Zeitverhältniſſe war, hatte ſich dem nüchtern politiſchen Kaiſer gegenüber fortwährend getäuſcht und benachtheiligt geſehn, und es entſchloß ſich der König am Ende, den gebieteriſchen Forderungen ſeines Landes und ſeiner Umgebungen nachzugeben.

Dahin war König Franz nach Eintritt des Jahres 1526 gebracht, und hierdurch wurde auch in all ſeinen inneren Lebensverhältniſſen eine neue Wendung herbeigeführt. Abgeſehn vom Verhältniſſe zur Gräfin, welches er auf des Königs Geheiß mit keiner

Sylbe berühren durfte, mochte wohl Florentin, der in Madrid geblieben war, einen wichtigen Einfluß auf den König ausgeübt haben. Obwohl Franz den Priester nicht liebte, so konnte er sich doch dem gewandten Verstande desselben nicht entziehn, und der poetische Aberglaube desselben, dem jeder Gefangene Thüren und Thore bereitwillig öffnet, ward dem Könige bald eine anziehende Beschäftigung. Was giebt es denn auch Verlockenderes für einen Unglücklichen als das weite Reich abergläubischer Träume, welche aus dem Munde eines sonst überlegenen Verstandesmenschen entgegen treten! Außerdem hatte Florentin die nie ruhende Mönchspost für sich, welche den König genauer als je vorher ein anderes Mittel über alle geheimen Absichten und Gedanken Europa's unterrichtete. So kam es, daß im Könige Franz eine strenge Stimmung gegen alle Kirchenform sich vorbereitete, und daß die Unterhandlungen mit dem Kaiser von jetzt an den oben bezeichneten unlauteren aber praktischen Charakter annahmen. Die Idee einer so weit aussehenden Regentschaft der Herzogin Louise, wie sie die Abdankungsakte zusicherte, war dem Prie-

ſter allerdings noch viel reizender geweſen, als die ſchwierigere, jetzt dargebotene Möglichkeit, ſich des Königs ſelbſt zu bemächtigen, aber jene Idee ward durch die Mutterliebe der Regentin gar zu ſehr beeinträchtigt, als daß der ſchlaue Prieſter auf ihr hätte beharren mögen. Die Regentin hatte ihm angezeigt, daß ſie, wenn noch irgend ein anderes Mittel übrig ſei, durchaus nicht auf Koſten ihres Sohnes Regentin bleiben wolle: er ſetzte alſo, auf dieſer Abdankung ſteif verharrend, ſowohl die Gunſt der Regentin als die Duldung des Königs auf's Spiel, und deßhalb arbeitete er für die Befreiung des Königs um jeden Preis.

Mochte es der König empfinden, daß er in ſolchen Kreiſen der Rathſchläge, daß er innerhalb der ihn umſtellenden Netze eines Florentin ſeine Einheit des Charakters verlöre? Iſt es zu verkennen, daß König Franz gegen das Ende ſeiner Gefangenſchaft Schritte und Züge entwickelte, die nicht mit ſeinem früheren Weſen in Einklang zu bringen ſind, und ſeinem ſpäteren Charakter und Lebensſtile etwas Unruhiges und Jaches mittheilen? Nein, es iſt offenbar, daß die widrigen Lebenshemmniſſe ihn außer ſich trieben,

und daß er, die Politik Karls überbietend, in Verzerrung gerieth. Gewiß empfand er damals eine um so größere Sehnsucht, denjenigen Lebenstheil früherer Zeit, mit welchem er noch zusammenhing, sorgsam zu pflegen und für die unsichere Zukunft zu retten. Er vertiefte sich inniger als er jemals gethan in sein Liebesverhältniß mit Françoise. War er doch hier sicher, daß nie ein unedler Mißton wie in andern Verhältnissen ihn erröthen machen würde! Er schrieb ihr von Neuem, er schilderte ihr, daß er seine Zukunft mit ihr dort wieder aufnehmen möchte, wo ihm Welt und Liebe einst idealisch vorgeschwebt habe, unter den Bäumen zu Cognac, wo er seine Jugend verlebt. Sie möge noch einmal Vertrauen zu ihm fassen, dort unter den alten Ulmen werde er gewiß besser und liebenswürdiger sein, als jemals anderswo. „Ich empfinde es schmerzlich", setzte er hinzu, „daß ich niemals Deine schöne Liebe würdig erwidert habe. Ich war stets zu eigennützig, zu zerstreut, zu äußerlich, zu undankbar! Im Parke meiner Jugend denke ich mein besseres Selbst, das mir die wirre Welt so lange entwendet, wieder zu finden. Du kennst es

noch gar nicht, Françoise, ach ich kenne es selb
kaum noch, aber ich weiß: dies bessere Selbst ist
allein, was Dich zu mir gezogen hat. In unse
glücklichen Zeit wehte es noch zuweilen um mich w
eine eigenthümliche Atmosphäre. Laß mir den Glau
ben, daß ich sie in Cognac wieder gewinnen werd
Begieb Dich, ich bitte herzlich, begieb Dich na
Cognac! Ich lasse die nöthigen Anstalten für Dei
dortige Wohnung treffen. Unterstütze mich in de
süßen Glauben, das Haus meiner Jugend werde mi
wiedergebären. Ich habe herbe, ach für mein Ge
wissen herbe Opfer zu bringen, daß ich diesem Spe
nien entrinne — ich werde sie bringen, und beg
mit dem Frühlinge an Deinem Herzen mich zu trö
sten. Erzähle mir von meinem Schloß an der Gir
ronde! ich sehne mich so sehr darnach, Dich dort z
wissen, Deine Worte, Deine Gedanken von dort z
vernehmen!"

Auch dieser Brief kam uneröffnet in den Alcaza
zurück mit der neuen Aufschrift „Gräfin Françoi
an König Franz."

War es Françoisens Unstern, der sie veranlaßt

den Geliebten hartnäckig von sich zu weisen da er hingebender und liebender gesinnt war als je vorher?

Es schmerzte den König, aber er zürnte nicht. Dazu war er edel bis in die geheimsten Falten des Herzens: beleidigter Stolz wie er Françoise nach jener Scene zukam hatte ihm eine so volle Berechtigung, daß sich ein gewisses Etwas in ihm sogar freute über ihren standhaften Sinn. Es muß das Weib Königs Kranz empfinden' flüsterte dies Etwas, und er setzte sich von Neuem an den Schreibtisch, legte all die zurückgesandten Briefe auf einander, schrieb einen neuen an Chimene, legte ihn hinzu und richtete Alles an diese. Er theilte ihr in kurzen Worten mit, was er der Freundin gesagt, wie und warum er sie gebeten habe, nach Cognac zu gehn. Chimene möchte ihr die Briefe einhändigen, und möchte sie, wenn auch dieser Versuch fehlschlüge, zur Uebersiedelung nach Cognac bewegen. Vielleicht schon in einigen Wochen komme er selbst dahin, und vielleicht gelänge es dann seiner persönlichen Bitte, die beleidigte Freundin zu versöhnen.

Chimene glaubte nicht mehr an eine glückliche Ver-

einigung zwiſchen dem Könige und ihrer Freun
ſie wußte zu gut, wie ſich der König ihr gege
benommen hatte, und wie ein Mann ſolchen V
Françoiſe über Kurz oder Lang grenzenlos un
lich machen müſſe. Sie wollte auch keine Ge
ſchaft mit ihm hinter dem Rücken Françoiſens
hatte erfahren, wie empfindlich dieſe dafür war.
dieſen Gründen öffnete ſie das Paket nicht, ſo
übergab es der Freundin mit dem Bemerken, e
halte jedenfalls die zurück geſandten Briefe, u
möge beſtimmen, ob es zu öffnen ſei.

Wie kann ich? entgegnete Françoiſe, die Au
kamen an Dich!

Ich habe nichts mit dem Könige zu ſchaffen
es iſt unzweifelhaft, daß er nur meine Vermit
für Dich nachſucht. Beſtimme.

Es bedarf keiner Vermittelung zwiſchen mi
ihm' ſagte Françoiſe, deren Empfindlichkeit ſtets
wurde durch eine Erinnerung an des Königs Theil
für Chimene — und es giebt keine Vereinigung
zwiſchen mir und ihm' ſetzte ſie hinzu, indem ſ

abwendete und an's Fenster trat, als wolle sie zu ihrer Zerstreuung das schneebedeckte Thal der Arriége betrachten. Die Wintersonne glänzte auf den Schieferdächern des Städtchens Foix, und zwei große Bergadler schwebten langsam darüber hin. Jacques, der Rabe, welcher am Fenster saß, schrie sein „François! François!" den Raubvögeln nach.

Chimene mochte das Stillschweigen nicht unterbrechen; ihr Auge ruhte zerstreut bald auf dem Briefpaket, bald auf der von ihr abgewendeten Freundin. Plötzlich kehrte sich diese zu ihr, und fiel ihr schluchzend um den Hals. Zum ersten Male seit der Katastrophe in Madrid fand Françoise wieder Thränen, stromweis flossen sie, als sollte sie nun mit einem Male von dem Monate lang krampfhaft zusammen gehaltenen Schmerze befreit werden. O Chimene! sprach sie endlich unter immerwährendem Schluchzen, es zerreißt mir das Herz, ihm zürnen und entsagen zu müssen; aber ich muß es! Hinter jeder neuen Versöhnung mit ihm liegt neue, noch tiefere Schmach, liegt völlige Verzweiflung und Tod! — Entferne diese Briefe, ich könnte unterliegen und sie öffnen, und

wenn ich ſeine Worte läſe, ſo wäre meine Kraft des Widerſtandes dahin!„

Mit dieſen Worten eilte ſie hinweg, in Chimenen die traurige Ueberzeugung zurücklaſſend, daß für ſolche Liebe Trennung wie Vereinigung gleich großes Elend bringe.'

Der König aber wurde um dieſe Zeit ſo lebhaft von den zum Abſchluß eilenden Unterhandlungen in Anſpruch genommen, daß er weniger ſchmerzlich die erwartete Antwort vermißte. Je näher ihm die Freiheit kam, deſto lebendiger wurde ihm auch wieder das Vertrauen auf ſeine perſönliche Macht, und die ſanguiniſche Vorſtellung geſtaltete ſich ihm täglich feſter: Françoiſe und Chimene harrten ſeiner bereits in Cognac. Florentins Horoſkop-Stellung hatte ihm verkündet, daß ihn die Heimath mit einer Schönheit und Liebe begrüßen werde, deren Freudenquelle bis an das Ende ſeines Lebens nicht mehr verſiege. Der König lächelte über den Prophetен, der den Sieg ſeiner Gegnerin voraus verkünde, und der Prophet lächelte über den kurzſichtigen König, der nicht ahnte, daß man aufmerkſam den geheimſten Regungen ſeines

Herzens gefolgt, und mit Aufwand aller koketten Kräfte dafür besorgt gewesen war.

Florentin hatte an demselben Tage, es war der 13. Januar, in einem Briefe der Regentin die Nachricht erhalten, das Gesuchte sei über alle Erwartung glücklich gefunden, er möge nun, es koste was es wolle, die Unterhandlungen abschließen. Es sei Alles bereit für ihre Abreise nach Bayonne, und sobald er das Signal gebe, breche sie auf. — Er eilte also sogleich zu Gattinara, und brachte noch an demselben Abende die Abschrift des endlichen Traktats dem Könige in den Alcazar mit der officiellen Nachricht, daß der Kaiser bereit sei, ihn morgen zu unterschreiben, wenn der König mit seiner Unterschrift das feierliche Versprechen gewissenhafter Erfüllung des Traktates geben wolle.

Endlich! rief der König. Nun so übernimm denn Dein Amt! Du bist verantwortlich als Diener der Kirche für Alles was Du bindest und lösest.

Das bin ich! erwiderte der Priester mit frecher Zuversicht, und geleitete den König in den Sternensaal, wohin er schon Montmorency, Brion und zwei

neue Abgeſandte der Regentin beſchieden hatte. Einer dieſer Abgeſandten war ein Adept Duprats, ein Parlaments-Präſident de Selve, der um ſeiner ſcharfen Augen und Ohren willen dazu erwählt war; der zweite war ein eisgrauer Biſchof, der um ſeiner ſtumpfen Sinne halber die Sendung erhalten hatte. Dieſer alte Mann verließ ſich in alle dem, was ihm zu thun auferlegt werden mochte, auf den berühmten Prälaten Florentin, welcher bei aller hohen Geiſtlichkeit in hohem Anſehn ſtand.

Der König erſchien raſchen Schrittes in dem kleinen Saale, der diesmal ſchwächer erleuchtet war als bei der Zuſammenkunft mit dem Kaiſer, und befahl Florentin, ſogleich an's Werk zu gehn. Eure Schreiber, ſetzte er hinzu, indem er ſich zu Selve wendete, ſind bereit? — Zu Befehl, Sire! erwiderte dieſer, und deutete auf zwei in ſchwarze Roben gehüllte Menſchen, welche ſich abſeits an der Wand mit Schreibzeug bereit hielten. — Daß ſie genau Regiſter halten, ſprach der König halblaut zu Selve, von Allem, was der Kaiſer verſpricht!

Es ſind die feinſten Notare von Paris, Majeſtät!

Sie hören und ſehen, was kein Menſch hört und ſieht.

An's Werk, Prälat! rief der König, und ließ ſich nieder, und bat leiſe, während Florentin ſchon begann, den alten Biſchof, ſich ebenfalls niederzulaſſen, da für ein ſo hohes Alter die aufrechte Stellung beſchwerlich ſei. Der alte Mann wollte proteſtiren, der König beharrte auf ſeinem Vorſchlage, und ſo wäre dem Biſchofe, auch wenn er nicht ſchwerhörig geweſen wäre, der Eingang des Florentinſchen Vortrags, welcher mit ſchwächerer Stimme als die weitere Folge deſſelben geſprochen wurde, ohnedies entgangen. Dieſer Vortrag lautete aber dahin: daß im Namen des gegenwärtigen höchſt würdigen Herrn Biſchofs von Tarbes die folgende Verhandlung volle Sanktion der heiligen Kirche habe, daß die heilige Kirche den folgenden Vertrag, als einen durch Gefangenhaltung und Marter dem allerchriſtlichen Könige von Frankreich abgepreßten, vor Gott und Gewiſſen für unverbindlich und nichtig erkläre, und dem gemißhandelten Könige von Frankreich frei ſtelle, in wie weit er ihm Folge geben wolle.

Nachdem Florentin dieſe Worte von einer Pergamentrolle verleſen, und nachdem ſich während dieſer Leſung nichts weiter ereignet hatte als ein Geräuſch, welches Montmorency mit ſeinem Schwerte verurſachte, nahm Florentin von der kleinen Tafel, die vor ihm ſtand, eine eingetauchte Feder, und legte die Pergamentrolle dem Biſchofe von Tarbes auf die Kniee, indem er ihm mit der einen Hand die Feder reichte, mit der andern aber, dergeſtalt, daß der Schatten dieſer Hand die eigentliche Schrift verdeckte, ihm die Stelle anzeigte, wohin er ſeinen Namen ſchreiben ſolle. Mit zitternder Hand that dies der Biſchof, es unterſchrieb alsdann Florentin ſelbſt, und es unterſchrieben der Reihe nach alle Anweſende außer dem Könige.

Nachdem dies erledigt war, verlas der Prälat den Friedenstraktat. Er enthielt im Weſentlichen dieſelben Bedingungen, welche Margaretha bei ihrer Ankunft dem Könige mitgetheilt, und an welchen der Kaiſer unerbittlich feſtgehalten hatte. Die beiden älteſten Söhne des Königs ſollten für Erfüllung des Traktates als Geiſeln ausgeliefert werden, und König

Franz mußte ſich verbindlich machen, in die Gefangenſchaft zurückzukehren, falls nach vier Monaten nicht alle Bedingungen des Vertrags erfüllt ſeien. Auch die Heurath Eleonorens war darin ausbedungen.

Nach beendigter Vorleſung herrſchte Todtenſtille. Der König unterbrach ſie endlich, und ſtand auf. Florentin trat zu ihm, und ſagte leiſe: Das beſte Zeichen winkt Euer Majeſtät, der Jupiter ſteht ſenkrecht über Eurem Haupte!

Franz blickte aufwärts nach der offnen Kuppel des Saales, und betrachtete den tief glänzenden Stern. Darauf ſprach er: Die Kirche hat uns in Schutz genommen, es ſteht uns nicht mehr an, zu zaudern!

Und damit trat er an den Tiſch und unterzeichnete den Traktat.

Am andern Morgen erſchien Florentin damit bei Gattinara, damit ihn dieſer in des Kaiſers Kabinet trage. Gattinara betrachtete den Prieſter mit forſchenden Augen, und ſagte: Der Kaiſer müßte Burgund beſetzen und dieſen Traktat zerreißen. Ein Vertrag, der zu viel fordert, ſchadet beiden Theilen — ſeid Ihr nicht der Meinung, Prälat?

Warum beiden Theilen? fragte dieſer ausweichend zurück.

Weil ihn der allzu bedrückte Theil nicht hält! entgegnete Gattinara, ein ſcharfſichtiger Italiener, und betrachtete unverwandt den Prälaten.

Wenn König Franz ihn nicht halten wollte, warum hätte er ihn nicht vor einem halben Jahre unterſchrieben? Er enthält dieſelben Bedingungen, die Ihr damals machtet. Glaubt Ihr, unſer König habe die Gefangenſchaft ſo vergnüglich gefunden, um ſie um ihrer ſelbſt willen ſo lange zu genießen?

Ich war nicht für die Gefangenſchaft, ich bin nicht für den Traktat! ſprach Gattinara, und ging in des Kaiſers Kabinet.

Aber der Kaiſer war nicht hier, nicht dort Gattinara's Meinung, und an demſelben Tage, dem 14. Januar, ward der Form nach dieſe Angelegenheit erledigt. Auch hierin ließ indeß der Kaiſer zu ſtiller Freude der auflauernden franzöſiſchen Juriſten ſeine zähe Vorſicht nicht aus den Augen, und beſtimmte zum Tage der Befreiung erſt den zehnten März. Die

Juriſten und Florentin beruhigten den hierüber ergrimmten Franz mit dem Bemerken: Der Kaiſer ſei ja hiermit der erſte, welcher den Vertrag breche.

Der Winter erſchöpfte ſich in jenem Jahre ungewöhnlich zeitig. Schon Anfangs Februar wehten öſtlich und weſtlich von der Pyrenäenkette warme Lüfte, und der ſtrenge Lautrec ließ ſich vielleicht dadurch mit beſtimmen — denn die weichen Frühlingslüfte mildern jedes Herz — Chimenens wiederholten Bitten nachzugeben, und endlich einmal die einſame Schweſter auf dem väterlichen Schloſſe aufzuſuchen. Chimene hatte ihm immer wieder nach Toulouſe geſchrieben, Françoiſe zehre ſich auf in unglücklichſter Seelenſtimmung, und es müſſe durchaus etwas für ihre Zerſtreuung und Erheiterung geſchehn.

Als er eben durch das Städtchen Pamiers geritten war, und ſein Pferd in vollem Schein der wohlthätigen Mittagswärme den Berg über dem Orte langſam erklimmen ließ, hörte und ſah er einen Reiter

geſtreckten Laufs hinter ſich her kommen. Es war ein ihm nachgeſendeter Kourier, welcher als eilig bezeichnete Depeſchen der Regentin brachte. Sie enthielten den Befehl, Lautrec ſolle ſich in den nächſten Tagen zu Bordeaux einfinden, die Regentin werde ſelbſt dort ſein, und ihm die weiteren Aufträge ertheilen. Sie betrafen den Empfang des Königs, welcher gegen Mitte des nächſten Monats auf franzöſiſchem Boden anlangen werde.

Lautrec, ein ſehr ſtolzer Mann, gehorchte in allen Dingen der ihm verhaßten Regentin ungern: er hatte ihr nie vergeben, daß ſie ihm ſeinen italieniſchen Feldzug durch Unterſchlagung der Hilfsgelder vernichtet, und ſeine weit ausſehende Kriegslaufbahn beeinträchtigt hatte. Es verdroß ihn jetzt, in ſo anmaaſſendem Tone mehrere Wochen früher als nöthig ſchien nach Bordeaux beſchieden zu werden. Ihre letzten Tage der Alleinherrſchaft verherrlichen zu helfen war keineswegs nach ſeinem Geſchmacke.

In ſolcher Stimmung kam er auf ſein Schloß Foix, und ward von Chimene in der Halle empfangen. Die leidende Françoiſe verlaſſe ſelten ihr Zim-

mer, wiſſe noch nichts von ſeiner Ankunft, und bleibe auch beſſer ſo lange darüber in Unkenntniß, bis er über alle Einzelnheiten ihrer Lage unterrichtet und zu irgend einem Vorſchlage der Aenderung ausgerüſtet ſei. Eine ſolche Aenderung ſei unerläßlich: Françoiſe verzehre ſich; ſie liebe den König jetzt wie ſonſt, verſchließe dies gewaltſam vor ſich ſelbſt, und habe hartnäckig bisher alle Verbindung mit dem Könige, deren ſie wie der Lebensluft bedürftig ſei, zurückgewieſen. Auch ich war der Meinung, ſetzte Chimene hinzu, daß ſie mit dem Könige, der ihre Liebe mißhandelt, für immer brechen müſſe, aber jetzt bin ich rathlos, ſeit ich ſehe, daß dieſer Bruch ſie unzweifelhaft tödtet.

Beſſer ſterben, als unwürdig um Leben betteln!

So ſteht es nun wohl ſeit unſrer Abreiſe von Madrid nicht, ſondern der König hat fortwährend die Stellung des Bittenden eingenommen: er hat zu drei Malen geſchrieben, und Françoiſe hat keinen Brief geöffnet, ſie hat alle an den König zurückgeſchickt.

Ihr könnt alſo nur vermuthen, daß der König

darin um Gunſt bitte. Um die Lage vollſtändig zu beurtheilen müßte man die Briefe kennen.

Sie ſind wahrſcheinlich in dieſem Paket enthalten, welches der König ſpäter an mich geſendet hat.

Warum habt Ihr es nicht geöffnet?

Chimene erröthete: ſie hätte ſich ſelbſt und Lautrec geſtehn müſſen, daß es nicht geſchehen ſei, um Françoiſens Eiferſucht zu verhüten. Sie berief ſich alſo nur darauf, daß ſie nicht habe Vermittlerin ſein mögen, wo die Freundin keine Vermittelung gewünſcht habe.

Ihr wißt ja aber nicht zuverläſſig, daß die Briefe des Königs an Françoiſe darin enthalten ſind! Es kann ſonſt ein wichtiger Auftrag des Königs, vielleicht eine politiſche Mittheilung an mich, der ich hier an der Grenze befehlige, darin eingeſchloſſen ſein. Ich bitte Euch, öffnet raſch.

Das wäre ein Verrath an meiner Freundin!

So erlaubt mir, daß ich öffne!

Und ohne ihre Erlaubniß abzuwarten hatte er bereits das Paket entſiegelt, ihr den obenauf liegenden offenen Brief gereicht, und die Briefe des Kö-

nigs an Françoiſe herausgenommen. Als Regent eines kleinen Königreichs, wie Guyenne und Languedoc eins bilden konnten, war er vor dem ſtolzeſten Siegel nicht ſchüchtern, er öffnete alſo auch ohne Weiteres des Königs Briefe, während Chimene den ihrigen las, und vertiefte ſich in dieſelben.

Er hatte nie geliebt, nicht einmal galant war er jemals geweſen: er hatte mit dem Könige nie anders als geſchäftlich verkehrt, was Wunder! wenn ihm dieſe Sprache der Briefe höchſt überraſchend und erſtaunlich vorkam. An eine andere Perſon als an ſeine Schweſter gerichtet hätte er ſie vielleicht thöricht gefunden. Unter dieſen Umſtänden fand er ſie rührend; ſie ſchmeichelte ſeinem Foirſchen Stolze; denn ſie war der innigſte Ausdruck liebevoller Theilnahme und Achtung, welche König Franz jemals einer Dame gewidmet hatte, und er hatte auch niemals im Einfluſſe einer Situation geſchrieben, welche für den Eindruck auf einen ſtrengen Mann gleich Lautrec ſo günſtig geweſen wäre als die damalige in Madrid.

Lautrec ſtand lange wortlos, nachdem er die Briefe beendigt: ſie wirkten nicht nur auf ſeinen

Rath für die Schweſter, ſie wirkten auf ſeine eigene Welt. Ein leiſes Weh flocht ſich um ſein Herz, und er ſprach unwillkührlich und mit ungewöhnlich milder Stimme: Warum habe ich nie etwas davon erfahren?

Nie? fragte Chimene. Was iſt's Beſonderes? Mir ſpricht er nur davon, ſie nach Cognac zu führen —

Lautrec lächelte und betrachtete mit aufmerkſamem Auge, wie er nie vorher gethan, die blaſſe Spanierin. Führt mich zu Françoiſe! ſprach er nach kurzer Pauſe. — Wir wollen mit ihr berathſchlagen!

Das iſt nicht möglich, Graf! Sie iſt feſt entſchloſſen, ihn nicht wiederzuſehn. Haltet Ihr's für rathſam, ſie nach Cognac zu geleiten, ſo darf ſie nicht ahnen, daß es des Königs Schloß ſei, und daß der König ſelbſt es betreten könne. Bedenkt auch, daß ſie künftig mehr als früher Eures vollen Schutzes gegen die ihr übelwollende Regentin bedürfen würde —

Gott helfe mir! daran ſoll's ihr nicht fehlen! Solch eine Liebe iſt ja wie ich ſehe das Rührendſte

auf der Weſt, und mit ſolchen Geſinnungen Königs Franz und an meinem Arme ſoll die Ränkeſucht der Angoulême wohl niederzuhalten ſein.

Der gute Lantrec kannte den Zuſammenhang der Dinge nicht, und war geblendet wie ein Jüngling von der Sprache des Königs. Ueber den Friedenstraktat wußte er nichts Genaues, alſo auch nicht über die darin einbegriffene Heurath Eleonorens, von der es allgemein hieß, ſie ſei vom Kaiſer dem Connetable verſprochen. Er hatte alſo dem Ausdrucke der Briefe nach nichts weniger als das vor Augen, was alle Welt längſt aus dem Reiche der Möglichkeit geſtrichen hatte: eine Erhebung ſeiner Schweſter auf den Thron von Frankreich.

Und nun ſah er in dieſer ihm neuen poetiſchen Stimmung die von Schmerz gepeinigte abgehärmte Schweſter, welche im Kampfe zwiſchen Stolz und Liebe um viele Jahre gealtert war, die um nichts in Thränen ausbrach, was fehlte zu ſeinem Entſchluſſe, hier die Zügel in die Hand zu nehmen, welche ſeines Erachtens nur durch Ungeſchick verworren ſeien?

Sanft wie er nie gethan ſchalt er Françoiſe, daß

ſie die rauhe Jahreszeit in ſo rauhem Gebirgslande verbringe bei ihrer offenbar angegriffenen Geſundheit, er ordnete Alles zur Reiſe an, er ſchickte insgeheim Guernard nach Cognac voraus, er verſprach der Schweſter, die ach ſo glücklich war über die ſo warme Theilnahme des Bruders! ſie in milde Luft zu führen, er ließ eine Senfte rüſten, er führte ſie nach Toulouſe, er geleitete ſie, nachdem er ihr dort Ruhe und Erholung gegönnt, nach der Charente hinab. Mit keiner Sylbe verrieth er ſeine Kenntniß der Briefe: ſie ſollte vom Glück überraſcht werden. Es war ihr Schickſal, daß der gute Wille ihrer Freunde ſie überall in's Unglück führte. Oder iſt dies immer das Schickſal guter Menſchen, wenn das Glück ihnen abhold iſt?

Am fünften März um die Mittagsſtunde ſahen die neugierigen Diener des Schloſſes Cognac einen Reiſezug die Ulmenallee heraufkommen. Es war voller Sonnenſchein, und vom hohen Schloſſe aus entdeckte man am Gipfelſaume des Parkwaldes ſchon jenen gelbgrünen Schimmer, welcher die erſten Blätterknospen des Jahres verräth, und den wirklichen

Eintritt des Frühlings verkündet. — Neugierig folgten ſie alle dem fremden Diener — es war Guernard — auf die Rampe, und betrachteten forſchend die Ankömmlinge. Neben einer Senfte ritt ein bärtiger Seigneur, und neben ihm ſaß auf kleinem navarriſchen Pferde ein ſchöner Knabe mit afrikaniſch brauner Geſichtsfarbe.

Auf der andern Seite der Senfte ritt eine bäuerlich gekleidete, wohlgenährte Frau, die ganz nach der Landesſitte im Saintonger und Rocheller Lande wie ein Mann zu Pferde ſaß, und ſich mit beſonderem Wohlgefallen das hoch liegende ſtattliche Schloß zu betrachten ſchien. Ein Rabe ſaß vor ihr auf dem Sattelknopfe. Hinter der Senfte folgte ein ſtattlicher Trupp Reiter, dem Anſcheine nach theils aus Seigneurs, theils aus Kriegsleuten beſtehend.

Eine hoch gewachſene, ganz ſchwarz gekleidete Dame ſtieg aus der Senfte, als der Zug auf der Rampe angelangt war. Der ſchwarze Hut, das ſchwarze Lockenhaar mochten ihr blaſſes Geſicht noch blaſſer erſcheinen laſſen, ihr großes Auge aber, welches auf den Diener fiel, als dieſer hinzutrat, um

ihr behilflich zu ſein und ihr Gewand zu küſſen, dies Auge hatte einen engelguten Blick, und ihre Stimme, die ſie zu dem bärtigen Seigneur erhob, klang wie melancholiſche Muſik. — „Wo ſind wir Lautrec?“ fragte ſie.

An der Charente!

„O hier iſt's ſchön und traulich! Hier möcht' ich bleiben!“ Es iſt mir, als kennt' ich dies Alles, und doch kann ich es nur aus Schilderungen oder Träumen kennen; denn ich bin nie hier geweſen. Dieſe rieſenhohe Ulme da an weichem Abhange zum Beiſpiele —

Dies iſt die Königsulme — ſprach ein vorlauter Diener des Schloſſes.

Schweig' unterbrach ihn Lautrec. Der Diener hatte erzählen wollen, daß dieſe Ulme von der Geburt des Königs den Namen habe, und ſo wäre das Geheimniß voreilig verrathen worden. Lautrec wollte aber, daß dies erſt geſchehen ſollte, wenn er an Chimene — ſie war der mauriſch gefärbte Knabe — einen Boten ſendete mit der Nachricht, es ſei der König nahe bei Cognac. Dann ſollten ihr des Königs

offne Briefe gereicht, und sie sollte unterrichtet werden, dies Schloß sei nicht eine neue Besitzung Lautrec's, sondern sei das Geburtshaus des Königs, welches er für sie geschmückt habe.

Lautrec konnte nun auch füglich nicht länger säumen, die Regentin in Bordeaux einzuholen. Er verließ also noch an demselben Abend Schloß Cognac, nachdem er Françoise baldige Rückkehr gelobt, Ghimene herzlich gegrüßt und Margot — diese Mutter Florentin's und Amme Françoisens war die männlich reitende Bäuerin gewesen — genau aufgegeben hatte, Françoise vor aller Zudringlichkeit der Schloßdiener aufmerksam zu bewahren. Sie war zu dem Ende sammt Guernard so weit in's Geheimniß gezogen worden, daß Gräfin Françoise einer Ueberraschung wegen den Namen dieses Schlosses nicht kennen solle. Leider war Françoisens schweigsame Theilnahmslosigkeit von der Art, daß Niemand genöthigt wurde, ihr einen falschen Namen zu nennen: sie sprach Wenig, sie fragte gar nicht. —

Lautrec fand die Regentin in Bordeaux sehr ungehalten darüber, daß er sich so wenig beeilt habe.

Der König hat befohlen, ſagte ſie unwillig, daß Ihr mit ſeinen Söhnen an der Vidaſſoa ſeid, wenn er ankomme; Ihr ſollt ihn empfangen und den Dauphin und Herzog von Orleans, die armen Geiſeln, den Spaniern überantworten. Die Kinder ſind ſchon in Bayonne. So machte ſich denn Lautrec ebenfalls unverweilt eben dahin auf den Weg. Der Hofſtaat dieſer Regentin, den ſie zu Lautrec's Verwunderung mit ſich im Lande herumzog, war ihm ohnedies zuwider. Dieſe geputzten Damen und Herren machten ihm, da er eben die Söhne des Königs dem Erbfeinde ausliefern ſollte, einen unangenehmen Eindruck. Die Regentin wollte auch nach Bayonne aufbrechen, und er nahm ſich alſo vor, die Prinzen ſogleich mit ſich über Bayonne hinaus nach St. Jean de Luz, der letzten franzöſiſchen Stadt zu nehmen, um dieſer Hofgeſellſchaft zu entgehn. Hatte ſich doch auch die Herzogin Margaretha, welche ſonſt immer würdig und freundlich gegen ihn geweſen, diesmal kalt gezeigt! Vielleicht Françoiſens halber? War auch die edle Margaretha neidiſch geworden über die dauernde Herrſchaft Françoiſens im Herzen des Königs?

Er wußte es nicht, aber es war ihm dies ein Grund mehr, diesen Weiberhof in Bayonne nicht abzuwarten. Nur ein junges Mädchen, ein neues Hoffräulein neben der Regentin hatte seine besondre Aufmerksamkeit erregt, sie hatte ihn auffallend an Chimene erinnert. Die abenteuerliche Spanierin konnte doch nicht Françoise plötzlich verlassen, die Knabenkleider, die maurische Hautfarbe abgestreift haben, um eine neue unbegreifliche Maskerade als Hoffräulein aufzuführen?! Dies Hoffräulein hatte sich ihm nicht genähert, er hatte sie nicht sprechen hören, er hatte nicht nach ihrem Namen gefragt.

Unterdeß war König Franz wirklich auf dem Wege nach der spanisch französischen Grenze, begleitet von Lannoy und Alarcon, einem Kriegsführer des Kaisers, und einer starken Truppenabtheilung Reiter und Fußgänger. Der letzteren halber machte man kurze Tagereisen, und erst am 17. März brachte ein spanischer Bote Lautrec die Nachricht, der König sei bereits diesseits Tolosa und nähere sich Fontarabia, seiner letzten Station auf spanischem Gebiet; fünfzig Reiter würden ihn bis an's linke Ufer der Bidassoa

geleiten, eine gleiche Anzahl nur möge franzöſiſcher Seits am rechten Ufer erſcheinen.

Auf dieſe Nachricht hin hielt Lautrec am Morgen des 18. März vor dem letzten franzöſiſchen Flecken Andaie im Bidaſſoathale, und erwartete den endlich entſcheidenden Moment. Die fünfzig gewaffneten Reiter ſchimmerten in der Morgenſonne, welche in ihrem Rücken über die franzöſiſchen Berghöhen heraufſtieg und die blauen Nebel der Stromſchlucht zertheilte. Nur links von ihnen, ſüdlich aufwärts in's Pyrenäengebirg bot die Gegend dieſes Gebirgsſchauſpiel eines dampfenden Stroms, der tief unten zwiſchen hohen Bergen hervorbricht. Rechts von ihnen erweiterte ſich das Land zu einer kleinen Hügelebene, in deren Mitte das unſcheinbare Städtchen Irun liegt. Die Bidaſſoa wird hier ruhig, und durch die heraufſteigende Meeresfluth mächtig, denn der Ocean iſt nördlich nur noch eine Viertelmeile entfernt, und man ſieht ihn an der Mündung des Fluſſes hereinglänzen in zwei ſchmalen Streifen; denn inmitten der Bidaſſoa-Mündung ſteht ein hoher Fels und zertheilt die Ausſicht. Lautrec hatte ſich ein Zelt am

Ufer aufſchlagen laſſen, und ſaß am Eingange deſſelben mit den kleinen Söhnen des Königs, Franz und Heinrich, Knaben von acht und ſechs Jahren, die ſich freuten, den Vater wieder zu ſehn, und arglos von ihrer Luſtreiſe nach Madrid ſprachen. Neben dem Zelte ſcharrten und wieherten die Roſſe der königlichen Dienerſchaft, und vor allen ein feuriger türkiſcher Hengſt, welcher prächtig aufgeſchirrt und für den König beſtimmt war. Man erzählte heimlich, und nicht ohne ſich zu bekreuzigen, es habe die Regentin, Alles zur Befreiung ihres Sohnes in Bewegung ſetzend, auch mit dem Großtürken, dem Sultan, Unterhandlungen angeknüpft, und der habe unter Anderem auch dies wilde Pferd geſendet mit dem Bemerken, es werde den König befreien.

Damals gab's noch keine Brücke über die Bidaſſoa, der geringe Verkehr von einem Lande zum andern wurde durch Kähne bewerkſtelligt. Jetzt lag in der Mitte des Fluſſes eine Barke vor Anker, die von der heraufſteigenden Meeresfluth immer höher gehoben wurde. Neutrales Gebiet vorſtellend war ſie ganz leer, und hatte ein geſpenſtiſches Anſehn.

Ihr gegenüber war auf ſpaniſcher Seite ein Boot mit der rothen kaſtiliſchen, auf franzöſiſcher Seite ein gleiches mit der weißen franzöſiſchen Flagge angelegt. Die Schiffer lagen auf dem Boden ihrer Fahrzeuge, und keinerlei Volksmenge, keinerlei ſonſtige Anſtalt verrieth auf ſpaniſcher Seite, daß ein ſo wichtiges Ereigniß von dort bevorſtehe. Lautrec's Blick ſah von Zeit zu Zeit forſchend hinauf über die Irunſche Ebene, welche nach der Meeresfeſte Fontarabia aufſteigt, und von dort aus links im Halbkreiſe, ein Wall gegen den Ocean und das tiefere Spanien, von Berghöhen eingeſchloſſen iſt. Wie klar die Frühlingsſonne ſchien, und die Mauern des eine Viertelmeile entfernten Fontarabia, die Berge hinter Irun beſtrahlte, er konnte nichts entdecken. Gegen die Mittagsſtunde endlich ſchimmerten Waffen von der Feſte herab, und kamen näher. Es trat eine dunkle Wolke vor die Sonne, man ſah die Reiter Vannoy's — denn ſie waren es — im Thale nicht mehr, aber über Irun blitzte ein feuriger Schein und ein weißer Pulverdampf auf, ein Kanonenſchuß dröhnte, der König Franz war im Anzuge. Lautrec

erhob sich und näherte sich mit den Prinzen dem Boote, des Signals zum Einsteigen gewärtig.

Das spanische Reitergeschwader, Irun zur rechten Seite unberührt lassend, kam im Trabe daher, hinter ihm der König, Prion, Florentin, Lannoy und Alarcon — Montmorency war schon früher mit dem unterzeichneten Traktate nach Frankreich entlassen worden. Der König sprang rasch vom Pferde und trat in den spanischen Kahn, nach dem französischen Ufer mit der Hand herüberwinkend. Lannoy und Alarcon folgten ihm, und acht Reiter stiegen von den Pferden und traten ebenfalls in's Boot. Auf Lautrec's Wink geschah dasselbe von acht französischen Reitern, welche zu ihm und den Prinzen in das Fahrzeug hinabstiegen. Lannoy winkte mit der Hand, gleichzeitig stießen die Boote von beiden Ufern, und nach Verlauf einer Minute hatten beide die Barke inmitten des Flusses von beiden Seiten erreicht, und die Schiffer befestigten sie mit eisernen Haken an diesen neutralen Punkt, der jetzt belebt wurde: Der König, Lannoy und die acht spanischen Soldaten stiegen zuerst hinein, ihnen folgten die acht französischen. Alarcon

blieb im ſpaniſchen, Lautrec mit den Prinzen im franzöſiſchen Fahrzeuge.

Eine ſekundenlange Pauſe trat ein, während der König ſeine Söhne aufmerkſam und ſchmerzlich betrachtete. Dann machte er eine leichte Bewegung mit dem Haupte, als wollte er die Sorge verſcheuchen, und Lannoy nahm aus Lautrec's Händen den Dauphin, und reichte ihn Alarcon in das ſpaniſche Boot. Alsdann nahm er den Herzog von Orleans und that Desgleichen. Der König blickte hinweg. Als Lannoy mit halber Stimme ſprach: Es iſt geſchehn! trat der König raſch, die Hand auf Lautrec's Schulter ſtützend, in das Boot ſeines Landes, ſagte ohne umzublicken den Spaniern ein kurzes Lebewohl, und rief den Schiffern, die auf Lautrec's Wink den Kahn von der Barke löſ'ten, mit lauter Stimme zu: Vorwärts.

Er ſah nicht mehr zurück nach ſeinen Söhnen, ſein Blick ſchweifte die Höhen von Andaie aufwärts, er bebte vor Begierde, den Fuß auf ſeines Reiches Boden zu ſetzen, und ehe der Kahn angelegt war, ſprang er an's Ufer. „Nun bin ich wieder Kö-

nig!" *) rief er aus, sprang ohne Hilfe des Steigbügels auf das vorgeführte türkische Pferd, und jagte in vollem Mosseslaufe den Berg über Andaie hinauf, ohne die Ueberfahrt seiner Begleiter, ohne Lautrec und dessen Geleit abzuwarten.

Lannoy sah ihm vom andern Ufer nach, und schüttelte das Haupt, er mochte in diesem Augenblicke wenig Vertrauen haben zum Traktate von Madrid, und hielt es für rathsam, ihm sogleich einen Abgesandten nach Bayonne nachzuschicken, um an die Vollziehung des Traktates mahnen zu lassen.

König Franz ritt in einem Mosseslaufe den malerischen Weg, der bergauf bergab mehrere Stunden weit nach St. Jean de Luz führt, und dort erst griff er dem schweißtriefenden Thiere in den Zügel. Dort an der Brücke, wo die Meeresfluth heraufritt bis an einen hohen Berg hinter der Stadt, wartete er Lautrec's und der Uebrigen, und ließ sich anreden und beglückwünschen von seinen Franzosen, indem er lächelnd und schweigend sie betrachtete und von den

*) „Me voici roi derechef!"

Erfrischungen genoß, welche sie herbeitrugen, als ob ein Heer zu speisen und zu tränken sei. Die Sonne stand im Mittage und schien heiß herab auf diese erste Stadt Frankreichs, die sich an den Fuß des Gebirgs und Meeres zugleich lieblich gebettet hat.

Als Lautrec kam, ritt der König weiter, um noch zum Abende in Bayonne zu sein; er gönnte dem Pferde wenig Ruhe, und fragte den Marschall in in diesen seltenen Pausen nur nach politischen Dingen. — Endlich sahen sie die Kathedrale von Bayonne, die allein über die Grasmälle dieser einfach gelegenen Stadt emporragte. Die Nachmittagssonne spiegelte sich noch auf den Fensterscheiben der Kirche. Unter zwei großen Platanen-Bäumen, denen freilich das Laub noch fehlte, war ein Zelt aufgeschlagen, und der König erkannte von Weitem Mutter und Schwester, die auf die Straße hervortraten. Er sprang vom Pferde, umarmte sie lange, und sah sich dann im Kreise der Herren und Damen um, Bekannte zu begrüßen — „soi de gentilhomme, Chimene'" rief er plötzlich vor einer jungen Dame aus,

welche lächelnd zurücktrat, und ſchelmiſch erwiderte, ſie hoffe nicht, eine Chimäre zu ſein!

Chimene von Infantado! Nein? — Nein —

Nein, mein Sohn, ſprach die Regentin, welche mit dem Ausdrucke lächelnder Genugthuung zugeſehn, dieſe Dame iſt eine gute Franzöſin meines Hofes, Anna von Piſſeleu, Fräulein von Heilly genannt.

Nicht möglich?!

Ich bin ganz erſchrocken, daß Eure Majeſtät mir durchaus keine Exiſtenz zugeſtehn wollen! ſagte die Dame luſtigen Tones.

Sie hatte in der That eine überraſchende Aehnlichkeit mit Chimene, und es waltete hierbei kein Zufall. Von des Königs Vorliebe für dieſe Spanierin unterrichtet, hatte die Regentin den Maler Jean Couſin bloß darum mit Alexandrin nach Madrid geſendet, daß er dort das Bildniß Chimenens kopire und ihr bringe. Mit dieſer Abbildung forſchte ſie in ganz Frankreich umher und ließ Alexio überall umherſpähen, ob nicht eine nähere oder entferntere Aehnlichkeit in Antlitz und Figur eines jungen Fräuleins aufzufinden ſei. Die Uebelwollenden haben immer gutes Glück: das Frau-

lein von Heilly, jung, geiſtreich, lebensluſtig und ſchön, eine Franzöſin in verführeriſcher Bedeutung des Wortes, im Beſitz aller Anlagen zur Gefallskunſt dieſer Nation ward entdeckt, ward ſogleich an den Hof und in der Regentin Schule gezogen. Sie ſollte die nächſte Frauenzukunft ihres Sohnes, deſſen Geſchmack die Mutter vortrefflich kannte, bilden, ſie ſollte dem erſchütterten Regimente der verhaßten Chateaubriant ein völliges Ende machen. Die Aehnlichkeit mit dem Bildniſſe Chimenens war auf den erſten Hinblick wunderbar, und bei näherem Zuſehn hatte die Franzöſin friſchere Farben, vollere Formen, raſcheres Auge, belebteren Mund und ein keckes Naturel zum Entzücken für den König.

Gegen Ende März kam der Dienertroß der Regentin nach Cognac, und Chimene erfuhr dadurch die unmittelbar bevorſtehende Ankunft des Königs. Es überfiel ſie eine große Angſt, Lautrec's Anweiſungen Folge zu leiſten, Françoiſen die Briefe zu überrei-

chen, und ſie, die über den Aufenthaltsort unbekümmerte aufzuklären. Hatte ſie doch ſchon in Foix ihre eigne Verkleidung bloß darum vorgenommen, um vom Könige nicht erkannt und nicht beachtet zu werden. Ob ſie ſelbſt bei dieſer Entſagung litte, das ließ ſie nicht zur Betrachtung in ſich aufkommen; ſie faßte nur in's Auge, daß die eigentliche Chimene der Freundin Françoiſe beeinträchtigend im Wege ſei neben König Franz. Dieſe Chimene ſollte verſchwinden, aber Chimene, die Freundin Françoiſens, Chimene, die als ſolche Freundin an keine Kleidung, keine Geſichtsfarbe gebunden ſei, ſie ſollte neben Françoiſe bleiben, denn ſie fühlte und ahnte nur zu deutlich, daß Françoiſe gar ſehr einer männlich erſcheinenden Freundin bedürfe und bedürfen werde.

Uebergab ſie aber jetzt nicht die Briefe, unterrichtete ſie nicht Françoiſe, ſo wurde die Freundin von der Ankunft des Königs übereilt. Oder ſollte ſie unter irgend einem Vorwande das Schloß mit ihr verlaſſen? Ach, es war und blieb nur zu deutlich, daß Françoiſe trotz alles Ortswechſels und aller Zerſtreuung zu Grunde ging in ihrem entſagenden inne-

ren Kampfe. Françoiſe verbarg wohl die Thränen, aber nur um ſich zur Nachtzeit dem Strome derſelben widerſtandslos hinzugeben.

Chimene entſchloß ſich dem ihrem Charakter gemäß eines Morgens zur entſcheidenden Handlung, und übergab der Freundin die offnen Briefe mit den Worten: Lautrec hat ſie geöffnet, und hat verlangt, Du ſollſt ſie leſen.

Die Aufregung Françoiſens war außerordentlich, und doch hielt Chimene es für rathſam, ſie allein zu laſſen. Die Kämpfe des Herzens wollen Einſamkeit! dachte ſie und ging hinaus auf den Söller des Schloſſes, von welchem man ſüdlich hinab über den Park blickte, wohl eine Meilſtunde weit nach der Gironde-Abdachung hinunter. Sie achtete nicht auf die Ausſicht, ſie vertiefte ſich in die Zukunft der Freundin, denn die Zukunft der Freundin war die ihrige. So mochte wohl eine halbe Stunde verſtrichen ſein, da wurde ihr Blick plötzlich gefeſſelt: am äußerſten Ende der Ulmen-Allee ſtieg eine Staubwolke auf! Es iſt ein Zug von Reitern, es wird der König ſein!

Rasch eilte sie zu Françoise. Diese stand mitten im Zimmer, einzelne Zähren rollten ihr über die blassen Wangen, aber ein sanft heitrer Ausdruck der Züge verkündigte Ehimenen, die Wirkung der Briefe sei eine günstige gewesen. Wie hätte es auch anders sein können! Eine solche Liebe, auch wenn sie sich auf dem stolzesten Standpunkte der Entsagung glaubt, bedarf der Hoffnung, greift nach der Hoffnung, wie das Herz, welches ein im Herzen verzweifelnder Mensch ersticken will, nach Lebensluft ringt.

Wir sind in Cognac, Ehimene? fragte sie mit halblauter Stimme, und die Stimme bebte, als ob sie schwankte zwischen Furcht und Glück.

In Cognac. Hast Du es nicht geahnt?

Ach, ich habe es gewußt, daß er so schreiben würde, und ich habe mich vor dieser Freude gefürchtet, und fürchte mich noch davor, denn sie hat keine Dauer zwischen so verschiedenen Charakteren, wie wir verschieden sind, Franz und ich!

Die Größe des Glücks wird ja nicht nach der Dauer des Glücks geschätzt!

Nein, nein! Aber der neue Schmerz, der hin-

ter der Versöhnung harrt, wird mich tödten! Mag er's! Nein, Chimene, nein! So soll es endigen das Verhältniß wie es jetzt steht, so ist es schön und edel, und ich kann ruhigen Herzens den Tod erwarten. Dies will ich ihm schreiben, und dann wollen wir fliehn, und uns unnahbar verbergen. Jetzt ist Alles gut, auch Lautrec, der gute Lautrec ist für mich, ich werde mein Leben im stillen Glück der Seele beschließen. Nur Eins will ich mir noch gönnen, ich will diesen Park genießen, der seine Jugend gesehn, der ihm so theuer ist, den Ulmenbaum will ich sehn und umarmen, unter welchem er geboren wurde, und mit diesen Eindrücken will ich scheiden!

Bei diesen Worten war sie hinaus geeilt auf den Söller, um jetzt mit Bewußtsein diese Gegend, die ihrem Geliebten so werth, zu überblicken. Ehe Chimene aber sie einholen konnte, hörte sie einen befremdlichen Ausruf Françoisens, und sah diese in größter Aufregung zurückkommen. Gerade als sie auf den Söller hinaus getreten, war die Regentin mit Florentin und großem Gefolge auf der Rampe angelangt, und hatte zu ihr heraufgeblickt.

Es iſt zu ſpät zur Flucht, Chimene!
Sie wird nicht nöthig ſein.

Der König! Der König, Françoiſe! rief Margot, die in's Zimmer ſtürzte. Nun raſch an die ſchönen Kleider! Er ſteigt ſchon vom Pferde! Mein ſchlechter Florentin iſt auch da! Stille Jacques!

Der König war in unſteter Stimmung, das ſpaniſche Gewiſſen peinigte ihn: er hatte Lannoy's Geſandten in Bayonne erwidert, die Burgunder müßten doch erſt befragt werden, ehe ſie einem neuen Herrſcher übergeben würden! Er hatte gleich nach ſeiner Ankunft in Bayonne an Heinrich von England geſchrieben, und eine lebhafte Verbindung mit dieſem gegen den Kaiſer, welche Louiſe vorbereitet, feurig angenommen. Er hatte die ebenfalls vorbereiteten Intriguen in Italien gegen den Kaiſer ſogleich ſeiner Theilnahme verſichert, kurz er hatte Alles gethan gegen den Kaiſer, und nicht das Geringſte für Erfüllung des Traktats von Madrid. Des Kaiſers Geſchäftsträger folgten ihm von Station zu Station, und bedrängten ihn wie ſein Gewiſſen. Als er auf der Rampe in Cognac vom Pferde ſtieg, bolte ihn

ein Bote von Bordeaux ein mit der Nachricht, Le
ſelbſt ſei auf dem Wege nach Cognac. Was Wu
daß er unſtet war, daß er ſich zu betäuben ſuchte, da
das fröhliche Weſen des Fräulein von Heilly, die er
vom Pferde hob, die erwünſchteſte Zerſtreuung
daß er endlich in dieſem Tumult ſeiner Briefe
gedachte, die er vor einem Vierteljahre an Fra
geſchrieben, die Françoiſe nicht beantwortet un
deren Folge ihn Lautrec, der ſtolze Lautrec nich
innert hatte. Dieſer Kriegsmann war in ſeiner
genseinfalt der Meinung, Dasgleichen habe der
niz ſo deutlich vor Augen, wie er ſelbſt noch
Jahre ſpäter die Geſtalt Chimenens und die
derſelben in der Halle von Schloß Roir vor
halten würde.

Der König rief, man ſolle die Tafel rüſten,
die Damen, welche am Raſcheſten ihre Kleider ge
ſelt hätten, ſollten belohnt werden.

Womit? rief Fräulein Heilly.

Mit Erfüllung der Wünſche, die ſie ausſpr
werden.

Weh uns! Wir wünschen immer das Thörichte.

Was Thörichtes! Wenn's uns nur Freude macht! Die Freude ist theuer!

Weil unsre Schwerfälligkeit wohlfeil ist.

Ich hoffe, Ihr sollt andrer Meinung werden auf Cognac, mein Fräulein! Aber das Schloß ist klein; Montpezas! Die Jäger sollen Stunde für Stunde den Wald abspüren, der Wald ist groß, sein Moos ist weich, und sollen Stunde für Stunde die Jagd bereit halten!

Für morgen früh?

Ach was! Ein schlechter Jäger, der sein Wild nur einkreis't, wenn es ruht! Für jeden Augenblick! für den Abend, für die Nacht, was weiß ich, wann die Stunde des Verlangens schlagen wird!

Lautrec mußte dem Könige folgen zu politischer Berathschlagung, und die Regentin, welche Françoise gesehn hatte, und deren Bruder nicht aus dem Auge lassen wollte, folgte ihnen, und trieb den König vom Rathe zur Tafel. Sie übersah den Zusammenhang

und die wahrſcheinliche Folge noch nicht, ſie wollte zunächſt die unvermeidliche Begegnung Françoiſens mit dem Könige verzögern.

Das ſchien nicht ſchwer zu ſein; der König hatte das heitere Fräulein Anna neben ſich bei Tafel ſitzen, war guter Dinge, und trank in vollen Zügen den Wein von Burgund, den er ſo lange entbehrt hatte. Er vergaß darüber, daß der habſüchtige Kaiſer den Boden dieſes Weines in Anſpruch nehme, daß Lannoy vor der Thür ſein, daß die eigentliche Liebe ſeines Herzens, die arme Françoiſe in ſchmerzlicher Verlaſſenheit ſein könne.

Ach, das war ſie! Sie wußte den König im Schloſſe, wußte ihn umgeben von ihren Feinden, erfuhr, daß er zur Tafel gegangen ſei, mit all dem gleichgültigen Troß des Hofes, und erhielt kein Lebenszeichen, nicht das geringſte Zeichen des Andenkens von ihm! Hatte er ihrer geſpottet, indem er ſie hierher beſchieden? Die Diener, offenbar von der Regentin herab veranlaßt, deckten und verſahen ihren Tiſch nicht, und bemerkten gröblich auf Bernard's Nachfrage: heut ſei keine Zeit, und wenn ſeine Dame

nicht zur Tafel des Königs gezogen werde, ſo müſſe ihr Einzug in's Schloß Cognac wohl auf einem Irrthum beruhen.

Muth, Françoiſe, Lautrec wird den König verfehlt, und ihn nicht unterrichtet haben von Deiner Anweſenheit auf Cognac; bedenke, daß Du nicht geantwortet haſt.

Graf Lautrec von Foix iſt drüben bei der Tafel, bemerkte ſcheuchtern Guernard und ging hinaus. — Der alte Diener war ſo tief gekränkt, wie es nur ein Graf von Foix ſein konnte, und er ging in ſeinem Zorn über die Vorſäle hinüber gerade hinein in den Speiſeſaal des Königs, um ſeinen Grafen zu ſprechen über dieſe ſeiner Herrin unwürdige Lage. Anfangs wurde er nicht bemerkt unter den vielen Dienern, welche Speiſen ab- und zutrugen, und welche es dann nicht ſogleich wagten, den fremden, an der großen Tafel umherſuchenden Diener wegzuweiſen. Bald trat indeſſen der Tafelmarſchall, von einem Diener der Regentin aufmerkſam gemacht, in dieſer Abſicht auf ihn zu; jetzt aber hatte Guernard des Grafen Lautrec finſter blickendes Antlitz dem

Könige gegenüber bemerkt! Er hörte alſo nicht auf den Tafelmarſchall, und ging gerades Weges nach dem Sitze Lautrec's. Der Tafelmarſchall wollte ſeine Anrede vor der aufmerkſam gewordenen Dienerſchaft nicht ſo achtungslos behandelt ſehn, ſchritt ihm eilig nach, faßte ihn am Arme, und ſprach lauter als vorher in ihn hinein. Guernard, dem es ganz recht war, in der Nähe des Königs Aufmerkſamkeit zu erregen, antwortete dem Tafelmarſchall eben ſo laut, und zog wirklich den Blick des Königs auf ſich, da er bereits in der Nähe von Lautrec's Stuhle war. Lautrec, die Stimme Guernard's vernehmend, wendete ſich um, ſein braunes Antlitz wurde dunkelroth, der Säbelhieb, der ihm bei Ravenna das Geſicht geſpalten hatte, blieb erſchreckend blaß, und Guernard erkannte mit Entſetzen, daß er nicht im Foix'ſchen Sinne gehandelt habe.

Was iſt Euch, Lautrec?

Nichts, Sire!

Dadurch wurde Brion, der an der andern Seite Fräulein Heilly's ſaß, aufmerkſam: er erkannte Guernard auf der Stelle, und rief unbedacht und ſo laut,

daß es der König hören konnte: Guernard, Gräfin Françoisens Diener!

Gräfin Françoisens? Wie kommt der hierher? rief der König.

Mit meiner Gebieterin, Eurer Majestät zu dienen! sprach Guernard dreist, sich ehrfurchtsvoll verneigend vor dem Könige.

Gräfin Françoise ist auf Cognac? fragte erstaunt und hastig Franz, indem er seinen Pokal unsanft auf die Tafel setzte.

Schon seit einiger Zeit! entgegnete Guernard.

Mein Gott! rief der König, und sprang von seinem Stuhle auf. Meine Briefe! setzte er leiser hinzu — Aber Lautrec —?!

Sire!

Habt Ihr davon gewußt?

Allerdings, Sire!

Und habt mir kein Wort davon gesagt?!

Ihr habt nicht gefragt, Sire.

Führe mich! rief der König Guernard zu, und ging hinweg. Jedermann war aufgestanden, die Ta-

ſel war unterbrochen, die erſtaunten Hofleute trate
in Gruppen zuſammen.

Die Erſcheinung der Gräfin Chateaubriant un
dieſer bewieſene Antheil des Königs waren aber auc
etwas Außerordentliches. Man muß bedenken, da
die Ungnade derſelben und die gemeine Veranlaſſun
dieſer Ungnade in Frankreich allgemein bekannt ge
worden war, daß aber die Rechtfertigung derſelbe
ein Ergebniß der Privatunterhaltung zwiſchen Brio
und dem Könige, keine Gelegenheit gehabt hatte, ſi
zu verbreiten. Brion hatte zuerſt nicht davon ge
ſprochen, weil er die ihm zufällig dadurch näher ge
ſtellte Geliebte nicht gefliſſentlich wieder den gemein
ſchaftlichen Freunden des Königs und Françoiſen
empfehlen wollte zu Aufnehmung der alten Plän
einer Heurath zwiſchen Françoiſe und dem Könige
Und als er endlich erfuhr, wie tief und gefährlich
Françoiſens Ruf durch dies Mißverſtändniß beſchä
digt worden ſei, als er endlich in Briefen nach
Frankreich die Unſchuld Françoiſens in Schutz nahm
da glaubte man ihm nicht, da nannte man ſeine
Rechtfertigung der Gräfin eine zartſinnige Verleug-

nung ſeines Liebeserfolges, und nicht die Gräfin, ſondern er gewann in der guten Meinung der Zuſchauer.

Der König aber hatte kein Wort darüber geäußert. Die Rechtfertigung der Gräfin wirkte einerſeits auf ſein perſönliches Verhältniß zu ihr, und erzeugte jene liebevollen Briefe, und wirkte andrerſeits nur auf den Akt ſeiner Thronentſagung. Dieſer hatte den letzten entſcheidenden Anſtoß dadurch erhalten, daß er ſich auch in ſeiner perſönlichſten Welt machtlos geglaubt hatte. Als er erfuhr, daß dies ein Irrthum geweſen ſei, verſank auch die Idee der Abdankung mehr und mehr vor ſeinem wieder aufſtrebenden Selbſtvertrauen. Er erinnerte die Regentin nicht daran, die Akte dem Parlamente vorzulegen, und fand es doch auch natürlich nicht für nöthig, dieſer Regentin, welche er Françoiſen abgeneigt wußte, auseinander zu ſetzen, aus welchen inneren Gründen er zur Abdankung getrieben worden, aus welchen inneren Gründen er jetzt davon zurückgekommen ſei. So erfuhr Louiſe nur durch Florentin, daß wieder Boten nach Foix geſchickt würden, und daß das Verhältniß wohl

noch nicht ganz beendigt ſei. Sie hütete ſich wohl, davon etwas verlauten zu laſſen, ſie beharrte unwandelbar dabei, Gräfin Françoiſe habe ſich unwürdig betragen, und ſei eine verlorene Frau. Kein Menſch zweifelte daran, ſelbſt Margaretha nicht, ja ſelbſt Budé gewann durch Marot's Verſicherung nicht eine beſtimmte Ueberzeugung von der Unſchuld Françoiſens. Marot war auch ihm ein verdächtiger Zeuge, theils weil das Gerücht, welches ihn damals in Fontainebleau in die zweideutige Aufführung und Abreiſe verwickelt hatte, jetzt wieder Bedeutung gewann, theils weil er als heiterer Poet das Vertrauen auf gewiſſenhafte Wahrhaftigkeit nicht für ſich hatte. Und außer gegen Budé durfte Marot gar nicht wagen, eine Rechtfertigung der Gräfin zu verſuchen: die Regentin war allmächtig, und hätte ihn zermalmt.

Aus alle dem erklärt ſich, mit welchen Augen die Tafelgeſellſchaft in Cognac die Erſcheinung der Gräfin Françoiſe anſah. Außer Brion und Lautrec nahm Niemand im Saale freundlichen Antheil an ihr.

Dieſe Beiden blieben denn auch ganz vereinzelt, und Brion, der in Verlegenheit war, trat zu jenem.

Es bedurfte ganz des kriegerischen Stolzes eines Lautrec, um diesem Geflüster, diesen Blicken Trotz zu bieten, um einen lauten Ausbruch besonders in der Gruppe zu verhindern, welche sich um die Regentin gebildet hatte. Lautrec war der Mann dazu: seine strengen, feurigen Augen hielten Alle im Zügel, ja, die Verstärkung durch Prion's Zutritt schien ihm fast unerwünscht zu sein. Die zahlreiche Gesellschaft erschrak sogar trotz ihrer Uebermacht, als Lautrec plötzlich die Stimme erhob und der Regentin zugewendet sprach: Wünscht die Frau Herzogin von Angoulême etwas von mir, daß sie mich sammt ihrer Umgebung so aufmerksam betrachtet?

Selbst die dreiste Herzogin ward durch diese Herausforderung bestürzt. Lautrec war vielleicht der einzige Mann, vor dem sie Scheu hegte, und bei dessen Anblick sich etwas von Gewissen in ihr erhob. Sie gestand sich's kaum, daß sie ihn haßte wie ihren schlimmsten Feind, die Scham über die Semblançay'sche Erinnerung hielt dies Geständniß in ihr zurück. Dennoch erwiderte sie nach einer Pause:

Man fragte sich allgemein, ob auch Ihr über-

raſcht geweſen ſeid von der Nachricht, daß die C
Chateaubriant auf Cognac ſei.

Nein.

Ihr wußtet alſo davon?

Ja. Ich ſelbſt habe ſie herbegleitet.

So? — Deshalb alſo kamt Ihr ſo ſpät
Bordeaux?

Zum Theil deshalb, Frau Herzogin.

Des Königs Dienſt war Euch weniger wich

Ich war in des Königs Dienſte, als ich die
ſin Françoiſe nach Cognac begleitete.

Wie das? riefen die Herzogin Louiſe und
garetha gleichzeitig.

Der König hatte die Gräfin zu wiederholten
len dringend gebeten, Schloß Cognac zu beſuch

Unbegreiflich! rief Margaretha, während d
haltenere Louiſe ſich die Lippen zuſammenpreßte.

Was findet Ihr unbegreiflich, Frau Herzogi
Alençon? ſprach Lautrec barſch, und trat
Schritte näher.

Es muß uns verwundern, nahm die He
Louiſe raſch das Wort, daß der König dieſe

fuchs mit keiner Sylbe erwähnt, und daß er ihn bei seiner Ankunft vergessen hat.

Woher wißt Ihr, daß er ihn vergessen hatte, daß überhaupt dabei etwas zu vergessen war? Gräfin Françoise hat ihm nicht schriftlich geantwortet, und sagt ihm jetzt erst mündlich ihre Antwort.

Graf Lautrec, Ihr nehmt einen Ton an, den —

Den Semblançay hätte annehmen sollen, ehe es zu spät dafür wurde.

Diese überdreiste Anspielung fiel wie ein Donnerschlag in die Gesellschaft, und die Herzogin Louise ward purpurroth. Ehe sie indessen etwas erwidern konnte, trat der König in den Saal. Er führte die Gräfin Françoise am Arme, und indem er raschen Wortes sein Bedauern ausdrückte, daß durch seine Schuld die Tafel unterbrochen worden, geleitete er Françoise zu seinem Sitze und winkte mit der Hand, daß man sich wieder niederlassen möge. Während dies von allen Seiten geschah, flüsterte die Herzogin Louise dem Fräulein von Heilly einige Worte zu, und verließ den Saal. Die Herzogin Margaretha und Fräulein von Heilly folgten ihr.

Der König that, als ob er es nicht bemerkte, und ſprach angelegentlich zu Françoiſe. Er hatte es aber ſehr wohl bemerkt, und er ſprach nur um ſo eifriger, je ſchwerer es ihm von Minute zu Minute wurde, der peinlichſten Empfindungen Herr zu werden. Er hatte Françoiſe zum Erſchrecken verändert gefunden: der tiefe Gram, die ſchmerzlich errungene Entſagung waren wie ein zerſtörender Winterreif über ihre Schönheit dahin gegangen, und von der früheren Heiterkeit ihres Weſens war jede Spur ausgelöſcht. König Franz bedurfte in ſeiner jetzigen Lage vor allen Dingen munterer Anregung, denn er hatte ein ſchlechtes Gewiſſen. Die erhöhte Innigkeit, dieſe tragiſche Innigkeit Françoiſens war ihm jetzt wie ein unmittelbares Unglück: er wollte nicht an die tiefer liegenden Kreiſe des Herzens erinnert ſein, innerhalb dieſer Kreiſe gab es nur ſchmerzliche Vorwürfe für ihn. Deshalb verkürzte er die erſte Begegnung mit Françoiſe ſo ſehr, und führte die Widerſtrebende ſo eilig unter die Tafelgeſellſchaft. Er hatte nicht nach Chimenen gefragt, er hatte auch nicht überlegt, daß für Françoiſe und für ſein eignes Verhältniß zu ihr

dieſe unvorbereitete Einführung derſelben in einen feindlichen Geſellſchaftskreis die allermißlichſte von der Welt ſei. Und jetzt erſt erkannte er am Weggange der ihm werthesten Perſonen, an der verlegenen ſtummen Haltung aller übrigen, daß er allein noch einen Werth lege auf dieſe Gräfin Françoiſe, auf dieſe obenein ſo traurige Françoiſe. Er allein! In Sachen des Geſchmacks allein zu bleiben, das kann den feſteſten Mann beirren. Und dabei noch vom Gegenſtande ſeiner Wahl ſo unangenehme Eindrücke zu empfinden, wie Franz ſie ſo eben empfand, das iſt Qual, nichts als Qual. Er war wie auf der Folter, und trank haſtig einen Becher Burgunderweins nach dem andern, theils aus Zerſtreutheit, theils um ſich aufzuheitern. „Aus Pietät eine Geliebte neben ſich erhalten!“ dieſer Gedanke, dieſer ihm widerwärtige Gedanke tanzte wie ein Irrlicht vor ſeinen Augen umher.

Da wurde angekündigt, Lannoy, der Vicekönig von Neapel ſei auf Cognac eingetroffen. Faſt hätte der König ausgerufen „Gott ſei Dank!“ ſo bedürftig war er eines äußeren Anſtoßes nach andrer Richtung,

mochte auch das Thema Lannoy's ein noch ſchwierigeres ſein. Er hob die Tafel auf, und entſchuldigte ſich bei der Gräfin, ſie der neuen Geſchäfte halber nicht zurück begleiten zu können. Orion übernahm dieſes Amt der Galanterie, und der König bemerkte mit immer ſteigendem Mißbehagen, daß ſämmtliche Anweſende flüſternd auf Orion und Françoiſe blickten, und daß offenbar Jedermann in dieſem Augenblicke an das Madrider Gerücht einer Liebſchaft zwiſchen dieſen beiden Leuten dachte. Foi de gentilhomme, murmelte er vor ſich hin, das geht nicht länger! Ich nehme mich aus wie ein gutmüthiger Narr, der nur darum von ſeiner Geliebten nicht verlaſſen ſei, weil er König iſt. Das fünde mir an! Keine Freude zu haben, und wie ein Betrogener mich verlacht oder bedauert zu wiſſen! Das muß ein Ende nehmen! Heda Prälat!

Dieſer Ruf galt Florentin, welcher ſich eben mit den Uebrigen aus dem Speiſeſaale entfernen wollte.

Der König trat in ein anſtoßendes kleines Zimmer, und ſtellte ſich unter das Bogenfenſter, welches

eine ſchöne Ausſicht bot nach der tief unten fließenden Charente und nach den jenſeits aufſteigenden Wieſen und Wäldern, welche mit dem erſten Grün des Frühlings überflogen waren. Die Welt wird wieder ſchön, dachte er, nur mir ſoll kein neuer Frühling vergönnt ſein.

Ihr müßt Lannoy empfangen, Florentin! ſagte endlich der König, indem er ſich umwendete, und mit haſtigen Schritten im kleinen Zimmer auf- und niederging. Müßt ihn hinhalten, ſetzte er hinzu, ich will ihm Feſte geben, um ihn zu zerſtreuen. Sagt ihm, er ſollte mit mir nicht vom Traktate ſprechen, ich wäre ſehr ärgerlich, bei den Burgundern und allen übrigen Franzoſen ſo große Schwierigkeit in Betreff des Traktats zu finden, aber er ſollte mich nur nicht überdrängen, ich würde es ſchon dahin bringen, daß die weſentlichen Punkte gehalten würden, obwohl ich eigentlich durch die Kirche vom ganzen Traktate dispenſirt ſei.

Gäb's keine andern Schwierigkeiten, Sire, dann wäre unſre Sorge nicht groß.

So? — Was giebt's denn ſonſt?

Eure Majeſtät peinigen ſich unbegreiflicherweiſe mit todter Neigung und eingebildeter Verpflichtung.

Prälat!

Die Wahrheit iſt immer nackt, aber ſie allein hilft! — So ſtört Ihr, Sire, Euer Wohlſein, ſtört Euch dadurch den freien Blick, welcher jetzt ſo überaus noth thut, ſtört die Eintracht und den einigen Eifer Eurer Umgebungen, ſtört die Unterhandlung mit Spanien am empfindlichſten Punkte. Ich weiß genau, daß der Kaiſer, ein bürgerlicher Familienvater, vor allen Dingen einen Beweis zarter Rückſicht für Eleonore ſeine Schweſter, Eure traktatmäßige Braut erwartet. Darin beſonders, hat er zu ſeinem Beichtvater geäußert, werde er Euren guten Willen erkennen, und wenn der vorhanden ſei, hat er hinzugeſetzt, ſo finde ſich alles Uebrige leichter. Dann könne er Euch Zeit laſſen, Euch mit dem Lande zu einigen über die Opfer, welche der Traktat heiſche, und mit einem rückſichtsvollen Schwager gäbe es in allen Dingen eine leichtere Einigung. Der Kaiſer nun, Ihr müßt Euch deſſen erinnern, wurde auch von dem Augenblicke zugänglicher, an als die Gräfin Chateaubriant

Madrid verlaſſen hatte, und als die Kunde laut wurde, Euer Verhältniß mit dieſer Dame ſei aufgelöſ't. Trotzdem wurde mir damals ſchon durch dritte und vierte Hand, vom Kaiſer und der Königin Eleonore ausgehend, mitgetheilt, daß letztere nicht an Eure aufrichtige Abſicht eines ehrenvollen Ehebündniſſes glauben könne, bevor Ihr nicht ein gewiſſermaaßen officielles Zeugniß Eures Bruches mit der Gräfin an den Tag gelegt hättet. Es ſei mit dieſer Dame ein ganz anderes Verhältniß, als mit irgend ſonſt einer, welcher ſich Euer lebhaftes Temperament in leichter Neigung zuwende. Dieſe Gräfin habe man eine Zeitlang als wahrſcheinliche Königin betrachtet, dieſe Gräfin ſei vermählt, ihre Stellung zu Euch ſei alſo der ſtrengeren ſpaniſchen Sitte gegenüber ein Skandal, dieſe Gräfin habe einen gefürchteten und mächtigen Bruder, dieſe Gräfin endlich ſei bereits öffentlich der Hinneigung zur Ketzerei beſchuldigt worden.

Nun, wo ſoll das hinaus?

Dahinaus, daß wir Lannoy, der ſie zu ſeinem größten Erſtaunen jetzt wieder an Eurer Seite findet, einen Beweis geben müſſen, Ihr ſeiet keineswegs

Willens, das Verhältniß mit der Gräfin wieder anzunehmen. Mit dieſem Beweiſe werden wir leichtes Spiel mit ihm haben, ohne dieſen Beweis freilich möchte ich nicht dafür ſtehn, daß wir nicht zu einer unumwundenen Erklärung über den Traktat genöthigt würden, wie ſie doch wahrlich vor einem feſteren Abſchluſſe mit England und Italien nicht an der Zeit iſt. Auch Eures Rufes wegen brauchen wir Zögerung. Jetzt richtet ganz Europa die Blicke auf Euch und auf den Traktat, nach einem halben Jahre aber iſt tauſenderlei Anderes geſchehen, und man hat die Anſicht über den Traktat verwirrt.

Aber was ſollte das für ein Zeichen ſein? Ich kann die unſchuldige Gräfin doch nicht aus Cognac und aus meiner Nähe verbannen?!

O nein! Jede Gewaltſamkeit brächte uns auch Lautrec auf den Hals, der ohnedies ſehr ſtark auftritt, und jetzt eben erſt, während Ihr die Gräfin holtet, Eurer Frau Mutter eine beleidigende Scene über die vergeſſene Semblançayſche Angelegenheit aufſpielte. Und dieſer Lautrec iſt gefürchtet und mäch-

tig, Ihr werdet nicht ohne Noth ſeinen Stolz herausfordern wollen!

Zur Sache, Prälat, und rede nicht, als ob ich mich vor einem Seigneur fürchtete.

Die Sache, Sire, wäre etwa folgende: Im Begriff, die Schweſter des Kaiſers zu ehelichen — wenigſtens ſagt doch der Traktat ſo — ſeid Ihr durch den politiſchen Anſtand genöthigt, von der Gräfin Françoiſe dasjenige zurück zu verlangen, was ſie als unzweideutige Zeugniſſe Eures Liebesverhältniſſes beſitzt, und was ſie zu ärgerlicher Verhöhnung der ſpaniſchen Braut gelegentlich aufzeigen könnte.

Aber ſie hat ja nie eine größere Schenkung von mir angenommen!

O, die größeren Schenkungen hätten nichts zu ſagen. Schlöſſer und Wälder ſprechen nicht von Liebe; aber die kleineren Dinge, Ringe und Spangen, Deviſen und Briefe, ſie ſind die gefährlichen Zeugen zärtlicher Neigung, ſie ſprechen zu deutlich und ſprechen unumwunden —

Hier wurde das Geſpräch unterbrochen durch den

Eintritt der Herzogin Louiſe. Sie war in groſſer Bewegung, daß Margarethe noch heut Abend Cognac verlaſſen, und daß Fräulein von Heilly ſie begleiten werde.

Thörichte Weiber!

Vor allen Dingen aber, ſetzte die Herzogin hinzu, gieb Befehl, wer Lannoy empfangen, und was mit ihm geſchehen ſoll; er geht unten in der Halle auf und nieder, und Niemand empfängt ihn, alle Welt iſt verſtört von dem geſpenſtiſchen Wiedererſcheinen der Chateaubriant.

Foi de gentilhomme, das wird eine Laſt, König zu ſein! rief der König, und ging nach der Thür.

Warum biſt Du auch ſo bürgerlich, alle alten Liebhabereien mit heiligem Reſpekt zu behandeln! rief ihm die Herzogin nach.

Florentin unterrichtete ſie nun auf der Stelle, in welche Bahn er die wieder nöthig gewordene Intrigue geleitet, und ſie billigte den Weg vollkommen. Denn — bemerkte ſie haſtig — entweder widerſetzt ſie ſich mit Hilfe Lautrec's, und dann wird durch deſſen roben Seigneur-Ton der König zu durchgreifender

Härte getrieben, oder ſie nimmt es ſentimental, und weicht unter Thränenwolken großer Gefühle; jedenfalls werden wir ſie los! Dein Bisthum, Florentin, erwartet Dich in Paris, wenn Du dieſen Streich bis zum Gelingen durchführſt. Sage dem Könige, ich ſei zur Herzogin Margaretha und der kleinen Heilly, um Abſchied zu nehmen, das thut auch ſeine Wirkung, Anna's Lebensluſt iſt ihm bereits unentbehrlich.

Sie war kaum hinweg, ſo kam der König zurück, und zwar aufgeregt in hohem Grade. Er hatte Lannoy zudringlich, und Lautrec bei ihm gefunden.

Lautrec iſt die Urſache der Zudringlichkeit geweſen; denn Lannoy weiß, daß die Foir' Eurer Majeſtät ein Haupthinderniß des Traktates ſind.

Ach was Foir's; Was bedeuten mir die Foir'!?

Zeigt das dem Vicekönige, Sire, und Ihr werdet ſogleich ſehn, wie er den Ton ändert.

Der König fragte nach ſeiner Mutter, und eilte ihr auf der Stelle nach, als Florentin mittheilte, was ſie hinterlaſſen. „Das fehlt noch" rief er beim Hinausgehn, „daß ich mit der Langweiligkeit allein in Cognac bliebe!"

Kaum war er hinaus, ſo ſetzte ſich Florentin an den Schreibtiſch, welcher in der Fenſterbrüſtung ſtand, und entwarf den Brief, welchen der König an die Gräfin Françoiſe ſchreiben ſollte. Er wußte gar wohl, daß es leichter ſei, ihn zur Unterſchrift für ſolch einen Brief als zur Abfaſſung deſſelben zu bewegen. Ein Federzug kann ohne Ueberlegung geſchehn, aber der kleinſte Brief kann auf hundert Gedanken führen, und am Ende wäre die Liebenswürdigkeit des Königs im Stande, ein ſolches Opfer dergeſtalt von Françoiſe zu verlangen, daß dieſe nichts weiter darin erblickte, als ein durch die Politik abgenöthigtes äußerliches Opfer.

Als der König zurückkam, dunkelte es bereits. Die Herzogin Louiſe hatte ihm rund heraus erklärt, daß er die ſchöne Anna in ſeinem Leben nicht wiederſehn würde, wenn er nicht ein Ende mache mit dieſem überlebten Chateaubriantſchen Verhältniſſe, und wenn er dieſer ſo harmloſen Anna, die ihm vom erſten Tage ihrer Bekanntſchaft an ſo anmuthig offen zugethan geweſen ſei, nicht ein Pfand wirklicher Zuneigung einhändige, ſei es auch nur der einzige Ring,

welchen Gräfin Françoiſe noch heute bei Tafel zur Schau getragen habe. Des Königs Salamander, umſchloſſen von einer Deviſe könne doch auch in der That nur von einer Dame am Finger getragen werden, wenn dieſe Dame des Königs volle Liebe und die volle Achtung der Welt genieße. Nur unter ſolcher Bedingung, hatte die Kupplerin hinzugeſetzt, könne ſie dies ihr anvertraute Mädchen der Neigung des Königs überlaſſen. Sie iſt mein Schützling — hatte ſie geſchloſſen — und ich habe ſie deshalb auch vor Dir bisher wie einen Augapfel behütet; ich werde nun mehr thun, als ſie behüten, ich werde ſie Deinem Blicke für immer entziehn, wie ſehr es auch weinen mag das ſonſt ſo luſtige Geſchöpf! — Und in der That hatte der gewaltſam in's nächſte Zimmer eindringende König das heitere Mädchen in Thränen beim Einpacken ihrer Putzſachen gefunden. — „Wartet bis zum nächſten Morgen!“ hatte der König geſagt, „ich werde einen Ausweg ſuchen. Wo iſt Margaretha?“ — Man hatte es nicht gewußt. Wahrſcheinlich ſei ſie ſchon nach Angoulême voraus.

Mit dieſen Eindrücken kam der König zurück nach

dem Zimmer, in welchem Florentin mit dem fertigen Briefe ſeiner harrte.

Was haſt Du da geſchrieben? Das iſt an die Gräfin? Prieſter, das iſt ja meine Handſchrift! Bin ich blödſichtig, oder biſt Du ein Verbrecher?

Ich bin ein Verbrecher, Sire. Oder vielmehr meine Hand iſt's, denn ich habe es abſichtslos gethan. Ich hatte mich in Euer Verhältniß zur Gräfin vertieft, und in Gedanken auf das Papier geworfen, was bei einer ſo mißlichen Situation, dem Herzen nicht zu allergrößtem Leide und der Politik doch zum Vortheile, geſagt werden müſſe; und dabei war mir ſelbſt die Täuſchung ſo groß geworden, daß die Handſchrift der Eurigen ähnlich gerathen iſt.

„Mehr als ähnlich — und das wird nicht Dein Vortheil ſein.“ — Dies vor ſich hinſprechend ſchrieb der König gleichſam um die Handſchriften zu vergleichen, ſein „François“ unter den Brief, betrachtete die Schrift und ſchüttelte das Haupt. Er ſchien den Sinn der Worte gar nicht zu beachten, es war auch ſchon zu dunkel, um mit Leichtigkeit leſen zu können, er ſchien nur die Aehnlichkeit der Schriftzüge zu prü-

ſen. Dann legte er den Brief auf den Tiſch, und ging an das entgegengeſetzte Fenſter, durch welches man auf den Hof und die Rampe des Schloſſes blickte.

Der dreiſte Florentin benutzte den Augenblick, um den Brief zu falten und ihm die Aufſchrift zu geben.

Wo iſt Brien?

Wahrſcheinlich noch bei der Gräfin Françoiſe! Er muß ihr doch treu ergeben ſein. Solche Treue tröſtet jede Frau.

Sag ihm, wie die Umſtände mit Lannoy liegen, und was mich zu dem Schritte genöthigt. Er ſoll der Gräfin den Brief übergeben, und ſie in liebevoller Weiſe auf die Nothwendigkeit der Maaßregel aufmerkſam machen. Setze in einer Nachſchrift hinzu, daß ich ihr für die Bagatellen, welche ich zurückerbäte, Schloß Chenonceaux ſchenkte am Cher in der Touraine, baſta!

Ehe er dieſe entſcheidenden Worte geendigt hatte, riß er das Fenſter auf, und rief in den Hof hinab

nach ſeinem Montpezas, der vorüberſchritt: Montpezas, beſtelle Roſſe, Fackeln und Jäger, in einer halben Stunde brechen wir auf zur Jagd.

Florentin hatte die dreiſte Abſicht, der Gräfin Françoiſe den Brief mit der entſetzlichen Forderung ſelbſt zu überreichen. Man kann nicht wiſſen, dachte er, wie ſolch ein Liebhaber auch das Giftigſte unſchädlich zu machen wiſſe. Noch eins! fuhr es ihm durch den Sinn: damals in Fontainebleau hatte ihm durch Vermittelung der Herzogin Louiſe Florio ein Fläſchchen italieniſchen Giftes eingehändigt für den Fall, daß Françoiſe in der Verzweiflung ſelbſt nach einem ſolchen Endmittel verlange. Er führte es ſeit der Zeit immer wohlverwahrt bei ſich, und eilte jetzt nach ſeinem Zimmer, um es einzuſtecken. Vielleicht verlangte ſie's heut! Und ihr ſei wohler, dachte er aufrichtig, ſie ſei hinweg aus dieſer Welt, die nach ſo völligem Bruche mit dem Könige ihr nur Entſetzen und Trauer biete. Er dachte noch weiter:

dieſe Neigung zwiſchen König Franz und Françoiſe hatte ihm das Anſehn, als ſei ſie für beide Theile nur durch den Tod zu endigen. Wie ungleich in der Laune Franz auch gegen Françoiſe ſei, ſein Herz gehöre ihr doch immer und immer wieder, und Françoiſe ſei ſeine einzige wahre Liebe. Ueber Kurz oder Lang könne er ſie wieder aufſuchen, und dieſer Kampf gegen ein ungelegenes Weib müßte von Neuem Zeit und Kräfte in Anſpruch nehmen. Er wollte ſie ja auch nicht vergiften, er wollte ſie nur für den Fall rettungsloſer Verzweiflung mit einem Hilfsmittel ausrüſten! — Mit Grundſätzen bloßen Eigennutzes und ohne irgend eine religiöſe Ueberzeugung kommt man ja inmitten großer Intriguen am Ende immer unverſehens dicht an die Seite des unmittelbaren Verbrechens. Und man kleidet ſich's und ſtreichelt ſich's, je länger man's neben ſich hat, ſo artig zurecht, daß man es zuletzt ſelber nicht mehr erkennt, und es für ein harmloſes, von der unkundigen Welt nur verſchrieenes Weſen hält.

Margot kam ihm entgegen, als er in das Vorzimmer der Gräfin trat, und fragte ihn ziemlich unwirſch, was

er wolle. Du bringſt der Francisca immer nur Trauriges, ſetzte ſie hinzu, und findeſt jetzt eben die Seigneurs Lautrec und Orion bei ihr, welche Dich ebenfalls nicht leiden können. Was treibſt Du denn eigentlich, daß Du Dich mit aller Welt verfeindeſt?

Vor Lautrec fürchtete ſich Florentin; in deſſen Gegenwart den Brief zu überreichen ſchien ihm lebensgefährlich, denn wenn dieſer eiſerne Menſch einmal in Zorn gerieth, ſo war ein Degenſtoß durch den Leib für jeden verdächtigen Nachbar zu beſorgen. Florentin entſchloß ſich alſo ſogleich, die eigne Abgabe des Briefes und den ſie begleitenden Kommentar aufzugeben. Lautrec's Zorn, meinte er, wird mich wohl erſchrecken' — Er bevollmächtigte alſo ſeine Mutter, den Brief an Orion einzuhändigen, und dieſem im Namen des Königs die Ueberreichung deſſelben an die Gräfin aufzutragen.

Das iſt wohl wieder ein Unglück? fragte Margot ängſtlich.

Gott bewahre! der König will eine Jagd bei Fontainebleau veranſtalten! erwiederte Florentin, und

zog den Brief sammt dem Fläschchen aus seiner Brusttasche.

Was ist in dem Fläschchen?

Still, das ist nicht für Euch Frauen! Aber es kann Dich belehren, wie Unrecht Du mir thust, indem Du mich immer üblen Willens gegen Francisca zeihst. Mit großer Gefahr hab ich dies Fläschchen den Spaniern entrissen, die um ihrer Königin von Portugal willen, welche der König heurathen soll, unsre Francisca aus dem Wege räumen wollten —

Gerechter Gott!

Still! Die Gefahr ist nun vorüber, wir haben's in Händen das Gift!

Gift! Um Gotteswillen, gieb her, daß ich's vernichte!

Nein, nein! Du könntest Schaden damit anrichten!

Ach! laß los!

Befasse Dich nicht mit solcher Gefahr, Mutter! Auch um es zu verschütten, bedarf es der größten Vorsicht, ein zufällig verspritzter Tropfen kann ein

Geschöpf tödten, und es ist stark genug, um die Charente zu vergiften.

Aber er hatte sich's ganz gern entreißen lassen, und blickte scharenweh der hinwegeilenden Margot nach.

Wie sollte man die Scene beschreiben, welche der Ueberreichung des Briefes folgte? Françoise fiel aufschreiend von ihrem Sessel, und während Margot und die auf den Schrei herbeieilende Chimene damit beschäftigt waren, sie in das zerstörte Leben zurückzurufen, laien die Männer den Brief.

Unterdeß war es dem Könige leid geworden, daß er sich zur Zurückforderung der Liebespfänder hatte bewegen lassen. Alorentin hatte Recht: Franz liebte Françoise dauernd. Gewissenspein, erhöht durch die spanische Angelegenheit, welche ebenfalls seinen Charakter unaufhörlich quälte, trieb ihn umher, und machte es Martin fast unmöglich, ihm die Jagdkleider anzulegen. Der bessere Mensch behielt im Könige die Oberhand, und er eilte hinüber nach Françoisens Zimmern, um die Forderung zurückzunehmen, sein Unrecht zu erklären und abzubitten.

Im Vorzimmer aber trat ihm Lautrec ſchon entgegen, der ſeinerſeits auf dem Wege war, in die Gemächer des Königs zu dringen, und ſeinem Zorne furchtbaren freien Lauf zu laſſen. Dieſe Begegnung zerſtörte alle Hoffnung für Franzoiſe, denn Lautrec überfiel den König mit einer ſolchen Fluth von Vorwurf und Schmähung, daß dieſer ebenfalls erzürnt und auf ganz andre Gedanken als Gedanken der Abbitte kommen mußte. Eine kurze Weile hatte des Königs perſönliche Stimmung den Vorwürfen Lautrec's widerſtanden, als dieſer aber auf keine Beſchwichtigung hören wollte, und dem Könige den Weg mit den Worten vertrat: „Franz von Valois iſt unwürdig, die Schwelle einer Gräfin von Foix wieder zu betreten!“ und dabei die Hand an den Degen legte, da war des Königs verſöhnliche Geduld am Ende, und er riß das Schwert aus der Scheide. Auch ihm ſchwollen die Adern des Antlitzes auf, wie Lautrec, und mit grimmiger Stimme rief er dieſem zu: Tritt zur Seite, frecher Lautrec, oder ich trete auf Deine Leiche!

Lautrec war nicht der Mann, einer Drohung ſich

zu benzen, am allerwenigſten im Zorne, und in einer ſolchen Herzensangelegenheit. Denn der Stolz des Noir'ſchen Hauſes war ſeinem Herzen ein Lebensintereſſe, und die Schweſter war ihm ſeit Kurzem theurer als je. In einem Nu alſo war ſein Schwert blank, und hier war König Franz in größerer Gefahr als damals im Schwerterſtreite mit Chateaubriant: Lautrec war ein furchtbarer Fechter, furchtbar, weil er außerordentliche Geſchicklichkeit, und weil er die praktiſche Kriegsübung beſaß, welche ohne Kirleſanz der Hand- und Armſtöße geradeaus auf des Gegners Bruſt eindringt, endlich weil der König, der bereits zur Jagd gerüſtet, nur das kürzere Jagdſchwert gegen Lautrec's langen Degen hatte.

Françoiſe ſelbſt, ſein ſtets von ihm gemißhandelter Schutzengel mußte es wieder ſein, welche ihn rettete. Aus ihrer Betäubung erwachend hörte ſie die heftigen Worte der Streitenden. Und wenn ſie vom Todesſchlafe erwacht wäre, hätte ſie aus tauſend Stimmen die des Königs erkannt. Schwerterklirren folgte; ſie ſprang auf! Wo iſt Lautrec?

Brion, entrüſtet über den König, und von wi-

verſtreitenden Gefühlen hin und her geworfen, deutete ſchweigend nach der Thür zum Vorzimmer. Er mochte keine Partei nehmen.

Er ficht mit Franz! rief Françoiſe, und eilte aus der Thür. Haltet ein! ſprach ſie mit ruhiger Stimme, und trat zwiſchen die Schwerter, als ob es ihr Wunſch geweſen wäre, durchbohrt zu werden.

Die Kämpfenden fuhren beide erſchreckt mit den Schwertern zurück. Françoiſe war todtenbleich.

Dies iſt Dein König, Lautrec! ſprach ſie, ohne den König anzuſehn. Ich bitte ihn für Dich um Verzeihung; er wird ſie mir gewähren —

Mehr als das! Mehr als das, Françoiſe — er war plötzlich gefaßt, und vom Anblicke der todtenbleichen Françoiſe bis zu Thränen gerührt. — Gebiete über mich!

Ich danke Euch. Mehr will ich nicht.

Gebiete, Françoiſe! und hierbei warf er ſich vor ihr auf die Kniee, und weinte wirklich, — gebiete, fordre, damit ich meine Scham vergeſſen kann, ich flehe zu Dir, fordre meine Krone!

Ich danke Euch! Es iſt zu ſpät.

Und hiermit wandte sie sich nach ihrem Zimmer.

O mein Gott! rief der König, und streckte die Arme nach ihr aus, mein Gott, Du hassest mich, Françoise!

Nein, Franz! erwiderte sie mit derselben ruhigen Stimme, immer ohne ihn anzublicken, und trat in ihr Gemach. Der König und Lautrec hörten, daß sie es hinter sich verschloß.

Franz erhob sich, aufgelöst wie man ihn nie gesehn, und stürzte Lautrec um den Hals: Oh, Ihr seid edel und gut, und nur ich, auf dessen Schultern ein gefährdet Königreich lastet, nur ich werde zu Verirrungen getrieben, die meiner Seele fremd sind, Lautrec, fremd, willfremd. Erhalte mir meine Françoise, meinen guten Engel, Lautrec, sonst bin ich verloren, sonst sind wir alle verloren.

In diesem Augenblicke tönten die Fanfaren der Jagdhörner von der Rampe herauf, und Florentin trat in das Vorzimmer. Dem Könige nachspähend hatte er mit Schrecken entdeckt, daß dieser zur Gräfin geeilt sei; der Dämon trieb ihn, endlich einmal zu unglücklicher Stunde, dem Könige nach, und als

der König von den Fanfaren aufgeschreckt sich von Lautrec abwandte, war der Prälat der erste Gegenstand, welcher ihm in's Auge fiel.

Ha Du, rief Franz, und der wunderbar jähe Wechsel der Stimmungen bewerkstelligte sich in ihm wie ein Blitz, Du an meinen Fersen, schlechtes Gewissen! Du, der Du des Königs Handschrift nachahmst! — Lautrec, dieser Schleicher hat den abscheulichen Brief an Françoise geschrieben! — Du böser Dämon sollst fertig sein mit mir. Wenn Du in fünf Minuten noch auf Cognac bist, wenn Du auf hundert Meilen noch einmal meinem Hofe nahe kommst, so soll Dich Deine farbige Kutte vor empfindlicher Züchtigung nicht schützen. Marsch!

Aber auch noch im Sturze war dieser Priester der Gräfin Françoise schädlich gewesen: er hatte die einer mißhandelten Liebe gerechte Rene des Königs unterbrochen. — Ohne diesen Wechsel wäre es dem Könige vielleicht nicht möglich gewesen, jetzt aufs Pferd zu steigen, und zur Jagd bei Fackelscheine und lustigem Hörnerklange hinaus zu reiten in die Wälder.

Ach, in Françoisens Seele gab es keine Unterbre-

chung mehr für die Verkommniß des Unglücks. So sieht der Besitzer eines Palastes vor der Feuersbrunst, welche sein Haus verzehrt, und die helle Lohe läßt ihm nicht den geringsten Zweifel mehr übrig, daß Alles, Alles verloren gehe, daß kein Schmuck, kein nützer Winkel von seinem Besitzthum übrig bleibe, und er nichts zu thun habe, als einsam hinauszuwandern in die unwirthliche, bedrohliche Nacht.

Aber sie war so gründlich vorbereitet worden für das entscheidende Unglück, und sie hatte eine zum großen Dulden so reichlich ausgebildete große Seele, daß sie keine Ausflucht suchte, daß sie den Muth, ja das Bedürfniß hatte, ihr Schicksal nicht nur ganz und ohne Lücken hinzunehmen, sondern es auch in ganzer Schwere über ihrem Haupte zu versammeln.

Das Glück ist unmöglich — sprach sie leise zu sich — das Glück, für welches Du heilige Pflichten hintangesetzt, so ergieb Dich nun auch ganz den Pflichten und deren drohender Rache.

Sie entfernte Brion und Lautrec, sie wehrte Ghimene und Margot von sich, und saß eine halbe Stunde im dunklen Zimmer allein. Sie weinte keine

Thräne, die Zeit der Thränen war vorüber, ach, sie hätte sagen können: die glückliche Zeit der Thränen. Denn als sie noch weinen konnte, da konnte sie sich auch noch in Täuschungen, in Hoffnungen für die Zukunft schaukeln. Nach jener letzten Täuschung, nach jenem letzten Schritte des Königs gab es keine Hoffnung, keine Zukunft mehr für sie. Der König mochte verleitet sein, sei's durch was es sei, darüber war kein Zweifel möglich: der König ist lieblos!

Sie faßte in jener halben Stunde einen unwiderruflichen Beschluß, sie verfaßte ihr Testament wie ein Mensch, der in nächster Stunde den Tod erwartet. Darauf rief sie Guernard. Er brachte Licht, und sie reichte ihm ein prachtvolles Kästchen, welches aus Elfenbein geschnitzt und mit Golde strotzend ausgelegt war. Dies Kästchen enthielt alle Ringe, Spangen und Ketten, welche sie vom Könige besaß. Nimm all den Schmuck heraus — befahl sie in einem Tone, der keinen Widerspruch duldete — und schmilz ihn über dem Feuer zu einem Klumpen.

Dann schrieb sie an den König. Und als dies geschehn war, schlug sie ihre nothwendigsten Habse-

ligkeiten in ein seidenes Tuch. Es fiel ihr dabei auch das Fläschchen in die Hände, welches Margot in der Angst um ihre ohnmächtige Herrin auf den Teppich geworfen hatte. Sie sah, daß mit italienischem Worte auf dem Boden des Fläschchens geschrieben stand: „Gift.“ Ihre Hand zuckte — —

Aber sie wollte sich ihrer Pflicht nicht entziehn. Sie hatte es um Liebe gethan, sie wollte es nicht thun um des Leids willen, das ihrer harrte. Ach, ihr Mutterherz hatte wohl schweigen können, aber gelebt hatte es immer. Wie willkommen ihr ein rascher Tod gewesen wäre, er ist mir nicht gestattet, flüsterte sie, ich gehöre meinem Kinde, ich gehöre meinem — Gatten!

Sie wollte allein nach Schloß Chateaubriant; nur Guernard sollte sie begleiten, und noch in dieser Stunde wollte sie auf den Weg.

König Franz ahnte dies nicht. Allerdings gab er sich der Jagd nicht hin, wie er es vorgehabt hatte bei Anbefehlung derselben: er entführte die schöne Anna wohl in einsame Waldthäler, doch nicht um mit ihr zu kosen, sondern weil ein zerstreuter unruhi-

ger Geist ihn trieb, und rastlos, schweigend führte er das durch sein Schweigen verstörte Mädchen in ungehemmtem Rosseslaufe wegelos und zielloß hierhin und dahin. Sie war zum Oefteren nahe daran, zu verunglücken, denn in diesen abgelegenen Theilen des Waldes fehlte der Fackelschein. Am Ende rief sie dem Könige zu, sie könne sich nicht mehr auf dem Pferde erhalten —

Dies geschah um dieselbe Zeit, da Chimene Francoisens Absicht einer heimlichen Flucht entdeckte, Lautrec herbeirief, und die Gräfin beschwor, ihre Begleitung anzunehmen. Sie abzuhalten von der Reise nach Chateaubriant schien unmöglich, Lautrec und Chimene bestanden auch nicht darauf, sie fühlten daß es sich um eine dem Gewissen nothwendige Buße, um einen feierlichen Lebensschluß handle, sie baten nur dringend um Erlaubniß des Geleits bis an die Pforte von Chateaubriant, sie bestanden darauf, als Francoise erwiderte: allein bin ich geflohn, allein will ich heimkehren.

Dadurch ward ihre Abreise so weit verzögert, daß Franz noch Zeit hatte zur Rückkehr nach Schloß

Cognac, bevor ſie ſelbiges verließen, wenn er einer plötzlich in ihm aufſchreienden inneren Stimme folgte. Er hielt nämlich ſein Pferd nicht an, um der erſchöpften Anna beizuſtehn, nein, er that's, ohne auf dieſe zu achten, er that's vor ſich hinſtarrend in den ſchwarzen Wald, als ob er Geiſter ſähe, die um ſein Haupt herum ſchwebten, als ob er einem Geflüſter derſelben, das ſchwer zu verſtehen ſei, aufmerkſam horchte, mit halb geöffnetem Munde horchte. „Sie verläßt mich?!“ ſchrie er auf einmal mit entſetzlicher Stimme. Sie hallte ſchauerlich im finſtern Buchenwalde wieder, und Anna fürchtete ſich bis zum Zittern vor ihm, der ihr den Verſtand zu verlieren ſchien.

Eine Minute horchte er nach dieſem Ausrufe noch unbeweglich, dann ſtieß er einen unartikulirten ſchmerzlichen Ton aus, und flog mit ſeinem Pferde in den wegloſen hohen Wald hinein, als ob Roß und Reiter ſich das Haupt zerſchellen ſollten an den harten Buchenſtämmen.

Wenn er ſo fortreitet, findet er Françoiſe noch auf Cognac, und vielleicht gelingt es ihm gut zu ma-

chen, was freilich nur durch eine ſtrenge Umwandlung ſeines Weſens gut zu machen iſt. Schon war er dicht am Ausgange des Waldes, und ſah die Lichter des hochgelegenen Schloſſes Cognac ſchimmern: da war die Kraft des Roſſes erſchöpft: es ſtrauchelte, indem es einem Stamme ausbiegen wollte, und flog mit dem Könige voller Wucht gegen eine andre Buche, alſo daß Roß und Reiter ſchwer verwundet zu Boden ſtürzten.

Die Verwundung des Königs war ſtark und gefährlich: er konnte nicht wieder aufſtehn, ja er konnte nicht rufen, er wurde von Zeit zu Zeit ohnmächtig vor Schmerz. — Es dauerte über eine Stunde, eh das Geſchrei der ſich zu Tode fürchtenden, verlaſſenen Anna Jäger herbeizog, es dauerte noch viel länger, ehe man den König auffand. Der Frühlingsmorgen flieg ſchon über die Baumkronen empor, als er auf einer Tragbahre unter heftigen Schmerzen auf Cognac ankam. Seine erſte Frage war dennoch nach Franzoiſe.

Sie hat dies elfenbeinerne Käſtchen geſendet —

Und?

Man ſagt, ſie ſei gegen Mitternacht mit Graf Lautrec fortgeritten.

O, mein Gott! mein Gott! — Oeffne das Käſtchen! Was enthält's?

Einen Klumpen Gold, und dieſen Brief —

Oeffne ihn, ich kann meine Hände nicht bewegen, raſch! Halt ihn mir zum Leſen vor!

„Dies ſind die Ringe, Spangen und Ketten, welche mir der König geſchenkt; es fehlt nicht der kleinſte Reif daran. Die Briefe und Deviſen, welche er mir geſchrieben, ſind in mein Herz gegraben, wie ſoll ich ſie ihm wiedergeben, da er mein Herz verſchmäht hat, oder nicht verſteht? Möge er glücklich ſein! Auf Gottes weiter Welt wünſcht es vielleicht Niemand ſo von Herzen als

Françoiſe von Chateaubriant."

O mein Gott, mein Gott, welch eine Perle hab' ich blind und frevelhaft mit Füßen getreten! rief ſchluchzend der König, und verhüllte ſein Haupt. Moraliſche und körperliche Schmerzen ſchüttelten ſeinen Leib, daß er jammervoll ſtöhnte.

Faßt zwanzig reitende Boten gen Barbézieux, gen

Pons, von Angoulême sagen — schrie er plötzlich mitten in seinen Schmerzen auf — jeder Fußpfad, der nach der Garonne hinabführt soll verfolgt werden, und weiter immer weiter, wenn man sie nicht einholt bis nach Foix hinauf! Der König ließe sie fußfällig bitten, sie möge nach Cognac zurückkehren, ich wäre am Tode, ich könnte nicht ohne sie sterben!

Louise von Angoulême war zugegen, und sie litt wie unter tausend Schwertern: ihr Florentin verbannt, ihr Sohn in Lebensgefahr, und die verhaßte Chateaubriant in des Sohnes Herzen mächtiger als je. Denn auch sie wußte nicht, daß Françoise, die man nach Süden hin suchte, nach Norden hinabritt.

15.

Graf Chateaubriant wartete in ſeinem Thurme. Es war Florentin's Werk geweſen, daß er nach des Königs Abreiſe von Fontainebleau nichts mehr unternommen hatte. So willkommen der Herzogin und dem Prieſter ein ſolcher Verbündete geweſen wäre, nach den heftigen Schritten, welche er gewagt, und nach dem Antritte der Regentſchaft Seitens der Herzogin ſchien es ihnen doch nicht mehr rathſam, die vom König empfohlene Gräfin ihm Preis zu geben. Die Unſchicklichkeit wäre zu groß geweſen, und jedes ſolche Attentat auf die Gräfin hätte den König zu ſehr für dieſe aufgeregt. Man erwartete ohnedies zuverläßig, daß Françoiſe ſchnöder Behandlung ſatt über Kurz oder Lang Fontainebleau verlaſſen werde; dann erſt, wenn ihrem Rufe hierdurch ein heftiger Stoß verſetzt worden,

würde es an der Zeit sein, sie auf eine geschickte Weise dem Grafen zu überantworten. Daß diese Flucht aus Fontainebleau nur eine halbe Wirkung haben, durch die Schlacht bei Pavia aus den Augen gerückt werden, und daß deren erwartetes Verhängniß sich erst in Madrid erfüllen werde, das Alles konnte man nicht voraussehn. In jener Nacht also, da der König nach Italien zog, war Florentin im Getümmel zu Chateaubriant getreten, und hatte ihn gewarnt vor längerem Verweilen. Obwohl der Regentin die Neigung des Königs zur Gräfin widerwärtig und sie vielleicht eben so lebhaft wie er eine Beendigung des Verhältnisses wünsche, so müsse sie doch jetzt des Anstandes halber die Gräfin schützen. Der Graf hätte also strenge Maaßregeln gegen sich zu erwarten, wenn er länger hier verweile. Dagegen möge er versichert sein, daß man rastlos in seinem Interesse handeln werde. Allmonatlich solle er Nachricht erhalten, und der Priester wußte es ihm einleuchtend zu machen, daß man so ohne sein Zuthun zu einer passenderen und leichteren Lösung des Verhältnisses gelangen werde, als wenn er, unbekannt mit den feineren Ab-

den, ſich hinein miſche. Chateaubriant war damals unfähig zu neuen Plänen, er litt von dem Sturze heftige Schmerzen am Kopfe, und was die Ueberredung des Prieſters nicht vermocht hätte, das hätte das ſchwindlichte Gefühl perſönlichen Unvermögens, das Bedürfniß augenblicklicher Ruhe bewirkt: er beſchied ſich, und ging nach der Bretagne zurück. Die monatlichen regelmäßigen Nachrichten, welche ihm ein Mönch aus Angers brachte, überzeugten ihn, daß ſeine Angelegenheit in ſorgfältigen Händen ſei, und daß er zuwarten könne. Auch fühlte er ſich während der Abweſenheit des Königs weniger getrieben, und er unternahm nichts gegen die Gräfin, als man endlich erfahren hatte, ſie ſei in Nevir, weil ihm Florentin ſagen ließ: das Verhältniß ſei bereits durch der Gräfin Flucht aus Fontainebleau ſo gut wie aufgelöſ't, er möge ſeine endlichen Maaßregeln aber ja ſo lange verſchieben, bis der König zurückgekehrt ſei. Wäre dies erſt geſchehn, und hätte ſich dieſer ohne die Gräfin wieder in Frankreich eingerichtet, ſo hätte es keine Bedeutung, was mit der alsdann vergeſſenen Françoiſe geſchehe. Widerführe ihr aber jetzt etwas

Auffallendes, ſo könnte es noch bewegend auf den König wirken, in Theilnahme für die Gräfin, in thatſächlichem Haſſe gegen den Grafen. Nach der Kataſtrophe von Pavia waren die Mönchsnachrichten lange ausgeblieben, aber von Madrid aus war im Winter die Mittheilung gekommen, es ſei jetzt Alles zwiſchen dem Könige und der Gräfin zu Ende, und ſobald Florentin mit dem Könige aus Spanien heimgekehrt, dann werde er dem Grafen den Zeitpunkt bezeichnen, von welchem an er rückſichtslos gegen ſeine Gattin verfahren könne.

Auf Bezeichnung dieſes Zeitpunktes wartete jetzt Graf Chateaubriant mit Geduld: er hatte hinreichende Proben gehabt, daß er ſich auf Florentin verlaſſen könne. Florentin aber war durch die Ereigniſſe in Cognac überraſcht worden, und ſo hielt die Gräfin Françoiſe mit Chimene, Lautrec und Margot vor dem Schloſſe Chateaubriant, ohne daß der Graf eine Ahnung von ihrer Ankunft hatte.

Es war ein lieblicher Frühlingsmorgen, und der Graf war in den Wald hinaus geritten, um ſeine Falken ſteigen zu laſſen. Gillover bewachte

das alte Thurmſchloß, in welchem Louiſon mit Conſtance am nördlichen Fenſter ſaßen, und über die Ebene nach dem Forſte hinüber blickten, in welchen der Graf geritten war. Sie ſahen alſo die Ankömmlinge nicht, denn dieſe kamen von Süden. Es war todtenſtill im neuen Schloſſe, vor welchem ſie abſtiegen, und der Gräfin, welche hier von ihren Begleitern Abſchied nehmen wollte, ſchlug das Herz lebhaft. War es das Herz der Mutter, welche ihr Kind wiederſehen ſoll, oder war es das Herz der Gattin, welche vor ihren Richter treten und ſich deſſen Gericht unterwerfen wollte?

Sie hatte eiſern darauf beſtanden, geraden Wegs daher zu reiten. Umſonſt hatten Lautrec und Chimene gebeten, ſie möge ſich in ein Kloſter zurückziehn. Und meine Tochter? Und meine Pflicht? hatte ſie unerſchütterlich erwidert. Das aber hatten ſich Lautrec und Chimene hinter ihrem Rücken gelobt, ſie an der Schwelle von Chateaubriant nicht zu verlaſſen, ſondern ſie einzuführen und ihr längeres oder kürzeres Bleiben von dem Benehmen des Grafen abhängig zu machen.

Das erklärten ſie ihr jetzt, als ſie von den Pferden geſtiegen waren. Sie widerſprach, aber man ſah, daß ihre Glieder zitterten, und daß ihr Widerſpruch ſchwach war.

Es zeigt ſich kein Menſch? rief Lautrec.

Ah, da iſt Baptiſte, der mich verlaſſen hat! ſagte die Gräfin mit halber Stimme, auf den Diener blickend, der haſtig hinter dem alten Schloſſe hervorkam, und auf ſie zueilte. Er mäßigte indeß plötzlich ſeine Eile, indem er nach dem Fenſter im Mittelſtocke des alten Schloſſes verſtohlen hinaufſah, und kam nun langſam näher zur ſteinernen Brücke, auf welcher die Ankömmlinge ſtanden.

Nun, Baptiſte, Du haſt mich verlaſſen! So komm' ich nun ſelbſt, zu fragen nach Conſtance. Wie geht's meiner Tochter? ſprach die Gräfin ſanft.

Oh, oh! entgegnete ſtockend Baptiſte, und wiſchte ſich die Augen — treten Sie nicht hinein! Jetzt iſt's noch Zeit; er iſt nicht da, der Herr Graf! Das Schloß iſt leer wie eine Kirche — kehren Sie um! Nein, nein, das iſt am Ende der Augenblick, Conſtance zu nehmen! Wir ſchlagen die Thüre ein zum

alten Willover, und eh' er zurückkommt, ſind wir fort.

Jetzt nicht mehr, Baptiſte! Das iſt zu ſpät — Du hätteſt mich früher nicht verrathen ſollen!

Oh — gnädigſte Frau Gräfin! wenn ich Ihnen — und dies ſagte er ihr ganz leiſe — in meinem Leben noch was nützen ſollte, ſo mußt' ich's wohl ſo machen. Sonſt hätte er mir nie wieder getraut, und zu helfen war damals doch nicht. Thun Sie auch ja garſtig gegen mich, wenn Sie hier bleiben — aber 's iſt beſſer, Sie bleiben nicht hier.

Ich muß bleiben, Baptiſte — geh, und melde uns!

Willover öffnet nicht, wenn er Sie erblickt, das iſt ein Satan!

So geſchah es denn auch: Willover öffnete die Brückenpforte nicht, und Françoiſe konnte ihr Kind nicht ſehen. Man mußte auf die Rückkehr des Grafen warten, und da dieſe erſt gegen Abend erfolgen konnte, ſo mußte man ſich in dem verödeten Schloſſe einrichten auf die Gefahr, daß der heimkehrende Wirth die ungeladenen Gäſte aus der Thür weiſe.

Dieſe Unſicherheit machte den Tag zu einem überaus qualvollen für alle Theile: wie in ſchwüler Gewitterluft, die jeden Augenblick mit zerſtörendem Blitze ſich entladen könnte, bewegten ſie ſich einher.

Françoiſe fand ihre Zimmer ſo, wie ſie ſelbige bei ihrer ſchnellen Abreiſe nach Blois verlaſſen: das Kleid, welches ſie damals abgelegt, um den Reifrock anzuthun, hing noch über dem Seſſel. Ach, ſeufzte die Angſt in ihr, hätteſt Du es doch nie vertauſcht! Dicker Staub lag auf allen Geräthen, keines Menſchen Fuß ſchien ſeit jener Zeit in dieſen Räumen geweſen zu ſein. Ein Vöglein, welches ſie ſich im Bauer gepflegt, war dabei zu Grunde gegangen: kaum noch kennbar lag es als halbverweſte Leiche am Boden des Bauers. Uebler, ſtockiger Geruch erfüllte die Zimmer, ſo wie er aus ſchlimmen Gefängniſſen entgegen dringt.

Es hatte für ſie etwas beſonders Qualvolles, daß ſie ſich jetzt hier einrichten ſolle, um vielleicht bei der Rückkehr des Grafen ſogleich wieder ausgewieſen zu werden. Aber die Frauen-Natur geſtattete es doch nicht anders: Margot half lüften, abſtäuben und

ordnen, und ein ununterrichteter Zuſchauer hätte glauben können, es handle ſich hier um nichts weiter, als um häusliche Behaglichkeit.

Während dem gingen Chimene und Lautrec in der prächtigen Gallerie dieſes neuen Schloſſes auf und nieder. Dieſe Gallerie ward durch vierzig Arkaden gebildet, und galt für ein Wunder des Luxus in der anſpruchsloſen Bretagne. Chimene war wieder in Frauenkleidung: im letzten Nachtquartiere hatte ſie ſich der Knabentracht entledigt, doch nicht ohne ein demüthigendes Gefühl. Des Königs wegen, der ſie nicht erkennen, der durch ſie nicht wieder gehindert werden ſollte in ſeiner Aufmerkſamkeit für Françoiſe, hatte ſie die Verkleidung gewählt, und hatte auf Cognac erfahren, daß dies eine ganz überflüſſige Sorge geweſen ſei. Franz hatte mit keiner Sylbe nach Chimene gefragt. Ein Mädchen ſei noch ſo aufopfernd für ihre Freundin, ſie weiſe noch ſo tapfer den Liebhaber ihrer Freundin zurück, wenn er ſtatt der Freundin ihr ſelbſt den Hof macht, ſie wird doch einer ärgerlichen Empfindung nicht entgehn, wenn der Liebhaber ſich ihr gehorſam zeigt und die

Aufmerkſamkeit für ſie vergißt. Und Chimene war ein edles Geſchöpf und war von melancholiſcher Art: was einem gewöhnlichen Mädchen ärgerliche Empfindung erregen müßte, das hatte tiefere Folgen für die Infantado, welche ſich von Jugend auf verſtoßen geſehn hatte. Du biſt nicht beſtimmt zu irgend einem Glück, ſagte ſie ſich, nicht zu ſtillem Genuſſe des ſchwächſten Freudeſchimmers, Dein Vater hat Recht. Ziehe Dich zurück, Du ſtörſt nur! Françoiſe haſt Du beeinträchtigt, und warſt doch nur das Intereſſe eines vorübergehenden Spielwerkes für Franz! Dein Vater hat Recht! Ach, wenn Dein Herz ſich hätte öffnen dürfen der Neigung des Königs, oh, wie wäre die Welt ein unabſehbarer Himmel geworden! Still! Und ſei dies unerblühte und doch überall ſchädliche Leben beendigt, damit es nicht durch halbe Gefühle, durch halbe Unwahrheit befleckt werde in ſeiner Traurigkeit.

Dieſe Gedankenrichtung bezog ſich auf Lautrec, deſſen Herz ſich ihr hingab mit einer liebenswürdigen Treuherzigkeit. Sie fürchtete ſich vor einer unmittelbaren Erklärung, denn ſie war feſt entſchloſſen, Liebe

und Hand des ihr übrigens werthen, tüchtigen Mannes abzulehnen. Konnte ſie nicht für immer an Françoiſens Seite bleiben — und ſie fürchtete vom Grafen Chateaubriant das Schlimmſte —, dann war es ihr Vorſatz, in einem Kloſter ihr Leben zu beſchließen. Solche Naturen, unter ſolchen Umſtänden aufwachſend, ſind die Perlen des Kloſters, und für ſie iſt das Kloſter eine wirkliche Zuflucht.

So drängte ſie Lautrec's Geſtändniß, welches dem natürlichen Manne fortwährend entſchlüpfen wollte, immer eifrig zurück, und ſprach immer wieder nur von der Gefahr Françoiſens — da bellten Hunde und wieherten Pferde, der entſcheidende Augenblick war da, Graf Chateaubriant kehrte mit ſeinen Falken heim, er hielt an der Brücke, und hörte Baptiſte's Bericht. Françoiſe kam eilig zu Lautrec und Chimene in die Gallerie, ihre Hände, mit denen ſie die der Freunde ergriff, flogen, die Angſt war übermächtig geworden.

Chateaubriant reichte ſeinen Falken dem Jäger, und nahm aus deſſen Hand die Jagdbeute, wahrſcheinlich um ſie ſeiner Tochter zu zeigen, einen

Brachvogel, der mit dem Frühlinge aus dem Süden gekommen war. Dann ſtieg er vom Pferde, und erwiderte nichts auf Baptiſte's Anzeige. Er verbarg ſeine Aufregung unter Schweigen, und trat in's Schloß.

Françoiſe, nach Faſſung ringend, ſah mit ſtarrem Auge nach der großen Thür der Gallerie, durch welche ſie ſeinen Eintritt erwartete. Sie ſtand mit Lautrec und Chimene unweit dieſer Thür, welche ungefähr in der Mitte des Schloſſes war, da ſich weſtlich nach dem alten Schloßthurme hin die Gallerie ſelbſt in halber Schloß-Länge erſtreckte bis zum Ausgange auf die Brückenpforte, und auf der öſtlichen Seite, alſo jenſeits der Gallerietür die Zimmer lagen, welche ſie ehedem mit dem Grafen bewohnt hatte.

Die Thür öffnete ſich nicht, aber Chimene flüſterte ihr zu: da hinten iſt er! Françoiſe wendete ſich, und blickte die Gallerie entlang. Der Graf war dort am Ende des Saales durch eine Seitenthür eingetreten, und ſchritt, ihnen halb den Rücken zukehrend, nach

dem Ausgange der Brückenpforte. Er öffnete dieſe, und verſchwand hinter der zugeworfenen Thür.

Hat er uns nicht geſehn? Will er ſich vorbereiten? — Sie harrten faſt eine Stunde lang, es regte ſich nichts in dem öden Schloſſe. Endlich rief Lautrec, das ſei unerträglich, und er werde hinübergehn.

Um Gottes willen verlaß mich nicht! ſprach Françoiſe.

Nun, ſo gehen wir alle drei! Sie gingen. Als ſie auf der Luft-Brücke zwiſchen dem alten und neuen Schloſſe ſtanden, klopfte Lautrec. Niemand antwortete, Niemand öffnete. Lautrec drückte auf das Schloß: zu ſeiner Ueberraſchung gab es nach, die Thür öffnete ſich, und ſie ſahen den Grafen und Conſtance inmitten des Zimmers am Speiſetiſche, Louiſon hinter dem Stuhle des Kindes, Gillover hinter dem des Grafen.

Conſtance! rief Françoiſe, und eilte an Lautrec vorüber nach ihrem Kinde, es in ihre Arme ſchließend und mit Küſſen bedeckend.

Das Kind kannte ſie nicht, und ſträubte ſich.

Es iſt Deine Mutter, Conſtance, ſprach der Graf. — Darauf erhob er ſich, und begrüßte mit Kälte,

aber leidlicher Höflichkeit Lautrec und Chimenen. — An Françoiſe richtete er keine Frage, und beantwortete die ihrigen, welche ſich auf Einrichtungen des Hauſes bezogen, ohne Empfindlichkeit, ohne Härte, aber freilich eiſeskalt. Daß Conſtance zu ihr in's neue Schloß hinüberziehe, das verweigerte er ganz einfach, und ohne einen Grund dafür anzugeben. Der Grund war allerdings einleuchtend genug: Das Kind liebte den Vater, und kannte die Mutter nicht.

Kurz, nach Verlauf einer Woche war Lautrec beruhigt über die Angſt vor irgend einer gewaltſamen Kataſtrophe, welche vom Grafen über Françoiſe hereinbrechen könne, und er wäre abgereiſ't, wenn ihn nicht Chimene zu längerem Bleiben aufgefordert hätte. Nicht weil er deren Hand noch zu gewinnen hoffte, blieb er länger auf Chateaubriant, nein, ſie hatte ihm mit trauriger Offenheit ihr Herz enthüllt; ſondern weil Chimene immer noch für Françoiſe fürchtete. Dieſer Graf Chateaubriant, ſagte ſie zu Lautrec, iſt wie ein unreines dunkles Gewäſſer, ich weiß ſeine Tiefe nicht, ich kenne ſeinen Grund nicht. Sagt immerhin, daß er ſich von Tag zu Tage gebeſſert habe,

daß er bereits auf manches Geſpräch eingehe, ich kann ihm nicht trauen: ſein Auge, ſeine Seele ſind verhüllt.

Das waren ſie. Chateaubriant hatte einen ausgebildeten Plan der Rache gehabt vor Ankunft ſeiner Gattin. Aber in dieſen Plan gehörte nicht die freiwillige Rückkehr derſelben, es gehörte nicht der gefürchtete Lautrec, es gehörte nicht dazu, daß ein wochenlanger friedlicher Umgang zornesläḥmend einwirken würde. Denn die Gräfin betrug ſich wie die Ergebung ſelbſt in jegliche Strafe, Lautrec verkleinerte das Unrecht ſeiner Schweſter durchaus nicht, wenn im Geſpräche mit dem Grafen dieſem eine herbe Wendung entfuhr, und um Chimene war ein ſo ſtreng keuſches Etwas ausgebreitet, daß der Graf ſelbſt keinerlei rohe Gedanken in ſich aufkommen ließ, ſo lange dieſe blaſſe Spanierin neben Françoiſe war.

In dieſer Weiſe gingen die gefürchteten Tage ohne irgend ein bedrohliches Ereigniß vorüber: auch Chimene mußte am Ende ſicher werden, und Lautrec, welchen politiſche Pflichten riefen, ziehn laſſen. Er verſprach, bald wiederzukehren, und tröſtete damit

ſeine Schweſter, welche ſeit ihrer Ankunft in Chateaubriant und trotz aller friedlichen Zeichen trauriger und ſchwermüthiger war als damals, da ſie ohne äußere Noth den gefährlichen Entſchluß der Rückkehr gefaßt und ausgeführt hatte. Rührte dies vielleicht daher, daß ſie ſich überflüſſiger ſah im Hauſe des Gatten, als ſie geglaubt hatte? Daß ſie in Haß oder Liebe auf leidenſchaftlichere Aeußerung gefaßt geweſen war? Daß ſie ihr Kind, ein blaſſes eigenſinniges Geſchöpfchen, ſich völlig entfremdet fand? In der That, ſie konnte glauben, ihre Gegenwart auf Chateaubriant ſei nicht für Haß, nicht für Liebe, nicht für Strafe, nicht für Vergebung nöthig.

Als Lautrec hinweg war, veränderte ſich nichts. Ein frühzeitiger heißer Sommer drückte auf die Bretagne, und das Leben auf Schloß Chateaubriant war matt und ſtill. Da führte ein einziger Abend eine plötzliche Veränderung herbei. Chimene hatte einen Brief von Lautrec erhalten, worin ihr dieſer aus Blois meldete, der König habe vor, wegen engerer Vereinigung der Provinz Bretagne mit der Krone perſönlich in dieſe Provinz zu kommen, damit er das Parla-

ment in Rennes zu einer ihm alle Beſitzesrechte übertragenden Akte bewegen könne. Montmorency, welcher günſtige Verbindungen mit dem Parlamente der Bretagne angeknüpft, werde ihn begleiten. Man möge ſich alſo in Chateaubriant vor einem Beſuche ſicher ſtellen, welcher nur neue gefährliche Störung bringen könne, und welchen der König jedenfalls beabſichtige, denn er ſpreche fortwährend mit hingebender Sehnſucht von Françoiſe. — Chimene ſuchte ſogleich den Grafen auf, um ihm dies mitzutheilen, und ihn auch im Namen Françoiſens um Vorſichtsmaaßregeln zu bitten. Sie fand ihn im dritten Stockwerke des Thurmſchloſſes, er genoß die Abendkühle und ſah zum Fenſter auf den Fluß hinab, wo Gillover und Louiſon auf einem Kahne die kleine Conſtance hin- und herfuhren. Er war alſo ganz allein im alten Schloſſe, und nachdem er die Nachrichten, wie es ſchien, gleichgültig angehört und die davon erhitzte Chimene lange betrachtet hatte, ſchlang er plötzlich ſeine Arme um ſie, und riß ſie an ſich. Das ſchwache Mädchen ſchien verloren zu ſein gegen die Gewalt plötzlich erwachter brutaler Sinnenluſt. Aber es brach zu ihrer Hilfe

ein neues Unglück über dies Haus herein, als ob des Grafen Frevel auf der Stelle gezüchtigt werden solle. Man hörte durch die offene Fallthür aus dem zweiten Stock herauf Thüren werfen und das Klaggeschrei Louison's, welches zu wiederholten Malen „Constance! Constance!" hören ließ. Nicht bloß der Störung wegen also, sondern weil diesem einzigen Lieblinge, den er auf Erden hatte, ein Unheil zugestoßen zu sein schien, gab der Graf die im Widerstande fast erschöpfte Chimene frei. Was ist? Was ist mit Constance? schreiend stürzte er die Treppe hinab.

Das Kind, vielleicht durch Wasser- und Abendluft erkältet, war im Kahne ohnmächtig geworden, und war jetzt noch besinnungslos. Offenbar hatte die eingesperrte Lebensweise, welcher das Kind um der Sicherheit vor Raub so lange unterworfen worden, einen gefährlichen Krankheitskeim in demselben entwickelt, und es lag jetzt wie eine kleine Leiche auf dem Lager, als Chimene vorübereilte, um Françoise herbeizurufen.

Sie selbst verließ im ersten Entsetzen über die Frechheit des Grafen augenblicklich das Schloß, und

eilte mit Baptiſte, deſſen ſie habhaft geworden war, und der ihrem Vorgeben nach einen Arzt holen ſollte, nach einem Kloſter, welches nordwärts hinter den Wäldern Chateaubriant's lag. Von dort wollte ſie wirklich auf ihrem Pferde einen der Arznei kundigen Geiſtlichen mit Baptiſte ſenden, ſie ſelbſt aber wollte hinter den Kloſtermauern zurück bleiben. Sie wagte es nicht, Françoiſe den Grund ihres Wegbleibens anzugeben, als Baptiſte noch in der Nacht mit dem Arzte ſie verließ; aber ſie ſetzte voraus, die Krankheit des Kindes werde ja jetzt alle Aufmerkſamkeit derſelben in Anſpruch nehmen.

So war es auch. Françoiſe war acht Tage lang Tag und Nacht am Lager ihrer Tochter. Am neunten Tage ſtarb Conſtance, und als Françoiſe, die von körperlicher und moraliſcher Anſtrengung bewußtlos hingeſunken war, wieder zu ſich kam, fand ſie ſich im Thurmſchloſſe, und zwar im dritten Stockwerke auf ihrem Lager, welches mit andern nothwendigen Geräthſchaften aus ihren Zimmern im neuen Schloſſe hierher gebracht worden war. Der Graf hatte beſtimmt, ſie werde künftig hier wohnen.

— Er war furchtbar verändert; das Kind allein ſchien ſeine menſchliche Verbindung mit dem Leben gebildet zu haben. Alle die Jahre lang aufgehäuften Vorwürfe gegen die Gräfin brachen jetzt in roher, entſetzlicher Macht hervor. Auch für den Verluſt des Kindes machte er ſie jetzt, und ach, nicht ohne Grund verantwortlich. Verſuch es, rief er, wie lange die Gefangenſchaft in dieſem Raume einem weiblichen Geſchöpfe zuträglich iſt. Dein theurer Valois wird nächſtens vorüberreiten, und wenn Du Luſt haſt, Deiner Gefangenſchaft ein ſchleuniges Ende zu machen, ſo brauchſt Du dann nur an's Fenſter zu treten: ich werde für das Ende ſorgen.

Demüthig und ohne Widerſpruch nahm ſie Alles hin; die Marter war ihr faſt willkommen.

Nach einiger Zeit ſchien es, als ob des Grafen Zorn an dieſer Widerſtandsloſigkeit ermattete: er ſchwieg mehrere Wochen, ja er ließ ſein Bett in das Zimmer Françoiſens ſetzen. Wurde dies auch in der Ecke, welche von dem Platze des ihrigen am entfernteſten war, aufgeſtellt, und wurde es auch wie das ihrige von einer Tapetenwand eingeſchloſſen, ſo war

ihr doch dieſe Einrichtung und ſolche Nähe die peinlichſte aller bisherigen Beſchränkungen.

Eine Zeitlang ergab ſich daraus keine unmittelbare Störung für ſie: nur zuweilen hörte ſie in der Nacht ein unterdrücktes Schluchzen des Grafen. Er weint um ſein Kind! Und Du kannſt ihn nicht tröſten! Du haſt alles Unglück über ihn gebracht, und biſt außer Stande, ihm irgend einen Erſatz zu bieten! dachte ſie in Verzweiflung.

Wer da weiß, wie überwältigend das Weinen eines Mannes auf die ſchuldbewußte Gattin wirkt, der wird es begreifen, daß Françoiſe von ihrem Lager aufſtehn, ein Nachtgewand umwerfen, und zu ſeinem Bette treten konnte, daß ſie davor niederknien, und ihn dringlich um Verzeihung bitten konnte. Vielleicht, ſagte ſie, beruhigt es Dich, wenn Du Dich über den gerechten Zorn gegen mich erhoben haſt, wenn Du ſiehſt und glaubſt, daß ich Dein Leid mitempfinde in unſäglichem Schmerze!

Es brannte über ſeinem Haupte ein ſchwaches Nachtlämmchen, und bei deſſen Scheine blickte er, ſich aufrichtend, mit unverhehltem Erſtaunen auf Fran-

ceiſe. Die verſchiedenſten Empfindungen durchkreuzten ſeinen Sinn und flogen über ſein Antlitz; es iſt die Hauptſchwäche mittelmäßiger Menſchen: in gerührter Stimmung alle Gegenſätze für ausgleichbar zu halten. Die Rührung nimmt bei ihnen den alltäglichen Lauf der Zärtlichkeit, die Zärtlichkeit ſteigert ſich mit alltäglichem Drange der Sinne, und zwiſchen gleich mittelmäßigen Naturen bewerkſtelligt ſich ſolchergeſtalt eine Verſöhnung, welche ſo lange täuſcht, als die Anſpannung der Nerven dauert, und als der tiefer liegende Zwieſpalt durch keinen äußeren Zufall berührt wird.

Alſo war es im Grafen Chateaubriant. Unmittelbar hinter Leid und Thränen ſteht bei ſolchen Naturen die Zärtlichkeit, welche in ſchwammigem Herzen raſch aufſchießt und von bereitwilliger Sinnlichkeit raſch aufgenommen wird. — Er legte eine Hand auf das herabwallende Haar der Gräfin, die andre auf die Schulter, von welcher das Nachtgewand zurückgeglitten war, er meinte, großherzig zu ſein, und es war auch vielleicht etwas davon in ſeiner Abſicht, bis die elektriſche Sinnenmacht einer ſeit Jahren entbehrten Berührung die moraliſche Regung jach über-

holte, bis er, dieſer Regung folgend, als ob ſie nur ſeinen moraliſchen Aufſchwung vervollſtändige, die Gattin umfaßte und zu ſich herauf zog auf's Lager.

Aber Françoiſe war anderer Natur: für ſie war der Abgrund zwiſchen ihr und dem Gatten durch nichts auf der Erde auszufüllen, am Wenigſten durch eine ſinnliche Wallung, ſie war geſchieden von ihrem Gatten, und ſolch eine täuſchende Sühne war ihrem edleren Sinne ein Graus.

Schreiend riß ſie ſich mit aller Gewalt aus den Armen des Grafen, und ſtürzte hinweg —

Von da an war ein gewaltſamer Untergang kaum noch von ihr abzuwenden: vergebene Liebe, wie der Graf ſeine dargebotene Umarmung nannte, ſchnöde abgewieſen zu ſehn, das iſt ein Dolchſtoß für jegliche Eitelkeit, und dagegen ſchlägt dieſe mit geſchloſſenen Augen, bis ſie keinen Widerſtand mehr verſpürt, und bis ſie die heuchleriſche Undankbarkeit, wie ſie den Gegner bezeichnet, getödtet zu haben glaubt zum Wohle

der Menſchheit. Vielleicht war es für Steigerung der Wuth gar nicht nöthig, daß der Graf am Morgen nach jener Nacht durch den Mönch aus Angers einen Brief Florentin's erhielt, in welchem ihn dieſer mit Spott und Vorwürfen überhäufte. „Wie?“ hieß es darin, „Himmel und Erde ſetzt Ihr in Bewegung, um die Ehebrecherin in Eure Gewalt zu bekommen, und nun, nachdem dies endlich gelungen, nachdem wir ſie Euch mit unermeßlichen Opfern ausgeliefert — ich ſelbſt habe mir dadurch den Haß des Königs und Verbannung zugezogen — nachdem wir ſie Euch in's eigene Haus gebracht, ohne daß Ihr einen Fuß darum zu rühren gehabt, nachdem Ihr müßig den Triumph einer von ſelbſt genug heimkehrenden, der Strafe bedürftigen Gattin genoſſen habt, nun gebt Ihr uns zum Danke das Schauſpiel eines mattherzigen Hahnrei's, der zufrieden iſt, das geſtohlene Eigenthum befudelt und entwerthet wieder zu erhalten?! Iſt das Euer Seigneur-Stolz neben einem despotiſchen Könige? Iſt das die Lehre, die Ihr ihm geben wollt?! Wahrhaftig, er wird den Bretonen mit Recht in's Antlitz lachen, wenn er jetzt nach Rennes kommt,

und erzählen hört, daß Alles wieder in Ordnung ſei auf Schloß Chateaubriant —"

Der Brief war ohne Ortsbezeichnung und ohne Namensunterſchrift; aber Chateaubriant kannte die Handſchrift nur zu wohl, und die raſchen Maaßregeln, welche er nun ergriff, zeigten nur zu deutlich, wie richtig dies Oel auf die Gluth ſeines Grimmes getröpfelt ſei.

Margot, welche bisher auch in den Thurm zur Bedienung der Gräfin zugelaſſen worden war, mußte nun das Schloß gänzlich meiden, und flüchtete weinend in's Kloſter hinüber zu Chimene. Die Gräfin ſelbſt ward durch Villover in das unterſte Stockwerk des Thurmes geführt, und dort eingeſchloſſen. Dieſer Raum war dunkel und feucht, und die Fenſter deſſelben waren mit Eiſenſtäben vergittert. Nur Villover ward vom Grafen in das Geheimniß gezogen, ſelbſt Baptiſte nicht, obwohl der Graf gegen dieſen ziemlich vertrauensvoll war. Er trug ihm auf, unter den übrigen Dienern und in der Umgegend zu verbreiten, der Graf habe die Gräfin fortgejagt, weil ſie die Ehre des Chateaubriant'ſchen Namens befleckt.

Sonſt kümmere Dich um nichts! hatte der Graf hinzugeſetzt, — und ſchwatze nicht mit Louiſon, Weiber ſind weinerlich!

Louiſon war ſeit Conſtance's Tode zur übrigen Dienerſchaft im Erdgeſchoſſe des neuen Schloſſes geſchickt worden. Offenbar wollte alſo Chateaubriant Baptiſte's Theilnahme ſich vorbehalten, ohne ihn doch völlig in die Sache einzuweihn. Baptiſte aber wußte gar bald, daß die Gräfin nicht fort ſei: er hatte bemerkt, daß Willover eine reichlichere Mahlzeit aus der Küche empfinge als für den Grafen allein erfordert werde, und er hatte früh am Abende im unterſten Stocke des Thurmes Licht geſehn. Wer ſollte dort wohnen? Willover ſchlief auf einer Decke, die er ſich des Abends innen im Thurme vor die Brückenpforte breitete, und wozu hätte er Licht gebraucht, wenn ihm ſeine Wohnung da unten angewieſen wäre! Zu traurigem Anzeichen ſaß auch Jacques der Rabe vor dem Gitter.

Er nahm ſich alſo vor, alsbald in der nächſten Nacht mit dem Kahne, der unter der Brückenpforte angehängt war, bis unter das Fenſter des unterſten

Thurmgeſchoſſes zu fahren, man konnte zur Noth die Eiſenſtäbe erreichen vom Kahne aus, und ſich an ihnen ſo weit in die Höhe ziehn, um in das Zimmer hineinzublicken. Am gegenüberliegenden Fenſter dieſes Geſchoſſes auf der Landſeite war das Terrain abſchüſſig, und das Fenſter alſo höher. Außerdem waren aber auch dort die Hundehütten, die Ausgänge der Wirthſchaftsgebäude, und deshalb größere Schwierigkeiten einer geheimen Verbindung.

Der laue Nachtwind war unruhig, und ſo glaubte Baptiſte unbemerkt bis unter das Fenſter gekommen zu ſein, er hemmte den Kahn mit dem vertrauenden Ruder, und griff mit der andern Hand nach einer Eiſenſtange. Wirklich ſah er ſeine blaſſe Herrin im ſchwarzen Kleide, bleich ausſehend, ein Bild des Jammers. — da fuhr ihm aus der andern Hand das Ruder, der Kahn glitt ihm unter den Fußſpitzen, mit denen er ihn bloß berührte, in der Strömung von dannen, und im Eifer darum fiel er in den Strom. Er war indeß mit dem Waſſer vertraut, und hielt den Kahn ein unterhalb des Thurmes. Er wußte genug, und nachdem er ihn raſch wieder hinan-

geruhert, kannte er in den maſſen Kleidern flugs nach dem Walde, nach Chimenens Kloſter.

Ach, auch durch ſie war Hilfe ſchwer erreichbar, am Wenigſten raſche. Lautrec war am andern Ende Frankreichs, vielleicht gar ſchon, wie verlautet hatte, mit einem Kriegsauftrage nach der Grenze Italiens, und über des Königs Stimmung hatte ſie die übelſten Nachrichten gehört: die beſten Freunde Franzoiſens ſchienen unter ſchwerer Ungnade zu leiden. Bude ſollte wegen ketzeriſcher Anſichten zu ſtrenger Unterſuchung gezogen, Marot eben deßhalb ſogar in den Kerker geworfen ſein. Obwohl verbannt, ſchien Florentin und deſſen Dämon doch noch fortzuwirken. Dennoch mußte etwas geſchehn! Baptiſte meinte unverholen, es ſei im Sturme auf eine ſtille Ermordung der Gräfin abgeſehn. Und ſo ſandte denn Chimene die einzige Perſon, über welche ſie verfügen konnte, die weinende Margot mit einem Kloſterknechte gen Paris, daß ſie ſich dort an Brion und im Nothfalle an den König ſelbſt wende.

Wie mißlich und langſam erſchien aber dies Mittel gegen das, was ſich in ſelbiger Nacht verbreite-

tete im Thurmſchloſſe Chateaubriant's. Dort ſaß der Graf im Mittelgeſchoß dem greiſen Willover gegenüber am eichenen Tiſche, den eine kupferne Lampe matt beleuchtete. Er hatte dem alten Diener einen Sitz geſtattet, weil er ſich vertraulich zeigen, und den Alten um Rath fragen wollte. Er war nicht von ſo feſtem Kern, den Tod der Gräfin, welchen er wirklich begehrte, frank und frei auf ſeine Schultern zu nehmen, und er war überhaupt noch nicht im Klaren, wie er mit ihr endigen ſolle. Willover, alter Ueberlieferungen kundig, ſollte beirathen.

Ich thäte, ſprach dieſer langſam, wie mir mein Großvater oft erzählt hat, daß die alten Bretonen bei ſolchem Unheil in der Ehe gethan haben.

Was haben ſie gethan, Willover?

Wenn ein Herr ſein Weib um Ehebruch züchtigen wollte, ſo beſchied er zwölf Herren aus der Umgegend zu ſich mit der Bitte, ſie möchten um Ehegericht zu halten in ſein Haus kommen. Es wäre eine Schande geweſen für jeden Ehedenn, dies abzuweiſen, denn in früherer Zeit war man darin gewiſſenhaft, und es giebt auch Gott ſei Dank noch zwölf Leig-

neurs in der Bretagne, welche den alten Brauch genau kennen, und welche ſich einſtellen, wenn man ſie richtig fordert.

Weißt Du, wie die Forderung lautete?

So gut wie mein Vaternoſter.

Nun, wenn nun die zwölf Herren kamen —?

Ja, wenn ſie kamen, ſo kamen ſie in braunen Mänteln, die eine Kapuze hatten über's ganze Geſicht, ſo daß nur Augen und Mund frei blieb. Am Thor ſagten ſie „ich bin bretoniſcher Eherichter", und traten ein, und ſetzten ſich ſchweigend im Halbkreiſe nieder. Der Kläger führte dann ſein Weib vor ſie, und erzählte, weſſen er ſie anzuklagen habe, und forderte Vollmacht zur Strafe —

Dieſe Strafe war der Tod —?

Der Tod. Des Eheherrn Leibdiener öffnete der Ehebrecherin die Adern an beiden Armen und an beiden Füßen, ſobald die zwölf Richter ihre Hände kreuzweis auf den Tiſch gelegt, und geſprochen hatten: „es geſchehe bretoniſch Eherecht!"

Es geſchehe alſo! rief Graf Chateaubriant, und ſprang vom Tiſche auf. Dies, Valois — ſetzte er

hinzu — der Du die Provinzen und die Macht der Seigneurs vernichten willſt, ſei Dir ein Stoß in's übermüthige Herz!

Darauf holte er Schreibmaterial, und ließ ſich von Villover die briefliche Forderung verſagen, um ſie zwölfmal aufzuſetzen. Das Schreiben ging ihm langſam von der Hand, und er brachte die halbe Nacht damit zu. Unterdeß hatte Villover, aller alten Seigneur-Charaktere der Bretagne kundig, zwölf Namen vorbereitet, an welche die Schreiben mit Sicherheit auf Erfolg gerichtet werden konnten. Darunter war der letzte der Name Marignon, welcher damals in Blois vergebens von Duprat dem Könige zur Begnadigung vorgeſchlagen worden war, als ein halb normänniſcher, halb bretoniſcher Edelmann, der mit Bourbon ſich verſchworen hatte. Man flüſterte im Lande, er ſei damals dem Henker entflohn, und lebe verſteckt auf ſeinem Schloſſe. Ihm mußte ſolch' eine Gelegenheit zur Rache am Valois doppelt willkommen ſein, und wenn das Gerücht log, und er nicht mehr am Leben war, ſo durfte man von ſeinem Bruder die größte Bereitwilligkeit erwarten zu ſolch' einem

Racheſtreiche gegen den König. Die letzte Adreſſe ward alſo ohne Vornamen „an den regierenden Herrn von Matignon“ abgefaßt, und Villoter ging nun ſogleich, da der Tag eben graute, in die Wirthſchaftsgebäude hinab, um ein halbes Dutzend Knechte zu beſtellen, die ſogleich Pferde ſatteln und die Briefe beſorgen ſollten. Baptiſte war bereits wieder zurück, und ihm als dem zuverläſſigſten ward der Brief an Matignon aufgegeben, weil der am Weiteſten, an der Nordgrenze der Bretagne aufzuſuchen, und weil bei dem Zweifel, welcher Matignon jetzt regiere, mit einiger Umſicht zu verfahren ſei. So wurde der einzige Freund Françoiſens in den entſcheidenden Tagen von ihr entfernt: auf Mitternacht nach dem Tage des heiligen Aegidius war das Gericht anberaumt. Fünf Tage waren noch bis dahin, und zum Ueberfluß trug der Graf dem traurigen Baptiſte noch auf, als ſich dieſer eben auf's Pferd ſchwingen wollte: er möge Herrn von Matignon, der vielleicht nur des Nachts reiſe, ſelber begleiten, da jener als halber Normann der Wege in der Bretagne wahrſcheinlich nicht genau kundig ſei.

Durch dieſen Zufall wurde die Gräfin der letzten Hilfe beraubt.

Die ſchrecklichen fünf Tage vergingen ihr in vollſtändiger Einförmigkeit: hatte Gillover von der Annäherung mit dem Kahne etwas bemerkt, oder wollte er nur ihre Qual häufen, kurz, er vernagelte die Fenſter ihres Gefängniſſes mit Brettern, und entzog ihr ſomit das Tageslicht. — Sie verlor kein Wort darüber, ſie ſprach überhaupt keine Sylbe: ihre Seele war wund und voll ſtechenden Schmerzes in allen, ach in all ihren Organen: die Welt war ihr verleidet bis in's Innerſte, ſie wünſchte den Tod, und das Giftfläſchchen von Cognac, welches ſich unter ihren Geräthſchaften in dies ſchreckliche Thurmſchloß mit verirrt hatte, war ihr jetzt ein Troſt. Durch die ſchlecht ſchließende Hallthür hatte ſie vom mittleren Stockwerke herab ſo viel vernommen aus Chateaubriant's und Gillover's Reden, daß ihr ein ſchreckliches Gericht bevorſtehe. Das wollte ſie erdulden als letzte Sühne für ihr Vergehen, dann aber wollte ſie ſich den brutalen Händen eines Henkersknechtes durch den Tod entziehn. Sie beſchönigte ſich dies dadurch,

daß ſie ſolcherweiſe dem Grafen eine Tödtung erſpare, die ihm doch vielleicht ſpäter das Gewiſſen beunruhige — er ſolle von ihr nicht das Mindeſte mehr zu leiden haben. Die Sophiſterei des Egoismus, die uns bis zum letzten Augenblicke nicht verläßt, flüſterte ihr auch zu: Angeſichts des Henkers iſt ja der Selbſtmord nur eine Selbſthilfe der Ehre!

In dieſer Faſſung erwartete ſie die Mitternacht nach Aegidius, die Giftphiole an ihrem Buſen verborgen haltend. Die Fallthür an ihrer Decke war geöffnet, und ſie hörte zahlreiche Männertritte über das Eſtrich des Mittelgeſchoſſes hinſchreiten; ſie zweifelte nicht daran, daß ihre entſcheidende Stunde gekommen ſei, und wandte ſich im Gebet zu Gott. Wäre ſie weniger ſtolz geweſen, ſo hätte die letzte Wendung ihres Schickſals wohl eine zerknirſchte Frömmigkeit in ihr hervorbringen können, aber theils die Religionsanſichten, welche Pubé in ihr geweckt hatte, theils der Foix'ſche Zug ihres Charakters hatten dies verhindert. Sie läugnete ſich nimmer, daß ſie der Barmherzigkeit Gottes bedürftig, aber ſie hoffte getroſt, daß ſie deren nicht unwürdig ſei. Was ſie

verlockt habe, seien ja Eigenschaften gewesen, welche Gott ebenfalls in sie und Andere gelegt, und wenn ihr Widerstand nicht hinreichend gewesen, so möge ihn Gott ihrer menschlichen Schwäche verzeihn und zum Theil den Wettern der menschlichen Gesellschaft zurechnen, welche sich zerstörend gerade auf ihr armes Herz entladen hätten.

„Françoise von Chateaubriant, steig herauf und erscheine vor Deinen Richtern!" scholl plötzlich durch die lichte Oeffnung der Fallthüre die Stimme des Grafen herab in ihre Finsterniß.

Sie folgte unweigerlich. Der mit Kienfackeln erleuchtete weite Raum blendete Anfangs ihr an Dunkelheit gewöhntes Auge, sie erkannte nicht gleich was sie umgab, und schwankte einen Augenblick. Aber sie faßte sich, und blickte bald mit ruhigem und bescheidnem Blicke auf die verhüllten Gestalten, welche hinter einer Tafel saßen. Die Tafel war inmitten des Raums, und die ihr zugekehrte Seite derselben war frei. Dort stand ihr Gemahl, seine Faust auf die Tafel stützend und ihr das Antlitz nur halb zukehrend.

Sie fragte nicht, ſie harrte. Nach einer minutenlangen Stille begann der Graf:

Dies, bretoniſche Herren, iſt die Frau, welche mir vor Gott und meinem Wappen als Gemahlin zugeſegnet worden iſt. Sie hat ihren Schwur gebrochen, leider vor aller Welt, und es bedarf keiner Zeugen und keines Beweiſes für ihren Ehebruch. Es iſt der frechſte, den ein bretoniſch Gericht noch erfahren hat: dem Franz von Valois hat ſie ſich ergeben wie eine Magd, ſie iſt in ſein Haus gezogen, ſie iſt bei ihm geweſen bei Tag und bei Nacht, ich fordre, bretoniſcher Graf von Chateaubriant, gegen ſie bretoniſch Eherecht!

Alles ſchwieg. Da erhob ſich unter einer der Kapuzen eine alte, roſtige Stimme: Wer iſt der Aelteſte unter uns, daß er die Angeklagte frage? Ich lebe ſiebzig Jahre.

„Ich lebe achtzig!“ entgegnete eine tiefe Stimme, ſchauerlich klingend wie ein Ruf des jüngſten Gerichts. — „Françoiſe von Chateaubriant, geborne von Foix! Iſt die Anklage gerecht, oder iſt ſie's nicht? So ſprich, daß ſie es ſei, oder warum ſie's nicht ſei?“

Die Gräfin, bleich und ſchön, zögerte mit der Antwort nur einen Augenblick, dann ſprach ſie mit feſtem Tone: Die Anklage iſt gerecht!

Solche unbedingte Ergebung ſchien die Richter ſelbſt zu überraſchen, und ein Geräuſch an der Brückenpforte, vor welcher draußen Gillever Wache hielt, verzögerte außerdem das Urtheil.

Aber das Geräuſch hörte auf, und Chateaubriant, ſich mit vollem Antlitze gegen die Richter wendend, rief noch einmal: Ich fordre bretoniſch Gerecht!

Wie ein Wetterſtreich fielen mit einem Male die Arme der Richter kreuzweis auf den Tiſch, und der Aelteſte des Gerichts wollte eben den Spruch rufen, und begann ſchon „Es geſchehe" — da unterbrach ihn ein Richter mit dem Schrei: Halt ein! Der zwölfte Richter neben mir verſagt! Seine Arme ſind am Schwert, ſtatt auf der Tafel. Er iſt kein Bretone!

„Nein!" rief dieſer mit furchtbarer Stimme, und ſprang in die Höhe, ein hochgewachſener Mann, und ſchlug die Kapuze von ſeinem Haupte, „nein, es iſt kein Bretone! Es iſt Euer König, der Euch frevelnde Seigneurs mit dem Schwerte richten wird!"

Die Verwirrung war unbeſchreiblich bei dieſer Erſcheinung Königs Franz, die bretoniſchen Seigneurs fuhren ſchreiend von ihren Sitzen auf, und zogen ihre Schwerter. Der König war mit augenblicklichem Tode bedroht, und Niemand bemerkte es, daß die Veranlaſſerin dieſer Scene, daß die jetzt unbeachtete Françoiſe gerade jetzt den Tod freiwillig umarmte, und ihre Piſtyhole mit einem Zuge leerte. Qual und Schmach hatte ſie ſtandhaft ertragen bis an die äußerſte Grenze: nicht um die Krone des Erdkreiſes hätte ſie von Neuem beginnen mögen, und um ſo weniger, je tiefer ſie beim plötzlichen Anblicke des Königs empfand, daß ſie ihn noch mit aller Kraft ihrer Seele liebe.

Dieſer aber, der hiervon keine Ahnung hatte, zog nicht einmal ſein Schwert gegen die ſchreienden und ihre Schwerter zückenden Seigneurs. Er war nach der Bretagne gekommen, dies Land ſich unmittelbar anzueignen, er war hier erſchienen, ſowohl für Françoiſe als gegen dieſen Akt der eigenmächtigen Seigneurs. Nicht nur Margot war ihm begegnet, ſie konnte ihm nur unbeſtimmte Andeutungen geben —

durch Matignon ſelbſt und Baptiſte war er eingeweiht und hergeführt worden. Matignon war in der That damals hinter des Königs Rücken von Duprat verſchont worden. Die Herzogin Louiſe hatte die Verantwortlichkeit übernommen, und ihn während ihrer Regentſchaft freigelaſſen, weil Duprat verſicherte, die Sache des Königs ſei bei ähnlich vorkommenden Fällen verloren, weil Niemand mehr eine Verſchwörung oder ſonſtigen Verrath entdecken würde, wenn der König die dafür zugeſtandene Belohnung hinterher nicht leiſtete. Matignon ſollte ſich indeſſen nicht öffentlich zeigen, bis die Herzogin Louiſe in einer günſtigen Stunde des Sohnes Zuſtimmung erwirkt habe. In dieſem Zuſtande eines halb Geächteten erhielt Matignon die Ladung nach Chateaubriant, und erfuhr gleichzeitig, daß am nächſten Tage der König Franz auf ſeiner Reiſe nach Rennes in Laval erwartet werde. Er faßte einen herzhaften Entſchluß. Des Königs Stimmung gegen die Anmaaßungen der Seigneurie kennend, hoffte er beſonders in dem vorliegenden Falle des ſelten gewordenen Ehegerichts, und weil des Königs Geliebte davon bedroht war,

dem Könige einen wesentlichen, königlicher Belohnung werthen Dienst zu erweisen, und ritt Tag und Nacht mit Baptiste nach Laval, den König dort zu erwarten. Er traf ihn, er entdeckte ihm Alles, und erhielt Verzeihung. Der König übernahm Matignon's Rolle, und trat, von Baptiste bis an die Brückenpforte geleitet, unerkannt und unverdächtig mit dem Losungsworte unter die Richter. Brion und Montmorency folgten ihm mit einer großen Zahl anhänglicher Seigneurs, und sie hatten das Geräusch verursacht, welches einen Augenblick die Verhandlung gestört hatte. Die Erwürgung Villovers hatte das Geräusch hervorgebracht. Sie harrten an der Pforte auf des Königs Signal zum Eintritte.

Er aber wollte der Gefahr trotzen, und weder das Schwert ziehn, noch bewaffnete Hilfe zeigen, um die moralische Macht seines Königthums im Aeußersten zu erproben, oder zu begründen — „Nieder mit den Schwertern", rief er also mit donnernder Stimme, „und hört Euren König, der gekommen ist, Eurer Barbarei Einhalt zu thun!"

Wir ſind keine Barbaren, wir ſind Bretonen' war die drohende Antwort.

„Iſt es nicht barbariſch, das Herz eines Weibes, die Liebe, das edelſte und mächtigſte Gefühl des Menſchen nach groben, äußerlichen Anzeichen richten zu wollen? Was wißt Ihr greiſen Männer von der Macht der Neigung? Von wannen kommt die Neigung? Von Gott, der in uns wohnt. Und mit Spießen und Stangen wollt Ihr fahn, was in unſerm geheimſten Innern Gott ſelbſt regiert? Und gegen ein Weib richtet Ihr das Henkerbeil, gegen ein Weib, welches aus eigenem Antriebe, aus herbem Pflichtgefühle zu dem Manne zurückgekehrt iſt, der ſie mißhandelt hat von Anbeginn, deſſen brutale Rache ſie zu gewärtigen hatte? Nimmermehr würd' ich dies dulden, auch wenn dieſes ſelbige Weib nicht mein Herz beſäße. Gegen Derlei bin ich König von Frankreich! Das Edelſte im Menſchen hab' ich zu ſchützen gegen rohe Form barbariſchen Geſetzes. Durch Derlei verwirkt Ihr Eure veralteten Provinz-Geſetze! Frankreich ſoll nicht werden, wie unſer Nachbarland, jenſeits der Vogeſen, wo hundert Herren regieren,

und durch gegenseitigen Widerspruch die Macht des Reiches verhindern. Es soll werden wie ein Mann; dazu bin ich nach der Bretagne gekommen -- gerechter Gott, was geschieht mit Françoise?! Sie sinkt zu Boden!"

Bei diesen laut ausgeschrieenen Worten wendeten sich die immer noch verhüllten Seigneurs, welche nur eine Pause zum Ausbruche erwarteten, mit ihm nach Françoise und riefen dröhnend: „der bretonische Gott hat sie gerichtet!" und stürzten auf den König. Aber die Thür hatte sich auch geöffnet bei dem erneuten Aufschreien, und die Freunde des Königs, Brion und Montmorency an der Spitze, drangen über Willovers Leiche herein mit dem Schlachtschrei Mittelfrankreichs: „Hier St. Denys!"

Dies bestürzte die Bretonen, und des Königs furchtbares „Halt!" fesselte sie noch einmal. Daß er unbekümmert um die Gefahr an der sterbenden Françoise niedersiel, daß Brion und der Knecht Baptiste unter Schluchzen Desgleichen thaten, hätte auch steinerne Herzen rühren müssen.

Françoiſens Auge brach nach dem letzten unbeſchreiblichen Blicke auf den König; ihre Lippen bewegten ſich tonlos, ihre Hand drückte mit krampfhafter Anſtrengung noch einmal des Königs Hand, und ſie verſchied.

Alles war todtenſtill. Dem Könige liefen die Thränen ſtromweis über die Wangen — er winkte endlich, ohne aufzublicken, den Vermummten, welche auf einem Haufen eng bei einander ſtanden, mit der Hand abwehrend zu, und ſprach mit von Thränen erſtickter Stimme: Geht! Ich kenne Euch nicht! Möge Gott meinen Frevel an dieſem Engel nicht kennen!

Sie gingen, Chateaubriant in ihrer Mitte, unbehindert hinweg.

Dieſer unglückliche Graf floh für längere Zeit von ſeinem Hauſe; ſpäter verhalf ihm Montmorency, der die Bretagne zu ordnen hatte, zu ſtiller Rückkehr auf ſein für immer gezeichnetes Schloß, in welchem das Grabmal Françoiſens mit einer Grabſchrift Marot's noch heute zu ſehen iſt.

Louiſon hat ſie in's Grabgewand gehüllt, ihr treuer Baptiſte hat den Dienſt des Königs und Brion's ausgeſchlagen, und iſt nach Genf gewandert. Nur der Rabe Jacques iſt dem Schloſſe treu geblieben, und hat den nach Jahren zurückkehrenden Grafen mit ſeinem Schreckensrufe „François“ begrüßt.

Bemerkungen.

Ueber das rein Hiſtoriſche des vorliegenden Stoffes iſt für die Leſer, welche auch den thatſächlichen Boden ſolcher Romantik prüfen wollen, noch Folgendes anzuführen.

Das Schickſal der Gräfin Chateaubriant iſt trotz aller neuen Forſchungen noch ganz ſo in ſagenhaftes Dunkel gehüllt, wie ich es vor drei Jahren in meinen „Franzöſiſchen Luſtſchlöſſern“ ſkizzirt habe. Das ſcheint befremdlich bei einer nicht ſo fern abliegenden Zeit und bei Franzoſen, welche für ihre Geſchichte der letzten drei Jahrhunderte ſo viel Hilfsmittel haben und verwenden. Es iſt aber ſo: ſogar Jacob le Bibliophile (P. Lacroix), der in ſolchen hiſtoriſchen Details große Kenntniß beſitzt, und der ſich neuerdings mit Aufhellung dieſer Chateaubriant-Mythe beſchäftigt hat, iſt nicht auf's Reine gekommen. Die Gräfin ſoll erſt 1537, elf Jahre nach dem Bruche ihres Verhältniſſes mit dem Könige geſtorben ſein: ſogar den Monat — Oktober — ihres Todes bezeichnet man. Sie ſoll während dieſer elf Jahre noch einige Male am Hofe erſchienen, und der König ſelbſt ſoll 1531 und 32 zweimal zum Beſuche auf Schloß Chateaubriant geweſen ſein. „Dennoch“ — ſagt Henri Martin, der neueſte gründliche Geſchichtsſchreiber dieſer Epoche — „bleibt über das Ende der ſchönen Gräfin ein tiefes Dunkel, und wir können die Tradition darüber nicht mit Beſtimmtheit zurückweiſen.“

In der hiſtoriſchen Angabe und Folge hält ſich der Roman für alles Weſentliche treu an die Geſchichte, ſo weit ſie aufgeklärt iſt. Nur Lautrec's Niederlage in Italien und Bourbon's Abfall vom Könige ſind des Roman-Organismus halber der Zeit nach umgeſtellt worden. Sie liegen nämlich in der Geſchichte um ein Jahr auseinander, und zwar iſt Lautrec's Niederlage 1522, alſo ein Jahr früher erfolgt als Bourbon's Abfall. — Auch Semblançay's Tod iſt für das Roman-Intereſſe zeitiger herbeigeführt worden: der unglückliche Mann hat bis zum Jahre 1527 im Gefängniſſe geſchmachtet, und iſt dann hingerichtet worden wie der Roman beſchreibt. —

— Ueber die Schlacht von Pavia, deren Beſchreibung ich ſonſt überall unklar gefunden, bin ich Martin gefolgt, der außer franzöſiſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Quellen auch unſern tapfern Landsmann Krundeberg benutzt, und den Hergang der Schlacht deutlich und landsmannſchaftlich-unbefangen entwickelt. —

— Daß ich des Königs weltberühmten Brief „Madame, tout est perdu, fors l'honneur" nur als eine Pariſer Sage habe erſcheinen laſſen, dazu bin ich leider gezwungen worden durch die ganz poſitiven Nachrichten, welche man neuerdings, — beſonders in den Staatspapieren des Kardinal Granvella auf der Bibliothek in Beſançon — aufgefunden hat. Die ſcharfen Gläſer der Forſchung vernichten uns eine Sage nach der anderen. Jener Brief nämlich Königs Franz, der an die Regentin in's Hôtel des Tournelles vom Kourier gebracht wird, und welcher von dem berühmten lakoniſchen Texte nur den Anklang enthält „de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve", jener in Faſſung und Satzfolge ſchlotternde Brief iſt ächt, und weil er um ſeiner Faſſungsloſigkeit im Deutſchen ſich

faſt unverſtändlich aufnimmt, gebe ich ihn hier in ſeiner urſprünglichen Sprache:

„Madame, pour vous avertir comme je porte le ressort de mon infortune, de toutes choses ne m'est demeuré que l'honneur et la vie sauve; et, pour ce que mes nouvelles vous seront de quelque peu de reconfort, j'ai prié qu'on me laissât vous ecrire. Cette grace m'a été accordée, vous priant ne vouloir prendre l'extrémité de vos fins, en usant de votre accoutumée prudence, car j'ai espérance à la fin que Dieu ne m'abandonnera point, vous recommandant vos petits enfans et les miens; vous suppliant faire donner sûr passage, pour aller et retourner en Espagne, au porteur, qui va devers l'empereur pour savoir comment il veut, que je sois traité.“

— Gleichfalls ächt iſt die Abdankungsſchrift, welche Franz dem Prälaten Florentin in Madrid diktirt, und ſie lautet im Originale wie folgt: „Nous avons voulu et consenti par edit perpetuel et irrévocable, que notre très-cher et amé fil- François, dauphin de Viennois, soit dès à présent declaré roi très-chrétien de France, et comme roi, couronné, oint, sacré, et qu'il soit à lui seul, comme à vrai roi, obéi.“ —

Chateaubriant, mit t, iſt die richtige alte Schreibart, die Gräfin wird nirgends anders, und die Stadt Chateaubriant noch heute ſo geſchrieben. —

— Die Familie Budé iſt der Reform wegen ſpäter ausgewandert nach der Schweiz und nach Deutſchland. Die Schweizer Linie führt noch den alten Namen, und Voltaire's Beſitzung Ferney unweit Genf gehört jetzt einem Grafen Budé; die deutſche Linie hat nach damaliger Art

ihren Namen lateiniſch gemacht, und heißt Budäus oder Budeus. —

— In der Kirche des Mathurins zu Chateaubriant ſieht man das Grabmal der Gräfin Françoiſe mit ihrem Bildniſſe in Marmor, errichtet, wie es heißt, von ihrem Gemahle. Darauf ſteht Folgendes geſchrieben:

Epitaphe

†

F. F. 1525 F. F.

Peu de telles.

Sous ce tombeau git Françoise de Foix,
De qui tant bien chacun voulait en dire
Et le disant onc une seule voix
Ne s'avança d'y vouloir contre dire.
De grand beauté, de Grâce, qui attire
De bien savoir, d'intelligence prompte,
De bien d'honneur, et mieu que ne raconte
Dieu éternel richement L'étoffa.
O Viateur, pour T'abreger le compte
F. F. Cy git un Rien, La où tout triompha. F. F.

Peu de mots | Point de plus

In **B. G. Teubner's** Verlag ſind ferner erſchienen:

Bilder aus dem Leben Jeſu und der Apoſtel. Von Johann Ladislaus Pyrker, Erzbiſchof von Erlau. Hoch 4. In 12 Lieferungen mit 24 ausgewählten Stahlſtichen. **Subſcriptionspreis einer jeden Lieferung: 20 Ngr.**

☞ Bis jetzt ſind 6 Lieferungen erſchienen.

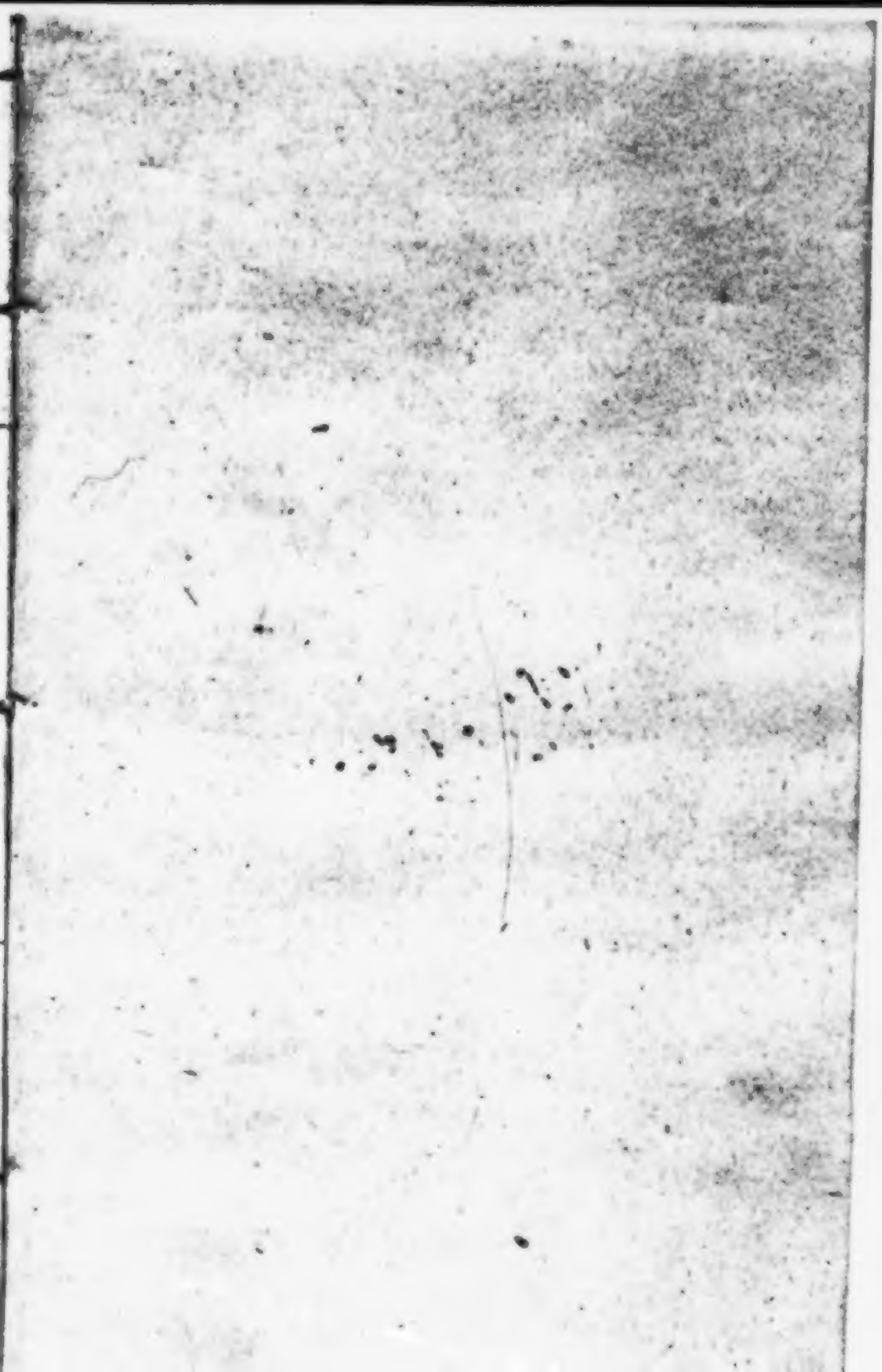
Andreas Hofer und der Freiheitskampf in Tyrol 1809. Herausgegeben von ***r.** 3 Bände in Gongrevedruck-Umſchlag cartonnirt. **Preis 2 Rthlr.**

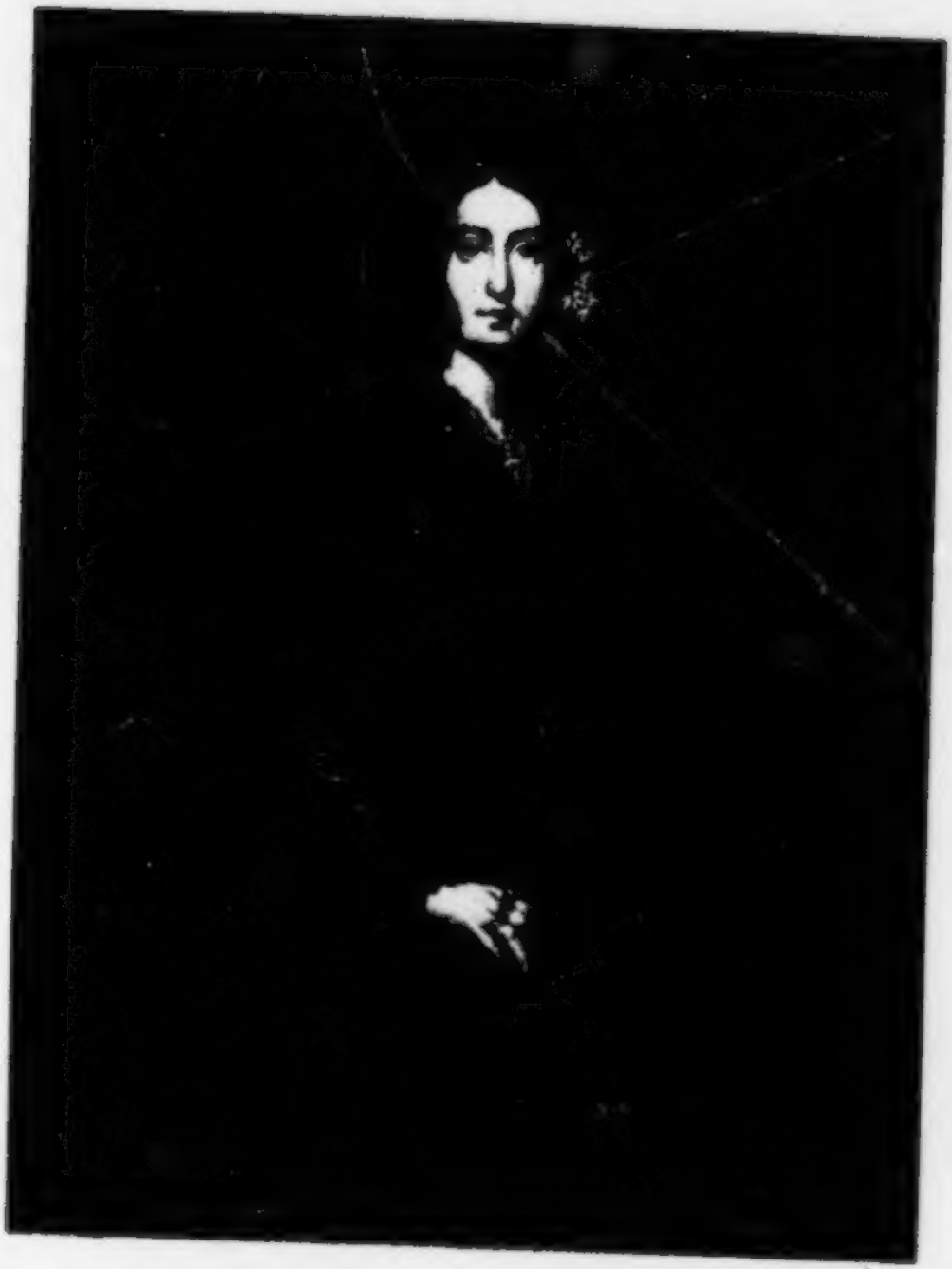
Um mehrfach gegen mich ausgeſprochenen Wünſchen zu genügen, habe ich einen Theil der Auflage in drei ſaubere Bände, welche 52 Bogen Text, 28 Stahlſtiche und 2 Facſimile enthalten, binden laſſen. Hat ſich dieſes Werk ſchon während des Erſcheinens in einzelnen Lieferungen eines allgemeinen Beifalls zu erfreuen gehabt, ſo dürfte es, jetzt vollſtändig, in dieſer neuen Geſtaltung noch lebhaftern Anklang finden.

Kleine Bibel für Kinder. Mit 460 Bildern. 8. In einem ſaubern Umſchlag cartonnirt. **Preis mit colorirten Bildern à 1½ Rthlr. Mit ſchwarzen Bildern à 27 Ngr.**

Chriſtoph Columbus, der Entdecker der neuen Welt. Ein Volksbuch zur Belehrung und Unterhaltung. Bearbeitet nach den beſten Originalquellen von Dr. Fr. Förſter. Mit 20 feinen Stahlſtichen. **Subſcriptionspreis einer jeden Lieferung 7½ Ngr.**

Dieſe neue Ausgabe der Lebensgeſchichte des Chriſtoph Columbus, von welcher bis jetzt 10 Lieferungen erſchienen, wird aus 12 Heften in 3 Bänden (72 Bogen Text) beſtehen und in monatlichen Zwiſchenräumen ausgegeben werden. Der berühmte Biograph Wallenſteins, Friedrichs des Großen u. A. — Hr. Hofrath Dr. Körner in Berlin — hat es übernommen, die ſorgfältig geſammelten Materialien ſeiner neuen Ausgabe zu widmen, wozu ihm außer den wichtigen Unterlagen in Genua, der Vaterſtadt Colombos, auch die Benutzung der Bibliothek des gefeierten Barons, Herrn Alexander von Humboldt, nicht nur wohlwollend zugeſagt, ſondern auch dem Werke ſelbſt die Auszeichnung ertheilt hat, die Zueignung deſſelben anzunehmen.





GEORGES SAND'S

FRAUENBILDER

GESCHILDERT

VON

HEINRICH LAUBE

MIT 24 STAHLSTICHEN

BRÜSSEL.
BELGISCHE GESELLSCHAFT DES BUCHHANDELS
HAUMAN CATTOIR

1845.

R
17 928

GEORGES SAND.

Indem wir an die Charakteristik Georges Sand's gehen, mögen einige Worte über diese Galerie *Georges Sand's Frauenbilder* gestattet sein. — Sie stehen im Zusammenhange mit dieser Charakteristik.

Der bekannte Jacob le Bibliophile, ein beliebter französischer Romanautor, Namens Lacroix, hat im Französischen den erläuternden Text zu den Sand'schen Frauenbildern geliefert, und hat dies so gethan, wie er's Franzosen gegenüber thun konnte. Er hat die Sand'schen Romane als bekannt vorausgesetzt, und aus denselben nur Vorzugsweise schmückende Beschreibungen ausgezogen. — Diese stellt er, wie Pagen oder Herolde, neben die Bilder. — Er weiss, welch ein lebhaftes

Interesse der Franzose an äusserlicher Beschreibung einer schönen Frau nimmt, welchen Antheil ihm genaue Aufzählung einer Toilette, eines Zimmers, eines Gebäudes erweckt.

Um Deutschen ist Das von geringerem Interesse, und die Sand'schen Schriften sind auch nur einem kleineren Theile unseres Publicum's bekannt. — Wenn also die Frauenbilder aus diesen Schriften vorgeführt werden sollten, so musste dies auf eine andere Weise geschehen.

Eine ausführlich kritische Würdigung konnte aber in Raum und Zweck dieser Galerie nicht hinein gezogen werden, und so blieb denn nur übrig: bei jedem Bilde eine erzählende Skizze des Roman's zu entwerfen. — Dadurch soll das Frauenbild erklärt und der Leser in Stand gesetzt sein, sich ein ungefähres Bild des Romanes vorzustellen. — Ernsteren Lesern wird dies nicht genügen: sie werden sich veranlasst sehen, den Roman selbst und ganz zu lesen, und den bei der Skizzirung ausgesprochenen Urtheilen prüfend nachzugehn, sei's um sie anzuerkennen, sei's um sie zu verwerfen. — Dadurch wird der wichtigste Zweck dieser Galerie erreicht werden.

Man erwarte also weder eine Uebersetzung des Jacob'schen Bildertextes, noch erwarte man eine erschöpfende Kritik der Sand'schen Romane. — Für letztere würde ein selbständiges, sehr ausführliches Buch erfodert; denn Georges Sand ist ein Autor von erstem Range, in welchem sich die grössten Vorzüge und grössten Fragen eines Jahrhunderts abprägen. — Dieser Autor kann nur in vollem Zusammenhange mit der ganzen französischen Literatur seit Rousseau gewürdigt werden. — Welch eine ausführliche Gründlichkeit wäre dafür, besonders in Deutschland, erfoderlich, wo das oberflächlichste Geschwätz über Sittlichkeit oder Unsittlichkeit immer in trivialer Ge-

meinschaft mit dem Namen Georges Sand als Kritik dieses Autor's gelesen wird, und wo in der Tagesliteratur die grosse literarische Kunst und die religiöse Seele dieses Autor's so gut wie unerkannt sind!

Für mich ist seit Rousseau und Chateaubriand in französischer Sprache Nichts geschrieben worden von solcher ächten Wahrheit, von solcher Macht, von solcher Schönheit, wie die Romansammlung Georges Sand's. Dabei gedenke ich nicht einmal der Sand'schen Sprache, eines musikalischen Französisch, das sonst nirgends zu finden ist und das, über allen Flitter des geselligen Jargon's hinweg, an Rhythmus und Wohllaut schönster Romanischer Sprachen gemahnt.

Je höher mir aber Georges Sand steht: je inniger ich überzeugt bin, dass nur in Jahrhunderten Ein Mal solch ein Talent, solch ein Herz, solch ein Geist zu einem Romanautor sich vereinigen: je bestimmter ich ferner weiss, dass der Alltagsleser in diesen Romanen seine Befriedigung vergeblich sucht, dass der oberflächliche Revolutionair oder Freigeist kein Genüge darin findet: — um so entfernter bin ich fortwährend von dem Gedanken gewesen, als lasse sich mit den beschreibenden Skizzen zu solch einer Galerie mehr, als eine Reizung und Anregung, erreichen.

Es ist aber auch schon ein Gewinn, wenn diese erreicht wird; sie wird bei Manchem zu näherer Theilnahme an diesem Autor veranlassen.

Die Lebensgeschichte Georges Sand's liegt bis jetzt in drei Abschnitten fertig vor uns. — Jeder dieser Abschnitte ist durch einige Bücher vollständig bezeichnet. — *Indiana*, *Valentine*, *Jacques* zeigen die erste Epoche: da ist leidenschaftliche Empfindung, poetischer Ungestüm, Zorn, ja Hass gegen gesellige

Hindernisse; das Herz ruft den Geist in entscheidenden Augenblicken zu Hilfe, aber es ist unabhängig, es beherrscht den Geist. — In der zweiten Epoche, welche durch *Lelia* und die *Lettres d'un Voyageur* bezeichnet wird, reisst der Geist die Oberhand an sich, und der schneidende Zweifel macht das Herz erstarren. — In der dritten Epoche bildet sich eine Versöhnung: *Spiridion*, *Les Sept Cordes de la Lyre*, *Le Compagnon du Tour de France* drücken diese Versöhnung aus. — Aber diese Versöhnung ist noch keineswegs harmonisch durchgearbeitet in allen Kräften, welche dem Autor zu Gebote stehn. — Nein, im Bedürfnisse des Anhalts schliesst sie sich hier an gegebene Religionsideen und deutet sich diese nach ihrem Sinne, und wirft sie sich dort auf praktische Speculation, von ihrem Freunde Lamennais ein neues Evangelium für die Armen erwartend. — Ein schöpferischer Geist, wie der ihrige, kann sich nicht mit Erwartung begnügen, und sie zeichnet in dem merkwürdigen *Französischen Handwerksburschen* eine visionaire neue Welt. — Ach, welche unergründliche Macht beherrscht uns in unseren Anlagen! — Fast um dieselbe Zeit verlangt die in ihr ruhende künstlerische Welt, diese ihr in so erhabenem Grade eigene Welt, ein selbstständiges Genüge, und sie schreibt die *Maitres Mosaistes*, welche Goethe geschrieben haben könnte! — Rein, anspruchslos in den Linien, fast abstract, dem grossen Publicum ungenicssbar, stehen sie da, wie eine Mahnung, welche der künstlerische Genius ihr zuruft: Vergiss die grosse Welt der mannigfachen Schönheit nicht über den praktischen Wünschen der Staatsugend!

Sämmtliche drei Epochen sind jetzt scheinbar abgeschlossen in ihr, und sie ist bereits mit *Consuelo* in eine neue Epoche ge-

treten, welche in künstlerischer Unbefangenheit die Früchte des Erlebten und Erstrebten darbieten will. Nicht nur Seher, nicht nur Denker, nicht nur Tribun, Poet will sie sein, aber ein Poet, welcher den Seher, Denker und Tribun in sich erlebt hat. — Mögen ihr Leben und Kraft noch lange dienstbar bleiben zu unserem Glück; denn unser Glück wird durch jedes ihrer Bücher bereichert.

Der bürgerliche Name dieses grossen Dichters ist: Aurora, Baronin von Dudevant. — Sie ist 1804 geboren, und ward frühzeitig unglücklich verheirathet. — In dieser Ehe mit einem ihr innerlich und äusserlich fremden Manne scheint ihre zart besaitete Seele schwer gelitten und die verwegensten poetischen Entschlüsse gefasst zu haben.

Sie war einige und zwanzig Jahre alt, als sie den ersten dieser Entschlüsse in's Werk setzte, das Band ihrer Ehe mit Baron Dudevant sprengte, und nach Paris kam, um selbständig zu leben. — Allem Anscheine nach ist sie damals von allen äusseren Mitteln entblösst und nur auf die Hilfsquellen eines noch unentwickelten Talentes angewiesen gewesen. — Erst viel später ist ihr, auf gerichtlichem Wege, ein Vermögens-Besitz zuerkannt worden, welcher ein Landgut unweit La Châtre im Berry einschliesst. — Dieser Landsitz im Berry ist denn auch in vielen ihrer Bücher Mittelpunkt des Roman's. Es ist ihr eigenthümlich bis zum Abschluss ihrer dritten Epoche, nur Gegenden und Verhältnisse, die ihr unmittelbar nahe getreten sind, zum Schauplatz und Stoff ihrer Romane zu wählen.

Als sie unter der Restauration zum ersten Male ledig nach Paris kam, stand ihr Jules Sandeau, ein durch *Marianne* und *Fernand* bekannter Romandichter als Freund zur Seite. Aus dessen Namen entlehnte sie ihren Autornamen

Sand. — Das erste Buch, welches sie schrieb, und für welchen sie mit vieler Mühe einen Verleger fand, erschien noch ohne diesen Namen. — Es hiess *Rose et Blanche*, und ging spurlos vorüber, obwohl es in einzelnen Partieen schon unverkennbare Spuren eines feurigen Talentes zeigte.

Auf *Rose et Blanche* folgte *Indiana*. — Unbekannt und eines Honorars bedürftig, soll sie das Manuscript dieses merkwürdigen und eine Epoche in der Literatur beginnenden Buches für hundert Thaler verkauft haben. — » Dieses Buch «, sagt Jacob, » ward ein grosses Ereigniss unter den Schriftstellern und der Jugend. — Plötzlich und von unbekannter Hand war es mitten unter die glühenden Schriften der neuen Schule geschleudert worden. — Die *Intimes* von Michel Raymond und *Peau de Chagrin* von Balzac waren damals in voller Wirkung, und *Indiana* ward sogleich unter die besten neueren Schriften gereiht. — Es machte einen so viel Aufsehen, als irgend eines, und war einfacher und reizender. — Der Autor schien das menschliche Herz gründlich zu kennen, und alle Hilfsmittel des Styls zu besitzen. — Nach der Reinheit der Form, der Geschicklichkeit in Anordnung und nach der Anmuth der Sprache schien *Indiana* das Werk eines vollendeten Autor's zu sein, und doch erkannte man darin an den bedrängtesten Wagnissen, an einer natürlichen und frischen Eleganz, welche sonst vom praktischen Leben geknickt und entstellt zu werden pflegt, und an einer ungestümen, zuweilen wilden Kraft, einen neuen Geist und eine junge Leidenschaft. — Wer konnte dies Buch geschrieben haben, in welchem die Frauen so viel Erregungen, die Künstler so viel Poesie, die Kritiker so viel literarische Kraft fanden? — Der abenteuerliche Genius, der das Glück hatte, in einer Frau zu wohnen, die zu-

gleich eine männliche Verstandeskraft und den Instinct des Styls unserer grössten Schriftsteller besass. — Denn hier war in Einem Autor das Feuer und die Melancholie Jean Jacques' und die Feinheit der zartesten Dichterseelen. — Man sah es: dieses Buch war ein Schrei des Herzens, eine Art leidenschaftlicher Protestation, und unter dieser Poesie lag tiefes Leiden und wahrhaftiges Erlebniss. — «

So schildert ein französischer Schriftsteller den Eindruck, welchen *Indiana* hervorgebracht. — Auf *Indiana* folgte rasch *Valentine*, und der Name Georges Sand war nun populair. — *Lelia*, welche so verwegen nach allen Seiten herausforderte, entzündete eine Schlacht der Geister, in welcher der neue Autorname Feldgeschrei wurde für Freund und Feind. —

In den *Lettres d'un Voyageur*, welche gegen Ende des Jahres 1834 geschrieben wurden, finden sich interessante Aufschlüsse über dieses Buch, diesen modernen, französischen *Faust*, der einen gewöhnlichen Romanleser in keiner Weise befriedigen kann.

Die Umarbeitung der *Lelia* fällt in das Jahr 1839, in Georges Sand's Epoche der Entsagung.

Uebrigens gehört die grösste Zahl ihrer Bücher in die Jahre von 1833 bis 1837, welche sie zum Theil in Venedig verlebt hat: *Jacques*, *Simon*, *Le Secrétaire intime*, *Lavinia*, *Metella*, *Mattea*, *La Marquise*, *Leone Leoni*, *Andre*, und die *Lettres d'un Voyageur*. — Traurig, zum Sterben traurig kömmt sie aus Italien zurück. — «Ach!», ruft sie, «nicht die Kraft fehlt mir zum Leben und zum Hoffen, nein, aber der Glaube und der Wille!» — O, mein Gott, könnte doch aus Deinem väterlichen Busen eine Ueberzeugung in mein Herz sinken!» — Alles rief ihr zu: «Geh, Du hast hier Nichts mehr zu thun!» — «Ich bin

keinem Wesen begegnet –, sagt sie manchmal, – mit dem ich hätte leben und sterben mögen, oder wenn ich ihm begegnet bin, so hab' ich es nicht zu fesseln verstanden' — Warum habe ich mich an die Gesellschaft gebunden, da ich doch Poet bin, da ich doch das Mahl auf der Stirne trage, Niemand anzugehören, ein herumirrendes Leben zu führen und der Traurigkeit und Freiheit verfallen zu sein'' — Warum hab' ich mich an die menschliche Familie gebunden' — Das sollte mein Loos nicht sein — Gott hatte mir einen schweigsamen und unbeugsamen Stolz gegeben, einen tiefen Hass gegen alles Ungerechte, eine unbesiegbare Hingebung an die Unterdrückten' — Meine Sinne verbuhlten mich nicht zur Liebe, mein Herz wusste nicht, was dies sei — Mein Geist brauchte nur Beschaulichkeit, heimathliche Luft, Bücher und Arbeiten — wozu unendliche Freuden für mich, o mein Gott' — Und doch, wie wohlthuend wären sie für mich gewesen, wenn ein Herz, ähnlich dem meinigen, sie mitgetragen hätte — Nein, nein, ich war nicht geschaffen, um Poet zu sein, ich war geschaffen, um zu lieben' — Dies ist das Unglück meines Looses, dass ich zum Künstler gemacht worden bin' Menschlich leben wollt' ich, ich hatte ein Herz; man hat es mir aus der Brust gerissen. Man hat mir nur einen Kopf gelassen, einen Kopf voller Lärm und Schmerzen, voll abscheulicher Erinnerungen und Trauerbilder. — Und weil ich Erzählungen schrieb, um das Brod zu verdienen, das man mir versagte; und weil ich mich dabei erinnerte, unglücklich gewesen zu sein; und weil ich zu sagen gewagt habe, es gäbe erbärmliche Wesen in der Ehe, in Folge der Schwäche, welche der Frau anhaftet, und der Rohheit, welche dem Manne erlaubt wird; weil ich die Schmählichkeiten aufgedeckt, welche die Gesellschaft verhüllt und mit dem Man-

tel des Missbrauchs verhüllt: — desshalb hat man mich für unmoralisch erklärt, und mich behandelt, als ob ich ein Feind des Menschengeschlechtes sei. — —

Diese schmerzlichsten Ausbrüche sind alle in den *Lettres d'un Voyageur*, diesen Memoiren innerlichen Lebens Georges Sand's, zu finden, und sind natürlich verstärkt worden durch die Dauer und Schwierigkeit des Processes, welchen sie gegen Baron Dudevant zu führen hatte.

Aber diese Ausbrüche sind vorübergegangen, ohne die starke Kraft dieser Frau zu brechen. — Erst stärkte sie sich in der Schöpfung *Mauprat's* und der *Dernière Aldini*, und dann entrückte sie sich eine Zeit lang allem dogmatischen Streite und beschrieb die Künstlerwelt der *Maîtres Mosaïstes*. — Ja, sie versuchte es sogar im *Uscoque*, sich ganz einer äusserlichen Romantik zu ergeben.

Dies war nun freilich nicht ihre Bestimmung, und der Umgang mit Lamennais und dem Philosophen Leroux wurde ihr ergiebige Anregung für eine neue Bahn. — Im *Spiridion*, in den *Lettres à Marie*, (welche bis jetzt nur in dem Journal *Le Monde* erschienen sind), in den *Sept Cordes de la Lyre*, in *Gabriel* hat sie es eifrig versucht, ihren religiösen Gedankengang auf den Grundsätzen des Christenthums auszuführen, eine Ausführung, die freilich dem herkömmlichen Sinne nach nur ketzerisch geschehen konnte. — Und in den *Mississipiens*, einer dramatischen Novelle, welche das Börsenwesen in Schilderung Law's, als Stifters desselben, geisselt, im *Compagnon du Tour de France* hat sie die socialen Fragen durch vorgreifende Schöpfung zu verherrlichen gesucht. — Die phantastische Anlage dieses Buches und der schwache Erfolg desselben berechtigten uns zu der Annahme,

die versprochene Fortsetzung dieses socialen Faustbuches werde niemals erscheinen. *Horace*, welcher einen Uebergang zur vierten Epoche des Autor's bildete, und *Consuelo*, welche eine neue Gattung der Sand'schen Formen vollständig in sich darstellte, bestätigten uns durchaus in jener Annahme. — Dennoch erweis't sie sich so eben als irrthümlich; denn es verlautet, die Fortsetzung des *Compagnon* sei bereits geschrieben, und die Veröffentlichung derselben stehe bevor.

Inhalt und Form dieser Fortsetzung, welche eine neu erfundene Gesellschaft romanhaft bethätigen soll, wird darüber entscheiden, wie die vierte Schriftepoche dieser grossen Dichterin näher bezeichnet werden könne, und ob organischer Weiterbau aus Anlagen früherer Epochen sich darstellen werde, wie dies allerdings bei Georges Sand in allen Wendepunkten der Fall gewesen ist. — Sie hat sich stets nach neuen Richtungen gewendet, aber nur im Formellen, nie im Wesentlichen eine frühere Richtung verleugnet, ganz wie es einem strebsamen und wohlorganisirten Genius wohlansteht.

Es ist nur noch ein Wort über die Persönlichkeit Georges Sand's beizufügen. — Es giebt ein berühmtes Kupfer von Calamatta, welches vor einigen Jahren die Dichterin in sehr schönem Stich darstellte. — Ich will die Aehnlichkeit in jenem Kupferstiche nicht ableugnen, kann sie aber nicht loben. — Der Kopf ist von ungünstigem Gesichtspuncte aufgefasst, und die Wangen unter den Schläfen stören in ihrer Dicke. — Ich finde das beiliegende Bild von Charpentier viel richtiger. — Es ist ähnlich und entspricht vollkommen dem Charakter. — Dies ist die moderne Priesterin, die man verehren muss, auch wenn man ihre Ansichten nicht theilen sollte. — Denn ein wahrhafter Dichter erhebt sich durch den Ausdruck seiner

Welt über den Streit der Ansichten. — Vielleicht erscheint Georges Sand in Charpentier's Bilde zu gross. — Sie ist nur von Mittelgrösse. — Ihr Wesen ist gleichzeitig voll Fassung und voll liebevoller Theilnahme. — Sie hört sehr aufmerksam, ist nachsichtig gegen Freunde, und hat die tüchtigsten Freunde. — Die ersten Autoren Frankreich's sind ihr in Hochachtung zugethan, wie wenig sie auch mit der Pariser Gesellschaft verkehrt, und wie selten sie auch in literarischen Kreisen zu sehen ist. — Die Spielereien oder Extravaganzen, oder gar Uebertreibungen in Mannskleidern und Manieren, von denen man in Deutschland stets so viel zu erzählen wusste, sind stets in den Berichten übertrieben worden, und auch die leichteren, kleinen Freiheiten, welche sie sich in der Jugend gestattete, sind längst vorüber. — Ich wüsste mich im Gegentheile kaum irgend einer Frau zu erinnern, welche dergestalt den vollen Eindruck erhabener Weiblichkeit auf mich hervorgebracht, wie die Persönlichkeit Georges Sand's. — Heitere Ruhe, die aus Schmerz geboren worden, ist die Atmosphäre, welche um diese Dichterin weht.'

EDMEE.

Kaum stand kein Roman dem deutschen Geschmacke so nahe, als dieser; sogar der oberflächliche Romanleser findet darin eine Befriedigung, welche in den meisten Romanen George Sand's versagt ist. Mit dunkler Waldesromantik, mit gebieterischem Adelsthume beginnt er, und ein Landfräulein, wie deutsche Dichter es oft zeichnen, wie deutsche Leser es immer interessant finden, erscheint in Gefahr und Noth, erscheint

eigenthümlich, erscheint kräftig und doch in hohem Sinne weiblich, in hohem Sinne keusch. Dies Landfräulein ist Edmée, und ich glaube, sie ist auch in ihren kühnsten Wendungen unserer deutschen Sympathie sicher. Wir entrüsten uns leichter gegen selbstständige Weltdamen, als gegen selbstständige Landfräuleins: diesen letztern, die in freier Luft, in Wald und Feld leben, gestatten wir bereitwilliger eine gewisse Freiheit, eine auffallende Selbstständigkeit.

Edmée hat aber ausserdem noch einen grossen Reiz für uns: sie erzieht ihren Liebhaber, einen wilden Junker. Jegliche Erziehung nimmt all unser Interesse in Anspruch, denn es liegt ein ernstlicher Zweck darin, der unser nicht immer künstlerisches Gewissen lieblich beruhigt. Gegen das Ende verhüllt obenein, verwirrt, bedroht ein geheimnissvolles Attentat die Lage der Personen und führt einen öffentlichen Process voll dramatischer Scenen herbei. Die grösste Meisterschaft des Erzählens fasst uns und führt uns über tiefe Erschütterungen zu einem wohlthuenden glücklichen Ende. — Ich wüsste unter den Sand'schen Romanen, Indiana selbst nicht ausgenommen, keinen, der so wie Mauprat geeignet wäre, unser Publikum für die berühmte Schriftstellerin zu gewinnen.

Eben deshalb, weil Mauprat so allgemein wirksam, legen die Verehrer der Sand'schen Gedanken-Entwickelung geringeren Werth auf dieses Buch. Meines Erachtens sehr mit Unrecht. Die eigenthümliche Gedankenwelt des Autors verläugnet sich darin keinen Augenblick, und weil diese Gedankenwelt sich nirgends unbekleidet hervordrängt, sondern überall in künstlerischer Gewandung, überall tief verschlungen mit dem Romanstoffe erscheint, darum ist sie in Mauprat mächtiger als irgendwo.

Stoff und Gang des Romans entwickeln sich folgendermassen:

Das mittlere Frankreich, etwa einige Tagereisen südlich von der Loire, ist der Schauplatz. Dort in den waldigen Ebenen des Berry war die staatliche und die elegante Kultur Frankreichs immer am Wenigsten einheimisch. Dort war der Landedelmann mit seinen Feudal-Sitten und Rechten noch lange unberührt von neueren Ideen, als im Norden und Süden, an den Küsten und grossen Strömen, moderner Sinn schon grosse Veränderungen hervorgebracht hatte. Dort im Berry, nahe an der angrenzenden Provinz *La Marche*, in der Landschaft, welche die *Varenne* heisst, war gegen 1775 das alte feste Schloss *La Roche-Mauprat* der Sitz von acht Männern dieses Stammes, von acht Mauprat's der älteren Linie. Sie waren der Schrecken des Landes, denn sie brandschatzten es wie zur Zeit zügelloser Raubritterschaft. — Hubert von Mauprat aber, der einzige Sprosse jüngerer Linie, gehörte nicht zu ihnen und unterschied sich von ihnen in jedem Betracht. Sein Schloss war durch tiefe Wälder von La Roche-Mauprat getrennt: er bewohnte es mit seiner Tochter Edmée; er war in Verbindung mit der Civilisation des Jahrhunderts und war ein eben so würdiger Landedelmann, wie seine Vettern nichtswürdige Raubjunker waren.

»Edmée war von hohem, schlankem Wuchse,« sagt der Roman, »und war frei und anmuthig in ihren Bewegungen. Schwarzes Haar hob ihre weisse Gesichtsfarbe, und ihr Blick, wie ihr Lächeln hatten einen Ausdruck von Feinheit, deren Mischung nicht leicht zu bezeichnen war. Der Himmel schien ihr zwei Seelen verliehen zu haben: eine, die ganz und gar Verstand, und eine, die ganz und gar Empfindung sein mochte. Sie war siebenzehn Jahre alt und von Natur lustig und tapfer, ein Engel, den noch kein menschlicher Kummer berührt, der noch in keiner Weise gelitten hatte und der deshalb noch frei war von jeglichem Misstrauen, von jeglichem Argwohne. Sehr schön erschien sie in ihrem Reitanzuge: der Rock war von

Tuch und sehr weit, eine geknöpfte Weste von perlgrauem Atlas umschloss eng den Körper, eine rothe Schärpe die Taille, und darüber trug sie eine betreste Jagdjacke. Ein grauer Filzhut mit breiten Rändern, über der Stirn aufgekrämpt und beschattet von rothen Federn, deckte das ungepuderte Haar, und dies war zurückgestrichen aus dem Gesichte und fiel am Rücken in zwei Flechten herab bis an die Erde.«

Eines Tages, da sie als rüstige Jägerin die Wolfsjagd zu Pferde betrieb, geht ihr Ross mit ihr durch, und sie sieht sich

bei einbrechender Nacht und während eines stürmischen Gewitters dergestalt in der ohnedies eintönigen Varenne verirrt, dass sie nicht mehr weiss, nach welcher Seite hin sie den Rückweg suchen soll. So geräth sie nach Roche-Mauprat unter ihre rohen Vetter, die roh und wüst das schöne Mädchen als schöne Beute in Anspruch nehmen. Mit blosser Sentimentalität wäre sie verloren gewesen, aber sie ist klug und tapfer und

bedient sich der, jedem Weibe erreichbaren Coquetterie, einem der Vetter, Bernhard Mauprat, dadurch, dass sie ihn auszeichnet, für sich zu gewinnen. Sie gewinnt ihn durch das Versprechen ihrer Liebe und er rettet sie. » Wäre auch die Coquetterie zuweilen eine Tugend? « setzt Jacob hinzu, als er dies erzählt.

An jenes feierliche Liebesversprechen nun knüpft sich der weitere Roman. Während die herbeigerufenen Gerichtsdragoner Roche-Mauprat belagern, rettet Bernhard seine eroberte Braut durch einen unterirdischen Gang in den Wald hinaus, und er gelangt mit ihr zu einem einsamen Thurmgebäude, in welchem Patience, der Diogenes der Varenne, wohnt, ein Freund Edmée's, ein Volksphilosoph eigenthümlichster Art, ein Vorläufer der Revolution, welchem eine entscheidende Einwirkung in diesem Romane bestimmt ist.

Unterdess haben die Gerichtsdragoner das Raubschloss genommen; es steht in Flammen und alle die wilden Mauprat's sind getödtet oder auf der Flucht. Zwei von ihnen haben sich ebenfalls nach dem einsamen Thurme retten wollen und sind, eben ihren Wunden erliegend, auf der Schwelle des Thurmes, als die Dragoner auch hier ankommen und auch Bernhard, der als Raub-Mauprat erkannt wird, verhaften wollen. Edmée nimmt ihn in Schutz unter dem Vorwande, er sei ein Jagdaufseher ihres Vaters, rettet ihn dadurch und bringt ihn zu seinem Oheim, der ihn väterlich aufnimmt.

Aber dieser jüngste Mauprat ist unwissend, roh und gemein, und Edmée, den Aufregungen entrissen, welche sie bis dahin bestürmt, ist entsetzt, diesem Wilden als Gattin versprochen zu seyn. Sie ist einem Grafen von der Marche verlobt, einem schönen, untadelhaften Edelmanne, dessen feine Weltbildung, obwohl ohne besondere Eigenschaften des Geistes und Herzens erscheinend, vortheilhaft absticht von dem rohen Wesen Bernhards. Und Edmée ist vertraut mit der

reformirenden Bildung ihrer Zeit, sie ist eingeweiht in die sich vorbereitenden Kämpfe derselben. Sie hatte frühe ihre Mutter verloren, ihr Vater hatte ihrer Entwickelung jegliche Freiheit gestattet und Abbé Aubert, ihr geistlicher Lehrer, hatte ihr die philosophischen Schriften damaliger Zeit unbedenklich anvertraut. Solchergestalt war sie zu einer eigenthümlichen Bildung gelangt: die Philosophie entschädigte sie nicht für das Christenthum und das Christenthum verbot ihr die kritische Prüfung, welche in ihr geweckt war. »In poetischen Seelen,« sagt der Roman, »herrschen der Mysticismus und der Zweifel nebeneinander: Jean Jacques Rousseau, der bei Priestern und Edelleuten damals so viel Sympathie fand, war ein redendes und prächtiges Beispiel dafür. Edmée hatte mit allem Drange einer glühenden Seele aus dieser Quelle getrunken. Selten war sie nach Paris gekommen, aber immer, wenn sie hinkam, hatte sie Seelen gesucht, die mit der ihrigen übereinstimmen könnten. Aber sie hatte so viele verschiedene Nuancen gefunden, so wenig Uebereinstimmung und trotz der Mode so viele unzerstörbare Vorurtheile, dass sie immer mit neuer Vorliebe in ihre Einsamkeit zurückgekehrt war zu ihren poetischen Träumereien im Eichenwalde. Sie sprach schon von ihren Enttäuschungen.« Und dieses Mädchen musste sich jetzt als Braut eines Mannes betrachten, der nichts kannte und wollte, als Jagen und Trinken. Wie hätte Bernhard auch anders sein können! In zügelloser, wüster Gesellschaft war er aufgewachsen, und was edel in ihm war, das hatte die gemeine Gewöhnung unterdrückt. Dennoch übt das edle und schöne Naturel Edmée's einige Gewalt über ihn: er will ihr gefallen und versucht es, sich zu civilisiren. Er lässt sich den Unterricht des Abbé Aubert aufdringen und zwingt sich zum Lernen. Aber der Raubinstinkt, der Genusssinn des körperlich starken Jünglings überwältigen diese edlere Absicht: er will geliebt sein und verlangt es drohend. Daraus entspringt ein moralischer

Kampf zwischen ihnen, aus welchem Edmée zwar siegreich hervorgeht, der aber doch ihre gegenseitige Stellung bezüglich verändert: sie fürchtet Bernhard von nun an, und er glaubt sich gehasst und verachtet. Eines Abends liegt er in Verzweiflung hinter einer Eiche des Parks, als Edmée und Aubert, die ihn nicht bemerken, vorübergehen. Er hört, dass sie von ihm sprechen und dass Aubert sagt, Bernhard müsse um jeden Preis entfernt werden. — »Beruhigt Euch,« erwidert Edmée, indem sie ein kleines Messer aus ihrer Tasche zieht, »ich werde keinen Augenblick zögern, ihm diese Klinge in die

Wange zu stossen, wenn er meine Geduld ermüdet. Ich kreuze meine Arme und lächele mitleidig, wenn er heult, mir Furcht einzujagen. Dies Messer ist Tag und Nacht bei mir und mein Entschluss ist gefasst. Ich habe zwar keine sehr feste Hand

aber ich werde mir eben so gut einen Messerstich geben können, als ich meinem Pferde einen Peitschenhieb geben kann. Nun, dies vorausgesetzt, ist meine Ehre in Sicherheit: mein Leben hängt freilich an einem Faden, an einem Glase Wein mehr oder weniger, das er trinkt: an einer Begegnung, an einem Blicke zwischen mir und von der Marche, die ihn aufregen, an einem Nichts vielleicht! Was kann ich thun? Wenn ich mich fortwährend betrübte, könnte ich die Vergangenheit tilgen? Nicht eine Seite können wir aus unserm Leben reissen, aber wir können das ganze Buch in's Feuer werfen.« — Aubert unterbricht sie mit der Frage, ob sie eine Ehe zwischen sich und Bernhard nicht für möglich halte. — »Wie!« antwortet sie. »Wäre das unmöglich, was unvermeidlich ist? Ich weiss wohl, dass ich nach drei Tagen nichts Besseres zu thun hätte, als mir den Hals abzuschneiden: und ich hänge doch ein wenig am Leben.«

Diese Aeusserungen machten einen tiefen Eindruck auf Bernhard. Er sah, dass Edmée Niemand zu Hülfe rufen wollte gegen ihn, dass sie ihm ihr Versprechen halten wollte, dass sie heldenmässigen Muth hatte und dass er, um solcher Eigenschaften würdig zu seyn, grosser Vervollkommnung bedürfte. »Die Liebe stieg aus den Sturmregionen des Gehirns und der Sinne in die gesunden Regionen des Herzens herab.« Er fasste den Entschluss, an seiner Umgestaltung nachdrücklich zu arbeiten, und er ging mit solchem Eifer an diese Aufgabe, dass er beinahe seinen Körper darüber vernichtet hätte. Während einer langen Krankheit pflegte ihn Edmée wie einen geliebten Bruder, und als er eines Tages in offenbarer Lebensgefahr schwebte, fand man sie auf den Knieen in der Mitte seines Zimmers, weinend und inbrünstig für ihn betend. Als aber Bernhard genesen war, entfernte sich Edmée wieder dergestalt von ihm, dass er die Ueberzeugung fassen musste, sie hege eine unüberwindliche Abneigung vor ihm. Er war

so weit civilisirt, dass er die Ehe mit ihr nicht mehr erzwingen wollte, obwohl Herr von der Marche bereits freiwillig zurückgetreten war; er war entschlossen, Verzicht zu leisten und sich auf Nimmerwiedersehen zu entfernen. In tiefer Betrübniss vollbrachte er dies und schiffte sich nach Amerika ein, um den dortigen Freiheitskrieg mitzufechten und einen ehrenvollen Tod zu suchen.

Wir ahnen, dass Edmée Thränen und Trauer um ihn unterdrückt und dass sie ihn mehr und mehr liebt, je länger er ausbleibt, je sicherer er verloren scheint. Sechs Jahre vergehen so, und hier sind wir an einem Wendepunkte des Romans, bei welchem wir Deutschen vielleicht nicht ganz einverstanden sein mögen mit der Verfasserin. Begreifen wir auch die Kraft dieses Mädchens, den offenbar schon geliebten Mann in die Gefahren einer fernen, kriegerfüllten Welt zu entlassen, damit er dort seine begonnene Lebensbildung prüfe und stähle, so widerstrebt uns doch die Rolle, welche Edmée während dieser Trennung in ihren Briefen hartherzig fortspielt, so widerstrebt uns doch das fortwährende Experimentiren mit einem geliebten Manne, der sich längst unterworfen hat! Dieses Experimentiren ist richtig und weise; aber es darf nicht allein von einem liebenden Mädchen ausgehen, wenn es nicht unsere Illusion für das Mädchen empfindlich beeinträchtigen soll. Wir begreifen ferner, dass eine stolze, spröde, starke und in philosophischer Bildung gehärtete Mädchennatur all diese Absichten fassen, all diese Wege betreten könne: aber wir wünschen sie unsicherer auf diesen Wegen, schwankender in der Ausführung: wir wünschen Inconsequenz, verschuldet durch das weibliche Herz. Die poetische Verfasserin hat hier der philosophischen Verfasserin zu viel Uebergewicht eingeräumt.

Allerdings versöhnt sie bald darauf durch eine überaus geistreiche Wendung: Bernhard kehrt zurück, sie presst ihn lange und innig an ihr Herz und zeigt ihm ohne Worte, dass

sie ihn liebe. Aber, — und dies ist die meisterhafte Wendung —, während durch ihr Zuthun Bernhard ein tüchtiger, liebenswerther Mann geworden ist, hat sich ihre eigene Natur in dieser erzwungenen Stellung nachtheilig verändert und ist herrschsüchtig und heftig geworden. »Ihr Charakter hatte im immerwährenden Kampfe gegen natürliche Neigung eine unbeugsame Energie angenommen. Sie war jetzt nicht mehr das geniale, junge Mädchen, welches vor sechs Jahren zur Rettung ihrer Ehre einen Messerstich gewagt hätte: nein, sie war jetzt ein unerschrocken stolzes Weib, das sich lieber hätte erwürgen lassen, ehe sie dem Liebhaber eine kühne Hoffnung gestattet hätte.«

Kurz, die Jungfräulichkeit hat jenen herben Beisatz der Altjüngferlichkeit erhalten, welcher alle Hingebung vergiftet und das Verhältniss einer vollsten Liebe zunichte machen kann. In solcher Caprice verschiebt Edmée ihre Verbindung mit Bernhard immer weiter hinaus. Er beklagt sich darüber bitterlich, und er droht ihr sogar nach einem dieser heftigen Zwiste, den sie im Walde mit einander gehabt hatten; er droht ihr, erschöpft von Ungeduld über diese grundlose Zögerung. Dies geschieht während einer Jagd, von der sie sich getrennt haben, und Bernhard flieht, nachdem er die Drohung ausgestossen, vor seinem eigenen Mauprat'schen Naturel, welches ihn zu solchem Zornausbruche gedrängt hat; er flieht von Edmées Seite hinweg in den tieferen Wald hinein. Kaum ist er eine kleine Strecke hinweg, so fällt ein Schuss und Edmée sinkt getroffen nieder.

Bernhard wird verhaftet, wird angeklagt, wird verurtheilt als Mörder Edmées.

Eines Formfehlers halber wird der Urtheilsspruch für ungiltig erklärt und ein neues Gericht anberaumt. Unterdess ist Edmée wieder zum Bewusstsein und in's Leben zurückgebracht und wird als Zeuge vernommen, und hier vor Gericht

muss sie, um Bernhard zu retten, ihr Herzensverhältniss zu ihm genau entfalten, und vor Gericht sagt sie, was sie in der Vertraulichkeit nie gesagt hatte und wahrscheinlich auch in Zukunft niemals gesagt hätte: »Ich liebe ihn!«

Durch höchst interessante Bemühungen des Diogenes-Patience, der einen der übrigen Raub-Mauprat's in Verdacht des Attentats hat, durch äusserst geschickte und hinreissende Beredsamkeit dieses Volksphilosophen, eine Bemühung und Beredsamkeit, welche im Kleinen ein Vorspiel der französischen Revolution sind, wird an den Tag gebracht, dass Bernhard wirklich unschuldig und dass dessen verworfener Bruder der Thäter ist.

Als Alles glücklich zu Ende gebracht und sie vereinigt sind, drückt ihr Bernhard eines Tages seine Verwunderung darüber aus, dass sie, die lebhafte Verehrerin der Wahrheit, bei den Aussagen vor Gericht doch Manches umgangen oder verschwiegen habe, was zu seinem Nachtheile hätte sprechen müssen. — »Und wenn ich Dich hinreichend geliebt habe,« erwiedert sie, »um Dich in meinem Herzen frei zu sprechen und Dich vor den Menschen selbst auf Kosten einer Lüge zu vertheidigen, was hast Du dagegen einzuwenden?«

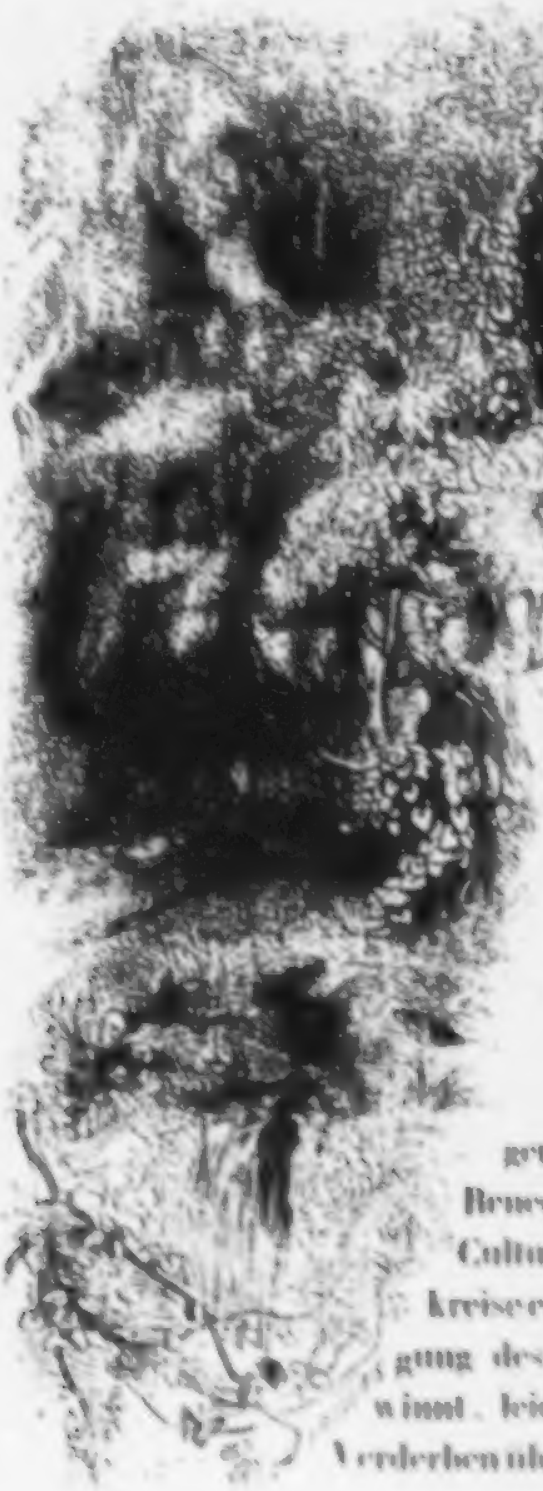
»Muss man nicht eine Frau heftig lieben, um sie tödten zu können?« setzt Jacob geistreich hinzu. Ferner sagt er, »Edmée sei der edelste Ausdruck der Liebe, sie liebe Bernhard mit allen Kräften ihrer Seele und doch habe ihre Neigung nichts Eigennütziges. Sie liebe ihn mehr um seinet-, als um ihretwillen, denn sie wolle, dass ihre Liebe ihm sein ursprüngliches und mächtiges Naturel vervollkommne und vollende. Nur weil sie sich selbst verläugne, erfülle sie ihre Aufgabe. Ihre Liebe sei die Leier des Orpheus, die Löwen und Tiger zähme: sie sei die Civilisation durch die Frau.«

Ist dieser etwas gesuchte Inhalt richtig und sagt er Alles? Ich glaube: nein. Das strebende Weib und die Grenze, welche

nicht nur der Staat, sondern auch die Natur für dieses Weib bestimmt haben, sie sind in diesem Kunstwerke reicher bezeichnet, als die philosophische Absicht der Verfasserin vielleicht selbst vor Augen gehabt und als der, die Summe ziehende Kritiker bezeichnen kann. Wer an dieser Skizze eine Reizung findet und, dieser nachgebend, das Buch selbst liest, der wird mir wahrscheinlich einräumen, dass in diesem Manprat das künstlerische Talent Georges Sand's einen grossen Triumph feiert über die eigenthümliche Gedankenwelt der Verfasserin.

VALENTINE.

AUS DEM ROMANE „VALENTINE“.



Dieser Roman ist ein erschütterndes Idyll. Adelige Schlossfrauen und Fräulein von der einen Seite, ein reiches Pächtermädchen mit ihrer Familie und mit den, sie umgebenden Bauerburschen von der anderen Seite bilden die Gegensätze. Und zwar werden es erst Gegensätze durch die moderne Figur Brunelots, welcher durch Pariser Cultur seinem bäuerlichen Familien-Kreise entwachsen ist, welcher die Neigung des Schlossfräuleins Valentine gewinnt, leidenschaftlich theilt und so das Verderben über Schloss und Pachthof bringt.

Wiederum in der abgeschlossenen Mitte Frankreichs, im südöstlichen Berry, an den Ufern des Indre, welcher durch ein malerisches Hügelland fliesst, spielt die Erzählung. Die Landschaft ist gemalt mit der ganzen Innigkeit und Kraft leidenschaftlicher Beschreibung, welche Georges Sand eigen sind, und welche die gedankenreichen Menschen dieser Dichterin zu natürlichen Landesproducten eines Himmelsstriches, eines Flussgebietes, einer bestimmten Vegetation zu machen scheint. Das »schwarze Thal« mit seinem dunkeln Colorit üppiger Pflanzen und Baumwuchses, mit seinen einsamen Hütten, seiner altmodischen Meierei ist der stille Schauplatz. Hier hat man kaum ein entferntes Geräusch von der Revolution vernommen; kein Soldat der Alliirten, die bis hinter die Loire gerückt waren, ist hierher gedrungen; der letzte Krieg, dessen man sich von den Grossvätern her dunkel erinnert, ist der Krieg gegen die Hugenotten, und die Bauern sprechen davon wie von einem Ereignisse, welches vor wenigstens zwei tausend Jahren sich begeben habe. Die Bauern sind schweigsam und ohne Neugier, und der grosse weisse Stier, welcher jede Heerde begleitet, betrachtet den fremden Wanderer aufmerksamer, als der Hirt.

Der Roman beginnt im Pachthofe Grangeneuve. Athenais, die Tochter des reichen Pächters, schmückt sich zu einem ländlichen Feste. Sie thut dies mit viel mehr Aufwand als Geschmack; denn sie ist auf der unbehaglichen Grenze zwischen ländlicher Einfachheit, welcher sie von Jugend auf angehört hat, und städtischen Manieren, welche ihr durch eine oberflächliche Stadterziehung beigebracht worden sind. Sie ist schlechter Laune, weil ihr Vetter Benedict, den sie heirathen soll und den sie auf ihre Weise liebt, wenig Aufmerksamkeit und Zärtlichkeit für sie zeigt. Dieser junge Mann wird, ganz gegen die gewöhnliche Eintheilung in den Sand'schen Romanen, der Mittelpunkt, um welchen sich die Frauen des Buches bewegen.

Worin liegt seine Anziehungskraft? Er ist eine Bauernwaise

gewesen, den der Pächter Lhéry, Athenaïs Vater, adoptirt hat. »Statt mich hinter den Pflug zu stellen, wofür mich das gesellschaftliche Herkommen bestimmt zu haben schien,« sagt er selbst, »haben sie mich auf ihre Kosten nach Paris gesendet und mich studiren lassen, haben mich zu einem Schöngeist machen lassen und mir ihre reiche, eitle, schöne Tochter zur Frau bestimmt. O ja, sie haben's gut gemeint, aber ihre blinde Zärtlichkeit hat sie getäuscht und es verkehrt sich mir dies Alles in Unsegen — verflucht sei die Sucht, über seine Verhältnisse hinauszustreben!«

So spricht er, als die geputzte Athenaïs einen Augenblick hinausgegangen ist, zu einem weiblichen Wesen, welches Louise genannt wird und dessen Lage und Alter durch ein Geheimniss umschleiert zu sein scheint. Sie erwidert ihm, dass er unverantwortlich sich selbst widerspreche. Erst gestern habe er einem unwissenden Junker vorgehalten, welche Wohlthaten aus einer sorgfältigen Erziehung hervorgingen, welche Fortschritte auch für die untern Classen der Gesellschaft. »Ich fürchte,« setzt sie hinzu, »Sie sind weit unter oder über Ihrer Erziehung, und Eins wie das Andere wäre ein grosses Unglück.«

Benedict geht nicht näher darauf ein, er sagt ihr eine wohl empfundene Schmeichelei: er sinkt in Trübsinn, als sie diese sanft ablehnt: er scheidet ärgerlich, als sie ihm untersagt, das Fest zu verlassen und zu ihr in die Meierei zurückzukehren. Denn sie selbst lebt verborgen in dieser Meierei und will namentlich von den Bewohnern des nahen Schlosses Raimbault nicht gesehen werden. Nur einen einzigen dieser Schlossbewohner wünscht sie zu sprechen, nämlich Fräulein Valentine, die Tochter der Schlossherrin.

Benedict fährt nun mit seiner Braut und seinen Pflegeeltern nach dem Festorte. Der Weg führt auf breiten Rainen — »Traines« in der Landessprache genannt — zwischen vollästigen Fruchtbäumen dahin, und das schmachtende, liebliche

Sommerleben auf diesen üppigen Feldwegen wird mit poetischem Aufwande geschildert. Benedict, ein befremdlicher Charakter, der von seinen ländlichen Umgebungen über- und unterschätzt wurde, versinkt in tiefes Träumen auf dieser Fahrt. Die Bauern achten ihn gering, weil er nichts Nützliches und Solides zu Wege bringe, und sie würden ihn dies empfindlicher fühlen lassen, müssten sie ihm nicht eine grosse persönliche Tapferkeit und eine gefürchtete Stärke des Ehrgefühls zugestehen. Seine Pflegeeltern glauben, er habe nur zu viel Einbildungskraft und Kenntnisse, um einer behaglichen Geistesruhe zu geniessen. In der That aber hatte Benedict, ein Mann von zwei und zwanzig Jahren, keine genügend positive Ausbildung. Bald von dieser, bald von jener Vorliebe für eine Kunst oder Wissenschaft getrieben, hatte er sich mancherlei angeeignet, aber nirgends eine besondere Fähigkeit ausgebildet: das Studium hatte ihn gelockt, aber die Anwendung des Studiums war immer noch unterblieben. Er war also wirklich, wenn auch vielfach ausgerüstet, doch ein unfertiger Mensch: und diese sind natürlich besonders geneigt, die Verhältnisse der Gesellschaft rücksichtslos zu behandeln und Ungemessenes für sich in Anspruch zu nehmen.

Bei jenem Feste sah er zum ersten Male Fräulein Valentine von Raimbault. Sie gefiel ihm nicht. Sein Ideal eines Mädchens war das Bild eines braunen, bleichen, heftigen spanischen Mädchens, und Valentine war weiss, blond, ruhig, hoch gewachsen, frisch und in allen Theilen bewundernswürdig schön. Seine Caprice aber wollte Schönheitsfehler und wollte nicht diese sanfte und anmuthige Würde, nicht diese vornehme Schönheit, welche an den Hof Ludwigs XIV. erinnerte. Er bildet sich also ein, sie habe ihm keinen weitern Eindruck gemacht, obwohl er durch die Höflichkeit ihres Bräutigams, eines Herrn von Lansac, den Volkstanz mit ihr getanzt und sie, zur eigenen grossen Verlegenheit, der Tanzordnung gemäss,

auf die weiche Wange geküsst hat. Nachdenklich reitet er in der Nacht allein nach Hause und singt mit musikalischer Melancholie ein Volkslied. Er ahnt nicht, dass dieses Lied ein wunderbarer Trost und Reiz wird für Valentine, die, ebenfalls zu Pferde, vom Wagen der Ihrigen sich verirrt hat und von der Nacht überrascht und geängstigt ist. Sie treffen zu-

sammen, er geleitet sie heimwärts, er wird entzückt von der anmuthigen, festen Bildung ihres Geistes, er möchte den Weg verlängern und gedenkt Louisens, die in der Meierei nur darum verborgen lebt, um einen Augenblick der Zusammenkunft mit Valentinen zu gewinnen. Louise ist die ältere Schwester Valentinens: sie ist aus dem Schlosse verstossen, weil heftige Jugendliebe sie zu einem Fehltritte verleitet hat: die Schwestern kennen sich kaum, aber sie lieben sich mit schwesterlicher Zärtlichkeit, und sobald Valentine die Nähe Louisens erfährt, ist sie sogleich bereit, vom Pferde zu steigen und heimlich mit Hilfe Benedicts über Gräben und Hecken in die Meierei zu dringen. Er führt sie an der Hand, er hebt sie über die Hecke, er bringt sie zur verborgenen Schwester, er bringt sie heim, er wird der Bote zwischen den Geschwistern, welche durch die harte Stiefmutter Louisens von einander getrennt sind: er wird wie ein Bruder behandelt, er schaukelt sich in unklaren Träumen und Reizen des Glückes, von drei Mädchen, wenn nicht geradezu geliebt, doch liebevoll gepflegt zu werden. Zu welchem Ende musste das führen? Zu einer heftigen Liebe Benedicts für Valentine, denn sie war jünger, schöner, anmuthiger, als Louise, und unendlich liebenswürdiger, als Athenaïs, — und zu einer starken Liebe Valentinens für Benedict: denn ihr Bräutigam, Herr von Lansac, war ein herzloser Diplomat, den sie wohl noch zu lieben glauben, der aber keine andere Macht, als die der Convenienz über sie haben konnte. Und die harte Mutter, eine Buonapartistin, die sich bei den restaurirten Bourbons einschmeicheln musste, liess gerade damals der Tochter alle Zeit zu den gefährlichen Rendez-vous in und bei der Meierei: denn sie störte Herrn von Lansac nicht in dessen diplomatischen Reisen und reiste selbst zu den Festen, welche der Präfect des Departements veranstaltete. Die Grossmutter aber, deren Ansichten sich aus der Emigrantenzeit gebildet hatten, wollte um jeden Preis feudalistisch-populair sein und

hatte nicht das Geringste gegen Valentinens Verkehr mit der Meierei einzuwenden. So wuchs die Neigung ungestört und zeigt sich in voller Höhe, als Herr von Lansac plötzlich auf Schloss Raimbault eintraf, um seine Vermählung mit Valentinen zu feiern. — Herr von Lansac, ein Dandy von regelmässiger Schönheit, der vollkommen geistreich war, vortrefflich zu sprechen wusste, immer nur zur rechten Zeit und am richtigen Orte lachte und nie etwas Unpassendes that, — Valentine hatte nie den *Mann* in ihm erblickt: sie war bereit gewesen, ihn zu heirathen, ehe sie die Liebe gekannt hatte. Aber jetzt! Was sollte aus ihr, was aus Benedict werden! Von einer offenen Nebenbuhlerschaft des Bauers Benedict konnte nicht die Rede sein, und wo hätte Valentine vor der harten Mutter einen andern Grund oder den kühnen Muth hergenommen, die Hochzeit zu verweigern. Es blieb den Liebenden Nichts als die Verzweiflung. Benedicts Verzweiflung verhielt sich freilich nicht leidend. Seinem Naturel war es angemessen, das Verwegenste aufzusuchen zur Genugthuung für eine Zurücksetzung, welche nur durch die gesellschaftlichen Formen für ihn herbeigeführt wurde. — Der Hochzeitstag Lansac's mit Valentinen war auch der Hochzeitstag seiner früheren Braut Athenaïs, die er aufgegeben hatte, mit einem Bauer. Er konnte den Tag nicht abwenden, und der Tag verging: die Nacht brach herein: die Verzweiflung schlug wie ein Meer über ihm zusammen. Er bewaffnet sich mit Pistolen, er verflucht die menschliche Gesellschaft, welche einer todten Convenienz die heiligsten Gefühle und Rechte zum Opfer bringe: er verflucht Gott, der sein Geschöpf so gemeinem Schicksale überlasse, der uns eine fein fühlende Seele gebe und dem Unglücke erlaube, diese Seele zu ersticken: er verflucht den Mutterleib, der ihn getragen und geboren. So kömmt er in den Schlosspark und sieht beim Mondlichte Herrn von Lansac aus dem Pavillon, welchen er als Bräutigam bewohnt hat, nach dem Schlosse schreiten. Be-

nedict schlägt das Pistol auf ihn an, er will den von Ambra duftenden Geck und dann sich selbst tödten. Da wird er gestört. Lansac's Diener kömmt und berichtet, dass die ältere Frau Gräfin den Herrn Schwiegersohn noch einen Augenblick sprechen wolle. Durch solchen Zeugen vor Benedicts Attentate sicher, gelangt Lansac unangegriffen in's Schloss, und Benedict, der ihm auf dem Fusse folgt, holt ihn nicht mehr ein und ist verirrt im stillen, dunkeln Schlosse. »Kannst du *ihn* nicht tödten, so tödte *sie* !« schreit die Verzweiflung in ihm und treibt ihn nach Valentinens Zimmer. Er findet die Thüre nur angelehnt, und kann unbemerkt hineinschlüpfen und sich darin verbergen. Valentine ist zu schwach gewesen für den Kampf gegen die Welt der Convenienz, sie ist mit dem ungeliebten Manne vor den Altar getreten — um so heftiger sind die Kämpfe in ihrem Innern gewesen, und zerbrochen, angekleidet liegt sie jetzt halbtodt auf ihrem Bett, kaum gewahrend, was um sie her vorgehe. Dennoch hört sie plötzlich den nahenden Schritt Lansac's, springt auf und läuft nach der Thüre. Benedicts überreizte Seele flüstert ihm die Thorheit zu: siehe da, sie läuft diesem Lansac sogar entgegen! und er richtet hinter seinem Schirme hervor das Pistol auf die Geliebte. Valentine aber verriegelt von innen das Zimmer, und beschämt lässt er seinen Arm sinken.

Sie ahnt seine Nähe nicht und ruft nach einiger Zeit die Dienerin, dass diese ihr beim Auskleiden behilflich sei und ihr einen Schlaftrunk von Opium bereite. Schlafen, schlafen um jeden Preis will das, bis zum Tode erschöpfte Mädchen. Und so geschieht's: das Zimmer wird still, die Liebenden sind in der gefürchteten Nacht allein neben einander, aber Valentine kann nicht erwachen von einem künstlichen Halbschlafe, und Benedict, der vor ihrem Bette kniet und ihr Herz zum ersten Male offen befragt um Liebe, der zum ersten Male ihr Liebesgeständniss hört, hat den Tod im Herzen. Er fühlt, dass

er dies liebreiche Geschöpf nicht tödten könne: er fühlt auch, dass er nicht als Mörder in ihrem Gedächtnisse erscheinen,

dass er also auch Lansac nicht tödten dürfe: was bleibt ihm übrig, meint er, als sich selbst, sich allein zu tödten.

Es ist dies eine der schönsten Scenen in den Schriften Georges Sand's. Benedict schreibt ihr einen Abschiedsbrief, küsst sie zum ersten und letzten Male auf die Lippen und entflieht durch's Fenster. Es erfolgt nun die gewaltsame Wendung: Benedict wird am Morgen, von einer Kugel getroffen, aufgefunden: Valentine findet mit dem Briefe den schrecklichen Zusammenhang und verfällt in tödtliche Krankheit. Lansac, der mit der Hochzeit erreicht hat, was er will, den Besitz des Schlosses und Gutes Raimbault, dessen er für seine Gläubiger bedarf, erfüllt einige Tage die äusserlichen Pflichten eines besorgten Gatten, und folgt dann den höheren Staatspflichten, welche ihn mit einem diplomatischen Auftrage nach Russland senden

Die Erzählung könnte im herkömmlichen Gleise zu Ende sein, sie ist es aber nicht: das Verhältniss zwischen Benedict und Valentine soll noch zur Blüthe und Reife, die egoistische Welt der Mutter, der Grossmutter und des conventionellen Gatten soll zur Katastrophe kommen. Die Grossmutter, welche einfach an der Zeit sterben wird, muss noch als die beste erscheinen, und doch hatte sie für ihre Enkelin keinen bessern Rath gehabt, als den: »Wähle dir niemals einen Liebhaber der nicht deines Standes ist.« Welch ein Rath für das vorurtheilslose Herz Valentinens!

Benedicts Leben hängt nach dem Schusse noch an einem dünnen Fädchen; er kann gerettet werden, wenn ihm moralische Hilfe von der Geliebten nicht versagt wird, und Valentine kann genesen, wenn Benedicts Leben gerettet wird. So retten sie einander unter mannigfachen Rückfällen und Kämpfen; sie retten einander, sind aber nun um so sicherer Eins dem Andern verfallen. Die keusche Valentine, welche jetzt, als Schlossherrin, den Pavillon vor der neugierigen und zudringlichen Welt abschliessen kann als ein Asyl unschuldiger Liebe, hat umsonst gehofft, die Liebe in den Grenzen freundschaftlicher Zuneigung zu erhalten. Benedict, der liebende, der junge Mann mit starker, ganzer Leidenschaft, wird der Liebhaber. Schrecklich ist der Augenblick der Reue für Valentine und auch für ihn; denn »*sie* war nicht geeignet für ein Leben der Verführung« und »*er* liebte zu tief, um ein Glück zu empfinden, welches Valentine nicht theilte. Beide waren zu schwach, zu sehr sich selbst überlassen, zu sehr beherrscht von jugendlichem Sinnendrange, um sich Freuden zu entreissen, die mit Gewissensbissen endigten, und so verliessen sie sich stets in Trostlosigkeit und fanden sich mit Entzücken wieder. Ihr Leben wurde ein immerwährender Kampf, ein sich immer wiedergebärendes Gewitter, eine Freude ohne Grenzen und eine Hölle ohne Ausgang.«

„Wie soll ich meine Schuld abbüssen?“ rief Valentine: „es ist wahr, dass meine Umgebung die Tugend mit unglaublichem Leichtsinne behandelte; ich allein, die sie anklagten, begriff die Grösse meiner Pflichten und wollte die Ehe zu einer gegenseitigen und geheiligten Verpflichtung machen. Aber sie lachten über meine Einfalt. Die Eine sprach mir von Geld, die Andere von Würde, die Dritte von Anstand. Der Ehrgeiz oder das Vergnügen, das war die ganze Moral ihrer Handlungen, der ganze Sinn ihrer Lehren. Wärest du, armer Benedict, nicht der Sohn eines Bauers, sondern Herzog und Pair gewesen, sie hätten unser Liebesverhältniss gefeiert.“

Da erscheint Herr von Lansac wieder und zwar in Begleitung eines seiner cynischen Gläubiger. Er sieht klar genug die Verirrung Valentinens, aber er hätte im Wesentlichen Nichts gegen ihre Untreue, wenn sie von besserem Geschmacke und wenn sie ihm behilflich wäre, ihm die Unterschrift Valentinens zu verschaffen — die Unterschrift, dass Schloss und Herrschaft Raimbault zu seiner Verfügung stehe, das heisst, zur Besitznahme für den Gläubiger. Er hätte nicht nöthig, für Erreichung eines solchen Ziels Valentine zu ängstigen und zu martern; sie frägt nicht nach Geld und Gut, sie unterschreibt, was er haben will; sie sucht Nichts, als Hilfe gegen ihr Gewissen. Ach! sie findet bei ihm Nichts, als Hohn und Gemeinheit. Entsetzt darüber, wendet sie sich schreibend an ihre Mutter in Paris und gesteht dieser, dass sie einen andern Mann liebe, als ihren Gemal; dass sie in Verzweiflung sei und dass sie die Gräfin Mutter flehentlich bitte, sie nach Paris an die schützende mütterliche Seite kommen zu lassen. Die Mutter antwortet ihr in rohen Verwünschungen und überantwortet sie der Schmach ihres Schicksals.

Der Gläubiger bemächtigt sich des Schlosses und sie muss in den Pachthof fliehen, um nur eine Hütte zu haben. Dort aber, wo sie verborgen lebt, erweckt ein heimlicher Besuch

Benedicts die Eifersucht Peter Blutty's. Peter Blutty ist der Bauer, welcher Athenaïs geheirathet und welcher glaubt, der heimliche Besuch Benedicts gelte Athenaïs, seiner Frau. Peter ist eine gewaltsame Bauernnatur; er lauert auf den, bei nächtlicher Weile aus dem Pachthofe schleichenden Benedict und schiesst ihn todt. Benedict stirbt auf Valentinens Schooße und Valentine fällt hiervon in eine tödliche Krankheit, welche nach acht Tagen ihrem Leben ein Ende macht.

dem Aeusseren nach harmlos ist sie noch an jenem Sommertage, welchen die Mädchen mit Benedict am Indre-Flusse zubringen. Benedict fischt, die Mädchen sehen zu und helfen, und als die Erholungsstunde kömmt, entsteht jener geheimnissvolle Rapport, welcher einer entstehenden Leidenschaft vorauszugehen pflegt: Benedict sitzt auf einem Stege, der über

das Wasser führt, Valentine ruht am Ufer. Sie sehen kaum auf einander, aber es ist nur Eins für das Andere vorhanden: und als der Abend und die Heimkehr kommen, drängt sich's Louisen unabweislich entgegen, dass sie nur zu gegründetes Recht zur Eifersucht habe. Eine stille, aber tief nagende Eifersucht verzehrt sie von jetzt an; die gewonnene Freude der Heimath ist in immerwährend erneutes Leid verwandelt. Schmerzlich wird es ihr dadurch versüsst, dass Benedict so oft auf den Wiesen und in den Gebüschen ihren Arm nimmt und ihr seinen Zustand schildert: sie ringt danach, seine Freundschaft süsser zu finden, als es seine Liebe hätte sein kön-

nen, und warme, unbeachtete Thränen rollen ihr dabei über die Wangen. Ihre gute Seele sucht Erleichterung darin, dass sie Segen und Glück für die Liebenden vom Himmel erfleht.

Endlich kömmt der jähe Tod Benedicts: nicht nur die Liebe, auch das Leben des geliebten Mannes hat ihr Valentine entrissen und die aufgehäufte Bitterkeit bricht in einem ungestümen Strome hervor! — »Ja,« ruft sie und blickt mit wildem Hasse und eisiger Verachtung auf die Schwester, »ja, an Dein Geschick hat er sich geknüpft, Du hast ihn in's Verderben gestürzt! Vollende Deine Aufgabe, nimm auch mein Leben; denn mein Leben war das seinige und ich kann ihn nicht überleben. Du weisst es nicht, welch' einen doppelten Streich Du geführt! Nein! Du weisst es nicht! Mich hast Du aus seinem Herzen verdrängt; mir hast Du das Herz alle Tage zerfleischt, vollende es nun, Dein Werk, tödte auch mich! — Dies ist das Werk Deines Stammes: es stand geschrieben, dass von Deiner Familie alles Uebel gegen mich ausgehen sollte. O, Du bist die Tochter Deiner Mutter, die Tochter Deines Vaters, der es so gut verstand, Blut zu vergiessen! Du hast mich an diesen Ort des Unheils, den ich nie mehr hätte betreten sollen, wieder hergezogen, wie der Basilisk mit seinem Zauberblick in's Verderben zieht. — O, Du weisst nicht, was ich gelitten, und der Erfolg überflügelt Deine Erwartung. Du weisst nicht, wie ich diesen todten Mann geliebt! Du hast einen Bann über ihn geworfen, dass er nicht mehr sah, was ihn umgab — ich hätte ihn glücklich gemacht, ich! Ich hätte ihn nicht gemartert, wie Du: ich hätte ihm einen eitlen Ruhm und stolze Grundsätze geopfert: nimmermehr hätte ich sein Leben in eine tägliche Qual verwandelt, nimmermehr seine süsse Jugend mit eigennütziger Liebkosung befleckt und ihn am Ende in die Schlinge eines Mörders gelockt. Nein, voll Kraft und Leben wär' er heute noch, wenn er mich geliebt hätte. Sei verflucht, Du, die ihn daran gehindert!«

Dies sind die fürchterlichen Worte, in denen sich zum ersten und letzten Male das Unglück eines ganzen Lebens zornig und ungerecht Luft macht. Es ist der menschliche Tribut Louisens, damit das Schicksal doch sagen könne: »Hört ihr's? Und sagt nun, dass ich sie mit Unrecht verfolgt habe!« — Die Besinnung verlässt sie aber auch beim letzten Worte, und als sie aus der Ohnmacht erwacht, weiss sie Nichts mehr von dem Ausbruche, den unsere Vorfahren so bestimmt den bösen Geist, den Teufel nannten, welcher sich zuweilen auch des frömmsten Menschen bemächtige. Sie pflegt Valentine, sie überhäuft sie mit Liebkosungen und Thränen.

Sie überstand auch den Tod Valentinens: sie war gehärtet worden im Schmerze, erzog ihren Sohn und brachte ihn als einen hoffnungsvollen Arzt nach Grangeneuve, nach der Meierei, in welche sie das Schicksal unablässig zog. Stolz nennt sie ihren Sohn Raimbault, und die alte Gräfin, welche protestiren will, stirbt über dem Protest. Stolz vermählt sie ihn derselben Athenais, deren mörderischer Gatte in der Trunkenheit, welcher er sich aus Verzweiflung ergeben, im Indre-Flusse ertrunken war. Sie wollte ein Familienglück im »schwarzen Thale« durchsetzen, und um so hohen Preis gelingt es ihr endlich, und sie schaukelt endlich, melancholischen Lächelns, eine Enkeltochter, die auf ihr Verlangen Valentine genannt worden ist.

ALEZIA

AUS DEM ROMAN *DIE ALEZIA* [illegible]

ALEZIA ist in diesem kurzen Romane Georges Sands ganz besonders französische Künstlerin. Ich will damit sagen: Künstlerin, die sich vorzugsweise der Composition in geschicktestem Grade mächtig zeigt, und Künstlerin, welche einem französischen Gesellschaftsgedanken, wie einem glänzenden Diadem, einem Romane um die Stirne schlingt. Hier ist es folgender Gedanke: Ein Künstler im wahren Sinne

Nun sage man noch, dass es nur in den Palästen grosse Herzen gebe! Nun läugne man noch die Reinheit und Heiligkeit dieser Plebejer-Naturen, die durch unsere hassenswerthen Vorurtheile und unsere thörichte Abgeschmacktheit so tief gestellt sind. O Du, der Einzige, der mich um meiner selbst willen geliebt, der Einzige, der nicht nach meinem Range, nicht nach meinem Vermögen getrachtet, Du sollst das Eine wie das Andere theilen! Nello, werde mein Gatte!«

Der uneigennützige Liebende sagt zunächst nicht zu, eben weil er uneigennützig liebt. Allmälig wird er aber auch inne, welches Opfer Signora Bianca sich mit dieser Heirath auferlegen muss, wie dieses Opfer sie im Stillen peinigt, wie ihre Liebe wohl stärker ist, als dieses Vorurtheil, wie aber doch ihr ganzes Wesen durch die Situation gemartert werde. In der Ahnengalerie hängt das Bild des verstorbenen Gatten Bianca's, des letzten Aldini, welcher als der stolzeste Patricier bekannt gewesen ist und mit furchtbarer Strenge aus dem Rahmen auf den dreisten Gondolier herabblickt. In der Ahnengalerie überrascht ihn die kleine Alezia, das einzige Kind Aldini's und Bianca's, und dies Kind schon behandelt ihn hochmüthig und, indem es nach einem Ringe an seinem Finger, den die Signora ihm geschenkt, heftig greift, ruft es aus: »Warum hast du den Ring meines Papa's gestohlen?«

Dieses Kind hat die befremdliche Gewohnheit, seine Puppen in der Brustgegend mit Nadeln zu durchbohren, um zu sehen, ob sie auch blaues Blut in den Adern hätten. Blaues Blut nämlich galt für adeliges Blut.

Nello übersah plötzlich mit Einem Blicke die ganze Gefahr für Bianca und entschloss sich mit blutendem Herzen, aus dem Palaste für immer zu scheiden. Seine Liebe zur Signora ist keusch und rein geblieben: keusch und rein nimmt er in

der Nacht von ihr Abschied für immer, von ihr, die, von solcher Gesinnung begeistert, ihn auf den Knieen beschwört, ihr Gatte und Herr zu werden.

Damit schliesst der erste Act, und in dieser nackten Schilderung mag er das Ansehen haben, als ob die Gegensätze zu grell hingestellt seien, als ob der Gondolier zu stattlich herausgeputzt sei. Dem ist aber im Buche selbst nicht so: hundert Uebergänge sind sinnig und innig dargestellt, und die Künstlerseele, welche sich in Nello entwickelt, erklärt den Adel seines Wesens vollständig.

Zehn Jahre später beginnt der zweite Act, welcher gar keine Aehnlichkeit mit dem ersten zu haben scheint und nur die geistreiche Komödiennatur romanischer Naturen piquant vorüberführt. Nello ist ein berühmter dramatischer Sänger geworden, der unter dem Namen Lelio auf dem Theater San Carlo steht und das Publicum begeistert. Nur eine Dame in einer Prosceniumsloge scheint ungerührt von ihm zu sein. Sie ist von einer wahrhaft idealen Schönheit, unbestritten die schönste Frau im ganzen Hause, und sie allein hört und sieht eiskalt auf ihn. — »Wer ist sie?« frägt Lelio einen seiner aristokratischen Gönner, den Grafen Nasi, im Zwischenacte. — »Sie ist eine Grimani, das stolzeste, reichste und schönste Mädchen, die beste Partie im Lande, adelstolz, eigensinnig bis zum Aeussersten.« — Sie ist den nächsten Abend wieder an derselben Stelle; der stolze, alte Grimani schläft wieder auf seinem Sessel neben ihr; sie sieht wieder auf Lelio mit demselben gleichgiltig zuschauenden Blicke, so dass der Künstler erst verwirrt und dann zornig wird, und in diesem Zorne zu der neben ihm stehenden Sängerin ausruft: *Schön und dumm!* — *Bella e stupida!* — Er zeigt dabei auf die Grimani und spricht so laut, dass diese es hören muss. Sie wird roth vor Zorn und macht eine Bewegung, den alten Prinzen Grimani zu wecken; aber plötzlich hält sie ein, und blickt wieder nach der Bühne,

gleichgiltig, als ob ihr Nichts begegnet sei; auf Lelio aber mit dem drohenden Ausdrucke: Du sollst es bereuen!

Lelio wird in der That von der Aufregung krank, »vom bösen Blick,« wie Nasi sagt, und er muss sich zur Erholung auf eine Villa dieses Freundes zurückziehn.

Als er dort leidlich wieder hergestellt ist und eines Tages in der Umgegend einherstreift, gelangt er an einen Park, den er nicht kennt, tritt neugierig ein, und sieht bald in einer Allée eine hoch und schön gewachsene Dame vor sich, die ihm den Rücken zukehrt und zu der sich, aus einem Seitenwege tretend, ein junger Elegant gesellt. — »Wer ist der Mann?« frägt

dieser die Dame und zeigt auf Lelio. — Die Dame wendet sich um — es ist dieselbe junge Grimani! — Sie wird einen Augenblick roth und blass und sagt dann: »Ich kenne ihn nicht.« —

Diese Verachtlichkeit stachelt den Künstler seinerseits, und er will nun in nähere Berührung mit der Dame kommen: er stellt sich ihnen also als einen Clavierstimmer vor, den man hieher bestellt habe. — »Hieher nicht!« sagt sie kurz, um ihn zu verabschieden; der Elegant, ihr Cousin, meint aber, das Piano sei wirklich verstimmt, und er möge eintreten. Er thut's, und fängt an zu stimmen.

Von hier an beginnen nun mehrere Scenen, welche eines vollendeten Lustspieldichters würdig sind, und welche man, der gewöhnlichen Schilderung nach, bei dieser Schriftstellerin nicht suchen würde. Die Grimani behandelt ihn wie einen Clavierstimmer, und macht sich im Gespräche mit ihrem Cousin auf eine herausfodernde Weise lustig über den bekannten Sänger Lelio. Der ungeschickte Cousin unterbricht sie aber mit dem Ausrufe der Verwunderung: denn sie habe ja, noch vor wenigen Tagen, Lelio überaus gepriesen. Dadurch gewinnt Lelio an Terrain und erklärt, dass er am folgenden Tage seine Arbeit an diesem ganz verstimmten Claviere vollenden werde. — »Der Herr will morgen wiederkommen?« sagt sie herausfodernd. — »Ich werde nicht ermangeln!« erwidert er.

Am nächsten Vormittage kömmt er auch, und findet sie auf einem Sessel neben dem Piano. Sie spielt in einer entsetzlichen Weise auf dem verstimmten Instrumente, und versichert, das Piano sei nun sehr schön, besonders nehme es sich gut aus mit einer Bravour-Arie. Und sie spielt eine bekannte Arie Lelio's. — »Ihr Herr Cousin befindet sich wohl?« — »Er ist auf der Jagd.« — »Ihre Herrlichkeit lieben Wildpret? — »Ueber die Maassen! Und Sie, mein Herr?« — »Ich liebe es aufrichtig und innig!« — Sie klingelt und lässt eine Wildpretpastete bringen. Besten Appetites speist sie davon und sagt ihm beiläufig, er möge essen, wenn er Hunger habe. — »Eure Herrlichkeit scheinen einen guten Appetit zu haben!« — Wenn man auch mit fünf-

zehn Jahren nicht einmal guten Appetit hätte!« — Fünfzehn Jahre?« — »Und zwei Monate. Meine Mutter ist zwei und dreissig, und hat sich im vergangenen Jahre wieder verheirathet. Ist's nicht sonderbar, dass sich eine Mutter eher verheirathet, als ihre Tochter?! Freilich, sie hätte lange zu warten gehabt, wenn sie meine Verheirathung hätte abwarten sollen! Wer wird denn auch eine schöne, aber überaus dumme Person heirathen wollen!«

Es ward dies nicht gar zu maliciös, sondern leidlich heiter gesagt, und ein gegenseitiges ruhiges Messen mit den Augen folgte darauf. — »Signor Lelio!« damit durchbrach sie auf einmal die Täuschung, »wenn Sie mit Ihrem Frühstücke fertig sind, werden Sie mir sagen, was Sie hier wollen!« — Es folgen nun Erläuterungen der geistreichsten Art, welche doch die Spannung noch lange nicht aufheben, da die junge Dame immer wieder mit einem vornehmen Sarcasmus oder mit einer graciösen Wendung das Räthsel ihres Wesens von Neuem verschlingt. Selbst eine dritte Zusammenkunft am Piano lässt das Verhältniss noch im Unklaren, und die Charakteristik dieser Dame ist ein unbestrittenes Meisterstück. Ich wüsste nicht, dass Georges Sand irgendwo so siegreich bewiesen hätte, es sei ihr der höhere Komödienesprit der Franzosen in grösster Vollendung eigen, wenn sie ihn einer Composition für angemessen erachte.

Endlich erhält Lelio ein Billet von ihr, welches ihm ein Rendez-vous in der Kirche bestimmt, in offener, gefüllter Kirche und in Gegenwart der Dienerin.

Dies wird gestört; der Eigensinn der jungen Dame wird durch die Schwierigkeiten, durch die Gefahren für ihren Ruf, welche sich herzudrängen, erhöht, und sie wird zum vollen Ausdrucke ihrer Empfindungen getrieben. Sie liebt Lelio, und liebt mit aller Kraft einer jugendlichen Leidenschaft, und sagt es ihm offen.

Dies geschieht zur Nachtzeit im Park; die Dienerin führt den

Sänger zur harrenden Herrin, und mit den Geständnissen, die hier erfolgen, schliesst der zweite Act dieses Romans und beginnt der dritte.

Nur eine kurze Zeit noch ist das, dem Stoffe inwohnende Interesse lebendig wirksam uf aden Leser, und die ganze Last fällt dann auf die Detailgeschicklichkeit des Autor's. Das Interesse nämlich ist noch auf voller Höhe, als sich in den ersten Geständnissen der jungen Grimani ein energischer Adel dieses

Mädchens dahin entwickelt, dass sie allen aristokratischen Stolz hinter sich wirft, Lelio ihre Hand anträgt und ihm darthut, wie nichtig ihr die künstlichen Unterschiede der Welt gegenüber der vollen Neigung, dem vollen Bedürfnisse ihres Herzens vorkommen. Sie dringt auf schleunige Vermälung, damit ihrer Mutter, der einzigen, von ihr anerkannten Autorität, die Pein der Entscheidung erspart werde. Lelio dagegen zögert: — jener Gedankengang, welcher ihn vor zehn Jahren aus dem Palaste Aldini gescheucht, tritt ihm auch hier in den Weg. Er fühlt sich als Künstler wohl Jedermann ebenbürtig; aber er will das Glück des unerfahrenen Mädchens nicht unwiderruflich aufs Spiel setzen; er will sie nicht von der stolzen Familie Grimani trennen. — »Fürchte Nichts,« erwidert sie: »meine Mutter gehört nur durch ihren jetzigen Gemal zu dieser Familie, und ist nicht wie eine Grimani gesinnt. Sie wird einwilligen; ich weiss, wie sie selbst in einer ähnlichen Lage gelitten.« — »In einer ähnlichen?« — Und nun erzählt sie ihm, wie sie, als Kind, den letzten Abschied eines Gondoliers von ihrer Mutter hinter ihren Bettgardinen hervor angesehen und angehört habe. — »Dieser Gondolier hiess?« — »Wozu? Nello hiess er.« — »Gerechter Gott! Und Du bist nicht eine Grimani?« — »Mein Stiefvater heisst Grimani, ich heisse Alezia.« — »Aldini? Bianca's Tochter?!« — Ja; woher kennst Du meiner Mutter Namen?«

Hiemit ist alle anmuthige Illusion dahin, und wüsste die Verfasserin nicht das noch Folgende mit feiner Kunst von Neuem in Einzelheiten zu verschlingen und zu entwickeln, wir müssten ihr vorwerfen, dass sie nicht hier rasch zu Ende geeilt sei.

Aber in Folgerungen und Situationen ergibt sich allerdings noch Wichtiges. Lelio bereitet für seinen Freund Nasi die Zukunft Alezia's vor, und scheidet still und stumm, nachdem er Bianca einen Augenblick wiedergesehen, und nachdem er in

der That eine Stellung eingenommen hat, welche ihn mit Ueberlegenheit auf die Standeshindernisse herabsehen lässt. Er muss sich mit schmerzlichem Lächeln gestehen, dass sich alle drei, Bianca, Alezia und Nasi, wie schön und gross jetzt ihre Wallungen sind, diese Wallungen doch im geheimsten Winkel ihrer Gewohnheiten als grossmüthige anrechnen. — »Desto schlimmer für sie!« ruft eine Sängerin neben ihm, welche den Zusammenhang erfahren hat; »mögen sie sich in ihrem Käfig wieder einrichten, mögen sie sich langweilen ohne uns! Spotten wir über den Stolz der Thoren, lachen wir über ihre Thorheiten; verschwenden wir lustig die Schätze, wenn wir sie haben, und nehmen wir sorglos die Armuth hin, wenn sie über uns kömmt; vor allen Dingen retten wir unsere ganze Freiheit, geniessen wir des Lebens um jeden Preis, und hoch lebe die freie Kunst!« —

JULIETTE.

AUS DEM ROMANE *LEONE LEONI*.

Diesen Roman, *Leone Leoni*, ist von einer dämonischen Gewalt, eine Rhapsodie der Liebesleidenschaft, wie sie in der Literatur jeder Nation nur ein, höchstens zwei Mal vorkömmt. — Und es sind immer die grössten Dichter der Nation, welche eine solche Rhapsodie kurz und hastig, aber mit Hingebung all' ihrer Seelenkräfte singen.

Immer, wenn ich an die Schriften Georges Sand's denke oder wenn ich sie durchblättere, und der Name *Leone Leoni* vor mich hintritt, so überläuft mich ein Schauer, und um diesen Schauer los zu werden, behaupte ich: Das Buch ist doch ein Missgriff und wirkt nur

durch Uebertreibung! — » Was kann das aber für eine Wirkung sein, welche nur durch Uebertreibung hervorgebracht ist? « flüstert mein kritisches Gewissen, und ich blicke zum dritten, zum vierten, zum fünften Male in das Buch hinein, und fühle mich wie von Zaubermacht gefesselt, und vergesse Alles, und muss folgen, muss folgen in Einem Athem bis zur letzten, mir immer wieder unerwarteten, mich immer wieder wie die Poësie selber grüssenden Schlusswendung des Buches.

Ueber alle die Laster und Abscheulichkeiten Leoni's hinweg-eilend, fühle ich mich doch nicht erniedrigt durch diese Abscheulichkeiten; denn die unglückliche Geliebte Leoni's, Juliette, verklärt in ihrer unergründlichen Liebe den Bösewicht zu einem göttlichen Dämon Milton's, Byron's oder Goethe's; denn Juliettens unzerstörbarer Seelenadel erhebt immer wieder um so höher, je tiefer die Welt um sie her in den Abgrund steigt! Und erschüttert muss ich stets am Ende ausrufen: Das Buch ist doch fürchterlich wahr, und ist poëtisch wahr, und ist nirgends von jener rohen Wahrheit mancher Sue'schen Romane, deren Wahrheit empört; und empfangen und geschrieben ist es mit unnachahmlicher Kunst! Es ist *ein* Schrei des edelsten Menschenherzens, der einen Barbaren erweichen muss!

Diesen Roman im Auszuge zu erzählen, ist fast unmöglich. Nur das Grelle würde hervortreten, und der ganze versöhnende Zauber würde unsichtbar bleiben. — Und doch ist es keineswegs die Gedankenwelt der Emancipation, welche in diesem Buche herrscht, und deren blendende Farben der Dichterin zum Vorwurfe gemacht werden von der conservativen Meinung! Im Gegentheile! Die alte Macht des Mannes, die alte Schwäche des Weibes, die Hingebung des Weibes um jeden Preis an den Mann der Wahl ist das erschütternde Thema dieses Romanes.

Man hat Leone Leoni die umgekehrte *Manon Lescaut* genannt.

Diese ward vom Abbé Prévost geschrieben zur Zeit der aufgelös'testen Sittenwelt unter Ludwig XV. — Es war ein Wunder, dass Prévost damals einen Chevalier des Grieux aufstellen konnte, der ein Muster grenzenloser Liebe zu einem leichtsinnigen, lüderlichen Weibe war. — Dieses Muster von hingebender Treue ist hier das Weib, Juliette, und es ist hier wie ein Wunder, dass gerade Georges Sand, welche einen grösseren Wirkungskreis für die Frauen verlangt, eine Frau hat zeichnen können, die den Chevalier des Grieux an Hingebung noch übertrifft. — Aber die umgekehrte Wiederholung der Manon Lescaut in Leone Leoni ist überhaupt eine Wiederholung, die sich nur sehr äusserlich behaupten lässt. — Ich meine hiemit nicht bloss die bei Weitem hinreissendere Macht der modernen Schriftstellerin in der einfachen, scheinbar engen und doch unübertrefflichen und sich fortwährend steigernden Composition; ich meine nicht bloss den genialen Ausgang in Leoni, welcher um eine ganze poëtische Welt den Ausgang in Manon Lescaut überragt: nein, ich meine den fernen Hintergrund, welcher auf den Consequenzen auch dieses, die alte Stellung der Frauen darstellenden, Sand'schen Romanes ruht, wie ein lockender Gebirgsnebel. Glaubt man nicht in diesem Nebel die Frage der Verfasserin hin- und herwallen zu sehn: So viel Hingebung haben wir für Euch, und was habt Ihr für uns?

Der Roman beginnt in Venedig. Ein edler Spanier, Bustamente, hat sich Juliettens, die vom hitzigen Fieber befallen und von aller Welt verlassen ist, liebreich angenommen. — Sie ist hergestellt, schön wie jemals, aber unüberwindlich melancholisch und nicht im Stande, Bustamente's innige Liebe zu erwidern. — »So sprich Dich aus«, ruft er endlich: »erzähle die ganze Geschichte der unglücklichen Liebe zu diesem abscheulichen Leoni! Es wird Dein Herz erleichtern, wird Dich vielleicht befreien von diesem heillosen Zauberkreise, und ich werde die Kraft haben, es anzuhören!« — Und nun erzählt

Juliette im Laufe einer venetianischen Nacht ihre Lebens-, Liebes- und Leidensgeschichte.

Sie ist die Tochter eines reichen Juweliers in Brüssel, und ist in eitler Nichtigkeit auferzogen worden von einer eitlen Mutter. — Sie weiss Nichts von der Welt der Leidenschaften, sie weiss Nichts von Liebe, als Leoni, ein mit ungewöhnlichen Gaben ausgerüsteter venetianischer Edelmann, nach Brüssel kömmt, und sich ihr nähert. — Alltägliche Coquetterie eines unbedeutenden Mädchens beginnt von ihrer Seite ein Verhältniss, welches bald ihr ganzes Leben an sich reissen, all ihre Kräfte entwickeln, das höchste Glück, das tiefste Elend über sie bringen soll. — Leoni gilt für einen Spieler, aber für einen reichen Mann. — Schön, stark, unterrichtet, talentvoll und geistreich über die Maassen, bezaubert er ganz Brüssel, gewinnt Juliettens Neigung und erhält ihre Hand zugesagt. — Aber einige Tage vor der Hochzeit wird er auf einem Balle in Schreck gesetzt durch die Erscheinung eines Mannes, der auf geheimnissvolle Weise eine Macht über ihn auszuüben scheint. — Dieser Mann heisst Henryet; er ist ein früherer Bewerber um Juliettens Hand gewesen und kehrt jetzt von Paris zurück. — Leoni führt Julietten in ein Nebenzimmer, und beschwört sie, ihm zu folgen. — » Bist Du grossmüthig? « ruft er. » Bist Du des Heroïsmus fähig? — Bist Du bloss eine liebenswürdige, schöne Frau, die ich mit Bedauern verlassen muss, oder bist Du ein Engel, den mir Gott gesendet hat, um mich vor Verzweiflung zu retten? ' « — Er erschüttert sie, und sie flieht mit ihm, und von diesem Augenblicke an ist sie ihm verfallen. — Wie lieblich beginnt aber auch ihr Leben! — Eine reizende Hütte in der Schweiz, ausgestattet mit allem Comfort und in ein Paradies umgewandelt durch Leoni's Liebenswürdigkeit und unerschöpflichen Geist, wird ihre Wohnung. — Leoni besitzt im vollsten Maasse die Kunst, das Leben reizend zu gestalten. — » O, wie hätte ich ihn nicht lieben sollen, diesen Mann ohne Gleichen in seinen

guten, wie in seinen schlechten Tagen! — Wie wusste er zu lieben, und wie wusste er es auszudrücken! — Alles, was er

that, Alles, was er sprach, war schön und gut. Er war grossmüthig, empfindsam, zart, heldenmässig: es war ihm eine Freude, den Armen und Unglücklichen zu helfen; er wagte sein Leben, wenn er Jemand retten konnte. Auch die stärkste Frau wäre für immer unterjocht worden durch diese sechs Monate der Liebe! Der grausame Vorwurf, meine Eltern verlassen zu haben, die Idee ihres Schmerzes verwischte sich allmälig in mir. O! wie gross war die Macht dieses Mannes! «

Er hatte ihr gesagt, dass ein schreckliches Geheimniss über

ihn walte, und sie malte sich tausend romantische Lagen, in die er gerathen sein könne: an die einzig richtige dachte ihre Seele nicht.

Der Winter vertrieb sie aus ihrem Paradiese und sie gingen nach Venedig. Zuerst freilich traten sie in einer traurigen Wohnung ab, und Leoni verschwand auf mehrere Tage; aber bald führte er sie in den Pallast Leoni, der verschwenderisch ausgestattet war, und in welchem er wie ein König in seinem Reiche erschien.

Bald indessen giebt er sich dem leichtsinnigen Leben leichtsinniger Genossen hin, und nach und nach in entsetzlicher Steigerung brechen alle seine Fehler, seine Laster, ja, seine Frevel über Juliette herein. Er enthüllt sich als Spieler, als Betrüger, sogar, da Henryet erscheint und sie aufklärt über die Verderbtheit dieses Menschen, als Mörder dieses Henryet. — Mit Abscheu will sie ihn fliehen; aber sie liebt ihn, und seine Beredsamkeit ist unwiderstehlich! — »Meine Lebensweise«, ruft er, »ist niedrig, Juliette, aber mein Herz ist edel: es hat das Gefühl für Recht und Unrecht, den Abscheu vor dem Laster, welchem es verfällt, den Enthusiasmus für Grosses und Schönes rein in sich bewahrt! Deine Nachsicht, Deine Tugenden, Deine himmlische Schönheit, Deine Barmherzigkeit, die unerschöpflich wie die Barmherzigkeit Gottes ist, sie können sich einem Manne nicht versagen, der sie besser zu würdigen und zu bewundern weiss, als irgend Einer! Mit einem andern Manne wärest Du Nichts, als eine anständige Frau: mit einem Manne wie ich bist Du ein erhabenes Wesen, und die Schuld der Erkenntlichkeit, die sich in meinem Herzen aufhäuft, ist so ungeheuer, wie es Deine Leiden und Deine Opfer sind. — Glaubst Du, dass es noch sonst was im Leben gäbe, als die Liebe! — Ich glaub' es nicht. Glaubst Du, dass es leicht sei, sie einzuflössen und zu empfinden? — O, wenn uns Gott auf der Erde die Liebe bewilligt, dies tiefe, heftige, unaus-

liebliche Gefühl, so muss man nicht mehr von einem Paradiese träumen, nicht mehr ein Paradies hoffen: denn das Paradies ist die Vereinigung zweier Seelen im Kusse der Liebe. Und was thut's, wenn wir es gefunden haben, ob es in den Armen eines Heiligen oder in denen eines Verdammten ruhe! Mag er verflucht oder angebetet sein von den Menschen, der, den Du liebst, wenn er Dich nur wieder liebt! Denke, was Du thust, wenn Du mich verlassest. Du verlierst den einzigen Freund, der Dich kennt und verehrt, und verlierst ihn für eine Welt, die Dich schon verachtet und die Dich nie achten wird!«

Nicht diese Berechnung, sondern die Liebe hält sie bei ihm zurück, hält sie, auch da er mit einem verworfenen Marquis immer tiefer in Laster und Verbrechen geräth, hält sie, bis er sie selbst verlässt, ja verkauft.

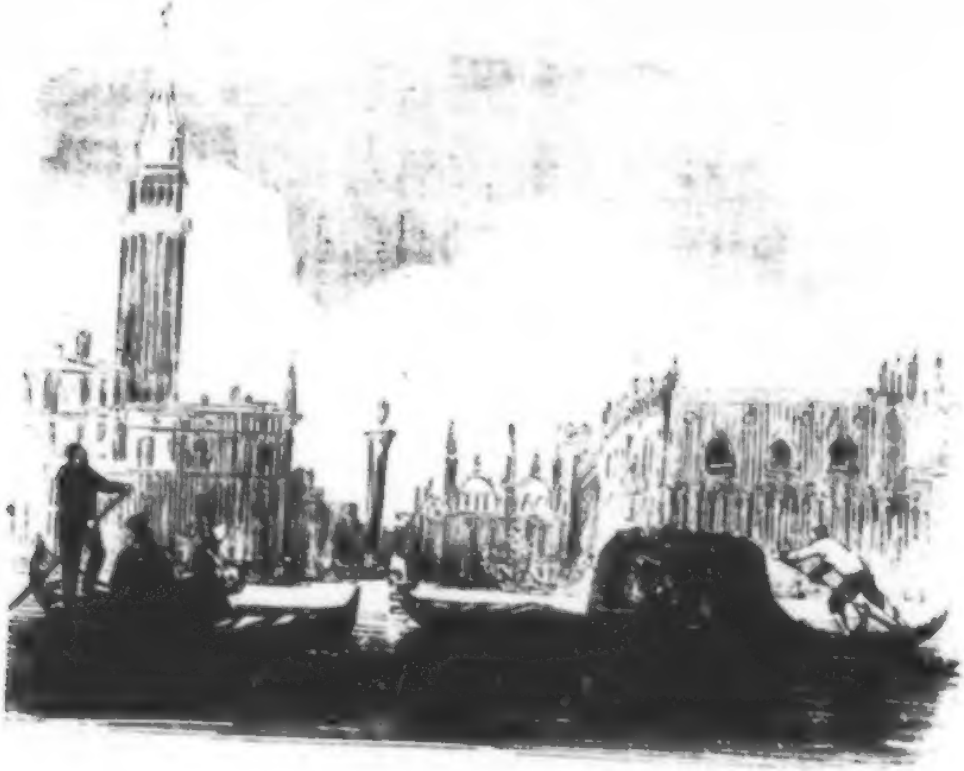
Diese schrecklichen Steigerungen sind mit einer Kunst, mit einer Farben- und Gedankenpracht, mit einer so feinen und natürlichen Folge geschildert, dass man die martervolle Ausdauer Juliettens begreift und richtig findet. In solcher blossen Skizzirung soll und kann sie kein Leser begreifen: sie hat ihr Leben nur in der verführerischen Fülle des Buches selbst.

Endlich, als er nächtlings einen Andern an ihr Lager führt, um diesem sein schönes Opfer zu überantworten, und als Juliette zeitig genug dies entdeckt, schreit die tiefste Seele in Entrüstung auf, und sie stürzt sich aus dem Fenster, um die dämonischen Bande mit ihrem Leben zu zerreissen.

Unbeschädigt, aber im wildesten Fieber wird sie von Bustamente gefunden und gepflegt. Endlich ist diese grauenvoll süsse Marter vollendet; sie ist frei, Leoni ist im Narrenhause untergegangen, und die quälende Erinnerung ist durch diese Erzählung auch beruhigt. — »Ich empfinde jetzt Nichts mehr«, sagt sie am Schlusse, »als Abscheu für die Vergangenheit, und ich will nicht mehr darauf zurückkommen. Ich war eine Verrückte, ich sehe es ein, einen solchen Menschen zu

lieben. Du bist mein Retter und mein Bruder, Bustamente, und meine Liebe soll Dir's lohnen. «

Ein lichter Sonnentag und der lachende Carneval locken sie hinaus auf die Lagunen: die Welt ist wieder aufgeheitert für



sie, sie lächelt wieder, und Lebenshauch steigt wieder in das blasse, schöne Antlitz, in die schlanken Glieder. Da fährt ein Maskenschiff an ihnen vorüber, und unter geschmückten Nobili's steht einer, welcher Guitarre spielt, und welcher an Wuchs, Pracht und Schönheit alle überragt. Er sieht auf Juliette, er streckt die Hand aus, er ruft: » Juliette! «, » Leoni! « ruft diese, und wie ein Blitz ist sie auf dem Maskenschiffe und in seinen Armen!

Leoni ist wieder in Fülle des Reichthums in Venedig eingerichtet; seine Genossen, unter ihnen der diabolische Marquis,

sind wieder um ihn: das Leben rauscht wieder um ihn, wie ehedem. Aber Bustamente will Juliette um jeden Preis erretten. Er wendet sich an eine schöne Dirne, welcher Leoni nachgestellt und welche ihn abgewiesen hat, weil sie ihn, als den Verführer ihrer Schwester, hasst. Bustamente bewegt sie, Leoni ein Rendez-vous-Billet zu schreiben, und er übernimmt es, als Gondolier den Verhassten in nächster Nacht zu diesem Rendez-vous zu fahren. Er fährt ihn unter dichtem Nebel auf den Sand des Lido hinaus, und zwingt ihn dort, sich mit dem Degen um sein Leben zu schlagen. Feig und schlecht sich vertheidigend, wird er von Bustamente niedergestossen und verröchelt sein schimpfliches Leben bei der aufsteigenden Morgenröthe.

Bustamente fährt zurück, um sich von Neuem Juliettens anzunehmen. Seine Gondel fährt am Dampfschiffe vorüber, welches eben nach Triest abgehen will: — eine Dame und ein Herr steigen eben noch, als letzte Passagiere, auf das Verdeck hinauf, die Räder fangen an zu schaufeln, das Schiff kömmt in Bewegung, der Herr und die Dame wenden sich ihm zu, mit dem letzten Blicke auf Venedig: — es ist Leoni und Juliette! Der Dampf bläht sich, das Schiff fliegt hinweg, wie ein Vogel.

Bustamente hat auf dem Lido den teuflischen Genossen Leoni's, den Marquis, erstochen.

PAULINE.

AUS DEM ROMANE „PAULINE“.

Der Roman *Pauline* ist nur eine Kreidezeichnung. — Die Kreide ist schwarz, die Zeichnung ist von erschreckender Schärfe und Wahrheit, eine entblätternde Psychologie, welche vom feinsten Schärfe des Beobachtungsgeistes zeugt, welche aber freilich nur einen schmerzlich zusammenziehenden Eindruck macht. — Dürre Wahrheit, ohne Reiz und Schwung, und doch ein geschlossenes Ganze, Hochachtung erzwingend für den Autor, obwohl es keinerlei wohlthätige Erhebung mit sich bringt.

Es ist Nichts darin vorhanden von der viel besprochenen Tendenz des zu erhebenden Frauenthums. Im Gegentheil

die Heldin Pauline ist ein Mädchen, die in gemachter Frauenstärke Schwäche und Fehlerhaftigkeit entwickelt.

Pauline lebt in der kleinen Stadt St-Front, und opfert ihr Leben einer blinden Mutter. — Diese blinde Mutter nimmt alle, aber alle Aufmerksamkeit und Sorge der Tochter in Anspruch, und ist dabei nur freundlich und dankbar, wenn sie Handreichungen und Dienstleistungen empfängt. Ist sie zu Bett und in Ruhe und Unbedürftigkeit, so ist sie herb und ungerecht. — Dies ist allerdings eine gefährliche Schule für Pauline; denn diese kennt alle Ansprüche auf Glück und verläugnet sie nur aus trocknem Pflichtgefühle. » Durch ihre bewundernswerthe Hingebung leuchtete zuweilen, gegen ihre Absicht, der stumme und ewige Vorwurf gegen das Schicksal, ein Vorwurf, den die Mutter sehr wohl begriff und entsetzlich fürchtete. — Es schien, als ob diese Frauen beide fürchteten, sich gegenseitig aufzuklären, dass eine wie die andere herzlich satt sei, an einander gekettet zu bleiben. «

Eines Tages klopft eine elegante Pariserin an die Thür Paulinens. — Es ist Laurence, eine Jugendfreundin derselben, die jetzt, als Schauspielerin, in Fülle des Ruhmes zu Paris lebt, und zufällig durch St-Front reist, wo sie mit Paulinen erzogen worden.

Sie tritt unbemerkt in den weiten, niedrigen Saal, an dessen einzigem, altmodischen Fenster Pauline sitzt. Diese ist gross und schlank und in dunkles Braun gekleidet. — Der Halskragen auf dem braunen Gewande ist von scrupulöser Weisse und von einer nonnenhaften Regelmässigkeit in den Fältchen. — Ihre schönen, kastanienbraunen Haare sind mit affectirter Sorgfalt glatt gestrichen an den Schläfen, und sie arbeitet an der feinsten und peinlichsten Battistnähterei. Ihr Profil ist schön, ihre Züge sind regelmässig und ruhig, ihre grossen Augen halb geschlossen und gleichgiltig; ihre Stirn, mehr ausgedehnt als erhaben, ist glatt, und ihr feiner Mund

scheint unfähig zum Lächeln. Bewundernswürdig schön ist sie, doch mager und blass. — Im ersten Augenblicke glaubt Laurence, die Jugendfreundin bedauern zu müssen; aber, die tiefe Reinheit der melancholischen Stirn bewundernd, fühlt sie sich mehr von Hochachtung, als von Mitleid durchdrun-

gen. — »Pauline!« ruft sie endlich, als diese sich nach ihr umwendet und sie nicht erkennt; »hast Du das Antlitz Deiner Laurence vergessen?«

»Pauline stösst einen Schrei aus, erhebt sich und sinkt kraftlos auf ihren Stuhl zurück. — Laurence war schon in ihren Armen, und Beide weinten.«

Nun folgen natürlich die beiderseitigen Lebensgeschichten, die Ergüsse von Fragen, der Austausch von Ansichten. — Laurence will von den stillen Freuden des ruhigen Provinz-Lebens hören, und will die Reize des gefeierten Künstlerlebens, nach denen Pauline fragt, hintanstellen; aber Pauline, zwi-

schen Zärtlichkeit und unterdrücktem Neide schwankend, zwingt sie zu vollständiger Mittheilung.

» Pauline versel lingt ihre Worte. — Sie fallen ihr in Herz und Geist, wie ein Feuerregen. — Bleich, aufgelösten Haares, erhitzten Ange s, den Arm aufstützend auf ihr jungfräuliches Kopfkisse.., war sie schön, wie eine antike Nymphe, beim Schein der Lampe, welche zwischen beiden Betten brannte. Sie warf einen schmerzlichen Rückblick auf ihr eigenes Leben, und fragte sich, wozu wohl all die bewundernswerthen Stickereien nützten, die in ihren langen Stunden des Stillschweigens und der Einsamkeit entstünden, und die weder ihren Geist, noch ihr Herz beschäftigten. — Sie ward erschreckt von so viel verlorenen, schönen Jahren, und es erschien ihr, als ob sie von ihren edelsten Fähigkeiten, wie von ihrer kostbaren Zeit, einen thörichten, fast gottlosen Gebrauch gemacht habe! «

Ein schmerzlicher Kampf erhob sich in ihr, als Laurence wieder fort war: moralisch glaubte sie sich erhaben über die Schauspielerin, welche mit den edelsten Gefühlen ein Spiel treibe, und im geheimsten Herzen sehnte sie sich doch nach einem Leben von grösserer Bedeutung.

So verging ein peinliches Jahr: es starb die blinde Mutter, und Laurence kam, die einsame Freundin nach Paris zu holen. — » Pauline, gerührt, neugierig, fortgerissen, setzte zitternd ihren Fuss auf die Schwelle dieses neuen Lebens, und versprach sich nur, eiligst heimzukehren bei der ersten Täuschung, die ihr begegnen würde. — Sie war bewundernswerth bei ihren ersten Berührungspuncten mit so neuen Verhältnissen. Immer stolz in ihrer Bedürftigkeit, fasste sie die Aufgabe so edel, dass sie sich nützlich zu machen trachtete. — Sie wies die schönen Anzüge zurück, welche Laurence ihr aufdrängen wollte; sie blieb streng in ihren Trauerkleidern, im weissen Halskragen und in den Haaren ohne Band und ohne Schmuck: sie half das Haus verwalten, und überhörte Laurence die Rollen. «

Aber es kam der Winter: es füllte sich das Haus mit interessanten Besuchern: es bildete sich ein Theecirkel, in welchem mit Geist und Grazie, und auch mit Ernst, über Alles gesprochen wurde; und die Frauen nahmen lebhaft Theil daran. — »Der wahrhafte Geist der Frauen kann noch lange darin bestehen, dass sie zu fragen und zu hören wissen: aber es ist ihnen schon erlaubt, zu verstehen, was sie hören, und eine ernsthafte Antwort zu verlangen auf ihre Fragen.« — Und mit diesem geselligen Verkehr kam die Gefahr. — Ein junger Mann, Namens Montgenays, ging auf die Eroberung der Schauspielerin Laurence aus, und versuchte das dreiste Stratagem, da Laurence gleichgiltig gegen ihn blieb, eine Liebe für Pauline zu heucheln, und dadurch Laurence zu interessiren. — Es war dies der erste schöne und elegante Mann, der sich also zu ihr wendete. — Sie erschrak, und die nächste Folge war, dass sie die unscheinbare Tracht der Provinz ablegte, und Toilette machte, und dass sie lebhaft und glücklich wurde, und dass sie Liebe fasste, ohne die geringste Ahnung zu haben, welch ein gewissen- und liebloser Dandy ihr gegenüber sei. — Laurence wird dessen inne und will sie warnen. Aber die von Hause aus misstrauische Pauline hält das für Eifersucht, und weist die Freundin zurück. Ja, als Montgenays, des unergiebigen Spieles satt, sich wieder von ihr zurückzieht, schiebt sie dies auf Machinationen Laurencens und giebt sich ihrem stolzen Zorne rücksichtslos hin. — »Ihre Schönheit, ihr Geist, ihre gute Aufführung gegen ihre Mutter, die Reinheit ihrer Sitten und Gedanken waren ihr stets vor Augen, lagen vor ihr, wie mühsam aufgehäufte Schätze: — sie wollte etwas sein, und je mehr sie affectirte, als gehöre sie in einen geringeren Stand, desto mehr empörte sie sich gegen die Idee, in diesen Stand eingereiht zu werden!«

Wäre es bei dieser Wendung geblieben! Dann wäre sie bloss undankbar und getäuscht in ihre Provinz zurückgekehrt. —

Aber, unglücklicher Weise für sie, passt es dem Herrn von Montgenays wieder in den Plan, im Interesse Laurencens ihr den Hof zu machen, und sich doch hiebei und gegen Laurence so deutlich zu verrathen, dass diese keinen Zweifel mehr hegen kann über seine nichtswürdige Täuschung Paulinens. — Je deutlicher sie dies einsieht, je liebevoller sie bemüht ist, Pauline aufzuklären, desto bitterer und ergrimmter wird diese. — » Wohl denn «, sagt sie endlich zur Genugthuung ihrer egoistischen Tugend, »sie soll ihren Triumph geniessen, es sei ihr gewährt! Ich will ihr als Trophäe dienen, vorausgesetzt, dass sie mir eines Tages Gerechtigkeit widerfahren lassen, meine Seelengrösse anerkennen, meine unwandelbare Hingebung würdigen und vor ihren eigenen Treulosigkeiten erröthen muss! — Auch Montgenays werden dann die Augen geöffnet werden: er wird sehen, welche Frau er der bloss berühmten Schauspielerin geopfert hat: er wird es bereuen, wenn es zu spät ist, und ich werde gerächt sein durch den Schimmer meiner Tugend! «

» Es giebt Seelen, welche der Erhebung, aber nicht der Güte fähig sind. « — Eine solche war Paulinens: ihre Tugend war herb und grausam geworden. — Sie verliess Laurencens Haus, und verbarg sich in eine Dachstube, und lebte dürftig von ihrer Hände Arbeit. — Montgenays, halb aus Verdruss, bei Laurencen nicht aufgenommen zu werden, halb aus Gewohnheit, fuhr fort, ihr den Hof zu machen. — Sie wurde seiner Nichtigkeit und Lieblosigkeit inne, und jagte ihn von sich; aber sie rief ihn zurück, sobald er sie glauben machte, dass Laurence ihm vergeben habe, und ihn erhören wolle. — So trieben sie's ein halbes Jahr. — Er interessirte sich für sie, weil er ihre Keuschheit nicht überwinden konnte, und überwand diese endlich dadurch, dass er ihr erzählte, Laurence sei spröde und tugendhaft geworden aus Berechnung: sie wolle einen reichen Mann heirathen. — Nun war sie entschlossen,

der verhassten und berechnenden Schauspielerin gegenüber, der Welt ein Beispiel hingebender, uneigennütziger Leidenschaft zu geben!' — » Um das Gegentheil von dem zu thun, was Laurence that, welche die grossmüthigste und leidenschaftlichste Seele war, warf sie sich in Leidenschaft und Grossmuth, sie, welche kalt und klug war. — Sie verlor sich! «

Als Montgenays sie compromittirt, und die ganze Regebenheit hinreichenden Lärm gemacht hatte, heirathete er sie aus Lust am Aufsehen. — Er ging darauf aus, ein ungewöhnlicher Dandy zu sein und für principienhaft moralisch zu gelten.

» Nie wurde eine eitlere und ehrgeizigere Frau schmählicher verlassen und erniedrigt. « — » Als die Komödie mit der Heirath zu Ende war, kümmerte er sich so wenig um sie, als ob sie nicht mehr vorhanden sei. «

Diese Heirath und dieser, allerdings feine, jeglichen Romanlarm vermeidende, Ausgang sind wohl etwas zu fein zugespitzt. — Das Ganze wird dadurch dürr und farblos, und die psychologische Meisterschaft bleibt ohne die, ihr gebührende romantische Unterstützung.

» Viele Tugenden « , sagt die Verfasserin am Schlusse, » beruhen auf negativen Fähigkeiten. — Man soll sie desshalb nicht geringer schätzen. — Die Rose hat sich nicht selbst geschaffen; ihr Duft ist darum nicht weniger anmuthig, weil sie nicht weiss, dass er von ihr ausgeht. — Man muss sich aber auch nicht wundern, wenn die Rose in Einem Tage abblüht, wenn grosse häusliche Tugenden sich plötzlich verändern auf einem Theater, für welches sie nicht geschaffen waren. «

Soll der erste Theil dieser Schlussesentenz auf Laurence, der zweite auf Pauline gehn? — Ich wüsste sonst nicht, was die flatternden Ausdrücke deutlich bezeichnen sollten, und doch ist wahrscheinlich nur Pauline damit gemeint. Der Autor verräth damit selbst, dass er das geistvolle Bild nicht hinreichend ausgeführt habe.

GENEVIEVE.

(AUS DEM ROMANE »*ANDRÉ*«)

André ist das einfachste Idyll aus dem Berry, einfach und doch von tief nachhaltiger Kraft, eins der ergreifendsten und schönsten Bücher Georges Sands. Unter Feldblumen und Kleinstädtern, unter den anspruchslosesten geselligen Verhältnissen, — harmloses Leben und herzzerschneidendes Unglück. Alles ohne Schrei, ohne Lärm, ohne irgend ein gewaltsames Mittel! Die kleinen, noch so einfachen Verhältnisse, die Charaktere bringen es mit sich; das Unglück wächst farbig auf, wie die Kornblume im Roggenfelde.

Geneviève ist eine Blumistin. — Sie ist bewundert und

verehrt in der kleinen Provinz-Stadt; denn sie ist die Züchtigkeit selbst, und ist eine Künstlerin, deren nachgemachte Blumen in Paris nicht ihres Gleichen finden. — Auch hat sie jenes gewisse Etwas der Vornehmheit, welches edlen Seelen ohne Standesvorzug eigen ist, und welches erst beneidet wird, wenn es mit den Leidenschaften der Umgebung in Berührung geräth. — Geneviève aber lebte ganz zurückgezogen ihrer künstlerischen Arbeit, und alle Grisetten des Städtchens staunten sie an, wie sie ohne Tanz und sonstige Unterhaltung bestehen und sich doch nicht langweilen könne.'— Einsame Spaziergänge über die Felder und am Ufer des Flusses entlang füllten ihre Erholungsstunden aus. Und auch in diesen Stunden war sie thätig für ihren Beruf: sie pflückte Blumen, deren sie zu neuen Modellen bedurfte.

Ach, auf diesen Spaziergängen sah sie der Mann, welcher sie verderben sollte! — Und welch ein sanftmüthiger Mann war dies! Wer hätte diesem André zugetraut, dass er ein Mädchen verderben könne! Ein poetischer Träumer war er, der sein Ideal suchte, und der dieses Ideal leider in Geneviève fand. In einer Blumistin! — Sein Vater, der Marquis von Morand, ein roher Landedelmann, der den schwächlichen, unpraktisch träumerischen Sohn ohnedies nicht besonders liebte, hätte die Achseln gezuckt über solche Dummheit, wenn er sie bei Zeiten erfahren hätte. — Aber er erfuhr sie nicht, so lange die reizend geschilderte Liebesneigung im Verborgenen aufwuchs unter Belehrung über Botanik, über Erde und Himmel und über poetische Dinge, welche der Blumistin unbekannt gewesen waren, und welche der schüchterne André ihr erklärte. — Sie begriff und lernte wunderbar schnell: ja sie war von stärkerem Geisteswesen, als er, und überholte ihn bald an Auffassung und Bedeutung, welche sie den neu erworbenen Gedanken beilegte. — André gerieth in eine anbetende Bewunderung, und wurde immer unvorsichtiger in seinen Besuchen, und zer-

störte den guten Ruf des Mädchens, ehe er noch die eigentliche Liebe desselben gewonnen hatte. — Er beschwor sie, als er darauf aufmerksam gemacht wurde, in eine Heirath mit ihm zu willigen! — » Der Sohn eines Marquis und eine Blumistin werden einander heirathen! Ah, Das ist aber brav von dem jungen Menschen! « hiess es im kleinen Städtchen. » Aber der alte Marquis«, setzte man hinzu, » wird es schwerlich zugeben! « — Auch Geneviève gab es nicht zu. — Sie sah voraus, dass daraus nur Unheil für alle Theile entspriessen könne; sie kannte bereits André's schwachen, furchtsamen Charakter, der dem harten Vater nirgends Stand halten und weder sich, noch seine Frau gegen ihn schützen könne. Sie beschloss, zu entsagen und für immer aus dem Städtchen und aus André's Nähe zu entfliehen.

Und sie that es, obwohl sie nun schon einige Zärtlichkeit für ihren, zwar schwachen, aber engelsguten und poëtischen André empfand. — André eilte ihr in Verzweiflung nach, und beschwor sie, zurückzukehren. Zu ihrem und seinem Unglück gab sie nach, und gerieth nun in ein rücksichtsloses Liebesverhältniss, welches ihrem keuschen Sinnenleben nicht einmal Bedürfniss war, und welches mit ihrem Rufe auch ihre Erwerbsquellen zerstörte. — André hatte den besten Willen, alles Mögliche zur Abhilfe aufzubieten; allein er besass keinerlei Fähigkeit, den Lebensunterhalt aufzubringen und die arme Geneviève vor dem drückendsten Mangel zu schützen, und er besass nicht Muth und Kraft genug, dem strengen Vater gegenüber zu treten und, ihm gegenüber, entschlossen auszuharren. — Er hatte nur den Muth, Geneviève nun in der Stille zu ehelichen, und der alte Marquis, welcher jetzt von Allem unterrichtet war, verhielt sich schweigend, wie ein Gespenst, auf seinem Landgute. — Er befürchtete nach alle dem Nichts mehr, als dass André auf gerichtlichem Wege sein mütterliches Erbtheil eintreiben und ihm dadurch das abgerundete Landgut

zerreissen würde. — Dass nur Geneviève bisher gegen diese grelle Maassregel gewesen war, davon hatte er keine Ahnung; und als endlich ein Freund André's ihn in Kenntniss setzte, dass diese Maassregel jetzt eintreten müsse, weil die jungen Leute Nichts mehr zu leben hätten, und Geneviève ihrer Niederkunft entgegensähe, da gerieth er in unbeschreibliche Wuth. — Nicht die moralische, sondern die ökonomische Frage entsetzte ihn: — das Landadelthum ist durchweg in diesem Marquis als ein patriarchalisches und die Standesunterschiede leichter auffassendes gehalten: — und so willigte er denn endlich, um ökonomisch sicher gestellt zu werden, in jenes Freundes Vorschlag: André und Geneviève in seinem Schlosse wohnen zu lassen. Der Unterhalt werde doch am Ende nicht gar zu viel kosten, und übrigens könnten sie, wenn sie zudringlich würden, mit einer ganz kleinen Rente abgespeist werden.

Unter solchen Umständen kam das unglückliche Paar auf das Morand'sche Schloss. — Hier aber drang die Schwäche ihres Gatten, drang die Rohheit des alten Landedelmannes mit so unausgesetzter Gewalt auf Geneviève ein, dass sie von der ersten und einzigen Gelegenheit, bei welcher André sie gegen den Vater in Schutz nahm, den Todesstoss erhielt. — Dieses erste und einzige Mal konnte bei dem schüchternen André nur dadurch herbeigeführt werden, dass der Vater sich thätlich an Geneviève vergreifen wollte, und es konnte nur im heftigsten Paroxysmus André's, und desshalb nur furchtbar geschehen. — André war mit einem Messer auf den Vater losgestürzt, und Geneviève hatte sich, mit Gefahr ihres Lebens, dazwischen geworfen.

Einen Tag nach dieser Scene fühlte sie, dass das Kind in ihrem Schooße nicht mehr lebe, und ein offenherziger Arzt gestand ihr, dass sie nicht die Kraft habe, zu gebären, und dass sie darüber sterben werde.

Den nahen Tod vor Augen habend, liess sie sich Blumen auf ihr Schmerzenslager bringen, und flüsterte, wie abgewendet

von den Umgebungen dieses Lebens, den Blumen, diesen Symbolen ihres früheren Mädchenglückes, leise zu:

»Ihr wisst, dass ich euch liebe, und ich habe euch ein Geheimniss zu eröffnen: ich habe euch stets allem Uebrigen vorge-

zogen. — Lange habe ich nur für euch gelebt, und ich habe André nur euretwegen geliebt, weil er mir rein und schön erschien, wie ihr es seid. — Als ich nun ihn litt, da hab' ich mich zu euch zurück gewendet, und habe euch gebeten, mich zu trösten, und ihr habt es oft gethan: denn ihr kennt mich, und ihr habt eine Sprache, die ich verstehe: wir sind Schwestern. Meine Mutter hat mir oft gesagt, dass sie nur von Blumen geträumt, als sie mich unter dem Herzen getragen, und dass sie mich bei meiner Geburt in eine Wiege voll Rosenblätter habe legen lassen. — Ich hoffe, André wird auch welche über mich streuen, wenn ich todt sein werde, und er wird euch täglich auf mein Grab tragen, euch, meine theuren Freundinnen!«

ISEULT.

AUS DEM ROMANE *LE TOUR DE FRANCE*

Kommen in hohem Grade und einer der merkwürdigsten Bücher unserer Epoche ist dieser französische Handwerksbursch auf der Wanderschaft. — Es bezeichnet einen Gipfelpunkt des Doctrinarismus, auf welchen Georges Sand getrieben wurden durch ihren reformirenden Gestaltungstrieb, durch ihren Tugenddrang, durch die Einflüsse der theoretisirenden Demokratie, durch ihren Umgang mit Lamennais und anderen Aposteln des neuen Socialismus. — Deshalb gehört es ganz zu den Producten vorausbildender Einbildungskraft, welche nicht

davon ausgeht, wie die Menschen und Dinge sind, sondern wie sie sein könnten und sollten. Die Alltagsbezeichnung wird denn auch überall darauf hinausgeh'n, dieses Buch sei überspannt, manierirt und unwahr. — Von Ueberspanntheit ist eine solche Richtung niemals frei; sie gehört zum Wesen derselben. Die Manierirtheit ferner ist ebenfalls schwer zu vermeiden, da das Buch sich in Gedanken- und Formenkreisen bewegen muss, die eben absonderlich sind. — Aber unwahr braucht es nicht zu sein; denn es giebt doch für jeden Strebsamen auch ausserhalb der herrschenden Majoritäts-Ansicht eine Wahrheit. — Die millionenfach schattirte Vorstellung von religiösen Ideen zeigt dies hinlänglich. Die Menschen können ja doch auf millionenfach verschiedene Weise eine religiöse Vorstellung in sich ausbilden, und wie möchte der Eine dem Anderen desshalb zurufen: Deine Vorstellung ist unwahr! — Das Leben in diesem *Compagnon* giebt sich aber ganz, wie ein Religionsleben, welches zunächst nur eine ideale Anerkennung heischt. — Das aufstrebende Proletarierthum macht sich ausdrücklich geltend, wie sich das Galiläerthum zur Zeit und nach dem Tode Christi geltend gemacht hat. — Nur unter solchem Zugange mag dieses, dem oberflächlichen Lesepublicum ungeniessbare Buch denen verständlich erscheinen, welche in *Mauprat*, *Valentine*, *Aldini*, *Leoni*, *André* und *Pauline* unsern Autor stets auf anerkanntem, geselligen Boden erblickt haben.

Georges Sand bietet indess auch in diesem *Compagnon* all ihren schöpferischen Romangeist auf, die kühne Idee des Buches als möglich und wahrscheinlich darzustellen; und der, vom Herkömmlichen nicht ganz befangene Leser wird durch die psychologisirende Kunst des Autors ganz wohl in die Illusion hinein geleitet: dass eine hochadelige junge Dame, Iseult, dem Tischler Pierre Huguenin ihre Hand anbieten, und dass der Tischler diese Hand ausschlagen könne.

Dies ist der persönliche Kern des Romans. — Es würde hier zu weit führen, wollten wir erzählen, mit welcher Genauigkeit das Verbindungsleben der französischen Handwerker vorgeführt, wie das sociale Aufstreben derselben dargestellt und begründet, wie es mit politischen Bestrebungen des Adels und unter diesem des Marquis von Villepreux, des nächsten Verwandten Iseult's, in Verbindung gebracht ist. — Unter solcher Verbindung wird es einleuchtend, dass das vornehme Fräulein Iseult mit dem Handwerker in Gespräch und Berührung, kurz in eine Gemeinschaftlichkeit kommen kann, welche bis zur Neigung und bis zu dem ungewöhnlichen Heirathsantrage geleiht.

» Für verständige Frauen ist ein verständiger und rechtlicher Mann unter allen Umständen — ein Mann, welches auch sein Stand sein möge. « — Diese Worte können als Motto für Iseult gelten.

Welch ein Wesen ist nun diese Iseult? — » Sie war mehr ausgezeichnet, als hübsch. Ihre Züge waren fein, ihre Stirn rein und wohlgeformt, ihr Kopf anmuthig und von schönem Oval; in ihrer ganzen Erscheinung aber war durchaus nichts Auffallendes. Wenn man sie indess genauer betrachtete, so bemerkte man wohl, dass sie es nur unter ihrer Würde hielt, etwas Besonderes zu verrathen: denn ihr kleines, schwarzes Auge konnte sich beleben, ihr Mund lächeln, und ihre ganze, zarte Figur konnte eine verborgene Grazie entwickeln. — Es schien, als ob sie ganz absichtlich jeden Anschein von Reizung vermeide. — Demgemäss war auch stets ihre Kleidung: sie trug dunkle und schmucklose Gewänder, und die Haare glatt in zwei Lagen getheilt auf der Stirn. — Bei all dieser äussern und absichtlichen Strenge übte sie einen durchdringenden Reiz auf den aus, der sie zu durchschauen wusste. Aber dies war auf den ersten Anblick unmöglich und jederzeit schwer. « — Sie war blass und ernst. — » Ihre Diener, wie ihre Nachbarn, hatten instinctmässig eine gewisse Achtung oder Gleichgiltigkeit für diese

ernste und einsiedlerische Stimmung, die sie nicht verstanden, und die sie einer organischen, trägen Schwäche zuschrieben.— Als sie zur Welt kam, sagte man ihrer Blässe halber : Dieses Kind wird nicht lange leben' — Und dennoch war sie nie krank gewesen. — Aber weil sie nie die stürmische Fröhlichkeit der Kinder gezeigt hatte, so setzte man nicht voraus, dass jemals Leidenschaften stark in ihr hervortreten könnten, und dass sie, die vergessen hatte, junges Mädchen zu sein, jemals Weib sein würde. » — Sie hatte im Hause ihres Grossvaters, des Grafen Villepreux, eine wunderliche Erziehung genossen. — Der alte Seigneur gehörte zu dem sogenannten liberalen Adel, der sich an Lafayette und Manuel anschloss gegen die Restauration. — Es war ihm viel Toleranz und Grossmuth eigen, zuweilen auch wohl Enthusiasmus, aber er war Skeptiker und überaus leichtsinnig. — So hatte er seine Enkelkinder auf gut Glück heranwachsen lassen. — »Obwohl er sich viel mit ihnen beschäftigte und alle Unterrichts-Mittel an sie verschwendete, so geschah dies doch ohne Folge, ohne Zusammenhang und ohne Auswahl bei den widersprechendsten Kenntnissen, die er in den jungen Köpfen aufthürmte. — Man hatte ihm zuweilen gesagt, diese Art von Erziehung sei gefährlich, und er hatte sich deshalb vorgeredet, er verfahre nach einem Systeme. — Dieses System, ein Wenig dem *Émile* von Rousseau nachgebildet, bestand darin, kein System zu haben. — In Folge dieser Freiheit hatte sich Iseult entwickelt, und war nachdenklich, prüfend, tief gerecht und empfindungsvoll, lernbegierig, tüchtig und dem Poetischen zuneigend geworden. — Sie hatte Viel in sich aufgehäuft, und erwartete die thatsächliche Erfüllung alles Dessen von der Zeit und den Umständen. — Im Verkehr mit der Welt hatte sie wenig Vorurtheile angenommen, und der geringste Hauch von Wahrheit konnte sie davon befreien. — Die Rousseau'sche Erziehung hatte Wunder an ihr gethan, und vielleicht hätte keine Erzie-

hung, auch die schlechteste nicht, ihre gerade und wahrhaft weise Natur verderben können. «

Der alte Graf behandelte sie übrigens zur Zeit dieser unserer Romanhandlung ganz und gar wie eine Freundin, deren charakterstarkem Geiste Alles, auch das Gefährlichste, mitgetheilt werden kann. — So war sie denn auch unterrichtet von all den politischen Verschwörungen, welche ununterbrochen gegen die Restauration im Gange waren, und an denen der Graf, wie demokratisch das Princip derselben auch sein mochte, lebhaft Theil nahm. Er spielte leichtsinnig mit diesen demokratischen Principien, wie mit einem interessanten Spielzeuge, und gab sich selbst keine Rechenschaft darüber, dass er, trotz seiner Vorliebe für das piquante Rousseauthum, ein Aristokrat sei. — In solcher Theilnahme wurde Iseult's Wesen mehr und mehr aus weiblichen Gedankenkreisen herausgedrängt, und mehr und mehr zu männlichem Heldenthum gesteigert. — Ihr Profil hatte ohnedies einige Aehnlichkeit mit dem Profil Napoleon's, und da ihre Mutter in der Umgebung der Kaiserin Josephine gelebt hatte, so behaupteten Manche, Iseult sei eine leibliche Tochter Napoleon's, und nannten sie *Mademoiselle Bonaparte*.

Im Schlosse von Villepreux wurde damals eine alte Capelle wiederhergestellt, und zwar in dem alten Geschmacke, welcher getäfelte und sauber ausgearbeitete Holzwände und andere Holzsculpturen nöthig machte. — Dafür ward ein äusserst geschickter Tischler, Peter Huguenin, verwendet. — » Dieser Peter war in der That der schönste Bursch auf zehn Meilen in der Runde. Seine Züge hatten den Adel und die Regelmässigkeit eines Marmorbildes. — Er war gross und gut gewachsen. — Seine Füsse, seine Hände, sein Kopf waren klein, was selten ist bei einem Manne des Volkes, was aber bei guter Race ganz wohl vereinbar ist mit grosser Muskelstärke. — Grosse, blaue Augen mit schwarzen Wimpern, und ein feines Colorit der

Wangen gaben diesem Kopfe, welcher des Michel-Angelo'schen Meissels würdig gewesen wäre, einen Ausdruck der Sanftheit und des Nachdenkens. «

Wegen jener Arbeiten in der Capelle kam er oft mit dem Grafen und mit der gräflichen Familie in Berührung, und sah und hörte da auch Iseult. — Ihr Wesen überraschte ihn, und er studirte es, wie ein ihm unerklärliches Geheimwesen. — Es waren so viele, demokratische Vermittelungen zwischen diesem Edelfräulein und einem Handwerker sichtbar, dass er sich auch in diesem Betracht vielfach angenehm berührt fühlen konnte. — Dennoch hörte er eines Tages folgende, unscheinbare Aeusserung Iseult's, und ward tief verletzt: Iseult stand unweit von ihm, als ihre Cousine, die Marquise, eintrat: — Ah, sagte diese, ich glaubte, Du wärest allein? — Nun, erwiderte Iseult, bin ich denn nicht allein?

Sie hatte dieses unbedachte Wort zwar leise gesprochen; aber Peter hatte es gehört. Du bist also, sagte er sich, auch für dieses bessere Edelfräulein gar keine Person! — Und von dem Augenblicke an wich er ihr aus, so viel er nur konnte. — Iseult hatte auf der Stelle ihren Fehler, ein unwillkürliches Ergebniss vornehmer Erziehung, eingesehen und bereut, und war eifrig darauf bedacht, ihn gut zu machen. — So bildete sich ein Verhältniss: *sie* suchte ihn auf, und *er* vermied sie, und die Politik ward die Vermittlerin. — Ein Abgesandter der Verschwörung, zu welcher der Graf gehörte, kam aufs Schloss, und dieser, der Peter schon aus Blois als einen der tüchtigsten Handwerkerführer kannte, war beiferet, diesen verschlossenen Mann des Volkes für die Verschwörung zu gewinnen. — So gab es Gespräche und politische Discussionen, an denen Iseult mit Vorliebe Theil nahm, und durch welche Peter und Iseult geistig einander immer näher gebracht wurden. — Denn Peter war ein gesunder Verstand, der aus der Handwerkerverbindung — *Compagnonnage* —, welche, als ein mittelalterlicher

Rest, noch ganz vollständig in Frankreich existiren soll, praktisch eingeweiht war in gewisse Principienfragen über Herrschaft und Recht. — » Es bildete sich solchergestalt zwar keinerlei äussere Familiarität zwischen Iseult und Peter, aber die innere Anhänglichkeit wuchs und verstärkte sich. Sie achteten und bewunderten einander gegenseitig. « — Kurz die Neigung entwickelte sich, und wurde stärker und stärker, und Iseult wurde dessen inne, ohne die Unruhe des Edelfräuleins dabei zu empfinden. — Wusste sie doch, dass der alte Graf ganz freisinnig über sogenannte Mesalliancen dachte! — Und übrigens war es ihr wie ein Wink der Vorsehung, dass die Verschmelzung der Stände mit ihrer Liebe thatsächlich beginnen sollte. — So trat sie denn eines Abends zu ihm in die Capelle, legte die Hand auf seine Schulter und sagte: »Peter! Ich frage Euch nicht, ob Ihr verliebt in mich seid. — Dieses Wort wäre kindisch und ungenügend zwischen uns. — Ich bin nicht schön, und ich weiss nicht, ob Ihr schön seid, obgleich alle Welt es sagt. — Ich habe in Euren Augen immer nur Eure Seele gesucht, und die moralische Schönheit allein kann mich reizen. — Aber ich frage Euch nun vor Gott, der uns sieht und hört, ob Ihr mich liebt, wie ich Euch liebe?«

»Peter wurde blass, sein Mund schloss sich, er konnte nicht antworten. «

» Wenn Ihr mich liebt «, fuhr sie fort, » wenn Ihr mich achtet, wenn Ihr glaubt, dass ich würdig sei, Eure Frau zu werden, wie ich Euch liebe, achte und verehre, so will ich meinen Grossvater aufsuchen und ihn um seine Einwilligung zu unserer Ehe bitten. — Hätte ich nicht die Gewissheit, seine Einwilligung zu erlangen, so würde ich Euch nicht gesagt haben, was ich Euch jetzt sage, und zwar in voller Ruhe meines Geistes, in voller Freiheit meines Gewissens sage. «

»Peter fiel auf die Kniee, und wollte antworten; aber seine, so lange zurückgehaltene Leidenschaft wäre zu heftig ausge-

brochen: er fand keinen Ausdruck, nur Thränenströme rollten über seine Wangen. «

Zu dieser Scene kam der Graf, und als Iseult ihm sagte, was sie zu sagen hatte, fiel er bewusstlos auf den Boden hin.

Peter indessen selbst empfand, trotz seiner Liebe, die heftigsten Scrupel darüber, seinen Stand gegen einen andern, und zwar bevorzugten, zu vertauschen. Seine politischen Ueberzeugungen stritten gegen seine Leidenschaft, und jene siegten. — Des andern Tages trat er zum Grafen und sprach:

» Ich habe Ihnen etwas zu sagen, was Sie vielleicht nicht

erwarten : ich schlage es aus, Ihr Schwieger-sohn zu werden, selbst wenn Sie Nichts dagegen einwenden würden. — Ich bin ein einfacher und unwissender Mensch, aber ein ehrenhafter Mann. Sie haben mir in unseren politischen Gesprächen nicht sagen können, ob der Reichthum ein Recht und die Armuth eine Pflicht sei. — Im Zweifel darüber entsage ich und bleibe arm. — Diess meine Antwort. »

In einer letzten Zusammenkunft mit Isolt entwickelt er dieser die Gründe seines Opfers. — » Peter «, entgegnet sie, » ich erkenne es an, dass wir uns vielleicht auf einige Jahre trennen müssen: aber, was ich Euch gestern gesagt, das habe ich Gott und mir selbst geschworen. — Ich werde nicht eidbrüchig werden. — Also, in einem Jahre, wie in zehn Jahren, an dem Tage, an welchem ich frei sein werde, Peter, wenn Ihr die Geduld habt, meiner zu harren, werdet Ihr mich wiederfinden mit denselben Gefühlen, mit welchen wir heute scheiden! «

Hiemit schliesst bis jetzt das Buch, welches sich also für einen ersten Theil giebt.

Die poëtische und wahrhaftige Verfasserin hat die richtige Einsicht gehabt, solch eine grosse Frage nicht frühreif entscheiden zu wollen, sondern die Entwicklung derselben unserer Zeit und ihrem eigenen Geiste zu überlassen. — Es ist ihr wahrscheinlich, eben so wie uns, zweifelhaft, ob es einen zweiten Theil des *Compagnon* geben werde.

DIE MARQUISE.

(AUS DEM ROMANE: »*LE COMPAGNON DU TOUR DE FRANCE*«)

EUGNE man nun noch, dass unsere geniale Verfasserin, *Georges Sand*, in ihrer künstlerischen Meisterschaft, in ihrer stets so feinen Composition, auch schalkhaft sein kann!

Neben solch eine Isault, in solch eine religiöse Demokratie stellt sie die kleine, reizende Josephine von Frenays, die kleine grosse Dame, wie die Handwerker sie nennen, eine dem Marquis-Jahrhunderte angehörige, auf lauter Vergnügen angewiesene, allerliebste Schönheit, welche aber das Unglück hat, die Tochter eines ordinairen Fabricanten zu sein. Der industriöse Vater sorgt zwar dafür, dass sie mit sechzehn Jahren an den

Marquis von Frenays verheirathet wird, also wirklich an einen Marquis. — Aber er ist auch danach! — Während sie sich dem leichtsinnigen Weltleben überlässt, verschwendet der Marquis » auf eine triviale Weise « ihr Vermögen, und die verarmte Josephine muss in die, ihr höchlichst widerwärtige Fabrik des Vaters zurückkehren. — » So hatte sie denn keine andere Hilfe mehr gegen ihre Verzweiflung, als bis tief in die Nacht hinein Romane zu lesen, und einen Theil des Tages zu verschlafen. « — Da stirbt ihr Vater, und der Graf von Villepreux adoptirt sie. — Wie glücklich war sie endlich! — Wie entzückend war ihr im Anfange das Schloss Villepreux, und der Anblick ihrer stolzen und adligen Cousine Iseult, der Anblick ihres vornehm liebenswürdigen Pflegevaters. — Aber ach, die Enttäuschung auch über dieses Glück folgte schnell. — Der Pflegevater war ein Liberaler, die Cousine Iseult eine demokratische Philosophin, und man verkehrte mit Handwerksleuten in langweiligen, unpassenden Gesprächen! Noch mehr: in dieser Gesellschaft wunderlich raisonnirender Leute erschien sie immer vollständig unwissend. — Tanz, Stickerei, ein Wenig Zeichnen, das Einzige, was sie verstand, hatte hier keinen Werth. — Was sollte sie thun in dieser Umgebung, welche so ganz und gar nicht für sie passte? — Einer oberflächlichen Phantasie, die nirgends Nahrung fand, immer hastiger und haltloser sich hingeben, Gelüsten nachhängen, deren phantastische Ausmalung ihr allein einigen Reiz gewährte!

So tändelte sie denn in eine Liebespassion hinein, deren Held wenigstens ein schöner und seltener Held war. — Ein zweiter Tischler, oder Tischler-Künstler, der *Korinthier* genannt, der geniale Sanguiniker neben dem ernsten, dogmatischen Peter, wurde dieser Held. — »Die arme Josephine, voll von Roman-Lectüre, empfand das unwiderstehliche Bedürfniss, in ihr eigenes Leben einen Roman zu pflanzen, dessen Heldin sie selbst wäre. — Der Held war ja da! — Und er war jung, schön,

wie ein Halbgott, verständig und reiner, als irgend einer von denen, welche Bürgerrechte haben in den fashionablesten Romanen. Freilich war er ein Tischlergeselle, was allerdings gegen alles Herkommen!

Wie dem auch sei, Josephine und der Korinthier finden sich, und wenn sich die Liebesleute gefunden, so findet sich auch die Gelegenheit. — Der Korinthier hat sie spazieren gefahren, und sie haben sich bei Mondschein in der Landschaft verirrt.

Wie konnte sie einer so verführerischen Einsamkeit, einer so verlockenden Romantik widerstehen!

Die Reue und die Schmerzen, die kamen hintennach! Sie verbarg ihre Liebe mit allem möglichen Aufwande von Mitteln und Kräften, und als Alles entdeckt wurde, hatte sie — das volle Gegenstück Iseult's — den Muth, jegliche legale Ausgleichung zurückzuweisen.

Die Folge ihres Romanes war die, dass sie nun die äusserste Strenge in ihrer Aufführung zeigte, und dass sie fromm wurde.

LELIA

AUS DEM ROMANE *LELIA*.

Hier stehen wir vor dem Hauptbuche des Autors, insofern es die Entwicklung ihrer kühnsten Gedanken enthält, und insofern es, als der moderne französische Faust, die leidenschaftlichste Zustimmung und Entgegnung hervorgerufen hat.

Hören wir erst, was Georges Sand selbst, bei einer zweiten, umgearbeiteten Auflage, darüber sagt: — *Lelia* war in meinem Sinn und bleibt ein poëtischer Versuch, ein phantastischer Roman, dessen Figuren weder vollkommen wirklich sind, noch haben sein wollen, wie es die ausschliesslichen Liebhaber der Sittenschilderung gewünscht, noch auch vollkommen allegorisch, wie einige synthetische Geister davon ausgesagt

haben. — Nein, die Figuren stellen Theile der philosophischen Einsicht des neunzehnten Jahrhunderts dar: Pulcheria den erblichen Epikuräismus der Sophismen des letzten Jahrhunderts: Stenio den Enthusiasmus und die Schwäche einer Zeit, deren Einsicht, von der Einbildungskraft fortgerissen, sehr hoch steigt, und, erdrückt von der poëtischen und kleinlichen Wirklichkeit, sehr tief sinkt; und in solcher Weise die Uebrigen. — Lelia selbst ist mir allerdings schärfer gezeichnet vor Augen getreten, als ihre Umgebung. — Ich habe mir darin gefallen, aus ihr mehr die Personificirung, als den Advocaten des Spiritualismus zu machen, des Spiritualismus unserer Tage, welcher dem Menschen im Zustande der Tugend nicht mehr eigen ist, weil der Mensch dann aufgehört hat, an das Dogma zu glauben, welches ihm den Spiritualismus vorgeschrieben. — Dieser Spiritualismus aber wird immer bestehn bei aufgeklärten Nationen, die eines hohen Aufschwunges bedürftig sind; denn er ist die Quintessenz erhabener Einsicht. «

» Diese Vorliebe für die stolze und leidende Figur Lelia's hat zu einem schweren Irrthume vom Standpunkte der Kunst geführt: ich habe ihr eine durchaus unmögliche Existenz gegeben, welche wegen der Halbwirklichkeit der andern Figuren stört. Denn sie ist daneben abstract und symbolisch. — Und dies war nicht der einzige Fehler, der mir aufgefallen, als ich nach einem Zwischenraume von Jahren das Buch wieder gelesen. — Trenmor ist mir zu vag erschienen und desshalb in der Ausführung verfehlt. «

Sie hat also geändert, aber nur vorsichtig, im künstlerischen Bereiche, nicht aber an der wesentlichen Idee des Buches. — Dass es ein Buch des » Zweifels « bleibe, und dass ein solches Buch dem Autor, auch der Gesellschaft gegenüber, zustehe, das wiederholt sie mit Nachdruck. — » Der Zweifel und die Verzweiflung sind die grossen Krankheiten, welche das Menschengeschlecht überstehen muss, um den religiösen Fortschritt

zu erfüllen. — Der Zweifel ist ein geheiligt Recht : — die Verzweiflung ist die entscheidende Krisis. — Mein Gott, diese Verzweiflung ist ja der inbrünstigste Ruf nach Dir, das unwiderleglichste Zeugniss Deines Daseins in uns und unserer Liebe zu Dir! «

Sie sagt es übrigens in dieser merkwürdigen Vorrede unumwunden, dass sie » das Cap der Stürme umschifft zu haben, und nun im stillen Oceane zu segeln glaube, in der Resignation des reifen Alters. « —

» Manche haben gesagt, das Buch habe ihnen weh gethan; ich glaube, die Zahl derer, denen es wohl gethan, ist grösser. — Jedermann, der Theil nimmt an den Schmerzen, die es ausdrückt, hat davon getrieben werden müssen, seinen Weg zur Wahrheit mit grösserem Eifer und Muthe zu verfolgen. — Denjenigen aber, die, aus Glaubenskraft oder aus Verachtung jeglichen Glaubens, niemals Aehnliches gelitten haben, denen hat dieses Buch nicht wohl, nicht weh thun können. « —

Es ist nicht möglich, das Buch zu erzählen; denn die Handlungen und Begebenheiten darin sind durchaus schattenhaft, und raisonnirende Poësie bedeckt Alles mit breiter, steinerner Inschrift. — Es können also nur einige Stellen herausgehoben werden zur Erklärung der Bilder und zur Reizung für denjenigen Leser, dem das merkwürdige, vielbewunderte und vielgeschmähte Buch unbekannt geblieben.

Am Schönsten stellt man sich Lelia vor, wie sie, Eingangs dieses Abschnittes, vom zeichnenden Künstler hingelagert ist am Meere und gedankenvoll in den Mondesaufgang hineinblickt. — » Wie oft «, ruft sie, » wie oft, bei Einbruch der Nacht, bei Mondesaufgange, bei erster Morgenfrühe, wie oft, in schweigender Mitternacht oder in der Stille des Mittags, in einer drückenden, unruhigen, verzehrenden Stille habe ich gefühlt, wie mein Herz nach einem unbekannten Ziele hin drängte, nach einem Glücke ohne Form und ohne Namen,

welches im Himmel, welches auf Erden, welches überall ist, wie ein unsichtbarer Magnet, wie die Liebe! — Aber es ist nicht die Liebe. — Ich weiss, dass es über die Liebe hinaus Verlangnisse giebt, Bedürfnisse, Hoffnungen, die nicht verlöschen. Und was wäre auch der Mensch ohne sie? — Es sind ihm so wenig Tage gewährt, um auf der Erde zu lieben! — «

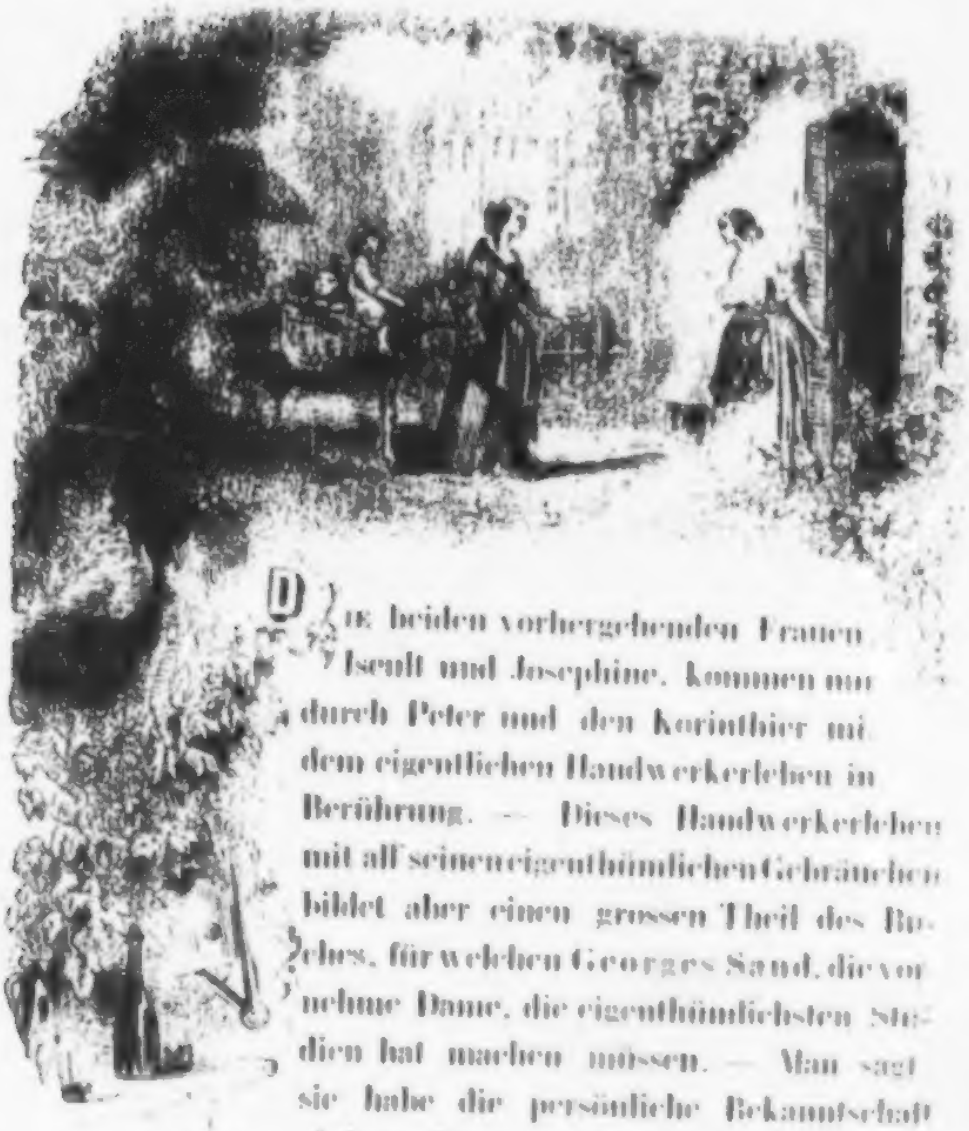
Eines Nachts irrt Lelia mit ihrem jungen Poëten, Stenio, in den Gärten der *Villa-Viola* umher. — Ach, sie liebt ihn wohl, aber sie liebt ihn ohne Sinnlichkeit, und diese Liebe ist ihr nur ein einzelner, ungenügender Bestandtheil des höheren Menschen-

bedürfnisses. — Sie treibt Stenio dadurch in Verzweiflung, und ist selbst in Verzweiflung. — Am Grabe Viola's steht sie still.

Viola ist an Liebe und Schmerz gestorben, und Lelia überlässt sich beim Anblick dieses Denkmals all ihrer Traurigkeit, die zur Verzweiflung, und zum Tode in Verzweiflung führen soll

DIE SAVINIENNE.

AUS DEM ROMANE »LE COMPAGNON DU TOUR DE FRANCE«



Die beiden vorhergehenden Frauen, Iseult und Josephine, kommen nur durch Peter und den Korinthier mit dem eigentlichen Handwerkerleben in Berührung. — Dieses Handwerkerleben mit all seinen eigenthümlichen Gebräuchen bildet aber einen grossen Theil des Buches, für welchen Georges Sand, die vornehme Dame, die eigenthümlichsten Studien hat machen müssen. — Man sagt sie habe die persönliche Bekanntschaft einiger dieser, wie wir sagen würden, Altgesellen gesucht, habe sie zu sich geladen und sich erzählen, Gebräuche schildern, und den organischen Zusammenhang auseinandersetzen lassen. —

Wenigstens ist dieses halbmittelalterliche Leben mit grosser Genauigkeit und Sicherheit in dem Buche behandelt. — Und in diesem Theile des Buches herrscht denn eine dritte Frau, eine Herbergsmutter, wie sie bei uns genannt würde, die Mutter, wie sie kurzweg auch in Frankreich heisst, die Wittwe eines gewissen Savinien, die *Savinienne*.

Alle Kritik ist darüber einig, dass die, mit wenig Strichen gebotene Schilderung dieser Frau des Volkes des grössten Meisters würdig und ein Seitenstück im Schriftthume zu den berühmten Madonnen alter Maler sei. Unter Frau des Volkes ist hier keinerlei Parteibegriff zu verstehen; es bezeichnet nur eine Frau, eine Mutter, eine Wittwe an sich, ohne Beziehung auf Stände oder besondere Eigenthümlichkeiten der Gesellschaft, ein weibliches Menschenbild, welches nur vom geweihten Dichter in solcher Mächtigkeit dargestellt werden kann.

Jacob erinnert sehr richtig an die Mutter mit dem Kinde, welche in Leopold Robert's » Fischern « durch ihre zurückweichende Ruhe alle Blicke der grössten Theilnahme auf sich zieht. — Sie ist in der modernen Kunstwelt das Bild, welches der Savinienne entspricht. —

Der kleine Stich am Eingange dieses Abschnittes giebt nur schwach eine der patriarchalischen Scenen, an welchen die Savinienne Theil nimmt. — Sie hat wandern müssen mit ihren Kindern und bittet um Gastfreundschaft. » Fräulein von Villepreux «, heisst es » sah eine Frau von ziemlich hohem Wuchse kommen, die mit Leichtigkeit und Adel in ihrem bäuerlichen Anzuge daherwandelte. — Sie trug einen braunen Rock und einen Mantel von blauer Wolle, der ihr den Kopf einhüllte, ungefähr wie die florentinischen Maler ihre Madonnen kleideten. — Die regelmässige Schönheit und der ernste, reine Ausdruck dieser Frau verliehen ihr eine sprechende Aehnlichkeit mit diesen göttlichen Köpfen aus der Schule Raphaël's. Sie führte einen Esel, auf welchem ein schönes Kind mit goldnen

Haaren sass, eingehüllt, wie sie, in eine Wolkenhülle, und die herabhängenden Beine in einen Korb stemmend. — Isenlt glaubte, die Flucht nach Aegypten zu sehen: es fehlte nur noch der Heiligenschein. « —

Sie trug ihren tiefen Schmerz, die Savinienne: in ihrem tiefen Blicke war er zu finden: aber sie trug den Schmerz mit evangelischer Kraft. — Sie liebte den Korinthier. — Er war früher schon ein Jahr lang in Blois, dem Aufenthaltsorte der Herbergmutter, gewesen: aber damals lebte ihr Gatte noch, und sie hatte, dem Anscheine nach, nicht darauf geachtet, dass sie einen starken Eindruck auf den bildschönen, jungen Gesellen ausgeübt, und dass er selbst ihr sehr gefallen. — Als ihn jetzt die Wanderschaft wieder nach Blois geführt, hatte er sie verwittwet gefunden. — Rein und keusch war sie stets geblieben in dem wilden Männertumulte, der sie umgab, und empfänglich für die zartesten Regungen. — Für den Korinthier schlug allerdings ihr Herz mit grosser Zärtlichkeit, und eines Tages hörte sie im Garten, wohin bange Besorgnisse anderer Art sie

gefuhrt hatten, ein Gespräch zwischen Amaury und Peter, und erfuhr, dass sie wieder gelicht werde. — Aber *sie* bewahrte ihr Geheimniss noch lange Zeit. — Erst später gestand sie's mit folgenden Worten: » Es ist wahr, dass ich für den Korinthier eine stärkere Freundschaft hegte, als ich sollte und wollte. Ich habe ihm deshalb Nichts vorzuwerfen, und auch mir Nichts, so weit mein Wille dabei in Betracht kömmt. — Aber seit dem Tode Savinien's bin ich erschrockener über diese Freundschaft, als ich's bei seinen Lebzeiten war. — Es erscheint mir wie ein grosser Fehler, an einen Andern, als an ihn, zu denken, so lange die Erde, welche ihn bedeckt, noch frisch ist. — Die Thränen meiner Kinder klagen mich an, und ich höre nicht auf, Gott um Vergebung zu bitten für meine Thorheit. « —

Darauf ging der Korinthier hinweg von Blois, weil er nicht die Kraft hatte, seine Leidenschaft zu verschweigen, hoffend, dass nach abgelegter Trauer die Geliebte ihn erhören werde. — Er ging nach Schloss Villepreux, und gerieth dort in den leichtsinnigen Verkehr mit Josephine. — Während er dort liebelte, ward die Herbergsmutter genöthigt, ihre Herberge aufzugeben und ihr Häuschen zu verkaufen. — So zog sie denn ihren Freunden nach, gen Schloss Villepreux, und verstand dort Anfangs nicht, was es auf sich habe mit der schuldvollen Unbeständigkeit ihres Geliebten. — Ihre tugendhafte Einfachheit begriff dieses nicht sogleich. — Als sie's begriff, ward sie durch die Theilnahme Iseult's und Peter's gestützt, und arbeitete für ihre Kinder mit frommer Entsagung, ihr betrübtes Herz aufrichtend an jener Freundschaft und an religiöser Hingebung.

MATILA

AUS DER NOVELLE [illegible]

Diese Novelle ist nur ein Genrebild, welches in scharfen Umrissen ein eigensinniges, vierzehnjähriges Mädchen, eine brutal zornige Mutter, einen, in seinen kaufmännischen Geschäften starken, aber in seinem Hause und als Vater schwachen Mann, einen kaltblütigen, einfach edlen Türken, einen gewandten, Alle überlistenden Griechen und ein coquettes, altes Edelfräulein zeichnet.

welcher sie einstweilen gebracht wird, durch desselben Timotheus Gourmacherei getäuscht und eingewiegt worden ist. — Eines Morgens führt er Mattea auf der Gondel an Obuls Schiff, und günstiger Wind treibt sie nach dem Oriente.

Drei Jahre später erscheint — ein junger Mann, schön, wie der Tag, oder wie ein Prinz aus den Feengeschichten, gekleidet in ein reiches, griechisches Costüm — vor Spada, wirft sich ihm in die Arme und bittet um Vergebung für die Vergangenheit, um Segen für die Gegenwart. — Dieser junge, schöne Mann war Mattea, welche eine unnütze Liebe, deren sie nichts weniger, als sicher war, für eine besonnene und wahre Freundschaft geopfert hatte. — Gerührt von der Beflissenheit und zarten Aufführung des Timotheus hatte sie diesen geheirathet. —

Allem Anscheine nach hat Georges Sand an dieser ausführlichen Exposition das Interesse verloren, und hat das, zu einem Romane angelegte Bild, in welchem sich Timotheus und Mattea entwikeln sollten, zu einem Genrestücke verkürzt.

METELLA

(AUS DER NOVELLE — METELLA)

Die Schönheit zu verlieren, wenn sie allein entzückende Liebe gebracht hat, dies sei das grösste Unglück für eine, der Liebe bedürftige Frau. So klingt das Thema der Novelle *Metella*.

„Metella Mowbray war die Tochter einer Italienerin und eines Engländers; daher hatte sie die schwarzen Augen einer Römerin und die rosige Weisse einer Britin. — Was die Linien ihrer Schönheit Antikes und Strenges hatten, das ward gemildert durch einen sanften und zarten Ausdruck, der britischen Gesichtern eigenthümlich ist. Sie war eine Verbindung der zwei schönsten Grundformen. Alle Maler und Bildner Da-

lens portraitirten ihr Antlitz. — aber was half ihr das Alles? Sie war nicht mehr jung.

In der Blüthe ihrer Schönheit war sie aus England gekommen, weil die neidische Prüderie ihrer Landsleute ihr lästig geworden war, und in Italien war unter ihren zahlreichen Verehrern ein junger Graf Pomodelmonte mit einem so liebenswürdigen Enthusiasmus für ihre Schönheit zu ihr getreten, dass sie ihm, frei und glücklich, volle Gegenliebe dafür geschenkt hatte. Zehn Jahre reizenden Glückes waren ihnen verstrichen, zehn volle Jahre! Was will man mehr? — Ein junger Mann, der in den Dreissiger-Jahren immer noch ein junger Mann ist, will aber mehr. — Pomodelmonte hatte nicht nur den Kelch der Liebe, sondern auch den der Eitelkeit vollständig geleert, der Eitelkeit, welche von den Zuschauern seines Glückes freigebig befriedigt wurde. — Niemand bestritt es, dass er die schönste Frau Italien's besitze. Nach zehn Jahren aber hatte dies den Zuschauern doch zu lange gedauert; grausam, wie die Gleichgiltigen immer sind, fingen sie an, zu spötteln, dass es denn doch mit einer alternden Schönheit sein eigen Wesen haben müsse, und dass Pomodelmonte wahrlich nicht mehr zu beneiden sei. War seine Eitelkeit grösser, als seine Liebe? Oder hatte seine Liebe nur vom Jugendreize gelebt? Oder waren Eitelkeit und Liebe in ihm unzertrennbar vereinigt? — Metella war noch vollkommen schön, aber seine erwachende kritische Laune quälte sie, trieb sie zu Thränen, und schuf den verzehrenden Harm, der mit der Gewohnheit die Schönheit beeinträchtigt. — So wurde es wahr, was er bis dahin nur vorausgesetzt: Metella's Schönheit litt sichtlich von Tage zu Tage, und es folgten jene Scenen, welche, mit verstärkten Vorwürfen und Zänkereien, das Liebesleben aufreiben, auch wenn sie von beiden Seiten mit Thränen und Versöhnung endigen.

Auf diesem Puncte der Novelle ist vortrefflich geschildert, wie Pomodelmonte einen jungen Genueser, — die Jugend liebt

ja zuerst ältere Personen — Namens Olivier, bei Metella einführt und diesem jungen, von Metella enthusiasmirten Manne

gegenüber sich beträgt. Er wünscht eigentlich, ein Verhältniss zu ihr gelöst zu sehn, und er glaubt wohl, dass dies am Freundlichsten geschehen könne, wenn Olivier ihr gefiele und seine Stelle einnähme. — Sobald aber Letzteres in Erfüllung zu gehen, sobald Metella dem jungen Olivier geneigt zu werden und kleine Vorrechte zu bewilligen scheint, da erwacht in Buondelmonte die Eifersucht. — Wie wahr! Was wir weggeworfen, was aber Andere, wie etwas Werthvolles, aufgehoben haben, erscheint es uns nicht auf der Stelle wieder begehrenswerth?

Dieser peinliche Kampf dauert so lange, bis Metella die feste Einsicht gewinnt, es seien hierbei nur die letzten Zuckungen der Neigung Buondelmonte's sichtbar, und bis sie sich zur Flucht entschliesst. Sie hat den grossen Entschluss gefasst, sich in den Verfall ihrer Schönheit zu ergeben und allem Liebesglücke zu entsagen. — Olivier folgt ihr zwar, und lässt sich neben ihr nieder am Genfer See: aber sie hat die Kraft, ihm die Stellung eines Sohnes anzuweisen und die schmeichelhaften Forderungen eines Liebhabers mütterlich zurückzuweisen.

In dieser überlegenen Stellung, welche ihrem Stolze wohl thut, in der frischen Bergluft erholt sie sich vollständig und gewinnt jene anmuthige zweite Jugend, welche wir beim sonnigen Spätherbste den zweiten Sommer nennen. Ist es nicht natürlich, dass mit der neuen Jugend neues Liebesleben Raum gewinnt, dass sie dem standhaften Enthusiasmus Olivier's nachgiebt?

So kommen neue Jahre des Glückes über sie. — Aber der zweite Sommer endigt gewöhnlich grell in einer einzigen Nacht. Metella muss ihre verlassene und kränkliche Nichte, Sarah, zu sich nehmen, und dieser erwächst mit der Gesundheit eine tiefe Mädchenneigung für Olivier. Lange bemerkt dieser nicht, was um ihn her vorgeht, was sich in ihm selbst vorbereitet: denn ach, die Jugend übt ihr Recht auch über ihn.

Plötzlich wird der Schleier zerrissen: Metella entdeckt, dass Sarah Olivier grenzenlos liebt, Olivier wird dessen und seiner eigenen, aufkeimenden Neigung mit Schrecken inne: er drückt der vernichteten Metella ein thränenfeuchtes Billet in die Hand, schwingt sich auf's Pferd und jagt von dannen.

„Ich reise fort" — heisst es in diesem Billet. — „Sie sehen mich niemals wieder, wenigstens erst nach mehreren Jahren und — nachdem Miss Sarah verheirathet ist."

Metella hoffte sterben zu können, als sie dies gelesen. Sie hasste einen Augenblick ihre Nichte, welche ihr das letzte

Glück geraubt. Aber ihr Unglück war ein gemeinschaftliches, und die starke und geprüfte Frau fand den Muth, auch dem Kinde, welches ihr der sterbende Bruder anvertraut, muthig zuzusprechen. — Wenn Sarah trostlos fragte, wo denn Olivier sei, antwortete ihr Metella mit einem melancholischen Lächeln: »Er reist für seine Gesundheit; seien wir muthig! Lass uns zusammen bleiben und uns lieben!« —

Olivier kam nie zurück; Sarah wusste nie, warum.

Jacob setzt hinzu, ein Philosoph habe versichert, man müsse sich über Alles trösten, wenn man sich erst darüber getröstet habe, nicht mehr fünf und zwanzig Jahre alt zu sein.

GIOVANNA.

AUS DEM ROMANE — *DER USCOK*

Das Wort *uscocco* kommt von *scocco*, welches in dalmatischer Sprache einen Flüchtling bezeichnet. — Ursprung und Schicksal der Uscoken füllt einen wichtigen Platz in der Geschichte Venedig's: die Feinde Venedig's bedienten sich dieser dalmatischen Räuber, um auf dem Adriatischen Meere und dessen Küsten jegliche Sicherheit des Eigenthums und des Handels zu vernichten, und lange Zeit waren diese Usco-

ken heimathlich eingerichtet zu Segno, hinter dem karstischen Meerbusen. — Erst 1615 wurden sie, in Folge eines Vertrages, den Venetianern zur Ausrottung preisgegeben. In Folge dessen wurden sie als Raubstaat zwar zersprengt, aber als vereinzelte und gefürchtete Seeräuber beunruhigten sie noch lange die Meere, und zwar in schrecklicherer Weise, als irgend andere Seeräuber. — Sie begnügten sich nicht mit Raub und dabei vorkommendem Mord und Todschlag, sondern sie vernichteten jederzeit die angegriffenen Mannschaften und Schiffe bis auf den letzten Mann und die letzte Planke. —

Byron's Corsar, welcher in diesem Kreise spielt, gilt durchaus für idealisirt. — Georges Sand zeichnet dagegen solch einen Seeräuber in all' der Entsetzlichkeit, welche ihm der Geschichte noch zukömmt.

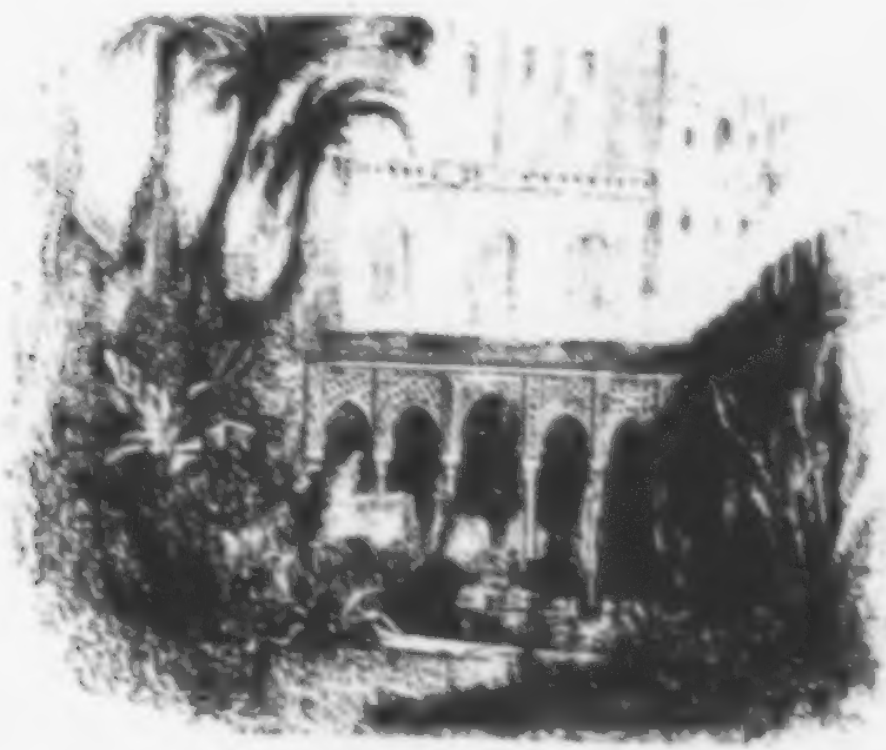
Der Roman beginnt in Venedig. — Niemand begreift dort, was die schöne und liebenswürdige Giovanna Morosini habe bewegen können, ihren Verlobten, den Grafen Ezzelino, plötzlich aufzugeben und an seiner Statt den berüchtigten Orio Soranzo zu ehelichen. — Ezzelino war das Musterbild eines Edelmannes; Orio war ein Verschwender und Spieler, und hatte bereits ein ungeheures Vermögen durchgebracht. Aber er war schön und von unternehmendster Tapferkeit, und den Frauen gegenüber galt er für unwiderstehlich. Als er ruinirt gewesen, war er in Kriegsdienste der Republik getreten und hatte sich durch verwegene Kriegsthaten bald zu wichtiger Stellung aufgeschwungen. — General Morosini, der Onkel und Vormund Giovanna's, bewies sich ihm deshalb nachsichtiger, als Orio's Charakter und Lebenswandel es verdient hätten, und gab, wenn auch erschrocken, seine Einwilligung zur Heirath Giovanna's. — Giovanna selbst war, wie durch Zauberkraft, ihm unterjocht worden: Schrecken hatte sie bei seinem Namen ergriffen, als er das erste Mal in ihr Haus getreten, und sein Blick hatte sie bis zur Ohnmacht durchzuckt und betäubt, als er von sie hin

getreten war. Galant und lebenskundig, hatte er in wenig Tagen solches Wunder der Uebermacht in eine Neigung auf Leben und Tod verwandelt, und die reichste Erbin Venedig's heimgeführt.

Aber er war unersättlich und begierig: ihm war jedes Mittel, Geld zu erlangen, und jedes Vergnügen, es durchzubringen, gut genug, und das grosse Vermögen seiner Frau schwand bald unter seinen Händen. So zog er denn wieder in den Krieg und liess Giovanna in Venedig. — Giovanna konnte seine Abwesenheit nicht ertragen, und wollte ihm durchaus folgen. Er hatte auch eine feste Station erhalten auf einem alten Schlosse, von wo aus eine Enge des ionischen Meeres, welche ein Hauptsammelplatz der Seeräuber war, beherrscht werden konnte. Dort hätte er ganz wohl Giovanna bei sich haben können. Aber er gebot ihr, in Venedig zu bleiben. — Trotz dem kam sie. Orio war nicht daheim: er war auf einer gefährlichen Unternehmung begriffen, war wirklich in dieser Unternehmung völlig gescheitert, und wäre getödtet worden, wenn sich nicht eine junge Sklavin seiner angenommen und ihn gerettet hätte. — Auf dem Meerschlosse wusste man noch Nichts von seinem Schicksale, und Giovanna eilte jeden Tag zu den Felsen hinab, an den Landungsplatz, um nach ihm auszuschauen. — Da endlich kömmt eines Tages eine Barke, und darin ein türkischer Soldat mit einem türkischen Knaben. — Das liebende Auge Giovanna's erkennt in jenem sogleich Orio, und sie fliegt ihm entgegen: aber er empfängt sie mit einem fürchterlichen Blicke, mit einem Blicke, welcher Drohung, Ironie und Verachtung zugleich ausdrückt, und ihr Schauer des Todes in Leib und Seele wirft.

Was vergässe die Liebe nicht! — Giovanna sieht sich später sorgfältig von ihm gepflegt, und glaubt, geträumt zu haben. — Er hat ihr in einem Hofe des alten Schlosses einen künstlichen Garten anlegen lassen, und dieser ist mit einer unbeschreiblichen Poësie angefüllt.

» Die Pflanzen, welche man auf der herzugefragenen Erde zog, hatten ein schmachtendes Wesen und einen befremdlichen Geruch, als ob sie die Wohligkeit und das Leiden einer freiwilligen Gefangenschaft mitempfänden. — Ein Springbrunnen murmelte inmitten eines Bassins von Parischem Marmor, und ringsum zog sich eine Galerie von Cedernholz, die im maurischen Geschmacke ausgeschnitzt war. — Dazwischen hindurch, über und unter den Arcaden, sah man die gewölbten Thüren und die Rosetten-Fenster von den Gemächern des Gouverneurs. — Orientalische Tapetenthüren und Vorhänge von scharlachrother Seide entzogen das Innere dieses Aufenthaltes den Blicken. «



Hier sollte sich Giovanna's Schicksal reissend schnell entwickeln. — Zuerst begriff sie kaum, dass sie nicht mehr geliebt sei von Orio. — Und doch liebte sie, sie liebte ihn, wie ein

Verhängniss, welchem man mit unwiderstehlicher Gewalt zugerissen wird.

Um diese Zeit kam Ezzelino, ebenfalls im Kriegsdienste der Republik, auf einer Galeere in die Nähe des Meerschlosses und ward von einem Uscoken angefallen. — Nach einem verzweifelten Kampfe gelingt es ihm, dem Anführer der Piraten die Hand zu zerschmettern und die Seeräuber in die Flucht zu schlagen. — Er landet am Meerschlosse, und frägt nach Orio. Man weiss es nicht, ob er anwesend: er führt ein geheimnissvolles Leben: aber Ezzelino entdeckt Giovanna's Anwesenheit und dringt zu ihr.

Sie lehnt erschöpft auf goldgestickten, seidenen Kissen, die Guitarre in der Hand, der weisse Windhund Orio's, der ihr allein treu, neben ihr. — Noch ist sie schön, aber blass und abgemagert. — Sie schmückt sich nicht mehr: der Sinn dafür, dieses Zeichen erwiderter Liebe, ist dahin. — Erst versucht sie's, Ezzelino über ihr Schicksal zu täuschen: aber bald überwältigt sie die Wahrheit, und sie schildert ihm ihre Verzweiflung: denn es kann ihr, die von Orio nicht lassen kann, nicht geholfen werden.

Hätte sie einen Tag früher gewusst, was sich ihr nach Ezzelino's Abreise mit unabweislicher Gewissheit aufdrängt, so wäre ihr Leben gerettet worden: denn sie ist nicht, wie Juliette Leone Leoni gegenüber, dergestalt Liebe und dergestalt entäusserten Stolzes, dass ihre Neigung zu Orio auch die Ehrlosigkeit dieses Mannes überdauern möchte. — Schon bei der Tafel, als Ezzelino seinen Kampf mit dem Uscoken und dessen Verwundung schildert, ergreift sie der entsetzlichste Verdacht, und in der folgenden Nacht entdeckt sie, dass Orio selbst der Uscok, mit Verbrechen beladen und eben im Begriff ist, Ezzelino auf hohem Meere überfallen und tödten zu lassen. — Sie wird ohnmächtig über dieser Entdeckung, und nur der junge, türkische Sklave entzieht sie der Rache Orio's, die un-

verzüglich über die Lauschenden hereingebrochen wäre. — Ach, es ist nur ein kurzer Verzug für sie. — Als Otto des anderen Tages mit der alten Maske liebevoller Zärtlichkeit zu ihr tritt, kann sie ihren Abscheu nicht verhehlen, und sie nennt ihm mit wenigen, entsetzlichen Worten seine Frevel.

Dadurch wird auch sie in den Untergang gerissen, welchen er dem Meerschlosse zugedacht: Otto tödtet sie mit einem Dolchstiche, mordet alsdann die thätigen Mitwisser seines Geheimnisses und steckt das Schloss in Brand, damit kein Zeugniss seiner schändlichen Thaten übrig bleibe. — Dass Ezzelino von den Seeräubern vernichtet ist, weisser bereits, und so meint er, das Schiff mit seiner unermesslichen Raubesbeute besteigend, es sei kein Zeuge dieser Vergangenheit mehr übrig.

NAAM.

(AUS DEM ROMANE : » *DER USCOK* «)

Der junge türkische Sklave, welcher damals mit Orio allein heimkehrte, wurde Naam genannt. Es war ein Mädchen aus dem Harem des Pascha von Patras, welchen Orio mit bewaffneter Hand und tollkühnem Muthe im Palaste von Patras überfallen hatte. — Dieser Ueberfall war jene verunglückte Unternehmung, von welcher Orio noch nicht heimgekehrt, als Giovanna auf dem Meerschlosse angekommen war. Wie ein Löwe hatte er im Hofe des Palastes gefochten, und, obwohl der Menge unterliegend, allgemeine Bewunderung erregt. — *Du* hatte ihn Naam zum ersten Male gesehen, und war bezaubert wor-

den von der Schönheit und Tapferkeit des Fremden. — Sie war selbst unter den Türken fremd und betrachtete sich wie eine Gefangene: arabisches Blut rollte in ihren Adern, und so erklärt es sich wohl, dass sie, auch um theuren Preis, den schönen Fremdling befreien und mit ihm fliehen wollte. — Der Pascha sann auf die peinlichsten Todesmartern für ihn, und liess sich's nicht träumen, dass seine arabische Schöne ihn während der Nacht überfallen und, wie Judith den Holophernes, tödten werde.

Die schweigsame Natur dieses arabischen Mädchens ist nicht ganz neu. Derselbe Page geht neben Byron's Corsaren mitten hindurch durch alle Verbrechen. — Aber die orientalischen Weiber, gedankenarm und in ihrem engen Gedankenkreise felsenfest, gleichen einander überhaupt bis zum Verwechseln.

Ausserdem ist Naam nackter und phrasenloser gehalten, als Byron's Page.

Auf dem Meerschlosse ist Naam's Stellung zu Giovanna gegen Erwarten ruhig und theilnehmend. — Es ist ihrer Sitte herkömmlich, dass der Mann mehrere Frauen hat, und sie empfindet Mitleid mit der kränklichen und offenbar unglücklichen Venetianerin; sie redet ihr das Wort bei Orio. — Für diesen thut sie übrigens, als hingebendes Weib, Alles, was er heischt: ja, sie mordet von Neuem, wenn auch schauernd, sobald es ihm nöthig scheint. — Aber sie entsetzt sich zum ersten Male tief vor ihm, als sie in der Brandnacht auf dem Meerschlosse entdeckt, dass er Giovanna erdolcht habe.

Innerlich erkältet, aber noch treu und hingebend, folgt sie ihm auf das Schiff, welches er die Verwegenheit hat, nach Venedig zu lenken. — Wer kennt meine Missethaten gegen die Republik? Und wo sonst in der Welt, als in Venedig, lohnt es, meine Schätze zu vergeuden? sagt er sich.

Und die Frechheit gelingt wirklich. — Niemand klagt ihn an, als Argiria, die schöne Schwester Ezzelino's. Aber auch diese kann es nur vag und beweislos thun, und auch diese wird auf die Länge diesem gefährlichen Manne nicht widerstehen können. — Er ist blasirt; selbst das Spiel, in welchem er haufenweise das Gold gewinnt, reizt ihn nicht mehr: — vielleicht wäre es aber doch reizend, diese schöne Feindin, Argiria, zu unterjochen!

Wirklich ist er nahe daran, da erscheint, wie ein Gespenst aus dem Grabe, Ezzelino, er, welcher allein den Uscoken entlarven kann. — Die Raubgenossen Orio's haben ihn damals nicht getödtet, und er ist entkommen. — Jetzt, in Venedig als Ankläger Orio's auftretend, muss er der Todesengel Orio's werden.

Vernichtet kehrt dieser zu Naam in seinen Palast, schildert dieser seine Lage, und verlangt von ihr, dass sie die Ermor-

dung Ezzelino's veranlasse. — Sie schauert, aber sie geht. — Blutbefleckt kömmt sie am Morgen zurück: sie hat es selbst vollbracht. — Da donnern indessen schon die erschreckenden Schläge des Gerichts der Zehn an das Thor des Palastes: der Mord ist entdeckt, Orio und Naam werden verhaftet. — Ehe sie abgeführt werden, giebt Orio zu Protocoll, dass Naam so eben, aus persönlicher Rache, den Grafen Ezzelino ermordet habe. — »Wenn es auf Dich allein fällt«, sagt er in türkischer Sprache zu ihr, »so behalte ich freie Hand und rette Dich mit meinem Golde.« Naam schweigt. Sie gedenkt wohl Giovanna's, aber sie thut Nichts gegen ihn. — Im Gefängnisse erst löst er durch einen letzten Frevel das feste Band, welches dieses arabische Mädchen an ihn fesselt: um ihrer möglichen Geständnisse ledig zu sein, — sie ist ja die Einzige, welche um seine Frevel weiss, — mischt er ihr Gift in die Speisen. — Dies entdeckt Naam, und nun ist sie geschieden von ihm, und erscheint vor Gericht als schonungslose Anklägerin des Usecken. — Noch mehr: sie hat sich in der Nacht geirrt, und nicht Ezzelino, sondern dessen Diener getödtet. Ezzelino erscheint also ebenfalls vor Gericht.

Orio verfällt schmählichem Tode. — Naam wird dessgleichen zum Tode verurtheilt. — Man versichert indessen, sie sei von einem der Richter, der eine plötzliche Leidenschaft für sie gefasst, heimlich gerettet worden. — Sie habe sich aber nur unter der Bedingung retten lassen, dass sie nicht länger, als ein Jahr, seine Sklavin sein und dann nach ihrem Vaterlande, Arabien, heimkehren dürfe.

Es ist dieser Roman der rohheste unter den Sand'schen Romanen, vielleicht nur darum, weil die Hauptperson ein durchweg böser Mensch, und weil die psychologische Kunst des Autors auf ein ganz herzloses Scheusal verschwendet ist. Das Interessanteste daran ist die feine Unterscheidung zwischen Muth und Verwegenheit, welche in verschiedenen Lagen

hervortritt, und welche dem Uscoken, bei aller blendenden Tapferkeit desselben, doch den eigentlichen Muth abspricht.

Die Hauptnerven dieses Romanes sind allerdings schon in *Leone Leoni* in Bewegung gesetzt, und zwar feiner und reizender, als hier.

LAVINIA

AUS DER NOVELLE *LAVINIA*.

Diese Novelle ist ganz allerliebst! — Ein Wort, welches sonst, bei dem schweren Ernste der Sand'schen Schriften, selten am Platze ist, und welches auch wohl am Schlusse dieser Novelle von Jedem tief erregten Nachdenken zurückweicht. Die Anlage aber ist so leicht, so heiter, so graziös; an *eine* Situation knüpft sich das Ganze. — Die Novelle beginnt mit einem Billet Lavinia's an Lionel. — Das Billet ist von St. Sauveur nach

Bagnères geschrieben, aus einem Pyrenäenbade in das andere. — Auf geradem Wege über den Tourmalet sind diese Orte nur einige Meilen aus einander, auf dem Umwege der grossen Strasse höchstens eine kleine Tagereise. — Lavinia schreibt also: » Seit zehnjähriger Trennung sind wir einander nicht so nahe gewesen; lassen Sie uns diesen Zufall benutzen, gegenseitig Portraits und Briefe einer verwitterten Jugendliebe auszutauschen! «

Lionel ist im Begriff, eine Miss Margaret zu heirathen, und es scheint ihm ganz rathsam, bei dieser Gelegenheit die letzten Reste des einstigen Liebesverhältnisses mit Lavinia aus dem Wege zu räumen. — Aus blosser Höflichkeit setzt er hinzu, dass er bedaure, diesen Austausch durch Boten bewerkstelligt zu sehn, und dabei nicht selbst seine Aufwartung der liebenswürdigen Jugendfreundin machen zu dürfen. — » Warum dürfen *Sie* das nicht?«, erwidert sie. » Wenn *Sie* einen Werth darauf legen, so habe *ich* gar Nichts dagegen. — Und Sie haben auch Recht: man vertraut Dergleichen nicht gern fremden Leuten an. «

Diese Wendung ist nun Lionel geradezu unangenehm: Miss Margaret ist neben ihm in Bagnères de Bigorre, und gerade für den Tag, welchen Lavinia zur Auswechselung der Briefe bestimmt, hat er mit dieser seiner Braut eine Partie nach Bagnères de Luchon verabredet. — Wozu soll er auch Lavinia sprechen! Diese piquante Tochter eines portugiesischen Juden hatte ihn wohl vor zehn Jahren im langweiligen England eine Zeitlang gefesselt: aber sie hatte am Ende doch das Verhältniss zu leidenschaftlich, zu ernst und schwer genommen: sie war ihm lästig geworden, und er hatte sie verlassen, hatte sie seit längerer Zeit halb vergessen. — Einem alten Lord Blake hatte Lavinia ihre Hand gereicht, um im strengen England nicht für unehrenhaft angesehen zu werden: Das hatte sich also in jedem Betracht passend geordnet. — Lavinia war später Wittwe ge-

worden: Wittwen sind selbständig, was hatte also Lionel bei alle dem jetzt noch für ein Interesse! Thörichte höfliche Phrase! — Aber gute Erziehung gestattete es doch nicht, unhöflich zu sein, und so musste er denn selbst hinüber nach St. Sauveur. — Lavinia war auf dem Balle: er musste warten in ihrem Zimmer. — Kleine Geräthschaften aus alter Zeit, der Duft, die alte Dienerin, der stille Abend im Gebirgsflecken versetzen ihn in träumerische Stimmung, und er erschrickt, als Lavinia plötzlich vor ihm steht. — Als er sie verlassen, hatte sie leidend ausgesehn: Thränen und Kummer über seine Gleichgiltigkeit hatten ihre Gesundheit damals untergraben. — Jetzt war sie im vollen Glanze reifer Frauenschönheit. — Es war immer noch die schlanke und bleiche Portugiesin, mit dunklem Teint und ein Wenig strengem Profil: aber Blick und Bewegung waren voll sicherer Anmuth: ruhige, feste Gesundheit hatte den Formen und Farben Fülle und Kraft gegeben; ja, das schwarze Haar, welches sie in England kurz getragen, umschlang jetzt ihr Haupt in vollen, schwarzen Flechten. — Sie überraschte ihn mit solcher Erscheinung dergestalt, dass er im Begriff war, ihr zu Füssen zu fallen und sie um Verzeihung zu bitten.

Aber sie selbst empfing ihn mit kalter Einfachheit. — Da war kein bittrer Zug, wie viel auch philosophische Entsagung sichtbar wurde. — Diese Entsagung galt den Illusionen der Jugend überhaupt, nicht gerade ihm. — Da werden sie gestört: Graf Morangy, ihr Anbeter in St. Sauveur, sucht sie, die so plötzlich vom Balle verschwunden. — »Nur ein Paar Minuten!«, bittet sie, gegen Lionel sich wendend und auf den Balkon deutend; » ich verabschiede ihn sogleich wieder, und dann nehmen *wir* Abschied!«

Lionel tritt auf den Balkon hinaus, und muss hier mit anhören, wie der Graf, ein blühender junger Mann und ein vollständiger Mann des sogenannten *Comme il faut*, Lavinia seine

Liebe erklärt und ihr Herz und Hand anbietet. — Kurz, Alles geschieht, um ihm schreiend darzuthun, welch'eine Perle er von sich geworfen. — Er kann nicht wieder zurück nach Bagnères; er schliesst sich folgenden Tages einer Partie an, welche man nach Gèdres, hinauf in's Gebirge, macht, und er leidet bei dieser Partie bereits von qualvoller Eifersucht gegen den Grafen. — Als ein stürmisches Wetter und die Dunkelheit sie überraschen und zerstreuen, drängt er sich zu Lavinia, öffnet ihr

sein Herz, und beschwört sie, ihm zu vergeben, *ihm* Herz und Hand zu gewähren. — Lavinia's Herz schlug heftig, und ihre Hand zitterte; aber sie antwortete Nichts. — Auf wiederholtes Drängen gebot sie ihm, nach Bagnères zurückzukehren: dorthin werde sie ihm antworten.

Folgendermaassen lautete diese Antwort:

» Weder der Eine, noch der Andere! — Wenn Sie diesen

Brief erhalten, und wenn Graf Morangy, den ich nach Tarbes geschickt, meine Antwort erhält, dann werde ich fern sein von Ihnen Beiden, ich werde abgereist sein auf Nimmerwiedersehn für Sie und für ihn. «

Darauf sagt sie, dass Rang, Name und Vermögen von keiner Verführung für sie seien. — »Es ist nicht mehr in Ihrer Macht, das Uebel, welches Sie angerichtet, zu heilen. — Es ist in keines Menschen Macht. — Der Streich, der mich getroffen, ist tödtlich; denn er hat für immer in mir die Macht zu lieben getödtet, er hat die Fackel der Illusionen ausgelöscht, und das Leben erscheint mir nur noch von seiner bleichen und kläglichen Seite. «

Dabei gesteht sie ihm, dass sie ihn noch liebe. — Aber sie wisse, dass er für seine Zukunft nicht einstehn könne, und wenn sein Wort auch heute aufrichtig sei, so werde sein Herz ihn doch morgen zur Lüge nöthigen. Sie wolle ihn keineswegs darob anklagen. — Sind wir nicht Alle schwach und veränderlich? — » Leben Sie wohl, Lionel! Ich setze voraus, dass Ihr Verlangen, mich zu ehelichen, Bestand gehalten hätte bis zum Augenblicke der Verwirklichung, (und vielleicht empfinden Sie jetzt schon, dass ich Recht habe, Ihre Hand auszuschlagen!) — Sie wären unglücklich geworden unter dem Zwange eines solchen Bandes. — Die undankbare und mit Lob geizige Welt hätte Ihre Ehe für eine Pflichterfüllung gehalten, und ohne die Bewunderung der Welt hätten Sie die Zufriedenheit mit Sich und Ihrer That verloren. — Ich selbst hätte am Ende vergessen, wie schön es gewesen, dass Sie zu mir zurückgekehrt. Verderben wir uns nicht den Eindruck jenes Aufschwunges, den wir beim Wiederfinden genossen. «

Dann beruhigt sie ihn über den Grafen. — *Den* habe sie nie geliebt, und habe sie auch nie heirathen wollen. — » Ein Mann seines Ranges verkauft Schutz und Neigung immer zu theuer, indem er uns empfinden lässt, dass er Beides gewähre.

Und dann — ich hasse die Ehe, die Männer, die ewigen Bündnisse, Versprechungen, Pläne, und all die Contracte, welche die Zukunft voraus bestimmen, die Zukunft, welche solcher Vorausbestimmungen immer lacht. — «

Lionel empfand zunächst, dass seine Eigenliebe schwer getroffen sei. — Er wollte auch zwei Tage lang Lavinianachreisen, um sie zu erweichen. — Aber er überlegte doch auch, dass sie in ihrem Eigensinne beharren, und dass seine Aufführung Miss Margaret ernstlich beleidigen könne, — und er blieb, und versöhnte die schmollende Miss Margaret.

QUINTILIA

AUS DER NOVELLE — *DER GEHEIM SECRETAIR*

Diese Novelle ist für mich die schwächste der Sand'schen Erfindungen, wie reizend sie auch beginne. — Die Fürstin Quintilia Cavalcanti, von Paris nach Italien reisend, nimmt einen ermüdeten, jungen Wanderer zu sich in den Wagen. Dieser ist ein armer Graf, St. Julien, der sein Glück in der weiten Welt sucht. Sein schüchtern-stolzes Wesen gefällt der vornehmen

nen Dame, und sie führt ihn mit sich nach dem Friaul, wo sie unabhängig ein kleines Fürstenthum regiert: ja, sie macht ihn zu ihrem Geheimsecretair. — Dieser junge Mann quält sich aber ununterbrochen mit Scrupel und Argwohn, ob dieses kräftig schöne Mannweib, für welches er mehr und mehr in Leidenschaft entbrennt, nicht ein leichtsinnig und verderblich Wesen sei. Zwar zeigt sie sich ihm unwandelbar rein, edel und gut: aber ihre phantastische Lebensweise ist gar so sonderbar, und die geheimnissvollen Gerüchte über sie sind gar so beunruhigend. — Die eine Hälfte des Jahres lebt sie in strenger Zurückgezogenheit, nur mit ernsten Studien und gewissenhafter Regierungssorge beschäftigt. Die andere Hälfte des Jahres reist sie, oder füllt sie aus mit den üppigsten, sorglosesten Festen. Das Gerücht aber sagt, sie habe einen deutschen Edelmann, Max,

der, als fremder Gesandter, procuratorisch ihr angetraut gewesen, heimlich ermorden lassen. — Edel oder unedel, und wie? — Um

diese Fragen des, eben nicht scharfsinnigen, Geheimsecretairs bewegen sich drei Viertheile der Novelle, — und sie ermüden durch die Ausmalung einer Phantastik, für welche wir kein rechtes Interesse gewinnen. Wir sind also froh, dass St. Julien sich endlich zu einem entscheidenden Schritte fortreissen lässt; er überfällt mit seinen Liebkosungen die Prinzessin, und wird von dieser, welche ein freidenkendes, aber edles Weib ist, mit Schmach und Schande zurückgetrieben.

So hat er allerdings die Entwickelung herbeigeführt, aber eine Entwickelung, die ihn beschämt. — Die Grossmuth Quintilia's, welche ihm verzeiht, lässt ihm mittheilen, dass jener Max nicht nur nicht ermordet, sondern heimlich angetrauter Gatte Quintilia's sei. — *Zu ihm* ist die jährliche Reise nach Paris gerichtet.

Die offenbare Absicht, ein selbständig edles Weib zu schildern, welches die Vorurtheile und stets fertigen Verleumdungen der Welt verachtet und zunichte macht, ist in dieser Novelle ungünstig componirt. — Der Eindruck ist machtlos, wie geistvoll und edel auch manche Scene und der Sinn des Ganzen sein mag.

DIE MARQUISE.

AUS DER NOVELLE: *DIE MARQUISE*.

Sie ist achtzig Jahre alt, die Frau Marquise, als sie einem Manne heutiger Zeit eine Skizze ihres Lebens entwirft. — Veranlassung dazu ist der Tod ihres, unwandelbar treu gebliebenen Anbeters, des Vicomte von Lorrieux. — Sie ist also wohl jüngst betrübt, und erzählt in der zartesten und feinsten Weise des, damals so geistreich ausgebildeten Geschmacks? — Nein; sie hat über den Tod ihres Liebhabers Nichts zu sagen, als: — Es ist ge-

schrecklich, zu sehen, wie man stirbt! Uebrigens ist dabei Nichts zu verwundern: er war so alt, er war vier und achtzig Jahre alt! — Sie hat ihn nie geliebt. — Ja, sie scheint überhaupt nie geliebt zu haben, und, was noch ärger ist, sie scheint nicht einmal geistreich zu sein, es auch nie gewesen zu sein. — Eine Marquise! — Sie lügnet auch nicht, dass sie in ihren jungen Jahren gerade dumm gewesen! — Aber wie soll eine solche Person ergiebiger Mittelpunkt einer Novelle werden? Folgerichtermassen: Sie ist bildschön gewesen, und hat *eine*, und zwar eine platonische, Neigung gehabt, und zwar, trotz ihres wenig entwickelten Geisteslebens, eine Neigung für die geistige Welt, welche ein Mann ihr mahe gebracht hat. — Dieser Mann ist ein Schauspieler, Lelio, und nicht den Mann, sondern den Schauspieler hat sie geliebt. — In diesen interessanten Widersprüchen und in der naiven Erzählung derselben durch die Marquise liegt der Reiz dieser Novelle, welche man sehr richtig als ein Pastellgemälde bezeichnet hat.

Das Portrait der schönen Marquise? Der Leser hat es vielleicht in irgend einer Galerie von Familien-Portraits gesehen. — Sie ist als jugendle Nymphe abgebildet — , — ganz im falschen Geschmack der Malerei jener Zeit, — — in einem Atlas-Gewande, das eine Tigerhaut nachahmen soll, mit Spitzen-Aermeln, mit einem Bogen von Sandal-Holz, mit einem Halbmond von Perlen auf gepudertem Haar. Und doch ist es ein schönes Bild einer schönen Frau! Gross, schlank, braunes Haar, schwarze Augen, strenge Züge, rosiger Mund, aber ohne Lächeln, Hände von unvergleichlicher Weisse. —

Die arme Schönheit! Mitten in einem frivolen Jahrhunderte, wie gefangen gehalten, wie gepeinigt musste sie sein, ohne Geist und ohne Neigung für sinnliches Vergnügen! Man hatte sie an einen alten Greis verheirathet, dessen ehrliche Zumuthungen sie respirt hatten. — Glücklicherweise war er bald gestorben. — Alle Welt hatte neugierig darauf gelauert, wen die junge

und schöne Marquise nun aussuchen würde für ihr Herz, und als sie fortwährend theilnahmlos verblieben, hatte man ihrer gespottet. — Ja, es hatte den Anschein gehabt, als ob sie, die Kreuzbrave Theilnahmlose, mitten in dieser lustigen Welt die Lasterhafte sei! — Denn sie hatte nicht Geist und Charakter entgegen zu stellen gehabt, und war auch nicht im Stande gewesen, sich der einzigen Opposition gegen den damaligen Zeitgeist anzuschliessen, den Frömmlern oder Frommen. — Dazu hatte es ihr an Phantasie und religiösem Eifer gefehlt. — Endlich wählt sie, um nur der vereinzelten Stellung enthoben zu werden, einen Anbeter, der sich wenigstens von den herrschenden Lions dadurch unterscheidet, dass er eben erst aus der Provinz angekommen und dass er einfach und brav ist. Geist hat er freilich auch nicht, und bei näherer Bekanntschaft zeigt sich's bald, dass er nur physische Bedürfnisse kennt und ihr unerträglich wird. — Aber sie hat nicht die Energie, ihn zu verabschieden, und er selbst zeigt denn sechzig Jahre lang für sie = die geduldigste, muthigste, beflissenste Liebe, die jemals ein Mann für eine Frau gehegt hat. =

Neben diesem Lorrieux nun wird sie im Theater von dem Hebbelspieler Lelio zum ersten Male und auf's Tiefste getroffen. Solch erhabener Ausdruck von Gedanken und Empfindungen erschüttert ihr ganzes Wesen. — Da sie nicht geistreich ist, so kann sie nicht entwickeln, worin eigentlich dieser Reiz bestanden habe, und da sie hinzusetzen muss, dass Lelio dem übrigen Publicum nicht beifallswürdig gewesen sei, so entsteht auch hierbei ein wunderliches Geheimniss. — Denn sei, wie ihm wolle, die Macht Lelio's über sie wird so gross, dass sie sich aus ihrer Theaterloge zurückziehen muss, weil sie durch Schluchzen und andere Zeichen der Theilnahme ihre Erregung allzu deutlich vor aller Welt verräth. — Entbehren kann und will sie aber diesen Genuss nicht, und so verkleidet sie sich denn — eine Romantik, die ihr weder früher noch später wie-

der begegnet ist! — als Schüler, verschafft sich einen Platz hinter den Coulissen und geniesst dort das Spiel ihres Lieblings, der übrigens davon nicht das Geringste ahnt. — Leider lässt sie sich einmal nach dem Schlusse des Schauspiels verleiten, Lelio, der in ein Cafehaus geht, zu belauschen. — Das Cafehaus ist gemeinster Gattung, und Lelio selbst, sehr alltäglich, ja fast unsauber gekleidet, erscheint zu ihrem Schrecken als ein ganz gewöhnlicher, beinahe ordinairer Patron. — Das ganze, schöne Gebäude der Täuschung stürzt vor ihren Augen zusammen. — Aeusserst unglücklich, vermeidet sie nun auch ihren einzigen Genuss, den Besuch des Schauspiels: aber Lange erträgt sie diese Entbehrung nicht. — Traurig erscheint sie endlich wieder in ihrer Loge, und, o Wunder!, derselbe Lelio, welcher sie ausser dem Theater so enttäuscht, bezaubert sie auf der Scene von Neuem! — Je sicherer sie nun vor aller weiteren Consequenz ihrer Neigung zu sein glaubt, desto rücksichtsloser giebt sie sich jetzt der leidenschaftlichen Theilnahme hin, welche ihr der Schauspieler einflösst, so dass Lelio selbst dessen inne wird, und bald nur für die bildschöne Marquise spielt.

Da wird er, welchem das Publicum selten Beifall zollt, von der Direction verabschiedet! Diese Nachricht wirkt wie ein Donnerschlag auf die Marquise. — Gleich darauf erhält sie auch den ersten Brief von ihm, in welchem er sie vor seiner Abreise um das erste und einzige Rendez-vous bittet. — Die Marquise, des Cafehauses eingedenk, ist in der peinlichsten Lage. — Soll sie sich für immer auch die täuschende Erinnerung zerstören? — Und doch schreibt er so innig, schön und rührend! — Sie bewilligt die Zusammenkunft. — Lelio hat an diesem Abende zum letzten Male den Don Juan gespielt, und erscheint vor ihr, zu ihrem unaussprechlichen Glück, im Costüme Don Juan's. — Er gleicht einem Portrait von Velasquez: er spricht bescheiden, gefühlvoll, leidenschaftlich. — Nichts

stört ihre Phantasie, und sie geniesst die glücklichste Stunde ihres Lebens. — Ja, er achtet auch ihre Bitte, keinem stür-

mischen Verlangen der Sinne nachzugeben, und mit dieser einen Stunde ihre persönliche Beziehung zu einander für immer geschlossen sein zu lassen!

Dies ist die Poësie ihres Lebens. — Nach diesem Abende tritt sie wieder in ihren reizlosen Lebenskreis, der bis jetzt, bis zu ihrem achtzigsten Lebensjahre, durch Nichts wieder unterbrochen worden ist.

INDIANA.

(AUS DEM ROMANE: INDIANA.)

Indiana war das zweite Buch, das Georges Sand herausgab, und das erste, welches ihrem Ruf für immer begründete. — Man war erschrocken über den tiefen, und doch unverschleierten Hass gegen die herrschende Gesellschaft und gegen die männlichen Helden dieser Gesellschaft, welcher in diesem Buche athmete; und man war deshalb erschrocken und erfreut zugleich über das

grosse Talent und die poëtische Lebenskenntniss des neuen Autors.

Georges Sand spricht in diesem Buche noch öfter, als wünschenswerth, selbst hinein in die sich bewegenden Dinge und Personen; sie häuft ferner noch mehr, als nothwendig, und mehr, als dem wohlthuenden künstlerischen Eindrucke förderlich. Noth um Noth, Schlag um Schlag auf den schwächlichen Körper Indiana's; sie wiederholt noch oft die unpassende Wendung, es sei ihr weniger um einen künstlerischen Roman, als um bürgerliche Wahrheit zu thun: — aber trotz alles Dessen ist das Buch von grosser Macht und Bedeutung und auch von mannigfacher Schönheit.

Auf dem Landgute Lagny, unweit Paris, beginnt der Roman.

Dort wohnt der alte, verdriessliche, rheumatische Soldat Delmare mit seiner jungen Frau, Indiana, die aus den Colonieen stammt, und zart und schwächlich und leidend zu sein scheint neben einem rohen, ungeliebten Gatten. — Wäre ihr nicht ihr Cousin Ralph, eine schweigsame, schöne, englische Figur, zur Seite, man hätte das Aergste für sie zu befürchten von Seiten des jähzornigen Gatten. — Noun, ihre Milchschwester und Kammerfrau, eine schöne, leichtsinnige, muntre Creolin ist nicht geeignet, ihr moralischen Beistand zu leisten, wohl aber, wie sich bald zeigt, geeignet, sie in unauflösliche Verwirrung zu stürzen.

An einem rauhen Abende des Spätherbstes entdeckt Delmare, dass ein Mensch über die Mauer des Parkes steigt; er schiesst nach dem vermeintlichen Diebe, und dieser fällt in den Park herab. — Als der Ohnmächtige in's Haus gebracht und zur Wiederbelebung den Frauen übergeben wird, zeigt sich's, dass es ein höchst eleganter Herr, also wahrscheinlich kein Dieb, sondern ein Liebhaber sei. — Indiana's? ruft Delmare; aber Indiana scheint ihn wirklich nicht zu kennen.

Er ist der Liebhaber Noun's, und heisst Raymon de Ramiè-

res, ein Mann von Welt und Geist, der mit Erstaunen die zarte, interessante Indiana betrachtet, und, mit der Gleichgiltigkeit eines Weltmannes, die Liebschaft mit der Creolin Noun sobald vergisst.

Einige Zeit darauf begegnet er Indiana auf einem Balle in Paris. — Sie sieht elfenhaft reizend aus, und wird von aller Welt bewundert. — Grund genug für Raymon, der schon von jenem nächtlichen Ereignisse her eine Anknüpfung an sie hat, sich um sie zu bemühn. — Er ist damals vom Schusse nur leicht verwundet, und nur vom Falle betäubt gewesen; eine wohlerdachte Lüge hat auch die Bewohner von Lagny über sein ungewöhnliches Erscheinen beruhigt gehabt: Indiana ist also arglos. — Sie hat damals schon mit Erstaunen gesehn, wie schön und geistreich er sei, und sie hört jetzt mit lieblichem Schauer die Liebeserklärungen, zu welchen er sich erhitzt. Er dringt zu ihr in ihr einsames Zimmer, und steigert die Liebeserklärungen zu einem leidenschaftlichen Ausdrucke scheinbar tiefer Neigung. — Indiana, unschuldig und gläubig, öffnet ihr Herz, lässt alle Klagen, welche Jahre lang darin zusammengepresst ruhen, ausströmen, giebt sich dem Leide der Erinnerung und dem Jubel einer gefundenen, tröstlichen Liebe hin, und wird von alle Dem bis zu einer Ohnmacht überwältigt. — Raymon, nur für leichte, gesellschaftlich-lügnerische Ohnmachten erfahren, erkennt mit Erstaunen den schweren Ernst der Empfindung Indiana's und sein Unvermögen, solche körperliche Ohnmacht zu beschwören. — Er schellt nach Hilfe, und es erscheint die von ihm verlassene Noun. — Ach! Sie kann förderlich sein zu der, mit Indiana begonnenen Liebschaft: er schmeichelt ihr also und bestellt sie zu einem Rendez-vous nach Lagny hinaus. — Noun hofft wieder, dass er sie doch noch liebe, und bereitet Alles im üppigen Style einer Creolin und Kammerjungfer vor zu diesem Rendez-vous. — Er kömmt, er ist zerstreut, er sieht nur die Kleider und Meubles Indiana's.

und erst die leidenschaftliche Beredsamkeit und die verführerische Schönheit Noun's kann ihn bewegen, der alten Liebkosungen eingedenk zu sein.

Anderen Tages aber erklärt er ihr, dass er für die Frucht ihrer Liebe Sorge tragen und sie selbst unterbringen werde. — Sie, die wirklich liebt, die, eine leidenschaftlich sinnliche Creolin, um jeden Preis, selbst als Magd, wieder geliebt sein will, erkennt mit Entsetzen, dass Alles für sie verloren sei: — da, während dieser schrecklichen Situation, fährt ein Wagen vor das, bisher winterlich einsame Landhaus; Indiana selbst ist es! — Raymon kann nicht entfliehn, und verbirgt sich in Indiana's Schlafzimmer. — Dort von der entkleideten Indiana entdeckt, antwortet er dem Zorne Indiana's, welche diesen Ueberfall auf sich abgesehen glaubt, mit Worten stürmischer

Leidenschaftlichkeit, wird aber von dieser, unter Zeichen tiefster Entrüstung, aus Thür und Haus gewiesen.

Indiana glaubt Noun der Mitwirkung an diesem Ueberfalle verdächtig, und frägt im Zorne nicht mehr nach ihr, sondern begiebt sich allein zur Ruhe.

Ach, Noun hatte Schrecklicheres erlebt, als bis dahin Indiana selbst, und in der schrecklichsten Verzweiflung war sie in die Nacht hinausgestürzt.

Am andern Morgen schwamm ihr Leichnam auf den Wellen des Flusses, dicht am Parke.

INDIANA.

AUS DEM ROMANE: »*INDIANA*.«

Raymon ist nicht ohne Gewissensbisse über den verschuldeten Selbstmord Noun's. — Aber die Gewissensbisse sind doch in ihm nur ein Zugeständniss an eine innere Welt, die ihm nur herkömmlicher Weise am Herzen liegt. — Der Egoismus, der anständige Egoismus ist doch eigentlich seine Seele. — Es war ja auch nur eine Schicksalsverkettung, dass eine harmlose, gewöhnliche Liebschaft zu so arger Katastrophe führte! Was hat er denn für Schuld daran? Er fasst sich alsobald, und mit seinem reichen Schatze verführerischer Hilfsmittel gelingt es ihm, Indiana's Vertrauen wieder zu gewinnen, Delmare zu

täuschen und Ralph bei Seite zu drängen. — Dieser Ralph, mit seinem fürchterlichen Schweigen und seiner unerschütterlichen Höflichkeit, ist unausstehlich. — Wahrscheinlich durchschaut er Alles, und bewacht Indiana Tag und Nacht. — Aber er bewacht sie nur, er bewahrt sie nicht gegen den wirklichen Feind. Er will nicht in ihre wirkliche Freiheit eingreifen, und wenn er es versucht, Indiana über den Charakter Raymon's aufzuklären, so genügt ein lebhaftes Wort Indiana's, seine Beobachtungen und Erfahrungen wieder in den Bann zurückzudrängen. Er gestattet sich nicht das Recht, beschränkend in die Rechte ihrer freien Wahl einzugreifen.

Dennoch gelingt es ihm am Ende nicht mehr, eine heftige Entwicklung abzuwenden. — Delmare's Rohheit hat mehr und mehr das letzte Band von Pflichtgefühl gelöst, welches Indiana noch an den rohen Gatten knüpft, und treibt sie zu dem äussersten Entschlusse, ihn zu verlassen. — Dies geschieht zu einer Zeit, da Delmare's Vermögensumstände zerrüttet sind, und er eben im Begriffe ist, sich wieder nach der Insel Bourbon überzusiedeln. — Sie fühlt nicht mehr die Kraft, ihm in diese abgelegene Ferne zu folgen, und, Raymon's Liebesschwüren blind vertrauend, thut sie zur Nachtzeit in Paris den entscheidenden Schritt. — Sie verlässt auf Nimmerwiederkehr ihr Haus und begiebt sich in Raymon's. — Dieser ist auf einem Balle, und auf seinem kalten Zimmer erwartet sie bis zum Morgen seine Heimkehr. — Sie hat keine Ahnung, wie es wohl um Raymon's Liebe zu ihr bestellt sein könne, um eine Liebe, die nur ein Spiel des Geistes und des Herzens befriedigen, aber durchaus nicht eine dauernde Folge auf sich nehmen will. — Dem Lebemanne dauert ohnedies ein Verhältniss schon zu lange, welches in dem keuschen Wesen Indiana's nicht einmal zum Genusse vorschreitet. — Es ist ihm also geradezu widerwärtig, als er Indiana auf seinem Zimmer findet, und mit schlecht verhehlter Laune sucht er, ihr die überspannten Ideen auszureden und,

beiläufig oder schliesslich, die günstige Gelegenheit zu endlichem Genusse auszubeuten. — Indiana ist entsetzt. — Mit Abscheu weist sie ihn zurück, und vernichtet, verzweifelnd, fast besinnungslos verlässt sie sein Haus, und irrt im Morgennebel an der Seine hinab, auf die Eisschollen des Flusses tretend, nicht sowohl in der Absicht des Selbstmordes, als im Taumel der Geisteszerrüttung, welcher sie den rollenden Strom für eine friedliche, feste Masse ansehen lässt. Ralph's Hund entdeckt sie,

und bemüht sie eine Weile durch Bellen und Schmeicheln, bis Ralph selbst, der unermüdliche Schutzengel, herbei eilt und sie rettet. —

Sie hat nun aller Lebensfreude entsagt, und folgt Delmare nach der Insel Bourbon. — Selbst Ralph's Anerbieten der Begleitung ist zurückgewiesen worden.

Aber Ralph erscheint doch ungeladen neben ihr auf der Insel und, nach einiger Zeit, auch ein Brief Raymon's. — Warum ruht dieser Mensch nicht, da ihn doch keine Leidenschaft treibt? Die Eitelkeit treibt ihn. — Er hat ja eine unwürdige Rolle gespielt, ihr gegenüber: er will sich wenigstens ideell wieder in würdige Stellung zu ihr versetzen. — So klagt er sich an, so entschuldigt er sich mit Geist, so putzt er sich aus und spreut sich, in modern-romantischer Lügenhaftigkeit, zu Ausdrücken von Gefühl und Theilnahme, die phrasenhaft in seinem Kopfe, aber durchaus nicht in seinem Herzen wohnen. Warum soll er nicht nach der fernen Colonie, von wo nicht leicht eine Wiederkehr Statt findet, Dergleichen schreiben, wie man, ohne wirkliche Theilnahme, ein Romancapitel schreibt? — Die unerfahrene Indiana wird ja dadurch getröstet, die Idee ihrer Liebe wird ihr gerettet, und er selbst wird dadurch vor seiner Anständigkeit wohl herausgeputzt werden. —

Indiana ist in Wahrheit nur gar zu sehr einer solchen Wendung bedürftig. — Sie glaubt mit Thränen der Freude an die Reue und Würdigkeit ihres Geliebten, und als Delmare, den Briefwechsel zum Theil entdeckend, sie körperlich auf das Gröbste misshandelt, da entflieht sie zum zweiten Male und kehrt nach Europa zurück, Hilfe und Liebe bei Raymon zu suchen.

Die Entfernung ist aber so gross, dass mehr, als ein Jahr zwischen dem Briefe Raymon's und Indiana's Ankunft in Bordeaux verstreicht. — Ausserdem wird sie krank in Bordeaux, und als sie endlich in Paris ankömmt und erfährt, Raymon sei in Lagny, welches er an sich gekauft: als sie mit fast sterbendem Körper, aber liebeskräftigem Herzen zu ihm eilt; — da ist dieser längst, längst von jenem wunderlichen Romane mit der Creolin Indiana abgekommen und auf andere Bahnen gerathen. — Ja, er ist verheirathet und wohnt mit seiner jungen, Indiana hochmüthig und verächtlich empfangenden Frau in Lagny!

Wie könnte Indiana nun noch zweifeln, dass Alles Lug und

Trug, und für sie auf Erden keine Hoffnung, keine Stätte mehr sei! —

Ralph ist ihr wieder gefolgt. — Er hat ihr zu sagen, dass Delmare, in der Nacht ihrer Flucht von Bourbon, am Schlage verschieden, und ohne Kenntniss dieser Flucht aus dem Leben gegangen sei; er hat ihr zu sagen, dass er selbst, melancholisch und freudlos, gegen ihren Entschluss zum Selbstmorde Nichts einzuwenden habe. — Im Gegentheile wolle er Theil daran nehmen: aber sie wollten wenigstens so schön wie möglich aus diesem traurigen Leben scheiden. Auf Bourbon sei ein prachtvoller Abgrund, in welchem ein unergründlicher See ruhe. Da hinab wollen sie sich stürzen. —

Sie gehen wieder zu Schiffe; sie kommen an, sie sind in der Nacht, in wunderschöner, warmer Nacht, am Rande des Abgrundes, den Nebel einhüllen. » Lass uns den Mond abwarten «, sagt Ralph, » damit er uns leuchte, und wir uns nicht, ungeschickt hinabspringend, verstümmeln! « —

So thun sie. — Bis zum Aufsteigen des Mondes füllt der sonst schweigsame Ralph die Zeit mit Erzählung seiner Lebensgeschichte, und dieses Leben ist von einem einzigen Schmerzensgedanken erfüllt und bestimmt: verkannte Liebe! — Am Rande des Grabes endlich erst fasst sich Ralph das Herz, Indiana zu gestehen, dass er sie von Jugend auf stark und treu geliebt habe. — —

Der Mond steigt auf, der Dichter zieht den weissen Nachtschleier über die Endentscheidung, und wir glauben, für immer und in Trauer von diesem unglücklichen Paare geschieden zu sein. — Da folgt noch ein Schlussabschnitt: in diesem sehen wir Indiana und Ralph am Leben und in inniger Vereinigung. Das endlich erschlossene Herz Ralph's hat auch für Indiana die Blume stiller und befriedigter Liebe erschlossen und entwickelt. Fern von der Gesellschaft, in einsamem Thale auf der Insel Bourbon, leben sie in glücklicher Ehe mit einander.

FERNANDE.

AUS DEM ROMANE „JACQUES“.

Diesen Roman gehört für die Verehrer der ersten Sand'schen Epoche zu den geliebtesten. Und das mit Recht. — Man kann die absonderlichen Unzufriedenheiten Jacques' und Silvia's socialen Spleen nennen: man kann nachweisen, dass ihre idealen Verlangnisse in der menschlichen Gesellschaft nie eine vollständige Form finden werden: — hat man aber damit dem Romantiker das Recht genommen, seine Hauptfiguren auf solche ideale Anschauung zu stützen?— Wenn der Autor nur die nahe liegenden Klippen umschifft, die Klippe der Ueberspannung und die Klippe der Manierirtheit. — Schraubt er seine

ganze Romanwelt gleichmässig in die Höhe, wie man ein Theaterparterre zum Maskenballe in die Höhe schraubt, so hört es auf mit der Täuschung und eindringlichen Wirkung; die Phantastik täuscht nicht und wirkt gar schwach Und befreit er ferner seine idealen Helden von allen Schwächen der Wirklichkeit, so werden sie der wahrhaften Lebendigkeit entrückt, und sind Engel, welche wir nicht als Maasstäbe für uns annehmen, oder sind ausgeschmückte Puppen, welche wir nach der Manier des Verfassers benennen, und denen wir keine besondere Einwirkung auf uns einräumen.

Georges Sand's Grösse besteht, wie des Antaeus Stärke, darin, dass sie mit der Wirklichkeit stets in engem Zusammenhange bleibt. — Dieser Jacques, ein reifer Mann auf der Höhe der Mannesjahre, erschüttert von Enttäusschungen, wird nicht etwa als ein Ausbund von Vorzügen aufgestellt — Nein, er ist tapfer, brav, gut, aber auch absonderlich, zurückhaltend, verschlossen, er raucht zum Schrecken der Damen Tabak, er ist nicht gross, er ist nicht schön. Er ist interessant. — Was er an Silvia, seine Halbschwester in Blut und Gedanken, schreibt. — der Roman ist in Briefen —, Das zeigt sie beide allerdings im gewöhnlichen Sinne des Wortes überspannt: sie zeigen sich erhaben über die Gesellschaft, und doch scheint, was ihnen Leides angethan worden, viel mehr von den einzelnen Menschen, als von der Gesellschaft, ausgegangen zu sein; sie hassen die Ehe, und doch schliesst Jacques seine Ehe mit Fernande auf eine ziemlich hastige und oberflächliche Bekanntschaft hin, und zum Theil aus Nebengründen, die er unmöglich später dafür verantwortlich machen kann, dass sie seine Ehe nicht hinreichend stützen.

Dies ist aber eben der verführerische Weg dieses Autors: eben nicht advocatenhaft werden die Romanprocesse eingeleitet: auch die Helden neuer und noch ziemlich unklarer Verlangnisse sind fehlerhafte Menschen, nicht aber verkörperte

Grundsätze. — So bleiben sie interessant, und wir sehen mit wirklicher Besorgniss zu, wie Jacques seine Verbindung mit Fernande beeilt, obwohl wir noch nicht wissen, woher die Gefahr kommen wird. Denn dass Jacques fünf und dreissig Jahre, und Fernande nur achtzehn Jahre alt ist, das scheint uns nicht eine solche Disharmonie zu sein, wie Clémence, die Weltfreundin Fernandens, in ihren, mit gutem Rath angefüllten, aber wahrhaft lieblosen Briefen zu beweisen sucht. — Diese Briefe vergiften das arglose Herz Fernandens. — Sie hätte sonst nicht gewusst, dass etwas zu fürchten wäre, und sie hätte, ohne die nun aufwachsende, unbestimmte Besorgniss vor einer Missheirath, Jacques wahrscheinlich glücklich gemacht. — Sie konnte dies nur durch Unbefangenheit ihres anmuthigen Naturels; denn an Geist und moralischer Kraft steht sie weit unter Jacques. Dieser scheint nur dies anmuthige Naturel der Jugend in ihr zu lieben. — An Silvia schreibt er zwar, er heirathe Fernande auch darum, damit sie den Händen einer gemein-eigennützigen Mutter entrissen werde. Aber dieser Grund gehört wohl eben zu den gemachten, und Silvia hat ganz Recht, ihn von den edelsten Gesichtspuncten aus zu warnen, wie Fernande durch Clémence gewarnt worden ist von gemeinen Gesichtspuncten aus. — Und Jacques, seine eigenthümliche Gedankenwelt der, noch so unerfahrenen Fernande aufdringend, säet wohl dadurch mehr Unruhe, als Trost in ihr Herz. — Sein Brief an sie vor der Hochzeit ist eins der merkwürdigsten Documente, dessen man sich zur Anklage gegen Georges Sand bedient hat; denn er greift darin die Form der Ehe an der Wurzel an.

» Ich spreche Dir nicht von Liebe «, heisst es darin. » Es wäre mir unmöglich, Dir darzuthun, dass Dich meine Liebe ewig beglücken solle. — Davon weiss ich Nichts: ich kann Dir nur sagen, dass meine Liebe aufrichtig und tief ist. — Von der Ehe will ich Dir sprechen: die Liebe ist etwas Anderes, ist ein Gefühl, welches zwischen uns ganz unabhängig sein wird von

Gesetz und Schwur. — Was ich von Dir erbeten, was Du mir versprochen, das ist: Du willst mit mir leben, Du willst mich zu Deiner Stütze annehmen, zu Deinem Vertheidiger, zu Deinem besten Freunde. — Die Freundschaft allein ist nöthig für diejenigen, die ihre Geschicke durch gegenseitiges Versprechen an einander knüpfen. — Die Liebe kann erlöschen; die Freundschaft kann drückend und lästig werden; ja, die Vertraulichkeit kann Einem von uns, vielleicht gar allen Beiden zur Marter werden. — Für solchen Fall ist mir Deine Achtung unerlässlich. — Damit Du den Muth habest, mir Deine Freiheit zu überlassen, musst Du wissen, dass ich mich ihrer nie bemächtigen werde. — Bist Du dessen auch gewiss, armes Kind? — Du hast vielleicht nie daran gedacht! — Nun, so leiste ich Dir denn einen Eid; zeichne ihn auf und lies diesen Brief wieder, wenn die Bemerkungen der Welt oder der Anschein meines Handelns Dich irgend eine Tyrannei von meiner Seite befürchten lassen! Die Gesellschaft wird Dir eine Eidesformel dictiren: Du wirst schwören, mir treu, mir unterwürfig zu sein, das heisst, immer nur mich zu lieben und mir in Allem zu gehorchen. — Das Eine ist thöricht, das Andere gemein. — Du kannst nicht für Dein Herz stehn, selbst wenn ich der grösste und vollkommenste Mann wäre. — Du darfst nicht versprechen, mir zu gehorchen; denn dies hiesse Dich und mich erniedrigen. — Also, mein Kind, sprich vertrauensvoll die herkömmlichen Worte aus, ohne welche Deine Mutter und die Welt Dir verbieten würden, mir anzugehören. — Auch ich werde die Worte sprechen, welche Priester und Gerichtsbehörde von mir verlangen, weil ich Dir nur um diesen Preis mein Leben widmen darf. — Aber zu diesem Schwure, Dich zu beschützen, welchen das Gesetz mir vorschreibt, will ich einen andern fügen, welchen die Menschen nicht für nöthig erachtet haben zur Heiligkeit der Ehe, und ohne welchen Du mich nicht zum Gatten nehmen sollst. — Dieser Schwur heisst: Dich zu achten!; und zu Deinen

Füssen, in Gegenwart Gottes, will ich ihm leisten an dem Tage, da Du mich zu Deinem Geliebten angenommen haben wirst. «

» Ja, ich werde Dich achten, weil Du schwach bist, weil Du rein und heilig bist, weil Du ein Recht hast auf Glück, oder wenigstens auf Ruhe und Freiheit. «

Unter solchen Umständen beginnt denn eine Ehe, die bereits den Tod in sich trägt durch die Einflüsterungen Clémencens, durch die Warnungen Silvia's, durch den Abstand, der zwischen Jacques und Fernande herrscht. — Er ist ein Mann voll speculativer Gedanken, sie ein unbedeutend Mädchen, — und beide harren in Folge der Einflüsterungen und Warnungen auf den Augenblick, in welchem das Sandkorn, das ein künstlich aufgezogenes Uhrwerk störende Sandkorn, fallen werde.

Es lässt nicht lange auf sich warten: Fernande ist dem Geistesleben Jacques' nicht gewachsen, und wenn sie zu ihm tritt, der

in seinem Zimmer, auf Teppichen ruhend, raucht und träumt,

so zeigt sich immer bald, dass ausser dem Reiz der Liebkosungen keine gemeinschaftliche Welt für sie vorhanden ist. — Es kommen denn in ganz richtiger Folgerung die kleinen Eifersüchteleien einer unbedeutenden Frau, die Schmollscenen ohne hinreichenden Grund, die Launen, die Thränen, und das Verhältniss ist bereits untergraben, als Silvia eintrifft. — Ihr folgt ein Liebhaber, Octav, der zu ihr in demselben Verhältnisse steht, wie Fernande zu Jacques, der also ganz berufen ist, Fernande zu trösten. — Die Mittelmässigkeit versteht sich leicht, und Fernande und Octav, in gleicher Klage befangen, finden und lieben einander.

Jacques entweicht, und seine Abwesenheit sprengt die letzten Bande der Scheu: Fernande giebt sich Octav hin; die Welt schmäht. — Jacques bietet Alles auf, die Schmähung der Welt zu beschwichtigen, und da ihm dies nicht gelingt, und er Nichts mehr zu hoffen vor sich sieht, so verlässt er diese Welt, geflissentlich nur dafür Sorge tragend, dass Fernande nie erfahre, er sei durch Selbstmord geschieden. — So könne sie, als gewöhnliche Wittwe, auf gesetzlichem Wege glücklich werden mit Octav.

MARTHA

AUS DEM ROMAN *HORACE*.

Es ist versucht, zu schreiben: Aus dem Grisetten-Drama. — Ein solches, und zwar vollendetes, ist *Horace*. — Alle Einzelnheiten sind von portraitartiger Treue, und, aus wie dürftiger Sphäre die Gegenstände auch genommen sind, der Sinn ist poëtisch und überwältigend: die Grisette Martha ist ein vollendetes Weib. Oft genug sind die Studenten des sogenannten lateinischen Viertels in Paris fetzenweise in Novellen verflochten worden: diese, der gesellschaftlichen Gesetzlichkeit Hohn sprechenden Verhältnisse zum alleinigen Inhalte eines Romanes zu erheben und mit hinreichendem, poëtischem Reize auszustatten, ohne dass eine willkürliche Entfernung von den kleinen Verhältnissen

Statt fände, — dies war nur dem Sand'schen Talente vorbehalten. — Denn nur die feinste Kunst und der kundigste Geist der Seelenmalerei ist im Stande, aus diesen Verhältnissen ein tief spannendes, ja ein erhebendes Leben zu entwickeln.

Von socialer Wichtigkeit ist übrigens dieses Studenten- und Grisettenleben im lateinischen Viertel. — Ja, Verehrer der französischen Dreistigkeit haben es dem deutschen Leben ähnlicher Kreise als einen Vorwurf hingezeichnet. — »Ist es nicht besser und ehrlicher «, haben sie ausgerufen, »dass Student und Grisette offen und monogamisch zusammenleben, wenn auch ohne gesetzliche Bestetigung, als dass sie, wie bei uns, heimlich und Woche für Woche wechselnd, in Spelunken sich umhertreiben und dieselbe Ungesetzlichkeit begehen, ohne irgend einen Ersatz der Treue und Ehrlichkeit? « — » Wenigstens «, setzen sie hinzu, » ist die Frage nicht so einfach zu entscheiden, wie man sie obenhin in Deutschland entscheidet: ob dies oder jenes moralischer sei? «

Nun, jenes Leben im lateinischen Viertel wird im *Horace* ausführlich vorübergeführt. — Horace ist der Studiosus, Martha die Grisette. — Sie erscheint zuerst unter dem Namen einer Madame Poisson, als Comptoir-Dame eines Café's. — Paul Arsène, der sie von Jugend auf liebt, dient, wie ein Page zur Ritterzeit, ihr zu Gefallen, als Kellner in diesem Café, nur um ihr nahe zu sein. — Er ist ein braver, tüchtiger Bursch, der es mit vielen Opfern endlich dahin bringt, Martha aus dem Cafehause weg- und in einer bescheidenen, selbstständigen Stellung unterzubringen. — Desshalb gelingt es ihm aber doch nicht, ihre Liebe zu gewinnen. — Der Studiosus Horace, obwohl unvergleichlich leichteren Gewichtes, als Paul, aber verlockender ausgerüstet mit blendenden Gaben, erobert im Sturme Marthens Herz, ja, veranlasst die sonst züchtige und schüchterne Martha zu dem grossen Schritte einer sogenannten Grisetten-Ehe. — Martha kömmt nicht dazu ohne schmerzlichen Kampf,

aber sie kömmt dazu: und nun ist es, mit der bewundenswerthen Meisterschaft Georges Sand's, Stufe für Stufe entwickelt, wie der oberflächliche, keiner tüchtigen Arbeit fähige Horace Illusion um Illusion in ihr zerstört, wie er klein und theatralisch ist bei dem schrecklich hereinbrechenden Mangel: ja, wie er unfähig ist, zu lieben. — Martha ist stark in ihrer Schwäche: sie geht hinweg in ihrer Verzweiflung an ihm, geht hinweg, ohne ihm irgend eine Spur für's Wiederfinden zu lassen: sie geht nicht in den Tod, wie wünschenswerth ihr dieser auch sei, sie geht in das vollständigste Pariser Elend mitten hinein. In einer Dachkammer gebiert sie ihr Kind der Schmerzen, das von der Händearbeit der erschöpften Mutter ernährt werden soll.

In dieser Dachkammer nagt sie am Hungertuche, im

Juni 1832, als der Aufruhr bei Lamarque's Begräbnisse durch die Strassen donnert, und als, nachdem die Regierung gesiegt, ein Flüchtling, der von Dach zu Dach verfolgt wird, schwer verwundet und halbtodt durch ihr Fensterlein in ihre Kammer stürzt. — Dieser Flüchtling ist Paul: die Policei ist hinter ihm, und mit Gefahr und grosser Geistesgegenwart verbirgt sie ihn, rettet ihn, pflegt ihn, theilt ihr thränenfeuchtes Brod mit ihm, von einer gutmüthigen Nachbarin unterstützt.

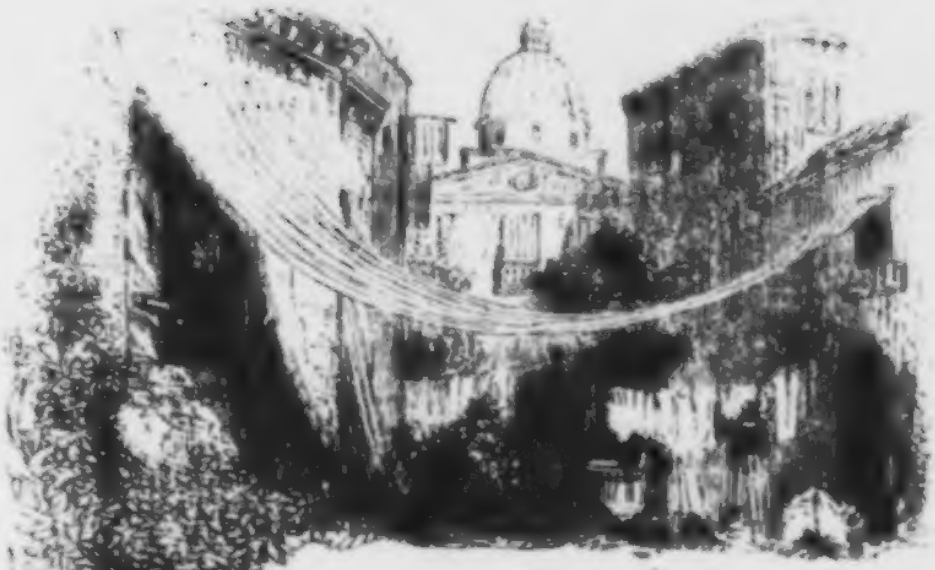
Hier ist die Grenze des Kampfes. — Es ist gleichgiltig, dass Horace sich bei einer schönen Gräfin tröstet: Martha hat die Schwäche ihres Herzens für ihn überwunden, und die Freundschaft und Achtung für Paul zu einer wohlthuenden Neigung auferzogen. — Der Leser fürchte nicht, dass hier die Poësie gut bürgerlich verletzt sei. — Georges Sand weiss in solchen Lagen, welche der herkömmlichen Poësie widersprechen, Uebergang auf Uebergang so geschickt zu bewerkstelligen, dass man wohl befriedigt wird von der Gattin Paul's, die nicht gerade, wenigstens nicht bald, von der Neigung für Horace befreit, aber doch von dieser Neigung geheilt wird. — Denn sie sieht ihn wieder, sie sieht ihn sogar wieder zu ihren Füssen, und sie schwankt wohl! — Es hat sich nämlich in ihr, nachdem das Elend der Dachkammer durch Paul's Energie und unerschütterlichen Fleiss überwunden ist, Interesse und Talent für das Theater entwickelt: sie ist aufgetreten, sie hat Glück gemacht, sie ist eine gefeierte Künstlerin geworden. — Wie hätte sie, als solche, Horace verborgen bleiben können! — Hätte er sie in der Dachkammer wiedergefunden, so hätte er sie schwerlich Paul beneidet! Aber eine gefeierte Künstlerin! — Und hier, bei seinem erneuerten Sturme auf ihr Herz, weiss der Autor die Dürftigkeit dieses Herzens so überzeugend für Martha zu enthüllen, dass auch der poëtische Leser *für* sie bleibt, wenn sie Horace von sich stösst und Paul's Gattin bleibt. — Dafür ist auch Martha nicht angelegt, wie Juliette in

Leone Leoni : ihr Reiz ist nicht ein romantischer, sondern ein bürgerlicher.

Auffallend ist in diesem Romane, wie sehr die Hauptpersonen denen in *Indiana* entsprechen : Horace dem Raymon, Paul dem Ralph, Martha der Indiana. — So tief mögen diese Grundzüge in die Seele des Autor's gegraben sein! — Wer so hingebend schreibt, wie Georges Sand, hat wohl überhaupt, wie täuschend es aussehen mag, nur einen kleinen, der eignen Person tief entnommenen Kreis von Grundbildern, welche das reiche Talent hundertfach und bis zur vollsten Unkenntlichkeit verwandeln und verkleiden, welche es aber nicht verlassen kann. — Ein solches Talent will nicht schildern, sondern wirken. — An Reichthum ist ihr also ein schildernder Sinn überlegen : dafür überbietet *sie* ihn an Macht.

CONSUELO.

(AUS DEM ROMANE »*CONSUELO*«.)



Mit diesem Romane treten wir unmittelbar in die Werkstatt des Dichters: der Roman ist noch nicht vollendet, die sieben Bände *Consuelo* beschliessen ihn noch nicht, und die *Gräfin von Rudolstadt* hat die Fortsetzung desselben begonnen. — Ferner wird der Roman aus der Lieblingsstadt Venedig plötzlich in unser Vaterland Deutschland versetzt: Georges Sand ist zum ersten Male mitten unter unsern Bergen und Wäldern; endlich ist Consuelo ein poëtisch ausgeführtes Portrait der so reich begabten Pauline Garcia, die wir kennen, die wir als Schwester der berühmten Malibran bewundern, und namentlich darin bewundern, dass sie das grosse Familientalent in ganz anderer Weise bethätigt, als die verstorbene

Schwester: — lauter Eigenschaften, welche unsere Aufmerksamkeit und Theilnahme doppelt erregen.

So weit der Roman bis jetzt vorliegt, fesselt uns die ungewöhnliche Erscheinung: dass Consuelo Act für Act sich neu entwickelt, dass eine Künstlernatur in unabsehbarem Reichthume, unerwartet, und doch stets organisch, vor uns aufgebaut wird. —

Der Anfang dieses Romanes, innerhalb der *corte Minelli* und auf dem Theater in Venedig, ist unnachahmlich lieb und reizend. — Consuelo ist ein armes Musikantenkind, eine Waise, welche zigeunerhaft aussieht, und aus Spanien stammt. — Ihr Name *Consuelo* bedeutet *Trost*. — Des Trostes hat ihre unglückliche Mutter bedurft, welche bänkelsängerisch herumgezogen ist, und offenbar ein tiefes Leid edlerer Art in sich verschlossen hat. — Des Trostes bedarf das unschöne, junge Mädchen, welches Nichts, als eine gewisse wilde Grazie, Anlage zur Musik und tiefes Gefühl für Tugend zum Fortkommen in der Welt erhalten hat. — Man müsste denn den jungen, leichtsinnigen Burschen Anzoleto, ihren Jugendgespielen, als eine Stütze für sie gelten lassen. — Aber Anzoleto wird ihr gar bald gefährlich. — Sie wird in der Gesangsschule des strengen Meisters Porpora zur strengen Sängerin ausgebildet; Anzoleto wächst rascher in der schimmernden, italienischen Gesangsweise zum Sänger auf, und ist höchlichst erstaunt, plötzlich seine unscheinbare, kleine Freundin ausgezeichnet zu sehen, als eine Sängerin-Novize ersten Ranges. — Jetzt erst wird er aufmerksam, dass Consuelo eine begehrenswerthe Jungfrau, und nachdem die reizend naiven Untersuchungen zwischen ihr und ihm, ob sie schön oder garstig sei, vorüber sind, nachdem die Zudringlichkeit eines vornehmen Dilettanten die Begehrenswürdigkeit Consuelo's in Anzoleto's Augen entschieden, wird auch er ein Genuss-verlangender Liebhaber. —

Consuelo, keusch und ernst, weist ihn zurück, und zu seiner

Ueberraschung schliesst sie ein Engagement ab mit dem ersten Theater Venedig's.

Ihr Erfolg ist ausserordentlich, und Anzoleto, der, mit scheinbar glänzenderen Mitteln ausgerüstet, neben ihr auf der Bühne erscheint, wird von ihrer edleren Kunst ebenso in den Schatten gedrängt, wie ihn Consuelo's edlere Liebesnatur in Liebesverlangnissen zurückgedrängt hat. — Dennoch liebt sie ihn, und es ist ihr ein tiefer Schmerz, als er, in leichtsinnigem Aerger, sich ihrer Nebenbuhlerin auf dem Theater, der Corilla, zuwendet: ja, als sie nicht mehr zweifeln kann, dass er ihre Liebe verräth, und in sinnlicher Wollust der Corilla sich hingiebt, verschwindet sie plötzlich aus Venedig. — Man hört sagen, sie sei nach Wien gegangen, um dort in einer neuen Oper Porpora's aufzutreten.

Dies ist der erste Abschnitt, welcher den darauf folgenden nicht im Entferntesten erwarten lässt. Im Böhmerwalde, auf dem alten Schlosse der Grafen von Rudolstadt, spielt dieser.

Consuelo ist erschreckt von der Laufbahn einer öffentlichen Künstlerin, und hat sich von Meister Porpora in diese wilde Einsamkeit senden und an das Grafenhaus empfehlen lassen. — Aber hier herrscht Menschenunglück ganz anderer Art. — Der Erbe des Hauses, Graf Albert, ist die befremdlichste, räthselhafteste Erscheinung geworden, zu schwerer Betrübniss der Seinigen. Er zeigt sich in seltener Rede als eingefleischten Feind der Adelsvorrechte, der katholischen Priester, ja, der katholischen Religion, er verschwindet oft plötzlich Wochen, Monate lang, er verkehrt mit einem blödsinnigen Czechen, er zeigt erschreckende Sympathieen für das geächtete und veraltete Hussitenthum, er ist offenbar schwer gestörten Geistes. — Verrückt kann man ihn nicht nennen; denn was er spricht, ist von furchtbar tiefer Bedeutung und ist verständlichen Sinnes voll, sobald es auf die Alltagskreise der Anschauung eingeht.

Hier vertieft sich nun der Roman in eine Romantik, die einem unserer verwegensten Romantiker nicht verwegener zu Gebote steht. Consuelo geräth in die unterirdischen Gewölbe alter Hussitenhöhlen, in denen Albert zu hausen pflegt, sobald er aus dem Schlosse verschwindet. — Sie besteht die entsetzlichsten Gefahren, sie dringt zu ihm, sie tröstet ihn, sie sieht sich von seiner Liebe, einer furchtbar innerlichen Liebe, bedroht, und hat doch nur Mitleid dagegen zu bieten. — Aber Mitleid im grössten Sinne des Wortes. — Denn sie erkennt und würdigt die grandiose Natur des Grafen Albert vollständig, und sie kann nicht mehr daran zweifeln, dass er nur durch ihr Entgegenkommen dem Leben und den Seinen gerettet werden kann. — Vielleicht ist ihr ein anderer Grad von Liebe für irgend einen Mann gar nicht gewährt von der Natur! In Venedig war Anzoleto für sie zu roh, und hier ist Albert vielleicht zu überschwenglich. — Sie entschliesst sich, ihm Hoffnung zu geben, Hoffnung für die Zukunft. Begierig ergreift dies Graf Albert — er lebt auf, und die Seinigen, wie

erstaunlich ihnen auch das Opfer dünkt, fügen sich seufzend darein, einer abenteuernden Sängerin die Hand des Grafen Rudolstadt angeboten zu sehn. — Da erscheint Anzoleto, der ihr nachgespürt hat von Venedig, auf dem Böhmischen Grafen-Schlosse, und richtet die störendste Verwirrung an.

Consuelo flieht, und hier beginnt der dritte Abschnitt. — Sie flieht zu Fuss, und es gesellt sich zu ihr ein junger, eigenthümlicher Bursch, in dessen Gesellschaft sie die wunderlichsten Abenteuer besteht. — Dieser Bursch ist Niemand anders, als Joseph Haydn, dessen weiterer Förderung in Wien sie grossen Eifer widmet. — Das künstlerische Grundthema des Buches, Musik in edelster Bedeutung des Wortes, findet denn solcher Weise immer neuen Anhalt, nach allen Seiten gewendet und verhandelt zu werden. — Nirgendwo ist neuerer Zeit so innig, würdig und geschmackvoll für ernste, classische Kunst geschrieben worden, als in diesem Romane, und nirgendwo so wirksam. — Denn Georges Sand ist nicht mit Phrasen begnügt, geräth nicht in Uebertreibung, nicht in Empfehlung des Abgestorbenen, sondern ist ein Advocat classischer Seele.

Zum ersten Male erscheinen auch in einem Sand'schen Romane historische Figuren: — früher hat sie Dergleichen immer mit grosser Entschiedenheit abgelehnt: — Maria Theresia, Kaunitz, Trenck, und gegen Ausgang des Buches taucht schon Friedrich der Grosse auf, welcher in der *Gräfin von Rudolstadt* grösseren Spielraum gewinnen wird. — Interessant war es, dass gleichzeitig mit *Consuelo* der deutsche Roman *Thomas Thyrnau* erschien, in welchem ebenfalls Maria Theresia geschildert wurde. — Die Auffassung kann nicht verschiedener und charakteristischer sein: bei der deutschen Schriftstellerin ist die Kaiserin die gemüthliche Frau; bei der Französin aber ist sie die Kaiserin, und hier lenkt Geist, politischer Sinn und Schärfe der Ausländerin den Griffel.

Die Erzählung selbst führt, wie schon erwähnt, auch nach

dem Wiener Abschnitte, welchem ein arg abentheuerlicher Besuch auf einem Mährischen Schlosse, und das Begegnen mit Friedrich dem Grossen folgt, zu keinem Ende. — Graf Albert's Hoffnung ist von Consuelo nicht erfüllt worden, und der Gram hat ihn an den Rand des Todes gebracht. — Von dieser Nachricht und den Beschwörungen der Rudolstadt um Rückkehr wird Consuelo erreicht, als sie eben auf dem Wege nach Dresden und Berlin ist. — Sie eilt zurück nach dem Böhmer Walde zu dem sterbenden Albert, sie hält den Tod auf durch ihre Nähe; ja, sie fügt sich dem heissen Verlangen Albert's, welcher nur noch durch den Liebesgedanken für sie in Zusammenhang mit diesem Leben ist, sie fügt sich der Bitte eines Sterbenden, und lässt sich ihm vermählen.

Albert scheint beseligt, aber stirbt dennoch. — Er stirbt indess auf eine Weise, als ob uns sein Wiedererscheinen neben Consuelo noch einmal bevorstände, und in gespannter Erwartung sehen wir an diesem vorläufigen Schlusse den Schicksalen der *Gräfin von Rudolstadt* entgegen. —

DIE GRÆFIN VON RUDOLSTADT.

(AUS DEM ROMANE » *DIE GRAEFIN VON RUDOLSTADT* «.)

Unsere Dichterin schafft rastlos, wie die Quelle rastlos fliessen, der einmal geweckte Genius rastlos wirken muss. Kaum sind unsere kurzen Skizzen gedruckt, so hat uns auch schon die Fortsetzung der » *Consuelo* « in den Lieferungen der Révue indépendante eingeholt. Während ich dies schreibe, liegt diese Fortsetzung » *la Comtesse de Rudolstadt* « bis zum » épilogue « beendigt vor mir, und es dünkt uns zur verhältnissmässigen Vollständigkeit dieser Skizzen nöthig, dass von diesem Schlusse Consuelo's, des ausgedehntesten Sand'schen Romanes, Bericht erstattet werde.

Vor den Augen Consuelo's war Graf Albert auf der Riesenburg gestorben, nachdem er ihr noch durch Priesterhand legitim anvermählt worden war.

Die » Zingara «, die zigeunerhaft fahrende Sängerin, ist Gräfin von Rudolstadt. Wenceslawa, die alte Tante Albert's, ist nur über den Tod des letzten Sprossen der Rudolstadt noch betrübter, als über diese schreiende Missheirath. Für Consuelo aber sind sie nicht vorhanden, diese Rangstufen und äusserlichen Glücksgüter der Welt. Sie beruhigt Wenceslawa mit der Versicherung, dass sie keinen Gebrauch davon machen, sondern bleiben wolle, was sie war.

Sie folgt von Neuem ihrem Meister Porpora als Priesterin der Musik und zwar nach dem Norden.

Wir finden sie in Berlin wieder, und die Beschreibung des damaligen Lebens in Berlin unter dem jungen alten Friedrich nimmt zunächst alle Aufmerksamkeit der Dichterin in Anspruch.

Diese Beschreibung ist sehr merkwürdig und geistreich, wenn sie auch vor unserem hiebei näher liegenden deutschen Standpunkt nicht als richtig bestehen kann. König Friedrich ist darin wohl zu consequent als geistesstarker Despot geschildert. Mächtige künstlerische Consequenz ist allerdings in dieser Figur des Königs.

Er erscheint im Verhältnisse zu den französischen Philosophen, mit denen er sich umgab, im Verhältnisse zu seiner Familie und zu denen, welche sich durch allerlei Machinationen gegen den Despotismus des Königs dieser Familie anschlossen. Prinz Heinrich, der beinahe als Kronprätendent hervorgehoben wird, und Prinzessin Amalie, welche den vom Könige verfolgten Trenck leidenschaftlich liebt, treten hiebei in den Vordergrund. Er erscheint endlich als Liebhaber der Opernmusik und als wunderlicher Liebhaber Consuelo's, und in diesem letzteren, dem geschichtlichen Bilde Friedrich's nach, misslichsten Verhältnisse ist er mit grosser Künstlerschaft gezeichnet. Seine Unterredungen und Scenen mit Consuelo sind Meisterstücke.

Die Zauberer und Wunderthäter damaliger Zeit, die Caglio-

stro und Saint-Germain, die mystisch ausgerüsteten Geheim-Gesellschaften werden von hier an romantische Verbindungsglieder zwischen den weit auseinander liegenden Theilen des Romanes, so wie in » *Consuelo* » die mystische Welt Graf Albert's das Mark einer ungewöhnlichen Geschichte wurde, in welcher die Zingara eine Gräfin Rudolstadt werden konnte.

Liegt ein tieferer Zusammenhang darin? Gleichzeitig mit dieser auffallenden Wendung Georges Sand's erscheinen auch bei uns literarische Productionen, welche die Zauberwelt der vergangenen Jahrhunderte zum Thema nehmen. Ist dem speculirenden Skepticismus Georges Sand's trotz dem ausgesprochenen Siege über den alten Zweifel solch ein Trachten tiefes Bedürfniss? Ich sage » trotz », denn nur ihre Künstlernatur beschäftigt sich mit Wundern und Wunderlichkeiten, ihr geschulter Geist sucht bei alle dem immer wieder die Zugeständnisse der Phantasie zu belächeln und auszugleichen.

Kurz, auch die Unterredungen König Friedrich's mit Voltaire, d'Argens, de la Mettrie bewegen sich um die Wunder- und Zauberwelt, und die ungläubigen Philosophen sind innerlich gar nicht abgeneigt, mancherlei Derartiges zu gestatten. Nüchtern und rationell ist nur der König selbst, und höchst misstrauisch sieht er auf die Beschäftigungen seiner Schwester Amalie mit Zauberern und Zauber-Apparaten, mit Cagliostro, den er fortjagt, mit Saint-Germain und mit einem gewissen Trismegistus; höchst misstrauisch hört er auf die Nachricht, dass die » weisse Frau » der Hohenzollern jetzt eben im Schlosse nächtlings gesehen werde, ein Todesbote für ein Glied der königlichen Familie. Man fühlt, dass alle Umtriebe nirgends und keinen Augenblick vor ihm sicher sind, und erlebt mit Schrecken, dass Consuelo zu einem nächtlichen Male bei der Prinzessin Amalie und zur Anhörung der gefährlichsten Geheimnisse verleitet wird.

Hiebei wird sie denn auch in die bedrohlichen Intriguen des

Hofes verwickelt, welche dadurch für sie so bedrohlich werden, dass sie strenges Stillschweigen gelobt; sie erfährt mit Schrecken, dass ihre Lebensgeschichte, auch ihr Verhältniss zum verstorbenen Grafen Albert, bekannt ist, und erfährt mit Schrecken, dass ein Bund der » Unsichtbaren » bestehe, welchem nicht nur mächtige Kräfte gegen die Tyrannei des Königs, sondern auch mächtige Kräfte über die Todten zu Gebote stünden. Mit Entsetzen erzählt sie nun, dass Cagliostro ihr in einem Zauberbilde den Grafen Albert als einen lebenden Mann gezeigt, und dass sie denselben Mann, welcher dem Grafen Albert grauenhaft gleiche, in der Ferne an der Bibliothekthür des Schlosses gesehen habe. Die Todten sind nicht todt, wie der gemeine Verstand glaubt! heisst es, und in diesem scheinbar wieder erstandenen Albert wird Trismegistus erkannt. Aber nun kommt in jener Nacht eine Erscheinung der » weissen Frau » hinzu, und es kommen die gefährlichen politischen Geheimnisse hinzu, welche sie bergen soll, und die gefährliche Vermittelung zwischen der Prinzessin und dem aus Glatz entsprungenen Trenck, welche sie übernehmen soll; ja es kömmt, als sie endlich von dieser nächtlichen Zusammenkunft aus dem Schlosse tritt, der Graf Saint-Germain hinzu, welcher statt des erwarteten Dieners ihren Arm ergreift, und in diesen geheimnissvollen Zumuthungen gegen sie fort fährt — so dass sie plötzlich in Intrigue, Unwahrheit und schrecklichen Zweifel gestürzt ist, und kaum ihrer Sinne mächtig bleibt.

Eine Redoute im Opernhause vollendet das Peinliche ihrer Lage.— In Folge des Versprechens, welches sie der Prinzessin Amalie geleistet, muss sie hier an eine Maske Brief und Geldanweisung für Trenck einhändigen, eine Handlung dergestalt gegen den Sinn des Königs, dass dieser sie dafür trotz aller Vorliebe, welche er für sie hegt, wie einen Staatsverbrecher bestrafen lassen würde, wenn er Kenntniss davon hätte.

Und doch kann sie nicht lügen, und doch wird sie am

anderen Morgen vor den König geführt, und wird zur Unwahrheit genöthigt, wenn sie nicht die Prinzessin und wer weiss wie viel Andere unglücklich machen will!

Es steht auch nicht mehr der König Friedrich vor ihr, welcher im Opernhause sonst im Orchestre zu stehen pflegte, das Augenglas am Auge und mit völliger Aufmerksamkeit jeder ihrer Bewegungen und ihrer Coloraturen folgend, um dann diesem Parterre von Kriegern das Signal zum Applaudiren zu geben. Denn Niemand zahlte Entrée. Die Oper war des Königs Ausgabe und Vergnügen, und Niemand durfte sich äussern, als wenn er die Aeusserung veranlasste. Nein, dieser Friedrich, welcher ihr wohlwollte in all seiner Strenge und seiner herben Scherzhaftigkeit, war jetzt ganz dem Könige gewichen, einem Könige, welcher Verdacht hegt, und welcher Eröffnungen und Geständnisse verlangt.

Consuelo widersteht tapfer. Sie gewinnt es über sich, die Wahrheit zu umgehn; sie wagt es, empört von der empörenden Härte, welche ihr widerfährt, den König an Katte zu erinnern, der sich für ihn habe hinrichten lassen: — sie wird nach Spandau abgeführt.

All dies hat für den deutschen Leser, der seine vaterländische Geschichte ganz *à la française* behandelt sieht, etwas Wunderliches und Befremdliches, und er kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn Consuelo einmal in der Carosse durch Poellnitz abgeholt wird von Spandau, damit sie im Opernhause eine Rolle singe, und dann wieder nach Spandau in einen dürftigen Demagogenkerker zurück gebracht wird, zum traurigen Verkehr mit der Schwartz'schen Schliesserfamilie, zum Verkehr mit einem Rothkehlchen, welches an der Havel zwitschert und sich in das Gefängniss der einsamen Sängerin gewöhnt. —

Hier wartet denn sie und der Leser, da des Königs Härte unwandelbar erscheint, auf Hilfe durch die » Unsichtbaren. »

Und diese verkündigt sich auch endlich durch briefliche Nachrichten, welche das Rothkehlchen und Gottlieb Schwartz, der halb blödsinnige, halb somnambüle Sohn ihres Gefängnisswärters, bringt. Nachdem sie, wie uns scheint, mit zu grosser Seelenstärke das Gefängniss lange Zeit ertragen und es selbst dahin gebracht hat, die Richtung ihrer Gedanken in vorgezeichnete Gleise zu bannen, kömmt endlich die Nacht der Befreiung. Sie wird nicht ohne unerwartete Hindernisse überstanden, aber sie wird überstanden, und Consuelo erwacht von einer Ohnmacht auf der Havel. Zu ihrem Erschrecken gewahrt sie, dass sie im Rettungskahne an den Knieen eines verlarvten Unbekannten geschlummert.

Dies ist der Abgesandte der Unsichtbaren, welcher sich zu ihr in den harrenden Wagen setzt, aber weder spricht, noch die Maske ablegt.

Bis hieher hat die Heldin abgesondert von jener Consuelo, die wir kennen, vereinzelt, passiv sich verhalten, und wir haben uns vergeblich umgeschaut in dieser, dem eigentlichen Romane fremden Welt des Nordens nach den alten Anknüpfungsfäden. Geheimnissvoll erscheinen diese jetzt plötzlich auf dieser Flucht und in diesem Wagen. Geheimnissvoll für den oberflächlichen Leser, höchst befremdlich für den nüchternen und streng rationellen.

Die eintretende Wendung ist sinnlicher Art, insofern die sinnlichen Wahrnehmungen verdeckte Wege sind, welche unmittelbar zum Herzen und zum Geiste führen. Diese Verbindung, in deutscher Literatur am Nachdrücklichsten durch Goethe und Heinrich von Kleist ausgedrückt, ist selten, ja in solcher Ausdehnung neu bei Georges Sand: Consuelo sinkt im Schlafe an die Brust ihres maskirten Befreiers, und als sie halb erwacht, fühlt sie sich magnetisch hingezogen zu diesem Manne, dessen Stimme sie nicht gehört hat, dessen Antlitz sie nicht kennt. Ihre Sinnenwelt hat bisher unlösbar geschwie-

gen, selbst in Anzoleto's Armen, und dem Grafen Albert gegenüber hat sie einen Schauer empfunden bei dem Gedanken an Umarmung. Jetzt erwacht zum ersten Male in ihr, ganz und gar nur, wie es scheint, in der Wärme des Blutes, die lebhafte, der Umarmung bedürftige Liebe, welche einen heissen Kuss empfangen und erwidern lässt.

Wie sehr sie vor diesem einzigen Ausbruche erschrickt, wie sehr sie später, — besonders als die Möglichkeit, Albert könne leben, ihr näher gebracht wird, — wie sehr sie dagegen die erweckte wirkliche Neigung ankämpft: die Neigung ist stärker, als jegliche Einrede, als jeglicher Vorsatz, und sie muss sich halb jubelnd, halb verzweifelnd eingestehn, dass sie liebe, dass sie mit allen Kräften liebe.

Das muss sie, und sie hat das Antlitz dieses Mannes noch immer nicht gesehn, seine Stimme noch nicht gehört. Er hat sie mit Gefahr seines Lebens über die preussische Grenze gerettet, und sie, immer in südlicher Richtung fahrend, in ein Gartenhaus gebracht, wo sie in unmittelbarer Obhut der Unsichtbaren eine neue, allerdings milde Gefangenschaft bestehen muss. Diese scheint die Vorbereitung zu sein für ihren näheren Umgang mit dieser geheimen Gesellschaft, vielleicht für ihren Eintritt in dieselbe.

Sie hat einen Park um sich zu ihrem Spaziergange, aber er ist umschlossen, und es ist ihr verboten, die Grenzen desselben zu überschreiten und mit irgend Jemand in Verbindung zu treten. Es besorgt ein Diener ihre Tafel, aber er ist ebenfalls maskirt und darf ihr nur über die unverfänglichsten Dinge Auskunft geben.

Dagegen ist ihr eine Bibliothek mit seltenen philosophischen Schriften dargeboten. Und hier enthüllt sich ein Theil des Zweckes der »Unsichtbaren,« und das Ziel des Autors: Der Geist soll vorbereitet werden durch geschichtliches und philosophisches Studium, dass die religiöse und politische Gesell-

schaft die nöthigen Reformen und Ausbildungen unterlassen habe und gründlicher Umgestaltung bedürftig sei.

Wie sehr Consuelo's, des unverdorbenen Naturkindes, Seele dieser Einsicht und Bestrebung zuneigen mag, jetzt ist ihr Herz zu sehr in Aufregung, als dass sie mit gesammelter Kraft dergleichen betreiben könne. Ihr Geliebter ist in der Nähe, ja er bestürmt sie mit Briefen, welche die hingebendste Gegenliebe ausdrücken. Er heisst Liverani, er gehört zu den » Unsichtbaren », aber er ist bereit, mit ihr zu entfliehn, wenn sie Scheu habe vor dieser Gesellschaft, wenn sie fliehen wolle.

Da wird sie überrascht von der geheimnissvollen Einführung in den Kreis der Unsichtbaren, welche mit allen Schauern unterirdischer Zusammenkünfte umgeben, welche in Mäntel und Masken versteckt sind, welche ihr mystisches Examen, ihre mystischen Aufklärungen mit ihr beginnen. Neben den Reformplänen, welche sich an die ketzerischen Grundsätze aller Zeiten, von den Manichäern, Tempelherrn, Hussiten bis zu den Protestanten herab, anschliessen, und welche auf die Losungsworte » Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit » hinauskommen, neben diesen allgemeinen Interessen kommen ihre persönlichen streng zur Sprache, und sie wird als Gräfin von Rudolstadt behandelt, deren Gatte — lebe.

Die » Unsichtbaren » verlangen kein Opfer; sie wollen nicht eine Liebe weihen, wie sie in der Welt geweiht werde, sie wollen freie Wahl des Herzens, freiwillige, heilige Verbindung zweier Wesen, die für einander eingenommen sind.

Consuelo soll frei wählen zwischen Albert und Liverani, nachdem sie volle Aufklärung über Albert's Schicksal erhalten, und die Proben des geheimen Bundes entweder abgelehnt oder bestanden habe.

Einer der Unsichtbaren tritt unerwartet zu ihr in ihrem Zimmer, um ihr die versprochenen Aufklärungen über Albert's Schicksal zu ertheilen, ihr, die gepeinigt ist von der Wahl

zwischen Liebe zu Liverani und dankbarer Pietät, aufopferungslustiger Freundschaft, eingepflanztem Pflichtgefühl für Albert, ihr, die mit Schmerzen schon in sich beschlossen hat, die Liebe für Liverani zu opfern.

Dieser Unsichtbare enthüllt sich ihr als ein Weib, als — die Mutter Albert's, welche schon bei Consuelo's Anwesenheit auf Riesenburg viele Jahre lang als todt betrauert wurde.

So erhalten wir gegen den Schluss des Romans die Lebens- und Todes- und Auferstehungsgeschichte einer Figur, die bis jetzt nur als Schattenbild einige Male bei Schilderung Albert's erwähnt worden ist. — Diesen Uebelstand weiss allerdings das grosse Talent Georges Sand's unerwartet günstig auszubeuten: Körper, Seele und Schicksal der Mutter ist Vorbild und Erklärung des Sohnes. Das Befremdliche solcher Auferstehung, — denn eine solche muss doch auch bei Albert Statt finden — erhöht sich nicht durch ein zweimal nöthiges Wunder, sondern es erklärt sich natürlich. Wir legen kein besonderes Gewicht darauf, dass die Mutter, die unserer Theilnahme fern steht, körperliche Neigung zu Katalepsie und in Folge derselben zum Scheintode in sich trage, und wir erstaunen nicht ungebührlich darüber. Solchergestalt kömmt uns die Consequenz, dass der Sohn ebenfalls damit behaftet sein und zu gleicher Katastrophe geführt sein könne, fast organisch zu Sinne, und wir gleiten über die medicinischen Erklärungen hinweg, da wir uns der ausserordentlichen Körper- und Geistesbeschaffenheit des Grafen Albert auf Riesenburg sehr wohl erinnern.

Was dem Leser von weither angelegt und als lange vorbedacht erscheint, dem unterwirft er sich leicht, wie einem mächtigen Organismus.

Diese Mutter, Wanda, ein Abkömmling der Podiebrad und Erbe der protestantischen Neigung ihrer Familie, hat sich auf Riesenburg sehr unglücklich gefühlt, und ihre Seele nur mit einem Arzte, Marcus, austauschen können. Als sie körperli-

chen Leiden erlegen und begraben worden ist, hat Marcus, welcher ihr in heisser Liebe zugethan gewesen, ihren Leichnam aus der Gruft entwendet, und solchergestalt den Scheintod entdeckt und beseitigt. Um keinen Preis hat sie wieder im Lebenskreise auf Riesenburg erscheinen wollen, obwohl sie auch aus Zart- und Pflichtgefühl ihrem Geliebten die Rechte der Liebe nicht hat einräumen mögen. Der Beschützung ihres Sohnes Albert und den grossen Lebensplänen Marcus hat sie das wiedergewonnene Leben gewidmet. Diese Pläne haben zur Gründung der » Unsichtbaren » geführt, und diese weit verzweigte Gesellschaft hat es ihr möglich gemacht, den Sohn wie mit einer höheren Macht zu umgeben. Erst hat sie ihn auf seinen Reisen angesprochen und für ihre Lebensanschauungen gewonnen. Dadurch ist freilich ein übermässiger Sinn für Wunderbares in ihm nur genährt worden, da er sie hartnäkkig für die Seele seiner Mutter, die einen neuen Körper angenommen, gehalten hat. Es ist aber dadurch auch später die Rettung des ebenfalls scheintodt Begrabenen möglich geworden, ja die erst nach solcher Krisis erreichbare völlige Heilung desselben. Das krankhaft Unirdische, das früher sein Wesen erfüllte und Consuelo's Schauer vor ihm erregte, ist im Sarge und in den Höhlen des Schreckensteines zurückgeblieben, und Albert ist als gesunder Menschenfreund Mitglied der Unsichtbaren geworden und nach Berlin gekommen, um Consuelo wiederzusehn und im Nothfalle zu unterstützen.

Wir sehen voraus, welche Wahl die idealische Consuelo treffen wird, und, was schlimmer ist, wir haben längst vorausgesehn, dass man ein Geheimniss zu ihrer Prüfung oder Marter benützt, welches für den aufmerksamen Leser kein Geheimniss ist.

Dergestalt leidet der Leser nur mit ihr, ohne die Spannung mit ihr zu theilen.

Endlich kömmt denn die gefürchtete Nacht der letzten gros-

sen Probe, welche ihrer Aufnahme in den Orden und der Auflösung ihres Schicksales vorausgehen soll. Was können denn aber wohl nach Erledigung so vieler schmerzhaften Krisen noch für steigernde Proben erfunden werden, wenn es sich nicht um gar zu unschöne, materielle Schrecken handeln soll?

Zeugnisse des barbarischen Mittelalters sind es, denen sie allein gegenüber treten muss. Gefängnisse sind's voll der entsetzlichen Zeichen, wie grausam Menschen gegen Menschen wüthen können, aus Eigennutz, aus Roheit, aus tyrannischer Absicht, ja aus barbarischer Religiosität wüthen können.

Darunter ist folgender schauerliche Gedanke: « Neophyt, der Boden, auf welchem du wandelst, ist zwanzig Fuss tief und ist nicht Sand noch Erde — sondern ist menschlicher Staub, ist die Asche von zwanzig Generationen menschlicher Opfer.»

Darunter ist endlich ein weiter Saal voll lauter Marterwerkzeuge, erläutert durch die Aufschrift: « Sie sind alle sehr werthvoll und authentisch: sie sind alle in Thätigkeit gewesen », und noch entsetzlicher gemacht durch die Beischrift: « Es lebe die heilige Inquisition. »

Hier sinkt Consuelo in Ohnmacht. Als sie erwacht, ist sie von den höchsten Unsichtbaren umgeben, welche ihr sagen, dass sie trotz und zum Theil wegen der Ohnmacht die Proben bestanden habe. Die Schrecken, deren Zeugnisse sie mit Schaudern gesehen, bestünden zum Theil noch, wenn auch nicht mehr in so roher Gestalt; noch gäbe es Tyrannei aller Art in Staat und Kirche, noch gäbe es Krieg und Sklaverei.—

Ausserdem wird ihr verkündigt, dass ihre Ehe mit Albert aufgelöst und ihre Wahl frei sei. « Für welch ein unempfindliches und feiges Wesen haltet Ihr mich » —ruft sie,— wenn Ihr mir, welche dergleichen gesehn, noch zutraut, dass ich irgend eine persönliche Genugthuung suchen könnte! — Nein, es giebt Höheres zu thun, als sein Glück zu suchen! Und so

denkt Albert, und seine Hand begehre ich zur Stütze für den Weg des Märtyrerthums! »

Wohl denn, heisst die Antwort, blicke um Dich und erkenne, dass Gott Dir gewährt hat, Liebe und Tugend, Glück und Pflicht vereinigen zu können. — Albert und Liverani sind ein und derselbe Mann!

. . . . . .

Es liegt ziemlich nahe, was sich gegen diesen Roman *Consuelo- Rudolstadt* aufdrängt :

Er ist in dem jetzt modischen Style zu übermässigem Umfange ausgedehnt, und die schöne Kunstwelt Consuelo's, auf deren Ausbildung und Verherrlichung er offenbar angelegt war, geht in dem Getümmel unter.

Dies Getümmel ist bedeutungsvoll, überaus bedeutungsvoll, aber es ist nicht ohne Gewaltsamkeit in den Rahmen des Romans hinein gezogen, und behält dadurch etwas Fremdartiges und Gemachtes.

Der schöne Keim natürlicher Entwickelung der Charaktere und des Lebensschicksals, dieser Vorzug Sand'scher Romane, muss in der *Consuelo-Rudolstadt* einem vorgezeichneten principiellen Ausgange weichen : Consuelo folgt nicht mehr ihrem Naturel, sondern ergiebt sich einer mehr oder minder abstracten Convenienz und Pflicht. Sie betäubt ihr Herz und drängt sich zum Märtyrerthume : dadurch wird die Bedeutung auf Kosten des Reizes errreicht, und daraus entspringt allerdings ein vielfältiges geistvolles Flammen des Buches, es entweicht aber die Wärme.

Hinsichtlich der künstlerischen Composition täuscht sich der Autor, weil er *uns* nicht hinreichend täuscht. Wir wissen sehr bald, dass Liverani Albert selbst sein muss, und desshalb wird das Verfahren mit Consuelo für uns ein Experimentiren, welches unsere romantische Theilnahme beeinträchtigt. Eine doctrinaire Entschädigung, auch wenn sie in der ansprechen-

den Fülle Georges Sand's gewährt wird, bleibt eine Entschädigung.

Aehnliches gilt denn auch von den kühn zusammengetragenen Hilfsmitteln, welche geheime Gesellschaften heissen. Durch historische Richtigkeit werden sie nicht genügend in Schutz genommen, denn geschichtlicher Wahrheit nach gehören sie im Wesentlichen nicht in die angegebene Zeit vor dem siebenjährigen Kriege. Das Willkürliche ferner bleibt ihnen immer eigen, und desshalb sind sie zwar einem Romane leicht dienstbar, aber auch stets gefährlich. Hat dies doch Gœthe im *Wilhelm Meister* empfinden müssen, und doch entsprachen sie viel mehr seinem didaktischen Romane, und waren für ihn leichter zu handhaben, weil er sie nicht ein Jahrhundert weit zurück verlegen musste. Dies thut Georges Sand, und setzt sich der bedenklichen Untersuchung aus, wie viel der revolutionairen Gedanken als unzeitig ausgeschieden werden müssten.

Wäre aber auch dies nicht der Fall, die einseitig verdammende Darstellung der Ritter- und Herren-Zeit, wie sie in den Proben Consuelo's erscheint, ist in ihrer Uebertreibung von schwächerem Gehalt, als das Urtheil und die Anschauungsweise, an welche uns sonst die Romane Georges Sand's gewöhnt haben.

Nach alle dem müssen wir aussagen, dass die Wendung zur Doctrin dem ästhetischen Werthe dieses Romans, welcher so reizend und ästhetisch vielversprechend begann, mehr noch geschadet hat, als die bizarr verklärte Doctrin im »*Compagnon du tour de France*« dieser durchweg modern gehaltenen Handwerker-Poësie schaden konnte.

Ich brauche nicht hinzuzusetzen, dass hinter diesen Ausstellungen noch ein Buch voll Schönheit und Bedeutung ruht, wie es heutigen Tages eben nur Georges Sand schreiben kann.

NACHTRAG.

AURORA, MARQUISE D'UDEVANT.

Man möchte den Lesern gern beim Abschiede von diesen Frauenbildern Georges Sand's noch einen Blick in die Häuslichkeit der Dichterin eröffnen, und gebe desshalb in Folgendem die Schilderung eines Besuches, welchen ich ihr im Anfange des Jahres 1840 machen durfte.

Die Franzosen sind allerdings sehr zugänglich, sie sprechen leicht und ausführlich mit jedem Fremden: aber der Fremde irrt sich sehr, wenn er desshalb glaubt, die innere Welt der Franzosen leicht erfahren zu haben. Er hat nur ihre gesellige Verkehrs- und Gedankenwelt kennen gelernt. Mit Eröffnung ihres Familien- und ihres wirklich persönlichen Lebens sind sie sehr zurückhaltend. Desshalb war es mir von grossem Werth und Nutzen, durch Heine bei französischen Autoren eingeführt zu werden. Er ist mit

allen vorzüglicheren befreundet und steht in grossem Ansehn. Er war damals schon seit zehn Jahren in Frankreich, und hat seine Schriften mit solcher Sorgfalt, mit solchem Geschmack für das intimste Französisch übertragen, dass diese Schriften nicht mehr als Uebertragungen und der Autor nicht mehr als Fremder angesehen werden. Seinen » *esprit* « respectiren sie höchlich, und da sie einen solchen dem Deutschen nicht zutrauen mögen, so haben sie sich daran gewöhnt, den Gast unter französischen Autoren aufzuzählen.

Und Frankreich, das wechselvolle, ist gegen schriftstellerisches Talent von grosser Pietät. Für dies Talent, sagen sie, ist Glück und Zufall, Geburt und Geld vom geringsten Einfluss. Hier mehr denn anderswo müsse der Mann selbst dasjenige sein, was er gelte, und je mehr alle andere Aristokratie in vierzig Revolutionsjahren erschüttert worden ist, desto mehr ist schriftstellerische Auszeichnung unter den Franzosen zu Ehren gekommen.

Die anerkannten Autoren ferner verkehren unter einander gegenseitig mit viel grösserer Höflichkeit und Anerkennung, als bei uns. Auch diejenigen, welche einander im Dichten und Trachten äusserst ungleich sind, gestehen einander Werth und Berechtigung zu. Jedes neue Werk wird zunächst wie ein Gast, wie ein Geschenk behandelt; die etwaigen Fehler werden nur leise, nur allmälig hervorgezogen, und sie beseitigen, wenn sie überwiegend sind, das Werk dennoch, ohne dass dem anerkannten Autor Lust und Liebe zu Neuem verleidet würde.

» Sind Sie mit Madame Dudevant genauer bekannt? « fragte ich Heine, als wir bei sonnigem Wintermorgen in den Stadttheil hinauf fuhren, welcher gegen den Montmartre hin sich allmälig erhebt, und welcher jetzt wegen gesünderer Lage Modeviertel der vornehmen Welt wird. —

» » O ja! Vor zwei Jahren war ich oft bei ihr: aber ich habe sie seit zwei Jahren fast gar nicht gesehn. » »

» Sie sind aber doch beide in diesen zwei Jahren grossentheils hier in Paris gewesen? »

» » Im Ganzen ja, obwohl Madame Dudevant auch auf Reisen und auf ihrem Landgute im Berry gewesen: Paris ist gross. — » »

» Hat aber nur Eine Georges Sand. — »

» » Hat auch nur Einen Louvre, nur Eine italienische Oper, und man kömmt manchmal Jahre lang nicht hichin, nicht dorthin; der Tag ist zu mächtig. » »

» Wird Madame Dudevant Ihnen diese Vernachlässigung nicht übel genommen haben und Sie jetzt kalt aufnehmen? »

» » Ich denke nicht: sie lebt ja auch in Paris, und weiss, wie man ja doch geistig mit ihr fortleben muss: ich lese ja ihre Bücher. Der französische Autor ist nicht so ehemännisch empfindlich, wie der deutsche. » »

» Wer ist jetzt ihr Cavalier? »

» » Chopin, der Clavier-virtuos, ein liebenswürdiger Mann, dünn, schmal, vergeistigt wie ein Poët aus der Tröst einsamkeit. — » »

» Virtuosen müssen ihr besonders angenehm sein: war nicht auch Liszt eine Zeitlang ihr Liebling? »

» » Sie sucht Gott, und er ist ja nirgends schneller zur Hand, als in der Musik. Das ist so allgemein, das fodert keinen Widerspruch heraus, das ist niemals dumm, weil es niemals klug zu sein braucht, das ist Alles, was man eben will und kann. — das erlös't vom Geiste, der uns eben peinigt, und macht uns doch nicht geistlos. — Liszt stand ihr übrigens näher durch lebendigen Geist, als durch Musik; in dieser ist er ja nur Clavier-virtuos. » »

Der Wagen hielt in einer kleinen bergigen Strasse dieses Viertels vor einem unscheinbaren Hause. Durch dieses schrit-

ten wir hindurch zu einem kleinen Garten, der sich nach einem freundlichen Hause hinaufzog. Der Schnee war geschmolzen und der grosse Rasenplatz vor den Fenstern sah grün aus, als ob es Frühling werden wollte.

Ist die Frau Marquise zu Hause? — » Sie ist so eben in's Boulogner Holz gefahren! »

Der gepriesene Sonnenschein hatte uns also geschadet, und wir mussten nächsten Tages denselben Weg machen. — Es war gegen zwei Uhr Mittags, als wir wieder fragten. Sie war zu Hause, aber noch zu Bett. Heine zeigte sich bekannt im Hause und wurde gemeldet.

Wir sollten ein Wenig warten, lautete die Antwort, sie werde aufstehn und uns annehmen.

Sie bewohnt das Haus allein. Das Zimmer, in welches man uns führte, war einfach, reich ausgestattet, und das lebensgrosse Bildniss eines wunderschönen Knaben mit langem schwarzem Haar, interessant und vortrefflich gemalt wie ein Van Dyk, sah von der Wand herab auf uns mit grossen fragenden Augen. — Es ist ihr Sohn, damals ein Knabe von 12 bis 14 Jahren, derselbe, um dessen Kränklichkeit halber sie einen Sommer auf der Insel Minorca verlebte, — » *un été au midi de l'Europe* » giebt in ihren Schriften Kunde davon. — Sie liebt ihren Sohn innig, und als wir ihr später ausdrückten, wie interessant und schön uns der Knabe erschienen wäre, schien sie sich höchlich zu freuen. Nicht wahr, sagte sie in naïvster Zuversichtlichkeit einer Mutter, es ist ein liebes Menschenantlitz?

Sie sass inmitten eines kleinen Zimmers neben dem Arbeitstische auf einem niedrigen Sessel, und trank den Café, welchen ihr Chopin bereitete. Sie empfing uns mit heitrer Herzlichkeit. Heine scheint ihr sehr werth zu sein: als er ihr die schöne, volle Hand geküsst, strich sie ihm das Haar von der Stirn, und schalt ihn äusserst anmuthig, dass er sie so lange nicht aufgesucht. Sie war in einen eigenthümlich geschnitte-

nen, braunen Morgenrock gehüllt. Der volle, runde Kopf war unbedeckt; ihr schwarzes, überaus reiches Haar war griechisch gescheitelt und in einen tief hinab gehenden Knoten geschlungen. Sie ist von Mittelgrösse und voll gebaut. Der Kopf selbst ist in seiner Rundung von so weichen Linien, dass er den Malern selten wohl gelingt. Der Bildhauer nur kann ihn erschöpfend nachbilden.

Die in Deutschland verbreiteten Vorstellungen von der Mannweiblichkeit dieser Frau sind ganz geeignet, über Erscheinung und Charakter derselben irre zu leiten. — Georges Sand ist im Leben, wie in der Schrift, viel mehr Weib, als manche vorsichtige, der Convenienz sklavisch unterworfene Dame, welche an der sogenannten Unweiblichkeit Georges Sand's äusserst empfundenes Aergerniss zeigt. In Sand's Büchern das Weib nicht in aller Ausdehnung zu finden, zeigt von Achtlosigkeit oder Unkenntniss. Wie ist alles weich, wie sind auch die äussersten Gegensätze so schmiegsam gefasst, als harrten sie schmerzensreich nur der Gelegenheit, sich umarmen und für ewig aussöhnen zu können! Wie ist der reiche Geist in diesen Büchern überall ein Geist des Herzens, der nur um Liebe, nicht um Rechthabens willen überallhin dringt: wie zeigt er sich in der Auffindung von Klüften und Wunden nur vom Drange nach Verbindung und Heilung geführt, nirgends vom Triebe, bloss zu erschrecken und aufzureizen! Und das wissen die Franzosen, welche einen gar aufmerksamen Sinn für weibliches Recht haben, das wissen sie sehr gut, und erkennen jetzt fast durchgängig ihren ersten Prosaisten der Neuzeit an in Georges Sand. Diese musikalische Prosa, dieser dem Französischen bisher so fremde, so unerreichbar scheinende Gewinn, sie ist ganz und gar eine Weibesgabe, und die wahllose Zusammenstellung Georges Sand's mit den übertreibenden, roh auf Contrast ausgehenden Romantikern, solche Zusammenstellung, wie sie sich beim deutschen Urtheile

über Georges Sand's oft vernehmen lässt, sie ist in Frankreich aller besseren Kritik unerhört, fast unbekannt.

Vor dem Mysticismus Georges Sand's im Gegentheil wird den Franzosen seit längerer Zeit ernstlich bange. Denn die Franzosen sind für religiöses Trachten wenig begabt, und sehen in Allem, was nicht klar und nett, eine versteckte Gefahr für ihre Sprache, für ihren Staat und ihr Leben.

Darin aber liegt just der persönliche Zauber dieser Frau, dass sie von » *Rose et Blanche* « und » *Indiana* « an all ihre Schriften in sich darstellt, den Lebensreiz der ersten Periode und das tiefsinnige Trachten der zweiten; dass sie dem Erscheinungsleben noch eben so theilnahmsvoll horcht und hingegeben ist, wie dem rein speculativen Gedanken. So fanden wir auch den Besuch, welcher sich nach und nach bei ihr einstellte: der Lebemann, der Schauspieler, kam wie der philosophische Priester, und der eine wie der andere war willkommen, und wurde in seiner Weise angesprochen und freundlich behandelt. Ja, nur eine solche Französin wie Georges Sand möchte im Stande sein, einen, aus so widersprechenden Elementen zusammengesetzten Salon zu anmuthigem und ergiebigem Gespräche zu bringen. Es war eingetreten: ein Rochefoucauld, ein Nachkomme des berühmten Frondeurs und Sevigné-Freundes, bekannt unter seinem Vornamen Sosthenes, als viel sprechender, überall in Begleitung eines kleinen garstigen Hundes anzutreffender, Cavalier der Legitimität. Ferner der berühmte Schauspieler Bocage. Endlich ein kleiner, dürftiger Mann, gehüllt in einen altmodischen, dunkelgrünen Ueberrock, einhergehend auf starkledernen Niederschuhen, welche in Gesellschaft grauer Strümpfe nach der bescheidensten Provinz aussahen. Madame Dudevant hiess ihn freundlich und vertraut willkommen. Er verbeugte sich hastig und ohne die sonstige französische Sicherheit hiehin und dorthin, und sein kurzsichtiges Auge bedurfte einiger Zeit, ehe es sich in der

Gesellschaft orientirt hatte. Dann kam er neben mich zu sitzen, bewaffnete sich mit einer grossen und solid gefassten Brille, und hörte eine Zeitlang schweigend dem Gespräche zu, welches Heine in diesem Augenblicke auf sein Lieblingsthema, den Sensualismus, zu lenken wusste, indem er mich, gleichsam bezüglich auf einen weiteren Zusammenhang, mit den Augen zur Beobachtung meines neuen Nachbars eingeladen hatte. Georges Sand, dies bemerkend, sah lächelnd mit halbem Blicke auf den neuen Ankömmling und dann auf Heine und nannte diesen einen Wildfang.

Der Ankömmling war Lamennais, jener bretonische Priester, welcher der Curie schon so viel Kummer, dem Staate schon so viel Sorge bereitet hat. Er sieht heute noch so aus, als ob er eben aus seiner Meernebel-Einsamkeit der Bretagne in die Hauptstadt käme. Darüber lasse man sich doch ja nicht täuschen, als ob die Pariser Gesellschaft kindisch der Mode nachgehe, und nicht zu unterscheiden wisse, wem die altmodische oder absonderliche Aussenseite angehöre. Diese leichtsinnige Gesellschaft erinnert sich durch lebhaften Geist oder durch Stolz alle Tage, dass sie über das Aeusserliche weit hinaus wolle. Wer irgend eine weitere Bedeutung hat, als die eines Salonmenschen, auf den verzichtet die Mode in Paris mit all ihren Ansprüchen, den lässt sie frei gewähren; sie bedingt sich nur Eins für die Abendgesellschaft, aber nur dies Eine wie ein Entréebillet: dies ist der Frack. Der Frack als Gesellschaftszeichen, nicht als Modeproduct — er kann sein, von welchem Schnitt er wolle und kann begleitet sein, von welcher Kleidung er wolle. Das Gesetz der formellen Uebereinkunft will man nur nothdürftig anerkannt sehn, weiter Nichts. So wird auch in keinem Orte der Welt das Gesellschaftsleben mehr erleichtert, als in Paris; man braucht nur ein freies Zimmer, was man Salon nennt, und nur ungefähr so viel Stühle, als Gäste, oder auch nicht einmal so viel, und dann etwa so viel

Gläser Zuckerwasser,— diese Eigenschaften sind hinreichend, eine Abendgesellschaft um sich zu versammeln von so viel Personen, als nur irgendwie Raum im Zimmer haben. Der Franzose will Nichts, als Gesellschaft und geistige Unterhaltung, nicht aber Essen und Trinken, wie in den deutschen Mittelstädten verlangt wird. Die übrige, Zeit gewinnende mässige Lebensweise kömmt dem Allem sehr zu Hilfe: vor dem Frühstück besucht man Niemand, und dann isst man nur einmal zwischen Fünf und Sechs; vor und nach dieser Ess-stunde macht Niemand einen leiblichen Anspruch, und dadurch wird die bessere Geselligkeit ungemein unterstützt.

Von Schriftstellerei war zunächst bei Georges Sand gar nicht die Rede, sondern von einigen öffentlichen Personen und vermittelst solchen Ueberganges von allgemeinen Interessen. Heine war an diesem Tage sehr aufgeweckt und führte das Wort. Madame Dudevant, noch Café trinkend, nahm nur hie und da eine Partie der Unterhaltung auf und erledigte sie in ruhiger, wohlwollender, sehr bestimmter Sprache. Sie scheint nicht nur sehr gut schreiben und sprechen, sondern auch sehr gut hören und schweigen zu können. Auch als die Gesellschaft grösser und das Gespräch durch die sarkastische Wendung, welche ihm Heine gegeben, sehr lebhaft geworden war, nahm sie auf dieselbe ruhige Weise am Gespräche Theil: sie hörte lange, erklärte sich in wenig Worten für eine ausgesprochene Ansicht, oder machte eine, von allen andern abweichende geltend. Drängte ihr Einer seine andere Meinung auf, oder bekämpfte er das, was sie für richtig hielt, so hörte sie ernsthaft und schweigend hin, unterbrach selten mit einem Worte, und erklärte zumeist am Ende der Entgegnung, dass sie diese Ansicht nicht theilen könne. Zur Bekräftigung führte sie nochmals ihren Hauptgrund an, liess sich aber wenig oder gar nicht darauf ein, im Hin- und Herstreiten einer Wahrheit nachzugehn. Die Resultate schienen ihr sicherer und wichtiger

zu sein, als die dialektische Bewegung derselben. Ihr Ausdruck dabei war ein milder Ernst, welcher, gewöhnlich nur wenn sie sich an Heine wendete, in eine milde Heiterkeit spielte, und auch wohl in ein kurzes gutmüthiges Lachen überging bei dessen meist unerwarteten und witzigen Entgegnungen. Nachdem sie den Café getrunken, rollte sie sich aus leichtem Tabak kleine Papiercigaritos zusammen, und sah sich dann, die Cigarrchen auf flacher Hand darbietend, in der Gesellschaft um nach wahrscheinlichen Rauchern. » Starker Schnupfer. Hofmann «, sprach sie zu Rochefoucauld, » rauchen nicht? « — Nein, Madame. — Bocage war ebenfalls noch frei von der in Paris eindringenden Sitte, Heine dessgleichen, und Lamennais kam gar nicht in Frage. — » Ah «, rief sie bei mir. » Sie kommen aus Deutschland, Sie rauchen mit mir eine Cigarre! «

Das Gespräch war auf den Cölnischen Streit in Deutschland, auf die Fragen über Kirche und Staat gekommen, und hierbei hätte Lamennais die Hauptfigur werden müssen. Wunderlich genug wurde es der, scheinbar am Wenigsten hiezu Berufene.

Lamennais, so feurig in seinen Büchern, erschien bei dieser Gelegenheit matt, wie ein deutscher Stubengelehrter. War es zufällige Stimmung, war es die ihm nicht zusagende Zusammensetzung der Gesellschaft? Ich weiss es nicht. Sein sanftes blaues Auge, die herunterziehenden Falten der Wange, die leise Sprache, das matte Ablehnen dessen, was ihm zuwider, das Alles wollte sich nicht reimen mit dem Bilde eines Kirchenreformators. Ich glaube nicht, dass er den Eindruck seiner » *Paroles d'un croyant* « noch einmal einholen, und dass er lange und kräftig genug leben wird, um etwas Kräftiges in's Werk zu setzen. Er ist ein interessanter Bestandtheil neuer Wendung, aber diese Wendung selbst, die Elasticität und gleichzeitige Gewalt, welche ihr inwohnen müssen, ist er nicht. Seid klug wie die Schlangen, ohne Falsch wie die Tauben — und stark wie die Löwen! heisst es heute, und so viel Eigenschaften be

sitzt er nicht. Dass er aus der Bretagne stammt, hat ihm sicherlich zu der speculativ religiösen Bahn verholfen, denn die Bretonen, ein hartnäckiger, gedrungener, alter Stamm, sind von allen Stämmen Frankreichs vorzugsweise mit religiösem Drange begabt. Descartes war von einer bretonischen Mutter geboren und focht für die Jungfrau Maria, obwohl er eine Philosophie erfand gegen die Jungfrau Maria. Chateaubriand, der Vater neufranzösischer Romantik und ein moderner Kreuzträger poëtischen Christenthums, stammt ebenfalls aus der Bretagne. Emil Souvestre, von geringerem Korne, aber durch » *Riche et Pauvre* » auch eine religiös-demokratische Richtung fördernd, desgleichen. Dieser bretonische Ursprung ist aber auch in andrer Weise bezeichnend. Er weicht ab vom französischen Grundelemente und bewirkt desshalb schwerlich einen thatsächlichen Umschwung in Frankreich. Das bretonische Tiefleben ist nicht französisch, ist viel verwandter mit englischem und deutschem Wesen, als mit dem gallischen Grunde, auf welchem noch heute ganz Frankreich liegt. Dieser Grund ist: Eile und Geschick, alle Gedanken in sogleich erreichbarer Form zu bethätigen. Der Gallier spricht und handelt rasch und geschickt. — So hat man Lamennais' kirchliches Oppositionsrecht zu politischem Hebel benutzt, hat den Priester zum Demagogen gemacht, und dafür verlässt ihn die bretonische Erbschaft.

Der Demagoge hat es mit behender, praktischer Welt zu thun. In dieser Gesellschaft war diese durch Heine vertreten, welcher französischere Fähigkeiten entwickelte, als Lamennais. Heine, welcher sonst selten in geschlossener Folge spricht und noch seltener in systematischer Geschlossenheit seine Gedanken vertheidigt, war in dieser Gesellschaft und im spielend ernsten Tone derselben plötzlich einmal überlegen kriegerisch und griff übermüthigen Geistes allen bretonischen Spiritualismus so eigenthümlich witzig an, dass Alles in Bewegung gerieth.

Georges Sand, ein inniges, nach Versöhnung der Gegensätze trachtendes Gemüth, ist ganz ohne Witz, und konnte nur versuchen, diesen Gang des Gespräches abzulehnen. Denn ihre, nach einem Dogma lechzende Seele kann durch dies verwegene Spiel des Geistes nur beunruhigt werden. Und doch war sie zu sehr Frau und Künstlerin, um nicht ein verborgenes Genüge an dieser Kunstfertigkeit des Geistes zu finden. So erschien sie in einer halben Verlegenheit, die sich äusserst liebenswürdig äusserte. Sie wollte den dogmatischen Freund Lamennais schützen, und musste doch über den witzigen Heine lachen: desshalb versuchte sie wohl abzulehnen, konnte es aber nur unwirksam versuchen, weil die, bei ihr selbst erregte Heiterkeit den völligen Willen und die völlige Ueberzeugung beeinträchtigte.

Alles sah auf Lamennais. Die Angriffe waren zu geistreich und zu fein, als dass er sie wie gesellige Unschicklichkeit oder Zudringlichkeit hätte ignoriren können. Bei den mannigfachen Wendungen ferner, welche das Gespräch schon genommen, und bei den ächt französischen tactvollen Erledigungen, welche es trotz der innerlichst uneinigen, aus Legitimisten, freien Monarchisten und Republikanern, aus Gläubigen und Ungläubigen bestehenden Gesellschaft immer gefunden hatte, erwartete Jedermann, Lamennais werde dieser Gesprächsrichtung einen bedeutenden Abschluss geben, besonders da Madame Dudevant zum Oefteren den Weg dazu anbahnte durch nachdrückliche Bemerkungen. Es geschah aber nicht. War es Mangel an innerlicher Freiheit, was Lamennais abhielt, diese andere, heiter und spitz sich ankündigende Welt mit einer liebenswürdigen Selbstverläugnung hinzunehmen? Er trachtete danach: er lächelte, er lachte, aber säuerlich, unerquicklich, wie Einer, der kein freies Lachen besitzt. Und doch gewann er auch nicht die Fassung, den spitzigen Waffen des Plänklers gegenüber die breite, schwere Waffe dogmatischer

Festigkeit auch nur mit einem Griffe zu enthüllen. Georges Sand selbst musste einschreiten dadurch, dass sie aufstand und Heine's Redefluss durch eine liebenswürdige, nach ganz anderer Gegend hinführende Frage unterbrach.

» Mein Gott «, sagte er eine Weile darauf, als wir Abschied von ihr nahmen, » solche Gelegenheit wird Einem selten: Sie wissen, dass er einmal nahe daran war, Papst zu werden, und Sie wissen, dass meine Schriften nicht nur, sondern mein möglicher Geist auf einen deutschen Index gesetzt worden sind. Wenn sich also solche Extreme im Schutz der Gesellschaft begegnen, so kann es eine pikante Form der Debatte geben. « —

Sie sind ein Schalk! sagte die Dichterin, und lachte ohne Rückhalt.

ENDE.

INHALTS-VERZEICHNISS.

Georges Sand 1
Edmée 1
Valentine 15
Louise 24
Alezia 31
Juliette 42
Pauline 50
Geneviève 58
Iseult 65
Die Marquise 72
Lélia 75
Die Saviniane 79
Mattea 87
Metella 87
Giovanna 92
Naam 98
Lavinia 105
Quintilia 109
Die Marquise 112
Noun 117
Indiana 122
Fernande 127
Martha 135
Consuelo 138
Die Gräfin von Rudolstadt 144
Nachtrag — Aurora, Marquise Dudevant 157

Die Karlsſchüler.

Schauſpiel in fünf Akten.

Von

Heinrich Laube.

Leipzig
Verlag von J. J. Weber.
1847.

Sächsische
Landesbibliothek
Dresden

1950 II e 2554

Die Karlsſchüler.

Schauſpiel in fünf Akten.

Zahlreiche Nachfragen, ob das Drama „die Karlsschüler" noch nicht als Buch käuflich zu haben sei, bestimmen den Herrn Verleger, diesen sechsten Band zu einer Zeit schon auszugeben, welche im gewöhnlichen Gange noch die erste Theaterlaufbahn des Stückes in sich begreift. Unsern mangelhaften Gesetzen nach sind aber Theaterlaufbahn und buchhändlerischer Verkauf eines Stückes geschworne Todfeinde. Ist dies nicht eine eigenthümliche Erfindung zum Gedeihen dramatischer Schöpfung? Gute Theaterstücke fordern wir mit höher gespannten Forderungen als irgend eine Nation, und die gemein irdischen Wege für die Laufbahn eines Theaterstücks verschließen wir ebenfalls sorgfältiger als irgend eine Nation. Ist diese Logik eine absonderliche, oder ist es gar keine?

Sobald nämlich ein deutsches Stück im Buchhandel erscheint, kann es von jeder Bühne ohne das geringste Honorar für den Verfasser aufgeführt werden. Die Bühne zahlt wie jeder Privatmann ihren Thaler Ladenpreis dem

Buchhändler und wirthſchaftet nun mit dem Stücke, wie ſie mag. Was doch eigentlich nur verkauft iſt zum Leſen, das wird für ſie Gegenſtand eines Geſchäftes. Sie theilt es in einem Abende tauſend Menſchen mit, welche nun das Buch nicht mehr zu leſen und zu kaufen brauchen, und es iſt nicht die Rede davon, ob hierdurch ein wichtiges Eingenthumsrecht verletzt werde. Ja, ſie verſchneidet, verſtümmelt, verwerthet es nach Gutdünken, unbekümmert darum, ob der Verfaſſer ſein Stück für die Bühne ganz anders eingerichtet habe als für das Leſepublikum, unbekümmert, ob ſolchergeſtalt der Ruf des Stückes und des Verfaſſers leiden können. Das Stück iſt gute Priſe, ſobald es im Buchhandel erſchienen iſt, und der Verfaſſer hat den Bühnen gegenüber kein Recht mehr zu irgend einer Forderung, zu irgend einem Einſpruche.

Unſere beiden größten Theater, das Burgtheater zu Wien und das Hoftheater zu Berlin, haben früher als die juriſtiſche Behörde die Einſicht gehabt, daß hier ein Unrecht vorliegt, und haben für ſich dieſen Unterſchied zwiſchen Manuſkript und Buch aus eigner Billigkeit aufgehoben. Sie honoriren auch das im Buchhandel erſchienene Drama. Bei allen übrigen Bühnen iſt es ein Akt einzelnen Wohlwollens, wenn ſie dies thun, und obwohl wir neuerdings in all dieſen Punkten Fortſchritte gemacht und in den meiſten Beziehungen ſolcher Art einen anſtändigeren Stil gewonnen

haben, obwohl wirklich heutiges Tages die Direktoren der zunächſt folgenden Hof-Bühnen zu Dresden und zu München und wahrſcheinlich auch die edleren Stadtbühnen eine Ehre darein ſetzen, ſolch eine Benutzung auf Koſten des Verfaſſers zu verſchmähen, ſo ſind wir doch noch weit entfernt von einem Gewohnheitsrechte, welches ſich gegen ſchreiende Unbilligkeit einzuſtellen pflegt. Weit entfernt, und dieſem doch vielleicht näher als der Erringung eines Geſetzes! *)

Es iſt hier nicht der Ort die Rechtsfrage zu erörtern. Wir haben dies zu wiederholten Malen gethan vor den zuſtändigen Behörden des Vaterlandes, und haben keine Aenderung erwirkt. Zuletzt iſt es vor den ſächſiſchen Kammern geſchehn. Wiederum vergeblich, obwohl die erſte Kammer zuſtimmend auf unſre Petition einging. Die zweite Kammer hat, wenn auch mit geringer Majorität, unſer Begehren abgewieſen.

Wenn aber nicht eine Erörterung der Rechtsfrage hier am Orte iſt, ſo iſt's doch ein Hinweis auf die praktiſche Bedeutung der Frage. Dieſe Bedeutung iſt ſehr groß; denn das Intereſſe des Publikums am Theater und ſomit das Theater ſelbſt wird ungemein gehoben und geſtärkt, wenn das Stück zu gleicher Zeit darge-

*) Soeben erſcheint in Oeſterreich ein preiswurdiges Geſetz zum Schutze literariſchen Eingenthums — es giebt das im Buchhandel erſcheinende Drama ebenfalls frei.

ſtellt und als Buch verkauft wird. Die Neugier iſt ein Hebel von geringerem Werthe als die Wißbegier. Blos auf die Neugier zu ſpekuliren, wie dies bei unſrer Ausſchließung des gedruckten neuen Theaterſtückes geſchieht, iſt ein dürftiger, dem mannigfaltigen und tiefen Zwecke nicht entſprechender Stil. Und man verliert auch nicht einmal den Hebel der Neugier, wenn das neue Stück ſchon gedruckt vorliegt. Ein großer Theil des Theaterpublikums iſt nicht ſo eilig mit dem Kaufe eines Buches und bewahrt ſich die erſte Illuſion. Dieſer Theil des Publikums hat aber doch nach dem erſten Anſchauen das Bedürfniß, genau zu erfahren und ſtill zu prüfen was ihm ſchnell vorübergeführt worden iſt. Kann einem ſolchen Bedürfniſſe genügt werden, ſo iſt dies ein offenbarer Gewinn für tieferes Intereſſe am Theater. Man verliert alſo nicht einmal die Neugier, ſondern man veredelt ſie, und man gewinnt obenein den Hebel der Wißbegier. Alle beſſeren Theaterfreunde fühlen ſich doppelt angeregt, wenn ſie das Stück in Händen haben: ſie üben ihre Phantaſie, indem ſie ſich ſelbſt eine Vorſtellung machen, *wie* die wirkliche Vorſtellung wirken werde und wirken könne, ſie üben ihre geiſtigen Kräfte, indem ſie Debatten erregen, welche mit immerwährend möglicher Berufung auf die Einzelnheiten des Buches gründlich geführt werden können, ſie wecken ſolchergeſtalt in ſich ſelbſt die ſchlummernden Fähigkeiten für eigne dramatiſche Schöpfung, ſie ſpornen die

Schauſpieler zur Gründlichkeit; denn ſie haben die vollſtändige Kontrolle der Schauſpieler in der Hand, ſie nöthigen die Kritiker zu gründlicher Wahrheit aus demſelben Grunde, ſie werden mit einem Worte zu viel größerer Mitwirkung ermächtigt. Und je mehr Menſchen betheiligt werden, deſto vollſtändiger wird jede Sache.

Dabei iſt der Gleichgültigen noch gar nicht gedacht, derjenigen nicht, welche ſich ohne Inhalt in den Geſellſchaften umhertreiben, und welche nun plötzlich in einem überall vorräthigen neuen Theaterſtücke einen überall verſtändlichen Inhalt finden; es iſt derjenigen nicht gedacht, welche durch Lebensart und unüberſteigliche Hinderniſſe vom Beſuche des Theaters ausgeſchloſſen ſind, und welche nun auf einmal durch das vorhandene Buch an einer Welt des Intereſſes Theil nehmen können und zu einer Zeit Theil nehmen können, während welcher dies Intereſſe durch Aufführung des Stückes ſeinen Höhepunkt erreicht.

Das Alles, was ich hier nur andeuten und nicht einmal erſchöpfend andeuten kann, wie wichtig wäre es beſonders in Deutſchland, wo man mehr denn anderswo der Gründlichkeit zuneigt, wo die Lektüre der geſuchte Vorhof iſt für Alles, wo man ſo gern vorbereitet iſt für öffentliche Handlung, wo die Bildung wirklich verbreiteter iſt als in irgend einem Lande der Welt, wo alſo ein gedrucktes Buch mehr Theilnehmer findet als

irgendwo, wo ſo gern jedes Ländchen, ja jedes Städtchen ein ſelbſtändiges Urtheil haben möchte und doch über Theaterſtücke aus Mangel an gutem Theater, aus Mangel an irgend einem Theater nicht haben kann! Das Land der Centraliſation hat dieſe gründliche Hilfsbedingung für ein mächtiges Theater längſt eingeſehen und eingeführt, Frankreich, welches mit ſeinem Paris dieſes Hilfsmittels viel eher entbehren könnte als Deutſchland, Frankreich hat dies Hilfsmittel längſt in Wirkſamkeit! Dort begreift man nicht, wie an der Rechtmäßigkeit, ja Nothwendigkeit deſſelben zu zweifeln ſei. Im innerſten Weſen dieſer Frage iſt es wie mit dem Nachdrucke, obwohl der äußere Anſchein entgegengeſetzt iſt. Der kurzſichtige Volksfreund meint der Mehrzahl einen Dienſt zu erweiſen, wenn er den Nachdruck gut heißt, weil er ſolchergeſtalt die guten Bücher wohlfeil und verbreitet mache. Aber er überſieht, daß für jeden Strom eine Quelle nöthig iſt, er überſieht, daß keine guten Bücher entſtehen, wenn die Entſtehung derſelben nicht ſorgfältig geſchützt, wenn für den Urheber eines Buches nicht die Möglichkeit einer großen Eigenthumsſchöpfung geſichert wird. In dem Staate des Eigenthums ermuntert man nur zu Schöpfungen, wenn man ihnen Lohn ſichert. Das Theater gedeiht nur, wenn man die Quelle des Theaters, die Dichter kräftigt! Weil man ſie für Nebenperſonen erachtet hat, iſt dies wunderliche Nachdrucksrecht mit Theaterſtücken, das heißt

ein frei gegebenes Aufführen der bereits gedruckten Stücke entſtanden. Die bloßen Verwaltungen zur Hauptſache machen, wie man ſolchergeſtalt in Deutſchland gethan, die Direktionen, welche nur vermitteln, nicht aber erzeugen, zum Hauptaugenmerk des Schutzes nehmen, das iſt die verkehrte Welt. Und was iſt's für ein Schutz! Für jede einzelne Direktion eine Kleinigkeit an Honorar, für den Dichter aber die ganze Summe all dieſer Kleinigkeiten, das ganze Honorar! Weil zwanzig ſolcher Direktionen einige Louisdor ſparen können, entzieht man der ganzen Nation das Urtheil und die Theilnahme an einem neuen Drama, indem man den Dichter abſchreckt, ſein Werk im entſcheidenden Augenblicke der ganzen Nation durch den Druck mitzutheilen. Hat das einen haltbaren Sinn? Und nur die mittelmäßigen Direktionen verlieren die Paar Louisdor Honorar, nur die ſchlechten und trägen verlieren ſie, nur diejenigen, welche nicht eifrig auf Darſtellung neuer Stücke bedacht ſind, nur ſie werden nicht mehr wie jetzt entſchädigt durch Honorarfreiheit für ihr nachläſſiges Zuwarten, alſo nur die Trägheit und Nachläſſigkeit wird beeinträchtigt, wenn morgen das gedruckte neue Stück ſeinen Honorarpreis behält; und dieſem kläglichen Schutze wird in gedankenloſem Schlendrian ein ſo großer Zweck geopfert!

Möge dieſe Erinnerung unſre Geſetzgeber mahnen, einem Verhältniſſe nachzudenken, welches das Nachdenken

wohl verdient. Da in dieser Einleitung und diesem Buche vorzugsweise von Schiller die Rede sein wird, so will ich hierbei aus Schillers eigener Praxis ein Faktum erwähnen, welches dasselbige Thema berührt. Als Schiller den Wallenstein schrieb, lag die Honorarzahlung der Bühnen noch tiefer im Argen als jetzt, und dies war für Schiller kein geringes Hemmniß. Er war darauf angewiesen von seinem Talente den größeren Theil seines Einkommens zu beschaffen, und wenn er zögernd nach langer Pause wieder an dramatische Arbeit ging, und wenn er zweifelnd ausrief vor dem ernstlichen Beginnen des Wallenstein: „Soll ich denn wirklich so viel Zeit und Kraft an ein mißliches Unternehmen wagen?!" so war der unsichere Ertrag eines Theaterstückes in Deutschland auch ein Moment in diesem zagenden Zweifel. Allerdings nur ein Moment, und ich möchte nicht im Erfernteſten behaupten, daß diese Alltags-Rücksicht einen Dichter wirklich bestimmen oder abhalten könne. Aber auch das geringste Moment hat seine Schwere und kann einen unglücklichen Ausfall bewirken, sobald die Wagschalen schwanken. Wenn nun Schiller in jenen neunziger Jahren um einen Grad ärmer war, wenn er zum Beispiel nicht durch die ungewöhnliche Großmuth jener holstein-schleswigschen Grafleute unterstützt wurde, durch dies Geschenk von dreitausend Thalern, welches ihm die Augustenburg und Schimmelmann so liebenswürdig auf-

drängten, lag es dann nicht nahe genug, daß die Wagſchale gegen das Drama ſank? Und doch datirt von dieſem Wendepunkte das Glück des Vaterlandes: in „Wallenſtein“, „Maria Stuart“, „Jungfrau von Orleans“, „Braut von Meſſina“, „Wilhelm Tell“ ein klaſſiſches Drama erhalten zu haben binnen ſechs Jahren! Wahrlich, das Glück hat ſie uns gebracht, unſre Anſtalten und Geſetze haben nicht die geringſte Förderung, wohl aber recht ſehr der Rede werthe Hemmniß ausgeübt. Ich leſe immer mit Leidweſen die Stellen aus Schillers Briefen jener Zeit, welche dieſe Wunde berühren, und welche zeigen, daß er gar wohl ſorgenvoll auch mit dieſer äußeren Wunde beſchäftigt war. Noch vor Beendigung des Wallenſteins ließ er durch Herrn von Stein Unterhandlungen anknüpfen in Breslau, alſo mit einem Theater zweiten Ranges, ob er nicht eine kleine Zahl von Louisdor erhalten könne, wenn er ſein Stück hinſende vor Erſcheinung deſſelben im Buchhandel. Und die Ermunterung wurde ihm nicht, das Theater fühlte ſich nicht berufen, dies kleine Honorar zu zahlen; die Aufführung kam dem Theater noch zeitig genug, wenn das Stück im Buchhandel für einen Thaler zu haben ſein werde!

Es liegt alſo dies äußerliche Thema nicht ſo ganz fern von dem Dichter, welcher Mittelpunkt dieſes Buches iſt.

Ich habe nun zu erzählen, wie ich auf die ver-

wegene Idee gerathen sei, den erst seit vierzig Jahren Jahren abgeschiedenen, unsrer Nation so vorzugsweise und so persönlich werthen Dichter zum Helden eines Theaterstückes zu wählen. Die Idee ist schon vor neun Jahren in mir aufgetaucht, und zwar bei Abfassung meiner Literaturgeschichte. Die Jugendgeschichte Schillers war damals durch Hoffmeisters gutes Buch „Schillers Leben, Geistesentwickelung und Werke im Zusammenhang", dessen erster Band 1838 erschien, sehr erleichtert. Die erste Entwickelung des großen Dichters ist so ungemein belebt durch charakteristische Verhältnisse und Begebenheiten, daß sie sich von selbst zu einer Kunstform darbietet. Ich fand nur keinen Schluß dafür; denn die Flucht Schiller's als bloße Begebenheit war mir kein genügender Schluß. Deshalb ließ ich den Plan einer solchen Komposition versinken im Hintergrunde des Sinnes und Gedächtnisses. Zu wiederholten Malen erhob er sich wieder mit einzelnen Figuren und Scenen und winkte mir fragend tief aus dem Dunkel. Traurig mußte ich das Haupt schütteln; denn ich sah keine Möglichkeit eines künstlerisch befriedigenden Endes. Die Größe des Namens, das muß ich eingestehn, hielt mich nicht ab; es schien mir im Gegentheile besonders gerathen, eine Charakterentwicklung zu versuchen, für welche uns die geistigen und gemüthlichen Motive so erkennbar und so ansprechend vor Augen liegen. Freilich dachte ich nie an einen andern Schiller

als an den Schiller von Stuttgart, an den Karlsſchüler und Regimentsfeldſcheer, den Verfaſſer der Räuber und des Fiesko. In ſeinem Werden lag mir ſeine Romantik. Den fertigen Dichter, den gereiften Mann, den großen Schiller darzuſtellen, das ſchien mir ſtets und ſcheint mir noch ein Wagſtück, welches nicht nur meine Kräfte überſteigt, ſondern welches auch meines Erachtens für den künſtleriſchen Zweck noch nicht geeignet iſt. Erfundene Helden der Gegenwart kann man in Scene ſetzen: ſie brauchen nur den Anſprüchen Rede zu ſtehen, welche wir ſelbſt mit ihnen erwecken. Geſchichtliche Größen aber, welche noch ganz und gar der Gegenwart angehören, gerathen in falſches Licht. Die Atmoſsphäre iſt noch ſo durchſichtig, die Verhältniſſe des Bildes erſcheinen nüchtern, nüchterner wenigſtens als ſie in unſrer Phantaſie ruhen, die ſo nahe liegende Wahrheit der Alltagsverhältniſſe wirkt platt, weil ſie nicht Gegenſatz genug bildet zu der Gedanken- und Thatenhöhe des Helden, und was die Hauptſache iſt, der Held ſoll ganz, ganz ſo wie er kurz vorher unter uns geſtanden, wiedergeſchaffen werden. Um den vollen Dichter Schiller wiederzuſchaffen, müßte man alſo wenigſtens die Dichtungsfähigkeit eines Schiller haben. Wem wird ſolche Dreiſtigkeit beikommen! — Jenſeits der Gegenwart verändert ſich Alles: die Ferne iſt an ſich ſchon eine Romantik, welche nur charakteriſtiſche Höhen und Grenzen zeigt, und welche die Unnahbarkeit der

Höchſten aufhebt, weil ſie eben nicht eine vollſtändige, nicht eine wirkliche Kopirung zuläßt. Der junge Schiller, der Verfaſſer der Räuber ſteht längſt in ſolcher Ferne: der ganze Inhalt einer neuen Weltepoche liegt zwiſchen ihm und dem Schiller in Weimar, ja für den vom Reich geadelten Schiller in Weimar, für dieſen fertigen Schiller ſelbſt war der ungeſtüme, drangvolle Regimentsmedikus Fritz Schiller bereits eine romantiſche Figur, welche er außer ſich hinſtellen konnte in einer künſtleriſchen Form.

Dies Alles war mir wohl deutlich, aber was half mir die Wiſſenſchaft, daß dort am Neckarufer ein Edelſtein zu finden ſei in harter Kieſelſchale, was half ſie mir, da ich die Kieſelſchale nicht zu ſprengen, den Edelſtein nicht zu faſſen verſtand! Was mich zu Gottſched und Gellert getrieben, das mußte mich allerdings doppelt treiben zur Dramatiſirung des Räuberpoeten. Alle Gründe, welche ich in der Einleitung zu Gellert angedeutet, mußten hier in doppelter Kraft gelten, und der Erfolg hatte mir's ja einleuchtend genug bewährt, daß unſre Literaturgeſchichte faſt in ganzer Bedeutung des Wortes unſere Nationalgeſchichte geworden iſt, daß in den Schickſalen unſrer Poeten der uns allen gemeinſchaftliche Funke zu ſuchen ſei, welcher anderswo ſo ſchwer zu finden iſt, ja welcher anderswo nicht einmal geſucht werden ſoll, weil man es für unanſtändig hält, vornehme Perſonen dem Beifalle der Nation preiszugeben.

Ich ſuchte zunächſt meinen Stoff in zwei andern Perſönlichkeiten unſrer Literatur: die eine bot ihn im Zuſammenſtoße mit der geiſtlichen Welt, die andere im Familienleben. Beide ſind intereſſant, der erſte iſt ſogar mächtig. Aber ich ſelbſt war, zu meiner Schande muß ich's geſtehen, ziemlich erlahmt an dem ſtumpfen Widerſtande, welchen uns die Haupttheater bieten. Dies unerſchöpfliche Spüren und Schnüffeln, ob dies oder das nicht bedenklich, wohl gar gefährlich ſei und deshalb nicht aufgeführt werden dürfe, dies bis zur Bedenklichkeit hinab geführte Syſtem, welches ich einen Monat lang am beſten Haupttheater ſtudirte und zum erſten Male in ſeiner ſchrecklichen Unendlichkeit erkannte, dies Syſtem der Hinderung lähmte meinen Trieb nach dramatiſcher Schöpfung unbeſchreiblich. Gerade jeglicher lebendige Stoff war in dieſem Netz von Verneinungen grundſätzlich ausgeſchloſſen, nur das Nichts Bedeutende hatte einige Ausſicht. Und wenn man endlich einmal mit verrenkten Gliedern auf die Scene kommt, dann die Unzulänglichkeit der Darſtellungsmittel! Hier kein Held, dort keine Heldin, hier keine Jugend, dort keine Reife! nirgends ein wirklicher Sammelpunkt des Beſten im Vaterlande, nirgends alſo die Möglichkeit eines vollſtändigen Gelingens, nirgends ein Theater, welches im Princip und in den Mitteln das Beſte der Nation darſtellte, nirgends ein Nationaltheater — ich hielt es am Ende doch für eine Thorheit, dieſer Laufbahn alle

Kräfte zu widmen. Da trat an einem warmen Frühsommer-Tage Berthold Auerbach in's Zimmer und hörte diese Litanei, welche ich eben einem Schauspieler aufsagte. „Wie wär's denn," sagte Auerbach mit seiner ruhigen, nachdenklichen Weise, „wenn Ihr's einmal mit dem Schiller versuchtet! Dem würde doch die ganze Nation zujauchzen." —

Ich schwieg und dachte: Jetzt kommt der auch darauf!

„Na, Laube, das ist der Rede werth!" Das glaub' ich, aber ich weiß es nicht anzufangen! — Und bei mir dacht' ich: anzufangen wohl, aber nicht zu schließen.

„Ja, das ist nicht unsre Sache. Wir sagen blos: dort in jenem Theil des Waldes ist gutes Wild anzutreffen, wie es zu fangen ist, das bleibt Eure Sache, Sache des Jägers."

Ich weiß es eben nicht zu fangen. Und so wurde noch ein Weilchen hin- und hergeredet, und auf all meine Einwendungen meinte Auerbach beim Scheiden: ich sollte Schillers Heimathsjahre von Hermann Kurz lesen —

Davor würd' ich mich wohl hüten, wenn ich ein Stück schreiben wollte. Die Daten kenne ich hinreichend, und die Auffassung eines Anderen befängt Einen dann nur, weil man sie nicht wieder los werden kann, falls man nicht schon selbst einen Plan hat.

Dieſe kurze Unterredung blieb zunächſt ohne Folgen, weil ich der Meinung blieb: es ginge nicht mit dem jungen Schiller; denn dies novelliſtiſche Ende einer Flucht, welches doch immer das Ende werden müßte, ſei ein bloßes Ende und werde kein Schluß.

Zunächſt ohne Folgen, aber nicht ohne Eindruck blieb dies Geſpräch. Der Dramatiker iſt mehr denn irgend ein Schriftſteller auf Zuſtimmung angewieſen: mit dem Buche kann ich trotzen, mit dem Stücke aber bedarf ich des entgegen kommenden Athems. Daß ein geſunder Mann des Volkes wie Auerbach, welcher den Puls der Nation ſo kundig fühlt, ebenfalls dies Thema wünſchen konnte, daß er keinerlei Bedenken zeigte wegen der noch ſo großen hiſtoriſchen Nähe, wegen der empfindlichen Pietät für den geliebten Poeten, das war ein ſtarker Sporn für mich, die Kompoſitionsverſuche meiner Phantaſie wieder einmal zu erwecken und zu prüfen. Es geſchah, und es endete wieder mit Kopfſchütteln. Aber je größer das Verlangen, je lebhafter die Abſicht, deſto reichlicher ſtrömen die Hilfsquellen — ich ſtand plötzlich ſtill und dachte: Biſt Du nicht ſonſt äußerſt gleichgültig gegen platte Daten der Wirklichkeit? Sollſt Du durch ein ſolches Datum den ſchönen Stoff unmöglich machen, wenn es eben nichts iſt als ein Datum? Haſt Du nicht in Wahrheit das Recht dazu, im September geſchehen zu laſſen, was zufällig im Januar geſchehen iſt? Ja, ja freilich! Und dadurch wird Alles

anders, die Spannung wird gewonnen, und der Schluß wird erobert!

Dieser Gedankengang ward Entschluß, und mit diesem Entschluße ward das Stück geboren. Jetzt wundre ich mich, daß ich so lange rathlos vor einer dünnen Bretterwand des Hindernisses habe stehen können; denn als ich sie niedergerissen und die niedergerissene kundigen Leuten gezeigt, da sagten sie einstimmig: wenn es weiter nichts ist! Wir sind aber so: Gott verläugnen wir allenfalls in einem Athem dreimal bei toller Stimmung, aber einen abgeschmackten Jugendbekannten verläugnen wir nicht, wenn er uns noch so ungelegen in den Weg tritt.

Die Räuber nämlich wurden schon in der Mitte Januars 1782 zu Mannheim aufgeführt, und Schiller floh aus Stuttgart erst in der Mitte Septembers desselbigen Jahres. Dies war der Stein meines Hindernisses. Sobald dieser vom Januar bis zum September gerollt war, hatte ich Alles, was ich bedurfte! Nun konnten die Räuber noch ein Geheimniß sein, nun konnte der Herzog noch im Laufe des Stückes sie entdecken, nun konnte dem gepeinigten und verachteten Dichter am Ende das Urtheil des großen Publikums, der jubelnde Beifall bei Aufführung des Stückes zu Hilfe und zu gründlicher Rettung kommen, nun konnte ein wirklicher Schluß eintreten: des Volkes Stimme gegen die absolute Stimme des gewaltsamen Herzogs.

Dieſer Aenderung folgend ordnete ſich denn das ſeit langer Zeit aufgeſchichtete Material in wenig Tagen, und die Abfaſſung konnte beginnen und konnte in zwei Monaten bei dem Briefe aus Mannheim angelangt ſein. Und als das Stück nun mit dieſer Umſtellung eines wichtigen Datums auf der Bühne erſchien, da ſtörte ſie nicht nur die Kundigen nicht, ſondern — ſie wurde gar nicht bemerkt! Ein Zeichen, daß mit ihr gar nichts Organiſches berührt, viel weniger verletzt worden war. Nur in Mannheim mußte ſie den Unterrichteten auffallen, und Düringer, der Leiter des dortigen Theaters, ſprach mir ſeine Klage darüber aus; denn man wiſſe noch den Platz, auf welchem Schiller geſtanden und die Aufführung der Räuber angeſehen habe. Die Darſtellung der Karlsſchüler iſt aber auch dort nicht beeinträchtigt worden durch dieſen Widerſpruch. Neben dem Organismus eines ganzen Stücks tritt eine einzelne Notiz in den Hintergrund.

Was ſonſt an Aenderungen im Hergange der Begebenheit nöthig geworden, iſt daneben nicht der Rede werth, und die Charaktere ſind ſo treu, als es mir erreichbar war, nach der hiſtoriſcher Ueberlieferung gebildet oder erfunden. Das Princip dafür muß richtig geweſen ſein; denn mehrere noch lebende Zeitgenoſſen, darunter Schillers eigene Schweſter und zahlreiche Karlsſchüler, welche über ganz Deutſchland zerſtreut ſind, haben mir die Verſicherung geſchenkt, daß es da-

mals in ſolchem Stile hergegangen ſei auf dem Schloſſe zu Stuttgart. Zu den erfundenen Perſonen gehört natürlich Laura. Wir wiſſen nichts Rechtes über dieſe erſte Liebe Schillers, und ich glaube dies ſagen zu können auch neben den werthvollen Nachrichten, welche Herr von Scharffenſtein, Schillers Karlsſchulgenoſſe und Jugendfreund, im Morgenblatte darüber mitgetheilt. „Schiller wohnte in dem Hauſe einer Hauptmannswitwe" ſagt er; „ein gutes Weib, das, ohne im mindeſten hübſch und ſehr geiſtvoll zu ſein, doch etwas Gutmüthiges, Anziehendes und Pikantes hatte. Dieſes, in Ermangelung jedes andern weiblichen Weſens wurde Laura. Schiller entbrannte und abſolvirte übrigens dieſen ohnedin nicht lange dauernden platoniſchen Flug ganz gewiß ehrlich durch."

Hoffmeiſter hat ſchon berichtet, daß dieſer „ſinnlich exaltirte Liebestraum" der Lauragedichte „eher alles andere als platoniſch genannt werden könne", und ich möchte dazu bemerken: Wie kann ſelbſt ein damaliger Freund des Dichters mit Sicherheit ſagen, dieſe oder jene Perſon ſei der Gegenſtand dichteriſcher Phantaſie! Sagen wir in ſolchen Entzückungen dem Freunde, oder überhaupt den Genoſſen: dieſe, dieſe da mein' ich?! O nein! Ich würde dieſe Bezeichnung einer Hauptmannswitwe als eine werthvolle, aber unſichere Notiz auf ſich beruhen laſſen, auch wenn uns nicht bekannt wäre, daß Schiller nach ſeinem Austritte aus der

Karlsſchule und während ſeiner kurzen Feldſcheer-Laufbahn in Stuttgart lebhafter als vorher und nachher ſeiner Phantaſie und ſinnlichen Neigung nachgegeben und mancherlei Abenteuer beſtanden hat. Hier alſo iſt der erfindenden Geſtaltung voller Spielraum gelaſſen. Die andern Worte Scharffenſteins, welche folgendermaaßen lauten, kommen vielleicht der Wahrheit näher: „Die gehalt- und gluthvollen Gedichte an Laura ſchlummerten ſchon lang in Schiller's Bruſt; es war die Liebesmyſtik dieſer jugendlichen, erſt ausfliegenden Feuerſeele, und nichts weniger als eine Laura gab dieſer Flamme den Durchbruch.“ Sie kommen der Wahrheit vielleicht näher; denn es iſt möglich und wahrſcheinlich, daß die erſten Neigungen überhaupt Alles auf den Namen Laura gehäuft haben im Ausdrucke des Poeten, welcher als künſtleriſches Talent frühzeitig der Einheit bedürftig war. Aber zwingend iſt dieſe Auslegung auch nicht: Schiller kann ebenſo gut ein ganz beſtimmtes Frauenbild, und ein ganz anderes als die Offizierswitwe vor Augen und im Sinne gehabt haben. Was Frau von Wolzogen in ihrem vortrefflichen und wahrhaft liebenswürdigen Buche darüber ſagt, iſt hiefür von keiner großen Bedeutung. Beſondere Details über dieſe Stuttgarter Zeit ſcheint ſie nicht gewußt zu haben, und ſie verlegt auch zum Beiſpiele den Entwurf zu „Kabale und Liebe“ in dieſe Zeit, der offenbar von Hoffmeiſter richtiger, wenigſtens

überzeugender in die erſte Mannheimer Zeit verlegt wird. Guſtav Schwab, welcher neuerdings ein ſorgfältig geſichtetes „Leben Schillers“ herausgegeben, hat keine neueren Data aufgefunden über dieſe Jugendliebe. Kurz, Laura kann noch oft und wahr geſchaffen werden. Komiſch iſt es, daß faſt jede Stadt, in welcher Schiller ſich aufgehalten, die Laura beſeſſen haben will: Stuttgart mit vollem Prioritätsrechte die Witwe; Mannheim die ſchöne Margaretha Schwanin, für welche Schiller allerdings eine Neigung gehegt und gepflegt, welche er aber erſt geſehen hat als die Laura-Gedichte ſchon gedruckt waren in der Anthologie; Dresden das Fräulein von Arnim, für welche er freilich, aber mehrere Jahre ſpäter, erſt als der Heirathsplan mit der Schwanin längſt zerronnen war, in lebhafter Neigung entbrannte; Weimar und Berlin die Frau von Kalb, welche Schiller erſt bei ſeinem dauernden Aufenthalte in Mannheim kennen lernte, und welcher er freilich innig und wahrhaft und dauernd zugethan war, aber nicht in entzückter Laura-Liebe, ſondern in edelſter Sympathie, ſo daß bei ihr wohl der Gedanke uns auftauchen kann: ſie hätte mit voller Liebe ſein Herz ausfüllen können, wenn ſie ihm früh genug und frei begegnet wäre.

Sie kam bekanntlich ſpäter nach Weimar, und Berlin nenne ich nur darum unter den Prätendenten, weil dieſe Dame dort bei Aufführung der Karlsſchüler

als mögliche Laura in Rede kam. Natürliche Veranlassung dafür wurde ihre Tochter, welche dort lebt, und wurde eine Korrespondenz Schillers, welche sich in der Nähe Berlins vorfindet und welche trotz anhaltender Bemühungen noch immer nicht für den Druck gewonnen werden kann. Von Berlin aus wurde übrigens bei Veranlassung dieses Stücks mit fröhlicher und leichtfertiger Unwissenheit in die Welt geschrieben: Laura sei eine Waschfrau gewesen. Das ist ganz bezeichnend für einen großen Theil der dortigen Kritik: Geringschätzung jeglichen Materials, hochbeinige Theorie ohne Lebenshauch, Frechheit der Aeußerung, welche durch nackten Sprung den Mangel eines tieferen Interesses ersetzen soll. Ich brauche nicht hinzuzusetzen, daß die „Waschfrau" historisch nichts für sich hat als den Geschmack des Journalisten, und daß der größte Theil dieser herzlosen Kritikaster das gebildete Berlin nicht vertritt.

Laura also war der Erfindung frei gegeben. Wenn man die erste Regierungshälfte des Herzog Carl betrachtet, die Zeit, ehe Gräfin Franziska ihn fesselte und sänftigte: so wird man es erklärlich finden, daß ich dies Mädchen zur Erleichterung meiner dramatischen Einheit in so nahe Beziehung znm Herzoge bringen konnte. Ob der freie dreiste Ton neben diesem durchfahrenden Fürsten möglich gewesen sei, wird man bei näherer Betrachtung dieses gewaltsamsten und doch populärsten

ſchwäbiſchen Fürſten mit leichter Mühe entdecken. Ein kerniges Naturel wie das ſeinige war nicht einen Augenblick beſorgt um Verluſt ſeines herrſchaftlichen Anſehens. Er forderte heraus und geſtattete den Seinigen die muntre Herausforderung; zu den Seinigen gehörten aber die Karlsſchüler ganz und gar. Darüber fehlt es nicht an den bunteſten Geſchichten in derbem Tone und über die geſchichtliche Berechtigung des zwangloſen Verkehrs in der erſten Hälfte meiner „Karlsſchüler", ein Verkehr, welcher manchem Norddeutſchen Bedenken erregt, bin ich nicht einen Augenblick verlegen geweſen. Gewichtiger iſt die Frage, ob es angemeſſen iſt, die Figur Schillers aus ſolchem oft putzigen Treiben hervor wachſen zu laſſen, ob dem großen Poeten nicht auch von vornherein ein ſtrengerer Stil nöthig geweſen wäre. Darauf habe ich Zweierlei zu erwidern. Erſtens habe ich, wie ſchon geſagt, keineswegs den großen Poeten Schiller zum Helden meines Schauſpiels machen wollen und alſo nicht einen Stil einzuhalten gehabt, wie er im Wallenſtein und den ähnlichen Werken Schiller's herrſcht, ſondern ich habe den dreiundzwanzigjährigen Jüngling herausſchälen wollen aus einem Schul- und Kamaſchenthums des Rokoko's, welches er nicht ohne Krampf und Lärmen abſtreifte. Zweitens habe ich um jeden Preis wahr ſein wollen. Der erkünſtelte Stil hat uns um's Leben des Drama's gebracht, in dem natürlichen Stile allein können wir

meines Erachtens Leben und mit dem Leben Größe wieder finden. Ohne die leicht einher gehende erste Hälfte des Stücks wußte ich für die wahrhafte Wirkung eines jungen, überspannten Poeten den Weg nicht zu bahnen, wußte ich die Zeit nicht zu schildern, aus welcher er sich empor rang. Und da man doch die richtige und starke Wirkung der zweiten Hälfte überall anerkannt hat, so kann ich mir den mannigfach begründeten Tadel des Weges wohl gefallen lassen. Wenn die zweite Hälfte des Stücks von Manchen wie etwas ganz Anderes und Selbständiges und unter Lobpreisung Abzutrennendes geschildert wird, so ist dies eben ein Fetzen jenes in der Luft herum fahrenden, auf keinem Beine ruhenden Kritik, welche einer absterbenden, im Schaffen unerfahrenen Zeit angehört. Ohne die Wurzeln in der ersten Hälfte wächst kein Strauch oder Baum für die zweite; ohne die natürlichen und in ihrer Natürlichkeit steigernden Vorgänge weiß ich für die noch unreife Welt eines übertreibenden jungen Poeten keinen Nachdruck zu gewinnen gegenüber einer gefesteten Welt des absoluten Mannes. Mit Deklamationen ist's eben nicht gethan. Daß diese Vorgänge weniger bunt sein und überhaupt besser angelegt sein können, auch um eine bunte Zeit und Welt darzustellen, das räume ich natürlich auf das Bereitwilligste ein. Es ist jetzt nicht meine Absicht und nicht meine Aufgabe, meine Leistung dem Tadel, dem

ſtrengſten Tadel zu entziehen, ich nehme nichts als eine nach meinen Kräften ſorgfältig erwogene Abſicht in Anſpruch, und weiſe nichts ab als das zuſammenhangloſe Abſprechen. Letzterem hab' ich denn auch freilich nichts zu ſagen, was auf Verſtändniß hoffen könnte, und was die Form im Ganzen betrifft. Ich verweiſe darüber die Wohlwollenden auf die Einleitung zu Gottſched und Gellert. Bietet unſrer Verzweiflungskritik ein Stück mit ſorgfältiger Verſchränkung und Intrigue, ſo wird es franzöſiſch genannt, bietet ein Stück, welches die Intrigue möglichſt vermeidet und ſich deutſcher Vorliebe gemäß aus den Charakteren zu entwickeln trachtet, ſo hört Ihr hinter Euch ſchreien: kein Aufbau, keine Intrigue, keine Form! Man bedarf einer ſtets auf Entſagung eingerichteten Gemüthsverfaſſung, um in ſolchem Heren-Sabbath nicht Geduld, Muth und Vertrauen einzubüßen. Bei alle dem ergiebt ſich auch aus der Zerzweiflungskritik Lehrreiches in Menge, man gewinnt Deſſen auch von Widerſachern, welche an ſich keinen Werth und keine Bedeutung haben. Für den Autor gewinnen ſie doch eine Bedeutung, und wenn ſie ein Stück geſchloſſenen Auges und grimmig knurrend haſtig hin- und her ſchüttelten wie der Pudel einen unergiebigen Fund hin- und her ſchüttelt, ſo iſt dies immer noch heilſamer als manches unbedachte Lob. In der ſchüttelnden Bewegung lockert ſich ihr Hirn, und ſie endigen doch wohl

mit einem Worte, welches den Aerger zuſammenfaßt, und welches uns einen unerwarteten Blick öffnet. Was glatt und leicht gelingt, iſt ja ſelten von Bedeutung, und wer ſich einbildet, eine ſo wichtige Form wie die des Theaters ohne wirren, gellenden und beleidigenden Widerſpruch anbauen zu können, der möge daheim bleiben: die Form der Leidenſchaften weckt Leidenſchaften, und Leidenſchaften gegen Leidenſchaften iſt eben Schlacht.

Leider ſind auch die Freunde und Bundesgenoſſen gar ſehr gefährlich. Sie ſchwächen unſre Kräfte, indem ſie uns ſtützen. So möchte ich keinen Augenblick die Gefahr verkennen, welche in der Gunſt des Publikums für ſolche Stücke liegt. Form und Inhalt kommen dem Publikum auf halbem Wege entgegen und wenn dies öfter geſchieht, ſo iſt die Mittelmäßigkeit fertig. Wer die Hand der Nation faſſen und dann ſelbſtändig bleiben und trotz Murren und Widerſtreben aufſteigen könnte, der verdiente die Palme!

Die Hand der Nation gefaßt haben und dann auf derſelben Stelle bleiben, iſt eben ſo übel, als aufſteigen und aufſteigen ohne Verbindung mit der Nation. Dort verſchlemmt, hier verflüchtigt man ſich. Dort hört die Wirkung auf der Rede werth zu ſein und hier entſteht gar keine Wirkung.

Die wohlwollend Zuſchauenden mögen alſo nicht zweifeln, daß ich die Zugeſtändniſſe an das Theater-

publikum mit vollem Bewußtſein mache, und daß ich dieſen Weg für nichts weiter erachte als für einen Weg, auf welchem das Ziel zu finden ſein könne. Welches Ziel? Eine wirkſame Dramenform, welche unſern lebendig verbleibenden oder lebendig gewordenen Eigenſchaften entſpreche, welche unſern tüchtigen und eigenthümlichen Eigenſchaften und Kräften entſpreche, welche ſich alſo nicht blos auf Autoritäten oder gar nur auf Vergangenes berufe, ſondern welche aus beſtehendem Leben künſtleriſche Geſtalt bilden will und endlich in gewonnener Fülle von Geſtalten und Wendungen einen Stil darſtellen kann. Die Götter mögen es wiſſen, wenn dieſes Ziel erreicht wird. Von der jetzigen Generation ſchwerlich. Die Hilfsmittel unſrer Nation ſind noch weitaus ungenügend verſammelt, und wir kleinen Schöpferlinge ſtehen nur in erſter Linie, weil Zeit und Stunde der Triarier noch nicht gekommen iſt. Unterdeß haben wir doch die erwählte Aufgabe mit beſtem Gewiſſen zu erfüllen, und immerhin können wir doch ſchon getroſt ſagen, daß ein ungemeines Intereſſe geweckt worden iſt. Mit dem herkömmlichen Spott und Hohn wurde der Verſuch eines neuen Theaterlebens empfangen, und binnen wenig Jahren iſt doch wirklich ein neues Theaterleben entſtanden, und die jetzige Saiſon 1846—47 hat es doch gegen alle Erwartung bereits dahin gebracht, daß zum erſten Male lauter Originaldramen das Repertoir bilden und aus-

füllen, und daß die überſetzten eine ganz und gar untergeordnete Rolle ſpielen.

Ein eigenthümlicher Fingerzeig iſt es, daß ſich die Kritik in Norddeutſchland grell abſcheidet von der Kritik in Süddeutſchland, ſobald ein nationaler Stoff auf der Bühne erſcheint und zwar in einer Form erſcheint, welche dem deutſchen Weſen eigenthümlich zu entſprechen ſucht. Der Süddeutſche ſieht mit Vorliebe auf den Kern, giebt ſich der Seele bereitwillig hin, lobt mit Freude und tadelt ungern. Der Norddeutſche umgekehrt mißachtet leicht Kern und Seele und richtet all ſeine Aufmerkſamkeit auf die Form. Sie iſt ihm in dem nationalen Verſuche befremdlich und verdächtig, weil ihm die Schule viel näher am Herzen liegt, als das Leben. Er tadelt mit innerer Genugthuung und lobt ſehr ungern.

Man überſehe nicht, daß ich nur von nord- und ſüddeutſcher Kritik ſpreche, und nicht vom Publikum. Genauer zu unterſcheiden muß ich auch noch ſagen ſtatt Norddeutſchland: Nordoſtdeutſchland, und ſtatt Süddeutſchland: Südweſtdeutſchland. Im Publikum iſt die alte Trennung überwunden, ſoweit es ſich um Hingebung handelt an gemeinſchaftliche deutſche Herzenspunkte. Das norddeutſche Publikum wird immer etwas kälter und zurückhaltender ſein, als das ſüddeutſche, aber das natürliche Herzensgefühl für vaterländiſches Intereſſe iſt ebenſo vorhanden, und die künſtliche Bildung, welche

dem Norden viel schärfer zugesetzt hat als dem Süden, sie hat den Kern des Publikums durchaus nicht beschädigt. Man kann mit Büchern und besonders mit Theaterstücken in diesem Punkte die lehrreichsten Erfahrungen sammeln. Namentlich mit Stücken, welche auf nationalem Inhalte ruhn, und welche die Bildung ihrer Gestalt in eigner, dem deutschen Wesen entsprechender Weise versuchen; am Deutlichsten mit einem Stücke, welches sich nicht auferbauen, sondern welches auferwachsen will im Schicksale und Charakter eines nationalen Helden. Da ist dem Publikum völliger Raum gegeben zur Mithilfe, und der kundige Zuschauer und Zuhörer kann die feinsten Nüancen des Publikums entdecken.

Dies ist mir bei den „Karlsschülern" eine unversiegbare Quelle von Bemerkungen geworden. Die warme Hingebung, die rasche Auffassung, der lebhafte Ausdruck, die schöne Eigenschaft, Fehler gern zu übersehen, wenn das Ganze wohlgefällig ist, hat der Süddeutsche in vollständiger Einheit bewährt. Man hat oft und nicht mit Unrecht gewünscht, es möchte sich ein Hauch davon dem ganzen Vaterlande mittheilen, da rasches, warmes und ganzes Ergreifen unserm deutschen Gesammtwesen nur förderlich sein könne. Nun in Betreff der wohlwollenden Aufnahme, welche die Karlsschüler als ein Stück nationalen Stoffes im ganzen Vaterlande gefunden, konnte man wohl meinen, es sei ein süddeutscher Hauch überall hingedrungen. Ich habe natür-

lich nicht meine Arbeit im Auge, ſondern nur den nationalen Stoff, ich habe nur die Seele des Stücks vor Augen, welche ich nicht zu ſchaffen, ſondern nur möglichſt treu zu verkörpern hatte, ich habe nur Das vor Augen, was mich als den zufälligen Vermittler ganz zur Seite läßt, und kann alſo meine Bemerkungen ganz unbefangen und ohne allen Bezug auf meine Perſon ausſprechen. Es war eine große Freude, das ganze deutſche Publikum ſo einig zu ſehen gegenüber ſeinem Schiller, gegenüber der ewigen Streitfrage zwiſchen Dichter und Fürſten, zwiſchen der ſchöpferiſchen und erhaltenden Macht. Ueberall war Begeiſterung, überall war Maaß. Wie ungerecht, dem deutſchen Volke maaßloſes Vorurtheil gegen die erhaltende Macht nachzuſagen! Ueberall ward die wahre Berechtigung im Herzoge Karl geachtet. Ja, ja das oft angezweifelte Berlin zeigte ſich in ſeinem Publikum vom ſtärkſten, markigſten und doch beſonnenſten Ausdrucke im Norden. Schiller fand Enthuſiaſmus, Döring als Herzog Karl fand im vierten Akte wahrhafte Auszeichnung. Es gab alſo keinen Unterſchied mehr zwiſchen Süd- und Norddeutſchland? Eigentlich nicht. Denn daß man in Süddeutſchland: „Es lebe Friedrich Schiller!“ mitruft und jubelt, das iſt nur ein lebhafterer Grad des Ausdrucks, nicht eigentlich ein Unterſchied, da man in Norddeutſchland dieſe Stelle ebenfalls mit voller Stärke der Empfindung aufnimmt. Aber es zeigte ſich ein greller

Unterſchied zwiſchen konſtitutionellem und nicht konſtitutionellem Deutſchland, und zwar zeigt er ſich nicht im Publikum, ſondern bei den Kritikern. In dem Deutſchland mit freien, entwickelten Staatsformen hatten die Kritiker nicht etwa den Tadel verſchwiegen, o nein, ſie haben gründlicher und für den Autor empfindlicher getadelt, aber der Tadel traf nur den Autor, traf nur mich. Man hatte ein Herz für die Sache. Der größere Theil der Kritiker in Preußen hatte dies nicht. Dies iſt nichts Zufälliges, es iſt eine geſchichtliche Krankheit. Die Kritik entſteht ſo, wie ſich der Staat entwickelt. Im ſteten Zagen und Zaudern, im ſteten Beſſerwiſſenwollen auch Deſſen, was der erprobte Sinn der Zeit längſt entſchieden, in dreißigjähriger abſoluter Verneinung hat man die Kritik ins verworrene Dickicht nach ſich gezogen, daß ſie nun ſelbſt den Wald vor Bäumen nicht mehr erkennt. Einſt, bald nach den Freiheitskriegen, war auch in Berlin die Kritik geſund; denn ſie durfte das Weſen der Dinge mit natürlichen, geradeaus gehenden Blicken anſehen und bezeichnen. Das blieb ohne Wirkung, ja es wurde abgewichen bald hierhin, bald dahin, bald nach rechtshin, bald nach linkshin. Wer wird nicht irre, wenn er niemals Erfolg hat! Das Auge iſt unſicher geworden, das Auge hat ſchielen gelernt, am Ende methodiſch ſchielen gelernt. Und welche verſchrobenen Anſprüche müſſen in ſolcher geſchichtlichen Entwickelung entſtehen! Ein einfaches, na-

türliches Wachſen ſieht man nicht mehr in ſeiner Nähe, eine regelmäßige, Eins nach dem Andern, Eins neben dem Andern entwickelnde Folge erlebt man nicht mehr in ſeiner Nähe; muß man nicht da überſpannt werden, ärgerlich, unbillig, ja verdreht?! Müſſen da nicht jeder Produktion gegenüber, auch wenn ſie einen innerlich willkommenen Stoff behandelt, die Nergeleien in erſter Linie zum Vorſchein kommen! Wer mag ſich einem Einzelnen behaglich hingeben, wenn ihm in der ganzen Haut unbehaglich zu Muthe iſt! So hat's dahin kommen müſſen, daß auch ein vom Publikum beifällig aufgenommenes nationales Schauſpiel für die Kritik in Berlin nur ein Leichnam iſt, der herkömmlich zu ſecieren ſei. Der hingebende Verkehr mit dem natürlichen Leben iſt ihr längſt abgewöhnt worden. Läge das blos an der Landesart? O nein. Die frei entwickelten Bäume unter den richtenden Schriftſtellern ſind allmälig abgeſtorben aus Mangel an nährender Luft; die neuen Pflanzen aber ſind aus demſelben Mangel nicht über das Strauchwerk hinaus gediehen. Was macht man aus Strauchwerk, aus bloßen Reiſern? Beſen und Ruthen. Betrachten wir ohne Bildlichkeit die Schriftſteller von dorten. Wir ſehen drei Gattungen. Die eine hat ſich zeitig genug über die Grenze gerettet, um des wirklich treibenden Lebens im großen Vaterlande wirklich theilhaft zu werden. Die andre hat den guten Inſtinkt gehabt, ſich in Haus und Garten zurück-

zuziehen, um ihre ſchöpferiſche Fähigkeit nicht in unfruchtbarer Krittelei abzunutzen; ja auch die dritte Gattung hat noch tüchtige Leute, welche bitterlich leiden, weil ſie die Schmerzen der Lähmung wohl erkennen, aber nicht mehr Kraft und Gelegenheit haben, ſich ihr zu entreißen. Ihre ſchüchtern gewordene Stimme verhallt in dem wüſten Geſchwätze eines gründlich verdorbenen Chors. So iſt am Ende nichts hörbar geblieben, als die hoffnungsloſe Horde derjenigen, welche nichts zu vertreten haben, weil ſie nichts zu verlieren haben in der Literatur. Die Beſſeren dieſer Horde kennen nichts, und die Schlechteren wollen nichts. Sie wollen wenigſtens nichts weiter als ſprechen. Je abſchmeckender ſie ſprechen, deſto ſicherer meinen ſie Aufmerkſamkeit zu erregen, und ſo hat denn der große Begriff von Kritik zuſammenſchrumpfen müſſen zu eitel Tadelſucht Klauberei, Nergelei und zu unerſprießlicher Hyperſpekulation, welche Alles in Allem ſuchen und vermiſſen will, eine Katzenmuſik ohne Princip und Bedeutung. Auch ohne Bedeutung für das Publikum, welches ſich in unverwüſtlicher Geſundheit abſcheidet von dem verzwickten Urtheile der Tageskritik.

Glaubt man, ich übertreibe? Nun hier folgt die Summe eines Urtheils, welches eine große Berliner Zeitung über die Karlsſchüler fällte. Sie lautet: In dieſem Stücke des Herrn Laube herrſcht ein Hundejungen-Bewußtſein!

Bedarf es weiterer Anführungen?

Als ich bis daher geſchrieben, unterbrach mich die Nachricht: Preußen hat eine Konſtitution! Iſt die Nachricht begründet, dann wird ſich auch in Preußen eine Kritik bilden, welche organiſche Beſtrebungen durch geſundes Urtheil in Lob und Tadel zu fördern weiß, welche ein Nationalintereſſe im Theater zu achten weiß, auch wenn ſie den Verfaſſer des Theaterſtücks ſtrafen muß, eine Kritik, welche nicht blos phraſenhafte Recenſionen, ſondern eine innere Theilnahme zeigt, eine Theilnahme an Herz und Nieren, nicht blos an Haut und Knochen.

Ueber den andern großen Staat, über Oeſterreich, habe ich keine Bemerkung mitzutheilen. Die Karlsſchüler ſind dort noch nicht erlaubt worden.

Was ich übrigens zu erzählen hätte über die Aufnahme „der Karlsſchüler" würde ſehr eintönig ausfallen, wenn ich ſtreng bei allgemeinen Geſichtspunkten verweilen wollte. Denn die Aufnahme war ſehr gleichmäßig, und es würde mir auch ſchwer werden, einzelne Theaterführer und Schauſpieler anzuführen, welche ſich des Stücks vorzugsweiſe angenommen: ich müßte faſt alle nennen. Die deutſchen Schauſpieler ſind dem Stücke, welches ihren Schiller zum Helden hat, mit liebenswürdiger Hingebung entgegengekommen, und in den erſten Darſtellungen herrſchte überall eine Weihe, ja eine ängſtliche Spannung und Aufregung, daß ja nichts verdorben werde, wie ich niemals erlebt habe. Iſt dieſe

tiefe Andacht für den großen dramatiſchen Dichter nicht ein ſchönes Zeichen von ernſtem Sinne? Kann man da noch alten Stiles von Frivolität der Schauſpieler reden, kann man da noch zweifeln, daß mit einem ſo geſinnungsvollen Bundesgeiſte ein Nationaltheater geſchaffen werden könne, wenn die politiſchen Hülfsmittel, politiſch im weiteſten Sinne des Worts, ſich nicht ſo träg und widerſtrebend erwieſen? Und noch Eins muß ich hervorheben, einen Eindruck, welchen mir die hundert Briefe aus allen Winkeln Deutſchlands, die nur ein Theater bergen, tief eingeprägt haben: welch eine bemerkenswerthe Bildung iſt jetzt unter dieſem Stande verbreitet bis in die unſcheinbarſten Lagen und Verhältniſſe hinab! Entwickelungen der Charaktere und Scenen habe ich von den Sprechern kleiner Theater zu leſen und zu hören gekriegt, Entwickelungen, Ausführungen und Bemerkungen, welche mich in Erſtaunen geſetzt. Wie ſticht das ab von den Schauſpielern in in den franzöſiſchen Provinzen! Was wäre aus ſolchen Truppen für ein Kontingent zu bilden, wenn die große Gelegenheit für ein großes deutſches Theater geboten und auf raſtloſe Ergänzung geſtellt würde!

Ich habe alſo nur noch einige charakteriſtiſche Punkte zu erwähnen. Das Stück war beſtimmt, an Schillers Geburtstage zuerſt und gleichzeitig an allen Hauptheatern gegeben zu werden. In Leipzig feiern wir längſt ſchon dieſen Tag als einen regelmäßigen Feſttag, und

ich hoffte durch ſolche gleichzeitige Aufführung der Karlsſchüler auch an vielen andern Orten willkommene Veranlaſſung dafür zu bieten, daß dieſer Feſttag eingeführt werde. Man kam mir bereitwillig entgegen an vielen Orten, ſogar die beiden Hauptſtädte Berlin und Wien, welche ſonſt ſo jüngferlich Feſtung ſpielen gegen die anſtürmenden Theaterſtücke, ſogar dieſe machten verheißungsvolle Miene. In Wien iſt aber die Intendanz noch nicht zu eigener Cenſur ermächtigt und konnte den Termin nicht einhalten. Der Schillertag blieb der Zukunft vorbehalten. Herr von Küſtner in Berlin wünſchte lebhaft die Karlsſchüler zu fördern und hat ſie denn auch ſpäter ſorgſam gefördert, aber den Geburtstag Schillers konnte er ihnen ebenfalls nicht erobern. Die Anregung brachte indeſſen doch das Richtigſte zu Wege in Berlin: Der Tag wurde zu dauernder Folge ins Repertoir mit rothen Lettern eingeſchrieben, und Wilhelm Tell wurde gegeben. So ſchmolz die Schaar Freiwilliger; ich behielt aber immer noch die ſtattliche Ausſicht für den geſchichtlichen Feiertag. Zuerſt dachte ich natürlich an Stuttgart. Dort ſtand ja die geiſtige Wiege Schillers, dort ſteht ſein ehernes Monument neben dem Theater, dort hauſen ſo viel gediegene Geiſtesgenoſſen des großen ſchwäbiſchen Poeten, dort war das Theater ſeit Jahren mit liebenswürdigſter Zuvorkommenheit bereit, den neuen dramatiſchen Dichtungsdrang zu verkörpern, dort iſt endlich Oberregiſſeur

Merck, welchem die neue dramatiſche Beſtrebung ſo ungemein Viel zu danken hat, noch überboten worden durch Einſetzung eines halbliterariſchen Intendanten, Herz, dort iſt ja geſchichtlich, praktiſch und theoretiſch Alles vereinigt, was einer ſolchen Idee entgegenkommen mag. Es gab nur ein Bedenken, und dies war für mich keins, ob nämlich der König zugeben werde, daß ſein Ahnherr Herzog Karl auf der Bühne erſcheine. Das war für mich, der ich ſechs Jahre lang die liberalſten Grundſätze am Stuttgarter Hoftheater herrſchen geſehn, kein Bedenken. Erſtens iſt Herzog Karl als ein ſo geſunder und tüchtiger Vertreter des damals herrſchenden abſoluten Stiles hingeſtellt, und er hat als Vertreter des energiſchen Konſervatismus ſo vielfach Recht, daß Jedermann ihn reſpektiren muß. Zweitens hat ſich uns der König von Würtemberg immerdar als ein wahrhaft freiſinniger Regent bewieſen, bei welchem die Poeten ſtets eine königliche Antwort fanden, wenn von irgend einer ängſtlichen Rückſicht oder von beſchränkender Etikette die Frage ging. In dieſem guten Glauben ſchrieb ich zu allererſt im September ſchon den Inhalt des Stücks und die Anfrage nach Stuttgart an die Theaterbehörde, ehe noch das Stück zum Verſenden fertig war. Die Antwort erhielt ich nach zwei Monaten am 12. November, alſo nach Schillers Geburtstage, den wir unter enthuſiaſtiſcher Zuſtimmung des Publikums eben in Dresden gefeiert hatten mit

Aufführung der Karlsschüler. Diese Antwort setzte des Königs Zustimmung auch nicht in Zweifel, aber sie verbreitete sich darüber, daß die Intendanz selbst kein günstiges Vorurtheil hege für die „Karlsschüler.“ Denn man finde es in Stuttgart noch nicht an der Zeit, Schiller auf die Bühne zu bringen.

Das gab nun wohl zu lachen, je einstimmiger sich das Publikum für seinen Schiller auf der Bühne erklärte, das gab nun wohl Veranlassung zu Vivats für den Erregenten Moritz, dem so was nimmermehr passirt wäre, aber es hatte doch seine betrübend ernste Seite. Die Ueberhebung in Vorurtheilen scheint doch bei den bloßen Verwaltungsbehörden unsers Theaters unerschöpflich zu sein in Nüancen. Wie unnatürlich ist die Stellung, welche die bloße Verwaltung einnimmt gegen Poeten! Diese Verwaltung sagt in voller Naivetät: Ich habe zu bestimmen, was gedichtet werden soll! Dies und der jähe Wechsel, welcher nicht blos bei dieser Gelegenheit das uns so werthvolle Stuttgarter Theater aus der Reihe förderſamer Bühnen gerissen und es dem Uebersetzungsplunder, wie dem willkührlichen Aenderungsplunder an historischen Stücken in die Arme geworfen hat, dies Alles verlangt eine genauere Betrachtung. An dieser Stelle fehlt mir der Raum dazu, hier soll nur erzählt werden, wie meine Schaar der Geburtstagsbühnen zusammengeschmolzen sei. Die Todesarten sind von dem mannigfaltigsten

Reihe. Der einſt ſo wichtigen Hamburger Bühne konnte gar kein Anſpruch eingeräumt werden auf eine Feier des Schillertages. Dort iſt durch ſogenannte Konkurrenz und durch fabrikmäßige Leitung das deutſche Schauſpiel ganz verwüſtet und von einem ſoliden Revertoir gar nicht mehr die Rede. Literariſchen Anſtands halber konnte ich nach Hamburg kein Exemplar verabfolgen laſſen und mußte es ſpäter auch für Stuttgart verweigern, als dort das weiſe Vorurtheil durch den Erfolg des Stücks erſchüttert worden war. Mit Berlin ferner ſtarben für die Geburtstagsfeier ſämmtliche preußiſche Bühnen. So ſtarb nicht Viel mit ihnen, das iſt wahr; denn ſie haben außer Breslau nur dürftige Mittel und nur in Königsberg macht ſich ein höherer Theaterſinn geltend, ja Breslau hat ſich denn auch ſpäter durch die ſchlechteſte und wirkungsloſeſte Darſtellung des Stückes hervorgethan — aber es ſtarb doch eine Anzahl Bühnen für einen Feiertag, welcher auch durch die Anzahl der Feiernden gehoben wird. Sie ſtarben mit Berlin, weil die für's Theater ſonſt wünſchenswerthe Centraliſation in dem entbehrlichſten Punkte nahezu durchgeſetzt iſt, im Punkte der Cenſur. In den Provinzialhauptſtädten wartet durchſchnittlich die Cenſur mit ihrer Zuſtimmung für ein einigermaaßen bedenkliches Stück auf die Zuſtimmung in Berlin. Was alſo dort aus beſondrer Reſidenz-Rückſicht aufgehalten oder beſeitigt wird, das erleidet der Uniform

wegen auch in der Provinz Aufſchub oder Beſeitigung. Und ereignet es ſich einmal anders, ſo wird es leicht noch nachtheiliger für das Stück. Erſcheint nämlich ein Stück früher in der Provinz, als in der Hauptſtadt, und machen die Berichte über Darſtellung deſſelben auf irgend einen verfänglichen Punkt des Stücks aufmerkſam, dann iſt für die Hauptbühne ſelbſt, für die Berliner der Aufruf zu ſtrengerer Cenſur entſtanden. Dann verliert die Intendanz im Weſentlichen die Selbſtändigkeit der Eigencenſur, indem miniſterielle Nachfragen und Beſchränkungen oder Verbote entſtehn. Der Autor iſt alſo in ſeinem eignen Intereſſe genöthigt, die Aufführung ſeines Stücks in Preußen von der Aufführung in Berlin abhängig zu machen.

Es ſtarben im Embryo ferner mehrere kleine Hoftheater, welche neuerer Zeit ſo in Apathie und Schlendrian verſunken ſind, daß man ihnen mit literariſchem Gewiſſen nichts ganz Neues anvertrauen kann, und es blieben natürlich immer noch einige andere Hoftheater übrig, welche den ausgeſtorbenen Olymp mit unerſchütterlicher Würde vertreten zu müſſen gemeint ſind durch örtliche Handhabung des tödtlichen Blitzes. Man ſpräche nicht von ihnen, wenn ſie nicht zuweilen olympiſch donnerten und blitzten. Ich hielt es für meine Schuldigkeit, ihnen für den Schillertag die Gelegenheit nicht zu entziehen. Und ſie haben meine Erwartung nicht getäuſcht, ihre altgeſchichtliche Konſequenz nicht verläug-

ner. In Karlsruhe habe ich mich freilich nicht unmittelbar gewagt, da liegen schon fünf Köpfe von mir, gerade so viel als ich bis jetzt auf's Theater zu strecken versucht, da ist die rothe Draperie und der gemalte Donnerkeil permanent. Es stimmt gar nicht zu dem Baden, wo unsre Hauptstadt Mannheim unter Düringer immer vorangeht, aber es ist doch so, und ich habe bei aller Schüchternheit ohne Mühe zu Wege gebracht, daß auch die Karlsschüler sammt dem Räuberhauptmann Schiller in der Stille strangulirt worden sind. Leichtsinniger bin ich mit Hannover umgegangen, aber auch zum Ziele gekommen, das heißt zur Hinrichtung der Karlsschüler beim ersten Schritte über die Landesgrenze. Ich konnte hier schon mehr wagen; man vergiebt mir's nicht, daß ich für die Aufführung des Monaldeschi vier ganze Louisdors ausgezahlt erhalten habe. Ich habe dies zum allgemeinen Besten nicht verschwiegen, und — Strafe muß sein! Es war mit einiger Sicherheit vorauszusehen, daß man mit diesem Schiller, der ohnedies so verfängliche Reden führt, keine Umstände machen werde. Vor einem guten Gesetze gilt kein Ansehen der Person.

Verwickelter war das Verhältniß zu Kassel, welches sich bis zu Gottsched und Gellert meine Stücke hatte gefallen lassen. Gellert fiel mit dem vierten Akte in Ungnade, und die Karlsschüler hatten nun keine sanfte Begrüßung zu erwarten. Es schwebt jetzt noch

ein dicker Nebel darüber, was aus den armen Jungen geworden ſei am Fuße der Wilhelmshöhe. So viel iſt gewiß, zum Schillertage ſind ſie nicht mit klingendem Spiele aufgezogen.

Bleiben noch einige harmloſe Hofbühnchen übrig, die blos betroffen waren vom Ungethüm dieſer kleinen Räuber und von dem feſtgeſteckten Termine, dem elften November. Sie wollten ſich beſinnen. Zum Theil beſinnen ſie ſich noch.

Hiermit hat der Leſer eine charakteriſtiſche Ueberſicht über die deutſchen Theater von Anno 1846 und kann ſie vergleichen mit Schillers Zorne Anno 1782.

Und bei alle dem, obwohl Oeſterreich, Preußen, Hannover, Würtemberg, das Kurfürſtenthum, ſämmtliche Großherzogthümer, mehrere Herzogthümer und die größte freie Stadt abgingen, bei alle dem blieben mir noch ſtattliche Theater, und blieb mir noch eine große Anzahl von Theatern übrig. So ausgedehnt iſt unſer Reichthum! Und bei alle dem kann und muß ich mit lebhaftem Danke ausſprechen, daß die Karlsſchüler ein ungemein lebhaftes Entgegenkommen und bereits im erſten Vierteljahre ziemlich auf einem halben hundert Bühnen Aufführung gefunden haben. Begegnet nun alſo ein glückliches Stück bei ſeinem erſten Erſcheinen ſo krauſen Schwerfälligkeiten, daß ſelbſt Schillers Geburtstag keinen beſonders förderlichen Eindruck machen kann, was ſteht einem Stücke bevor, welches keine Em-

pfehlung mit ſich bringt und bei den erſten Schritten kein Glück findet!

Vier gute Theater bildeten am Ende doch die auserwählte Schillerſchaar, welche am Geburtstage mit den Karlsſchülern hervortreten wollte und wirklich hervortrat. Dies war Dresden, München, Mannheim, Schwerin. Sie vertreten auch wirklich die verſchiedenſten Völkerſchaften im Norden und Süden. Das Schweriner Hoftheater hatte gerade ſeine Saiſon in Wismar, ſo daß alſo an der See im Norden und Angeſichts der Alpen im Süden, am Rhein und an der Elbe die Gedächtnißfeier des deutſchen Dichters begangen werden konnte, und darunter an zwei Orten begangen werden konnte, welche ſeinem Jugendleben wichtig und ergiebig, ja ſeinem jungen Herzen erquikkend geworden waren, in Mannheim und in Dresden. An dieſen vier Orten waren die Theaterbehörden ſogleich von liebenswürdigſter Bereitwilligkeit für ſolchen Zweck einer Feier, und in München erledigte der König ſelbſt eine Cenſurfrage mit den Worten: Wo es ſich um Schiller handle, ſei es unſchicklich zu cenſiren oder nur ein Wort zu ſtreichen!

Als fünfter Ort war Leipzig ſofort bereit geweſen. Hier iſt aber ſchon längſt der Schillertag ein ſtehendes und in hohem Grade populäres Feſt. Weſentlicher Beſtandtheil dieſes Feſtes iſt die Aufführung eines Schiller'ſchen Stückes. Dies iſt die natürlichſte und

ſchönſte Feier; ſie auf allen Theatern vorzubereiten für jeden wiederkehrenden Jahrestag war meine Idee, als ich die Karlsſchüler am Schillertage anempfahl; wo alſo dieſe Feier ſchon beſtand, da wäre es unpaſſend geweſen, mein Stück einzudrängen.

Möge wenigſtens dieſer Vorgang 1846 ein wirklicher Anfang geworden ſein, die Feier des Schillertages überall einzuführen, und möge die öffentliche Stimme mit jedem Herbſte die Theater mahnen an eine Schuldigkeit, welche gleichzeitig eine Gewiſſensfrage werden kann für jede Bühne, eine Gewiſſensfrage: ob im Angeſichte Schillers Beſtand und Geiſt der Bühne gebilligt werden könne.

Wunderlich genug entſtand übrigens eine Unſicherheit über das Datum von Schillers Geburtstage, und ich mochte zu gleichmäßiger Uebereinkunft ſchreiben ſo viel ich wollte, unſer vaterländiſcher Drang nach eigenthümlicher Abſonderung wollte doch ſein deutſches Recht behaupten. Der zehnte November nämlich hat bis vor Kurzem als Schillers Geburtstag gegolten und gilt jetzt noch in Schillers eigner Familie. Guſtav Schwab hat aber die kirchlichen Urkunden aufgefunden und herausgegeben, welche Schillers Geburt und Taufe amtlich nachweiſen, und nach dieſen unabweislichen Quellen iſt unſer Dichte[illegible] elften November geboren und an denſelben T[illegible] getauft worden Anno 1759 im ſchwäbiſchen Städtchen Marbach und zwar im Hauſe des ehemaligen Sellers Ulrich Schöllkopf. Alſo beſa:

gen „zwei gleichlautende Auszüge aus dem Marbacher Taufregister, wovon einer ein Taufschein für Friedrich Schiller ist, datirt vom 12. Juli 1769, als er Petens im Landexamen werden wollte," und also besagt auch ein Auszug aus Schillers Taufschein vom Jahre 1773.

Möge das hinreichen, uns ein für allemal über ein so wichtiges Datum zu vereinigen. Unserm Naturel gemäß ist eine sofortige Vereinigung allerdings nicht wahrscheinlich, und es wäre auffallend, wenn nicht der bisher gültige, in allen Biographien genannte zehnte November an vielen Orten Festtag bleiben sollte. In Leipzig, wo der Schillertag gegründet worden ist, wird seit dem urkundlichen Nachweise der elfte November gefeiert. Die Presse sei gebeten, das Ihrige beizutragen für eine so wünschenswerthe Einstimmigkeit.

Unter den Jugendgenossen Schillers hat dies Stück noch sehr Viele am Leben gefunden: aus Mecklenburg, aus Baiern, aus Würtemberg sind graue Karlsschüler jener Zeit hervorgetreten und haben ihren Antheil ausgedrückt; aus den verborgensten Winkeln Deutschlands sind Lebenszeichen und Zeugnisse an mich gelangt; so dankbar und interessant ist es, ein nahe liegendes, der Nation wirklich angehöriges Thema auf die Bühne zu bringen. Was ist mir Alles geschrieben, was erzählt worden von Anekdoten und Kuriositäten! Bald dieser, bald jener alte Theaterdiener hatte den „berühmten Herrn von Weimar" gesehen. Man möge sich erin-

nern, daß Schiller von Weimar aus auf der Höhe ſeines Ruhms 1804 gerade dieſe drei Orte Leipzig und Dresden wieder, und Berlin zum erſten Male beſucht hat, und daß alſo leichtlich Augenzeugen an den Theatern noch vorhanden ſein können. Es war dies damals der Triumphzug der Jungfrau von Orleans, und es gedenken noch Leipziger der Aufführung jenes romantiſchen, durch neue Pracht und Fülle aufregenden Stückes, welcher Schiller beiwohnte, und an deren Schluſſe die Zuſchauer ehrfurchtsvoll eine Gaſſe bildeten die Treppen, den Flur entlang bis ans Ranſtädter Thor hinüber. Der Landesgewohnheit gemäß blickte man ſchweigend und zeigte man ſchweigend auf den hindurch ſchreitenden Porten der Johanna d'Arc. Beſonders charakteriſtiſch von all den kleinen Geſchichtchen iſt wohl folgende Notiz, welche Döringer nach der erſten Aufführung der Karlsſchüler in Mannheim mittheilte: „Es lebt hier eine alte penſionirte Schauſpielerin, die Witwe des kürzlich verſtorbenen Kapellmeiſter Ritter. Sie hat die Luiſe in Cabale und Liebe zum erſten Male hier geſpielt" — iſt alſo, da dies Stück zuerſt in Mannheim gegeben wurde, die erſte Luiſe überhaupt geweſen — „und erinnert ſich mit kindlicher Freude, wie Schiller ihr den Hof gemacht." Die ſchüchternen Biographen aus Schwaben mögen nicht erſchrecken, wie ſie gewiß bei dem Laura-Kapitel eben ſchon erſchrocken ſind, es ereignet ſich hierbei nichts

unmittelbar Gefährliches. Ganz ohne Herzenssprünge geht es nun einmal nicht ab: vierundzwanzig Jahre zu sein und leidenschaftliche neue Theaterstücke mit lebendigen Menschen aufführen zu lassen! Also, Schiller fühlte sich angezogen von seiner ersten Luise, die mit ihrem bürgerlichen Namen Katharina Baumann hieß, und als er sie Abends nach der ersten Vorstellung nach Hause führte, da faßte er sich als blöder Schwabenjüngling ganz plötzlich ein Herz und drückte ihr etwas in die Hand. Was war es? Ein ganz kleines Portrait von Friedrich Schiller. „Die alte Dame bewahrt es jetzt noch wie ein Heiligthum. Damals hat sie es unschlüssig betrachtet und den kühnen Dichter etwas wunderlich gefragt: Was soll ich denn damit?" Der kühne Dichter aber, wie billig von so naiver Frage ein Wenig außer Fassung gebracht, hat bald auf gut Schwäbisch erwidert: „Ja, sehet Sie, i bin a kurioser Kauz, das kann i Ihne nit sage." —

Am Rührendsten ist es mir gewesen, zwei Matronen durch die Karlsschüler nahe zu kommen und eine herzlich zustimmende Billigung zu erhalten von diesen beiden Frauen, welche nächst der verstorbenen Gattin des Dichters unserm Schiller am Nächsten gestanden. Es ist dies Frau Karoline von Wolzogen und Frau Reinwald, die älteste Schwester Schillers. Ich wußte weder von der Einen, noch von der Andern etwas Näheres, und wenn man mich über sie gefragt hätte nach Erscheinen des Stückes, so würde ich wohl geantwortet

haben: Meines Wiſſens ſind ſie beide todt. So ſandte ich denn ohne weitere Gedanken ein Exemplar nach Jena, wo ein geſelliger Kreis in Ermangelung eines Theaters gern Vorleſungen veranſtaltet von neuen Dramen, und war auf das Glücklichſte überraſcht, als mir nach einiger Zeit die Nachricht zuging: es ſei der faſt ſterbenden Frau von Wolzogen, dieſer Schwägerin und edelſten, innigſten Freundin des Dichters, der Verfaſſerin einer ſo ſchönen Lebensgeſchichte Schillers, vorgeleſen worden, ſei ihr ein letzter Sonnenblick aus ſchöner Jugendzeit geweſen und habe mir Dank und Segen einer ſo verehrungswürdigen Frau erworben. Ihr Geiſt iſt noch in voller Kraft und Klarheit geweſen, ihr Auge hat während des Zuhörens mit glücklicher Treue auf dem großen Bildniſſe Schillers geruht, welches allein ihr Zimmer geſchmückt, und bald darauf — iſt ſie geſtorben. Die Karlsſchüler ſind ihre letzte Lektüre geworden; im Hinblicke auf ihres Dichters Jugend iſt ſie aus dieſem Leben gegangen.

Einige Wochen ſpäter kam mir nicht minder überraſchend und beglückend ein Schreiben vom Thüringer Walde, der für Schiller frühzeitig und lange Aſyl und Heimath geworden iſt, aus Meiningen, wohin er einſt von Bauerbach ſo gern wanderte zum Freunde Reinwald, um über Don Karlos zu phantaſiren. Dies Schreiben in feſten Zügen mit kurzem, kräftigem Ausdrucke, war von Schillers jüngſter Tochter, die noch in

der Wiege gelegen, als man den erſt fünfundvierzigjährigen Vater ſchon ins Grab gelegt. Sie ſchrieb für das Vaters Schweſter, für Tante Reinwald, welcher man von München aus die Karlsſchüler geſendet, welche „im neunzigſten Lebensjahre ſteht bei voller Kraft des Geiſtes und Friſche des Herzens, eine liebenswürdige Greiſin. Wie mußten die Karlsſchüler ſie erfreuen, welche die hiſtoriſchen Perſonen derſelben alle perſönlich gekannt hat" — — „ſogar in den Redensarten ihres Bruders glaubt ſie ihn wiederzuerkennen. Alle Scherze jener Zeit ſind ihr wohlbekannt, und bei manchen Stellen jubelte ſie von ganzem Herzen. Könnten Sie nur ſelbſt einmal aus dem Munde der lieben Tante von jenen Zeiten erzählen hören, wie lebhaft und mit welchem Gedächtniß ſie Alles und Jedes aus ihrer Jugendzeit bewahrt hat, einen wahren Schatz von Erinnerung!" — „Sie drückt Ihnen ganz beſonders die Hände, weil Sie die Frauen ſo hoch gehalten, daß ſie klüger als der Herzog geweſen! Dies ſind die eignen Worte der lieben herrlichen alten Tante, welche jede Stunde heiter und lebensfroh zu finden iſt. Heute mußte ſie mir wieder von den Augenblicken vor der Flucht meines Vaters erzählen, wo Alles ſo herrlich auf der Solitüde erleuchtet war, er Abſchied von ihr genommen hatte, und ihr das Geheimniß anvertraut. Das Angeſicht der lieben alten Frau wird ordentlich im Erzählen jünger, und man fühlt ſich ſo lebhaft in

jene Zeit verſetzt, daß man wie aus einem Traum erwacht und ſich wundert jetzt zu leben. Das ganze Weſen dieſer alten Frau macht einen ſo gewaltigen, aber unbeſchreiblich wohlthuenden Eindruck auf das Gemüth; man fühlt, ſie gehört einer andern Zeit an, und doch lebt ſie ſo ſchön auch den Augenblick."

Nicht nur an dieſer Schweſter, welche Schiller zärtlich liebte, auch an den meiſten Mitgliedern des Schillerſchen Geſchlechtes zeigt ſich in den Urkunden eine volle Lebensdauer; wie ſchmerzlich, daß nur gerade der Wichtigſte eine Ausnahme ſein mußte! Es iſt ein oft wiederkehrendes Geſchwätz, Schiller habe ſeine Geſundheit durch unregelmäßige Lebensweiſe zerſtört. An ſeiner Lebensweiſe war nur etwa unregelmäßig, daß er drängender Geiſtesthätigkeit oft mehr Zeit und Kraft widmete, als das Gleichgewicht zwiſchen Seele und Leib vertrug. Im alltäglichen Sinne des Wortes hat er nie unregelmäßig gelebt, und die pikanten Schilderungen von Champagner- und Burgunder-Anregung ſind grundloſe Mährchen, für welche ſich in allen Zeugniſſen Derer, welche neben und mit ihm gelebt, nicht ein entfernter Anhalt findet. „Beim fröhlichen Mahle im Kreiſe vertrauter, ihn anſprechender Menſchen überließ er ſich gern einem heitern, aber mäßigen Genuſſe des Weins. Das Unmaß floh er immer, da ihm, wie er ſagte, ein Glas zu viel gleich den Kopf zerſtöre. Beim Schreiben trank er nie Wein, oft Kaffee, der

erheiternd auf ihn wirkte. Wenn er sich einem Genusse überließ, so lag eine so unschuldige Fröhlichkeit in seiner Art zu genießen, daß man sich derselben mit erfreuen mußte, wie man sich an dem Genusse eines glücklichen heitern Kindes ergötzt.“ Diese Worte der Schilderung tragen doch wahrlich das Gepräge unbefangenster Wahrhaftigkeit, und es giebt wohl kaum etwas Widrigeres, als die Neigung unsers Publikums, große Menschen gern in den Qualm kläglicher Neigungen und Leidenschaften hinabzuziehn. Wie selten hat eine Nation und eine Zeit solch ein edles Nebeneinanderleben größter Talente aufzuweisen, als die unsrige zu Anfang dieses Jahrhunderts in Weimar, wo Schiller und Göthe wahrhaft Hand in Hand und Herz in Herz gingen! Die letzte Stunde des achtzehnten Jahrhunderts feierten sie einsam mit einander in ernstem Gespräche auf Göthe's Zimmer. Und Angesichts dieser schönen Menschen will man von Alltagsneigungen sprechen! Schiller starb früh, damit er unter uns um so länger lebe: seine Hingebung an den Geist entzog seinem Körper die Stütze. Muß im Aeußerlichen ein Todeskeim gesucht werden, dann wird er am Ersten in der Karlsschule zu finden sein, im zu früh erregten und getriebenen Arbeiten des Hirns, welches heute noch auf unsern übermäßig geistigen Schulen die Menschenentwickelung tief beeinträchtigt.

Ich habe die Verbindung mit Schillers Angehöri-

gen dazu benutzt, mir eine genauere Kunde zu verſchaffen über Schillers Nachkommen. Frau von Wolzogen hat ſchon einmal darüber Auskunft gegeben, aber ſeit dem Abdruck derſelben ſind Veränderungen eingetreten. Schiller hinterließ eine Gattin und vier Kinder, zwei Knaben und zwei Mädchen. Die Gattin hat bis 1826 gelebt und liegt am Rheinſtrome bei Bonn begraben. Der älteſte Sohn Schillers lebt noch und zwar wie der Vater in der ſchwäbiſchen Heimath. Er zog als ächter Schiller 1813 mit in den Befreiungskrieg, und zwar focht er als Reiter, welche der Vater in den Wallenſteinern ſo lockend verherrlicht hat. Nach dem Frieden nahm er ſein Forſtſtudium wieder auf, und ſuchte dafür die ſchwäbiſchen Berge, in welchen ihm der König von Würtemberg bereitwillig eine Oberförſterſtelle übergab. Dort lebt er in demſelben Lorch, wo der Vater einen Theil ſeiner Jugend verlebte, wo er den Pfarrer Moſer fand, wo er ſich die ſchwarze Schürze umlegte und auf den Stuhl ſtieg und predigte. Dieſer Karl von Schiller hat einen einzigen Sohn, welcher des Großvaters Namen Friedrich trägt, und welcher der einzige Enkel iſt mit Schillers Namen. Er zählt jetzt zwanzig Jahre und iſt ebenfalls den Trompeten aus des Vaters Wallenſtein gefolgt: er iſt fröhlicher Leutnant in einem der ſchönſten öſterreichiſchen Küraſſierregimente genannt Graf Auersperg, welches jeden Augenblick bereit iſt, die Pappenheimer wieder

lebendig zu machen. Liegt in Garniſon zwiſchen Olmütz und Wien und kümmert ſich wenig um Gevatter Schneider und Handſchuhmacher.

Der zweite Sohn Schillers hieß Ernſt und war Juriſt in preußiſchem Dienſte. Er iſt 1841 als Appellationsgerichtsrath zu Cöln am Rheine geſtorben und hat keine Kinder hinterlaſſen. Die Witwe lebt noch in Köln.

Schillers älteſte Tochter Karoline war in Rudolſtadt verheirathet und hatte einen Sohn, welcher in allen Zügen das Ebenbild des Großvaters geweſen iſt. Er iſt geſtorben, und die Mutter iſt ihm voriges Jahr in den Tod gefolgt.

Schillers jüngſte Tochter Emilie iſt mit dem älteſten Sohne ſeines Jugendfreundes von Gleichen, den er in ſeiner Freierzeit zu Rudolſtadt gefunden, mit einem Gleichen-Rußwurm vermählt. Sie lebt in glücklicher Ehe auf dem Gute Greifenſtein ob Bonnland in Franken unweit Hammelburg und hat einen einzigen Sohn Namens Ludwig, den zweiten Enkel Schillers.

Von der älteren Familie Schillers lebt nur noch Tante Reinwald. So ſind uns denn von dem geſegneten Stamme Schillers nur zwei männliche Sproſſen übrig für die Zukunft, ein Friedrich von Schiller und ein Ludwig von Gleichen, und nur Einer alſo führt den geliebten Namen weiter. Mögen ſie glücklich ſein als einzige Blutserben des unvergänglichen Ahnherrn, ihres Großvaters! —

Es bliebe nun noch übrig des Beſondern und Hervorragenden zu gedenken, welches die Aufführung des Stückes an einzelnen Orten, welches ausgezeichnete Talente unter den Darſtellern zur Geltung oder zur Streitfrage gebracht. Wie weit würde mich dies aber führen bei dieſem Stücke! Es iſt an unſcheinbaren Orten mit unſcheinbaren Mitteln wirkſam geworden, weil der Stoff ſchon große Wirkſamkeit mit ſich bringt, wenn er nicht durch geradezu ungeſchickte Behandlung verdorben und dann allerdings in die gegentheilige Wirkung, in die der Entrüſtung hinunter gezogen wird, der Entrüſtung darüber, daß der theuerſte Mann der Nation gemißbraucht worden ſei. Das Augenmerk eines Theaterdichters muß es freilich ſein, populär zu wirken, ſo weit es die höhere literariſche Abſicht und die Eigenſchaft des Stoffes zuläßt. Wie viel aber bei den Karlsſchülern der Form, wie viel dem Thema ſelbſt zuzuſchreiben ſei, daß auch die kleineren Bühnen ihr Publikum ungewöhnlich erwärmen und fortreißen konnten, das weiß ich nicht zu entſcheiden. Deshalb iſt mir diesmal das Urtheil über den Werth der einzelnen Darſtellungen ungemein erſchwert. An Dresden denkend ſehe ich ein prächtiges Kleeblatt von Frauen vor den Augen meiner Erinnerung: Fräulein Bayer mit dem liebſten und wahrhaftigſten Frauentone als Gräfin Franziska, Fräulein Berg als Generalin Rieger, Fräulein Lebrun als Laura; an Berlin denkend belebt

mich die frische Energie Dörings als Herzog Karl, das gesunde süddeutsche Feuer Hendrichs als Schiller, der vollendete Schwung, die hinreißende Macht der Frau Ehrlinger als Gräfin, und in Leipzig seh ich vor mir das so herzenswahre elegische Talent Wagners, dessen Schiller wahrscheinlich zu den besten gehört und in der Schilderung, wie die Räuber entstehen mußten, mit Hendrichs um die Uebermacht ringt, ich sehe ferner in Fräulein Unzelmann als Gräfin jene ach so selten gewordenen feinen Reize einer Künstlerin, welche die letzten Uebergänge des Gedankens und der Empfindung meisterhaft andeutet — wie kann ich da wählen und entscheiden! Von den Darstellungen, welche ich nicht gesehn, preist man besonders die in München, an der Spitze das Dahnsche Ehepaar, Fräulein Denker, Herrn Jost, und aus Braunschweig verlangt man für Herrn Schütz als Herzog den ersten Preis, aus Frankfurt werden die Damen Hausmann, Lindner, Meck, die Herren Breuer, Reger, Meck (Sergeant) als geschlossener Kreis gepriesen. Ich bin diesmal befangen, als ob ich selbst mitspielte, und ich beeile mich nur, einen Fehler einzugestehen, welchen ich selbst und gröblich begangen und recht wie ein Schauspieler begangen habe. Die Schlußworte des Herzogs erschienen mir in Dresden, wo ich das Stück zum ersten Male sah, zu lang, und statt sie ein Wenig zu kürzen strich ich sie ganz bis auf die Viertelzeile: „Der Erfolg ist Gottesgerichte!“

In dieſer Form ſah ich dort die Wiederholung und empfand den Uebelſtand nicht, weil in mir die Wendung des Herzogs hinreichend motivirt und lebendig war. Es warnte mich aber auch Niemand; denn über eine zweite Vorſtellung ſpricht man weniger und ſchreibt man gar nicht. Mit dieſer radikalen Kürzung brachte ich nun den Schluß vor ein neues Publikum, vor das Berliner, und ſah gleichgültig drein, daß auch die beſſere Kritik daran Anſtoß nahm. Man wird dort unter eitlem Tadel offenbaren Mißwollens viel gleichgültiger gegen Tadel als anderswo. Es befremdete mich aber doch, daß auch wohlwollende Kritiker mündlich darauf hindeuteten, und als auch Zuſchauer, welche ſpätere Vorſtellungen in Dresden geſehn, dieſelbe Ausſtellung machten, wurde ich inne, daß ich gründlich gefehlt hatte mit jenem radikalen Striche. Ich ſtellte alſo einige Zeilen wieder her für ein neues Publikum, für das Leipziger, und — vermied jeglichen Zweifel über den Schluß. So zart iſt die Oekonomie der Form.

Zum Schluſſe eilend muß ich das traurigſte Geſtändniß machen: ich erſcheine mir wie ein Todeskandidat, welchem man in Geſtalt glänzender Theatererfolge eine prächtige Henkers-Mahlzeit auftiſcht. Ich genieße dieſe Mahlzeit kläglich menſchlich mit dem Bewußtſein, daß ſie nicht wiederkehren kann. Es giebt nur eine Figur in Deutſchland, welche dem Dramatiker eine ſo gründlich populäre Hilfe verleihen kann, es giebt nur einen

Schiller. Jeder andere Stoff, welchen ich in Zukunft erwählen mag, wird traurig blaß erſcheinen hinter dieſem, und mit gutem Fuge werden die abſoluten Kritiker höhnen: Da ſeht Ihr's, der Stoff war Alles und der Verfaſſer Nichts!

Ja wohl. Und jetzt meine ich ſelber, daß die Ausführung doch viel ſtattlicher hätte geſchehen können, nachdem ich mir einmal mit glücklicher Hand den Stoff zurecht gehämmert. Das iſt eben die alte Geſchichte von den Rathsherrn, welche ſo viel weiſer vom Rathhauſe herunter kommen.

In dieſer Niedergeſchlagenheit eines Todeskandidaten klammre ich mich an jeden Hoffnungsſchimmer, der über den morgenden Tag in weitere Zukunft hinaus reicht, und ſo denke ich bei der Widmung an's Land Oeſterreich, wo das Stück noch unbekannt iſt, und wo Schiller aus doppelten Gründen in Aller Herzen und Munde lebt. Dort kann den Karlsſchülern an der Burg ein charaktervolles Zuſammenſpiel werden, welches eine wahrhaft erquickende Wirkung verſpricht, dort kann diejenige junge Dame Schiller's Laura ſpielen, welche mir beim Entſtehen der Rolle vorgeſchwebt hat. Es iſt nicht Schuld des Vorbildes, wenn dieſe Rolle in den Uebergängen nicht breit genug ausgeführt, wenn ſie nach dem Siege der Liebe nicht mächtig genug geltend gemacht worden iſt, es iſt meine Schuld, die Schuld des ungeſchickten Komponiſten, der nicht Raum genug

ausfinden konnte für dieſe Figur. Fräulein Luiſe Neumann wird dieſe Lücken verdecken durch ihre reizende Darſtellungskunſt, welche ihres Gleichen ſucht in Deutſchland. Schalkhafte Grazie und innerliche Wahrheit, beſtechendes Lächeln und rührende Thränen ſind ihr eigen vor allen andern Vorzügen, und ſie wird dieſe Vorzüge ihrer Landsmännin Laura nicht verſagen, wie ſie ja dieſem ſchwäbiſchen Schauſpiele ihre wohlwollendſten Wünſche und Empfehlungen bisher nicht verſagt hat. Möge ſie auch vor einer Widmung nicht erſchrecken, welcher keine Vorſtellung zum Hintergrunde dient. In der Nähe Schiller's ſind wir ja Idealiſten genug, die mangelnde Wirklichkeit zu überſehn und eine Vorſtellung zu haben von der Wahrheit, die kein Verſtand der Verſtändigen ſieht.

Die Karlsſchüler.

Fräulein

Louiſe Neumann

Mitgliede des K. K. Hofburgtheaters in Wien

gewidmet.

Die Karlsſchüler.

Schauſpiel in fünf Akten.

Perſonen.

Herzog Karl von Würtemberg.
Gräfin Franziska von Hohenheim.
Generalin Rieger.
Laura, deren Pflegetochter.
General Rieger, Kommandant des Hohen-Asperge.
Hauptmann von Silberkalb, Kammerherr.
Sergeant Bleiſtift.
Friedrich Schiller, Regiments-Feldſcheer.
Anton Koch, genannt Spiegelberg
von Scharpſtein, genannt Schweizer
von Hover, genannt Razmann
Pfeiffer, genannt Roller
Peters, genannt Schuſterle
} Karlsſchüler.
Chriſtoph Bleiſtift, genannt Nette, Hundejunge.

Ort und Zeit: Schloß zu Stuttgart vom 16. zum 17. September 1782.

Erſter Akt.

Reich ausgeſtattetes Zimmer im Rokokogeſchmack. Mittelthür; links und rechts*) in der letzten Couliſſe Eck-Seitenthüren. Alle drei nur durch Vorhänge zu ſchließen. Links im Vordergrunde ein Sofa. Hinter dem Sofa ein kleiner Tiſch. Seſſel. — Durch die Mittelthür, deren Vorhang geöffnet, ſieht man in ein Vorzimmer, welches eine Couliſſe tief iſt. Die Mittelthür des Vorzimmers iſt der offenen Zimmerthür gegenüber und iſt eine Glasthür. Durch dieſe Glasthür hindurch ſieht man auf weitere Gemächer. — Der Vorhang des Eckzimmers links iſt ebenfalls offen; der des Eckzimmers rechts iſt geſchloſſen.

Erſte Scene.

Gräfin Franziska von Hohenheim — bald darauf Generalin Rieger.

Gräfin Franz. v. H. (kommt links aus der offenen Eckthür und ſieht einen Augenblick nach rückwärts, ob Niemand komme. Dann tritt ſie raſch an die Mittelthür, ſieht in gleicher Abſicht nach der Glasthür hinaus und läßt dann die Portière verfallen. Alsdann geht ſie einige Schritte gegen die Eckthür rechts und horcht eine kurze Weile).

Ich höre noch nichts! — Geſchwätzige Bäbele, laß mir eine Viertelſtunde Einſamkeit für meinen

*) Rechts und links durchweg vom Zuſchauer aus genommen.

Dichter! (Nach dem Vordergrunde kommend und ein gedrucktes Blatt — Octavform, ein halber Bogen — hervorziehend.) Für meinen Dichter, der eben wieder (das Blatt entfaltend) friſch angekommen iſt. Gott und der Herzog mögen mir's verzeihen, aber ich denke, 's iſt ja nichts Böſes, die lieblich ſchwellenden Worte eines Sängers zu leſen, der doch ebenfalls gewiß nichts Böſes denkt, wenn er ſie an mich richtet und ſendet mit ſchwungvoller Seele! (Sie ſetzt ſich behaglich in die Sofaecke und lieſt)

Selig durch die Liebe
Götter — durch die Liebe
Menſchen Göttern gleich!
Liebe macht den Himmel
Himmliſcher — die Erde
Zu dem Himmelreich —
Weisheit mit dem Sonnenblick
Große Göttin, tritt zurück,
Weiche vor der Liebe.
Nie Erobrern, Fürſten nie
Beugteſt du ein Sklavenknie,
Beug es jetzt der Liebe.

Ich will nicht hoffen, daß er — „nie Erobrern, Fürſten nie beugteſt du ein Sklavenknie, beug es jetzt der Liebe" — ich will nicht hoffen, daß er damit eine Anſpielung wagt auf — den Herzog!

Generalin (rechts aus der Seitenthür den Kopf ſteckend).

Darf man eintreten?

Gräfin.

Ach mein Gott! (fährt mit dem Blatte zur Seite, faltet es zuſammen und ſteckt es ein.)

Generalin.

Durchlaucht noch nicht zurück?

Gräfin.

Nein.

Generalin.

Darf man?

Gräfin.

Ja doch!

Generalin.

Ich hab was Neues!

Gräfin.

Aus dem Inſtitut?

Generalin.

Ach nein, unſere Mädchen ſind ſtille Dinger, die richten nichts Neues an, aber unſer Kind —

Gräfin.

Laura?

Generalin.

Die richtet an — der Störenfried!

Gräfin.

Doch nichts Uebles?

Generalin.

Wenn's ein Uebel iſt, daß ſie hubſch und liebenswurdig und dem jungen Mannsvolke den Kopf verrückt —

Gräfin.

Babele!

Generalin.

Wo iſt ſie denn?

Gräfin.

Da oben (nach links hinten deutend) auf dem Theater, ſie probiren den Clavigo.

Generalin.

Die Karlsſchuler? und da laßt Ihr ſie allein mit dem jungen Mannsvolk?!

Gräfin.

Ich komme eben erſt herunter, und die Probe wird nicht lange mehr dauern — ſeit wann biſt Du denn ſo ängſtlich? —

Generalin.

Ich nicht, Ihr wart ja aber ſo erſchrocken, daß Laura in den Köpfen der Mannsbilder ſpuke. Mich ängſtigt das nicht, mich freut's! Die Mädchen wachſen dazu auf, daß die Männer ein Bischen verrückt werden.

Gräfin.

Babele!

Generalin.

Franzel, wir ſind ja allein, und Dein Mädcheninſtitut und die Stuttgarter Bürgerfrauen hören Dich ja nicht!

Gräfin (lachend).

Aber Bäbele!

Generalin.

Du biſt eine leidlich tugendhafte Frau, aber Du willſt doch nicht eine Heilige werden, Gott verbüt's, nicht wahr Franzel, Du willſt keine Heilige werden —?

Gräfin.

Strenge Grundſätze ſind in allen Dingen gut, beſonders in meiner Stellung.

Generalin.

Ja, aber nichts Unnatürliches, nicht wahr Franzel, 's wär gar zu ſchad' um Dein gutes Herze!

Gräfin.

Topp, leichtſinnige Weinsberger Tante! Und was gibt's Neues mit der Laura?

Generalin.

Die neueſten Blätter vom „Schwäbiſchen Magazin" ſind heraus, haſt ſie ſchon geleſen?

Gräfin (erſchreckend).

Nein, — Warum? (an die Taſche fühlend, für ſich) Die hat's gemerkt!

Generalin.

Da ſteht's drin!

Gräfin.

Was denn?

Generalin.

Nu, die Liebeserklärung!

Gräfin.

Ach mein Gott (für ſich) — ſo arg nennen's die Leute?

Generalin.

Was ſagſt Du?

Gräfin.

So arg nennen's die Leute?

Generalin.

Was arg! Was iſt's denn weiter, und 's iſt doch ſo! 's iſt nur unvorſichtig und ich hätt' 's dem ſchüchternen Sünder gar nicht zugetraut, daß er den Namen ſeiner Herzallerliebſten [illegible] abdrucken läßt vor aller Welt.

Gräfin (ſehr erſchrocken).

Warum nicht gar!

Generalin.

Freilich!

Gräfin

(das Blatt haſtig herausziehend und ſeitwärts ängſtlich überfliegend).

Das iſt ja nicht möglich — Das iſt ja nicht wahr!

Generalin.

Nicht wahr? Ich hab' doch leſen gelernt (das übrige herausziehend) ſieh', ſieh', da haſt Du's ja ſelber, ſchau, ſchau — Du ſagteſt ja vorhin —?

Gräfin.

Nun ja, ich hatte es nur flüchtig angeſeh'n, aber auch jetzt find' ich keinen Namen. (Sie halten beide ihr Blatt vor ſich.)

Generalin.

Nun, du meine Güte, wie heißt denn die Ueberſchrift?

Gräfin.

„Der Triumph der Liebe" heißt ſie.

Generalin.

Ach was. „Die Entzückung an Laura" heißt ſie!

Gräfin.

An Laura! (ſteht auf und nimmt haſtig das Blatt aus der Hand der Generalin.)

Generalin

(hat gleichzeitig das der Gräfin genommen).

Ach, Du haſt nur die erſte Hälfte des Blatts, das iſt nur ſo eine allgemeine Einleitung — in der zweiten Hälfte kommt die Hauptſache, an Laura geradezu! — Ich bin auch ordentlich erſchrocken über dies geradezu und über die „Entzückung." Da lies nur, wie's gleich anfängt: „Laura über dieſe Welt zu flüchten wähn' ich" — 's iſt ein Phantaſt!

Aber ich hab's gar zu gern, wenn Einer so mir nichts Dir nichts über alle Dächer fliegen, in alle Fenster hineinplatzen kann, nicht wahr? 's wird Einem dabei so frei um's Herze!

Gräfin

(ist an das Sopha getreten, wie mit sich kämpfend, und hat das Blatt auf's Sofa geworfen).

Die ganze Geschichte macht mir einen sehr unangenehmen Eindruck, und ich finde, daß Du die Sache allzu leichtsinnig behandelst.

Generalin.

Mag wohl sein. (Sie geht links an die Eckthür, den Vorhang hebend und sich umsehend, die Thür öffnend und offen lassend. Dann geht sie an die Mittelthür und macht die Vorhänge ebenfalls auf.)

Gräfin.

Der junge Schiller ist Regimentsfeldscheer mit 18 Gulden Monatsgage, und an's Heirathen kann er nicht denken. Das Mädchen aber ist in großen Verhältnissen auferzogen, ist des Herzogs Liebling und kann der glänzendsten Heirathsanträge sicher sein. Was soll also dieser Verkehr, dem gar keine Aussicht offen steht!? Wenn obenein der Herzog davon erfährt, und gar solch' eine Liebeserklärung vor aller Welt an seine Laura zu lesen kriegt, dann kann ein Unglück geschehn. Du kennst seine Heftigkeit, und dem Schiller hat er schon zu wieder-

bolten Malen die unpaſſende Schriftſtellerei unterſagt!

Generalin.

Na, was verbietet der nicht Alles!

Gräfin.

Bäbele!

Generalin.

'ſ iſt wahr! Und das „Magazin" lieſt er nicht, das nennt er deutſche Suppe.

Gräfin.

Aber der Hauptmann lieſt Alles und trägt ihm Alles zu, und, wie geſagt, was ſoll denn daraus werden, wozu denn das Alles —?

Generalin.

Wozu? Wozu blüh'n denn die Blumen? Und was draus werden ſoll? Das überlaßt doch dem lieben Gott, den Ihr ja ſonſt mit allem möglichen Plunder beläſtigt. Wie ich Dich damals in die Kirche begleitete, da Du mit Deinem erſten Manne, dem Leutrum, getraut wurdeſt, und der Herzog in ſeiner männlichen Herrlichkeit vorüberritt und ſtill hielt und Dich anſchaute, weißt Du noch —?

Gräfin.

Ach ja!

Generalin.

Da ſagt' ich leiſe: Das wär' ein Mann für Dich, Franzel! Na, das war eine noch größere

Dummheit als jetzt mit dem Schiller und der Laura! Du wurdest eben verheirathet, und der Herzog war verheirathet, und Du warst doch eben keine Prinzessin, was stand denn da für Aussicht offen? Nicht die allergeringste. Eine Scheidung, zwei Scheidungen waren nöthig, und ein Mittel mußte gefunden werden, wie ein armes Fräulein einem regierenden Herrn angetraut werden könnte, waren das etwa nicht die ärgsten Phantastereien, nicht? Und 's ist doch Alles wahr geworden, und Du regierst doch jetzt Würtemberg so gut wie Er, nicht?

Gräfin.

Ja, aber —

Generalin.

Und, mit Respekt zu sagen, Seiner Durchlaucht weltliche Herrlichkeit und Dein bischen Schönheit, die sind mir zusammengenommen doch nicht so viel werth, das heißt so recht innerlich im Herzen nicht so viel werth, wie des jungen Schillers Schwung und Herrlichkeit, wenn er so in Zug kommt mit Predigen und Dichten. Denn das giebt mir eine Andacht und ein Herzklopfen, als wenn ich in der Kirche vor Gottes Thron stünde —

Gräfin.

Mir auch!

Generalin.

Und wenn Einer noch einmal Wunderdinge

zu Stande bringt, dann iſt's der Schiller, das ſollt Ihr noch einmal ſehen und an mich denken, und wenn für irgend Einem unſer Pflegkind nicht zu gut iſt, dann iſt's für den Schiller, das ſag' ich und dabei bleib' ich!

(Geht nach rechts — Pauſe.)

Gräfin.

Iſt denn die Laura im Einverſtändniſſe?

Generalin.

I Gott bewahre! Das dumme Ding weiß ihn ja gar nicht zu ſchätzen! Der iſt er nicht hübſch genug, und ungeſchickt und ungalant und wunderlich iſt er auch, das iſt freilich wahr.

Gräfin.

Aber ſie wird die Liebeserklärung im Magazin leſen!

Generalin.

Wenn auch! Ich radire den Namen Laura heraus oder klebe engliſch Pflaſter d'rauf, da weiß ſie den Kuckuk, auf wen die „Entzückung" geht, 's iſt ja noch ein unerfahren Kind.

Zweite Scene.

Laura — die Vorigen.

Laura

(kommt aus der Seitthür links, das „Magazin" leſend).

Träume werden um mich her zu Weſen,
Kann ich nur in Deinen Augen leſen:
Laura, Laura mein!

(Dabei iſt ſie bis in die Mitte zwiſchen Beide gekommen.)

Gräfin.

Das engliſche Pflaſter iſt nicht mehr nöthig.

Generalin.

So ſcheint's.

Laura (ſtehen bleibend).

Ah, bon jour!

Generalin.

Was lieſeſt Du denn da ſo andächtig?

Laura (ſtehen bleibend).

Schnurriges Zeug, Mama, „die Entzückung an Laura" heißt es.

Gräfin.

Und das intereſſirt Dich, weil die angedichtete Perſon ebenfalls Laura heißt.

Laura.

Nein, liebe Tante, ich verſteh' nicht viel davon, und es würde mich vielleicht gar nicht intereſſiren,

wenn ich nicht ſelbſt die Laura ſein ſollte, über welche man in Entzückung gerathen iſt.

Generalin.

Da iſt auch nichts mehr zu radiren!

Gräfin.

Wer hat Dir denn das geſagt?

Laura.

Ei, der Verfaſſer ſelbſt, der mir das Blatt gegeben!

Gräfin.

Was, der Schiller erlaubt ſich ſolche Vertraulichkeit mit Dir?

Laura.

Der Schiller! I Gott bewahre! Das iſt ja der ernſthafteſte Peter von der Welt, der mir nimmermehr ein Blatt Papier in die Hand drücken würde. Haſt Du Acht gegeben, Tante, wie der den Clavigo ſpielt?

Gräfin.

Nein.

Laura.

Ach, das iſt kurios. Onkel Durchlaucht wird entweder ſehr darüber lachen oder ſehr böſe werden. Ich ſage Dir, Tante, dieſer Clavigo läuft herum und macht einen Spektakel, als ob er ſich immerfort den Hals abſchneiden wollte.

Gräfin.

Laß das jetzt. Wer hat Dir alſo das Blatt gegeben, wenn nicht der Verfaſſer ſelbſt?

Laura.

Ei, allerdings der Verfaſſer ſelbſt!

Generalin. } Alſo Schiller?
Gräfin. } Alſo doch Schiller?

Laura.

Herr Gott nein, warum ſoll denn gerade Schiller der Verfaſſer ſein?! Der hat ja immer nur thurmhohe und erſchreckliche Dinge im Kopfe und iſt ganz und gar nicht galant, dem bin ich zu unbedeutend, wie ſoll denn der auf ein kleines Mädchen Gedichte machen?

Gräfin.

Du biſt kein kleines Mädchen mehr.

Laura.

Nicht? (ihr die Hand kuſſend) ich danke Ihnen, liebe Tante, für das Avancement, ſetzen Sie's nur auch bei Onkel Durchlaucht durch!

Gräfin. } Der Verfaſſer! Der Verfaſſer!
Generalin. } Wer iſt denn alſo der Verfaſſer?

Laura (gravitätiſch zurücktretend).

Ja, meine verehrten Herrſchaften, nachdem ich avancirt worden bin, darf ich doch nicht mehr ſo indiskret ſein, wie ein kleines Mädchen, und meinen Sänger verrathen. Sonſt ſingt er am Ende nicht

mehr, und es iſt ein ganz eignes angenehmes Gefühl, ſo angeſungen zu werden mit groſſen unverſtändlichen Worten. —

Generalin.

Larifari! Das Mädchen hat uns zum Beſten! 's kann kein Menſch in ganz Schwaben ſo ſchöne Verſe machen als der Schiller, und 's ſteht ja auch wohl ſein Name darunter.

Laura (ihr das Blatt hinhaltend).

Gott bewahre!

Gräfin

(welche das Blatt vom Sofa genommen und angeſehen).

S ſteht darunter, das iſt Schiller!

Laura.

Fehlgeſchoſſen!

(Man ſieht, daß hinten durch Diener erleuchtet die Glasthür geöffnet wird und daß der Hauptmann Silberkalb erſchienen iſt; ein Diener bringt zwei brennende Armleuchter, ſetzt ſie auf den Tiſch und geht ſchweigend wieder ab.)

Gräfin.

Ich befehle Dir, Laura, die Sache ernſthaft zu behandeln. Wenn der Herzog von dieſem öffentlichen Spektakel mit Deinem Namen erfährt, dann kann es die übelſten Folgen haben für den zudringlichen Poeten — wer iſt's?

Laura.

Pſt! (die Generalin herzuwinkend) Verrathet nur

nichts an den Silberkalb da draußen, den die Karlsſchüler für ihren Spion halten — das S heißt — (ſich nach Silberkalb umſehend)

Generalin.

Nun?

Gräfin.

Raſch! Wie heißt der Poet?

Laura.

Spiegelberg!

Gräfin.

Was?

Generalin.

Wer iſt Spiegelberg?

Laura.

Den kennt Ihr nicht?

Gräfin.

Nein.

Generalin.

Ich hab' den Namen in meinem Leben nicht gehört.

Laura.

Da kennt Ihr wohl auch den Schweizer nicht und den Roller, den Raßmann nicht und die ganze Bande nicht?

Generalin.

Es hat wohl übergeſchnappt mit dem Mädchen! Schufterle!

Gräfin.

Laura! „Die Bande!“ Was für Ausdrücke!

Laura.

Nein wahrhaftig, Tante! Die Leute nennen einander ſo, ich weiß nicht, warum.

Gräfin.

Und der Schiller heißt Spiegelberg?

Laura.

Gott bewahre, der Schiller iſt der Hauptmann und heißt Moor, Karl Moor, der Koch heißt Spiegelberg (Gräfin wirft das Blatt wieder auf's Sopha).

Generalin.

Der Sauſewind iſt alſo Dein Poet? Nun das lohnte der Mühe!

Laura.

Da hab' ich mich doch verſchwätzt!

Gräfin.

Herr Hauptmann Kammerherr von Silberkalb! (Hauptmann verbeugt ſich und kommt.)

Laura.

Bitte, bitte, liebe Tante, nichts ſagen!

Dritte Scene.

Hauptmann — die Vorigen.

Gräfin.

Iſt noch kein Pikeur da, der die Ankunft des Herzogs meldete?

Hauptmann.

Nein, erlauchte Frau Gräfin, aber man ſieht Fackelträger poſtirt nach der Solitude hinauf. Se. Durchlaucht der Herr Herzog haben alſo darauf gerechnet, erſt mit einbrechender Nacht heimzukehren. So weit mir bekannt, revidirt Durchlaucht die ganze Treiberlinie zu der groſſen Jagd, welche für den hohen Beſuch vorbereitet wird. Dieſe Linie umfaßt mehre Meilen und kann des mannichfaltigen Terrains wegen nicht ſchnell beritten werden. Daraus erklärt ſich wohl auf ganz natürliche Weiſe die Verſpätung Sr. Durchlaucht. Ich erlaube mir auch die Vermuthung auszuſprechen, daß Sereniſſimus noch nicht ſo bald zu erwarten ſein dürfte. So viel verlautete ſind Hochdieſelben jede Stunde gewärtig, den hohen Beſuch von Seiner Kaiſerlichen Hoheit dem Herrn Groſſfürſten von Rußland ankommen zu ſehen, und haben vielerlei Arrangements von Empfangsfeierlichkeiten auf der Landſtraße im Werke.

Gräfin.

Ich danke Ihnen. Sie erſtatten Sr. Durchlaucht noch zuweilen Rapport über Zeitungsnachrichten, und was in der Stadt vorgeht, und was in ſeiner Karlsakademie etwa ſeinen aufmerkſamen Blicken entgehen könnte?

Hauptmann.

Durchlaucht haben noch zuweilen die Gnade, nach meinen Bemerkungen zu fragen, beſonders in Sachen der öffentlichen Moral und des Rufes, welchen die hohe Karlsakademie im Auslande genießt, da dieſe preiswürdige Anſtalt quaſi Dero Steckenpferd iſt.

Gräfin.

Haben Sie neueſter Zeit Günſtiges oder Ungünſtiges darüber zu berichten?

Hauptmann.

C'est selon — Jugend hat nicht Tugend; aber im Ganzen iſt die Konduite der jungen Leute reſpektabel. Es iſt nur ein kleines Häuflein, welches ſeit einiger Zeit eine verdächtige Kommunikation mit Leuten aus der Stadt und namentlich mit einem früheren Eleven unterhält —

Gräfin.

Wer iſt der frühere Eleve?

Hauptmann.

Er iſt aus dem mediciniſchen Fache und jetzt

beim Grenadierregimente des General Augé angeſtellt als Regimentsfeldſcheer —

Gräfin. Schiller?!
Generalin. Schiller?!
Laura. Schiller?!

Hauptmann.

Friedrich Schiller — Gräfliche Gnaden ſehen mich betroffen —

Gräfin.

Wir ſprachen eben von ihm! — Thun Sie mir doch den Gefallen, nach dem Theaterſaale hinaufzugehn — wie weit iſt die Probe, Laura?

Laura.

Ich war eben geſtorben, als ich ankam, ſie ſind alſo jetzt ſchon mitten im letzten Akt, und der iſt ſehr kurz, ſie müſſen ſogleich zu Ende ſein.

Gräfin.

Sie finden da unter den probirenden Karlsſchülern den Anton Koch —

Hauptmann.

Mir ſehr wohl bekannt.

Laura.

Ein liebenswürdiger junger Beaumarchais!

Generalin.

Ein leichtſinniger Patron!

Hauptmann.

Ja wohl.

Gräfin.

Und finden auch den Friedrich Schiller, welcher zur Probe kommandirt iſt, weil er die Rolle des Clavigo ſchon früher geſpielt, alſo inne hat, und weil der Herzog die Vorſtellung raſch ermöglicht ſehen will — dieſe beiden jungen Leute möchten ſich unmittelbar nach Schluß der Probe hieher zu mir verfügen. (Rieger erſcheint im Vorzimmer.)

Hauptmann (verbeugt ſich; ab, links durch die Eckthür.)

Vierte Scene.

Die Vorigen ohne den Hauptmann, bald darauf General Rieger.

Generalin.

Herr Gott, da iſt ja mein Alter — ich erſchrecke immer, wenn ich ihn hier im Schloſſe ſehe; es iſt gewöhnlich ein Unglück im Anzuge, wenn er vom Asperge herunter ſteigt.

Gräfin (winkt).

General Rieger! Was führt Euch zum ſpäten Abende vom Asperge herab nach Stuttgart?

Rieger.

Meines Durchlauchtigſten Herrn Befehl, Hochgräfliche Gnaden. Hochderſelbe erwartet fürnehmen

Besuch aus fernen Landen, und bei solcher Gelegenheit verlangt sein Herz, daß das Haus frisch gesäubert werde von allem Unrathe der Uebelthäter.

Generalin.

Dacht' ich's doch!

Gräfin.

Was heißt das, General? Ihr wollt doch nicht Eure armen Gefangenen noch ärger mißhandeln, wenn der Herzog Besuch empfängt. Mich dünkt, das wäre eher ein Grund ihre Ketten zu lüften, wenn nicht zu lösen.

Rieger.

Die Gefangenen sind nicht arm; denn das Himmelreich steht ihnen offen, und ein weiser Regent ist strenge.

Generalin.

Das ist nicht wahr!

Rieger.

Es ist ein Wort der Schrift.

Gräfin.

Ein weiser Regent ist milde. Ich wiederhole Euch, General, was ich Euch durch Eure Frau schon zu wiederholten Malen habe sagen lassen, daß ich Eure finstere Auslegung des Christenthums nicht gut heißen, Eure Strenge gegen die Gefangenen nicht loben kann vor dem Herzoge.

Rieger.

Wen der Herr lieb hat, den züchtigt er.

Gräfin (ſtreng).

Wollt Ihr wieder in Euer unterirdiſch Gefängniß zurück, um die Liebe des Herrn gegen Euch noch höher zu preiſen?

(Kurze Pauſe.)

Seid unbeſorgt, ich bin nicht von derjenigen Frömmigkeit, welche Gott nur in Leid und Trübſal ſucht. Im Gegentheile, ich glaube in Gott zu wandeln, wenn ich meinen Mitmenſchen zu Zufriedenheit und Freude verhelfe. — Deshalb hab' ich die Bäbele da ſchon herunter geholt von Eurer Seite, weil ihr Herz gepeinigt wurde von Eurer ſchwarzen Lebensfarbe, und die Laura desgleichen, und ich werde ihnen den Beſuch bei Euch oben ganz unterſagen, wenn Ihr fortfahrt, die Trockenheit Eures Herzens für eine Gottſeligkeit auszugeben, wenn Ihr fortfahrt, die armen Gefangenen mit verkehrt gedeuteten Bibelſprüchen in Verzweiflung zu bringen. — Das merkt Euch! Wenn der Herzog auch leider Kerkermeiſter braucht, ſo hat er doch ein zu edles Herz, um nicht wenigſtens in der Wahl des Kerkermeiſters auf den menſchlichen Rath ſeines Weibes zu hören. (Sie iſt entrüſtet hin und hergegangen und ſetzt ſich aufs Sofa. Laura geht hin zu ihr und küßt ihr die Hand. — Pauſe.)

Generalin.

Das iſt ihm ſchon recht.

Gräfin.

Was habt Ihr denn wieder anzuklagen? Es betrifft wohl wieder den unglückſeligen Schubart?

Laura.

Mein unglücklicher Lehrer!

Gräfin.

Iſt er noch nicht genug gepeinigt? Hat er zu ſeufzen gewagt über ſo ſchreckliches Schickſal?

Rieger.

Er hat es endlich verlernt, wider den Stachel zu löken. Die Gnade des Herrn iſt ihm aufgegangen in der Finſterniß des Kerkers; aber die Jugend hier unten mißkennt und mißdeutet ſeinen Zuſtand der Gnade. Von dieſer Jugend hab' ich Einen anzuklagen, wenn mein irdiſcher Herr das Schloß meines Mundes öffnet.

Gräfin (aufſtehend).

Wen?

Generalin.

Rieger! Schon wieder einen Menſchen unglücklich machen!

Gräfin.

Rieger! Ihr habt das ſchrecklichſte Loos eines Menſchen erfahren! Von dieſem Schloſſe aus habt Ihr einſt Würtemberg beherrſcht, bis Eure Feinde

Euch ſchmählig zu Boden und in den tiefſten Kerker warfen; in grauenvoller Gefangenſchaft habt Ihr Jahre lang geſchmachtet, ärger geſchmachtet, als das verworfenſte Geſchöpf, — hat Euch ſo ſchreckliche Erfahrung nicht gelehrt, daß der Menſch den Menſchen lieben ſolle?

Rieger.

Gott verläßt uns in der Freude, in der Trübſal findet er uns. Mich fand er in dem tiefſten Loche von Hohentwiel, wo mein Leib in Schmutz und Waſſer verdarb, meine Seele aber erquickt wurde.

Gräfin.

Entſetzlich! Und wer iſt der Unglückliche, den Ihr anklagen wollt?

Rieger.

Ich will nicht, ich muß. Der Befehl meines Herzogs, der Geiſt der Wahrheit zwingt mich, dieſen jungen Mann zu bezeichnen.

Gräfin.

Wer iſt's?

Generalin.

Wie heißt er?

Rieger.

Von der Gnade des Herzogs iſt er auferzogen worden in der Karlsſchule, die Gnade des Herzogs

hat ihn angeſtellt beim Regimente als einen Helfer bei leiblichen Gebreſten —

Generalin. } O Gott — ſein Name?
Gräfin. } Sein Name? Sein Name?
Laura. } Sein Name!

Rieger.

Des Hauptmanns Sohn in Ludwigsburg, Friedrich Schiller.

Gräfin.

Schiller! wie ich gefürchtet —

Generalin.

Schiller!

Laura.

Wieder Schiller! Das iſt doch wirklich der Matador!

(Trommelwirbel und klingendes Spiel von unten.)

Gräfin.

Da kommt der Herzog! (ſie geht raſch zur Generalin nach rechts hinüber — Rieger tritt zurück, nach hinten blickend, Laura geht nach links hinten zur Eckthür, durch welche Silberkalb eintritt, dem ſie bittend was zu ſagen ſcheint, und der dazu die Achſeln zuckt.) O Gott, Bäbele, und nun muß ich auch gerade den unglücklichen Menſchen, den Schiller, hierherbeſtellen, daß der Herzog an ihn erinnert werde! Richtig, da iſt der Hauptmann zurück, und der iſt auch falſch, ich wag es nicht, ihn mit Contreordre zu beauftragen,

und über dieſen Rieger, Deinen Mann, vermag ich nichts, er weiß, wie feſt er beim Herzoge ſteht.

(Während dieſer Rede ſieht man in den hinteren Zimmern einige Soldaten und Diener ſich aufſtellen.)

Laura (herüberkommend).

Mama! Der garſtige Hauptmann will die beiden Leute nicht abbeſtellen!

Generalin.

Komm' mit! Du mußt Kundſchaft einziehn.

(Geht mit ihr bis an die Thür rechts, dort bedeutet ſie dieſelbe pantomimiſch an der Schwelle, ſchickt ſie fort und bleibt hart an der Thüre ſtehen. — Unterdeſſen kommt Silberkalb zum Sofa, ſieht das Blatt des „Magazins", lieſt halblaut „Entzückung an Laura", und ſteckt es raſch zu ſich, während die Frauen nach rechts, wo Laura abgeht, Rieger aber nach hinten ſehn.)

Fünfte Scene.

Der Herzog Karl — — die Vorigen ohne Laura, die ſpäter erſt zurückkehrt — Bleiſtift (im Vorzimmer bleibend).

Herzog.

(In Jagdkleidung, eine lange Peitſche in der Hand, mit welcher er klatſcht. Seinem Erſcheinen hinten voraus ein Tambour, der einen Wirbel ſchlägt und jenſeits des Vorzimmers zurückbleibt. So wie er durch die Glasthür ſchreitet und Rieger ſieht, ſagt er:)

Wie geht Dir's, alter Sünder? (fortſchreitend.)

Rieger.

Nach Gottes Rathſchluß, Durchlaucht!

Herzog.

Um was Alles ſoll ſich der Herrgott ſpeciell kümmern! — Grüß Di Gott Franzel (küßt ſie auf die Stirn). Der Großfürſt wird wohl noch dieſe Nacht eintreffen, 's gibt Noth, meine Jagd iſt noch nicht ganz in Ordnung, wenn's was Apartes werden ſoll — na, Frau Gevatterin (zur Generalin), die Demoiſelles unſrer Schule ſind doch in Ordnung, mit weiß gewaſchenen Kleidern, niedergeſchlagenen Augen, gutem Gewiſſen und guter franzöſiſcher Ausſprache?

Generalin.

Ich hab' den Demoiſelles noch zu ſagen vergeſſen, daß ein gutes Gewiſſen die Augen niederſchlagen ſoll.

Herzog (ſie auf die Wangen klopfend).

Blitz, die Bäbele iſt unwirſch — (Bleiſtift winkend) Seſſel! (Bleiſtift bringt haſtig einen Seſſel.) Ich bin müde wie ein Jagdhund. Das Bauernvolk ſtellt ſich an, als ob es das Hirſchezuſammentreiben erſt heute lernen ſollte (ſich ſetzend, zu Silberkalb:) hat Er nachgefragt, Hauptmann, drüben beim Nieß, ob in der Karlsſchule was vorgefallen iſt?

Hauptmann.

Zu Befehl, Durchlauchtigſter Herr.

Herzog.

Wie hieß der Ulmer Vers, Bäbele, welcher dem Schubart den Hals gebrochen hat?

Generalin.

Als Dionys zu Syrakus
Aufhören muß
Tyrann zu ſein,
Da wurd' er ein Schulmeiſterlein.

Herzog (lacht).

Sieh', wie gut Du Dein Sprüchlein kennſt! das ſchmeckt Dir wohl beſonders?

Generalin.

Wie ſüßes Zwetſchenmuß.

Herzog.

Hat denn das Sprüchlein Recht?

Generalin.

Nein.

Herzog.

Nicht? Warum nicht?

Generalin.

Man kann ein Schulmeiſter werden und ein Tyrann bleiben.

Herzog.

Bäbele, Du biſt — ein ganz geſcheidtes Frauenzimmer. Bleiſtift, 'nen Schoppen Achtundvierziger, ich bin ganz ausgetrocknet. (Bleiſtift ab) 's iſt ein

Herbst, der den Sommer nicht vergessen kann. — Wie weit seid Ihr mit der Komödie, Franzel?

Gräfin.

Die Probe wird eben zu Ende gehn.

Herzog.

Das ist recht — ich kann die Spielerei jeden Augenblick brauchen zum Unterhaltsimbiß für unsre Gäste; denn mit der Jagd ist's noch nicht so weit, und die italienischen Sänger haben nur zum bestimmten Abende ihre Stimme und dann nicht immer, dies Sängervolk lernt kein Kommando. Unsre Eleven und Demoiselles haben wir aber Tag und Nacht zur Disposition. Ihr habt doch für 'ne gute Garderobe gesorgt?

Gräfin.

Für eine passende.

Herzog.

Prächtig muß sie sein, sag' ich Dir, Franzel! Mit Eurer historischen Treue ist nichts gethan; denn es ist doch und bleibt ein erhöhter Zustand bei solcher Aufführung, und verhältnißmäßig muß Alles im Sonntagsstaate sein — und diesmal also sind die Frauenzimmerrollen mit Demoiselles besetzt?

Gräfin.

Du hast so befohlen.

Herzog.

Ganz recht. Für Fremde geht's nicht mit meinen Buben. Du hast doch hübsche ausgesucht, Bäbele?

Generalin.

Wie ſich's ſchickt nach der Rolle.

Herzog.

Na?!

Generalin.

Hübſch braucht nur die Liebhaberin zu ſein, und das iſt die Laura.

Herzog.

Richtig, eine hübſchere gibt's nicht, wo iſt denn die kleine Hexe?

Generalin.

Wird gleich hier ſein!

Bleiſtift

(iſt unterdeß gekommen und präſentirt auf einem ſilbernen Brette einen Schoppen).

Achtundvierziger! Service!

Herzog (halblaut).

Iſt was vorgefallen, Bleiſtift?

Bleiſtift.

Non, Sire — nur der Mosje Herr Hauptmann hier ſcheint viel Geld zu brauchen, hat heute vor dem Lever der Sonne einen Kurier durch's Ludwigsburger Thor hinausgeſprengt —

Herzog.

Er conſpirirt doch nicht, Hauptmann?

Hauptmann.

Im Sinne Sereniſſimi —

Herzog.

Wohin der Kurier?

Hauptmann.

Nach der Pfalz.

Herzog.

Was?

Hauptmann.

Morgen Abend verhoff' ich Auskunft geben zu können (bei Seite über Bleiſtift) Tölpel!

Herzog.

Iſt nöthig! — Jetzt Regieren! General Rieger, Kommandant des Hohenasperg, vor! (Rieger marſchirt bis zur Linie des Herzogs — die Generalin folgt ihm einige Schritte, die Gräfin ſetzt ſich zur äußerſten Rechten) Halt!

Generalin (bei Seite).

Wenn nur die Laura käme!

Herzog.

Wir wollen alle Winkel des Hauſes ausfegen, damit unſer Beſuch nirgends ein Häuflein Unrath entdeckt. Wie ſteht's oben bei Dir, ſind Deine Gefangenen in Ruhe?

Rieger.

Sie fürchten Gott und loben ihn.

Herzog.

Ach was, dabei kann man ſeinen Herrn auf Erden tadeln! — wie ſteht's mit dem Schubart?

Rieger.

Er hat den alten Menſchen ausgezogen.

Herzog.

Und Du ziehſt ihm den neuen an, Du verſtehſt das Schneiderhandwerk. Keine Redensarten! Hat er's aufgegeben, die Preußen auf unſre Koſten zu loben, und macht er keinen Verſuch mehr, die Schwaben aufzuhetzen?

Rieger.

Seine Seele iſt abgewendet vom irdiſchen Wirrſal, und er küßt die Ruthe, die ihn geſchlagen.

Herzog.

Klägliches Volk, dieſe Schreier! Wenn ihnen das Meſſer an die Kehle kommt, dann kriechen ſie zu Kreuze — und mit denen ſoll eine neue Zeit ankommen! Muth iſt die Seele jeglicher Zeit! Weiter!

Rieger.

Nur zuweilen noch kommt der Teufel über ihn und flößt ihm ein Gedicht ein. So in dieſen Tagen ein gottloſes Poëm, welches er die „Fürſtengruft" genannt hat.

Herzog.

Ein ſchönes Thema — hat Er's da?

Rieger.

Nein, ich denk' es aber zu haben, es ſoll ſchon hier unten ſein, und in dieſem Betracht, Durch-

lauchtiger Herr, hab' ich zu vermelden, daß er in den Ruf der Heiligkeit kommt, wie ein Prophet in der babyloniſchen Gefangenſchaft, und daß die neuen Juden aus allen vier Winden gewandert kommen, ſein Auge zu ſehn, ſeine Stimme zu hören.

Herzog.

Was? Deutlich!

Rieger.

Nicht nur allerlei fremdes Volk wallfahret zum Asperge ſeinetwegen, auch von hier, von Stuttgart ſelbſt kommt man hinaufgeſtiegen —

Generalin.

Rieger!

Rieger

(ſieht ſich einen Augenblick um, fährt aber fort).

Sogar Leute, die ſonſt die Kleider des Herzogs tragen, kommen in bürgerlicher Hülle, zum Beiſpiel geſtern ein junger Mann — (In dieſem Augenblicke kommen von links an die Thür Schiller und Roch, und rechts aus der Thür Laura.)

Generalin.

Rieger —! denk' an Hohentwiel!

Rieger.

Ein — (er ſtockt, nachdem er ſich umgeſehen.)

Gräfin (winkt den beiden jungen Männern fortzugehen).

Herzog (der vor ſich hingeſehen hat).

Was iſt?

Bleiſtift.

Sire, Madam Konteſſa winken mir, ich weiß nicht pourquoi.

Hauptmann

(macht eine leichte Bewegung nach hinten, als der Herzog auf die Seite nach Bleiſtift ſieht).

Herzog

(ſich darauf ganz umſehend und die jungen Männer erblickend).

Was wollt Ihr?

Sechſte Scene.

Schiller — Koch — die Vorigen.

Koch.

Gräfliche Gnaden haben uns herkommandirt.

Gräfin.

Iſt nicht mehr nöthig!

Herzog.

Bleibt — (ſich nach rechts umſehend) Ah, Laura, mein Kind!

Laura

(zu ihm eilend und ihm die Hand küſſend).

Bon soir, Onkel Durchlaucht!

Herzog (ihr die Wangen ſtreichelnd).

Was treibſt Du denn?

Laura.

Wir ſpielen Komödie, Onkel Durchlaucht, aber die Beiden da und beſonders der Koch können ihre Rollen noch nicht, bitte, jag' ſie fort, daß ſie zum Lernen kommen.

Herzog.

Ich will nicht hoffen. — Schiller und Koch avancirt, vorwärts, marſch! (Schiller und Koch marſchiren vor.) Halt! Front! Ihr könnt Eure Rollen nicht?

Koch.

Wenn wir Alles ſo gut könnten, Durchlaucht, ſo wären wir ſchon lange nicht mehr in Stuttgart.

Herzog.

Iſt er wieder unverſchämt?

Koch.

Es wäre unverſchämt von uns, herzoglicher Regimentsfeldſcheer und Eleve der Karls-Akademie abſolut bleiben zu wollen, wenn wir Anlage hätten, Pabſt und Kaiſer zu werden.

Herzog.

Der Regimentsmedicus Schiller hat zum Beiſpiel eine ausgeſprochene Anlage, Thierarzt zu werden. Er macht Pferdekuren mit meinen Grenadieren.

Koch.

Und da ſie gelingen, Durchlaucht, ſo iſt hieraus zu ſchließen —

Herzog.

Will Er ſtill ſein, vorlauter Menſch — der Zopf ſitzt Ihm ohnedies wieder ſchief!

Koch.

Daran iſt der Zopf Schuld, Durchlaucht!

Herzog.

Geb' Er Antwort, Schiller, iſt es wahr, was ich heute gehört, daß Er vorige Woche dem Flügelmann ein ganzes Loth Ipekakuanha zu verſchlucken gegeben hat? Der Menſch ſoll ſich wie ein Wurm gekrümmt haben.

Schiller.

War aber Tags darauf vollkommen hergeſtellt.

Herzog.

Ihn hat auch Gott in ſeinem Zorne zum Doktor gemacht.

Schiller.

Ew. Durchlaucht haben mich dazu gemacht.

Koch (leiſe).

Bravo!

Schiller.

So bin ich in der bevorſtehenden Tragödie zum Darſteller des Clavigo beſtimmt worden, und ich bitte Ew. Durchlaucht, mich dieſe Rolle mit einer andern vertauſchen zu laſſen, da ſie meinem Weſen ganz und gar nicht zuſagt.

Herzog.

Warum nicht gar! Er will alle Augenblicke ein apartes Weſen haben, ich kenne das!

Laura (leiſe).

Onkel Durchlaucht, er ſpielt die Rolle aber wirklich gefährlich!

Herzog.

Hat er nicht vor vier Jahren die Rolle ſchon einmal geſpielt als Eleve?

Schiller. } Ja.
Koch. } Aber ſchlecht.

Herzog.

Na, Er wird doch was gelernt haben in den vier Jahren!

Schiller.

Aber meine Natur, die ſich für dieſen ſchwankenden Charakter nicht eignet, hat ſich nicht geändert.

Herzog

Laß Er mich aus mit dieſem Sich-eignen und Sich-nicht-eignen! Er weiß, ich kann das nicht leiden. Eine richtige Erziehung kann Alles aus einem Menſchen machen. Er will gewiß — ich weiß, daß er gar zu gerne obenhinaus und nirgend an möchte — Er will gewiß den Moſje Beaumarchais ſpielen, he?

Schiller.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog.

Dacht' ich's doch. Er weiß, daß ich dieſen naſeweiſen Figaro-Verfaſſer, welchem man in Paris viel zu viel Spielraum geſtattet, nicht ausſtehen kann. Punktum! Er ſpielt den Clavigo! Adieu! Rechtsum kehrt! Vorwärts marſch! (Schiller und Koch links ab.) Rieger, weiter im Rapport! Einer meiner Leute, ein junger Mann, habe in bürgerlicher Tracht den Schubart beſucht, wer iſt das geweſen?

Rieger.

Durchlaucht, es war eben (will auf Schiller weiſen. In dieſem Augenblicke Geräuſch hinten, unten).

Herzog.

Was iſt das für ein Lärm im Hofe? Unſre Gäſte überraſchen uns doch nicht? — nachſehn, Bleiſtift!

Bleiſtift.

Service, Sire! (ab.)

Herzog.

Warum ſtockt Er, Rieger —?

Generalin.

Weil er ſich wieder auf's Anſchwärzen eingelaſſen, ohne was Rechts zu wiſſen.

Herzog.

Bäbele, menge Dich nicht in Staatsgeſchäfte.

Generalin.

Ja, Staatsgeſchäfte! Klätſchereien ſind's. Rieger kennt den jungen Mann gar nicht genau und möchte zehn Unſchuldige einſperren laſſen, um den Einzigen auszufinden, der auch am Ende nichts verbrochen hat. Wie mancher junge Stuttgarter kam hinauf, als ich noch mit der Laura oben wohnte, um des Schubart Clavierſpiel zu hören, wenn er dem Kinde Unterricht gab.

Laura.

Ja wohl!

Hauptmann.

Die Mittheilung, welche ich für Durchlaucht vorbereitet, betrifft einen ganzen Kreis der auffäßigen jungen Stuttgarter, und ich bin außer Zweifel, daß jener nicht genügend erkannte junge Mann ein Theilnehmer des Complottes iſt, welches ich zu enthüllen im Stande bin.

Herzog.

Was, ein Complott!

Generalin.

Nun fängt der an!

Gräfin.

Unvermeidlich!

Laura.

O weh, Spiegelberg!

Hauptmann.

Dies iſt der mildeſte Ausdruck dafür. Wohl wiſſend, daß Ew. Durchlaucht von allen Staatsangelegenheiten die Erziehung beſonders am Herzen liegt und unter den Erziehungsanſtalten namentlich die hohe Karls-Akademie, dieſe gründliche und glänzende, ſo manche berühmte Univerſität überſtrahlende Schöpfung Ew. Durchlaucht, wohl wiſſend, daß einige Hundert junge Leute nie genug wachſame Augen finden können, hab' ich ſeit längerer Zeit all meine Attention auf dieſe Anſtalt gerichtet.

Herzog.

Kurz! In meiner Karlsſchule ſoll ein Complott ſein? Raſch heraus!

Hauptmann.

Der Aufſeher, Leutnant Nieß, Durchlaucht, fängt an etwas ſtumpf zu werden. Aber er iſt vom beſten Willen; er folgt genau meinen Rathſchlägen, welche auf einzelne Bemerkungen hin ertheilt wurden, und ſo haben wir denn in vergangener Nacht Folgendes mit allen Nebenumſtänden entdeckt.

Herzog.

Raſch! Kurz!

Hauptmann.

Abends, wenn alle Eleven in den Schlafſälen zu Bett ſein ſollen, ſchleichen ſich aus der oberſten Klaſſe fünf bis ſechs durch die Korridore nach dem

abgelegenen öſtlichen Flügel des Hauſes, wo der kleine Examinirſaal gelegen iſt. —

Laura (leiſe).

Armer Spiegelberg!

Hauptmann.

Zu dieſem haben ſie ſich Nachſchlüſſel verſchafft; dort verſammeln ſie ſich jeden Abend, und dorthin kommen von der Stadt aus junge Leute, welche offenbar mit der Ortsgelegenheit ſehr vertraut ſind und wahrſcheinlich durch das Zwingerpförtchen einpaſſiren —

Herzog.

Und was machen ſie da? Sie zechen?

Hauptmann.

Nicht blos, Durchlaucht, daß ſie zechen und Tabak rauchen —

Herzog.

Rauchen im Examinirſaale?!

Hauptmann.

Das iſt nur äußerlicher Exceß, wobei ſie übrigens ein neumodiſches berauſchendes Getränk brauen, welches den barocken Namen „Punſch“ führt und wie Opium wirken ſoll. Das iſt Alles nur äußerlich; ſie haben offenbar einen Bund und Orden nach Art der Tempelherrn in Paris, über welche neulich im Redeaktus ein ſo intereſſanter Vortrag

gehalten wurde. Sie nennen dieſen Orden die Bande. Jeder hat ſeinen aparten Ordensnamen, und auf dem Tiſche liegen geheime Schriften, welche ſie beſchworen haben. Das hauptſächlichſte dieſer Bücher, welches einer meiner Späher erblickt, aber leider noch nicht ergriffen hat, ſoll einen greulichen Löwen auf dem Titel und um den Löwen herum die Inſchrift tragen: Zerreißt die Tyrannen!

Generalin (beiſeit.)

Ach mein Gott!

Gräfin (desgl.).

Unglückliche Menſchen!

Herzog.

Weiter!

Hauptmann.

Von ihren Plänen weiß ich mit ziemlicher Gewißheit nur Folgendes: Sie wollen ausbrechen in hellen Haufen und ſich in den Schwarzwald, welchen ſie ungeographiſch Böhmerwald nennen, hinauf werfen, und dann —

Herzog.

Meine Schüler verſtehen mehr Geographie als Er! — Und dann?

Hauptmann.

Das iſt mir noch dunkel. Das Endziel aber ſoll ſein, alle rüſtigen Männer Schwabens hinwegzuführen aus dem Lande und über das Meer, und

auf einer Inſel der Südſee ein Reich zu gründen unter neuen, natürlich verbrecheriſchen Grundſätzen.

(Pauſe.)

Herzog.

Iſt er fertig?

Hauptmann.

Bis auf die Namen, ja!

Bleiſtift (eintretend).

Sire, es iſt la Meute, die Herren Hunde und Hundejungen, die nach der Treiberlinie hinauf ihr Avancement beginnen.

Herzog.

Was? Jetzt zur Nacht?

Bleiſtift.

Der Hundemaitre ſagt, die Tage wären zu warm für die Naſen der Herren Hunde, und er mußte ſeine Künſtler ſchonen.

Herzog.

Das iſt ganz geſcheidt, aber er ſoll ſie auch zweckmäßig vertheilen — (aufſtehend.) Wartet hier! — Kein Menſch verläßt das Zimmer! (ab.)

Bleiſtift (folgt ihm — draußen wieder Trommelwirbel.)

(Pauſe.)

Gräfin (nach links hinübergehend).

Ich finde es unverzeihlich von Ihnen, aus einem Schülerſpaße ſolch eine ungeheure Anklage zu machen, was haben Ihnen denn die jungen Leute gethan?

Generalin.
Laura. } Ja wohl!

Hauptmann.

Was ſie mir gethan? Erlauchte Gräfin, in den Angelegenheiten meines Gebieters bin ich gar keine Perſon, welcher man was thun oder nicht thun könnte. Ich verſehe ohne Arrière-pensée meinen Dienſt. Je mehr ich Sereniſſimo dienen kann, deſto dienlicher bin ich ihm, deſto verdienter mach' ich mich. Dies iſt ja meine Stellung und der Ehrgeiz meiner Stellung.

Generalin.

Klatſchereien anzuzetteln!

Gräfin.

Ein tüchtiger Mann dient ſeinem Gebieter am unliebſten auf Koſten Anderer!

Hauptmann.

Und was die gnädigſte Frau Gräfin einen Schülerſpaß nennen, das kann ja leichtlich viel mehr ſein. Im Intereſſe meines Gebieters muß ich ja immer das Schlimmſte und Aergſte vorausſetzen.

Gräfin.

Das ſollen Sie eben nicht. Das thun die Schranzen, welche Alles wichtig machen, um ſich wichtig zu machen.

Hieger.

Ein treuer Knecht fragt nicht warum und nicht wozu!

Generalin.

Na, fang' Du auch noch an!

Hauptmann.

Ich bin beſtürzt über die Ungnade der erlauchten Frau, aber ich kenne mir gar kein anderes point de vue für ſolche Verhältniſſe. Dieſe jungen Leute, zum Theil bürgerlicher Herkunft, ſind ja ungemein bedenklich für uns Edelleute, die wir nicht mit Grundeigenthum und Grundmacht des hohen Adels ausgeſtattet, ſondern allein vom Dienſt und Einfluß bei Hofe abhängig ſind. Dieſe jungen Leute werden mit Kenntniſſen angefüllt, welche Prätenſions erzeugen. Was von dieſen Prätenſions erfüllt werden ſoll, das kann ja nur erfüllt werden auf unſere Koſten. Unter dieſen jungen Leuten wachſen ſogenannte Genies auf, welche gar keinen Unterſchied unter den Ständen einräumen, es fehlt nur noch, daß man ihnen glaubt oder daß man ſie gewähren läßt in ihren tollen Streichen, dann müßten wir uns am Ende an einem ſchönen Morgen fragen: Wozu ſind wir denn auf der Welt?

(Trommelwirbel.)

Generalin.

Das wär' auch eine ganz vernünftige Frage.

Herzog

(zurückkommend mit dem ihm folgenden Bleiſtift). —

(Die Frauen weichen alle drei auf die rechte Seite in den Vordergrund.)

Gräfin.

Laßt uns zuſammenhalten, um ein Unglück abzuwenden. —

Generalin. } Ja wohl!
Laura. } Ja wohl! Ich weiß ein Mittel durch durch den Nette!

Herzog

(nach einer Pauſe und nachdem er Alle angeſehen, zum Hauptmann):

Was weiß Er für Namen von Seiner ſogenannten Bande?

Hauptmann.

Von den Eleven iſt dabei: der adlige Scharpſtein und von Hover, der bürgerliche Peters und Pfeiffer und als Rädelsführer der bürgerliche Anton Koch.

Generalin (leiſe). Der Schlingel!
Laura (desgl.). Richtig!

Hauptmann.

Der Haupträdelsführer aus der Stadt aber iſt der bürgerliche Regimentsmedicus Schiller.

Herzog.

Das ſieht ihm ähnlich!

Hauptmann.

Welchem ein bürgerlicher Muſiker Streicher als Galopin dienen, und ſogar ein bürgerlicher Leutnant Kapf anhängen ſoll, wie er denn überhaupt

in der Burgerklasse als ein verwegnes Genie betrachtet wird. Ich habe in Betracht Seiner weitere Nachforschungen vorbereitet, welche die bedenklichsten Machinationen und heimlichen Verkehr mit dem Auslande betreffen. Hierauf bezieht sich mein vorhin erwähnter Kurier. So viel ist bereits erwiesen, daß er kurzlich ohne Urlaub nach Mannheim gereist ist.

Herzog.

Wo hat er denn's Geld her?

Hauptmann.

Es ist ziemlich wahrscheinlich, daß er anonym gefährliche Schriften drucken läßt und damit Geld erwirbt. Er soll eine epouvantable Tragedie, in welcher lauter Spitzbuben agiren, abgefaßt haben —

Gräfin. O Gott;
Generalin. Der Arme!
Herzog. Warum nicht gar! Dumm ist der Schiller nicht.

Hauptmann.

Sogar ein Hundejunge von der herzoglichen Livree —

Bleistift (erschreckt, halblaut).

Comment!

Hauptmann.

Soll der Verschwörung als Spion und Lauf-

burſche behülflich ſein, ein Zeichen, wie weit die Fäden ſich ſchon erſtrecken!

Generalin.

Bis in den Hundeſtall!

Laura

(macht Bleiſtift Pantomime, als beträfe ihn etwas).

Bleiſtift (laut).

Demoſell ſchestikuliren —!

Hauptmann.

Nach neun Uhr pflegen ſie zuſammen zu kommen.

Herzog.

Fertig?

Hauptmann.

Zu Befehl, Durchlaucht!

Herzog.

Rieger! Nach Neun nehm' Er ſich drei Mann von der Schloßwache, und rück' Er in das Quartier des Schiller, Hauptſtätter Gaſſe neben dem Glockengießer, durchſuch' Er das Zimmer, und nehm' Er alle verdächtigen Papiere und Gegenſtände an ſich.

Rieger.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Generalin (leiſe).

Weh' uns!

Herzog.

Sergeant Bleiſtift, Eine Viertelſtunde vor neun Uhr vier Mann mit einem Junker aufſtellen draußen

an der Gallerie, die aus dem Schloſſe in die Karlsakademie führt, und auf mich warten!

Bleistift.

Service, Sire! (Laura macht ihm Pantomime, als wollte ſie dabei ſein.)

Herzog.

Die Thür, welche aus dem Examinirſaale in meine Loge hinaufführt, iſt doch vom Saale aus zu öffnen?

Hauptmann.

Ja, ſie hat einen Druckſchlüſſel im Saale.

Herzog.

Dann brauchen wir nicht den großen Umweg zu machen.

Bleistift.

Sire, die Demoſell Laura macht mir Avancen.

Herzog.

Halt's Maul!

Bleistift.

Bon!

Herzog.

Und Ihr Frauenzimmer laßt hierbei Eure Spielereien, bis ich auf dem Reinen bin, wie viel Ernſthaftes an der Sache iſt. Ich weiß, Ihr ſeid immer auf Seiten der Angeklagten, beſonders wenn ſie Verſe machen.

Gräfin.

Schiller iſt ein groſses Talent.

Laura.

Und der Koch auch!

Herzog.

Wird ſich zeigen. Daſs er Spitzbubenſtücke macht, will ich auch noch nicht glauben. (Generalin bekräftigt dies durch Pantomimen.) Aber ein überſpannter Kopf iſt er allerdings. Alſo ruhig von Eurer Seite und nach auſsen nicht geſchwatzt, bis ich genau unterrichtet bin. Verſteht Ihr mich? Ich ſehe die Sache ernſthaft an, und Ihr wiſst, was das ſagen will. Damit es Euch leichter werde bis um neun Uhr, folgt mir ſogleich zum Souper. Sie beſonders (zu Laura) luſtige Perſon! Ich weiſs ganz wohl, daſs Sie vorzugsweiſe das Vertrauen dieſer Herren Poeten genieſst. Alſo zu Tiſch. (Er geht; doch wendet er ſich ſogleich.) Hauptmann! (nach hinten ab.)

Hauptmann

(hat ſich auf den Zuruf verbeugt und folgt ihm, Bleiſtift ebenfalls. Sobald der Herzog in die Thür tritt, hinten Trommeln. Diener mit Lichtern ſtürzen herbei und gehen voraus rechts zwiſchen der Wand mit Glasthür und der Hinterwand des Zimmers).

Herzog

(in der Thür ſich nochmals umſehend).

Bleiſtift, Arrièregarde bilden!

Bleiſtift.

Service, Sire! (Marſchirt zurück und ſtellt ſich links im Vordergrunde auf.)

Gräfin (zu Laura).

Weißt Du was?

Generalin.

Laura, Du mußt helfen!

Laura.

Freilich! aber ich kann nur mit Bleiſtifts Hülfe.

Gräfin.

Der lauert ſchon! Fort! Der Herzog darf uns nicht vermiſſen — — (an Bleiſtift vorn vorübergehend) Er dient dem Herzoge hierbei, wenn Er uns dient.

Bleiſtift.

Comment!

Gräfin

(winkt Rieger, er geht neben ihr ab, rechts im Vorzimmer ſich wendend und dem Herzoge folgend).

Generalin.

(an Bleiſtift vorübergehend).

Ehrlicher Bauersſohn, daß er uns die bürgerlichen Jungen nicht in die Patſche bringt, das rath' ich Ihm! Der Laura folgen in allen Stücken, ſonſt nimmt's für Ihn ein ſchlechtes Ende! — (ab, ebendahin.)

Bleiſtift.

Quoi —?

Laura (ebenſo).

Bleiſtift, ich bin heut Abend Sein Junker, verſteht Er?

Bleiſtift.

Non!

Laura.

Weiß Er, wer der kleine Hundejunge iſt, der zum Complott gehört? — Der kleine Chriſtoph iſt's, Sein eigner Sohn!

(Klingel. Laura geht. Während der Vorhang fällt, ſpricht:)

Bleiſtift.

Kreuz Millionen Heidekuckuk!

Zweiter Akt.

Tiefer Saal. Links und rechts zwiſchen den zweiten Couliſſen tiefe und hohe Kamine. Links und rechts zwiſchen den dritten Couliſſen Seitenthüren. Hinten in zurücktretender gewölbter Rundung eine kleine, kaum ſichtbare Thür; darüber ins Mannshöhe eine Niſche mit Vorhängen.

Rechts vorn ein runder Tiſch mit Stühlen, darauf ſechs Becher, zwei Bücher, ein altes Feuerzeug von Blech oder Thon mit Zunder, Stahl, Stein, Schwefelfaden — zwei Talglichter, fünf Thonpfeifen, ein Teller mit Tabak. Links im Vordergrunde ein Stuhl, ſonſt keine Möbel.

Erſte Scene.

Es iſt finſter.

Laura — Bleiſtift.

Bleiſtift

(von links hereinſtürzend).

Herr Jeſus, Herr Jeſus, das iſt mein Tod — (rennt an den Stuhl links.) Au! Auch das noch!

Laura

(einen militäriſchen Hut auf dem Kopfe, blauen Mantel über die Frauenkleidung, eine Blendlaterne in der Hand, mit der ſie umherleuchtet und jetzt den Schein auf Bleiſtift fallen läßt).

Das iſt ein Seſſel! Warum rennt Ihr ſo ungeſtüm in's Schwarze hinein — ſetzt Euch lieber darauf! (er thut's, wie in Verzweiflung) während ich das Terrain inſpicire. Der Herzog iſt beim Rieß eingetreten, und da dauert's immer eine gute Weile. —

Bleiſtift (aufſpringend).

Ich halt's nicht aus, Demoſell Junker, ich halt's nicht aus, ſolch eine Durchſtecherei zu begehen, 's iſt gegen meine Natur und mein Gewiſſen.

Laura.

Euer Gewiſſen!? Das Euch täglich und ſtündlich erlaubt, Jedermann, ſelbſt die eigne Gemahlin des Herzogs, bei Eurem Herrn zu verklatſchen und anzuſchwärzen —!

Bleiſtift.

Glauben Sie doch um Gotteswillen nicht, daß ich das aus böſem Herzen thue. —

Laura.

Sondern? — etwa aus Nächſtenliebe?

Bleiſtift.

Nein, auch nicht.

Laura.

Nun?

Bleistift.

Aus Raison, wie der Herzog sagt, aus niederträchtiger Raison, so wahr ich das unglückseligste Schwabenkind bin.

Laura.

Ihr seht darnach aus!

Bleistift.

Ich bin's, Demosell, ich bin's, straf mich Gott! Sie sind jung und schön, und unsers Herrn Liebling, Sie wissen nichts davon und halten's nicht für möglich, daß hier inwendig (auf die Brust schlagend) Alles verbrannt und verfault sein kann, und 's ist doch nicht anders, und deshalb, blos deshalb sieht Alles so tuckisch aus, was ich thue. —

Laura.

Und ist auch tuckisch.

Bleistift.

Warum?! Weil ich maltraitirt worden bin, wie ein Stuck Vieh.

Laura.

Er?

Bleistift.

Ja, ich, junge Creatur! Ich hatte eine Frau so schön, wie Sie sind, und hatte mein Häuschen und meinen Acker, und mein alter Vater saß bei

mir im Hausgeding und hatte zu essen, und meine Frau gebar mir den Buben, den Christoph, und ich lachte zum Edelmann hinauf: wie theuer ist sein Schloß! so froh war mir zu Muthe und ging nach Nagold hinein, um einen Schoppen über den Durst zu trinken, da kam der, Gott verdamm' ihn! der Rieger geritten, der damals das Land regierte und die Kriegsknechte kamen hinter ihm mit Spießen und Stangen und Stricken. Ich wußte nichts davon, daß er wie der Henker im Lande herumzog, um die Regimenter einzufangen, welche der Herzog an Frankreich verkauft hatte zum Kriege gegen den König von Preußen, und ich blieb stehn am Wege und hatte Maulaffen feil über den Aufzug und wußte nicht, wie mir geschah, als der Rieger auf einmal schrie: Holla! Da ist ja der Deserteur von Tübingen! packt ihn an! — was, sag' ich, ich?! aber ich kam gar nicht zur Rede, ich ward gebunden und zwischen den Pferden hopp, hopp, hopp! fortgeschleppt und eingekleidet und nach Böhmen getrommelt in's Kugelfeuer hinein, ehe ich mich recht besinnen konnte, recht wie ein verlaufner Hund. Ja doch, ein solcher Hund ist besser dran, der hat nichts zu verlieren — ich aber, oh —

Laura.

Armer Mann!

Bleistift.

Ja arm! als der siebenjährige Krieg aus war und man heimkehrte, da war's eine alte vergeßne Geschichte, daß meine Frau vom Schlage gerührt worden war bei der Nachricht — daß mein alter Vater, der nicht mehr die Kraft hatte, das Feld zu bestellen, in Hunger und Noth umgekommen war — und daß mein kleiner Bub betteln lief von Dorf zu Dorf — soll das Einen nicht inwendig verbrennen, wie einen Kohlenmeiler, und Einen tückisch machen, Jungfer Laura, nicht?

Laura.

O mein Gott!

Bleistift.

Sie hat Recht, ich mußte Gott danken, daß mir der Bub am Leben geblieben war, ein wahres Labsal für mein Alter, der Töffel, und daß der Herzog gerade an mir seinen Narren gefressen und mich zu seinem Factotum-Sergeanten gemacht, das ist wahr — aber Gott vergeb' mir die Sünde, ich kann's nicht, ich kann nicht mehr danken, ich hab' einmal den Teufel im Leibe von damals, und der Teufel plagt mich, alle Leute zu plagen, der Herrgott mag aus mir machen, was er will, ich kann nicht mehr anders. Nun seh Sie, Jungfer, nun wohnt aber immer noch der ehrliche Schwabe in mir, meiner Mutter Sohn, der sagt: Bleistift, ich glaub's, daß

Du dem Teufel gehorchen mußt, aber gehorch ihm chriſtlich! Die niederträchtige Lüge hat Dich zu Grunde gerichtet, jetzt laß keine Lüge mehr aufkommen, 's mag koſten, was es will. So haſt Du Deinen eignen Teufel zum Narren, und — ſo geſchieht's, Jungfer, ſo geſchieht's immerfort, und ich ſeh aus wie ein Drehſtrick, bin aber ein ganz richtiger chriſtlicher Strick! und jetzt verleitet Sie mich zu einer handgreiflichen Lüge, und lauft neben mir her als ein Junker, und ich laß mir's gefallen, weil mein Töffel hier mit in der Patſche ſteckt, und das ſoll mich nicht raſend machen, he?! Ich weiß ja nicht mehr, wer und was ich bin!

Laura.

Schrei Er nur nicht ſo, ſonſt iſt der Chriſtoph verloren!

Bleiſtift (zuſammenfallend).

Ja ſo! (ſich am Stuhl haltend.) Mein Bub'! An mir iſt ja doch nichts mehr zu verlieren, ich bin einmal ein Forijeng, wie der Herr ſagt; aber mein Bub', ach, der iſt ſo brav und ſo klug, den muß ich beſchützen, und wenn's mein Leben koſtet — weiß Sie, Jungfer, daß er jetzt auch Klarinette ſpielen kann?

Laura.

Das iſt eben ſein Unglück! Weil er den jungen Sauſewinden aufſpielen muß zu ihren Schel-

menliedern, kommt er mit hierher und läuft in die Gefahr. —

Bleistift.

Richtig! So geht's, weil der Junge Schenie hat und wißbegierig ist!

Laura.

Neugierig, Bleistift!

Bleistift.

Wißbegierig, Demoiell Junker, das ist er, und das hat er von mir! Hört man mir die Dorferziehung an? Non. Ich war immer wißbegierig. Als Hundejunge fängt der Töffel an, als Professor wird er aufhören. Klarinette ist schon's vierte Instrument! Erst pfiff er simpel, dann pfiff er auf dem Finger, dann blies er Horn, bis es ihm der unmusikalischen Herrn Hunde wegen verboten wurde — denn wenn er blies, heulten die Beester — jetzt lernt er bei Herrn Streicher Klarinett und bläst Herrn Streicher schon in Grund und Boden — aber wie will Sie ihn retten sammt den übrigen Herren Schenie's?

Laura.

Geduld! Die ganze Gesellschaft soll wieder auseinander sein, ehe der Herzog da oben in der Loge sie sehn und hören kann.

Bleistift.

So?

Laura.

Er iſt wohl ſchwach, Bleiſtift?

Bleiſtift.

Herzſchlecht iſt mir von der Alteration!

Laura.

Ja, Lieber, dazu iſt aber jetzt keine Zeit. Es hat neun geſchlagen, lange wird der Herzog nicht mehr ausbleiben. Alſo Achtung! (Bleiſtift fährt auf.) Seine Soldaten von jenem Korridor da in dieſen herüberführen (von links nach rechts deutend) Fix!

Bleiſtift.

Service — ja ſo! (Er geht und thut es während der folgenden Rede Laura's.)

Laura.

Nun an's Werk! — Onkel Durchlaucht hat Waffenſtillſtand von uns verlangt bis neun Uhr! Jetzt aber laſſen wir unſre Batterien ſpielen! (Leuchtet nach dem Tiſche) wahrhaftig — die Vorbereitungen ſtimmen zu! Da ſind auch Bücher! Tante Franzel ſagt, die wären das Gefährlichſte, und die müßte ich auf die Seite bringen. Was iſt es denn? (ſchlägt auf und lieſt bei der Laterne.) „Anthologie für das Jahr 1782.“ „Gedruckt in der Buchdruckerei zu Tobolsko“ (ſchlägt um.) „Phantaſie an Laura.“ Herr Gott! Von Spiegelberg? Nein, ein Ypſilon darunter! — Herr Je! haben die Tanten am Ende Recht, und iſt der Spiegelberg ein Schalk, der gar

keine Gedichte machen kann — noch eins? „Laura am Clavier!“ 's iſt doch aber allerliebſt grauslich, ſo bei Nacht und Nebel überall gedruckt zu ſein und mitzuſpielen, wo's berühmt und gefährlich zugeht — wieder Ypſilon! (läßt es in der Hand ſinken, weggehend) wahrhaftig, der Koch hat mich am Ende betrogen, der Schlingel! und all die Herrlichkeit für mich iſt von Schiller! — Der gefällt mir eigentlich viel weniger — er iſt ſo ſchrecklich ernſthaft — aber was Beſonderes hat er freilich — die Tanten ſagen's auch und der Onkel ſelber — und recht treu ſcheint er doch zu ſein! — Eilig, eilig! Onkel darf die Gedichte an mich nicht finden — in die Taſche (ſteckt's in den Mantel) und das andere Buch (aufmachend) „Die Räuber“ — — Herr Gott, da iſt der Löwe!

Bleiſtift
(iſt leiſe hinter ſie getreten).

Was weiter, Herr Junker?

Laura.

Ach! — Wie Er mich erſchreckt! (das Buch verbergend.) Seh Er jetzt nach, ob die Tante Recht hat, und ob ſich der Druckſchlüſſel dort an der Thür, welcher zur Loge hinaufführt, befindet.

Bleiſtift.

Was ſoll das meinem Buben helfen?

Laura.

Wenn der Herzog dort nicht hinauf kann, dann muß er den großen Umweg um das Corps de Logis machen, um in die Loge hinaufzukommen — und wenn unterdeß die jungen Leute eintreffen, ſo haben wir Zeit, ſie fortzujagen.

Bleiſtift.

Wir müſſen ja mit dem Herzoge —

Laura.

Ich nicht — — geh Er nur nachſehen!

Bleiſtift.

Iſt mein Chriſtoph auch wirklich dabei?

Laura.

Freilich!

Bleiſtift.

O Jerum! (geht nach hinten.)

Laura (für ſich).

Ich vermuthe es wenigſtens aus Koch's Reden aber das Buch! Das iſt gewiß die Spitzbubenkomödie Schillers, von welcher der Hauptmann ſprach (ſteckt's auch in die Taſche), die darf durchaus nicht gefunden werden!

Bleiſtift.

Der Drucker, ſteckt (geht nach links).

Laura.

Gut! — nun den Warnungszettel an die Stelle der Bücher. Ein wenig verſteckt, daß ihn nicht etwa

der Feind findet im Vorübergehn (ſteckt ein Blättchen Papier unter das Feuerzeug.) Wenn ſie den leſen, ſo werden ſie wohl zeitig genug ausreißen.

Bleiſtift (von der Thür links).

Der Herzog kommt!

Laura.

Alſo hinweg!

Bleiſtift.

Nehmen Sie die Laterne nicht mit —

Laura.

Nein, nein! Da! (giebt ſie ihm, eilt an die hintere Thür und zieht den Drücker ab, nachdem ſie geöffnet) ſo, artiges Inſtrument — mich hinauslaſſen, aber Niemand hereinlaſſen! (ab, hinein; man hört ſchnappen.)

Zweite Scene.

Bleiſtift (der den Laternenſchein durch die offne Thür hinausfallen läßt.) — Herzog — Hauptmann.

Herzog.

Wo iſt die Mannſchaft?

Bleiſtift.

Drüben Sire — (nach rechts hinüber deutend.)

Herzog.

Recht, denn von hier müſſen die Burſche kommen — leuchte, ob die Vorbereitungen dazu ſtimmen. Wahrhaftig! Die vermaledeiten Thonpfeifen! Aber die Bücher fehlen, das Buch mit dem Löwen. —

Hauptmann.

Ich vermiſſe es ebenfalls — dort unter dem Feuerzeuge ſcheint ein Zettel zu ſtecken! (Nimmt ihn.)

Herzog.

Was ſteht darauf?

Hauptmann (lieſt).

„Moor und Spiegelberg und die ganze Bande iſt verrathen in ihrem Lagerplatze, ſie muß auf der Stelle — auf der Stelle iſt unterſtrichen! — ihre Zelte abbrechen.“

Herzog.

Alſo ein Spion unter uns?! Was für 'ne Handſchrift?

Hauptmann.

Eine offenbar verſtellte.

Herzog.

Her damit! leuchte, Tölpel. —

Bleiſtift.

Sire, hier!

Herzog

(betrachtet das Blatt und ſchuttelt mit dem Kopfe).

Hauptmann.

Durchlaucht verzeihen die Bemerkung, daß die Verſchwörer jeden Augenblick eintreffen können.

Herzog.

Alſo hinauf in die Loge!

Bleiſtift.

Dort iſt kein Drücker, Sire.

Herzog.

Hab' ich nicht ausdrücklich —!

Hauptmann.

Unbegreiflich — Heut Nachmittag war er noch da!

Herzog (nach der Thür rechts).

Als ob man mit lauter Weibern zu thun hätte! Marſch! 's iſt ein Umweg über Treppe und Gänge, der eine Viertelſtunde Zeit koſtet, (zu Bleiſtift) voraus!

Bleiſtift.

Service, Sire! (ab.)

Hauptmann.

Auch dies muß Verrätherei ſein! (ab; man hört ſchließen.)

Dritte Scene.

Laura — dann Schiller und Koch.

Laura (leiſe öffnend).

Fort? Ich kann hinter der Thür nichts verſtehn! — Herr Gott, und nun iſt's ſo ſchauerlich ſtill und einſam in dem großen Saale, und ich fange an, mich zu fürchten — ich lauf davon — (nach links) aber Tante Bäbele — da kommt Jemand! zurück! (ſie verſchwindet wieder hinter die Thür.)

Koch — Schiller (im blauen Mantel).

Schiller (voraus).

Zum Verzweifeln, daß kein Brief kommt, zum Verzweifeln!

Koch.

Na, vielleicht kommt der Streicher noch herauf, und vielleicht hat er einen, warum läßt Du auch nicht direkt an Dich ſchreiben?

Schiller

(ſich in den Seſſel links werfend).

Warum nicht direkt?! Haſt Du denn keine Vorſtellung, auf wie gebrechlichen Stützen meine ganze Exiſtenz ſchwankt, und wie ich von Schnüfflern und Spionen umgeben bin?

Koch.

Ach, ihr Poeten ſeht immer Geſpenſter!

Schiller.

Anton, ich bitte Dich um's Himmelswillen, ſei nicht am unrechten Orte leichtſinnig. Du weißt, daß wir alle möglichen Anzeigen haben, dieſes Silberkalb ſpüre um unſere Wege, Du weißt, daß ihm die Herausgabe der Räuber auf die Länge nicht verborgen bleiben kann, und hat er einmal das Buch in der Hand, ſo hat es auch der Herzog, und was dann?

Koch.

Auf den Asperg wie der Schubart — nicht doch! Aber, guter Junge, das haſt Du ja Alles vorher gewußt, warum haſt Du's denn drucken laſſen?

Schiller

Wofür hab' ich's denn geſchrieben? ſchreiben müſſen?

Koch.

Das iſt auch wahr, 's hat Jeder Recht, ſonſt gäb's gar zu viel Verrückte. Weiter im Text, ich will unterdeſſen Feuer ſchlagen.

Schiller.

Außerdem hab' ich's drucken laſſen, wie Cortez ſeine Schiffe verbrannte: ich will ſiegen müſſen!

Koch.

Das iſt wahr.

Schiller.

Deshalb habe ich das Aeußerſte gewagt und hab's zur Aufführung nach Mannheim geſchickt.

Koch.

Damit es der Herzog ganz gewiß erfährt, richtig.

Schiller.

Anton, laß die Spielerei, Du machſt mich raſend.

Koch (zündet das Licht an).

Wenn Du lieber einmal ein neues Feuerzeug erfändeſt, Schiller, ſtatt der unnützen neuen Theaterſtücke — (zu ihm gehend.) Moor, ſei ein Mann, ſieh' dem Satan Zukunft in's Angeſicht.

Schiller.

Das thu ich.

Koch.

Du biſt alſo wirklich auf's Aeußerſte gefaßt?

Schiller.

Das bin ich.

Koch.

Ich auch.

Schiller.

Anton —?

Koch

(holt ſich einen Seſſel neben ihn).

Ich hab' das Zopfſpiel hier ſatt. Sprechen wir uns aus, ehe die Andern kommen, die doch Alle nichts Ernſtliches wollen. Du mußt über Kurz

oder lang die Flucht ergreifen, und ich will; Du in die Pfalz, ich nach Welſchland.

Schiller.

Wahrhaftig?

Koch.

Da meine Hand drauf, und ich helfe Dir dann; Du biſt mehr werth, als ich, und biſt hülfsbedürftiger, weil Du ungeſchickt biſt. Wie weit biſt Du alſo in Mannheim, was ſagt Dein Mäcen, Herr von Dalberg?

Schiller.

Ach Anton, das iſt eben auch ein vornehmer Herr, welcher für uns kein rechtes Herz hat. Wie er mein Stück ſo lobte und aufzuführen verſprach, nachdem es ihm wahrſcheinlich die Schauſpieler erſt angelegentlich empfohlen, da warf ich mich ihm mit all meinen Aengſten und Hoffnungen in die Arme: ich ſchilderte ihm, daß ich hier am Abgrunde wankte und aus dieſer Höhle des Despotismus hinaus müſſe, wenn ich aufathmen und ſchaffen und zunächſt meinen Fiesko zu Ende bringen ſollte. Ich bat ihn, an den Herzog zu ſchreiben und um längern Urlaub für mich zu bitten und mich als Theaterdichter in Mannheim anzuſtellen.

Koch.

Nun? —

Schiller.

Nicht Ja noch Nein gab er zur Antwort; er hat nicht den Muth ſeiner Einſicht. Ausſtellungen an den Räubern, Vorſchläge zur Aenderung für die Bühne und ſo weiter —

Koch.

Und ſo weiter. Ein Zopf wie der andere. Alles brauchen ſie beim Theater, nur nicht Dichter!

Schiller.

Ich habe aber hier keine Zeit mehr zu verlieren! umgehend hab' ich einen neuen flammenden Brief hingeſchickt, dem aus jeder Zeile leuchtet: Sein oder Nichtſein! Ja oder Nein! und dieſen Brief hab' ich an den jungen Iffland geſendet, daß er ihn unter beredten Worten dem Reichsfreiherrn überreiche!

Koch.

Iffland, das iſt ein Schauſpieler?

Schiller.

Der den Franz Moor ſpielen ſoll.

Koch.

Und der als Schauſpieler den Kuckuk darnach fragen wird, einen hofmeiſternden Verfaſſer auf den Proben zu ſehn!

Schiller.

Nein, nein Anton, nein, er iſt jung und tüchtig und nach dem Hohern ſtrebend.

Koch.

Larifari! das einzige Gute dabei iſt, daß er jung iſt.

Schiller.

Er hat mir denn auch umgehend geantwortet, daß er Alles daran ſetzen und mir ſpäteſtens bis Mitte September Beſcheid verſchaffen werde.

Koch.

Und heut iſt der ſechzehnte.

Schiller

(aufſtehend und umhergehend).

Vorüber! Und Streicher, an den er adreſſirt, iſt nicht zu finden! Und mein ganzes Leben hängt an dem Briefe!

Koch.

Nun dabei iſt alſo noch nichts verloren. Ich geſtehe Dir aber, daß ich verzweifelt wenig Vertrauen habe zu den großen Herren!

Schiller.

Ich habe auch keins, lieber Anton, aber ich kann doch nicht ohne irgend einen Anhalt aus dem Vaterlande hinaus in die weite Welt laufen.

Koch.

Warum nicht, ich werd's doch thun.

Schiller (ſich niederſetzend).

Ja, ich thät's wohl auch, wenn ich allein ſtünde. Denn hungern und darben und verderben, was iſt's

weiter, wenn man nur ſich ſelbſt und dem Ewigen verantwortlich iſt, und wenn man große Abſichten im Buſen trägt!? Aber die Meinigen in Ludwigsburg! Mein ſtrenger Vater ärgerte ſich bis in die Grube hinab, wenn ſein Sohn dem Herzoge, ſeinem Wohlthäter, entliefe, wie ein Vagabund und — nichts weiter würde, als ein Vagabund! Und meine Mutter, meine gute, zärtliche Mutter, meine Schweſter — ach, ich darf nicht daran denken!

Koch.

Aber Du wirſt ja kein Vagabund bleiben, wofür haſt Du denn Dein Genie?

Schiller.

Guter Anton, mit dem Genie iſt das ſo ein unſicher Ding. Manchmal, ja oft ſogar glaub' ich auch daran und ſchlag' es wohl noch höher an, als Eure Lobſprüche es anſchlagen; denn ich fühle und weiß noch viel größere Abſichten in mir, als Ihr erſcheinen ſeht, aber manchmal —

Koch.

Biſt Du hypochondriſch, kleinmüthig —!

Schiller (ſchüttelt den Kopf).

Nicht blos, nicht blos. Ich fürchte, es iſt doch nichts Ganzes mit meinem Talent, und ich komme mir jämmerlich klein vor neben den großen Vorbildern und beſonders neben den unbeſtimmten Bil-

herz, die ich als Ideale von Dichtwerken in mir ſelber trage —

Koch.

Ach was!

Schiller.

Anton, Du glaubſt es gar nicht, wie ſauer mir manchmal das Schreiben wird, und wie es nach einer mühſam beendigten Arbeit wüſt und leer und öde in mir ausſieht, daß ich mir in Verzweiflung geſtehen muß: Du biſt fertig, Du kannſt nichts mehr — ſiehſt Du, bei einem richtigen Genie darf das nicht vorkommen, eine göttliche Zuverſicht muß den ſchöpferiſchen Dichter über die Erde hinwegtragen, und dieſe Zuverſicht, Anton — die hab' ich ſehr ſelten.

Koch.

Haſt ſie aber doch!

Schiller.

Und wenn man nicht das Größte leiſten kann in der Dichtkunſt, dann hat man kein Recht, ſich den Verpflichtungen eines bürgerlichen Amtes zu entziehen. Wer nicht im Großen wirken kann, muß wenigſtens im Kleinen nützen, oder er iſt ein unnützes Glied der Geſellſchaft.

Laura (erſcheint in der Thür).

Es ſind die beiden — jetzt alſo (etwas vergehend) lieber Himmel, jetzt empfind' ich erſt, daß es

ſich wohl nicht ſchickt für ein junges Mädchen, mitten in der Nacht —

Schiller.

Du ſchweigſt, Anton?

Koch.

Du machſt mich irre. Den Kuckuk auch! wenn Du mit Deinen großen Fähigkeiten zögerſt, Dich auf gut Glück in die Welt zu wagen, wenn Du fürchteſt ein Taugenichts zu werden, wie ſoll ich mich denn unterſtehen! Ich kann ja nichts als Geſichter ſtehlen, und bilde mir ein, in Rom ein Maler zu werden; wenn ich Dich aber ſo reden höre —

Schiller.

Sei getroſt, Freund, Du biſt glücklicher. Dir hat der Himmel ein einiges ſtarkes Talent gegeben, da giebts keinen Zwieſpalt, wie bei einem Dichter, der vielleicht keiner iſt —!

Koch.

Warum nicht gar!

Schiller.

Und Dir hat die Natur den perſönlichen Empfehlungsbrief gegeben, Du gewinnſt die Männer und gefällſt den Frauen, Du biſt der Glückliche!

Koch.

Nicht ſo, Schiller, Du machſt mir das Herz ſchwer! Ich weiß, worauf Du zielſt. Du meinſt die Laura und denkſt, ich ſei der bevorzugte —

Schiller.

Still, ſtill, das iſt mein Schickſal!

Koch.

Nicht doch, Schiller, ich hab' da ein wenig geſpiegelbergt, und ſie bildet ſich ein, Deine Gedichte ſeien von mir — 's hat mir aber auch nichts weiter genützt. Sie iſt luſtig mit mir und trotzdem nicht minder ſprode, ſie weiß noch nichts von Liebe.

Schiller.

Sie hat wohl kein Herz! Wächſt auf in Hülle und Fülle und gewinnt keine Einkehr in das Innere. Das iſt unſer Reichthum, den wir vor den Reichen und Mächtigen voraus haben, daß wir den Schmerz und die Thränen finden. In Schmerz und Thränen nur erſchließt ſich uns die innerſte Seele, die geheimſte Kammer, welche von der Gottheit in jedem Menſchen bewohnt wird, und welche den lächelnden Glückskindern ihr Lebelang verſchloſſen bleibt. Und doch, wie ſchade! Welch eine liebliche Seele wohnt auf ihrem Angeſichte, wie oft in Phantaſien ſchwelge ich inniglich mit dem bezaubernden Blicke ihres Auges — ach, lieber Anton, ſieh', da iſt der weite aſchgraue Horizont meines Lebens: mich hat noch kein Weib geliebt und — mich wird keins lieben.

Koch.

Du biſt nicht bei Troſt!

Schiller.

Aus Aetherhauch und Himmelsflammen, aus Sternen des Geiſtes und aus dem Dufte des ſchmachtenden Herzens bilde ich ſie mir und umarme ſie, die ſchimmernde Wolke — die Wolke, immer nur die Wolke! Kein weicher Mädchenarm ſchlingt ſich um meinen Nacken! — (auffpringend) Darum will ich ein Ende machen hier; es iſt wahr, die thörichte Sehnſucht nach jenem Mädchen, das mir doch niemals beſchieden iſt, bannt meinen Fuß, ich will fort, ſei's in's Verderben!

Laura

(allmählig zurückweichend; man hört links die Ankommenden — ſie ſpricht für ſich:) Man kommt! (und eilt in die Thür; ſobald ſie aber in der Thür iſt, ruft ſie laut:) Flieht, flieht, Ihr ſeid in Gefahr! (und verſchwindet hinter der Thür.)

(Gleichzeitig mit Laura's Ruf ſpricht:)

Koch.

Nicht in's Verderben, in beſſere Luft.

Schiller.

Was war das?

Koch.

Es iſt die Bande!

Vierte Scene.

Pfeiffer (Roller) — Scharpſtein (Schweizer) — Peters (Schufterle) — Hover (Ratzmann.) — Die Vorigen, bald darauf Retle.

Pfeiffer (ſchon außen).

Es lebe die Nacht und die Freiheit!

Scharpſtein.

Es lebe der jüngſte Tag in Schwaben!

Koch.

Schreit nicht ſo.

Hover.

Es lebe die Zukunft und die Republik.

Peters (ſingend).

„Ein freies Leben führen wir.“

Koch.

Zum Henker, ſchreit nicht ſo, bis die Thür hinter Euch verſchloſſen iſt — der Rieß könnte Euch hören.

Scharpſtein.

Rieß liegt im Siechbett ſeit heut Nachmittag — ſeine ärgerliche Leber hat ihn mit Gelbſucht übergoſſen.

(Schiller geht vorn auf und nieder.)

Pfeiffer.

Ich wollt', er wär' erst blau und schwarz, wie unsere Montur!

Peters (singt).

„Ein Leben voller Wonne!"

Hover.

Wer macht Feuer, wo ist die Nette!

Scharpstein.

Die Nette kommt gleich — guten Abend, Hauptmann.

Alles sehr schnell und fast gemeinschaftlich.

Pfeiffer.

Bonus dies, Moor!

Hover.

Was ist dem Moor?

Scharpstein.

Er phantasirt!

Hover.

Will Fiesko nicht sterben?

(Schiller geht nach hinten.)

Peters.

„Der Wald ist unser Nachtquartier."

Scharpstein.

Zum Teufel, so rede doch, Moor!

Schiller.

Hat Keiner den Streicher gesehen?

Scharpstein.

Nein!

Pfeiffer.

Nein.

Hover.

Doch — die kleine Nette hat ihn geſehen, er hat ihr einen Brief für Dich gegeben.

Schiller.

Wahrhaftig? — wo iſt der Bub', wo iſt er?

Peters (ſingt).

„Bei Sturm und Wind marſchiren wir."

Koch.

Still doch, Schufterle, man hört ja ſein eigen Wort nicht.

Hover.

Er wird gleich kommen — er holt friſchen Rum und Tabak und bringt warmes Waſſer.

Schiller.

Viktoria! (Koch verfahrend.) So käme die Entſcheidung noch zu rechter Zeit! (dann wieder nach hinten eilend und dort harrend.)

Koch.

Wenn ſie nur was taugt!

Peters

(der währenddem ſingend phlegmatiſch am Tiſche Pfeifen geſtopft).

Seſſel herbei, Sitzung eröffnet, Feuer angezündet; mort de ma vie, wo ſind denn unſre ſymboliſchen Bücher? — die hat ja der Teufel geholt!

Scharpotein.

Wahrhaftig.

Bover.

Wie?

Pfeiffer.

Wae?

Koch.

Was heißt das? (Alle ſuchen.) Wo ſind die Räuber und die Anthologie?

Peters.

Dies iſt meine beſcheidene Frage.

Koch.

Wer hat du jour?

Scharpotein.

Schufterle!

Peters.

Ich. Daher meine beſcheidene Frage — ich habe gegen Abend den Altar der Südſee in Ordnung gebracht, die Bücher daher gelegt!

Koch.

Haſt ſie vergeſſen, Schufterle!

Pfeiffer.

Haſt geſchlafen.

(Pfeifen anzündend, Feuer machend.)

Reite (erſcheint hinten während Schufterle's Rede, einen großen Napf heißen Waſſers tragend).

Schiller.

Du haſt einen Brief fur mich?!

Koch.

Da kommt der Stift (zutretend).

Scharpstein.

Verbrubt die Nette nicht — gib das Waſſer her!

Pfeiffer.

Hierher den Rum, Nette.

Peters (ſingt).

„Der Mond iſt unſ're Sonne."

Schiller.

Wo haſt Du ihn? heraus, heraus!

Nette

(in Hundejungen-Livree grau und grün, entſtellt durch Flaſchen, Pakete, Klarinette, die unter den Kleidern verborgen ſind).

Ja, ja, gnadiger Herr.

Koch.

Na, ſo mach' doch, Stift. Den Brief!

Nette.

Hier, Herr Spiegelberg (reicht die Flaſche).

Koch.

Das iſt ja eine Flaſche (ſie Pfeiffern reichend).

Nette.

So?

Schiller.

Mein Brief, Burſche!

Nette.

Gleich, Herr Hauptmann, hier (die Klarinette reichend).

Koch.

Der Junge iſt behmlich geworden —

Peters.

Geworden! wie höflich!

Koch.

Macht unſer jüngſtes Genie nicht dumm! Dies Nervenſyſtem der Bleiſtifte iſt zart, verträgt keine Zudringlichkeit — (ſtreichelt und viſitirt ihn, Nette lächelt) Nette, Du haſt ihn gewiß in der Taſche!

Nette.

Errathen!

Koch (viſitirt ihn vorn).

Nein!

Schiller.

Zum Verzweifeln!

Nette.

Doch — aber da hinten!

Koch.

Ah! Entſchuldige, Stift — hier Moor, der Brief aus Franken vom Reichsgrafen, diesmal Reichsfreiherrn.

Scharpotein.

Hierher, Nette!

Pfeiffer.

Feuer machen!

Hover.

Keſſel aufſetzen!

Peters

(bereitet neben Nette am Kamine, wo Feuer angezündet worden, den Punſch, indem er Zucker, Citronen, die Nette in Paketen gebracht, und Rum in den Napf ſchuttet; Etwas vom Rum obiger Flaſche koſtend, ruft er:)

Es lebe Laura, des Herzogs luſtiges Töchterlein!

Scharpotein.

Keine Klatſcherei, das verbitt' ich mir!

Peters.

Wer hat hier zu verbitten?

Scharpotein.

Sogar zu verbieten, wenn mir Eure Läſterung nicht gefällt.

Peters.
Pfeiffer.
Hover. } Holla, he, Schweizer, keine Tyrannei!

Schiller

(der unterdeß geleſen, läßt den Brief fallen und läuft in Verzweiflung nach hinten).

Koch

(der aufmerkſam auf ihn geſehen).

Armer Schiller! (hebt den Brief auf.)

Pfeiffer.

Moor! Wonaus, Moor? Was beginnſt Du?

Hover.

Was hat er, was hat er? Er iſt bleich wie die Leiche.

Scharpotein.

Das müſſen ſchöne Neuigkeiten ſein! Laß doch hören, Spiegelberg!

Peters.

Erſter Akt, zweite Scene, ins Leben überſetzt!

Koch (lieſt):

„Ihr bis in den Tod ergebenſter Iffland, Schauſpieler. — Verehrteſter Herr Schiller! Legen Sie's ums Himmelswillen nicht meiner Saumſeligkeit zur Laſt, wenn ich Ihnen kein beſſeres Reſultat vermelden kann.“

Da ſchmeckt ſchon der Eſſig vor!

„Alles, was in meinen ſchwachen Kräften liegt, hab' ich aufgeboten bei unſrer Excellenz, dem Herrn Intendanten, Sie von Ihrem Herzoge für unſer Theater zu erbitten und Ihnen eine, wenn auch zunächſt kleine Anſtellung als Theaterdichter anzutragen. Es würde ja ein ganz neues Leben über das

deutſche Schauſpiel kommen, wenn junge Dichter von Ihrer Außerordentlichkeit ein Wort mitzuſprechen hätten. Es war Alles umſonſt. Excellenz ſagte: Ich kann ſo was nicht wagen vor dem Herzoge von Würtemberg, es könnte meinen Ruf kompromittiren."

Scharpstein.

Aha!

Koch (ohne Unterbrechung leſend).

„Schiller iſt ein excentriſcher Kopf,"

Hover.

So?

Koch.

„der allerdings groſſes Talent haben mag"

Pfeiffer.

Wirklich?!

Koch.

„Zur deſſen Zukunft aber kein Menſch einſtehen kann, am wenigſten ein Mann in meiner Stellung. Ich wage ſchon das Aeußerſte, wenn ich die Räuber aufführen laſſe."

Pfeiffer.

Wie heißt die — Excellenz?

Scharpstein.

Stille, Herr von Dalberg iſt immer noch einer von den Beſten.

Schiller (hervorrufend).

Einer von den Beſten, ja wohl! Das ſind die Beſten! O Vaterland, was hab' ich dem Manne Alles vorgeſtellt, wie hab' ich mich hingegeben, mich zu flehenden Bitten erniedrigt, Alles umſonſt! Umſonſt die Beweisfuhrung, daß der Dichter in dieſem Kamaſchendespotismus, in dieſer kleinſtädtiſchen Schulpedanterie ohne Horizont und ohne Schwung erlahmen und verkümmern müſſe, umſonſt der Zuruf, daß ein herzhaftes Beiſpiel noththue für's ganze deutſche Vaterland, umſonſt der Hinweis auf den jungen Fürſten von Weimar und den Götz von Berlichingen und den Herder und Wieland, umſonſt Zuruf und Beweis und Beiſpiel, umſonſt Bitten, Flehen und Thränen, dieſe Groſſen in unſerm Vaterlande ſind nichts mehr, als gehorſame Diener des Augenblicks, ohne eigenen Geiſt, denn ſie behelfen ſich mit dem Witze der Franzoſen, ohne muthiges Herz, denn ſie wagen nicht mehr ohne Kommando zu lieben oder zu haſſen, ſie leben nur noch vom Abfall der Herrentiſche und vom Flittertande, der ihnen gnädigſt erlaubt wird, dieſe Groſſen ſind kleine Bediente geworden, und wir armen Schlucker, wir ſind die Hundejungen dieſer Bedienten, und da-

Geht ſtreif.

bei florirt das heilig römiſch-deutſche Reich ſeinem Untergange entgegen!

(Wendet ſich wieder nach hinten.)

Scharpſtein.

Du haſt Recht!

Pfeiffer.

In die böhmiſchen Wälder!

Hoven.

Fort über das Meer!

Alle.

Es lebe Karl Moor, unſer Hauptmann!

Schiller.

Ja, ewiger Gott, was wir hier als Knabenſpiel getrieben, es gewinnt eine fürchterliche Bedeutung. Ueber's Weltmeer ſollten wir uns retten, hinweg aus einem Lande, das ſeine hingebenden Söhne mit Füßen tritt, das in ſeinen beſten Männern die Manneswürde verloren hat, das ſelbſt durch ſeine größten Fürſten kein Heil mehr erobern kann, nein, nein, nein, kein Heil mehr für uns unglückliche Deutſche, deren großer König Friedrich uns weder Geiſt noch Poeſie zutraut, deren edler Kaiſer Joſeph gewaltſam die Beſſerung erzwingen muß und von Nadelſtichen zermartert nicht erzwingen kann, kein Heil mehr für uns auf unſrer geliebten deutſchen Erde! (Er ſinkt Koch in die Arme.)

Koch.

Faſſe Dich, Freund, wir ſind jung!

Hover.

Wir haben Muth, unſer Ideal zu verwirklichen.

Scharpolein.

Unſere Plane auszuführen mit dem neuen Staate!

Pfeiffer.

Wo es keine Polizei mehr geben ſoll.

Hover.

Kein Eigenthum und kein Erbrecht.

Petero.

Keine Examina und keine Karzer!

Koch.

Und unter andern nothigen Dingen keine Zopfe mehr — laſſen wir die Poſſen mit unſerm Schlaraffenſtaate, in dem wir's noch weniger aushalten konnten, als hier!

Scharpolein.

Spiegelberg!

Hover.

Du biſt ein Verrather.

Pfeiffer.

Nieder mit ihm!

Scharpolein.

Standrecht uber ihn!

(Sehr ſchnell hintereinander.)

Peters.

Das Bundeslied angeſtimmt! — Nette, an Deinen Poſten!

Pfeiffer.

Standrecht über Spiegelberg!

Koch.

Standrecht, ſo? aber keine Polizei! — laßt mich ungeſchoren mit Eurem Plunder! Dem Schiller muß geholfen werden! Das iſt die Hauptſache! (geht zu Schiller, der ſich auf den Seſſel links geworfen hat, und ſcheint zu ihm zu ſprechen.)

Pfeiffer.

Alſo Sitzung halten. (Alle nach den Plätzen um den Tiſch.)

Hoyer.

Sitzung und Berathung halten.

Peters.

Das Bundeslied angeſtimmt!

Scharpſtein.

In die Höhle, Stift!

Peters

(der ſich immer mit dem Punſch beſchäftigt, jetzt den Rauſ aufſetzend).

Da iſt auch Jupiters Nektar, um den Geiſt aufzuklären!

Hoyer.

Erſt das Bundeslied, damit wir in Stimmung kommen!

Peters.

Nette! (der links in den Kamin gekrochen iſt) den Ton angeben! (Nette bläſt die erſten Töne des Liedes: „Ein freies Leben“ ꝛc. — Laura öffnet.)

Laura (erſcheint.)

Der Herzog naht — was iſt zu thun, da ſie meinem Zettel nicht gehorchen!?

Alle (außer Schiller und Koch).

(Geſang.) „Ein freies Leben führen wir.“

Laura (rückwärts ſehend).

Er kommt, ich muß hinweg!

Alle.

„Ein Leben voller Wonne!“

Laura (ruft).

Der Herzog kommt! Rettet Euch!

(Ab rückwärts in ihre Thür.)

Alle (ſpringen auf, Nette bläſt weiter).

Schiller (bleibt in Gedanken ſitzen).

Alle (außer Schiller). Was war das?
Der Herzog kommt!
Der Herzog kommt?

Peters.

Sauve qui peut —?

Pfeiffer.

Nehmt den Punſch mit!

Scharpstein.

Kreuz Donnerwetter!

Hoyer.

Und die Pfeifen!

Peters.

Sauve qui peut!

Scharpstein.

Haltet Stand!

Koch (ſchreiend):

Halt! Ruhe, Faſſung. Nette, ſtopf' die Klarinette — iſt das die Bande, welche die Welt reformiren will?!

Scharpstein.

Er hat Recht.

Hoyer.

Ruhe.

Peters.

Den Teufel auch, der Herzog kommt!

Koch.

Wer hat's geſagt? Wo kam der Ruf her?

Pfeiffer.

Wer weiß es!?

Hoyer.

Ich weiß es nicht!

Koch.

Wo kann er hergekommen ſein?! Beim Herzoge drüben iſt Alles beſchäftigt mit der Feſtlichkeit, Rieß liegt krank, ein Verräther iſt nicht unter uns, und die Wände ſprechen nicht mehr heutiges Tages —

hat ſich Einer von uns einen Witz gemacht?! (an die Thür rechts gehend) dieſe Thür iſt verſchloſſen (zur Mittelthüre) dieſe ebenfalls — hier (links) holla?! — iſt kein Menſch —! Wer kann's geweſen ſein?!

Peters.

Am Ende der Nette!

Scharpstein.

Der Stift im Kamine!

Koch.

Straf mich Gott, die Stimme war dünn, — junger Bleiſtift, muſikaliſches Genie, was unterſtehſt Du Dich?!

Nette (im Kamine).

Ich, gnädiger Herr?

Koch.

Was fällt Dir ein, Witze zu machen?

Nette.

Der Wald iſt unſer Nachtquartier — dritte Strophe, hohes E —

Koch.

Hohes Weh! — Aber die Blamage habt Ihr verdient — Singen und Trinken ſtatt unſerm Hauptmann da zu helfen — 's iſt wirklich unſer Hauptmann! Hat gar keine Notiz genommen von Eurem Haſenpanier, und wer wäre mehr bedroht als er, wenn der Herzog käme. Armer Dichter!

Schiller

(hat während des Lärmens ein Blatt Papier aus der Taſche gezogen und darin geleſen).

Ja wohl Schubart, „o Menſch, wie klein biſt du!“ Ja wohl, Schubart, und Dein Schickſal ſteht mir bevor!

Koch.

Was thun, Schiller! Faß einen Entſchluß! Du kommſt auch ohne Dalberg durch die Welt. Was haſt Du da?

Schiller.

Ein Papier für den Herzog.

(Der Herzog erſcheint in der Niſche.)

Koch.

Doch keine Supplik?

Schiller.

Eine Replik, mein Junge. Schubart's Fürſtengruft.

Alle (näher tretend).

Was iſt das?

Schiller.

Das neueſte Gedicht des Asopergopfers; ich war geſtern oben bei ihm.

Koch.

Um Dein künftig Logis zu betrachten?

Schiller.

Du kannſt Recht haben. Vater im Himmel,

nicht vor der Gefangenſchaft erſchreck' ich, nicht vor der Zerſtörung des Leibes, nein, aber vor der Zerſtörung der Seele —

Hover.

Iſt der Schubart wahnſinnig geworden?

Koch.

Schwachſinnig —?

Schiller (ſie anſehend).

Wißt Ihr, was Wahnſinn, wißt Ihr, was Schwachſinn iſt, wenn man ſechs lange Jahre ſchmachtet — fromm iſt er geworden!

Alle.

Was?

Schiller.

Ein Pietiſt! Dieſe einſt ſo kerngeſunde Natur iſt von dem Holofernes Rieger ſo lange geknetet worden, bis ihre Spannfedern zerbrochen ſind. Mir hat Schubart, der Chroniſt Schubart, geſtern geſagt: daß er alltäglich Gott auf den Knieen danke für die Gnade, welche ihm ſein Fürſt angethan mit der einſamen Einſperrung im Gefängniſſe, mit der Ueberlieferung an einen Kommandanten, wie Rieger — dadurch ſei er zur Ruhe, zur höhern Einſicht gekommen und habe ſich, (demüthig) das heißt, ſeinen ewigen Menſchen wiedergefunden — — (aufſpringend) dies iſt der Triumph der Tyrannei! (nach vorn gehend.)

Alle.

Entſetzlich.

Schiller.

Fürchterlich! Fürchterlich! Gott, wenn mir dies bevorſtünde — lieber den Tod! (der Herzog verſchwindet.)

Koch (leiſe).

Lieber Flucht, da es noch Zeit iſt.

Scharpstein.

Und dieſe Fürſtengruft iſt alſo zahm?

Schiller.

Nein, nein, dieſe nicht — er hat noch Rückfalle, es iſt ein Chaos in ihm, wie vor der Schöpfung. Dieſe Fürſtengruft iſt ein Zeugniß dafur.

Alle.

Lies! lies! Moor! (drängen ſich.)

Schiller.

So hört: (Beim erſten Worte tritt durch die Logenthür der Herzog ein und nähert ſich langſam, ungeſehen.)

„Die Fürſtengruft.“

„Da liegen ſie, die ſtolzen Fürſtentrümmer,
Ehmals die Götzen ihrer Welt.
Da liegen ſie, vom fürchterlichen Schimmer
Des blaſſen Tags erhellt.“

„Wie fürchterlich iſt hier des Nachhalls Stimme,
Ein Zehentritt ſtört ſeine Ruh.
Kein Wetter Gottes ſpricht mit lautrem Grimme:
O Menſch, wie klein biſt Du!“

„Denn ach, hier liegt der edle Furſt, der gute,
Zum Völkerſegen einſt geſandt,
Wie der, den Gott zur Nationenruthe
Im Zorn zuſammenband.“

Koch.

Solch eine Zuchtruthe kennen wir!

Schiller (ihm die Hand reichend).

Und liegen ohnmächtig unter den Streichen derſelben!

Herzog

(die Hand auf Schillers Schulter klopfend).

Leſ' Er weiter! —

Alle

(erſtarrt einen Schritt zurücktretend und nur ganz leiſe ſprechend):

Der Herzog!

(Pauſe.)

Koch (leiſe).

Nun helf uns Gott, das iſt ein Unglück.

Herzog

(ſieht ſie alle der Reihe nach an und geht dann zum Tiſche).

Sergeant!

Bleistift

(ist hinten aus der kleinen Thür, durch welche nun auch der Hauptmann und unbemerkt von diesem zuletzt Laura getreten).

Sire! (Ist sehr bewegt und sieht sich ängstlich nach Rette um.)

Herzog.

Das saubre Getränk soll in die Schloßapotheke getragen, und es soll untersucht werden, ob eine Tollwurzel oder was ähnliches Sinnverwirrendes darin enthalten sei —

Bleistift.

Service, Sire! Tollwurzel —

Herzog.

Dieser unsaubere Tabak sammt Pfeifen auf eine Thorwache — die Gemeinen mögen versuchen, ob ihnen solch eine Zungenbeize ansteht, welche durch die Eleven der Karls-Akademie nobilitirt worden ist — wo sind die Bücher, die hier zu liegen pflegen? — Wer antwortet?! Wer ist der Rädelsführer?

Schiller.

Ich muß als solcher von Durchlaucht betrachtet werden.

Herzog.

Er gehört nicht mehr zur Akademie, Er gehört zum Regiment Augé, Ihm gebührt ein Militairgericht.

Schiller.

Ich bitte Durchlaucht, die Eleven von dieſer Verantwortlichkeit des Exceſſes zu entlaſſen und auf mein Haupt allein die Strafe zu ſammeln.

Koch.

Durchlaucht —!

Herzog.

Er hält wohl ſein Haupt für erſtaunlich groß?

Schiller.

Dieſe unerlaubten Verſammlungen ſtammen noch aus der Zeit, da ich die Ehre hatte, Eleve der Akademie zu ſein. Die gegenwärtigen Akademiſten ſind alſo dazu wie zu etwas Herkömmlichem verleitet worden, und da ich allein von außen her damit in Verbindung geblieben bin, ſo halt' ich es für meine Schuldigkeit —

Herzog.

Alles auf ſich zu nehmen?

Schiller.

Ja, Durchlaucht!

Laura (leiſe).

O wie brav!

Koch.

Durchlaucht —!

Herzog (zu Koch).

Schweig' Er da, bis Er an die Reihe kommt! (zu Schiller) Er bildet ſich ein, mir durch ſolche

Großmuth zu imponiren? Mit nichten. Ich kenne die Wurzel dieſer Großmuth. Sie heißt Ueberſpanntheit und Ueberſchätzung. Es iſt krankhafte Großthuerei gegen geſetzliche Macht. Wo ſind die Bücher?

Koch.

Wir wiſſen's nicht, Durchlaucht — ſie waren ſchon weggenommen, als wir ankamen.

Laura (leiſe nach Koch zu).

Still doch davon!

Herzog.

Was waren's für Bücher?

Koch.

Poeſieen.

Herzog.

Poeſieen — ſo? Mit dem aufſteigenden Löwen, der die Tyrannen zerreißen ſoll.

Koch (leiſe).

Um Gottes Willen, er kennt die Räuber!

Schiller (eben ſo).

Ich bin verloren!

Herzog.

Wird ſich finden! — Ich hab' Ihm geſagt, Er ſoll weiter leſen, leſ' Er!

Schiller.

Ich?

Herzog.

Ja Er! Was Er da in der Hand hat von Freund Schubart —

Schiller.

Das ſoll ich —?

Herzog.

Das ſoll er mir vorleſen.

Schiller.

Mein Gott!

Koch.

Weh' uns! (Schrecken unter den Uebrigen.)

Herzog.

Die Fürſtengruft heißt es ja wohl?

Schiller.

Ja!

Herzog

Nun, was zögert Er? 's iſt ja doch auf mich gemünzt! Jetzt kann Er's an den Mann bringen. Beſſer kann's doch der Schubart und ſeines Gleichen nicht verlangen. Alſo leſ' Er! Drei Verſe hab' ich ſchon gehört bis zur „Nationenruthe, die Gott im Zorn zuſammenband" — da fahr' Er fort, und mit dem gehörigen Ausdruck; wir ſtehn vor den Särgen tyranniſcher Fürſten.

Schiller

(nimmt das Blatt auf, ſieht hinein, zögert, ſieht den Herzog an, der ſich auf den Stock ſtützt).

Herzog.

Nun, wird's?! (Erhöhter Schrecken der Uebrigen, die leise zurücktreten.)

Schiller

(Anfangs schwach, allmählig überwältigt ihn der Inhalt und er lieſt mit vollem Feuer):

Da liegen Schädel mit erloſchnen Blicken,
Die ehmals hoch herabgedroht,
Der Menſchen Schrecken! Denn an ihrem Nicken
Hing Leben oder Tod.

Nun iſt die Hand herabgefault zum Knochen,
Die oft mit kaltem Federzug
Den Weiſen, der am Thron zu laut geſprochen,
In harte Feſſeln ſchlug.

Herzog

(mit der Linken auf ſeine Rechte deutend).

Dieſe Hand!

Schiller

(flüchtig darnach ſich umſehend)

Damit die Quäler nicht zu früh erwachen,
Seid menſchlicher, erweckt ſie nicht.
Ha, früh genug wird über ihnen krachen
Der Donner am Gericht.

Wo Todesengel nach Tyrannen greifen,
Wenn ſie im Grimm der Richter weckt,

Und ihre Gräul zu einem Berge häufen,
Der flammend ſie bedeckt.

(Pauſe.)

(im Tone wechſelnd.)

Ihr aber, beſſre Fürſten, ſchlummert ſüße
Im Nachtgewölbe dieſer Gruft,
Schon wandelt Euer Geiſt im Paradieſe
Gehüllt in Blüthenduft.

(Pauſe.)

Herzog.

Den letzten Vers hat er wohl in der Geſchwin-
digkeit hinzugereimt?

Schiller (ſieht ihn an).

Koch (leiſe).

Schweig! Das kann Dich retten! Oder ſag' Ja!

Herzog.

Na, hat Er ſo viel Genie?

Schiller.

Nein, auch dieſer Vers iſt von Schubart.

(Pauſe.)

Herzog.

Der Mann hat viel Talent zum Verſemachen,
aber wenig Talent zur Freiheit.

Schiller.

Um ſo mehr Gnade, daß ihm Durchlaucht bei

ſolcher Anſicht doch vor Kurzem die Freilaſſung verſprochen haben —

Koch (leiſe).

Schiller!

Laura (bewundernd eben ſo).

O, Schiller!

(Pauſe.)

Herzog.

Ich glaube, Er unterſteht ſich, für einen Autor zu petitioniren, während Er ſelbſt — trag' Er Sorge, Er deklamirender Apoſtel Schubart's, für Seinen eigenen Hals und Kragen!

Laura (vorkommend).

Seien Sie gnädig, Onkel Durchlaucht. Das iſt ein edler Menſch!

Bleiſtift (halblaut).

Himmel Sakrament! Sie ruiniren mich ja.

Alle.

Fräulein Laura!

Schiller.

Das Fräulein, gütiger Himmel!

Herzog.

Was iſt das, Mädchen, in dieſer Maskerade, was unterſtehſt Du Dich?! Weißt Du denn nicht, daß es unanſtändig iſt, ſo allein unter Mannsbildern umherzulaufen?

Laura.

Ach, Onkel Durchlaucht, mir iſt das Herz ſo voll Mitleid und guter Gedanken, daß von ſo was gar nicht die Rede ſein kann. Du aber verkennſt und bedrohſt da einen edlen Menſchen, und das ſchickt ſich nicht für einen ſo guten Fürſten, wie Du biſt und ſein ſollſt!

Herzog.

Laura —!

Schiller.

O welch ein Engel erſcheint für uns!

Herzog.

Hauptmann, nehmt Ihr den groben Mantel ab!

(dieſer thut's, indem er raſch hinter der Reihe zu ihr kommt).

Laura.

Die Tanten ſagen's auch beide, und Du wirſt ſchon ſehen, daß Du Uebles anrichteſt, wenn Du auf Tante Franzioka nicht hörſt — ſei gut, Onkel Durchlaucht!

Letzte Scene.

Generalin (von links kommend) — die Vorigen.

Generalin

(von links, hinter ihr ein Diener mit Licht).

Darf man eintreten, Durchlaucht, ins Kriminal? Mein Auftrag leidet keinen Aufſchub.

Herzog.

Ei Poztauſend, Ihr Weiber überhebt Euch — Das iſt nicht mein Geſchmack — wer erlaubt Euch, Generalin Rieger, hieher zu kommen?

Generalin.

Na, na! Das Allerdri..gendſte! Eben weil's hier gefährlich zugehen ſoll, mochte die Frau Gräfin keinen Beamten ſchicken, damit er nicht ungeſchickt in ein falſches Haus platze, und deshalb hab' ich's übernommen, Undank iſt der Welt Lohn. —

Herzog.

Kurz!

Generalin.

Kurz — es kommt Kurier auf Kurier, der Großfürſt von Rußland können nächſte Minute im Schloßhofe vorfahren!

Herzog.

Blitz, das iſt was Andres! — Hauptmann Sil-

derfalb! zu den Anordnungen hinüber — große Tafel anrichten! — Alles beleuchten! —

Hauptmann.

Zu Befehl. — (geht.)

Herzog.

Noch Eins! (Er betrachtet einen Augenblick Laura und geht dann zu ihm nach hinten.)

Generalin (halblaut).

Na, wie ſteht's — das ſcheint ja mißlungen.

Laura.

Mißlungen!

Generalin.

O weh!

Laura.

Habt Ihr denn meinen Zettel nicht geleſen, mein Rufen nicht gehört?

Koch.

Sie haben gerufen — die dünne Stimme —?

Schiller.

Sie, gnädiges Fräulein —?

Koch.

Waren Sie? Dann haben Sie auch die Bücher auf die Seite gebracht!

Laura.

Ja.

Generalin.

Wo haſt Du ſie denn?

Laura (erſchreckend).

Ach Du mein Himmel, ſie ſtecken in dem Mantel, den der Hauptmann —

Koch.

Um Gotteswillen, es ſind die Räuber darin.

Generalin.

Was, Räuber?

Schiller.

Verehrungswürdige, ein Buch, das dem Herzoge nicht in die Hände fallen darf!

Koch.

Den Mantel!

Laura.

Den Mantel.

Generalin.

Alſo den Mantel müſſen wir erobern, der Hauptmann wird jetzt nicht zum Viſitiren der Taſchen kommen! — ſtill, der Herzog! Wenn ſein Geſicht ſo ausſieht, dann iſt nichts Gutes zu erwarten. (Hauptmann links ab.)

(Pauſe.)

Herzog (betrachtet Alle).

Sergeant!

Bleiſtift.

Sire (halb auf den Kamin blickend, wo er fortwährend ſeinen Sohn zu decken getrachtet).

Herzog.

Zähl' Er ſich die Leute, Er wird Sie hinuber in den gelben Saal transportiren.

Bleiſtift.

Eins, zwei, drei — ſechs, ſechs (ſeitwärts nach Rette blickend), Sire, wohl nur ſechs — ?

Herzog.

Na, kann Er nicht zählen?

Bleiſtift.

Ja ſo — Wahrhaftig nur ſechs Erwachſene!

Herzog.

Im gelben Saale werdet Ihr das Weitere erwarten und Euch unterdeß ankleiden für Eure Rollen in der einprobirten deutſchen Komödie, jeden Augenblick gewärtig, daß Ihr das Stück vor meinen Gäſten aufzuführen habt. Das kann nach der Tafel, vielleicht alſo erſt gegen Morgen geſchehen, wenn meine Gäſte noch Luſt haben. Sergeant!

Bleiſtift.

Sire.

Herzog

Seine Leute eintreten laſſen!

Bleiſtift (ſchließt rechts auf).

Marſch! (die Soldaten treten ein). Halt!

Herzog (Bleiſtift winkend).

Hierher! (Bleiſtift kommt.) Regimentsmedikus Schiller — geb' Er ſeinen Degen ab.

Schiller.
Durchlaucht!

Laura.
Onkel —!

Generalin.
Durchlaucht —!

Allgemeine Bewegung.

Alle.
O Gott!

(Kurze Pauſe.)

Herzog.
Hat Er verſtanden — geb' Er Seinen Degen ab; er gebührt Ihm nicht mehr!

Schiller (den Degen löſend).
Er hat an meiner Seite, Durchlaucht, nichts Unehrenhaftes erfahren —

Laura.
Onkel Durchlaucht, das wird der Tante Franziska einen Stich ins Herz geben!

Generalin.
Durchlaucht, dieſer junge Mann ſteht unſerm Herrgott näher, als irgend ein Betbruder unter uns —

Herzog.
Wir wollen ſehen, ob ihn der Herrgott jetzt beſchützt!

Laura.

Onkel Durchlaucht, Du kannſt nicht ſo böſe handeln!

Generalin.

O, Durchlaucht macht keinen Unterſchied der Perſon, er ſtraft auch die Guten, wenn ſie ihm nicht gefallen.

Herzog.

Frauenzimmer!

Generalin.

Er beſchimpft ſie, wenn es ſeine Laune gebietet. Soll dieſer von Gott begabte junge Mann beſchimpft werden, dann lege ich mein Amt als Erzieherin in Dero Fräuleinſchule nieder; denn ich weiß dann nicht mehr, was Tugend und Gerechtigkeit iſt.

Herzog.

Reize meinen Zorn nicht, Weib.

Generalin.

Ich fürchte keines Menſchen Zorn, und ich kann allein auf den Asperg hinaufgehen, wohin Ihr mich ſchicken möchtet!

Laura.

Nein, ich gehe mit Dir, Mama, ins ärgſte Gefängniß, wenn man nicht mehr die guten Menſchen beſchützen darf!

Schiller

(nach einer dankbaren Pantomime gegen Laura).

Vergeben Durchlaucht ein Wohlwollen weiblicher Herzen, welches ich vielleicht nicht verdiene. Mitleid zu üben, ist ja das Amt der Frauen. Hier ist mein Degen, das Symbol meiner Freiheit. Wenn ich meine Freiheit gemißbraucht habe, so geschah es wahrlich nicht aus Leichtsinn oder Uebermuth, sondern weil ich einem innern und, ich weiß es, einem nicht unedlen Drange gefolgt bin, einem Drange, welchem eben nur der Leichtsinn widerstrebt. Ich weiß, daß ich dabei äußerlich gefehlt habe, und ich unterwerfe mich schweigend der gebietenden Macht —

Herzog.

Weil Er muß!

Schiller.

Ob ich in höherm Sinne gefehlt, wage ich nicht zu bestimmen, aber ich weiß, daß ich dafür nur Gott verantwortlich bin — (Klingel). Hier ist mein Degen! (übergibt ihn an Bleistift.)

Herzog.

Vorwärts! (Der Vorhang fällt rasch.)

Dritter Akt.

Gelber Saal im Rokokogeſchmack. Hinten eine etwa ſechs Stufen hohe Sandſteintreppe, welche oben zu drei Thüren in der Hintergardine führt. Von dieſen Thüren, welche durch Vorhänge gebildet ſein können, führt die rechts zur Männergarderobe des Theaters; die mittlere zum Theater ſelbſt, die links zur Frauengarderobe. Unten zwiſchen den Treppenflügeln, alſo ebenfalls an der Hintergardine und in der Mitte derſelben iſt auch eine Thür, aus Vorhängen beſtehend, welche unter dem Theater hindurch führt. Links und rechts zwiſchen den Kuliſſen Vorhangthüren. Brennende Kerzen auf Säulenleuchtern. Große Seſſel.

Erſte Scene.

Koch — Schiller — die Karlsſchüler — die Generalin.

Koch (links auf dem Seſſel ſchlafend).

Schiller (rechts auf dem Seſſel ſchlafend).

Scharpotein (rechts oben auf der Treppe ſchlafend).

Bauer (links unten an der Treppe ſchlafend).

Pfeiffer und Peters (eben links ſchlafend).

(Sie haben Theatermäntel und dergleichen zur Unterlage und zum Erwärmen. Alle im Clavigo-Koſtüm: ſpaniſch und Rokoko-franzöſiſch.)

Generalin

(von links eintretend, den Vorhang haltend und die Situation betrachtend).

Die armen Jungen! Trotz ihrer Noth ſämmtlich eingeſchlafen, weil ſie eben doch ein gut Gewiſſen haben. (Zu Koch tretend und ihn ſchüttelnd.) Tiroler! Küchle! Koch!

Koch.

Ah! — Ja! — Wo bin ich?

Generalin.

Im gelben Saale, und auf dem Punkte Komödie zu ſpielen!

Koch

(hat ſich ermuntert und umgeſehen).

Weiß Gott, 's iſt Alles wahr — verr! ich friere! Wie weit iſt's in der Nacht?

Generalin.

's iſt gegen Morgen. Die herzogliche Tafel iſt beim Deſſert und wird ſogleich aufgehoben werden. Dann kommen die Herrſchaften in den Theaterſaal und nehmen den Kaffee und ſehen Eure Komödie an, ſo lang' es ihnen gefällt.

Koch (aufſtehend).

Ach, Sie ſind es, Frau Generalin! Sie meinen's gut mit uns!

Generalin.

Das glaub' ich, und deshalb —

Koch.

Uns hier ſo im Koſtum bivouakiren zu laſſen, wie Kunſtreiterthiere!

Generalin.

Deshalb hab' ich mich fortgeſchlichen und Euch ein Paar große Kannen Kaffee aus der Kuchel holen laſſen — ſie werden gleich kommen, und da oben in Eurer Garderobe könnt Ihr ſie zu Eurer Stärkung und Ermunterung genießen.

Koch.

Gott lohn's Ihnen an Ihren zukünftigen Kindern!

Generalin.

Will Er wohl! Das Spaßen wird Euch bald vergehen. Die Sache nimmt eine Wendung, der ich nicht über den Weg traue.

Koch.

An den Galgen kann er uns doch nicht bringen!

Generalin.

Aber ins Loch — den wenigſtens da, welcher mehr werth iſt, als Ihr Alle (auf Schiller zeigend).

Koch.

Das glaub' ich auch — hat der Herzog was geäußert?

Generalin.

Ach, es ſieht ſehr garſtig aus. Wir haben zwei Verbündete eingebüßt — die Gräfin Franzel und die Laura!

Koch.

Donnerwetter!

Generalin.

Er hat Sein gutes Theil Schuld dabei! Denn die Blätter des ſchwäbiſchen Magazins mit ſeinen Liebesgedichten hat doch gewiß Er an die Gräfin ſpedirt. Sie hat ſich nun offenbar eingebildet, die Schwärmerei gelte ihr, und Frau iſt Frau, wir haben alle unſer Herzpünktchen Eitelkeit — wie brav ſie auch iſt und ohne arge Nebengedanken, 's hat ihr doch geſchmeichelt, und jetzt iſt die Beſcheerung fertig.

Koch.

Wieſo?

Generalin.

Nachdem der Herzog die Laura ins Gebet genommen, hat das dumme Kind der Franzel Alles gebeichtet und von einem ganzen Buche ſolcher Lauragedichte erzählt, und daß Spiegelberg eine Dummheit geweſen, und daß der Schiller von all den

Schwärmereien der Verfaſſer ſei, und nun iſt's vorbei mit dem Schutze der Franzel.

Koch.

Ach, 's iſt ja eine edle Dame!

Generalin.

Edle Dame, freilich! Wenn ſie nicht getäuſcht worden wäre! Jetzt kommt ſie ſich lächerlich vor, und über dieſen Stein ſtolpert auch der Edelmuth — wo nur der Junge bleibt mit dem Kaffee — (zurückgehend) es kann uns zu ſpät werden.

Koch.

Und Fräulein Laura hat auch dem Herzoge Alles geſagt, was ſie weiß von der Schwärmerei?

Generalin.

Das glaub' ich nicht. Von dieſer Geſchichte weiß er wohl noch nichts, das fehlte auch gerade noch! Wenn er die Bücher kriegt, dann wär' es Matthäi am Letzten —

Koch.

Hat ſie den Mantel wieder?

Generalin.

Das glaub' ich auch nicht. Ich werde nicht klug aus dem Mädchen, ſie iſt wie ausgetauſcht ſeit geſtern Abend. Ihr wißt, wie ſehr der Herzog ſie liebt.

Koch.

Nun, ſie geht ihm wohl auch nahe genug an.

Generalin.

Das geht Ihn nichts an! Merk' Er ſich das! In dieſem Punkte bin ich als Pflegemutter des unſchuldigen Mädchens wie der Herzog, ich laß mir nicht einen Muck gefallen — wollt Ihr mich auch los ſein?

Koch.

Nicht doch!

Generalin.

Ich fürchte, das Mädchen ſeid Ihr los. Wie's der Herzog in einer fünf Minuten langen Kanzelpredigt vor Beginn der Tafel mit ihr angefangen hat, das weiß nur er, der ſich darauf verſteht, Jemand den Kopf zurechtzuſetzen. Kurz, ich erkenne das Mädchen nicht mehr. Sie iſt ſtill, ſie iſt zerſtreut, ſie iſt bald roth, bald blaß, bald lächelt ſie vor ſich hin, bald treten ihr die Thränen in die Augen — habt Ihr geſehen, daß der Herzog im Examinirſaale einen Augenblick zurücktrat und mit dem Hauptmann Silberkalb ſprach? Ich fürchte, er hat einen raſchen Beſchluß gefaßt, weil er des Mädchens Lebhaftigkeit geſehen, mit der ſie den Schiller vertheidigte, o, der hat Augen, und ich fürchte, nun läßt er dieſem ſchönen Hauptmann und Kammerherrn eine große Karrière machen und gibt ihm die Laura zur Frau!

Schiller

(hat in dieſer Rede die Augen aufgeſchlagen und fährt jetzt lautlos in die Höhe, ohne daß es bemerkt würde).

Koch.

Und Fräulein Laura?

Generalin.

Muß gehorchen! Iſt nichts und hat nichts, wenn der Herzog ſeine Hand von ihr abzieht und — iſt ein Mädchen.

Koch.

Das heißt?

Generalin.

Auf der einen Seite ein ſchöner Mann, ein vornehmer Herr, ein duftender Herr, der ſchön franzöſiſch ſpricht — auf der andern Seite nichts, nichts, kein Schimmer von Ausſicht, nur Ausſicht auf Schimpf und Schande, kurz, wenn mich die Wetterzeichen nicht trügen, ſo iſt ſie auf dem beſten Wege das einzuſehen und mit zierlicher Verſchämtheit Frau von Silberkalb zu werden — ach, wir taugen Alle nichts, Mannsvolk wie Weibervolk! (trocknet ſich die Augen.)

Koch.

Das iſt nicht möglich! Dieſer Engel an ſolch einen Hofſchranzen! was iſt er, was hat er für ein Verdienſt, ſolches Glück anzuſprechen?!

Schiller.

Er hat ſich die Mühe gegeben, geboren zu werden und das keinen Augenblick zu vergeſſen.

Koch.

Armer Moor!

Generalin.

Ach Gott, der Unglückliche brauchte das nicht zu hören, der wird ohnedies Leid genug finden.

Schiller.

Ja wohl, ich werde Leid genug finden. Wie jener Wicht zum Glück, bin ich zum Unglück geboren. Narr, der ich war, mich einen Augenblick einwiegen zu laſſen vom Sirenengeſange — und doch, und doch war dies die ſüßeſte Speiſe, welche meine Seele noch genoſſen hat, als dies Mädchen geſtern Abend für mich ſprach wie ein erzürnter Engel, für mich den Verſtoßenen! O himmliſche Täuſchung, du wiegteſt mich in Schlummer, und im Traum liſpelteſt du unaufhörlich in meine Seele, tief in meine Seele hinein: Sie empfindet für Dich, ſie wagt für Dich, ſie wird, ja ſie wird Dich einſt lieb haben, ſie wird Dich lieben, wenn ſie Dich erſt ganz kennt und verſteht — lächerliches Puppenſpiel, das ich ſelbſt mit meinem armen Herzen treibe! Unterdeß läßt ſich jenes Mädchen verſchachern an einen Zuckermann, deſſen Ehrerbietung gegen die Vorgeſetzten an Niederträchtigkeit grenzt, unterdeß

laßt ſie ihr Herzlein auf einen andern Ton ſtimmen, wie man ein Inſtrument ſtimmt, unterdeß wird wieder Alles, wie es von jeher war um den Fritz Schiller, und es bleibt ihm wie immerdar nichts übrig, als die Klage der Verzweiflung und die Frage an den Himmel: warum immer dieſen Menſchen das Glück und mir und meines Gleichen der bittre Kampf und immer wieder die bittre Niederlage, warum, o Himmel?!

(Er ſinkt auf den Seſſel.)

(Pauſe.)

Generalin.

Das heißt laſtern. Gott hat Euch mehr gegeben, als den auswendig Glücklichen.

Koch.

Und es bleibt uns mehr übrig, als die Klage der Verzweiflung.

Schiller (aufſpringend).

Ja wohl, Anton, die That der Verzweiflung bleibt uns übrig! Sie geſchehe nun. Tiefe Seelenſchmerzen und vor Allem dieſer ſchleichende Zorn der innerſten Entrüſtung zerſtören den Körper und trocknen die Säfte des Lebens aus — deshalb muß ich zu Grunde gehen, oder ich muß fort von hier, fort auf Nimmerwiederkehr! So ſei es. Gute Frau Generalin, Sie ſind eine Freundin meiner Mutter. Uebernehmen Sie Troſt und Entſchuldi-

gung für meine gute Mutter, ſobald Sie das nächſte Mal nach Ludwigsburg kommen. Wollen Sie?

Generalin.

Ja doch.

Schiller.

Sagen Sie ihr, ich hätte lange geglaubt, nur ihretwegen nicht hinwegzukönnen aus der Heimath — auch das war eine Betrügerei meines Herzens, welches die Kindesliebe vorſchob, um die — andere nicht ſehen zu laſſen! Jetzt weiß ich's freilich beſſer und bin nur noch ſchlimmer daran, indem ich einen Vorwand und eine Illuſion in einem Athem verliere.

Generalin (weinend.)

Arme Frau! Sie iſt ſo brav und hängt ſo an ihrem Fritz — das Herz wird ihr brechen!

Schiller.

Sagt ihr — auch — meines — ſei gebrochen. Aber ich konnte hier nicht mehr bleiben. Sagt ihr, der Fritz wäre vielleicht — geliebt worden, aber die tyranniſche Macht, welche auch die Herzen kommandirt, hätte ihm dieſe Seligkeit vernichtet. Anton, jetzt iſt nicht mehr die Frage, ob ich draußen verkümmere oder verderbe; jetzt weiß ich, daß ich hier zu Grunde geh', jetzt hilf mir hinweg. Verſchaff' mir den Jungen, unſern Botenlaufer, damit er einen Auftrag an Streicher beſorge!

Koch.

Poztauſend, der Junge iſt am Ende geſtern Abend im Kamin des Examinirſaals vergeſſen und eingeſchloſſen worden!

Generalin.

Nein, ich hab' ihn mitgenommen, und er ſollte eben den Kaffee bringen — aber ehe Ihr ſo etwas Gewaltſames thut, überlegt doch erſt —

Schiller.

Das iſt überlegt.

Koch.

Schiller hat Recht. Seine Lage kann nur ſchlimmer, nicht aber beſſer werden. Wenn der Herzog von den Räubern erfahrt — Ihnen, edle Freundin, brauchen wir's nicht länger zu verſchweigen — dann iſt der Hohenasperg ihm unfehlbar und gewiß!

Generalin.

's iſt alſo wirklich wahr mit dem Spitzbubenſtücke —?

Koch.

Wirklich wahr.

Generalin.

Aber, Kinder, was macht Ihr auch für heilloſe Streiche — ach, mein Gott, da fällt mir erſt der Rieger ein! Ihr habt doch nicht in Eurer Wohnung Exemplare von dem Stücke?

Schiller.

In meiner Wohnung? Allerdings. Hinter dem Ofen ſtehen zwei mannshohe Stöße von Exemplaren —

Koch.

Eignen Verlags!

Generalin.

Barmherziger Himmel, dann ſind wir verloren! Rieger iſt mir während der ganzen Tafelzeit ſorgfältig ausgewichen, und iſt — richtig, ich hab's mit halbem Ohr gehört — hierher nach dem gelben Saale beordert — und Rieger war geſtern Abend in Schiller's Quartier kommandirt, um alle dort befindlichen Schriften in Beſchlag zu nehmen.

Koch. Kreuzelement!

Schiller. In mein Quartier!? So iſt denn die Tyrannei erfullt bis auf den letzten Buchſtaben. Bis in die Privatwohnung dringt die Zudringlichkeit der Spionerie, und ſie wartet nicht mehr ab, daß das Misfallige auf dem Markte erſcheine, ſie ſchleppt es ſelbſt auf den Markt, um es ſtrafen zu können. Himmel und Erde, das Thier des Waldes hat ſeine Höhle, wohin ihm die Zudringlichkeit ſeiner Feinde nicht folgen kann, nur der Menſch hat keinen Schlupfwinkel mehr vor den ſchmuzigen Tatzen der menſchlichen Jagdherren. Holla, auf (nach hinten), ihr trägen Schläfer — wer hat Euch zu ſchla-

ſen erlaubt? Die Natur? Dieſe lumpige Natur iſt ein Kinderſpiel. Euer wirklicher Herr befiehlt Euch, Komödie zu ſpielen! Er hat fünf Stunden geſpeiſt und getrunken und geſchwatzt, jetzt will er verdauen und den Schlaf herbeilocken, und dafür iſt die Dichtung brauchbar, wenn ſie einmal vorhanden iſt, und Ihr junge Brut ſollt ſie vor ihm herunterleiern zwiſchen Schlafen und Wachen — So wird der Dichter belohnt, wenn er nicht geſtraft wird!!

Generalin.

Schiller, Schiller, ſei Er doch vernünftig!

Koch.

Schrei wenigſtens nicht ſo, wenn Du noch auf Rettung hoffen willſt.

Generalin.

Der Hof kann jeden Augenblick eintreffen — da kommt der Bube.

Zweite Scene.

Die Vorigen. Nette mit großem Kaffeebret.

Scharpotein. Nette!
Peters. Nette mit Proviant!
Pfeiffer. Engliſcher Stift!
Hover. Nette, Du Engel!

(herbeieilend.)

Generalin.

Hier nicht! hier nicht! Tragt's Euch in die Garderobe hinauf! (Ist ihnen behülflich, es rasch Rette abzunehmen und begleitet die Prozession bis an die Treppe. Oben rechts in der Thür verschwinden die Schüler damit. Unterdeß nimmt Koch den Rette und führt ihn zu Schiller, der sich rechts auf die Stuhllehne stützt.)

Koch

(den Rette mit der rechten Hand in Entfernung haltend; halblaut).

Hier ist der Stift! Was beschließest Du für Streicher?

Schiller.

Ich muß fort.

Koch.

Sobald als möglich, und so lange Du noch innerhalb Schlosses, wenn auch ohne Degen — frei herumgehen darfst; hat der Herzog einmal die Räuber in Händen, dann ist's vorbei mit halber Gefangenschaft, es wird eine ganze und die Flucht doppelt erschwert.

Schiller.

So ist's. Also heute noch hinweg —

Koch.

Nach Mannheim?

Schiller.

Wohin sonst?

Koch.

Streicher ſoll einen Wagen miethen — haſt Du Geld?

Schiller.

Nein — Streicher hat etwas. Das reicht bis Mannheim, dort verkauf' ich den Fiesko.

Koch.

Hat Streicher ein Stichwort für ſolchen Fall, damit wir dem dummen Jungen hier nicht die blanke Münze mitzugeben brauchen?

Schiller.

Ja —

Koch.

Allons! (ihn herumdrehend) ſperr' die Ohren auf, Nette. Du ſollſt eine Melodie zu Deinem Lehrmeiſter tragen.

Nette.

Schon recht!

Schiller.

Sag' Herrn Streichern: Genua liegt auf dem Block, und Dein Herr heißt Johann Ludwig Fiesko! (geht nach hinten.)

Nette.

Wie?

Koch.

Genua liegt auf dem Blocke. Und Dein Herr heißt —?

Rette.

Mein Herr heißt — Streicher.

Koch.

Johann Ludwig Fiesko.

Rette.

Johann Ludwig Fiesko Streicher.

Koch.

Charmant, muſikaliſches Genie — nun fort! (ihn herumſchwenkend) und wart' auf Antwort für Herrn Schiller und bring' ſie hierher in's Schloß, hier wird er ſchon irgendwo ſtecken — (Rette will links hinaus) — nicht da! Geh' unterm Theater durch, der Weg iſt kürzer und ſichrer! (ihn nach der Mitte ſchiebend; Rette ab.)

Generalin.

Uebereilt nichts, Kinder, und zieht Euch jetzt in die Garderobe zuruck, damit Ihr ihm nicht gleich in den Wurf kommt; (links hinausſehend) die Tafel iſt aufgehoben, man ſtrömt in's Theater. Unternehmt nichts Gewaltſames, Kinder, ohne mich unterrichtet zu haben — jetzt geht hinauf — ich eile durch den Korridor hinuber, um Riegers oder ſeiner Grenadiere mit dem Bücherballen habhaft zu werden. (Sie geht nach rechts.)

Dritte Scene.

Rieger (tritt ihr entgegen von rechts ein, hinter ihm Grenadiere, jeder einen ballen Räubereremplare mit Stricken oder Riemen geſchnürt auf der Schulter) — Generalin — Schiller — Koch — Rieger.

Generalin (zurückprallend).

Ach mein Gott, immer wie der böſe Feind —!

Rieger

(ein Paket Manuſcripte in der Hand haltend).

Und ob Einer entflöhe vor dem Geſchrei des Schreckens, ſo wird er doch in die Grube fallen, und kommt er aus der Grube, ſo wird er doch im Strick gefangen werden.

Koch (zur Generalin).

In den Stricken hängen lauter Räuber!

Schiller.

Es iſt der ganze Reſt der Auflage.

Generalin (ringt die Hände).

Koch.

Die Papiere in ſeinen Händen ſind das Fiesko-Manuſcript.

Sehr ſchnell.

Schiller.

Ich entreiß es ihm (will auf ihn zu).

Generalin.

Um Gotteswillen nichts Gewaltsames —

Schiller.

Nun ist auch meine Flucht gelähmt. Ich kann nicht mit leeren Händen hinaus und kann nicht mein Werk, die Arbeit eines Jahres, im Stiche lassen. O Gerechtigkeit!

Generalin.

Rieger! Laß die Leute im Korridor warten! Hierher kommen die höchsten Herrschaften.

Rieger.

Hierher lautet der Ruf, hier ist die Stätte des Gerichts — es ist keine List über Frauenlist.

Generalin.

Rieger, Du machst einen hoffnungsvollen jungen Mann unglücklich, den Gott selber begabt hat.

Rieger.

Ist er Gottes, so wird ihm mit der Wahrheit gedient, aber es ist ein gefährliches Ding in einem Regiment um einen Schwätzer, und ein jäher Wäscher wird zu Schanden werden.

Koch.

Nur ein kindisch gewordenes Gedächtniß schwatzt und wascht!

Schiller.

Und der Geiſt wohnt nicht in nachgeplärrten Worten!

Rieger.

Wer ſich gewöhnt zu ſchwätzen, der beſſert ſich ſein Lebtage nicht.

Schiller.

Und wer ſich gewöhnt, die Menſchen, Gottes Ebenbilder zu quälen, der ſchändet Gott in deſſen ſchönſten Werken. (Muſik von links in der Ferne.) Wer ein Organ des Weltgeiſtes, wie Schubart eins war, zu Grunde gerichtet hat mit frechen Henkershänden, den wird die Hand Gottes in den Abgrund werfen, wenn es am jüngſten Tage ſchallen wird: „Allen Sündern ſei vergeben, nur den Mördern meiner Apoſtel nicht!“

Rieger.

Jerobeam! — —

Generalin.

Nun auch das noch — der Rieger iſt voll Wein und nun gar fürchterlich!

Rieger

(außer ſich vor Zorn und Entſetzen).

Vorlauter Schreiber — ich bin der Hüter der Löwengrube, in welche Er vielleicht heute noch geworfen wird, und dann wird Er erfahren —

Koch.

Wie ein Wolf in Schafskleidern außen die chriſtliche Liebe predigt und innen vor Zorn und Wuth zittert und auf die Stunde der Rache ſich freut. Iſt das Chriſtenthum? Heuchlerthum iſt's!

Generalin.

Kinder! Kinder!

Vierte Scene.

Gräfin — die Vorigen. — Später Bleiſtift, dann der Herzog, zuletzt Laura und Hauptmann.

Gräfin.

Welch ein Lärm! Die Herrſchaften kommen! Hinauf auf's Theater, es ſoll den Augenblick beginnen —!

Generalin.

Hilf, Franzel! Befiehl, daß die Schergen wenigſtens hier das Feld räumen.

Koch.

Gnädigſte Frau!

Schiller.

Erlauchte Frau Gräfin, Sie waren uns ſtets ein tröſtender Schutzengel, und in der Seele einer

edlen Frau wohnt immerdar das Wohlwollen, ja die Liebe für poetiſche Zukunft, auch wenn dieſe ungeſtüm und fehlerhaft ſich ankündigt. —

Gräfin.

Verſchone Er mich in Zukunft mit ſolchen Phraſen; ich bin nicht geneigt, Exceſſe zu beſchützen. — Der Herzog wartet auf den Anfang des Schauſpiels, jede Minute Verzögerung wird die Lage des Angeklagten verſchlimmern. (tritt dabei in den Vordergrund links.)

Schiller (halblaut).

Welch' ein Ton! Welch' eine Verwandlung! Anton, Freund, das iſt das Schlimmſte! — (langſam und leiſe) Wenn ſolch eine Frauenſeele keinen Antheil mehr fühlt, dann verdienen wir auch keinen, dann haben wir alle mich überſchätzt, und meine traurigſten Ahnungen werden grinſende Wahrheit — Anton, ich bin dann kein Dichter, und (ganz leiſe) mir geſchieht ganz Recht, daß ich zerſchmettert werde! Ganz Recht! (Hand in Hand mit Koch wendet er ſich nach hinten und ſteigt rechts hinauf.)

(Pauſe.)

Generalin.

Du wirſt es einſt bitter bereuen, Franzel, dieſen Mann in ſeiner ſchwerſten Stunde verlaſſen und verſtoßen zu haben. Greif' an Dein Herz und zieh' den Beweggrund ans Licht, welcher Dich leitet!

Gräfin.

Babele —!

Bleiſtift (von links eintretend).

Zweiter Akt iſt erſter Akt! befiehlt Durchlaucht Sire! (die Damen anſehend und den Kopf ſchüttelnd, ſteigt links hinauf.) Das ſind nicht die richtigen Komödianten. (oben zur Mittelthüre hereinrufend:) Sire Durchlaucht befiehlt, daß mit dem zweiten Akte angefangen werde und auf der Stelle angefangen! — (es klingelt hinten auf dem Theater.) Bon!

Herzog (von links eintretend).

Anfangen! (Er iſt in rother Uniform mit großem Ordensbande.)

Bleiſtift (oben).

Service, Sire! Zweiter Akt der erſte.

Herzog.

Du haſt nicht gehört, Franzel, daß Einer der Ruſſen meinte, die erſten Akte ſeien immer langweilig, man müßte ſtets mit dem zweiten anfangen. Nun, ein guter Wirth ſorgt dafür, daß ſeine Gäſte nicht umſonſt geiſtreich ſind — was ſagſt Du dazu, Franzel, Du ſiehſt ja ſtockernſthaft aus.

Gräfin.

Die jungen Leute werden nun ſchlecht ſpielen.

Herzog.

Das will ich nicht hoffen, ſie ſollen mir Ehre machen — was iſt Dir denn, Franzel?

Gräfin.

Ich bin unzufrieden mit mir ſelbſt.

Herzog.

Sei geſcheidt! Tafel und Arrangement waren ja magnifik — jetzt zum Kaffee noch eine halbe Stunde Schauſpiel — dann Schlummer, gegen Mittag Parade — gegen Abend hab' ich meine 6000 Hirſche am See — dann Feuerwerk und Illumination auf der Solitude; die ſollen Reſpekt kriegen vor dem Herzoge in Schwaben, nicht wahr, alter Brummbär? (zu Rieger.)

Rieger.

Hoffart treibt zu allen Sünden, und wer darin ſteckt, der richtet viel Gräuel an.

Herzog.

Iſt Er verrückt, Betbruder — und was hat Er da für einen Aufzug hinter ſich?

Rieger.

Es iſt die Frucht Eurer Befehle, Herr! Dort die gedruckten Frevel des frechen Schreibers, hier die geſchriebenen.

Herzog.

Salbader ohne Schick! Er verlernt doch alle Lebensart über Seiner Litanei! Läßt Staub und Motten hierher ſchleppen, wo jeden Augenblick ein Gaſt eintreten kann (zu den Soldaten) Marſch, hinaus! (Die Soldaten rechts wieder ab.)

Generalin (zu Rieger).

Das ist Dir gesund!

Rieger.

Weltlicher Herr! —

Herzog.

Nicht räsonnirt. Ich will Ihm den Spaß vertreiben, auch mir mit Seiner geistlichen Hoffart entgegenzutreten. Sie ist mir nicht minder zuwider, als jede andere, ja sie ist eigentlich die hoffärtigste von allen, weiß Er das?

Rieger.

Solcher Dünkel hat Viele betrogen, und ihre Vermessenheit hat sie gestürzt.

Herzog.

Poz Element —

Generalin.

Er hat bei der Tafel zu viel Wein getrunken, Durchlaucht.

Gräfin.

Schick' ihn fort!

Rieger.

Höre Niemand auf Weiber! Denn gleichwie aus den Kleidern Motten kommen, also kommt von Weibern viel Böses!

Herzog (lachend).

Da habt Ihr's, der ist im Zuge. Das Theaterspiel ist doch eine Sache des Teufels, Rieger?

Rieger.

— Das nackte Spiel der Eitelkeit iſt des Böſen Freude.

Herzog.

Richtig, die ſoll Er genießen, komm' Er mit!

Rieger.

Mein Inneres empört ſich —

Herzog.

Was geht mich ſein Inneres an! Sein Aeußeres ſoll mit in die Komödie — (der Gräfin den Arm gebend) Bleiſtift, die Papiere an den Hauptmann, der ſoll ſie auf meinen Nachttiſch legen — Vorwärts Marſch! (Rieger unwillig langſam voraus.)

Bleiſtift.

Service, Sire (nimmt noch vor der Thür links aus Rieger's Hand die Papiere).

(Laura und Hauptmann treten im Geſpräch mit einander ein von links. Hinter ihnen Rieger hinaus.)

Herzog (zu Laura).

Zur Toilette, Mäuschen, 's hat angefangen!

Laura.

— Ich komme erſt im nächſten Akte.

Herzog.

Das iſt ſchade — Du biſt doch eingedenk und biſt gut?!

Laura.

Ich hoffe, Onkel Durchlaucht!

(Während deſſen übergibt Bleiſtift das Manuſcript Silberkalb.)

(Herzog, Gräfin, Bleiſtift links ab, Hauptmann begleitet ſie unter Verbeugung. Laura geht links in den Vordergrund.)

Generalin

(rechts zu den Soldaten hinaus).

In die Demoiſellenſchule mit Euren Paketen! — (raſch zurückkommend zu Laura) Rieger mit ſeinen Räubern iſt beſeitigt — des Dichters Schickſal liegt in Deiner Hand! Rette den Mantel und die Papiere, welche der Hauptmann in der Hand hält — (ab links, als der Hauptmann wieder eintritt).

Fünfte Scene.

Laura — Hauptmann.

Laura (träumeriſch für ſich).

Ich tauge nicht mehr zu ſolchen Dingen, ich bin ungeſchickt geworden — (geht rechts an den Seſſel).

Hauptmann

(mit dem Manuſcript in der Hand).

Fräulein Laura thun uns Hofleuten Unrecht,

wenn Sie uns das Herz abſprechen und uns überall Abſichtlichkeit zuſchreiben, wie Sie eben äußerten — Sie thun uns wirklich Unrecht!

Laura.

Das freut mich, und ich will es Euch ſehr gern abbitten. Wenn alle Menſchen gut ſind, ſo iſt ja der höchſte Wunſch eines liebenden Herzens erfüllt!

Hauptmann (näher tretend).

Eines liebenden Herzens!?

Laura.

Ich hatte Euch um meinen Mantel gebeten.

Hauptmann.

Und ich hatte gebeten, mir ihn zum wohlthuenden Andenken zu laſſen; er hat Ihre ſchöne Geſtalt umſchloſſen, als Sie eine Heldenthat ausübten für einen armen Poeten, er würde mir eine aufmunternde Erinnerung ſeyn für mein ganzes Leben.

Laura.

Wirklich? Sie ſind kein Feind des armen Poeten?

Hauptmann.

Ein Widerſacher vielleicht in manchem Punkte, ein Feind, o nein!

Laura.

Ich glaub' es. Vielleicht überlaſſe ich Euch den Mantel. Iſt er in der Nähe?

Hauptmann.

Ja wohl — (hinaufzeigend) in meinem Dienſtzimmer neben dem Theater.

Laura (hinaufzeigend).

Bitte! — Ich hab' noch was vor mit dem Mantel.

Hauptmann.

Ich fliege — gnadigſtes Fräulein!

(Oben in die Mittelthüre ab.)

Laura.

Ja, die Menſchen ſind alle gut. Mama hat Unrecht, und der Onkel hat Recht, wenn er ſagt, ich ſollte dem Hauptmann ruhig vertrauen. — Wie wunderlich! Mir iſt's, als ob ich im Traum wandelte. Mama ſagt: weil ich nicht geſchlafen habe. O nein, ich bin gar nicht luſtig, eigentlich traurig und doch auch nicht traurig, gar nicht traurig, denn es iſt mir, als werde jeden Augenblick etwas Schönes und Gluckliches geſchehen — was wird es ſein?

Hauptmann

(mit dem Mantel zurückkommend, oben für ſich).

Welch' eine glückliche Veränderung mit dem ausgelaſſenen Mädchen vorgegangen iſt, (herabſteigend) — ich bedarf nicht mehr eines Befehls vom Herzoge, um ſie zu gewinnen; (laut) gnädiges Fräulein, wie Sie befohlen haben —

Laura.

Ah, — ich danke Euch! (Sie nimmt den Mantel, fühlt nach den Büchern und geht unten nach der Mittelthüre zu.)

Hauptmann.

Gnädiges Fräulein —!

Laura.

Herr Hauptmann —?

Hauptmann.

Sie ſind grauſam, Sie laſſen mich einen Dank und eine Erklärung hoffen und verlaſſen mich —

Laura.

Hab' ich nicht gedankt? Verzeihen Sie!

Hauptmann.

O, Sie ſpotten meiner!

Laura.

Wirklich nicht! — was für eine Erklärung meinen Sie —?

Hauptmann (für ſich).

Bin ich gefoppt? — Ich ſehe, es iſt etwas in dem Mantel verborgen, und blos deshalb iſt meine Gutmüthigkeit in Anſpruch genommen worden, und nun werd' ich ausgelacht!

Laura.

O nicht doch, nicht doch, liebſter Hauptmann, (zurückkommend) wie können Sie mir ſo etwas zutrauen?! Nein, Sie ſollen nicht ſo von mir den-

ſen, mich ja nicht für undankbar halten. Es ſind zwei Bücher in dem Mantel, die nicht mir gehören, und die ich zurückgeben muß.

Hauptmann.

Bücher?! — (für ſich) Thor, der ich war! (laut) ei, Bücher, wer ſo was glaubt!

Laura.

Ich lüge nicht, lieber Hauptmann — da ſeh'n Sie (ſie zeigt ihm die Taſche).

Hauptmann (für ſich).

Gewiß die vermißten! (laut) Wohl äußerſt gefährliche, daß ſie ſo verſteckt werden müſſen —?

Laura.

Ja wohl.

Hauptmann.

Liebenswürdiges Fräulein, wiſſen Sie wohl, daß die Frauen immer das größte Unglück anrichten, wenn ſie ſich in Politik miſchen?

Laura.

Das weiß ich nicht, aber ich glaub'e gern.

Hauptmann.

Wiſſen Sie, daß ich die Bücher kenne.

Laura.

Ah?

Hauptmann.

Wiſſen Sie, daß ſie nur gefährlich ſind, weil ſie verſteckt werden.

Laura.

Meinen Sie? — man ſucht ſie aber!

Hauptmann.

Weil ſie verſteckt werden. Lägen ſie offen da, ſo ginge der Herzog daran vorüber. Und denken Sie, daß ſie lange verſteckt bleiben können?

Laura.

Das weiß ich nicht.

Hauptmann.

Wir wiſſen aber das Alles, und der Herzog wartet nur auf Offenherzigkeit, auf weiter nichts, dann iſt die Sache vorbei.

Laura.

Auf Offenherzigkeit —?

Hauptmann.

Hören Sie mich an, und entſcheiden Sie dann ſelbſt mit Ihrem guten Verſtande: Dieſe Bücher da ſind geſtern Abend durch Ihre eignen küſſenswerthen Hände, durch Ihre, Fräulein Laura, im Examinirſaale weggenommen worden —

Laura.

Das wiſſen Sie?

Hauptmann (für ſich).

Alſo richtig! (laut) Und es weiß es der Herzog und wartet auf Ihr Geſtändniß. Eins von dieſen Büchern iſt ein Schauſpiel, in welchem Spitzbuben ſpielen.

Laura.

Die Räuber!

Hauptmann (für ſich).

Die Räuber alſo — (laut) Glauben Sie wirklich, daß ein gedrucktes Buch nicht auszufinden wäre? Im Handumkehren. Noch mehr. Wahrſcheinlich heute ſchon im Lauf des Tages bringt mir ein Kurier dieſes Buch von Mannheim, wohin es der unvorſichtige Schiller zur Aufführung geſendet. Dort iſt er vor Kurzem ſelbſt geweſen ohne Urlaub zu einer Generalprobe, und all' dieſe Heimlichkeit nur iſt es, welche den Herzog gegen ihn erbittert. Daß er das Theater ſeines gnädigen Herrn übergeht, daß er ein excentriſches Stück ins Ausland ſendet und hier ein beleidigendes Verſteckenſpiel damit treibt vor ſeinem Herrn und Wohlthäter, das allein gefährdet ihn!

Laura.

Mein Gott, wie iſt da zu helfen?!

Hauptmann.

Deshalb hab' ich mir unter der Hand ſo viel Mühe gegeben, ein Exemplar aufzutreiben, damit man es in ſeinem Namen, in Schillers Namen dem Herzog einreiche —

Laura.

Und das würde gut ſein?

Hauptmann.

Das iſt der einzige Weg, auf welchem ihm genützt werden kann.

Laura.

Aber wenn das Stück nun ſo ſchlimme Dinge enthält und dem Onkel Herzog ſo mißfällt.

Hauptmann.

Das iſt ja Kleinigkeit neben den andern Uebelſtänden. Da lieſt er ihm den Text und ſtreicht zur Aufführung das Aergſte heraus und belohnt ihn am Ende doch für die Arbeit. Wenn es aber mit all ſeinen ſchlimmen Dingen hinter dem Rücken des Herzogs dreiſt aufgeführt worden iſt — und wie geſagt, davon kann ein Kurier heute die Nachricht bringen —, ſo iſt der Herzog außer ſich und ſchickt den Mann zum Schubart auf den Asperg hinauf!

Laura.

O mein Gott, was thun?!

Hauptmann.

Offenherzig ſein, das Buch ſogleich dem Herzog überreichen — (ſie zieht es heraus)

Laura.

Das wag' ich nicht —

Hauptmann.

Ich denke, Sie meinen's gut mit dem Schiller —?

Laura.

Ja —.

Hauptmann.

Nun alſo —!

Laura.

Meinen Sie's nicht gut mit ihm?

Hauptmann.

Freilich. Was würd' ich mich ſonſt um ſeine Schreibereien ereifern.

Laura.

So überreichen Sie's dem Herzog — (giebt's ihm — und zieht es zurück) Ich bin ganz verwirrt —!

Hauptmann.

Aber in Ihrem Namen!

Laura.

Warum das?

Hauptmann.

Weil er's von Ihnen erwartet, — weil Sie dann ſein Vertrauen rechtfertigen — weil ich dann ſagen kann, Schiller ſendet es durch Sie, was den beſten Effekt machen wird —

Laura.

Richtig — da nehmen Sie's und machen Sie's gut, ja? (Sie wendet ſich zum Gehn.)

Hauptmann (für ſich).

Endlich — (laut) und das andre — Fräulein!?

Laura.

O, das iſt was Andres! — Ich muß nun wohl in die Garderobe! Der zweite Akt iſt kurz —

(geht — kehrt um) Wenn wir nur auch wirklich was Gutes thun für den armen Dichter; er hat ſo viel Unglück!

Hauptmann.

Das ſind' ich nicht!

Laura.

Nein? um ſo beſſer! Adieu! (hinauf links.)

(Kurze Pauſe.)

Hauptmann (ihr nachſehend).

So weit ſchon iſt der Notarier! — (Fanfare links.) Was iſt das? Der Hof bricht auf? Da iſt was vorgefallen —!

(Man hört unter wiederholter Fanfare des Herzogs Stimme.)

„Ich ſage nein! — Widerſprecht mir nicht!"

Hauptmann.

Der Herzog in vollem Schelten — aus der Schußlinie, bis ich das Ziel kenne! (Will unten in die Mittelthür hinein.)

Sechſte Scene.

Herzog — Gräfin — Generalin — Hauptmann.

Herzog (im Eintreten).

Ich ſage Nein! (zum Hauptmann:) Halt da! —

Ich ſage Nein! Es iſt ein Skandal, wie abſcheulich der Menſch ſpielt.

Gräfin.

Aber, lieber Karl!

Herzog.

Wo würde denn unſer Gaſt mitten in der Scene zum Aufbruch mahnen, nachdem er einmal über das andere gegähnt!

Gravelin.

Mein Gott, er iſt ſchläfrig!

Herzog (zum Hauptmann).

Was macht er hier?

Hauptmann.

Ich erwarte die Befehle Ew. Durchlaucht.

Herzog (ihn nicht ausreden laſſend).

Wofür iſt Er denn auf der Welt?! Warum hat Er ſich denn nicht um die Proben gekümmert? Was hat Er denn ſonſt zu thun? Statt in eignem Intereſſe zu ſpioniren, ſeh Er zum Rechten, damit man nicht ſolchen Eklat zu erleben hat. Die Vorſtellung da oben iſt nicht anzuſehen und macht mir Schande vor meinen Gäſten. Dieſer Schiller iſt ein Clavigo zum Davonlaufen — der Großfürſt iſt mir auch davon gelaufen — (immer hin- und hergehend) und ich wüßte wahrhaftig nicht, was mir Aergerlicheres hätte begegnen können — dies unver-

ſtändige Spiel bringt meine ganze Akademie in Mißkredit —!

Gräfin.

Aber, lieber Karl —

Hauptmann.

Durchlaucht —

Herzog.

Schweigt ſtill! Ich weiß, was ich weiß. Warum laß ich mich auch darauf ein, mit dieſen deutſchen Tölpeln eine Kunſt betreiben zu wollen, zu der ſie in Ewigkeit kein Geſchick haben — warum geht Er nicht?

Hauptmann.

Durchlaucht —

Herzog.

Ein Ende machen! (Hauptmann ſteigt hinauf und hört eben bis zu Ende der Rede) dieſer abgeſchmackten Komödie! den Vorhang herunter! die Burſche daher, den jämmerlichen Clavigo hierher, ich will ihn — vorwärts! (Der Hauptmann eben in die Mittelthür ab. Der Herzog geht hin und her.)

Generalin (leiſe).

Aber Franzel, hilf doch!

Gräfin (desgleichen).

Sei ſtill, er iſt wirklich böſe; jetzt um Gottes-willen keinen Widerſpruch; der Schiller hat auch wirklich abſcheulich geſpielt.

Generalin.

Das iſt wahr.

Siebente Scene.

Oben aus der Mittelthür erſcheinen Schiller — dann Koch und die vier Schüler — hinter links von oben Laura.

Hauptmann.

Durchlaucht haben befohlen —

Herzog.

Herunter mit dem Clavigo! — (hin- und hergehend.)

(Schiller ſteigt herab; Hauptmann folgt.)

Generalin.

O Gott, o Gott!

Herzog.

Daher! — Er bildet ſich ein, Talent zu haben!?

Schiller.

Nein, Durchlaucht.

Herzog.

Er bildet ſich ein, Komödie ſpielen zu können!?

Schiller.

Nein — Durchlaucht.

Herzog.

Wohl gar, Komödien machen zu können — ?!

Schiller.

Nein, Durchlaucht.

Herzog.

Er bildet ſich ein, ein Genie zu ſein?

Schiller.

Nein, Durchlaucht.

Herzog.

Schweig Er ſtill mit Seinem unverſchämten Nein, was bei Euch hochmüthigen Burſchen innerlich doch Ja heißen ſoll — ich ſage Ihm: Er kann gar nichts! Das hab' ich aus Seinem Clavigoſpiel geſehen, Er kann gar nichts. Er hat ja die Rolle geſprochen, wie ein Schulbube, Er hat ſie gebrüllt, ſtatt ſie zu ſprechen, Er ſpricht ſchwäbiſch ſtatt deutſch. Er hat keine Vorſtellung von Uebergängen und Nüancen, Er hat alſo auch keine Vorſtellung von einem Kunſtwerke, Er iſt ein Stümper in Allem, was Er anfängt!

Schiller.

Leider ja, Durchlaucht.

Herzog.

Was? Ich brauch Seine Beſtätigung nicht. Ein ſchlechter Doctor iſt Er lange ſchon, ein gefälliges Benehmen lernt Er auch Sein Lebtage nicht, und das ganze klägliche Menſchenbild, wie es da-

ſteht, ſteift ſich ſeit Jahren auf äſthetiſche Qualitäten. Aeſthetiſche Qualitäten! Da haben wir's denn auf einmal geſehen, wie es damit beſchaffen iſt; geſchmackloſer Plunder iſt's! Was bleibt alſo übrig an dem ganzen Patrone, der ſeit zehn Jahren hier erzogen und gebildet worden iſt, was? Zieh' Er die Summe Seiner Herrlichkeit zuſammen und ſprech' Er ſie aus!

Schiller

(halblaut mit niedergeſchlagenen Augen).

Ein verfehltes und verſchrobenes Menſchenbild, das ſich kein Haar günſtiger anſieht, als Durchlaucht es eben geſchildert haben.

Herzog.

Was?

Gräfin.

O Gott!

Generalin.

O Jammer!

Schiller (wie oben).

Ein verfehltes Menſchenbild, das für ausſchweifende Pläne nicht Kenntniß und Talent genug beſitzt, für regelmäßige Thätigkeit aber durch ausſchweifende Phantaſie bereits unrettbar verdorben iſt, ein verlornes Menſchenbild, das man in's Meer werfen ſoll, wo es am tiefſten iſt. Die Laſt meiner Feh-

ler wird dafür ſorgen, daß ich nie wieder an's Tageslicht komme.

(Pauſe.)

Koch (von oben).

Durchlaucht führen auf ſolchem Wege ſich und den Schiller links ab von der Wahrheit!

Herzog.

Was unterſteht Er ſich?!

Koch.

Der Schiller kann ein Genie ſein, auch wenn er ſchlecht Komödie ſpielt, und wir haben Alle ſchlecht geſpielt, weil wir nicht geſchlafen haben, und weil wir dazu kommandirt worden ſind, wie die Pferde zum Traben — den erſten Akt hatten wir auf der Zunge, und trab trab, heißt es auf einmal zweiter Akt! Deshalb hat man von uns nichts weiter als eine Pferdekomödie erwarten können.

Scharpstein.
Hover.
Pfeiffer.
} Ja, ja, ja!

Herzog.

Impertinenter Tyroler, ich werde dafür ſorgen, daß Du Schritt reiten lernſt. (Vorkommend) Die Jungen wollen mir über den Kopf wachſen.

Gräfin (halblaut).

Weil ſie eben keine Jungen mehr ſind.

Generalin.

Und wie Männer behandelt ſein wollen.

(Der Herzog ſieht ſie zornig an.)

Hauptmann.

Ew. Durchlaucht —

Herzog (ärgerlich).

Was will Er?

Hauptmann.

Ich habe einen Auftrag auszurichten, welcher das in Rede ſtehende Thema kompletiren kann. Regimentsmedikus Schiller hat ſich allerdings eines Weitern mit dem Theater beſchäftigt und, wie ich geſtern ſchon anzudeuten die Ehre hatte, ein förmliches Stück geſchrieben.

Herzog.

Fang' Er nicht wieder Sein abgeſchmacktes Spitzbubenzeug an, wenn Er's nicht beweiſen kann.

Hauptmann.

Ich kann es beweiſen, Durchlaucht.

Herzog.

Was?

Hauptmann.

Fräulein Laura hat mich mit den Beweiſen ausgerüſtet, weil ſie hoffte, den jungen Poeten dadurch bei Ew. Durchlaucht zu empfehlen.

Generalin.

Himmel!

Gräfin.

Der Unglückliche!

Schiller.

Das Fräulein!

Herzog.

Deutlich!

Hauptmann.

Im Namen dieſes verkannten Dichters über-
icht ſie Ew. Durchlaucht durch meine unwürdige
and das merkwürdige Werk des Regimentsmedikus
as Stück aufſchlagend) betitelt „die Räuber", ein
chauſpiel von Friedrich Schiller.

Alle.

Die Räuber!

Schiller.

Allmächtiger, und das von Laura!

Gräfin.

Nun iſt Alles verloren.

Generalin.

Laura!

(Pauſe.)

aura iſt während dieſer Scene oben in theilnahmvollſter
ewegung, welcher man anſieht, daß ſie die Täuſchung
erkennt.)

Herzog.

Das iſt wohl nicht möglich! — (Er ergreift das
uch.)

Hauptmann.

Da iſt auch der aufſteigende Löwe unter dem Titel mit der Umſchrift „in Tyrannos“ — ganz wie ich Durchlaucht geſtern berichtete.

(Kurze Pauſe.)

Herzog.

Iſt das wirklich von Ihm, Schiller?

Schiller.

Ja, Durchlaucht.

Herzog.

Und gedruckt —?

Hauptmann.

Auch in die Welt verſendet und dem churfürſtlichen Theater in Mannheim zur Aufführung präſentirt und dringend empfohlen — —

(Kurze Pauſe.)

Herzog.

Iſt das wahr, Schiller?

Schiller.

Ja, Durchlaucht.

Herzog.

Und unter dieſem rohen Titel? und wahrſcheinlich von rohem, excentriſchem, verbrecheriſchem Inhalte —?

Schiller.

Ja, Durchlaucht.

Herzog (immer zurückhaltend).

Warum ſagt Er zu Allem Ja? Was ſoll das heißen?

Schiller.

Ich ſehe plötzlich ein, daß Alles nichtswürdig geweſen, worauf ich eigenſinnig mein phantaſtiſch Leben aufgebaut. Aus dem Spiegel der Welt grinſt es mich an wie ein verzerrtes Geſpenſt. Ich habe Menſchen zu ſchildern gemeint und muß entdecken, daß ich die Menſchen gar nicht gekannt, ich bin nichts geweſen, als hochmüthig, und es geſchieht mir recht, wenn ich gedemüthigt und vernichtet werde —

Generalin (leiſe ſchluchzend).

O Gott!

Herzog.

Das heißt alſo pater peccavi, und Er bittet um Gnade —?

Schiller.

O nein! Mir nützt keine menſchliche Gnade; denn ſie kann mir nicht die Schöpfungskraft verleihen, welche ich zu beſitzen wähnte, ſie kann mir nicht die ſtolze Kraft meines Geiſtes und Herzens wiedergeben, welche mich über Alles erhob — ich glaube nicht mehr an mich ſelbſt, und damit iſt Alles verloren, und was ſonſt mit mir geſchieht, iſt gleichgültig, da ich mir ſelbſt nichts mehr gelte.

(Pauſe.)

Herzog (ihn anſehend).

Er iſt ein wunderlicher Heiliger, der aber doch kurirt werden muß! (in's Buch ſehend) Da hat Er ein gutes Motto gewählt aus Hippokrates: Was Medikamente nicht heilen, das heilt Eiſen, was Eiſen nicht heilt, das heilt Feuer, Feuer und Schwert! Das können wir ja mit ihm verſuchen. Den Skandal und die Schande, welche Er mir im Auslande angerichtet als Eleve meiner Akademie, kann ich freilich nicht mehr ungeſchehen machen, aber ich kann dafür ſorgen, daß dies nicht weiter vorkommt.

(Kurze Pauſe.)

Ihr da oben könnt zu Bette gehn und die Ferien mit den Andern genießen, ſo lange meine Gäſte hier ſind. Später wollen wir über das Vorgefallene ſprechen. An dem da könnt Ihr Euch unterdeß ein Beiſpiel nehmen.

(Kurze Pauſe.)

Geſtern Abend hat Er Seinen Degen eingebüßt, heut büßt Er Seine Freiheit ein. Er begiebt ſich von hier auf die Schloßwache. Soll ich Ihn hinführen laſſen, oder ſoll ich mich auf Sein Wort verlaſſen, daß Er Sich allein hinfinden wird?

Schiller.

Ich gehe von hier auf die Schloßwacht.

Herzog (zum Hauptmann).

Leg' Er das Buch zu den konfiscirten Papieren

auf meinen Tiſch. — Sobald ich's geleſen (zu Schiller), wird Er meine Meinung erfahren; — für Seinen braven Vater wünſch' ich, daß der Inhalt des Buches beſſer iſt, als der Titel und die freche Entſtehung und Verbreitung deſſelben — Zur Ruh! — (Im Hinausgehen einen Augenblick vor Laura ſtehen bleibend, die langſam von oben herab gekommen iſt, dann ab.)

Generalin.

Unglückliches Kind!

(Alle ab, außer Laura und Schiller.)

(Der Hauptmann rechts hinauf durch die obere Mittelthür ab. Pauſe.)

Achte Scene.

Schiller — Laura. — Später der Hauptmann.

Laura

(von Schiller ungeſehen, am Fuß der Treppe links ſtehen bleibend, ringt die Hände).

Schiller.

Das Vertrauen auf die Menſchen dahin, das Vertrauen auf mich ſelbſt dahin, Alles dahin, und die Oede und die Verzweiflung vor mir!

Laura.

Schiller!

Schiller.

Wer da? — O Gott, die mich verrathen!

Laura.

Nein, nein! — Ja, ja!

Schiller.

So jung, ſo ſchön, ſo liebenswürdig und ſchon ſo — klug.

Laura.

Um Gotteswillen nicht!

Schiller.

Was hab' ich Ihnen gethan? Ich habe Sie geliebt! Iſt es denn gar ſo beleidigend, von einem Menſchen geliebt zu werden, der freilich nicht ſchön iſt und nicht reich und nicht vornehm?

Laura.

O Schiller!

Schiller.

Der freilich ſeine Fähigkeiten überſchätzt hat und jetzt erſt einſieht, daß er Glücksgüter begehrt hat, welche ihm nicht gebühren. War es nöthig, mich ſo in Staub zu treten, damit meine Zudringlichkeit in Schranken gewieſen werde, war es nöthig — ? Ja, ja, es war nöthig! Mein Hochmuth war nicht anders zu heilen. Sie ſind ein kluger Arzt geweſen — Gott verzeih' es Ihnen, daß Sie mir den

Verſtand wieder gegeben und mir nicht das Leben, das nun ſo jammervolle Leben genommen haben!

(Er geht nach rechts hinten.)

Laura.

Schiller, Schiller, Sie thun mir Unrecht!

Schiller.

Unrecht? Freilich, es iſt Alles unrecht, was Schiller thut!

Laura.

Nein, nein. Unrecht iſt nur dieſer Ausgang. Der falſche Hauptmann hat ihn ja herbeigeführt. Er hat mich, er hat uns betrogen!

Schiller

Das iſt doch lieb von Ihnen, daß Sie mich einer Entſchuldigung werth achten.

Laura.

O nicht ſo! Um Ihre Verzeihung bitt' ich flehentlich!

Schiller (ſtreng).

Nicht jetzt noch Spott, es wäre entſetzlich!

Laura (erſchöpft).

Sie verſtehen mich nicht, wie ich mich ſelbſt nicht verſtehe. Das hat wohl ſo kommen müſſen, weil ich ſo lange leichtſinnig und gedankenlos war. Jetzt iſt's zu ſpät — Seit geſtern Abend — ach du lieber Himmel, ich kann es ſelbſt nicht begreifen und noch weniger ausſprechen! Aber, Schiller,

ich könnte Sie auf den Knieen bitten, mir nichts Feindſeliges zuzutrauen! Feindſeliges, ich gegen Sie, welch eine Verirrung! Ich habe Ihnen ja helfen wollen, und es iſt ja auch meine Angſt und Noth, daß es ſo ſchrecklich verunglückt iſt!

Schiller.

Das klingt ja nicht wie Spott (einige Schritte tretend), ſind meine Gedanken verwirrt? Sind Sie es nicht, die immer nur ſpöttiſch lachte, wenn mein Herz in ſchwärmeriſchen Worten überfloß?

Laura.

Ja wohl.

Schiller.

Sind Sie es nicht, welche geſtern Abend wie zum Hohne Theilnahme und Mitgefühl für mich an den Tag legte und gleich darauf dem Herzoge zugeſtanden hat, daß dies eine Verirrung geweſen ſei.

Laura.

Ich ſchwieg wenigſtens, wo ich nicht ſchweigen ſollte.

Schiller.

Sind Sie es nicht, welche ſich meinen Todfeind, dieſen Hauptmann, zum Führer und Leiter anempfehlen ließ?

Laura.

Ja wohl.

Schiller.

Die dieſem Hauptmann das Buch einhändigte, an deſſen Entdeckung mein Wohl und Wehe hing?

Laura.

Ja wohl.

Schiller.

Und Sie ſprechen davon, daß Sie mir helfen gewollt?! O Fräulein, mein Geiſt iſt zerbrochen und weiß nicht mehr, was groß und was klein iſt in dieſer Welt, aber ſo viel Fähigkeit der Folgerung iſt doch noch übrig geblieben in meinem zerrütteten Sinn, daß ich in Ihnen das ſchimmernde Irrlicht erkenne, welches mich geblendet und in's Elend gelockt hat.

Laura.

O Schiller, wie ſchrecklich!

Schiller.

Nein, nein, nicht ſo! Auch Das iſt falſch! Ich habe Ihnen zu danken; denn Ihr Anblick hat meine Seele erquickt! — was können Sie dafür, daß ich mir einbildete, ein Dichter zu ſein!

Laura.

Schiller! — (kurze Pauſe, dann mit halber Stimme) wenn ich nur was wäre und was hätte, um Ihnen einen Beweis zu geben! Mit Worten kann ich ja Nichts beweiſen. Hätt' ich ein Königreich und könnt'

ich's Ihnen zu Füßen legen, vielleicht glaubten Sie mir dann.

Schiller.

Allmächtiger Gott —!

Laura.

Aber ich bin und habe nichts als den Flitterputz eines armen Waiſenmädchens, das ſeinem Wohlthäter gefallen ſoll, ich habe nichts zu verſchenken — als —

Schiller (in höchſter Spannung).

Als —?

Laura.

Als ein kindiſches Herz, das ein Dichter erſt zu etwas machen müßte.

Schiller (enthuſiaſtiſch).

Das einen Dichter zum Gott erheben würde, wenn man's ihm anvertrauen —, mein Fräulein, um Gotteswillen nur jetzt nicht wieder einen Irrthum meiner Seele! — wenn man's ihm anvertrauen wollte dieſes Herz! — Wär' es möglich —?

Laura.

Anvertrauen! Wo ſoll ich armes Kind den Muth dazu finden, wenn der Dichter nicht mehr den Muth hat, ein Dichter zu ſein?!

Schiller.

Er findet ihn wieder, ich fühl's, es ſtrömt der Muth von Ihnen wie ſtrahlendes Morgenlicht in

meine Seele, wenn das, was ich da höre und empfinde, kein Traum iſt! Iſt es kein Traum? Laura, Laura, dies Herz —?

Laura (die Augend niederſchlagend).

Ich kann nicht ſprechen, Schiller.

Schiller.

Aber die Hand vielleicht, die ich hier ausſtrecke nach dem Himmel, (ihr zuſtreckend) dieſe Hand berühren — und —?

Laura.

Ergreifen, Schiller.

Schiller.

Ergreifen! — Ihr ewigen Götter des Himmels, ich bin geliebt!

(Er ſtürzt in die Kniee, ihre Hand vor ſein Antlitz haltend.)

Laura.

Von ganzer Seele; ich weiß es jetzt —

Schiller (weich).

Ich bin geliebt! (aufſpringend) Ich bin geliebt! Jubel über Erde und Himmel hinaus. Kein Königreich auf Erden hat Raum für mein Glück. Ich bin geliebt, und nun bin ich auch ein Dichter!

Laura.

Das biſt Du gewiß — aber ſtill! — (horchend; der Hauptmann erſcheint oben.)

Schiller (die letzten Worte überſprechend).

Ich bin's, weil Du es ſagſt, weil nur die Liebe

zu richten weiß über alles Himmliſche auf Erden!
(Der Hauptmann thut erſtaunt einen Schritt zurück.)

Laura.

Still, man überraſcht uns —!

Schiller.

Heerſchaaren von Feinden mögen kommen! (ſie innig anſehend.) Ein Augenblick gelebt im Paradieſe wird nicht zu theuer mit dem Tode gebüßt!

(Der Vorhang fällt raſch.)

Vierter Akt.

Saal. Links und rechts je zwei Seitenthüren. Im Hintergrunde eine bis auf den Boden reichende gangbare Fensterthür, welche jetzt nach dem Saale zu geöffnet ist. Hinter dieser Fensterthür draußen wird die Treppe in den Schloßhof gedacht. — Im Hintergrunde sieht man Garten. — Zwei hohe Sessel im Vordergrunde links und rechts.

Erste Scene.

Gräfin (das Exemplar der Räuber in der Hand haltend tritt eilig aus der ersten Thür links und eilt nach hinten zu der offenen Glasthür, um in den Schloßhof hinabzusehen). Generalin (tritt nach ihr aus der Thür links und bleibt im Mittelgrunde).

Generalin.

Die Parade kann noch nicht zu Ende sein! Rieger wollte fort, sobald er nur die Parole erfahren, und ich hab' ihn noch nicht vorbereiten sehn.

Gräfin (verkommend).

Ich wollte, er wäre fort! Mich peinigt eine namenloſe Angſt, und ſo lange er da iſt, fürchte ich das Schlimmſte.

Generalin.

Das Buch iſt alſo wirklich ſo arg?

Gräfin.

Entſetzlich, Bäbele, entſetzlich!

Generalin.

Ach, Ihr vornehmen Leute übertreibt Alles — der Schiller kann nichts Böſes ſchreiben.

Gräfin.

Was iſt in dieſem Falle bös? Was dafür gilt! — Meine Meinung bleibt —

Generalin.

Den Schiller heraufbringen zu laſſen —

Gräfin.

Das iſt jetzt zu ſpät. Der Herzog könnte kommen, und ihm muß er, wenn irgend möglich, wenigſtens heute nicht ins Gedächtniß gerufen werden — der Eindruck, welchen das Buch, auf den Herzog gemacht hat, ſcheint fürchterlich zu ſein. Bäbele (deren Hand ergreifend), ich bin doch an ihn gewöhnt; aber ich zittre jetzt noch, wenn ich daran denke, wie er mir heute Morgen das Buch gab. Er hat offenbar auch in der Früh kein Auge zugethan, ſondern nur geleſen; ſein Auge war ſtarr, ſeine

Hand heiß, ſeine Stimme trocken und er ſprach nur das eine Wort: Lies!

Generalin.

Und nun wird er Dein Urtheil boren wollen.

Gräfin.

Ja —

Generalin.

Und Du biſt ſeit Kurzem nicht gut zu ſprechen auf den jungen Mann.

Gräfin.

Ach, nicht doch!

Generalin.

Du wirſt nicht mit beſonders günſtigem Auge geleſen haben —!

Gräfin.

Sei nicht thöricht, Bäbele, jetzt ſolcher Spielereien zu gedenken. Es handelt ſich um Freiheit und Leben des Schiller. Er muß fort von hier; die Flucht allein kann ihn retten; ich kann ihn nicht mehr retten, nachdem der Herzog dieſe Räuber geleſen —

Generalin.

Du großer Gott! —

Gräfin.

Was iſt Dir?

Generalin (nachdenklich).

Jetzt hältſt auch Du die Flucht für nöthig — nun muß es ſchlimm ausſehn.

Gräfin.

Schlimm? Lebensgefährlich!

Generalin.

Und er will nicht!

Gräfin

Wer? Was?

Generalin.

Schiller —

Gräfin.

Du haſt ihn geſprochen?

Generalin.

Ja.

Gräfin.

Er will nicht fliehen?

Generalin.

Nein.

Gräfin.

Iſt er raſend?

Generalin.

's iſt ſo was wie Raſerei.

Gräfin.

Bäbele —!

Generalin.

Soll ich Dir's denn ſagen?

Beide.

Gräfin.

Bäbele —! Wie ſoll ich helfen, wenn ich nicht Alles weiß!

Generalin.

'ſ macht Dich am End' wieder bös — wir ha-haben das Mädchen verkannt, Franzel, die Laura iſt ganz anders, als wir dachten. Das merkte ich heute beim Frühſtück. Deshalb ging ich bei Zeiten zum Schiller hinab. Der Offizier hat keine beſondere Ordre, er läßt ihn frei heraus in den Bogengang, und wie fand ich den Schiller?

Gräfin.

Nun?

Generalin.

Unbekümmert um ſein Schickſal, ſtrahlend von Glück und Uebermuth.

Gräfin.

Bäbele! Die jungen Leute —!?

Generalin.

Sind offenbar einig mit einander!

Gräfin.

Die Unglücklichen!

Generalin.

Ach, ſie ſind ſo rührend, das Kind in ſeiner ſtillen Seligkeit, der Schiller in ſeiner lauten Schwärmerei — (weint) es könnte einen Stein er-

barmen, daß dieſe beiden Leute nicht glücklich werden ſollten!

Gräfin.

Die Unglücklichen — wenn der Herzog eine Ahnung davon hätte, ſo wäre Schiller jetzt ſchon in Ketten und Banden! Nun bete zu Gott, daß der Herzog gleich hinausreitet zur Jagd, ohne nach ihm zu fragen —

(Trommel und klingendes Spiel im Schloßhofe.)

Generalin.

Da iſt er!

Gräfin.

Das iſt er! hinweg! (ſie geht zunächſt nach der der Glasthür, um vorſichtig hinabzuſehen). Wenn ich ihn nur ſelbſt vermeiden könnte, damit ich nichts über das Buch zu ſagen brauchte? Aber er wird mich aufſuchen — — — Schiller muß aus Stuttgart, ehe der Herzog von der Jagd heimkehrt!

Generalin.

Das thut er nicht!

Gräfin.

Er muß — da kommt der Herzog! Ruf die Laura zu mir! Gott ſchütz' uns Alle! So ſieht er aus, wenn er ein Todesurtheil unterſchreiben

will. (Vorkommend) Hinweg! Und ruf mir die Laura!

Generalin.

Ja. (Beide ab links.)

Zweite Scene.

Der Herzog — Hauptmann — Rieger — Bleiſtift (aus dem Schloßhofe heraufſteigend und durch die mittlere Glasthür eintretend. Bleiſtift bleibt auf dem Treppenbalkon außen).

Herzog

(hält das Blatt „Magazin", welches der Hauptmann im erſten Akte vom Sofa entwendet, in der Hand. Er iſt ſehr ernſt und nachdenkend und den ganzen Akt hindurch ſo gewiß verhalten in Stimme, Bewegung und ganzem Weſen, daher Alles um ihn her zu erhöhter Furcht genöthigt wird. — Er tritt nur einige Schritte in den Saal, bleibt dann ſtehen und ſieht in das Magazin. Zu Rieger:)

Wartet.

(Rieger bleibt auf der Stelle ſtehn; auf einen leichten Blick folgt der Hauptmann dem Herzog in den Vordergrund.)

Weiß Er gewiß, daß er ſich nicht getäuſcht hat?

Hauptmann

(einen Schritt hinter der Linie des Herzogs reſpektvoll zurückbleibend).

Gewiß, Durchlaucht.

Herzog.

Ich hatte Ihm Hoffnung gemacht, Er kann davon befangen gewesen sein: die Eifersucht sieht doppelt und dreifach.

Hauptmann.

Ich war so unbefangen, daß ich vollständig überrascht wurde!

Herzog.

Und diese öffentliche Demonstration — (auf das Magazin zeigend) soll auch meiner Frau bekannt sein?

Hauptmann.

Wenigstens lag sie auf dem Sofa der gnädigsten Frau Gräfin.

(Kurze Pause.)

Herzog.

An den Freiherrn von Dalberg hat Er also geschrieben?

Hauptmann.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog.

Und hat es dringend gemacht?

Hauptmann.

Ueberaus dringend. Ich habe die Ansicht Ew. Durchlaucht über Dergleichen ausführlich geschildert, und wie Hochdieselben es äußerst ungnädig vermerken müßten, wenn ein offenbar unreifes Theaterstück —

Herzog.

Weniger und mehr als unreif.

Hauptmann.

Von einem Ihrer Karlsſchüler öffentlich aufgeführt werden ſollte. Das Stück ſei übrigens Wurzel und Stamm einer Conſpiration —

Herzog

(macht eine verneinende, geringſchätzige Pantomime).

Hauptmann.

Und könne nur üblen Leumund über Erziehung und Geiſtesrichtung in Würtemberg erzeugen —

Herzog.

Sehr richtig! Es macht dieſe Vorausſicht Seinem Scharfſinne Ehre, da Er ja das Stück nicht geleſen hatte.

Hauptmann.

Ich wußte doch, Durchlaucht, was es mit dieſen ſogenannten Genies' der bourgeoisie für eine Bewandtniß haben konnte —

Herzog

(ſieht ihn an von oben bis unten).

Hauptmann.

Und ich konnte hinzuſetzen, daß Alles auf einen Skandal hinauslaufen müßte, dem ein Hoftheater nimmermehr die Hand bieten werde.

Herzog.

Und Er hofft —?

Hauptmann.

Ich bin feſt verſichert, daß Herr von Dalberg, ein Cavalier von Geſchmack und großer Ergebenheit für Ew. Durchlaucht, uns ſogleich willfahren und die Pièce mit meinem Kurier heute noch remittiren werde.

Herzog.

Ich danke Ihm, Hauptmann, für dieſe Fürſorge. Er hat mir einen großen Dienſt damit geleiſtet. Die Aufführung dieſes Stücks hätte mein Inſtitut und mein Würtemberg vor dem ganzen Reiche proſtituirt und mir unbeſchreiblichen Kummer gemacht, ich danke Ihm. — Unterrichte er mich ſogleich, wenn der Kurier kommt; (geht langſam und unſicher auf ſein Zimmer, erſte Thüre rechts, zu und bleibt davor ſtehen.) Sergeant!

Bleiſtift

(einen Schritt an die Thür vertretend).

Sire!

Herzog.

Die Jagdpferde ſatteln laſſen und fertig halten!

Bleiſtift.

Service, Sire! (ab.)

Hauptmann.

Ich erlaube mir, Durchlaucht darauf aufmerkſam zu machen, daß ein Wetter im Anzuge iſt —

Herzog

(geht langſam nach der Glasthür und ſieht nach dem Himmel).

Hauptmann.

Und daß vielleicht auch eventuelle Ordres wegen des Feuerwerks nöthig wären —

Herzog

(langſam vorkommend, für ſich).

Wetter gegen Wetter! Sturm gegen eine Wolke, und das bei Zeiten, ſo lange die Wolke einzeln iſt. — (Sich umwendend) Adieu!

(Hauptmann verbeugt ſich — ab nach der Mitte.)

Herzog (ohne Rieger anzuſehen).

Rieger!

Rieger (kommt zu ihm).

Durchlaucht —

Herzog.

Du ſollſt dabei jedes Aufſehn vermeiden — wegen der Fremden. Ich bin vor Abend wieder hier, um die Gräfin abzuholen. Bis dahin triff Deine Vorbereitungen nur in aller Stille. Erſt wenn Du das Signal zum Feuerwerke vom Jagdhauſe aufſteigen ſiehſt, dann erſt richt' es ins Werk.

Rieger.

Wenn aber der Jerobeam das Anzünden der Stoppeln merkt und hinwegtrachtet?

Herzog.

Ach was! Wofür ſind die Thorwachen da und wären dieſe blind, ſo hätten ihn ja die Reiterpatrouillen in fünf Minuten — er hat auch ganz Anderes im Sinne. Alſo mit einbrechendem Abende. Adieu. Warte dort im Dienſtzimmer, bis Du mich fortreiten ſiehſt.

(Rieger ſalutirt und geht links in die zweite Thür ab — der Herzog bleibt nachdenklich einen Augenblick in der Mitte ſtehen.)

Dritte Scene.

Herzog — dann Gräfin.

Herzog

(geht an die erſte Thür links und öffnet ſie).

Franziska! — Ruft Eure Herrin! Ich laſſe ſie bitten — (geht nach rechts in den Vordergrund und ſetzt ſich auf die Lehne eines Seſſels.)

Gräfin (eintretend).

Du haſt befohlen —

Herzog

(in Gedanken und ſie nicht anſehend).

Willſt Du der Jagd zuſehen —?

Gräfin.

Du weißt, daß ich dieſes grauſame Tödten in Maſſe nicht gern vor Augen habe —

Herzog

(einen halben Blick auf ſie werfend).

Es wird raſch vorüber ſein. Halte Dich alſo jedenfalls bereit mit Anbruch des Abends hinauszufahren zum Feuerwerk, dann zum Souper und Balle — ich werde Dich ſelbſt abholen.

Gräfin.

Konnte ich diesmal nicht wegbleiben?

Herzog.

Nein — und warum willſt Du das?

Gräfin.

Ich fühle mich gar nicht geſtimmt zu Feſtlichkeiten.

Herzog.

Wenn Du eine Fürſtin ſein willſt, mußt Du Deine Stimmung unterordnen können.

Gräfin (ſeufzt).

Herzog.

Und beſonders dieſen Fremden gegenüber darf nichts unterbleiben, was Deine Stellung neben mir in Zweifel laſſen könnte. Ich kann Dich nicht ebenbürtig machen, aber ich kann zeigen, daß Du geſetzlich die Gattin meiner Wahl biſt, und daß ich Reſpekt verlange für mein Geſetz und meine

Wahl. (Pauſe. — Mit tieferer Stimme.) Haſt Du das Buch von Schiller geleſen —?

Gräfin.

Ja.

Herzog.

Ganz?

Gräfin.

Ganz.

Herzog.

So raſch?

Gräfin.

Es feſſelt wie mit glühenden Ketten.

Herzog.

Wie mit glühenden Ketten, die den Gefangenen bis aufs Mark verbrennen — was ſagſt Du zu dem Buche?

Gräfin.

Mir ſtürmt und tobt es durch Haupt und Adern — mein Verſtand hat noch kein Urtheil darüber.

Herzog.

Kein Urtheil?

Gräfin.

Ich bin auch parteiiſch befangen — noch geſtern war ich ſchwach genug, mich auf Verſen dieſes Dichters zu wiegen, welche ich an mich gerichtet glaubte.

Herzog.

Du biſt — aufrichtig.

Gräfin.

Das bin ich.

Herzog.

Kennſt alſo auch die andern Verſe? (Das Magazin hervorziehend.)

Gräfin.

Ich kenne ſie.

Herzog.

Kennſt den Abgrund, für welchen ſie die Brücke gebildet?

Gräfin.

Nein.

Herzog.

Solch ein Räuberpoet iſt nicht blöde (wieder übergehend zu tieferem Stimmentone) Wie lautet Dein Urtheil über das Buch?

Gräfin.

Ich wag es nicht, eins zu fällen!

Herzog.

Du wagſt es nicht? Du findeſt das Buch nicht — entſetzlich?

Gräfin.

Entſetzlich — ja.

Herzog.

Nun alſo! (Pauſe — halblaut) Was iſt mir

Alles begegnet, ſeit ich das Land regiere, was hab' ich zu leiden, zu kämpfen, zu zürnen, zu ſtrafen gehabt mit dieſer Landſchaft, und nichts, nichts hat mich ſo furchtbar betroffen, als dieſes Buch. — Gleichſam in meinem Schooße iſt es entſtanden, ein Hohn meines ganzen Lebens; — — — — (halblaut) eben ſo furchtbar muß die Strafe ſein an Buch und Autor!

Gräfin.

Karl —!

Herzog

(fortwährend mit nur halblauter Stimme).

Wenn ich meinem eigenen Leben, meiner Stellung, der ganzen Welt des geſetzlichen Beſtandes gerecht ſein will.

Gräfin.

Karl —!!

Herzog.

Dem Henker muß Buch und Autor verfallen! —

Gräfin.

Karl, das wirſt Du nicht —!!

Herzog

(ſieht ſie an, mit unveränderter Stimme).

Wenn hieran nicht ein Exempel ſtatuirt wird, ſo bricht die Sündfluth über uns herein und verſchlingt die beſtehende Herrſchaft, und wir verdienen

unſern Untergang, da wir unſern Erbfeind erkannt und nicht erſchlagen haben.

Gräfin.

Mir ſchwindelt. Du haſt Unrecht, Karl.

Herzog (kaum hinhörend).

Sol

Gräfin.

Du mußt die Spreu von dem Waizen ſondern. Das Buch hat neben den entſetzlichſten Dingen Züge von Größe, welche nur den auserwählten Menſchen eigenthümlich ſind, ja das Geſchmackloſe, das Entſetzliche ſelbſt darin iſt von verwegener Größe.

Herzog.

Wenn man die Frechheit hat, jeder Sitte, jedem Geſetze, jedem Glauben Hohn zu bieten, dann iſt es keine Kunſt, einen Augenblick groß zu erſcheinen; denn man iſt wie das Raubthier den edelſten Weſen auf Hals und Haupt geſprungen und erſcheint groß, weil die erkorene Beute hoch gewachſen iſt. Gelingt der Biß, dann ſtürzt das Raubthier mit der niedergeworfenen Größe in den Staub, und es wälzt ſich Hoch und Niedrig in gleichmäßiger ſchmutziger Niedrigkeit umher.

(Kurze Pauſe.)

Gräfin.

Ich kann Deinen politiſchen Ideen nicht folgen,

ich bin eine Frau. Als ſolche empfinde ich aber, daß mitten unter allem Entſetzen eine Seele in dieſem Buche waltet, welche voll edler Wallungen iſt. Deshalb wiederhole ich: Du thuſt Unrecht, Karl, wenn Du auf ſtrenge oder gar gemeine Strafe ſinnſt gegen den Autor.

Herzog (heftig).

Unrecht? — (milder) Du haſt Verſtand genug, die politiſche Lage der Welt zu würdigen, Du haſt mir's ſeit Jahren in täglicher Unterredung bewieſen. Verſtocke Dich nicht hierbei aus perſönlicher Sentimentalität für dies unglückſelige Menſchenkind, welches eine alltägliche Weiberſeele durch ſchimmernde Phraſen beſtechen mag. Es iſt kein Schülerſpaß mehr, der verſcharrt und vergeſſen werden kann: das Buch iſt hinausgeworfen in die Welt, es wird ſein lautes Echo finden, wie jeder wilde Schrei; denn das Publikum iſt ein gedankenloſer Berg, der jedem heftigen Anprall antwortet; um ſo lauter und ſtärker antwortet, je wilder der Schrei. Freilich iſt Talent in dem Patrone! Was Du als befangenes Weib die Seele nennſt, das iſt ſein Talent. Hätte er dies nicht, was würde ich mich bekümmern und betrüben um die Fratze!? Dies Talent eben wird die Menſchen verführen, daß ſie das Verbrecheriſche eben ſo beifällig aufnehmen, wie das Harmloſe, und darum iſt es meine Pflicht, an

Autor und Buch ein warnendes Beiſpiel aufzuſtellen. Dies ſchreckende Beiſpiel allein kann die Menſchen belehren, daß hier ein Verbrechen vorliege, welchem man aus dem Wege gehn ſolle —

Gräfin.

Schiller iſt kein Verbrecher!

Herzog.

Aber ſein Buch iſt ein Verbrechen! — Du kennſt die drohende Lage der Welt ſo gut, als ich, kennſt das ſchreckliche Gewitter, welches jenſeit des Oceans donnert und bligt und hagelt und Alles das verwüſtet, was unſere Vorfahren ſeit Jahrhunderten mühſam aufgebaut in Europa. Alles das wird von Grund aus zerſtört in jenem Nordamerika, und jener Washington ſichert der Neuerung eine für uns verderbliche Dauer. Die wildeſten Gedanken der Neuerung ſind bereits nach Europa ausgeſtreut worden durch Franzoſen und Polen und durch unſre eignen Hülfstruppen —

Gräfin.

Die Ihr verkauft habt —!

Herzog.

Und dieſe wilden Gedanken haben in dieſem Augenblicke vollſtändig geſiegt! Europäiſche Fürſten haben ſie ſanktionirt: vor einer Stunde iſt mir die officielle Nachricht zugegangen, daß Frankreich am Dritten dieſes Monats Friede mit England geſchloſ-

ſen und die ſogenannte Freiheit Nordamerika's, will ſagen: die Republik! garantirt hat. Der zerſtörende Vulkan iſt jetzt geſetzlich geſichert, und wo iſt die Hülfe für das alte Recht und für uns Fürſten? Wo iſt ſie? Sieh Dich um! In England etwa? Das iſt erſchöpft und iſt von lange her unſerer fürſtlichen Macht eine gefräßige Stiefmutter. Oder in Frankreich? Das alte ſchöne Frankreich iſt verdorben. Da wirthſchaften jetzt die überſpannten Lafayettes, die frechen Beaumarchais', welche den Boden untergraben; da gährt es in allen Winkeln, und der König iſt ein gutmüthig ſchwacher Mann. Oder iſt etwa bei uns dahier im deutſchen Reiche Hülfe zu erwarten? Wie? Handelt nicht unſer Kaiſer Joſeph, als ob er bei dieſem Washington in die Schule gegangen wäre, und iſt der große Friedrich etwa noch eine Stütze? Wahrhaftig nicht! Hat er mich nicht verleugnet im Kampfe gegen meine Landſchaft? Iſt er nicht bei aller ſeiner königlichen Macht durch und durch angeſteckt von Neuerungen, und ſei er, wie er's ſein kann, ein wirklicher König und Herr, ſteht er nicht ſchon mit einem Fuße in ſeiner Gruft zu Potsdam? Laß ihn verſchwinden in dieſer Gruft, wer wird den krachenden Sturz unſers alten Reichs und Rechtes aufhalten? Wer? Und (mit ſteigender Heftigkeit) in ſolcher Lage ſoll aus meinem Würtemberg ein Schauſpiel hervorgehen,

welches die frechſte Empörung verherrlicht, und ich, der gefürchtete Herzog Karl, ſoll dies ruhig geſchehen laſſen? Der Kinder Spott zu werden verdient' ich, wenn ich die Bedeutung und die Gefahr nicht einſähe und ihr nicht einen Denk- und Grenzſtein errichtete, ſo hoch wie der Galgen! (geht umher.)

(Pauſe.)

Gräfin

(macht bei den letzten Worten eine Bewegung des Entſetzens und der Abwehr, nach der Pauſe leiſe anhebend und langſam).

Ich weiß nicht, ob ſolch ein Zuſammenhang mit dem Schauſpiele eines jungen Poeten zu ſuchen und zu behaupten iſt; ich weiß nicht, um wie viel Dein Zorn die Erſcheinungen und die Verhältniſſe vergrößert; aber ich weiß, daß keine Macht der Erde ſtark genug wäre, durch Verbot und Strafe ſolchen Zuſammenhang zu zerreißen, wenn er beſteht, und ich weiß, daß es meinem Innerſten widerſtrebt, einen begabten jungen Mann wie eine (entrüſtet) Beute des Henkers behandelt zu ſehen! — Für mich iſt hier kein menſchlicher Zuſammenhang! Was hat er gethan? Eine wilde Phantaſie hat er niedergeſchrieben und ſie dem Urtheile der Welt vorgelegt. Das iſt Alles. Beurtheilt ſie, verurtheilt ſie. Das Buch iſt Euer, der Verfaſſer nicht. Vergreift Ihr Euch an ihm, ſo vergreift Ihr Euch an demſelben

alten Rechte, deſſen Untergang Ihr verhüten wollt. Gott gab jeder Kreatur das Recht, ſeine Welt anzuſehn mit eigenen Augen, ſeine Welt innerlich nachzuſchaffen mit eigenen Kräften. Gebet dem Kaiſer, was des Kaiſers iſt, und laſſet Gott, was Gottes iſt. Die That des Poeten mag Euer ſein, ich will's nicht beſtreiten, obwohl auch dies mir widerſtrebt, der Poet aber iſt Gottes. Du vergreifſt Dich an Gottes vorbehaltenem Eigenthume, wenn Du den Dichter, Gottes ewigen Quell von unerhörten Dingen, vor Dein beſchränktes weltliches Tribunal ſchleppſt!

Herzog (höhniſch).

Du phantaſirſt!

Gräfin (ſehr lebhaft).

Spotte nicht, Karl! Spotte nicht! Dein Spott träfe das Edelſte, was wir beide gemeinſchaftlich beſitzen, unſre Liebe, unſre Ehe. Was ich da geſagt, iſt der Kern meiner Seele. Verachteſt Du's, ſo ſcheideſt Du uns von einander.

Herzog.

Weib!

Gräfin (mit ſchwärmeriſchem Feuer).

Weil ich ein Weib bin, leb' ich und ſterb' ich dem Ideal meiner Seele. Karl, Du verlierſt mich, ich verliere Dich, wenn die Kluft, welche Du da aufgeriſſen haſt zwiſchen uns, unausgefüllt bleibt. —

Herzog.

Weib!

Gräfin

(ohne ſich zu unterbrechen, mit ſchwächerer, aber tief erregter Stimme).

Höre genau, Karl, ich phantaſire nicht; mein ganzes Inneres erzittert vor der Wahrheit des Wortes: Du verlierſt mich, ich verliere Dich, wenn dieſer grelle Unterſchied wirklich zwiſchen uns beſteht, wenn Du wirklich einen unſchuldigen Dichter den Henkern überliefern kannſt, weil Dir ſein Gedicht nicht gefällt, wenn Du wirklich das Unendliche behandeln kannſt, wie das Gemeine. —

Herzog.

Franziska —!

Gräfin

(ohne ſich zu unterbrechen, der Stimme immer mehr Raum gebend).

Denn Du biſt dann nicht mehr der Karl von Würtemberg, den ich lieben mußte trotz aller Noth und Qual und Schmach und Erniedrigung, welche dieſe Liebe über mich gebracht. —

Herzog.

Schmach und Erniedrigung —?!

Gräfin (ebenſo und ſehr raſch).

Ja wohl, Schmach und Erniedrigung war's, als ich Jahre lang neben Dir einhergehen mußte ohne

geſetzliche Weihe, als die ehrbare Bürgersfrau ſchamhaft ihr Haupt von mir abwandte, weil mich ihr Herz der Schamloſigkeit zieh und der Frechheit. All Deine äußerliche Pracht und Herrlichkeit, die Du über mich warfſt, ſie konnte dieſen Stachel nicht abſtumpfen, der mein Herz zermarterte, und (ſtark) für den Herzog von Würtemberg hätte ich nimmermehr das Alles erlitten! ich erlitt es (weicher) für jenen Karl von Würtemberg, dem ich mich verbunden glaubte in voller, edler Sympathie der Seelen, ich erlitt es für Dich, Karl, deſſen männliche Seele, deſſen edle Seele ich liebte. Liebe für den edlen Mann war meine Entſühnung (ſtreng). Muß ich jetzt, nachdem ich Dein Weib geworden, entdecken, daß in der Bruſt dieſes Karl kein Organ wohnt für eine tiefſte Empfindung des Menſchen, für eine Empfindung, welche den Glauben an Gott bethätigt, (geſteigert) kein Organ für die Würdigung des Dichters, aus welchem Gott redet, wie entfällt auch Gottes Ausdruck laute; muß ich jetzt entdecken, daß Du kleiner biſt, als ich gedacht, dann, Herzog Karl (mit größtem Pathos), iſt mein Herz in furchtbarer Täuſchung befangen geweſen, dann biſt Du nicht der edle Mann, der mich entſühnen gekonnt, dann werden alle die Schlangenbiſſe der Schmach und Erniedrigung wieder lebendig, die Vergangenheit iſt nicht überwunden, ſondern wird

die Hölle meines Herzens, ich bin alsdann das unglücklichſte Geſchöpf in Deinem Reiche, und ich habe Dich, Du haſt mich verloren. —

(Pauſe.)

Herzog.

Du übertreibſt Dich und überreizeſt Dich, Franziska. —

Gräfin (leiſe).

Das ſagt der Mann immer, wenn ihm das Leben des Weibes unerwartet enthüllt wird.

Herzog.

Laß das! — (Er ſtützt ſich wieder auf die Stuhllehne und ſchweigt einen Augenblick — halblaut.) Ich kann Deinem überſpannten Eigenſinne gefällig ſein; denn ich liebe Dich. Aber ich kann es nur auf Koſten meiner perſönlichen Wünſche, ich kann es nicht auf Koſten des Staates. Und dies Buch iſt nicht gegen mich, es iſt gegen die Geſellſchaft, gegen den Staat gerichtet. Erniedrige nicht Deinen Herzog Karl dadurch, daß Du ihm weibiſche Willfährigkeit anſinneſt, wo man männliche Kraft von ihm erwarten, fürſtliche Strenge von ihm fordern darf. Hindre mich nicht, Fürſt zu ſein. (weich) Sei billig gegen mich — opfre nicht einer poetiſchen Grille den Mann Deines Lebens. — Und jetzt ſchmücke Dich, damit Du mich ſpäter begleiten kannſt zum Feſte auf der Solitude.

Gräfin.

Mit solchem Pfeil im Herzen kann ich kein Fest begehen!

Herzog (streng).

Franziska! — Du wirst Einsicht finden! Diese Fremden sehen mit hundert Augen auf Dich — eine glückliche Ehe beneiden sie, auch wenn sie Deiner nichtfürstlichen Abkunft spotten möchten: jedes Zeichen einer nichtglücklichen Ehe ergreifen sie als die willkommenste Beute für bösen Leumund, als die willkommenste Bestätigung ihres Vorurtheils für standesmäßige Wahl. Du wirst Einsicht finden, wirst Du?

Franziska (sehr weich).

Karl! erlöse mein Herz von der quälenden Angst um den Dichter!

Herzog (streng).

Franziska!

Franziska

(schnell und äußerst schmerzlich und mit nachdrücklicher Steigerung).

Alles Andere ist ja unbedeutend daneben. Mit dieser furchtbaren Frage aber steht und fällt Dein und mein Leben, glaub es mir! steht und fällt Dein Ruf und Ruhm im Vaterlande, in der Geschichte, das weiß ich, Karl —

Herzog.

Ich weiß es auch, und deshalb bin ich streng und handle rasch.

Gräfin (in Verzweiflung).

O mein Gott, mein Gott, wie unmächtig iſt das Weib, wenn es nicht geliebt wird.

Herzog.

Franziska!

Gräfin (angſtvoll raſch).

So zögre wenigſtens mit dem Gericht! Du biſt übernächtig, Du biſt aufgeregt, laß die Sonne untergehen und wieder aufgehen, ehe Du beſchließeſt (ablehnende Bewegung des Herzogs. Außer ſich). Sei nicht grauſam, um gerecht zu ſein! Zu Deinen Füßen beſchwöre ich Dich —! (er läßt ſie nicht knieen.)

Herzog (raſch).

Franziska, Du biſt außer Dir!

Gräfin (erſchöpft).

Ja wohl, und mit Fug und Recht; denn Du verſtehſt nicht, daß es ſich um Tod und Leben für uns Alle handelt.

Herzog

(geht unruhig nach hinten und ſieht einen Augenblick hinaus — es donnert in der Ferne — dann kommt er langſam zur Gräfin, welche ſchmerzlich in ſich verſunken daſteht und ſich nicht nach ihm umgeſehen hat).

Ich will Dir meinen guten Willen zeigen — ſo weit ich kann.

Gräfin (aufſtehend).

Herzog.

Ich will den jungen Menſchen noch einmal ſpre-

hen — (geht raſch hinten an die offene Thür und ruft links, wo Bleiſtift, ohne weiter zu antworten, einen Moment an der offnen Thür ſichtbar wird und wieder verſchwindet) heda! ruf den Schiller herauf zu mir! (zurückkommend.) Hier ſoll er auf mich warten. Sein Schickſal ſei hiermit noch einmal, aber zum letzten Mal in ſeine Hand gegeben. (mit tiefer Stimme) Ich habe nichts dagegen, daß Ihr Frauen ihn aufmerkſam macht, was auf dem Spiel ſtehe. Nimm Dir die Bäbele zu Hülfe, ſie iſt ein geſunder Verſtand. Du ſiehſt, ich bin billig. —

Gräfin (reicht ihm die Hand).

Herzog (ebenſo).

Schiller iſt wahr und ehrlich — ich werde ſehen, ob eine Ausgleichung möglich iſt, ich werde erwägen, wie viel er verſprechen, wie viel er halten kann. Biſt Du zufrieden?

Gräfin.

Ich danke Dir wenigſtens — Gott möge es zu unſerm Beſten lenken.

Herzog.

Das möge er! Und mir Dein Herz erhalten. —

Gräfin (ſehr ernſt).

Wie mir das Deine, Karl — denn die Gefahr iſt groß! (Sie geht links nach der erſten Thür; er winkt ihr ernſt liebevoll mit der Hand und geht nach der erſten Thür rechts ab.)

Vierte Scene.

Das Theater iſt einen Augenblick leer, es donnert in der Ferne.

Schiller eilig und aufgeregt aus der zweiten Thür rechts kommend; gleich darauf Laura, welche in der erſten Thür links erſcheint, als Schiller hurtig — nachdem er einen Augenblick an die offene Mittelthür getreten — bis in die Mitte des Theaters vorgekommen iſt. Dann Generalin; dann Gräfin, beide aus der erſten Thür links kommend, endlich Koch; zuletzt der Herzog.

Schiller

(als er Laura in der Thür erblickt, mit erhobenen Armen ihr entgegen).

Laura!

Laura

(ablehnend und nach rückwärts ins Zimmer deutend).

Still!

Schiller

(bleibt in der Entfernung einiger Schritte ſtehen).

Laura (halblaut).

Mama und Tante ſind dicht hinter mir! Folgt ihren Rathſchlägen, ſie meinen's gut mit Euch. —

(Generalin und Gräfin treten ein.)

Gräfin.

Laura! (ſie winkt ſie zu ſich, gibt ihr die Hand und weiſt ihr die Stellung rechts neben ſich an.) Du darfſt

Schiller jetzt nicht ſtören, er braucht all ſeine Faſſung. — Schiller! Ihre Stellung iſt hier völlig geändert. Demgemäß müſſen Sie handeln. Sind Sie dazu bereit!

Schiller.

Das bin ich, gnädigſte Frau. Bis heute Nacht war ich unſicher über meinen Beruf. Jetzt bin ich ſicher, und ich werde ihn vertreten bis zum Aeußerſten.

Gräfin.

Jetzt muß ich Ihnen ſelbſt dazu rathen — es iſt nichts mehr übrig, als ſchleunige Flucht.

Schiller.

Flucht?!

Laura (leiſe).

Flucht!

Generalin.

Ja wohl, ſprecht leiſe!

(Pauſe.)

Schiller

(blickt unverwandt auf Laura, welche bittend die Hand faltet und ihn zärtlich anblickt; er macht eine entſchieden verneinende Handbewegung).

Gnädigſte Frau — Sie haben mich mißverſtanden. Ich war unſicher und verzagt und dachte an Flucht und Verzweiflung an mir ſelbſt, ſo lange alle Zeichen um mich her verkündeten, ich ſei im Irrthum über mein Talent, ich ſei unmächtig. Denn

wir Poeten ſind nur etwas, wenn man uns glaubt und vertraut. Jetzt weiß ich, daß ich (mit halbem Blicke auf Laura) Glauben und Vertrauen finden kann, und jetzt wanke und weiche ich nicht mehr von dem Platze, welchen mir das Schickſal angewieſen.

Gräfin.

Schiller!

Generalin.

Da hörſt Du's!

Schiller.

Ich fühle jetzt die Kraft in mir, meine innere Welt geltend zu machen gegen alle Hinderniſſe, ja gegen die mächtigſten Widerſacher, und ich fühle, daß ich dazu verpflichtet bin.

Gräfin.

Nimmermehr!

Generalin.

O Gott, o Gott!

Schiller.

Der Baum, welcher verpflanzt wird, kommt in Gefahr zu verdorren. Den heimathlichen Boden muß man behaupten um den höchſten Preis.

Gräfin.

Unglücklicher! Dieſen höchſten Preis verlangt man von Ihm? Das Daſein ſelbſt! Ich weiß es; denn ich habe ſo eben auf dieſer Stelle um

Mein Dasein, um das Dasein des Poeten mit dem Herzog gerungen, und ich habe es nicht errungen.

Schiller (zeigt sich betroffen).

— Wie?

(Kurze Pause.)

Präsim.

Verblenden Sie sich nicht, Schiller, durch den Schimmer, welcher eben Ihr Herz erleuchtet. Anderwärts — (auf des Herzogs Zimmer deutend) wächst grade um dieses Flammenscheins willen der schwarze Schatten nur um so höher. Täuschen Sie sich nicht, weil so eben Ihr Herz weich und nachgiebig ist; das Herz der herrschenden Welt ist darum nicht weniger felsenhart, und die Hand des Herrschers wird darum nur um so schmerzhafter Ihre Brust zerwühlen. Sie sind verloren in diesem Schlosse, in dieser Stadt, im ganzen Schwabenlande, so weit es unter dem Arme des Herzogs liegt, Sie sind verloren, wenn Sie nicht mit Sonnenuntergange von dannen sind.

(Pause.)

Schiller.

Kann sein! Ja, es kann eine Lage eintreten, welche mich meiner Pflichten gegen die Heimath entbindet, welche mich zwingt, das mir anvertraute Schwert des Poeten, dies Pfand der Götter, zu erretten. Aber noch ist es nicht so weit. Und ich

darf, und ich — (auf Laura blickend, welche den Blick erwidert) will nicht weichen, bevor ich das Aeußerſte verſucht.

Gräfin.

Um Gotteswillen nicht!

Schiller.

Einer muthigen Rede kann es gelingen, dem Herzoge die neue Welt in einen neuen Geſichtskreis zu rücken.

Gräfin.

Niemals!

Schiller.

Jedenfalls aber ihm Achtung abzunöthigen für eine Zukunft, die ihn verſchlingt, wenn er keinen Frieden mit ihr abzuſchließen weiß. Freimüthige Wahrheit ſoll er hören. —

Schnell.

Gräfin.

Das iſt Ihr Untergang!

Generalin.

Seien Sie nachgiebig, Friß!

Laura.

Zeigen Sie ſich verſöhnlich, Schiller!

Gräfin.

Das iſt Ihr Untergang.

Schiller.

Das iſt mein Sieg, oder der Inhalt meiner poetiſchen Abſichten verdient keinen Sieg.

(Koch erſcheint aus der zweiten Thür rechts.)

Generalin.

Wer kommt?

Gräfin.

Was iſt?

Laura.

Was giebt's?

Koch.

Verzeihung, erlauchte Frau, ich ſuche meinen armen Freund da, um ihm — ich weiß nicht, ob ich hier Alles ſagen darf?

Generalin.

Alles, Freund, wir berathſchlagen eben, daß er fort müſſe, und der hartnäckige Schwabe will nicht —

Koch.

Warum nicht gar! Streicher iſt mit allen Vorbereitungen fertig. Der Wagen iſt zum Abende bereit, und noch früher. Das heraufziehende Wetter, welches das ganze Thal einhüllt, erleichtert es uns vielleicht, gleich nach dem Aufbruche des Herzogs die Flucht zu wagen. Es wird die Luft verdunkeln, es wird mit Donner und Regen die Wachen in die Häuſer treiben, und bis zum Abend hat das fremde Regiment Wimpfen die Wache am Lud-

wigsburger Thor. Weder Wache noch Wachtofficier werden Dich perſönlich kennen, und Du paſſirſt unter fremden Namen, (leiſe zu Schiller) ich gehe mit! —

Schiller.

Ich danke Dir, aber ich fliehe jetzt nicht!

Gräfin.

Unglücklicher!

Generalin.

Schiller!

Laura.

O Gott, o Gott, was ſoll ich wünſchen!

Koch.

Was fällt Dir ein! — Vielleicht nur bis zum einbrechenden Abende iſt es möglich. Nur ſo lange kommandirt Leutnant Kapf die Schloßwache und läßt Dir volle Freiheit nach dem Bogengange hinaus und weiter — gegen Abend wird er abgelöſt, und dann Ade Flucht und Rettung.

Schiller

(auf Laura blickend, welche troſtlos die Hände ringt).

Ich kann nicht in dieſem Augenblicke, und — (exaltirt) was Ihr auch ſagt, noch iſt eine große Wendung in meine Hand gegeben, auf meine Zunge gelegt, es würde Zeitlebens mein Gewiſſen peinigen, dieſe Wendung feigen Sinnes gemieden zu haben; ich will und muß den Herzog ſprechen, und

muß ihn ſprechen frei und fröhlich und muthig, wie ein offener Feind, welcher Sieg oder Frieden erzwingt.

Gräfin.

Welcher Untergang und Tod erzwingt — jetzt gerade bei Seiner thörichten Zuverſicht, Schiller, iſt dieſe Unterredung tödtlich und muß vermieden werden, ich übernehme die Entſchuldigung.

(Der Herzog tritt ein im Jagdkleide, bleibt an ſeiner Thür ſtehn und betrachtet Alle, welche aus einander ſtieben.)

Gräfin.

Zu ſpät!

Generalin.

Nun iſt's vorbei!

Koch.

Zum Verzweifeln!

Schiller.

Das Schickſal entſcheidet für meinen Glauben und — (auf Laura hinüberblickend) meine Liebe!

Herzog (zu Koch).

Was macht Er hier —?

Koch.

Sire. —

Gräfin.

Ich hab' ihn gerufen, daß er ſeinen unglücklichen Freund berathe.

Herzog.

(in die Mitte vorkommend, ſieht mit Wehmuth auf Laura, dann zu ſeiner Linken, wo Schiller und die Generalin ſtehen.)

Komm zu mir, mein Kind!

Laura

(ſtürzt ihm in die Arme und verbirgt ihr Haupt an ſeinem Herzen).

Herzog (leiſe).

Armes Kind! Zum Spielball des Glückes in die Welt geſchleudert unbedachtſam!

Laura.

Laß Dein Herz für mich ſprechen!

Herzog.

Mein Herz? — Wär' ich ein Bürgersmann! — Bäbele! (Generalin kommt und nimmt Laura aus ſeinen Armen) pflege dies Kind, wenn ihm Weh gethan wird.

Generalin.

Das wird Gott nicht wollen —

Herzog.

Ich hab' ihn leider zu vertreten auf dieſer Scholle Erde.

Generalin.

Traget Holz und laſſet Gott kochen! ſagt ein altes Wort.

Herzog.

Ich trage Holz — (mit einer abwehrenden Bewegung.) Geht!

Gräfin (bittend).

Karl.

Herzog.

Geht!

(Die Frauen links in die erſte Thür, Koch rechts in die zweite Thür ab.)

Fünfte Scene.

Herzog — Schiller.

Herzog

(tritt links an den Seſſel, tief nachdenkend — Schiller ſteht auf der rechten Seite hinter dem Seſſel. — Pauſe. Endlich ſteht der Herzog auf, betrachtet Schiller, dann ſagt er:)

Geh Er hin und öffne Er die Thür zum Dienſtzimmer!

Schiller

(geht und öffnet die zweite Thür links).

Herzog

(ſieht ſich darnach um und ruft mit ſtarker Stimme).

General Rieger!

(Während dieſer auf der Schwelle erſcheint und bis in die Mitte des Zimmers kommt, bleibt der Herzog vorn, Schiller hinten unbeweglich.)

Rieger.

Durchlaucht.

Herzog (ohne ſich umzuſehen).

Hierher!

Rieger (tritt nahe zu ihm).

Herzog (halblaut).

Warte dort, wie ich Dir befohlen! Wenn Du mich fortreiten ſiehſt, ohne daß ich Dich nochmals gerufen, ſo beſteige Dein Pferd und kehre friedlich auf Deine Feſtung heim. Ruf ich Dich aber noch einmal und ſage Dir: „Es bleibt beim Alten," ſo handle nach Sonnenuntergang, wie ich Dir befohlen.

Rieger.

Zu Befehl, Durchlaucht.

Herzog

(winkt, Rieger geht ab wieder an Schiller vorbei und ins Zimmer. — Kurze Pauſe).

Schließe!

Schiller (ſchließt das Zimmer).

Herzog

(geht über die Bühne zum Stuhle rechts und ſetzt ſich darauf. Sobald er ſitzt, winkt er, ohne ſich umzuſehen, Schiller, und dieſer kommt bis in die Mitte des Theaters).

Wie alt iſt Er?

Schiller.

Dreiundzwanzig Jahr.

Herzog (für ſich).

Und richtet ſchon ſolches Unheil an! (laut) Einer von Euch ſagte geſtern, die Menſchen ließen ſich

nicht erziehen. Was hat Er denn werden wollen, ehe ich mich seiner angenommen?

Schiller.

Ich wollte Prediger werden, Durchlaucht.

Herzog (sieht ihn von der Seite an).

Schiller.

Ich band mir schon als Knabe eine schwarze Schürze vor und stieg auf den Stuhl und predigte — was hab' ich zu sagen gewußt als unkundiger Knabe! Es war also nur der Drang, ein volles Herz auszuschütten, die Wunder der Welt zu verkünden und die Menschen aufzurufen zur Sammlung, Begeisterung und Thätigkeit. So ist es noch in mir, Durchlaucht. Ich glühe, ich zittre und bebe dafür, Gutes und Großes zu bewirken.

Herzog (halb für sich).

Ich glaube wahrhaftig, es wäre ihm besser gewesen! Im Tübinger Stifte die steife Methode und dann hinaus mit den Windmühlflügeln in die dicken Nebel zwischen Diesseits und Jenseits. Herrgott und Satan, Himmel und Hölle vertragen mehr, als wir auf Erden. (laut und streng.) Was soll denn nun aus Ihm werden? Ein Poet, daß Gott erbarm!

Schiller.

Ein Prediger von der Schaubühne herab durch die begeisterte Stimme des Schauspielers. Durch-

laucht, eine belebende Zukunft für deutſches Schauſpiel öffnet ſich unſerm Vaterlande, Schröder hat in Hamburg vorgearbeitet, Kaiſer Joſeph hat ihn jetzt an die Burg berufen, Dalberg wirkt in Mannheim, und ein Fürſt von Ihrer Erfahrung und Thatkraft iſt der Mann dazu, in Deutſchland ſolche neue lebensvolle Epoche für Literatur und Kunſt gründlich zu fördern.

Herzog (ihn anſehend, ohne Heftigkeit).

Zum Aufſchwung Eurer wilden und rohen Gedanken! (Ihn groß anſehend.) Er iſt doch wohl verrückt! Steht hier, um ſich für Leib und Leben zu verantworten wegen eines frechen Werks und frecher Verbreitung deſſelben, und beginnt ſeine Defenſion damit, unerhörte Dinge zu begehren —! Deutſches Theater! Narrethei! Schaff' Er erſt eine gebildete deutſche Sprache! Schaff' Er erſt Geſchmack! Ihr Schwaben, die kein Satan zum guten Geſchmack erziehen wird, Ihr wollt ein deutſches Theater machen! Schwabenſtreiche könnt Ihr machen, weiter nichts!

Schiller.

Schwabenſtreiche ſind beſſer, als Puppenſpiel.

Herzog.

Schweig Er ſtill, bis ich Ihn frage. Deutſches Theater! Den Voltaire habt Ihr neben Euch gehabt und lernt doch nichts! Der junge Goethe,

von welchem der von Weimar ſolch Aufhebens macht, hat mir bei ſeiner Durchreiſe hier geſagt, er hätte in Straßburg die Franzoſen ſtudirt, und was bringt er zu Stande? Iſt's nicht ein klägliches Ding mit dieſem Clavigo? Ein Frauenzimmer ſtirbt fünf Akte lang an der Schwindſucht! Auf ſo einen geſchmackloſen Einfall geräth man nur bei uns! Und das ſpricht von deutſchem Theater! (aufſtehend) Das Publikum verderben, verwirren, aufrühren, das allein könnt Ihr mit Euern nüſten Phantaſtereien, und das Handwerk ſoll Euch gelegt werden. (Umhergehend.)

Schiller.

Durchlaucht —!

Herzog.

Stillſchweigen — Wie iſt Er auf die abſcheuliche Idee dieſer Räuber gekommen?

Schiller.

Im ſchwäbiſchen Magazin ſtand eine Geſchichte, wie ein verſtoßener Sohn ſeinen Vater rettete —

Herzog.

Und —

Schiller.

Und ich hatte im großen Briten Shakespeare geſehen, welche Leidenſchaften ein Drama bilden konnten —

Herzog.

Immer dies verderbliche England! und —

Schiller.

Und — ich war Karlsſchüler!

Herzog.

Nun, was ſoll das? (ſtützt ſich auf die Stuhllehne.)

Schiller.

Ich ward als Schüler in ſoldatiſcher Disciplin gehalten, wie ein Weſen, das keinen eignen Gedanken, keinen eignen Willen haben durfte, und war doch erregt von eignen Gedanken, war doch erhoben von eigner Willenskraft und gerieth ſolchen Wegs —

Herzog.

In Empörung?

Schiller.

Ja, in innere Empörung! — Sei's denn geſagt! — Ich bin zu dieſer Unterredung gekommen mit vollem Vertrauen auf meine gute Sache und auf Ihr edles Herz, Durchlaucht. Ich habe mich nicht irren laſſen durch Abmahnung, Warnung und Einſchüchterung, ich habe gehofft, meinem und dem allgemeinen Intereſſe zu nützen durch offene, muthige Rede. So ſei denn Alles geſagt, was ich auf dem Herzen habe, vielleicht zündet ein Funke Wahrheit in Ihrer Seele — ja, in innere Empörung gerieth ich über mein Schickſal und das Schickſal meines Vaterlandes. Ich fühlte mich gemißhandelt Tag

und Nacht bis in die innerſte Seele hinein. Das Ideal eines Volksredners ward mir ſpöttiſch entriſſen; denn in der Karlsſchule, hieß es, giebt es kein Volk und keine Gottesgelehrſamkeit. Willſt Du aufgenommen ſein, ſo werde Juriſt oder Mediciner. Ich war arm, die Aufnahme galt uns für die größte Wohlthat, beſonders weil ich nur bürgerlicher Herkunft war. Ich mußte die Hand küſſen, welche mir die erſehnte Zukunft entzog; ich ward Juriſt und verwand mit Schmerzen dieſen erſten Ruck, der meinen tiefſten Wünſchen angethan wurde. Aber ich war nicht nur arm, ich war auch ein ungewandter und nun vollends eingeſchüchterter Knabe, der wegen ſeines linkiſchen Weſens fortwährend geſcholten und geſtraft wurde. War das meine Schuld? Warum gab die Natur gerade mir ein ungeſtüm inneres und ein ſo träg nachhinkendes äußeres Weſen? So ward meine Jugend ein fortdauerndes Leiden, und als ich mich endlich mühſam in die aufgedrungene Bahn gefunden, da hieß es wiederum halt! Kein Juriſt! Mediciner ſoll der Burſch werden, das paßt beſſer für den armen Teufel, und zum zweiten Male gewaltſam wurde der Ruck meines Innern erzwungen, ob auch alle Fugen in mir krachten und ſchmerzten. Was da! hieß es, der Menſch iſt eine Maſchine, man dreht ſie und ſtellt ſie und zwingt ſie in Gang. Der

Menſch iſt keine Maſchine! ſchrie es auf in meiner Bruſt, und ſchrie es ſo lange, bis wir Alle wußten, ſolche Erziehung ſei Mißhandlung, bis wir Alle feſt entſchloſſen waren, uns aufzulehnen. War's nun ein Wunder, daß die verſchrobene Seele krampfhaft hineingeriſſen wurde in wilde Phantaſien, war's nun ein Wunder, daß wir Ideale ausbrüteten von ungethümer Natur?! Die Seele braucht Speiſe und Trank, wie der Leib, das Ideal iſt ihr Speiſe und Trank. Konnte unſer Ideal dem Herrn der Karlsſchule wohlgefällig werden? Vor unſern Augen war Kampf und Gewalt gegen die Vertreter des Landes, vor unſern Augen Verhöhnung des Freiheitsgedankens, welcher jenſeits des Meeres ſchmetternde Siege erfocht, vor unſern Augen Verhöhnung deutſchen Dranges nach eigener Literatur und Kunſt, vor unſern Augen all und überall Druck auf Hirn und Herz, mußte da nicht jener entſetzliche Zuſtand in uns entſtehen, welcher die Augen ſchließt und blind mit dem Haupt gegen die Schranke rennt, mußten da nicht die Räuber entſtehen, welche man nun ſo entſetzlich findet?! Sie mußten entſtehen, und die deutſche Karlsſchule iſt die Mutter des Stücks, der Herzog von Würtemberg iſt der Vater deſſelben!

(Pauſe.)

(Es donnert.)

Herzog.

Wenn Du horchst, Franziska, so erfährst Du, daß ich Recht gehabt, und daß er reif ist, wie ich mir gedacht.

(Er geht hinten nach dem Ausgange, als wolle er nach dem Wetter sehen, geht dann rasch auf die zweite Thüre links zu, als wolle er Rieger rufen, bleibt aber plötzlich stehen, betrachtet wie mitleidig Schiller und kommt an seinen Platz zurück, das Nächste mild, aber immer verhalten sprechend.)

Du ruinirst Dich, mein Sohn, durch Deine Heftigkeit. Ich hätte es lieber gesehn, wenn ich Dir verzeihen gekonnt. Du bist aber wohl für nichts zu brauchen, nicht einmal zum Hofpoeten; denn Du übertreibst Alles, wie Du die Wüstheit und Immoralität Deiner Räuber übertrieben hast — siehst Du dies ein?

Schiller.

Durchlaucht, ich sehe ein, daß das Buch in der Schilderung seiner Menschen übertrieben ist. Aber unmoralisch ist es nicht.

Herzog.

So?

Schiller.

Die Welt wird im Innersten bewegt, aber es wird das Laster furchtbar bestraft, und die Tugend geht triumphirend hervor.

Herzog.

Und Du glaubst, solch ein Stück werde dem deutschen Publikum gefallen?

Schiller.

Ich — hoffe es.

Herzog.

Ich fürchte es nicht. So tief ist der Sinn des Volkes noch nicht verdorben, und solche Empörung findet nur in jungen überspannten Köpfen einen Anklang. Gefiele es wirklich, dann müßten wir Herren des Landes von unsern Stühlen herab und in die Gräber hinuntersteigen, um Euch Platz zu machen. Verstehst Du mich?

Schiller.

Ja, Durchlaucht.

Herzog.

Und nun höre meine aufrichtige ganze Meinung über Dein Werk! Wenn ich Gott selbst und im Begriff wäre, diese Welt zu schaffen, und ich sähe voraus, daß Deine Räuber in dieser Welt geschrieben und mit Beifall aufgenommen werden sollten (mit furchtbarem Ernst) — ich ließe diese Welt ungeschaffen.

Schiller.

Durchlaucht —!

Herzog (ebenso).

So tief ist mein Abscheu! Nun wirst Du's

begreiflich und gerecht finden, daß ich auf gründliche Abhülfe oder Strafe denke.

Schiller.

Mein Fürſt —!

Herzog (ſtrenger).

Bin ich in Wahrheit Dein Fürſt, ſo folge mir. Ich ſehe aus dem zweiten Stück, welches man im Manuſcript bei Dir gefunden, daß Du auf dem begonnenen Wege des Aufruhrs fortwandelſt. Dies zweite Stück heißt „die Verſchwörung des Fiesko", republikaniſches Trauerſpiel. — Mein Sohn, auf dieſem Wege wirſt Du vielleicht ein großer Dichter, vielleicht, — ich bezweifle es; denn ich vermiſſe Maaß und Schönheit — oder Du wirſt, und das iſt wahrſcheinlich, iſt für mich gewiß, Du wirſt ein großer Staatsverbrecher —

Schiller.

Durchlaucht —

Herzog.

Der ein ſchmähliches Ende nimmt! — Willſt Du an meiner Hand umkehren? Ich will Dir die Hand dazu bieten. — Dein Herz iſt ſchöner Regungen fähig — ich kenne Deine Geheimniſſe und will deshalb nicht ſchelten —

Schiller.

Mein Fürſt!

Herzog.

Ich will Dich deshalb nicht ſchelten. Weil Dein Herz die wahre Liebenswürdigkeit erkennen und empfinden kann, deshalb will ich Deine Beſſerung für möglich halten —

Schiller.

O, mein Fürſt!

Herzog.

Willſt Du Beſſerung verſprechen?

Schiller.

O, mein Gott! — Was heißt Beſſerung?

Herzog.

Das heißt Aenderung!

Schiller.

Aenderung?

Herzog.

Totale!

Schiller.

Aenderung! Wie ſoll ich — wie kann ich ſie zu Wege bringen? Ich bin ja nur etwas, indem ich — eben Schiller bin, der Menſch mit eben dieſen und dieſen Empfindungen, Erfahrungen, Anſichten und Wünſchen — wie kann ich mich gänzlich ändern, ohne mich gänzlich zu verlieren —?

Herzog.

Das wird meine Sorge sein. Jeder Mensch ist zu ändern, sonst wär' er nicht zu regieren —

Schiller.

O nein —

Herzog.

Still, und hör' er zu! Er muß mir künftig Alles zeigen, was Er schreibt, ehe Er es durch den Druck oder sonst wie veröffentlicht.

Schiller.

Censur!

Herzog.

Damit ich es entweder unterdrücken oder Ihm die nöthigen Aenderungen angeben kann.

Schiller.

Komische Censur! — Aber wir jungen Leute haben ja eine ganz andere Welt in unserm Herzen, als die wirkliche Welt, als die Welt Eurer Durchlaucht ist!

Herzog.

Die soll Euch eben ausgetrieben werden!

Schiller.

Das heißt, wir sollen vernichtet werden!

Herzog.

Er soll ferner bei höchster Leibesstrafe nicht mehr mit dem Auslande verkehren durch irgend eine

Schrift, ja nicht durch irgend eine Zeile — will Er mir Beides verſprechen?

(Kurze Pauſe.)

Schiller (leiſe).

O, meine Täuſchung! — Verſprechen, daß ich zertreten laſſe, was Lebendiges, was Eigenthümliches in mir iſt, verſprechen, daß ich mein beſſeres Selbſt tödten laſſen will — (ausbrechend) beim allmächtigen Gott im Himmel, das kann ich nicht!

Herzog (heftig).

Nicht? (ſich zuſammennehmend.) Ueberleg' Er ſich's! Sein ganzes Leben ſteht auf dem Spiele! Das Herzensleben wie das bürgerliche.

Schiller.

Das Herzensleben — o Gott! — — Nein!! — Nein! Lieber Sterben, als Verderben!

Herzog (weggehend).

So fahre hin! (ſtehen bleibend und mit voller Kraft) Für dieſe Welt biſt Du verloren.

(Von hier an ſehr ſchnell.)

Schiller.

Verloren, weil ich nicht Sklave werden will.

Herzog.

Weil Er Seinem Fürſten und Herrn widerſtrebt.

Schiller.

Die Welt meines Geistes gehört meinem Vaterlande, meiner Nation.

Herzog.

Sein Vaterland und Seine Nation bin ich!

Schiller.

Das sind Sie nicht! — Verzeihung! Aber ich muß sagen, was ich weiß! Der Größte und Gewaltigste ist nur ein Theil des Ganzen, und nur der Tyrann überhebt sich dessen und tastet an das verschleierte Bild des Weltgeistes, des Vaterlandes und der Zukunft.

Herzog.

Und reißt den Schleier herunter vom Götzenbilde und stürzt es sammt den Baalspriestern in den Abgrund! Solch ein Tyrann will ich sein, so wahr der Himmel über mir donnert!

Schiller.

Und wenn dies Götzenbild „Weltgeist, Vaterland und Zukunft" eine Gottheit ist, und den Tyrannen mit einem Wetterstrahle in Staub und Tod darniederwirft bei der Berührung?!

(Kurze Pause.)

Dies Bild ist eine Gottheit, Fürst! Vergreifen Sie sich nicht an der Zukunft, Sie sind auch nur ein sterblicher Mensch!

Herzog (mit größter Kraft).

Verwegner — ! —

(Kurze Pauſe.)

(nahe zu ihm tretend und ihn mit den Blicken meſſend, Anfangs leiſe.)

Dreiſter Schüler! Ich bin als Herr was Beſſeres, denn Ihr. Das willſt Du verleugnen, und daher der tödtliche Zwieſpalt. Bringt Ihr die Welt einmal zu Eurem Unglauben, dann ſehet zu, wie's Euch bekommt. Ich will und werd's nicht erleben, und will dafür ſorgen, daß ich's nicht erlebe — (ausbrechend) wenn ich Ihm jetzt den Kopf vor die Füße legen laſſe, ſo kräht kein Hahn darnach, ich kann's; Gott gab Seine Zukunft in meine Hand, ich mach' ihn, zu was ich will, wenn ich will, zur Leiche, ich bin ſein Herr!

Schiller (erſchrocken, halblaut).

Eben ſo wäre der Mörder auf der Landſtraße mein Herr, weil er mich tödten kann! (gefaßt) Herzog von Würtemberg, Sterben iſt kein Kinderſpiel, und Sie haben dem höhern Richter Rechenſchaft zu geben.

Herzog.

Die werd' ich geben!

Schiller.

Sie werden nicht einer zornigen Wallung gehorchen! Sie werden mein Herr ſein in einem größeren Sinne! Mit Wahrſcheinlichkeit ſehe ich

rest an Ihrem Sarge! Was werd' ich sagen können an der sterblichen Hülle Dessen, der mein Fürst und väterlicher Erzieher gewesen —?

Herzog.

(sieht ihn einen Augenblick groß an).

Sag' Er, die Hülle dieses Fürsten hatte ein starkes Herz, welches mir nicht gefiel, aber der Mann that nach seiner Einsicht seine verdammte Schuldigkeit. Das sag' Er mit gutem Gewissen, wenn er mich überlebt. General Rieger! (Rieger erscheint an der Schwelle) Es bleibt beim Alten! (zu Schiller, nachdem er bis über die Mitte des Theaters hinausgekommen ist) Und somit Gott befohlen, Poet der Zukunft! Er hat das letzte Mal zu Seinem Herzoge gesprochen! (Wendet sich zum Abgehen.)

Schiller (aufschreiend).

Das letzte Mal!! — — Wohlan! So sei denn dieser Leib von Euch zertrümmert! die Räuber sind schon jenseit Würtembergs. Gott, o Gott gebe, daß ächter Geist in Wahrheit darin walte, dann wird er über meinem Kerker, über meinem Grabe schweben. Der Dichter stirbt, die Dichtung aber nicht, und wer sie tödten will, stirbt wie Prometheus ein ew'ges Sterben, einen ewigen Tod. (Der Herzog ist wie betroffen stehen geblieben und winkt nun mit einer Handbewegung Schiller, sich zu entfernen.)

(Der Vorhang fällt.)

Fünfter Akt.

Eine gewölbte Halle, deren linke Seite einem Flügel des Schloſſes angehört, deren rechte Seite die Schloßwache in ſich ſchlieſt. Die eigentliche Wachtſeite iſt indeſſen nach dem Hintergrunde hinaus zu denken. Es iſt alſo nichts davon zu ſehen, als einige ſchwarz und roth angeſtrichene Gewehrpfahle und ein Trommelſchemel, welche hinten auf der rechten Seite linkseinwärts reichen und mit aufgeſteckten Musketen und einer Trommel verſehen ſind. Links in der Schloßſeite eine geſchloſſene Bogenthür, rechts in der Wachtſeite ebenfalls eine ſolche geſchloſſene Thür. Vor der letzteren ein vergittertes Wachtfenſter. Steinerne Bänke links und rechts neben den Thüren. Die gewölbte Halle läßt folgenden Hintergrund ſehen: Erſtens eine Kuliſſentiefe freien Raum, innerhalb deſſen man links und rechts abgehen kann, links nach dem Innern des Schloſſes, rechts nach dem Wachthofe und dem Haupteingange zum Schloſſe. — Zweitens hinter dieſem freien Raume links und rechts einen Raſenwall. Dieſer Wall hat in der Mitte eine fünf Schritt breite Oeffnung, durch welche hindurch man drittens im fernſten Hintergrunde eine Berglandſchaft ſieht.

(Unter der Halle iſt es dunkler, als im Hintergrunde.)

Erſte Scene.

Koch — Nette, dann Schiller.

(Auf dem Raſenwalle rechts iſt Anfangs zuweilen eine Schildwache ſichtbar.)

Koch

(im weißen Mantel, darunter in Civilkleidern, ohne Hut, kommt aus der Thür links und ſagt leiſe zu Nette, der einen Augenblick hinter ihm in der Thür ſichtbar iſt:)

Warte!

(Dann geht er vorſichtig über die Bühne an das Ende der Halle rechts, wo Trommel und Gewehre ſind, und ruft halblaut:)

Herr Leutnant Kapf!

Schiller

(öffnet unterdeß von innen das Fenſter neben der Thür rechts, und ſowie Koch den Namen „Kapf“ gerufen, ruft er:)

Anton, hier!

Koch

(zum Fenſter kommend, indem er ſich vorſichtig nach dem Walle rechts, auf welchem zuweilen die Wache ſichtbar iſt, umſieht).

Holla, da biſt Du ja!

Schiller (lauter).

Aber wo bleibſt Du? Warum laßt Ihr mich Alle ohne Nachricht und Hülfe?!

Koch (leiſe).

Sprich leiſe.

Schiller.

Hier iſt nicht ſo viel zu beſorgen: Kapf kommandirt noch die Wache.

Koch.

Wenn auch. Es iſt Alles zu fürchten. Die Wachen haben wirklich ſeit heute Mittag Kugeln geladen, und ſolch ein Gemeiner ſchießt zu, ohne ſeinen Leutnant zu fragen, wenn ihm etwas in die Quer kommt — biſt Du bereit und entſchloſſen zur Flucht? (Der Ton der Unterredung bleibt halblaut.)

Schiller.

Entſchloſſen zum Aeußerſten; denn der Herzog will mich geiſtig tödten. —

Koch.

Und nicht bloß geiſtig — alſo komm!

Schiller.

Der Henkersknecht von Sergeant, welcher mich heruntergeführt, hat die Thür zur Halle verſchloſſen.

Koch.

Auch dieſe dort (auf links hinüber deutend) hatte er zugeſchloſſen, um den Frauen die Verbindung zu Dir abzuſperren. Vielleicht hat er's auf eigne

Faust, vielleicht auf einen Wink Riegers gethan. Ich fürchte, Rieger iſt kommandirt gegen Dich.

Schiller.

Ich furcht' es auch.

Koch.

Nette hat dem Papa aus der Dienſthöhle die Schlüſſel entwendet; ich öffne Dir, Du nimmſt dieſen Mantel, und wenn die Wache nach jener Seite (hinten nach rechts deutend) marſchirt, ſchlüpfen wir (nach dem offenen Hintergrunde deutend) hinaus. Fünf Schritte links macht der Wall eine Biegung und entzieht uns den Blicken. Alſo raſch!

Schiller.

Das geht nicht, Anton! Ich muß meinen Fiesko haben, und ich muß —

Koch.

Abſchied nehmen! — Schiller, nur jetzt keine Sentimentalität — mit dem Fiesko hat's ſeine Richtigkeit, und die Frauenzimmer harren — (geht immer nach der Wache ſehend vorſichtig hinüber zu Nette und ſagt dieſem leiſe etwas. Nette verſchwindet. Koch kommt zurück und ſchließt die Thüre rechts auf. Schiller tritt heraus; er führt ſeinen Hut mit ſich.)

Schiller.

O mein Gott! Wie ſoll ich die Trennung überwinden? —

Riech (ihn nach rechts drängend).

Klage auf dieſer Seite — ich gehe zu Kopf hinein wegen der Schildwache. Vielleicht kann er ſich ſelbſt auf den Wall ſtellen, damit er ihr den Weg hierher abſchneidet. Faſſe Dich kurz, ſobald Du das Manuſcript haſt. Ich fürchte, der Rieger trifft Vorkehrungen, die uns verderben — (ab in die Thüre rechts).

Zweite Scene.

Schiller (der auf die ſteinerne Bank rechts geſunken iſt), bald darauf Laura und die Generalin.

Schiller.

Dort Tod meines Geiſtes, vielleicht auch meines Leibes — Hier Tod meines Herzens! Schreckliche Wahl, die mir auferlegt wird! Tückiſches Schickſal, das mich mit ſeinem Glücke verhöhnt: die Pforten der Seligkeit ſind mir endlich geöffnet, mein Auge ſchwelgt ſchon im Genuſſe; da werde ich erbarmungslos zurückgeſchleudert, um nie, niemals die Pforten zu überſchreiten! Und ich ſoll nicht klagen! Dem Dichter gebührt nicht mehr, damit ihm die Sehnſucht lebendig, damit ihm das Ideal unzerſtörbar bleibe! O Dichtkunſt! welch ein

ſchmerzliches Geſchenk des Himmels biſt Du! Alle Schmerzen der Welt doppelt zu empfinden, das iſt unſer entſetzlicher Vorzug. Orpheus drang mit der Macht des Geſanges in die Unterwelt hinab, die vom Tode entführte Gattin noch einmal wieder zu ſehen. Er ſah ſie wieder, ja, aber für einen Augenblick, und um den Verluſt noch einmal und tauſendmal ſtärker zu empfinden. So erringe ich endlich, endlich ein Herz, das mich lieben will endlich! um den Gedanken des Glücks nur einen Augenblick zu genießen, und um den wirklichen Verluſt tauſendmal ſtärker zu empfinden! — Damit ich ein Gedicht machen kann, muß ich unſäglichen Schmerz erfahren. Denn wer nicht mit ſeinem Herzblut und ſeinen Thränen ſchreibt, den nennen ſie keinen Dichter! (Er verſinkt in ſich.)

(Die Generalin und Laura ſind leiſe von links gekommen.)

Laura.

Schiller!

Schiller.

Laura! (Er fliegt in die Höhe und auf ſie zu, ſie halten ſich bei den Händen.)

Generalin.

Arme Kinder!

Laura.

Muß es denn ſein, Schiller?

Schiller.

Nein, nein, nein! Wir können uns nicht blos gefunden haben, um uns ſogleich und für immer zu verlieren!

Generalin

(wie ſegnend zwiſchen ihnen).

Du weißt am beſten, Fritz, daß man niemals verliert, was man einmal ins Herz geſchloſſen.

Laura.

Mutter! (ihr ans Herz ſinkend.)

Schiller.

O traurige Weisheit! Was uns auf Erden verſagt wird, das verſetzen wir in den Himmel. Machen wir es beſſer. Holen wir vom Himmel herab, was uns die Erde verſagt, verpflanzen wir's gewaltſam auf die Erde.

Generalin.

Gewaltſam!

Schiller.

Den Himmel, den wir erwarten, den können wir auch erſchaffen. Freundin meiner Mutter, gieb mir Dein Kind zum Geleit auf die Flucht in die weite Welt hinaus. Ich will ſie hüten wie meinen Augapfel, ich will ſie ehren wie meine Gottheit; denn (Laura die Hand entgegenſtreckend, welche dieſe begeiſtert ergreift) ich liebe ſie, ich will für ſie arbei-

tum, ſei's mit dem Spaten in der Hand, wenn meine Dichtung nicht gefällt und unſern Unterhalt nicht gewähren kann.

Laura.

Das ſollſt Du nicht, Schiller. —

Generalin.

Nichts Gewaltſames, Fritz!

Laura.

Du ſollſt nicht erniedrigt werden um meinetwillen. Du ſollſt mich nicht überſchätzen, ich bin ein unbedeutend Kind neben Dir Du ſollſt nicht gehindert werden in Deiner Laufbahn durch — Deine Laura. Geh, fliehe, rette Dich jetzt und — ſei meiner gewiß. Ich bin das kleine Blümchen, welches die Sonne augenblicks wiederfindet, ſobald die Wolken zerſtreut ſind — Du biſt meine Sonne.

(Kurze Pauſe.)

Koch

(aus der Thür rechts, er hat Schillers Mantel [zweiter Akt] umgenommen und hält ſeinen weißen in der Hand).

Nimm meinen Mantel um, Schiller, zu größerer Sicherheit und folge mir, es iſt Zeit! Rieger bedroht uns, wie ich gefürchtet. Er ſteht mit dem Hauptmann ſchon im Schloßhofe, ſein geſatteltes Pferd und eine verſchloſſene Kutſche neben ihm. Die Kutſche ſoll Dich auf den Asperg entführen. Die Sonne ſinkt, und ſo wie ſie hinter dem Jagd-

hauſe verſchwindet, beginnt Riegers Kommando. Dann iſt's vorbei mit uns; ich verliere jetzt ſchon das Vertrauen, weil ich geſehen, daß er die Reiterpatrouille bereit hält. Wenn er dieſe ausſendet, dann werden wir ſicher aufgegriffen; alſo raſch vorwärts! Wo iſt das Fiesko-Manuſcript?

Generalin.

Mein Gott, wo bleibt Franzel — ſie hat es übernommen, das Manuſcript aus des Herzogs Zimmer zu holen — (eilt an die Thür links.)

Koch.

O Weiber, Weiberzauberei! Sie wird's mir anſtreichen, daß ich meinen Zopf voreilig abgeſchnitten! — ich eile der Gräfin entgegen und ſende Rette, daß er den Wagen dort (nach links deutend) an die Ecke beſtellt, daß er das Signal giebt und unſre Leute als Poſten aufſtellt bis hierher an den Wall. Dein Regiment bezieht jetzt ſchon die Wache am Ludwigsburger Thore. Jeder Grenadier deſſelben kennt Dich, wir müſſen alſo deshalb zum Eßlinger Thore hinaus — (gehend) nimm den Mantel um und ſei bereit, im äußerſten Falle ohne Fiesko! (links durch die Thür ab.)

Generalin

(hat den weißen Mantel genommen und hängt ihn Schiller um).

Im ſchlimmſten Falle, Fritz, ſenden wir Dir das

Manuſcript. Verlaſſe Dich auf mich, ich ſorge dafür, müßt' ich's mit Gefahr meines Lebens ſtehlen.

Schiller.

So ſei es denn.

Laura.

O Gott!

Schiller.

So ſei es denn! So ſcheiden wir unter ſchwachem, ach ſo ſchwachem Hoffnungsſchimmer. Wenn der Menſch im Schiffbruch Alles verliert, ſo klammert er ſich noch an die Hoffnung, an dieſen Himmelsſtrahl, als ob er an einem körperloſen Lichtſtrahle ſich feſthalten und erretten könnte.

Dritte Scene.

Gräfin (mit dem Manuſcript in der Hand erſcheint links an der Thür) — Schiller — Generalin — Laura.

Gräfin (in der Thür).

Das thut er, wenn er ein ganz gewöhnlicher Menſch iſt, nicht aber, wenn er berufen iſt, einem großen Volke Dichter und Prophet zu werden. Wer

nter Millionen allein auserwählt wird zu ſolcher inſamen Größe —

Schiller

(enthuſiaſtiſch während dieſer Rede auf ſie blickend und enthuſiaſtiſch ausbrechend).

Der muß die Kraft in ſich tragen, in ſchauerlicher Einſamkeit durch ſein Leben dahin zu wandeln nd ohne Zucken ſeinen Blick abzuwenden vom Reize es heimiſchen Heerdes, vom Zauber des geliebten Weibes. Das ganze Volk ſei ihm die Heimath, ie ganze Menſchheit ſeine Liebe! (Zu ihr eilend und as Manuſcript aus ihrer Hand nehmend) Ich dank' Euch ür die Mahnung, hohe Frau, ich will ihr folgen, b auch mein Herz bricht, will ſcheiden aus der eimath, von der Liebe — auf Nimmerwiederſehn! Er ſtürzt zu Laura und ſchließt ſie in ſeine Arme.)

Generalin.

Mein Sohn!

Laura.

Mein Schiller!

Gräfin.

Alſo ſei's!

Schiller

(Laura auf die Stirn küſſend).

Dieſer erſte und letzte Kuß ſei Alles, was mir ie Liebe gewährt. Der einzig glückliche Augenblick

meines Lebens iſt der traurigſte — ein Lebewohl für immerdar!

Laura (weinend).

Und doch bringt er ein ganzes Leben für diejenige, die — Deiner bis zum Tod gedenken wird — in Lieb' und Treue.

(Es wird in der Halle ganz dunkel, im Hintergrunde Abendroth.)

Schiller

(in höchſter Weichheit).

Die mein gedenken wird, auch wenn wir Alle uns getäuſcht in mir, auch wenn ich unbekannt und werthlos bleibe in der Dichterwelt —?

Laura.

Auch dann! — Ich liebe Dich, wer Du auch ſeiſt, was Du auch werdeſt!

Schiller.

So iſt es eine Seligkeit — zu weinen!

(Schon bei den Worten „was Du auch werdeſt" rechts hinten aus großer Entfernung Jagdhörnerruf, der in kurzen Zwiſchenräumen, näher kommend, ſich wiederholt.)

Vierte Scene.

Koch — die Vorigen.

Koch

(ſchon hinter der Thür links, aus welcher er eilt; er trägt zwei Piſtolen).

Friſch auf, Kamerad! Das iſt der Jagdſchluß, der von der Solitude herab dringt, der Herzog kommt! Die Sonne geht unter, Riegers Regiment beginnt, nimm Deinen Hut und dieſe Waffe, (er holt den Hut rechts von der Steinbank und reicht ihm Schiller mit einem Piſtol) auf und davon!

Laura

(in größten Schmerz ausbrechend).

Mein Friedrich!

Schiller.

Laura!

Laura

(ſich wendend und nach der Bank rechts ſchwankend).

Auf Nimmerwiederſehn!

Generalin

(Schiller umarmend).

Mein Sohn, mein Sohn, Gott ſegne Dich!

Schiller.

Meine Mutter!

Gräfin

(mit herzlichſtem Enthuſiasmus und raſch).

Auch an mein Herz, Schiller! Sei ein Mann, mach Deinem Schwabenlande Ehre und verherrliche das deutſche Vaterland! (Er ſinkt vor ihr aufs Knie.) Ich weiß, Du kannſt es, und Du wirſt es, ja ich ahne, daß kommende Geſchlechter Deutſchlands uns noch ſegnen werden, den Friedrich Schiller frei gemacht zu haben. (Links in mäßiger Entfernung bei den Worten „ja ich ahne" gedämpfter Geſang der Schüler „Ein freies Leben führen wir" mit diskreter Begleitung der Klarinette.)

Koch.

Unſer Signal! Endigt!

Schiller (aufſpringend).

In Deine Arme werf ich mich, o deutſches Vaterland! Nimm ihn auf den aus Heimath und Liebesglück verſtoßenen Schwärmer, nimm mich auf an Dein großes Herz! Und kannſt Du's nicht, weil meine Kraft zu ſchwach und zu gering erfunden wird, und kannſt Du's nicht! o ſo ſchenke mir, mein Vaterland, doch einen frühen Tod und widme mir zur Grabſchrift doch die Worte:

Der arme Schwabe trachtete nach Großem,
Wir ſegnen ihn für Das, was er geträumt!

(Schiller und Koch eilen haſtig bis ans Ende des Bogenganges. Dort hemmt Koch einen Augenblick Schillers Schritt, indem er rechts hinauf nach der Schildwache — welche übrigens ſeit der erſten Scene nicht mehr ſichtbar geweſen iſt — blickt. Dann gehen beide durch die Lücke des Raſenwalles und verſchwinden links. Die Gräfin und Generalin ſehen ihnen nach in geſpannter Angſt mit ausgebreiteten Armen. Laura bleibt zuſammengeſunken auf der Bank. Man hört immer aus der Ferne das Lied „Ein freies Leben führen wir." Sobald Schiller und Koch etwa bis in die Kuliſſe links gelangt ſind, knallt rechts hinter dem Walle ein Schuß, dem unmittelbar in gleichmäßiger Entfernung ein zweiter, dritter, vierter und in äußerſter Entfernung ein fünfter folgt. Im Hintergrunde ſieht man Raketen und Leuchtkugeln aufſteigen. Das Lied, welches von ſeinem Beginn an ununterbrochen geſungen worden iſt, hört plötzlich auf.)

Generalin.

Barmherziger Gott, man ſchießt auf ſie!

Gräfin.

Allmächtiger Gott! das iſt entſetzlich — das iſt nicht möglich.

Fünfte und letzte Scene.

Rieger — Hauptmann — dann Herzog — Bleiſtift — dann Rette — die Vorigen.

Rieger

(ſchon innen rechts ſprechend).

Das Zimmer leer! die Thür offen! (Tritt haſtig und aufgeregt aus der Thür.) Er iſt fort —?!

Generalin.

Du haſt auf ihn ſchießen laſſen, Unſeliger?

Gräfin.

Wehe Euch, wenn eine Kugel getroffen!

Rieger.

Auf ihn? Er iſt alſo eben fort — holla! (wendet ſich nach rechts zur Thür und ruft mit ſtarker Stimme:) Reiterpatrouille marſch! (Unterdeß iſt der Hauptmann eingetreten von rechts aus der Thür und hat die Fragen gehört.)

Hauptmann.

Beruhigen Sie ſich, erlauchte Frau, die Schüſſe ſind nur Signale zum Feuerwerk, (Trommel und klingendes Spiel rechts) welches nach der Solitude hinauf ſignaliſirt wird. — Durchlaucht der Herzog kommt eben an, Euer Gnaden abzuholen.

Rieger

(hat ſich nach hinten rechts gewendet und ſich links vom Trommler, der ſich, ſowie der Grenadier, an den Pfählen aufſtellt, poſtirt, nach rechts hinausblickend, von wo der Herzog an dem trommelnden Trommler und den präſentirenden Grenadieren vorüber eintritt; vor deſſen Eintritt noch ruft er:)

Durchlaucht der Herzog!

Herzog

(hinten vor Rieger ſtehen bleibend).

Was iſt?

Rieger.

Der Jerobeam Schiller iſt ſo eben entflohn — die Wache am Thor erwartet, und die Reiterpatrouille verfolgt ihn.

Herzog

(kommt langſam vor und betrachtet die Frauen).

Was iſt das? (auf einen großen Brief in der Hand des Hauptmanns deutend.)

Hauptmann.

Das Paquet meines Kuriers aus der Pfalz, welches das Exemplar der Räuber und Herrn von Dalbergs Entſchuldigung enthält.

Herzog (zur Gräfin).

Haſt Du um dieſen eitlen Fluchtverſuch gewußt?

Gräfin.

Ja, ich hab ihn befördert.

Generalin.

Ich auch.

Herzog (zum Hauptmann).

Leſ' Er — (zur Gräfin) und höre nun das Urtheil eines Unparteiiſchen, um es Deinem Schützlinge mitzutheilen, ſobald er eingebracht iſt.

Hauptmann (bricht das Siegel).

Kein Buch darin! —

Herzog.

Leſen!

Hauptmann.

„Euer Hochwohlgeboren Schreiben um Friedrich Schillers Schauſpiel «die Räuber» zeigt eine Beſorgniß, welche hier zu Lande Niemand theilt. Jedermann, der von deutſcher Dichtkunſt etwas zu verſtehen glaubt, war hier in Mannheim freudig überraſcht von der erſtaunlichen Genialität, welche ſchon aus der Lektüre dieſes Schauſpiels entgegenſpringt.“ —

Herzog.

Was?

Gräfin.

Siehſt Du!

Hauptmann.

„Ew. Hochwohlgeboren Verlangen, das Stück möge unterdrückt werden, hätte alſo ſchon darum große Schwierigkeit gefunden; denn ich könnte es

vor meinem Vaterlande nicht verantworten, ſolch eine ſeltene Schöpfung der öffentlichen und allgemeinen Prüfung vorzuenthalten.“ —

Gräfin.

Ein Dalberg!

Generalin.

Ein braver Dalberg!

Laura (richtet ſich auf).

Herzog.

Weiter!

Hauptmann.

„Es hieße dies auch Ihrem Durchlauchtigen Souverain, der ein ſo feiner Kenner iſt in äſthetiſchen Dingen, einen ſchlimmen Dienſt erzeigen; kurz, Hochwohlgeborner Herr, unter allen Umſtänden wäre ich nicht im Stande geweſen, Ihren Wünſchen hierin dienſtbar zu ſein, wenn es auch noch Zeit dazu geweſen wäre.“

Herzog.

Was!

Hauptmann.

„Es war aber nicht mehr Zeit. Schon vor Ankunft Ihres Kuriers hatte die Aufführung ſtattgefunden.“

Generalin. Ah!
Gräfin. Ah!
Laura. Ah!

(Pauſe.)

Herzog.

Aufgeführt?! — Weiter.

Hauptmann.

„Die Zuſchauer waren von weit und breit dazu herbeigeſtrömt; denn es hatte ſich das Gerücht verbreitet, das Stück ſei etwas Außerordentliches. Das Theater war ſchon Nachmittags überfüllt. Ich gehe ſo ins Detail wegen Ihres durchlauchtigen Herrn, welchen das Debut ſeines Karlsſchülers ſehr intereſſiren und erfreuen wird" — verzeihen Durchlaucht (ihm den Brief hinhaltend), mich überfällt ein Schwindel —

Herzog.

Nehm Er ſich zuſammen und leſ' Er zu Ende.

Hauptmann.

„erfreuen wird. Das Publikum zeigte ſich ſehr einſichtsvoll und unbefangen und war drei Akte lang karg mit Beifallsſpenden, trotzdem daß Bök als Karl Moor und Beil als Schweizer vortrefflich ſpielten; erſt im vierten Akte, als der junge Iffland den furchtbaren Charakter des Franz Moor vollſtändig entwickelte, erſt da brach der Beifall aus" —

Laura. Oh!
Gräfin. Oh!
Generalin. Oh! — geb' Er her, Er lieſt ſchlecht. (Lieſt:) „Da, da — brach der Beifall aus, aber auf eine Weiſe, wie ich es in meinem Leben

nicht erfahren habe: es war ein Sturm, es war ein Jubel, als ob eine große Schlacht gewonnen würde. Und es war auch eine gewonnene große Schlacht, es war der Sieg deutſchen Talentes über das franzöſiſche Theater, von welchem wir bisher abhängig, ja welchem wir völlig dienſtbar waren, es war ein Sieg, welcher Deutſchland eine große dichteriſche Zukunft verſpricht, und deshalb hab ich von Herzen eingeſtimmt in den allgemeinen Jubelruf, in den Jubelruf: Es lebe der ſchwäbiſche Jüngling, in welchem der Genius unſers Vaterlandes einen großen Dichter erweckt hat, einen Dichter, welcher Außerordentliches leiſten und unſre Kinder und Kindeskinder noch entzücken wird, es lebe Friedrich Schiller!"

Gräfin.
Generalin.
Laura.
} Es lebe Friedrich Schiller!
(welche ſich begeiſtert genähert hat.)

Gräfin.

Herzog Karl, haben die Frauen das Genie erkannt, und ſoll der Frevel ſich erfüllen, daß Wachen und Reiter den Dichter, den gekrönten Dichter auf der Landſtraße verfolgen und wieder hieher ſchleppen —?

(Kurze Pauſe.)

Herzog.

General Rieger! Die Thorwachen inſtruiren,

die Reiterpatrouillen zurückziehen, der junge Mann ſoll ungehindert von dannen gehn.

Gräfin (ihm an die Bruſt fallend.).
Mein Karl!

Generalin.
Mein Herzog!

Laura.
Gott lohn' es Dir!

Herzog.
Er ſelbſt, Rieger, kehrt ſpornſtreichs auf den Hohenasperg heim, und der Prediger Hahn ſoll mir einen Bericht erſtatten über Schubart — Marſch!

Rieger (wendet ſich mürriſch und geht rechts ab).

(Der Hauptmann hat ſich langſam in den Hintergrund gezogen.)

(Pauſe.)

Herzog.
Ich bin ſcheinbar vor Dir zu Schanden geworden, Franziska. Der Erfolg iſt gegen mich! meine Welt wird unter dem Beifallsgeſchrei eines neuen Geſchlechtes zu Grabe getragen. Ich habe die Worte des Poeten Schwabenſtreiche genannt, jetzt wird man Schwabenſtreiche des ſchwäbiſchen Herzogs nennen, was ich dagegen gethan und gelaſſen — die Welt richtet nach dem Erfolge und nennt

ihn Gottesgericht. Was ſoll mir jetzt der Schüler, da ſein wildes Werk nicht mehr zu hemmen iſt! (Zu Laura) Mein Kind! wir Beide müſſen mit Schmerzen bezahlen, was die Welt ihren Gewinn und Fortſchritt nennen wird, tröſte Dich an meinem Herzen!

Laura (ihm die Hand reichend).

Meines Dichters Zukunft iſt mein Troſt!

(Die Generalin hebt die Hände zum Himmel, die Gräfin wie ſegnend gegen Laura. — Der Vorhang fällt.)

Schluß.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Der Schatten Wilhelm.

Eine geſchichtliche Erzählung

von

Heinrich Laube.

Leipzig,

Verlag von H. Haeſſel.

1883.

Bibliothèque
Bruxelles

1951 IV

Das Geschichtliche dieser Erzählung reicht nur sechzig und einige Jahre zurück, nämlich bis zum Jahre 1810. Trotz dieser nur mäßigen Entfernung von der Jetztzeit (1883) war die kleine Stadt so beschaffen wie jetzt.

I

Nickel hieß er, der Stadtwachtmeister. Der Herr Wachtmeister wurde er kurzweg genannt, ohne t. Der Buchstabe t gilt in diesem Worte bei den Schlesiern für überflüssig. Sie haben auch eigentlich Recht.

Der Wachtmeister Nickel kam soeben von einem Hause Namens Wittendorf zurück, welches vor sechzig und einigen Jahren östlich von der kleinen Stadt lag. Es liegt wohl noch da und man erreicht es in mäßiger Gangart binnen einer kleinen Stunde.

Er hatte da anscheinend — man nannte es geheim — Erkundigung einziehen sollen über die Gutsverwaltung, deren Betrieb verdächtig gewesen. Das Gut gehörte nämlich der Stadt, und die regierenden Herren hatten den Wachtmeister für geeignet befunden für solche Nachforschung.

Er selbst war anderer Meinung gewesen und hatte mit einigem Stolze zu seinem Vetter, dem Herrn Stadtkämmerer, gesagt: „Das ist gar nicht meines Amtes, ich gehöre zum Herrn Polizei-Inspector."

Solche Aeußerung hatte den vornehmen Herrn Vetter in Harnisch gebracht. Dieser Vetter Wachtmeister war ihm ohnehin

eine Lüge, weil er ihn aus Familienrücksichten, nicht aus Ueberzeugung freisprechen mußte. Er hielt den Vetter Wachmeister für ein mißliches Ding. Deshalb argerlich hatte er also bei dieser Gelegenheit erwidert: „Zum Polizei-Inspector gehörst du? Und wozu gehört der Polizei-Inspector?“ „Zum Magistrate. Wenn dich also dieser mit einer Aufgabe betraut, so danke Gott dafür im stillen Kämmerlein, denn dadurch wird deine amtliche Stellung gesichert. Sie steht auf gebrechlichen Füßen.“

„Ehe!“ Warum?“

„Warum? Weil du im Grunde ein Taugenichts bist und weil im Magistrate und selbst unter den Stadtverordneten mancher davon eine Ahnung hat. Dein Lebenswandel ist unschicklich, du bist ein Trinker.“

„Ich, wenn ich zuweilen trinke, so geschieht's immer auf schickliche Weise: ich trinke immer nur reinen Wein.“

„Auch der reine Wein ist zu viel, wenn man zu viel davon trinkt. Und außerdem ist das nicht wahr: du trinkst jede Mischkulanz, wie man's nennt, Punsch und Pomeranzen und Schlimmeres.“

Bei diesen unangenehmen Worten hatte der Wachmeister nur die Achseln gezuckt, hatte jede Vertheidigung unterlassen — was wußte der nüchterne Vetter Kämmerer von den Reizen des Mischkulanz — und war hinausgegangen nach Wittendorf zu dem verdächtigen Gutspächter. Dieser hatte ihn gut bewirthet und sogar über Nacht behalten. Der Wachmeister hatte gefunden, daß der Pächter ein ganz schätzenswerther Mann wäre, den man verleumdet haben müßte, und nachdem er zum Frühstück ein fettes Butterbrod und einen wirklich reinen Wein erhalten hatte, kehrte er nach der Stadt zurück. Sein Gewissen versicherte ihm, daß er kein eigentlicher Trinker wäre, und sein Gewissen hatte Recht: er war nur ein wenig naschhaft und naschte auch Getränke.

Uebrigens war er durchschnittlich ein ernsthafter Mann, welcher seine eigenen Gedanken hatte. Auf diese seine eigenen Gedanken war er stolz, und in diesem Vertrauen dachte er auch geringschätzig von seinem Herrn Vetter, dem Kämmerer.

Er war nur mittelgroß, dieser Wachsmeister, jedoch wohlbeleibt, aber durchaus nicht fett, und dieses Mangels rühmte er sich. Wenn er des Abends aus dem Wirthshause nach Hause ging, da hielt er sich gewöhnlich für einen gesunden Mann, trotz des Bieres, an welchem er immer etwas auszusetzen hatte. Des Morgens dagegen war er selten zufrieden mit seiner Gesundheit, mit seiner amtlichen Stellung und mit der Welt überhaupt. Da philosophirte er — das war seine Neigung — und das geschah immer trübselig. Die Welt ist gemein, sagte er da wol — und du wirst verkannt.

Das war jedoch heute nicht der Fall, obwol er ungewöhnlich früh aufgestanden. Er sah fast mit Erstaunen zu, wie die Sonne aufging. Das war für ihn ein seltener Anblick, der ihn unterhielt. Er kümmerte sich wol um's Wetter in der Stadt, aber gar nicht um die Natur.

Wozu auch? Die Natur hat eigentlich um die Stadt keinerlei Reiz. Das Land war eben, der Boden dürftig, und eine Aussicht gab es gar nicht. Auf drei Seiten stand Wald im Wege, und auf der vierten Seite war nichts zu sehen, als hie und da ein kleines Torf.

Dieser nördliche Theil Schlesiens, welcher an die Lausitz und an die Mark Brandenburg — speciell die Neumark — grenzt, ist von landschaftlicher Schönheit verlassen.

Das große Schlesien, welches man eben so gut ein Königreich nennen könnte, wie Sachsen und Württemberg — denn es ist größer als Sachsen und größer als Württemberg — bietet an der langen Strecke von den Karpathen herab bis an die Mark gar nichts Verlockendes an Landschaft. Die Oder,

welche die ganze Strecke hindurch läuft, sieht auf ihrem Wege nichts, was zum Verweilen einladen könnte, und ist also ein langweiliger Strom. Sobald er aus den Bergen bei Jablunka heraus ist, sieht er lauter ebenes Land, zu seiner Linken deutsches, zu seiner Rechten polnisches, welches mehr und mehr in deutsches verwandelt worden ist und täglich noch verwandelt wird. Nur die Westseite Schlesiens ist ganz anders und ist sehr wohlgefällig. Da ziehen die Sudetenberge, bald Glatzer Gebirge, bald Eulengebirge, bald Riesengebirge benannt, stattlich daher nach Norden, und beleben die Gegend außerordentlich.

Von diesen Gebirgen sah der Wachmeister jetzt gar nichts, und sie sind in diesem schlesischen Winkel auch gar nicht zu sehen. Der Wachmeister hatte keine Ahnung von ihnen; er hatte nie einen Berg gesehen. Eine kleine Erhöhung am braunen Wasser bei der Stadt nannte man leichtfertig den Hamsterberg, aber die Erhöhung war nur haushoch.

Was that's? Was ich nicht weiß, das macht mir nicht heiß. Der Wachmeister, in manchen Stunden Idealist, verlangte sich in diesem Punkte nichts Besseres.

Auch in Betreff grüner Wiesenflächen, welche man so gerne sieht, waren seine Ansprüche sehr mäßig. Die große Huthweide für die Stadtkühe hier auf der südlichen Seite genügte ihm, obwol sie immer abgegrast war vom lieben Rindvieh und nur einen kahlen Anblick bot.

Hier, in einiger Entfernung von der Viehweide gab es noch Gras, und fast zu seinem Schrecken stieg eine Lerche daraus empor und sang in der Luft. Eine Lerche! Den Vogel kannte er doch. Der Bäckermeister Neumann hatte einmal eine im Bauer gehabt, die hatte sich den Kopf eingestoßen an der harten Decke des Bauers. Aber gesungen hatte sie niemals. Er fand jetzt das Gezwitscher gar nicht übel. Dem Sonnenaufgange dagegen, von dem man so viel Wesens machte, dem

konnte er nicht viel abgucken. Ein blaßgelber Kreis, weiter nichts. Er hatte eben eigene Gedanken und meinte, das hätte er wol schon in der Jugend gesehen. Da, eh' er Lehrjunge werden mußte, war er zuweilen außen herumgekrochen, namentlich am Stromufer, um Edelsteine zu suchen, namentlich sogenannten Moosjaspis, bis man ihm gesagt, der sei auch nichts werth, und bis sein Vater ihn genöthigt hatte, Buchbinder zu werden. Buchbinder! Der Vater sei's auch gewesen und habe immer gesagt, es sei ein elendes Gewerbe, denn die Leute in der Stadt brauchten keine Bücher, brauchten also auch keinen Buchbinder. Aber weil es der Vater gewesen, mußte es der Sohn auch werden.

„Leider!" seufzte er und blickte seitwärts. Da floß und rauschte der Strom, die einzige Zierde der ärmlichen Landschaft. Es war ein munterer, starker Bergstrom, der vom Riesengebirge herunterkam und im Frühjahre gern Ueberschwemmungen brachte. Dagegen hatte der Wachmeister nichts einzuwenden, da konnte er sich geltend machen als Stadtobrigkeit, wenn die Leute unnützerweise retten wollten.

Im Ganzen fand er diesen seltenen Morgen doch nicht zu verachten als eine Abwechslung, und nun kam gar Jemand daher zwischen den Uferweiden, mit dem er seine besonderen Gedanken austauschen konnte, denn er sprach gern über Höheres.

Es war ein junger Mann, welcher von der Stadt daher kam. Kiesel erschrak aber beinahe, als er ihn erkannte, denn er glaubte zu wissen, daß dieser junge Mann ihm nicht besonders gewogen wäre.

Es war indessen ein Zug seines Naturells, daß er gerade solchen Leuten, welche ungünstig über ihn dachten, bereitwillig entgegenkam. „Nicht aus Furcht," sagte er, „oh nein, keineswegs." Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß er durchwegs ein beunruhigtes Gewissen hatte, und dies sagte

ihm: Sei zuvorkommend! Solch ein Mensch kann nachtheilig von dir sprechen, hindre ihn daran durch verführerische Höflichkeit. So rief er denn jetzt wie freudig überrascht: „Ei, ei! der junge Herr Schatten so früh auf den Beinen! Ja, der Fleiß selber."

„Geschäft, Herr Kickel, ich habe einen Bau drüben in Wittendorf. Guten Morgen!"

„Gleichfalls, gleichfalls! Und wie gesund der junge Herr aussieht! Ja, ja, noch keine Sorgen, als höchstens" — und dabei schlug er sich mit der Hand auf die linke Brustseite.

„Höchstens," sagte Schatten Wilhelm.

So wurde er in der Stadt genannt, wo man grundsätzlich den Taufnamen hinter den Hauptnamen anbrachte, und mit diesem „höchstens" wollte er vorüber.

„Einen Augenblick!" rief Kickel und setzte mit schwächerer Stimme hinzu: „Sie sind gewiß am Lamprecht'schen Garten vorbeigekommen und haben über den Zaun geguckt, weil dort die Töchter des Hauses — nicht doch! weil dort die Kirschen reif werden, und weil deshalb — kurz und gut, morgen wird man dort die Kirschen abnehmen, und die schönen Töchter des Fleischhauermeisters werden die Kirschen abpflücken, insbesondere die blonde, und da wird es lustig zugehen, wenn junge Herren fleißig helfen."

Dazu lachte er, soweit es ihm möglich war. Denn das Lachen wurde ihm stets ein wenig schwer.

Schatten Wilhelm war roth geworden, was man ihm deutlich ansah, weil er dunkelblondes Haar und dem entsprechend eine feine Haut hatte, aber er erwiderte doch nur nach kurzer Pause: „Das mag wol sein, Herr Stadtwachmeister. Guten Morgen!" und er ging von dannen auf Wittendorf zu.

Kickel griff an seinen hochgeschweiften Hut — man nannte ihn das Schiff, und diese Benennung ist auf allen Universi-

läten für alle Hüte eingeführt worden — und grüßte militärisch, nicht ohne würdige Haltung. Dabei blieb er stehen und sah dem jungen Manne nach, vor sich hinmurmelnd: Er beißt nicht an, er will's nicht eingestehen. Das kennt man und wird nicht loslassen.

Es war nämlich eine Unterhaltung seines Lebens, alle stillen Vorgänge in der Stadt zu erkunden und alsdann den Vermittler zu spielen. Den ganz ehrlichen Vermittler. Er meinte das durchaus nicht polizeilich, wenn er auch zuweilen solch harmlose Dinge, und nur diese, dem Herrn Polizei-Inspector erzählte. Schaden wollte er Niemanden, das lag ihm ferne, nur unterhalten wollte er sich und sich zerstreuen, ja sich betäuben. Denn er war mit seiner Existenz gar nicht zufrieden und hegte, ganz wie sein Vetter, der Herr Kämmerer, die unheimliche Furcht: er könnte plötzlich einmal in die Luft gesprengt werden.

Jetzt wendete er sich, und das Stromufer verlassend, schritt er rechts hinüber auf die kahle Viehweide, dem Schießhause zu, welches an der Landstraße neben der Viehweide stand.

Er kam da an der Wasserlache vorüber, welche mitten auf der Ebene eingebuchtet war, ein langes und breites Wasser von dunkler Farbe. Man nannte es die Mordlache. Ein Räuber nämlich des vorigen Jahrhunderts, Schinderhannes geheißen, sollte hier einmal einen wohlhabenden Bürger in das dunkle Wasser gestoßen und nicht mehr herausgelassen haben, so daß der Bürger bei solcher Behandlung ersoffen war. Da dies wie ein Mord aussah, hatte man das Gewässer die Mordlache genannt.

An dieser Lache blieb der Wachmeister Kiesel stehen. Die Erinnerung an Schinderhannes wirkte immer überwältigend auf ihn. Wenn er damals Stadtwachmeister gewesen wäre und den Schinderhannes gefangen hätte! Kurz, bei diesem Namen

dachte er immer daran, daß er endlich einmal eine große polizeiliche Entdeckung machen könne, welche ihm Ruhm, Zulage und gesicherte Existenz verschaffen müßte.

Nachdem er eine zeitlang tiefsinnig auf das stille Wasser geschaut, erhob er den Blick und sah nach Osten hinüber. Das war's. Da sah er das Kirchlein mit kleinem Thürmchen auf einer mäßigen Bodenerhöhung unweit des Schießhauses. Dies Kirchlein, welches noch aus der österreichisch-katholischen Zeit stammte und jetzt noch der kleinen katholischen Gemeinde angehörte, dies Kirchlein mit dem hölzernen Fensterladen oben im Thürmchen war Kiesel's Polarstern. Dort drängte sich seine Sehnsucht zusammen, die Sehnsucht nach einer unerhörten Entdeckung. Nach der Ersäufung des wohlhabenden Bürgers nämlich hatte sich die ganze Stadt aufgerafft, dieses niederträchtigen Spitzbuben und Raubmörders Schinderhannes habhaft zu werden, und da hatte man denn folgendes Unglaubliche erlebt: Die Väter der Stadt, umgeben von den Spürleuten, wandeln vom Schießhause daher gegen das Kirchlein, berathend, wie die bisher unfruchtbare Suche verschärft werden könne; da schreit der Polizeimeister erschreckend auf: Was ist's?! Er deutet auf das Thürmchen des Kirchleins, und man sieht oben den hölzernen Fensterladen nicht nur offen, nein, in dieser Oeffnung stehen ein Mannsbild und ein Frauenzimmer. Das Mannsbild grüßt mit der Hand und, wie es scheint, lustig. „Das ist der Schinderhannes selbst und sein Kebsweib!" ruft einer der Spürer, „ich kenne sie!" Hierauf folgt namenlose Bestürzung über diese Frechheit, denn Schinderhannes oben schlägt eine gellende Lache auf.

Mit achtungswerthem Muthe stürzen nun die unten alle — auch mehrere Rathsherren darunter — auf die Thür des Kirchleins zu. Sie ist verschlossen. Es muß nach dem Schießhause geschickt werden um Brechwerkzeuge — denn damals in

katholischer Zeit war der Schlüssel noch in den Händen des Probstes, also in der Stadt. Das Brechwerkzeug kommt und es gelingt, die Thür einzuschlagen. Nun hat man endlich den Racker! Nein, man hat ihn nicht. Und dies ist das Wunder. Schinderhannes ist nicht in dem Kirchlein. Es ist eine Gruft da. Hinunter! Das geschieht mit Versuch. Aber auch da ist er nicht. Man steht vor einem gräßlichen Räthsel. Ein geistvoller Rathsherr spricht von der Möglichkeit eines unterirdischen Ganges. Man untersucht genau; man findet keine Spur. Man untersucht auch außen den Erdboden weithin bis zu dem trägen Flüßchen, welches unten vorüberschleicht. Nichts! Nichts! man findet nichts. In wohlbegründeter Verstörung muß man unverrichteter Sache nach der Stadt zurückkehren, die Köpfe voll Zweifel über den Umfang des menschlichen Verstandes.

Dieser historische Vorgang lebte unvertilgbar in Kiesel's Haupte, und er hatte den verwegenen Gedanken in ihm erzeugt: es muß einen unterirdischen Gang geben, nicht auf den Erdboden hinaus, sondern in das Wasser des Flußchens, wahrscheinlich abgesperrt durch eine eiserne Thür. Aber wenn Schinderhannes diese Thür öffnet, so dringt doch das Wasser hinein — ja, hier liegt der Hund begraben; wer weiß, was der gescheite Spitzbube für Mittel ersonnen hat. Höchst wahrscheinlich aber liegen all seine Schätze dort unter dem Wasser begraben.

Er war schon einmal daran gewesen, den Grund des Flußchens mit einer Stange zu untersuchen; aber gerade bei der wichtigsten Stelle war er ausgerutscht, war hineingefallen und hatte sich einen Schnupfen zugezogen, welcher allmälig ein dauernder Stockschnupfen geworden war. Dieser erinnert ihn täglich daran, die Untersuchung bei trockenem Sommer wieder aufzunehmen.

Den Blick auf das Thürmchen gerichtet, kam er vor's

Schießhaus und fragte den außen ſtehenden Wirth, ob er etwas vom Schinderhannes erfahren hätte.

Dieſer lachte und holte ein Glas Korn für den Herrn Wachmeiſter, nebenbei verſichernd, der Schlüſſel zur Kirchenthür ſei jetzt in ſeiner Verwahrung, und ein heutiger Schinderhannes dürfte raſch gefaßt werden.

„Ja, wenn nicht!“ — weiter enthüllte ſich der Wachmeiſter nicht, trank nachdenklich den Korn und wandelte nach der Stadt. Daß der Wirth ihm noch nachgerufen, die Zeiten ſeien anders und heute beſtünde kein ſolcher Spitzbube mehr, hatte ihn, den Romantiker, geärgert, und während er zwiſchen den Scheunen dahinſchritt nach der Stadt, murmelte er vor ſich hin: „Der Wirth iſt ein Eſel. Die Zeiten ſeien anders geworden, kein Spitzbube beſtehe mehr! Dummes Zeug! Wenn man recht aufrichtig iſt gegen ſich ſelbſt, muß man ſich nicht eingeſtehen, daß Unſereiner ſelbſt ein Spitzbube werden kann, wenn ſich die Gelegenheit außerordentlich günſtig böte und der Gegenſtand des Diebſtahls ſo groß wäre um Unſereinen ganz unabhängig zu machen von Bürgermeiſter und Rath, und —?“

„Pfui, Kieſel! Wohin geräthſt du!“ ſagte er endlich doch und machte längere Schritte.

So kam er in die ſüdliche Vorſtadt, wo der frühen Morgenzeit wegen erſt einige Dienſtmädchen zu ſehen waren. Die Kühe der Stadt jedoch kamen ſchon daher auf ihrem Wege zur Viehweide. Sie waren ſelbſtſtändig und ohne Leitung durch die Straßen der Stadt gewandelt, ſie kamen ebenſo ſelbſtſtändig am Abende wieder zurück. Ihr Herr, der Hirt, hatte ſich in dieſem Punkte gar nicht um ſie zu kümmern. Er kam zwiſchen ihnen mit dem zuweilen eigenſinnigen Stier und zog ſeine Kappe ab vor dem Herrn Wachmeiſter.

„Aufpaſſen und richtig anſagen im Bürgerhauſe, wenn's paſſirt iſt!“ rief ihm dieſer mit Hoheit zu.

Dies betraf den Stier. Wenn dieſer in Verbindung getreten war mit einer Kuh — der Hirt kannte ſie alle perſönlich — dann mußte er es des Abends der betreffenden Hausfrau, der Eigenthümerin ſelbiger Kuh, getreulich melden.

Die Vorſtadtſtraße war breiter als irgend eine Straße in der Stadt, und hier gab's auch zwei Gaſthäuſer — „zum Wallfiſch" und zur „Krone" — in der Stadt gab's nur eins, und nur dies konnte im äußerſten Nothfalle einen Fremden über Nacht aufnehmen. Das ſchadete Niemandem, denn es kamen keine Fremden. Man reiſte damals äußerſt ſelten, und hier in der Stadt hatten keinerlei Reiſende was zu ſuchen. Die Stadt war mit Niemandem außer ihrem Weichbilde in Berührung.

Dies zeigte ſich eben wieder. Der Gaſtwirth „zur Krone" erſchien an ſeiner Hausthür, grüßte den Wachmeiſter und wies auf den erſten, den einzigen Stock ſeines Gaſthauſes hinauf. Er hatte dieſen Stock vermiethet. Der Wachmeiſter blieb ſtaunend ſtehen, als ihm der Wirth dies wies. Woher ein Miether?

„Geſtern Abends," ſagte der Wirth, „iſt er angekommen und heißt Juſtizverweier, Stammbach mit Namen. Er hat auch eine Tochter, und die iſt bildhübſch. Sie wird Amelie gerufen; das heißt wol Male?

Kann ſchon ſein. Ein ſchönes weibliches Weſen mehr in der Stadt wäre auch nicht übel. Aber beunruhigen wird es die Hausmütter. Das nennt man hochdeutſch Concurrenz in Sachen des Bräutigams. Das wird böſes Blut machen, denn es iſt doch eben eine mehr, die einen Mann braucht und der männliche Vorrath hat ſich nicht vermehrt. Eine neue Sorge! Wohl zu freien!

Mit dieſem vorzeitigen, aber wichtigſten Wunſche ſchritt der Wachmeiſter aufs Thor zu. Dies ſtand hinter einer gemauerten und gepflaſterten Brücke, unter welcher das braune, die ganze Stadt umgebende Waſſer dahinrödelte. Es war

noch aus alter Zeit ein thurmartiges Festungsthor, in welchem sich ein hochgewölbter Thorweg krümmte, damit ein Schuß hinein nicht immer zu treffen brauchte.

Der Drechsler Schneericke stand am Eingange und ließ sich von der Morgensonne bescheinen, während er seine dürftige Toilette beendigte. Er hatte innerhalb des Thorweges links seine Wohnung und Werkstatt, und dorthin drang nie ein Sonnenstrahl. Dafür entschädigte er sich jetzt.

„Der Rabbiner wartet auf Euch!" rief er dem Wachmeister zu.

Richtig! Als Riesel jenseits des Thorbogens in die Stadt trat, sah er rechts einen kleinen Mann am Rinnsteine der Fremdengasse stehen. Man sah vom Thore aus in zwei Straßen, links in die Waldgasse, rechts in die Fremdengasse. Das Wort „Straße", als zu vornehm, kam gar nicht vor.

Die Fremdengasse hatte vielleicht ihren Namen daher, daß in ihr immer die paar Juden wohnten, welche die Stadt in sich faßte. Vielleicht hatten sie als Fremde früher dort wohnen müssen, jetzt hinderte man sie in keiner Weise. Die Stadt war frei vom heutigen Semitenhasse, nur die Mütter etwa sahen den Umgang ihrer Kinder mit den Judenkindern nicht gerne. Es gab auch, wie gesagt, nur wenig Juden, jetzt nur drei Familien.

Der kleine Mann dort am Rinnsteine war ihr Rabbi, und das Haus, vor welchem er stand, war sein eigen. In demselben wurde auch der Gottesdienst gefeiert.

„Was soll's?" fragte der Wachmeister herablassend. Er dachte vornehm über Juden.

„Ob's dabei bleibt, daß nächste Woche bei Lamprechtens endlich ein Rind geschlachtet wird! Wir leiden Mangel, weil ja das letzte Rind nicht koscher war," antwortete der kleine alte Mann mit vergrämtem fremdartigen Gesicht.

„Ja. Das Thier verspricht, es ist wohlgenährt. Auf Euch wirds ankommen, daß es leicher ist. Wenn Ihr wieder Geschichten macht, so müßt Ihr eben acht Tage länger fasten, Vater Abraham, dafür seid Ihr Juden."

„Dafür sind wir Juden!" seufzte dieser, und hinter ihm seufzten zwei hübsche Mädchen, seine Töchter.

Kiesel unterließ nicht, sie sorgsam anzuschauen. Die Eine, die Ruth, war sehr hübsch, und Kiesel hatte ein Auge für weibliche Schönheit. Er ließ sich indeß nicht leicht fortreißen dadurch, und es war wol Verleumdung, wenn man ihm nachsagte, er wäre mit hübschen Dienstmädchen nicht so vorsichtig wie anderswo.

Wie schade um diese Ruth — sagte er sich jetzt still — wie schade! Es ist unter den drei Familien nur ein einziger möglicher Bräutigam für sie, der lange Elias in der Wassergasse. Er ist nicht mehr jung, und sie mag ihn nicht. Es bleibt ihr aber nichts Anderes übrig. Schade! Wärest du, Kiesel — pfui, pfui, Kiesel, ein christlicher Wachmeister und ein Judenmädchen! Ja, wenn's da wenne die blonde Rosel wäre — Hollo, Kiesel, du hast einen glücklichen Morgen, da tritt sie wirklich aus dem Hause!

Dies Haus war oben an der Ecke der Fremdengasse, und grenzte an den Ring. Was man anderswo in Deutschland Markt nennt, das heißt in den Städten, welche an Polen grenzen, überall der Ring. Das Rathhaus mit Zubehör steht in der Mitte, und alle vier offenen Seiten bilden den Ring. Sonst war keine Spur von Polen oder Slaventhum mehr vorhanden an dieser linken Oderseite. Fränkische und flandrische Einwanderung hatte dies Schleierland ganz und gar mit Deutschen bedeckt, aber vor grauer Vorzeit war doch auch dies linke Oderufer slavisch gewesen, und von daher war der Ausdruck Ring verblieben.

Rosel war die jüngste der drei Lamprecht'schen Töchter, welche in der Stadt für drei verschiedenartige Schönheiten galten. Hätte man in der Stadt schon etwas von ästhetischer Bildung gewußt, so würde man sie unfehlbar die drei Grazien genannt haben. Aber ästhetische Bildung war im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts in der kleinen Stadt etwas Unbekanntes, und so nannte man sie die drei Lampreten. Gemein bildlich. Unter Lampreten verstand man ein leckeres Essen von Fischen.

Rosel schüttelte eine Tischdecke aus vor der Hausthür und blickte recht gleichgiltig auf den Wachmeister, der vor ihr stehen blieb. Sie sah reizend aus in der Morgensonne. Ihr blondes Haar glänzte golden im Sonnenschein und sie war noch so jung, kaum siebzehn Jahre!

„Hab' ihn schon gesehen heute, den Herzallerliebsten der schönen Rosel!"

„Was? Wen?"

„Den aparten Schatten Wilhelm! Er kommt morgen in den Garten zu den Kirschen, und vor Allem zu seiner Rosel!"

Rosel hielt inne mit Schütteln und sah ihn an mit ihren großen blauen Augen, als verstünde sie ihn nicht. Er aber erlaubte sich eine Armbewegung wie eine Aufhand, und mit verliebten Augen ging er weiter.

Heilloser Kiesel, was kannst du da angerichtet haben. Rosel ist gar nicht der Schatz des Schatten Wilhelm, sondern die mittlere Schwester ist's, die Dorel, die aufgeweckteste der drei Schwestern. Wenn die hört, daß der Wilhelm mit der Rosel scharmuzirt o! sie ist sehr heftig, du heilloser Kiesel!

Er aber ging unbesorgt in seine Wohnung, eine Stube nach dem Hofe, angefüllt mit Arbeitstisch und Geräthen der Buchbinderei, welche jetzt der Sohn Fritze erlernen sollte, und mit drei Betten. Er hatte ja auch eine Tochter, welche er für heiratsfähig ausgab. Bei diesem Worte pflegte er still zu seuf-

zen; aber er behauptete mit Nachdruck, die Jette sei eine vortreffliche Wirthschafterin. Darin hatte er Recht, denn sie führte sein Hauswesen dürftig, aber siegreich, obgleich er ihr selten einen Groschen Geld verabreichte.

Sie erwartete ihn jetzt mit einem Töpfchen Kaffee, und er versuchte auch, denselben zu trinken. Aber es mißlang. Denn er war von dem täglichen Herumschlecken ein Gourmand geworden und rief: „Jette, das ist ja doch blanker Cichorien!"

„Ja, Vater. Mehr kann ich nicht bezahlen. Du hast mir ja seit acht Tagen —"

„Das verfluchte Geld! — Bring mir den Stiefelknecht! Ich will mich noch ein Stündchen aufs Bett legen; vor Zehn kommt doch Niemand aufs Rathhaus. Und ich bin so zeitig aufgestanden; ich muß mich erholen."

Er zog die großen Stiefeln aus, welche die Lederhosen bis ans Knie bedeckten, entledigte sich des Oberkleides, welches ein rund und lang geschweifter Frack war, dessen Ränder von langem Gebrauche glänzten, und zog eine schwarzwollene Zipfelmütze über das zurückgestrichene, ein wenig angegraute Haupthaar, welches hinten in einen dicken kurzen Zopf mündete. Die eigentlich weiße, aber schon lange nicht mehr ganz weiße, sehr lange Weste behielt er an, legte sich auf den Rücken ins Bett und fragte nur noch: „Wo ist der Taugenichts, der Fritze?"

„In den Klosterbusch nach Käfern. Er sammelt."

„Sammelt? Dummer Junge!" und so schlief er ein und schlief den Schlaf des Gerechten, obwol er eigentlich kein Gerechter war.

II.

Wilhelm Schatten war unterdessen rüstig auf Wittendorf zugeschritten. Er war Baumeister und hatte dort ein ganzes Gehöfte — dies war der Ausdruck — aufzubauen. Es war

Sonnabend — den Ausdruck „Samstag“ kennt man nicht — und da hatte er auch den Maurern und Handlangern ihren Wochenlohn einzuhändigen. Obgleich es kein Papiergeld gab, sondern neben den sogenannten harten Thalern nur Metallmünzen, welche stark mit Kupfer legirt waren, so konnte er es doch leicht in der Tasche tragen, denn er war jung und rüstig und das Arbeiterpersonal war nicht zahlreich. Der Abzug des Meisterpfennigs machte es zudem auch leichter. Von jedem Thaler nämlich hatte der Baumeister von rechtswegen einen Pfennig für sich abzuziehen.

Die Anspielung Riesel's auf seine Neigung für eine Lamprecht'sche Tochter war ihm sehr unangenehm gewesen. Er war ohnehin ein ziemlich verschlossener Mensch, und es sieht es ja kein Liebender gern, daß seine Herzensfrage an die große Glocke gehängt wird. Am wenigsten von einem Menschen, wie von diesem Wachmeister Riesel, welchen Wilhelm sehr gering schätzte, ja den er für einen halben Galgenstrick hielt.

So weit gingen zwar die Bewohner der Stadt nicht in der Geringschätzung Riesel's. Sie hatten sich an ihn gewöhnt. Aber Wilhelm war einige Jahre auswärts gewesen — eine unerhörte Seltenheit! — und er hatte strengere Maßstäbe mit heimgebracht.

Er war der älteste Sohn des früheren Stadtbaumeisters Schatten, welcher sein Amt niedergelegt und sich auf das Land zurückgezogen hatte, oder wie man hier sagt auf das Devi, was man erstaunlich und nicht eben lobenswerth gefunden.

Wilhelm hatte das Maurerhandwerk noch unter seinem gestrengen Vater erlernt und war nach Freisprechung im Gewerke auf die Wanderschaft gegangen. Dies war bei Maurern nicht häufig, und Vater Schatten hatte ganz verdutzt dreingesehen, als ihm Wilhelm, schon das Ränzel auf dem Rücken, dies kurzweg angekündigt hatte. Der Alte hatte nur den Kopf

geschüttelt und nicht gleich was dagegen gesagt, weil ihn der Entschluß völlig überraschte und er mit dem stets eigensinnigen Jungen nicht einen Streit anfangen wollte, bevor er sich die Sache überlegt hätte. Das hatte nun Wilhelm nicht abgewartet, sondern war ohneweiteres fortgewandert.

Von unterwegs hatte er selten geschrieben und nur von seinem Bruder Christoph zuweilen Auskunft verlangt über das Wohlbefinden von Vater und Mutter. Er wußte ja, daß der Vater nicht gern und die Mutter gar nicht schriebe. Christoph aber war immer — um den Wilhelm zu ärgern — vom Vater gerühmt worden als sehr gewandt mit der Feder.

Nach zwei Jahren war er zurückgekehrt und hatte zu allgemeinem Erstaunen dem Vater und dem Herrn Bürgermeister die Ausweise vorgelegt, daß er in der Hauptstadt des Regierungsbezirkes sein Examen gemacht habe und zum wohlbefugten Baumeister ernannt worden sei.

In Folge dessen war er vom Bürgermeister, Magistrat und Stadtverordneten als städtischer Baumeister eingeführt worden und hatte auch sogleich Beschäftigung gefunden, da nur noch ein altersschwacher Baumeister vorhanden und dieser noch dazu katholisch war, was nicht zur Empfehlung diente in der überwiegend evangelisch-lutherischen Stadt.

Dieser Glaubenspunkt war auch für den alten Schatten wirksam gewesen. Er haßte die Stadt und hätte seinen Sohn lieber außer Berührung mit derselben gesehen, aber der alte katholische Baumeister hatte auch einen Sohn, welcher zum Baumeister erzogen werden sollte, und da schien es dem Vater Schatten doch besser, daß sein Sohn eintrat, denn Schatten senior war ein Stocklutheraner.

So war Wilhelm einigermaßen fremd geworden in seiner Vaterstadt, und man sah ihn nicht ohne Mißtrauen an, wenigstens nicht ohne neugieriges Kopfschütteln. Man liebte nichts

Fremdes; es konnte die guten alten Gewohnheiten ſtören. Dazu kam, daß Wilhelm ein faſt ſchweigſames Weſen hatte und jedenfalls in ſeinen Aeußerungen kurz war. Man zog ein redſeliges Weſen vor; das zeuge von gutem Herzen.

Er war ein ſtattlicher junger Mann, ein wenig über Mittelgröße und von kräftigem Körperbau. Dabei aber doch ſchlank von Geſtalt und geſchmeidig in den Bewegungen. Er hatte blaue Augen, friſche, wohlgeröthete Farben im Angeſicht und kurzgeſchnittenes blondes Haar. Kurz geſchnitten, was man einen Schwedenkopf nannte, und keinen Zopf, keinen Haarbeutel, hinten gar nichts. Das befremdete. Die Haartracht war damals noch in der Krise. Alle älteren Leute trugen noch den Zopf, und die Vornehmen gingen gepudert. Die Jüngeren fingen bedenkliche Verkürzungen an, aber ſo radical hinten ohne irgend was, wie der Schatten Wilhelm, das war doch noch nicht vorgekommen und gab zu denken, das erweckte mißliche Folgerungen.

Hinter Wittendorf ging ein Steg über den Strom zum linken Ufer hinüber. Ueber dieſen Steg ſchritt Wilhelm, als er die Leute bezahlt und einige Anordnungen für die nächſte Woche getroffen hatte. Er wollte nicht direkt in die Stadt zurückkehren, ſondern den Vater in Gelſendorf aufſuchen. Gelſendorf lag ſüdweſtlich nur eine kleine halbe Stunde entfernt von der Stadt.

Neben Weidengebüſchen ging er am Strome dahin und blieb erſt einmal ſtehen, als eine Lücke in den Weiden eintrat und er frei auf das Waſſer blicken konnte. Er ſchien mit einem wichtigen Entſchluſſe beſchäftigt zu ſein, und der Anblick des raſch daherſtrömenden Waſſers mochte ihm eine Anregung bieten.

Die Landſchaft ſelbſt bot keine. Die wenigen Bäume in der Niederung waren alle verſtümmelt, wie das in Schleſien herkömmlich iſt. Man haut ihnen die Zweige ab, um ihr Laub

den Schafen als Nahrung vorzulegen, und ſo entſtehen Stangen, welche nur auf dem Haupte kleine Mützen tragen. Dagegen war Wilhelm ſehr eingenommen, und der Strom war ſein Liebling.

Was war's denn für ein Entſchluß, den er faſſen wollte? Er betraf die Frage, ob er in ſeiner Vaterſtadt bleiben und ſich für immer einrichten ſollte.

Er war ein ſtrebſamer Geiſt und hatte in ſeinem Fache des Bauweſens ernſte, weitgehende Anſichten. Er hatte auch Neigung gefaßt für die Kunſt ſeines Gewerbes, weil er draußen mächtige Monumente dieſer Kunſt geſehen, und er fragte ſich jetzt dringend: Iſt denn in dieſer kleinen, ganz und gar zurückgebliebenen Stadt irgend eine Ausſicht für dich und deine Laufbahn? Wird dich der enge, völlig abgeſperrte Sinn dieſer Bürgersleute nicht am Ende ganz und gar gefangen halten in handwerksmäßiger Beſchränktheit?

Das ſteht zu fürchten! ſagte er ſich und blickte unverwandt in das fließende Waſſer. Aber das Waſſer floß unaufhaltſam und ſetzte auch ſeine Gedanken in Fluß.

Es iſt doch deine Vaterſtadt, ſagte er ſich, und wenn auch in ihrer dürftigen Naturumgebung ohne die Reize, welche du draußen geſehen, ſo hat ſie doch den Reiz deiner Kindheit, deines ganzen Jugendlebens für ſich. Alle Umgebungen, ſeien ſie noch ſo unſcheinbare, erinnern dich an die jungen Gedanken deines Lebens und beleben dich dadurch Tag für Tag. Die Sonne und der Regen, die Lerche und die Nachtigall ſind hier wie anderwärts, und, ſetzte er nach einer Pauſe hinzu, die Rämmerei der Stadt iſt reich, ſehr reich, vielleicht gelingt es dir, die trockenen Väter der Stadt zu erweichen und Bauten von ihnen zu erringen, welche höhere Ziele anſtreben.

„Ach,“ rief er plötzlich halblaut und hob den Kopf, „das Alles iſt ja doch nicht die Hauptſache! Das Mädchen iſt's,

welches du liebſt. Sie feſſelt dich an die kleine Stadt, geſteh' dir's nur! Darum vor allem Uebrigen ſuche die Entſcheidung, ob ſie dich wieder liebt, wie du hoffſt, und ob ſie dein werden kann. Nach dieſer Entſcheidung mußt du ſofort trachten, und mußt deßhalb vor allem Andern zum Vater hinaus. Alſo vorwärts!"

Und er ging weiter.

Aber dieſe Liebe ſelbſt hatte eigentlich noch keine hinreichende Grundlage. Der junge Mann und das jüngere Mädchen waren noch weit auseinander.

Wilhelm war neben ſeinen Eltern in recht trockener Luft aufgewachſen: er hatte nie eine Zärtlichkeit zwiſchen Vater und Mutter bemerkt. Sie mochte wol nur in früheſter Zeit und nur in geringem Grade beſtanden haben. Er war ferner unter ſeinen Kameraden immer ziemlich abſeits geblieben, ernſt und einſam. So blieb er denn auch entfernt von der Mädchenjagd, welche unter den jungen Burſchen Mode war in der kleinen Stadt, ſobald ſie der Mannbarkeit näher rückten. Zeitig wurde er dann eingeſtellt in die Arbeit als Lehrjunge des Maurergewerbes. Das ſtrengt an, das macht müde. Er ſchlief feſt und träumte nicht. Erſt als er freigeſprochen worden, hatte er das Behagen gefunden, ſich freier umzuſehen und mit den Altersgenoſſen mehr zu verkehren.

Da hörte er denn, wie geſtritten wurde, welches das ſchönſte Mädchen wäre in der Stadt. Dabei wurden alle der Rede werthen aufgezählt, und nun ſchaute auch er ſich um nach den Wählbaren. Jetzt wollte man ſein Urtheil hören, weil er, der bisher Abgeſonderte, ja ein recht unbefangenes Auge haben müßte.

Das hatte er auch, und ſein Auge blieb plötzlich an einem Mädchenkopfe haften, von dem noch nicht die Rede geweſen war. Sie mochte wohl für zu jung, mochte noch für einen

Backfisch gehalten werden mit ihren sechzehn Jahren. Wunderlich genug nannte er sie auch nicht, als man seinen Ausspruch verlangte. Daß er dies nicht that, war ein eigenthümliches Zeichen.

Er hatte sie entdeckt beim Ausgange aus der Kirche. Dort an der großen Kirchenthür fand die Mädchenschau statt, dort versammelten sich gegen den Schluß des Gottesdienstes die zur Verliebtheit geneigten jungen Bursche, und dort mußten die armen jungen Mädchen Revue passiren. Arm? Ach nein! Die meisten hatten wol nichts dagegen. Auch Dorothea Lamprecht, kurzweg Dorel genannt, begegnete ruhig, wol gar forschend den neugierigen Blicken. Sie war so jung, daß sie noch gar nichts Arges dachte.

Und gerade sie traf mit ihren fröhlichen graublauen Augen den Sinn oder gar das Herz Wilhelm's.

Es hüpfte ein Schalk auf ihrem nun leise gerötheten Antlitze umher, und ein paar ganz kleine Sommersprößchen — nur ein paar, und ganz kleine — hoben das zierliche Näschen. Wenn sie das gewußt hätte! Diese Sommersprößchen hatten sie immer geärgert, und sie hatte mehrmals versucht, sie durch Zugpflästerchen zu vertreiben. Umsonst! Sie blieben hartnäckig bestehen und paßten ja auch sehr gut zum lockigen dunklen Haare, welches die feine Haut nachdrücklich beschattete.

Wer ergründet's, worin der Reiz besteht? Wilhelm nicht. Um Mund und Nasenflügel Dorel's spielten kleine Züge, welche Wilhelm entzückten, ohne daß er wußte, warum.

Jetzt ging er Sonntags auch in die Kirche, was sonst selten geschehen war. Er war immer zu seiner Erholung Sonntag Vormittags zum Thore hinausgegangen in den Klosterbusch, die einzige Zuflucht für landschaftliches Bedürfniß. Jetzt erschien er regelmäßig im Kirchengestühle seines Vaters. Der alte Schatten nämlich hatte als strenger Lutheraner dicht neben

dem Altare ein großes Gestühl gemiethet, in welchem er jeden Sonntag mit seiner Frau erschien. Die Frau blieb nur manchmal aus, weil sie an Magenkrämpfen litt; er fehlte nie. Von diesem Gestühl aus konnte Wilhelm hinaufsehen zu den Kirchenplätzen der Lamprechts. Sie befanden sich auf der sogenannten Empore, und da Beide, Wilhelm wie Dorel, gute Augen hatten, so lasen sie sich Beide von den Gesichtern deutlich ab, was in ihrem Innern vorgehen mochte.

Dazu war besonders der Tischlermeister Huckauf behilflich, welcher auf der Empore gegenüber saß und den Chorgesang tyrannisch zu leiten suchte, zum Schrecken des Cantors hinten an der Orgel. Denn Huckauf war nicht streng musikalisch und hatte nur eine grimmig laute Stimme. Obwohl man lange daran gewöhnt war, so machte doch Huckauf immer ein gewisses Aufsehen, und namentlich Dorel blickte dabei immer in die Höhe. Wenn Huckauf's Unfall im Falschsingen besonders groß gerieth, da zeigte die vielleicht musikalische Dorel Neigung zum Lachen. Das mußte sie — in der Kirche! natürlich unterdrücken, und über diese Schwierigkeit verständigte sie nach unten Wilhelm, welcher mit einem gutmüthigen Lächeln und Kopfnicken auszudrücken suchte: er wüßte ihre schwierige Lage vollständig zu würdigen.

Zum Aerger des Vaters war Wilhelm immer blitzschnell hinaus aus dem Gestühl, wenn Amen gesprochen war. Er wartete an der Thür auf Dorel, welche ihn immer ein Weilchen ansah und dazu curios lächelte, wie man sich über ein gemeinschaftliches Geheimniß freut.

Einigemale indessen fehlte Dorel zu Wilhelm's Betrübniß in der Kirche. Vorsichtig fragte er nach und erfuhr bald, daß die drei Töchter Lamprecht's wie im Wochengeschäfte des Hauswesens so auch im Kirchenbesuche abwechselten. Es waren auch nicht so viel Plätze in der Empore für die Lamprechts vor-

handen, wenn die ganze Familie gekommen wäre. Da die Abwechslung regelmäßig vor sich ging, so wußte Wilhelm bald ganz genau: heute kommt sie nicht. Und da folgte er seinem alten Triebe ins Freie zu wandeln und sich seinen Liebesphantasien hinzugeben.

Es gab eine einzige kleine Partie in der Nähe der Stadt, welche etwas von der Erquicklichkeit der Natur besaß. Dies war eine Viertelstunde abwärts am Strome der schon erwähnte Klosterbusch.

Die Stadt hatte unter österreichischem Regimente ein Kloster der Augustinerinnen besessen. Dies stand seit einiger Zeit leer, ein großes Mauern-Quadrat an der Sonnenseite der Stadt, und beherbergte jetzt nur eine Anzahl Sträflinge und in einem neueren Anbau den Bürgermeister. Die preußische Regierung hatte in protestantischem Sinne das Kloster aufgehoben, und es lebten nur noch einige Nonnen als Privatfrauen in der Stadt. Eine hieß Nepomucena, welcher Name immer mit Staunen ausgesprochen wurde. Ebenso waren nur noch zwei große Nonnenkutschen übrig, mächtige, vierſitzige Kasten, in denen die Nonnen an Festtagen hinausgeführt worden waren ins Freie, und zwar an diesen einzig möglichen Ort, welcher davon den Namen Klosterbusch erhalten hatte. Leicht war die Fahrt nicht gewesen, denn der Fahrweg führte nur eine Strecke weit dahin. Die Nonnen hatten unterwegs aussteigen und zu Fuß weiter wandern müssen zwischen Scheunen und Dornhecken, natürlich verschleiert, obwol ihnen Niemand begegnete in dieser Abgelegenheit.

Zwischen diesen Scheunen und Hecken schritt denn eines Sonntags auch Wilhelm hinaus und wunderte sich über die Väter der Stadt, daß sie nicht einmal einen Weg angelegt hatten zu diesem einzigen Busch in der Umgegend. Sie dachten gar nicht an so was. Naturgenuß war ihnen ein fremdes

Ding. Er ist ja überhaupt auch anderswo erst um diese Zeit, das heißt im ersten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts, von Engländern angeregt worden, namentlich von einem Lord Findlater bei Dresden und bei Karlsbad. Der Mann hat sich dadurch an beiden Orten unsterblich gemacht.

Der Klosterbusch war auch gar nichts Besonderes, aber er hatte seine angenehme Heimlichkeit, weil Niemand hinkam. Er besaß einen kleinen Hügel, auf welchem hohe Kiefern standen, und herunter zum Strome zogen sich niedrige Gebüsche. Der Boden war festes Moos, nach unten sogar Rasen, wie man ihn sonst nirgends sah, und der Strom war hier schöner als irgendwo. Er ging in engem Bette schnell und glänzend dahin und beherbergte Wasservögel, weil eben nur ein Fußweg vorhanden war, der selten betreten wurde und das wilde Geflügel in Ruhe ließ. Hier allein hörte man außer Finken und Amseln auch Nachtigallen, ein Entzücken für Wilhelm. Er war musikalisch.

Hier saß er denn eines Sonntags bei glitzerndem Sonnenscheine, welcher oben die Kiefernstämme golden färbte, auf dem Rasenboden und sah ein paar Wildenten zu, welche ihre Nahrung suchten und sich mit einander zankten. Auch sein Liebling kam plötzlich dazu, eine Tauch-Ente, Taucher genannt, welcher immer kopfüber in den Strom hinabfuhr und lange, lange ausblieb, bis er in einiger Entfernung endlich wieder auftauchte.

„Sieh' den prächtigen Kerl!" — rief überraschend eine weibliche Stimme — „wupp! fährt er wieder hinunter. Ist das hübsch!"

Wilhelm schaute auf. „Herrgott, das ist Dorel mit ihrer Schwester Rosel."

Sie kamen von der Papiermühle, welche weiter unten am Strome lag, und Jede trug, in Löschpapier eingehüllt, ein

Buch Papier in der Hand, welches ſie in der Papiermühle eingekauft hatten. Man brauchte damals ſo wenig Papier, daß die Kinder des Hauſes hinausgeſchickt wurden eine Wegſtunde weit, um den nöthigen Vorrath heimzubringen.

Die älteſte Schweſter Leonore, Lorel geheißen, war heute mit den Eltern in der Kirche, und die beiden jüngeren waren nach der Papiermühle gewandert, kamen eben zurück und erſchraken ordentlich, als ſie den aufſtehenden Wilhelm gewahrten.

Das war nun ein wunderbares Ereigniß! Sie konnten zum erſtenmale mit einander ſprechen. Roſel hörte nur zu. Es iſt auch nicht genau auf die Nachwelt gekommen, was ſie einander geſagt. Viel mag's nicht geweſen ſein, beſonders nichts Vertrauliches, auch wenn Roſel nicht zugehört hätte. Das Vertrauliche kommt nicht ſo ſchnell bei ſchüchternen jungen Leuten, und ſchüchtern waren ſie Beide, Wilhelm noch mehr als Lorel.

Man weiß nur, daß er ihr zunächſt die Wildenten geſchildert, abſonderlich den Taucher, alsdann die Amſel, den Finken und — natürlich mit Begeiſterung — die Nachtigall. Lorel hat mit geſpannter Aufmerkſamkeit zugehört und mit Bewunderung ſolcher ausgebreiteten Kenntniſſe Wilhelm's, ehrlich verſichernd, daß ihr das Alles neu ſei, und daß ſie bisher nur zahme Enten gekannt habe, die ſchönen Singvögel aber gar nicht.

Dann aber hatte Roſel eine ſpannende Abwechslung gebracht in das ſtockende Geſpräch, ſie hatte die Gefahr ausgemalt, welche ſie da unten, von der Papiermühle kommend, am Waſſer beſtanden hätten. Ueber einen Seitenarm des Stromes hätten ſie gemußt, und da wäre als Brücke nur ein dicker Holzſtamm vorhanden, der ſei potſchenaß geweſen, und ſie ſeien unter Lebensgefahr herüber „geglitſcht". „Ja, ja, wirklich ‚geglitſcht'," hatte Lorel beſtätigt und hatte zugeſetzt: „Wir ſind eben furchtſame Mädchen, und es war Niemand da, der uns die Hand gereicht." Da hielt ſie wie erſchrocken inne, weil

Wilhelm mit einem „Oh!“ die Hand ausſtreckte. „Nein, nein!“ hatte ſie ſchnell gerufen, „wir müſſen nach Hauſe, gelt Roſel?“ — „Freilich!“ — Und raſch waren ſie weiter gegangen. Mit langen Schritten konnte ſie Wilhelm kühnen Muthes nur noch eine kurze Strecke begleiten. Auf dem Fahrwege nahe bei der Stadt hatte ſich das nicht geſchickt. Da ſagten denn auch ängſtlich die beiden Mädchen haſtig den beliebten Gruß auf: „Wünſchen wohl zu ſpeiſen!“ und er mußte ſtillſtehen.

Die Bekanntſchaft war gemacht, Wilhelm war ganz ſelig, er rührte ſich, ihnen nachſchauend, lange nicht von der Stelle. Der berauſchende Eindruck konnte nun in der Einſamkeit fortwuchern.

Das geſchah denn auch. Er war jetzt Feuer und Flamme und ergriff mit beiden Händen die ſich bald darbietende Gelegenheit, Rosel wieder nahe zu kommen. Die Kameraden hatten vor, eine Partie über Land zu veranſtalten, eine ungewöhnliche Luſtigkeit.

Aber dieſe eine Partie war herkömmlich, und das Herkommen weihte Alles. Die Bürger, Vater und Mütter ſchloſſen dazu die Augen und ließen ihre Töchter mitfahren, wenn der Führer der Partie Vertrauen einflößte.

Eine Meile von der Stadt entfernt lag eine herrſchaftliche Beſitzung Stroman. Da gab es ein altes Schloß, gab es Eiſenhüttenwerke zum Anſchauen, gab es — und das war die Hauptſache — eine berühmte Brauerei. Sobald von dieſer Brauerei die Nachricht einging, ein „Gebräude“ Doppelbier ſei ausnehmend gerathen, da entſtand unter den Jünglingen der Stadt eine fieberhafte Unruhe. Man wollte einmal einen halben Tag lang den ungeſtörten Umgang mit den Jungfrauen der Stadt, man wollte das Doppelbier genießen und da ſich ein vertrauenswürdiger Führer fand, ſo wurde die Partie unternommen.

Dieſer Führer war der Fleiſchhauer Walter, welcher ſich um die älteſte Lamprecht'ſche Tochter, um das Lorel, bewarb. Der Vater Lamprecht wollte zwar von gar keiner Verheiratung ſeiner Töchter etwas wiſſen, aber den Walter hatte er, weil er grundtüchtig war, noch nicht ausdrücklich abgewieſen. Unter dieſer Führung konnten alſo alle drei Lamprechten, Lorel eingeſchloſſen, theilnehmen, und Wilhelm drängte ſich, ganz gegen ſeine ſonſtige Gewohnheit, eifrig hinzu.

Die Fahrgelegenheit beſtand aus langen Flechtenwagen. Das heißt: die Seitenwände und die Hinterwand des Wagens waren aus Weidenruthen geflochten. In das Innere wurden drei recht harte Lederſitze gehängt für ſechs Perſonen. Vorne, in der ſogenannten Schoßkelle, hatte noch ein männliches Individuum Platz neben dem Kutſcher.

Wilhelm und Lorel wagten Beide nicht — denn vielleicht wünſchte es auch Lorel! — einen ſolchen Feenſitz für ſich in Anſpruch zu nehmen. Das hätte ja ihren inneren Zuſammenhang verrathen können! Nur hinter ihr errang ſich Wilhelm ſeinen Platz, und er konnte ſo zu ihr ſprechen. Sie wendete dann das Köpfchen etwas nach rückwärts, und das ſtand ihr allerliebſt. Was ſie ſprachen, mußte natürlich unbedeutend bleiben, denn die Andern hörten es ja. Der Weg kam ihnen übrigens ein wenig zu ſtatten, er brachte Aufregungen hervor, und man kam ſich dabei gewaltſam näher. Landſtraßen nämlich, was man ſpäter Chauſſeen nannte, gab es nach keiner Seite der Stadt. Es gab nur ſchlechthin Landwege über den zumeiſt ſandigen Boden. Dieſer Boden hatte aber mancherlei Vertiefungen nach links und nach rechts, die Inſaſſen ſanken dann aneinander, und die Mädchen ſchrien.

Man kam diesmal ohne bemerkenswerthen Zwiſchenfall an, man beſah das Schloß und die Eiſenwerke, man trank Doppelbier.

Wilhelm, der kein Biertrinker war, leiſtete darin wenig, und Lorel machte die dreiſte Bemerkung: ſie tränke mehr als er.

Bei Betrachtung des Schloſſes und der Eiſenwerke jedoch war er ſehr kühn geweſen, er war hartnäckig neben ihr geblieben und hatte ihr Alles erklärt.

Der Hochofen mit dem rothgelben flüſſigen Eiſen hatte einen ſchauerlichen Eindruck auf Lorel gemacht, und ſie hatte ſich einmal ganz entſetzt dicht an ihn gedrängt beim Zurückweichen, als ob er ſie in Schutz nehmen ſollte. Das war denn entzückend für Wilhelm geweſen, und er hatte ſehr weiſe über Eiſenſtein und Schmelzung deſſelben vermittelſt Kalks geſprochen, und daß dieſer Eiſenſtein von ſeines Vaters Beſitzung in Gelſendorf ſtammte, worüber Lorel ganz erſtaunt geweſen und was ſein Anſehen bei ihr ſichtlich erhöht hatte. Kurz, der Verkehr zwiſchen ihnen war recht ausgiebig geworden, wenn auch nichts unmittelbar Herzliches zum Vorſchein kam. Auch eine Störung wurde glücklich überwunden. Sie ging von Lorel, der älteſten Lamprecht'ſchen, aus und beſtand in der leiſen Warnung: Lorel ſollte doch nicht ſo arg immerfort mit demſelben Herrn verkehren, der noch dazu kein eigentlicher Stadtangehöriger wäre. Da zeigte ſich aber ein Charakterzug Lorel's: ſie ließ ſich das nicht gefallen, erwiderte der Schweſter ſcharf und ſchloß mit den Worten: „Nun erſt recht!"

Deßhalb hatte ſie wol auch nichts dagegen, als beim Ausſteigen zur Heimfahrt ihr Wilhelm herzhaft zuflüſterte: „Setzen wir uns auf den hinterſten Sitz, da ſtößt der Wagen am wenigſten." Und als ob Lorel es hören ſollte, ſagte Lorel trotzig: „Ja, das thun wir!" Und da es ſchon ſtockfinſter war, ſie aber beim Ueberſteigen der zwei vorderen Sitze gehemmt werden konnten, ſo ſprang ſie plötzlich aufs hintere Wagenrad und ſchwang ſich wie ein Vogel hinein auf den hinterſten Sitz.

Wilhelm folgte wie der Blitz auf demſelben Wege, und ſo ſaßen ſie neben einander, als man ſich vorne noch um die Sitze ſtritt.

„Das war aber hübſch!“ ſagte ſie; dabei wurde ihr je doch ein wenig bange.

Wilhelm wagte es natürlich nicht, die günſtige Lage im Finſtern zu mißbrauchen; eine beſondere Gelegenheit machte er ſich aber doch zunutze, das Herz war ihm zu voll. Der Kutſcher nämlich erkannte im Finſtern die tiefe Abweichung des Weges nicht, und der Wagen rutſchte plötzlich in eine ſolche Vertiefung nach rechts hinein. Torel ſaß rechts, Alles ſchrie, vom Umwerfen bedroht, und er ſank nach rechts. Da um ſchlang Wilhelm die Torel, um ſie beim Sturze zu halten, und Torel umfaßte ihn ebenfalls wie zur Rettung. Alles nur zur Rettung! Der dreiſte Wilhelm aber benützte den gefähr lichen Moment, Torel auf die Wange zu küſſen. Torel hielt ſtill. Mitten in der Rettung konnte ſie vielleicht nicht anders und hielt das Ereigniß des Kuſſes nur für die Folge des ſich neigenden Wagens.

Nun, der Wagen hob ſich wieder ins Gleichgewicht, und ſie ſagte kein Wort über das Ereigniß, ſie verlangte alſo keine Aufklärung. Auch überließ ſie beim Ausſteigen in der Stadt — über die Sitze hinweg und dann hinunter — ihre Hand dem behilflichen Wilhelm ohne irgend ein Widerſtreben, und als ſie unten ankam, da ſagte ſie leiſe: „Ich danke für Alles“

„Für Alles! Alſo auch! —“ dachte Wilhelm, und trunken von Glück kam er auf ſein Zimmer.

Auf dem Tiſche lag ein Brief. Er enthielt die Antwort auf ſeine Anfrage nach Außen: wann er draußen ankommen müßte, um ſein Studium zum Examen in Angriff zu nehmen? — Auf der Stelle! lautete die Antwort. Und ſo mußte er ſich noch in der Nacht bereit machen, um am nächſten Morgen

abzureisen. Eine Fahrpost gab es doch schon — wenn auch keine tägliche — welche durch die Stadt kam und ging. Am nächsten Morgen kam und ging sie und — Wilhelm mit ihr. Auch nicht ein Gruß war möglich für Dorel.

War nun draußen, wo er in mehrere Städte kam, auch in Städte von Bedeutung, die Erinnerung an Dorel nicht gefährdet? Er sah doch viele Mädchen und sah schöne Mädchen. Gefielen sie ihm nicht? O ja. Aber an das Bild Dorel's, welches er im Herzen trug, reichte keines hinan.

Was ist es doch für eine wunderbare Eigenschaft, welche so vielen Menschen innewohnt, daß sie ein kleines Gesicht, eine gewisse Physiognomie, einen Blick der Augen, ein Lächeln des Mundes, eine Bewegung der Gestalt, einen Ton der Stimme nie und nimmer vergessen, und daß die Erinnerung daran der Mittelpunkt ihres Lebens bleibt!

So erging es Wilhelm. Er kam nach zwei Jahren zurück, um seine geschäftliche und bürgerliche Stellung zu erringen, und diese wichtige Aufgabe schien ihm Nebensache zu sein. Er dachte des Morgens und des Abends nur daran, Dorel wiederzusehen, Dorel für sich zu gewinnen.

Und es dauerte lange, ehe er sie nur wiedersah. Man sollt' es nicht denken, und doch brachte es die kleine Stadt mit sich. Ein Mädchen wurde zu Hause gehalten, es war gar nicht vorauszusagen, wann sie einmal ausgehen könnte; jede Verbindung nach außen war ihr unerreichbar. Es blieb für Wilhelm wiederum nur die Sonntagskirche übrig.

Natürlich war er am ersten Sonntag in der Kirche. Dorel war nicht da, es war nicht ihr Kirchtag. Also noch eine ganze Woche mußte er warten, nein, noch zwei Wochen mußte er warten, die nächste Woche gehörte Rosel.

Er wartete; sie kam, er sah sie. Ach, wie strahlte ihr Antlitz, als sie ihn erblickte! Wie nickte sie ihm zu! Unschein-

bar und doch ganz deutlich. Welch ein Zauber überſtrömte ihn bei anſcheinend ſo geringem Vortheile, bei einem bloßen Anblicke aus der Ferne! Und Huckauf hatte ſeinen entſchloſſenen Tag, er ſang erbarmungslos. Wie überwältigend lieblich lachte Dorel in ſich hinein! Alles ſtand alſo gut.

Und nun kam der Ausgang aus der Kirche, welche Seligkeit! Gewachſen war ſie, voller geworden, ein quellendes Leben in der zierlichen Geſtalt. Und wie verſtand ſie's, ganz nahe an ihm vorüber zu kommen! „Dorel!“ ſtammelte er kaum hörbar, und oh! lauter als er, wenn auch flüſternden Tones, ſagte ſie: „Willkommen!“

Dies Willkommen! ſchien ihm eine volle Entſcheidung. Aber nein, ſagte er ſich ſpäter, das iſt es noch nicht, es kann ja bloße Freundlichkeit ſein, und du brauchſt mehr. Morgen gleich ſuche die Entſcheidung zu erringen, morgen iſt ein Feſttag, da fahren ſie alle hinaus in den Wald.

Warum dieſer Feſttag? Niemand wußte es. Vielleicht war die Stadt einmal belagert worden und hatte obgeſiegt. Kurz, an dieſem Tage fuhr in jedem Jahre die wohlhabende Bürgerſchaft gegen Süden hinaus in den ſogenannten Hochwald und erluſtigte ſich in beſcheidenen Grenzen. Man aß, man trank Bier und das junge Volk tanzte.

In der ganzen Stadt gab es keine Kutſche, ſie fuhren Alle in den obigen Flechtenwagen, ſelbſt die Rathsherren. Denn die großen Ungethüme von Kloſterwagen konnten nicht benützt werden. Die vier Stadtpferde hätten dabei gelitten, die ſchweren Kutſchen eine ganze Stunde lang durch den ſandigen Weg hinaus zu ſchleppen.

Wie kam nun Wilhelm hinaus? Jetzt gab es keine Kameraden wie nach Stromau damals zum Doppelbier, jetzt gab es nur Bürgerfamilien, und dieſen war er wildfremd. Er wollte ſich raſch ein Reitpferd kaufen, welches er ja für die

Landbauten brauchen konnte. Aber die Landbauten waren noch nicht da, und in der ganzen Stadt gab es kein Reitpferd. Er konnte alſo weder eins kaufen, noch eins miethen. ‚Zu Fuße!‘ rief er, und er ging zu Fuße.

Der Weg führte am Schießhauſe vorüber und am Kirchlein, wo des Wachmeiſters Schinderhannes ſpukte. Dann ging es weithin durch eine verkrüppelte Baumallee neben dürftigen Getreide-Aeckern zu dem Walde, welcher der Stadt gehörte. Nicht blos hier gehörte ihr der Forſt, ſondern auch auf der anderen Seite der Stadt; er war von ſehr großer Ausdehnung und bildete den Hauptbeſitz der Stadt. Hier auf der Südſeite war das Juwel des Stadtforſtes, ein alter, ſehr alter Beſtand hohen Holzes, welcher ſeit Jahrhunderten geſchont war. Was die franzöſiſchen Seigneurs in ihrer Blüthezeit la haute futaie nannten, das war hier das hohe Holz der Bürger. Hier gab es auch Laubholzbäume, während im ganzen übrigen Umfange auf ſandigem Boden nur Schwarzholz wuchs. Deßhalb nannte man dieſen Hochwald das Juwel.

Die Wagen waren ſchon voraus, als Wilhelm an einem leicht bedeckten Frühlingstage neben den mageren Alleebäumen dahinwandelte. Er kannte den Weg von ſeiner Lehrzeit her, er hatte oft hier Bauholz abgeholt und Leſeholz zurechtgemacht für das väterliche Haus. Denn jeder Hausbeſitzer durfte ſich abfallendes und auch junges Holz auf den Wagen laden. Er ſollte zwar eigentlich keinen Stamm niederſchlagen, aber nur die Säge war verboten, die Axt nicht, und die Axt wurde fleißig gebraucht zum blos ſogenannten Leſeholze.

Wie gering auch die Landſchaft war, er hörte doch über den Feldern die Lerchen ſingen und hörte wol auch eine Wachtel ſchlagen, und wohlgemuth kam er nach einer halben Stunde in den Wald, zunächſt in jungen, ſpärlich ausſehenden Kiefernwald.

Rüſtig ſchritt er weiter, feſt entſchloſſen zu irgend einer That in Betreff Torel's, und als er endlich unter die hohen Bäume in den wirklichen Hochwald trat, da ſchwoll ihm das Herz hoch auf. Außer Torel liebte er die Bäume ſehr.

Ein weiter, runder Platz öffnete ſich vor ihm. Da ſaßen die Bürger nahe an den mächtigen Bäumen und aßen und tranken. In der Mitte aber war das Moos fortgeharkt, und da tanzten die jungen Leute ſchon. Er grüßte die Bürgersfrauen höflich; ſie dankten ihm mit Zurückhaltung. Der neue junge Baumeiſter war ihnen noch fremd, und da er jung war, fand man es wol natürlich, daß er zu den Tänzern ging. Dort ſah er ſich um und ſuchte und ſuchte — da war ſie, das Torel! Sie tanzte Kegelquadrille. Prächtig für ihn. Sie ſah ihn nicht. Er ſchlängelte ſich durch die Tanzgruppen bis zu ihrem Platze, und als ſie ihre Tour abgetanzt hatte und auf ihren Platz gekommen war, da ſah ſie ihn und ſtieß einen kurzen Schrei aus. Ihr Tänzer fragte: „Warum —?“ — „Nichts, nichts!“ antwortet ſie, „ein bischen ſchiefgetreten bin ich, weiter nichts. Gehen Sie nur voran, ich komme gleich nach.“

Der Tanz war nämlich juſt zu Ende, und die Tanzjugend drängte ſich wirr nach der Mitte zu.

Sie blieb ſtehen, und Wilhelm fragte beſorgt: „Sie haben ſich weh gethan?“

„Nicht der Rede werth. Ich will mich nur einen Augenblick lang an einen Baum lehnen.“

So ging ſie rückwärts an die hohen Bäume. Sie ging ſogar ein paar Schritte hinein in den Hochwald, denn dort ſtand eine mächtige Linde, ganz geeignet zum Anlehnen.

„Ja,“ ſagte Wilhelm hochweiſe, „es iſt eine Linde. Linden ſind eine unerhörte Seltenheit im Walde, und gerade dieſer ſeltene Baum wird Ihnen eine gute Stütze ſein.“

Dorel wollte lachen, aber es gelang nicht, und ſie fragte plötzlich, wie es ihm denn ergangen ſeit ſo langer Zeit?

„Gut, gut. Aber ich habe mich ſehr nach Hauſe geſehnt.“

„Das wird wol nicht ſo arg geweſen ſein! Sie haben ja ſo viel ſehen können, ſchöne Damen und luſtige Mädchen, alle ſchöner als hierzulande.“

„O nein!“

„Nein? Wer's glaubt! Beſonders die blonden!“

„O nein! Wenn man ein Mädchen gefunden hat, deſſen Bild uns ins Herz gedrungen, da ſieht man die anderen gar nicht mehr.“

„Ach geben Sie!“ und ſie ging einige Schritte weiter, wo die alten Linden noch enger ſtanden.

Er folgte ihr, und mit klarem Muthe wollte er nun mit der Sprache ganz heraus. Er ſagte alſo: „Liebes Dorel, ich möchte morgen zu Ihren Eltern ins Haus kommen und da . . .“

„Ja nicht! ja nicht! Das würde Alles verderben. Mein Vater iſt ſchrecklich ſtrenge gegen uns und gegen alle jungen Männer, die zu uns ins Haus kommen wollen. Nur den Walter für Dorel läßt er ſich zur Noth gefallen. Alle Anderen jagt er fort.“

„Warum denn?“

„Er ſagt immer: wir ſollten fleißige alte Jungfern werden, das ſei das Beſte für die dummen Mädel. Kommen Sie ja nicht!“

„Sie wollen alſo nicht —?“

„Ach ich! Wenn ich! Von mir iſt ja gar nicht die Rede. Mir wär's ſchon recht —“

„Geben Sie mir die Hand darauf, daß es Ihnen ſchon recht wäre!“

Sie gab ſie nicht. Er aber nahm ſie und wollte die kleine Hand küſſen — man tanzte im Hochwalde ohne Handſchuhe — dagegen aber ſträubte ſie ſich, das ſei ja zu viel, ſie ließ es aber doch zu, und dabei blickte ſie ihm in die Augen mit einem Ausdrucke, ſo warm, ſo warm! daß er endlich im Begriffe ſtand, dies ſprechende Auge zu küſſen — da fuhr ſie plötzlich zurück und rief mit gedämpfter Stimme: „Herr Gott, da kommt die Lore, die abſcheuliche, die ſucht uns. Dort, dort, rechts! Adje lieber Wilhelm! Gehen Sie links fort!“

Und wie eine Eidechſe ſchlüpfte ſie zwiſchen den Bäumen hinweg.

* * *

Das Alles, ſeine ganze Jugend, ſeine erwachende Neigung zu dieſem Mädchen, ſeine volle Liebe für Dorel ging jetzt an der Seele Wilhelm Schatten's vorüber, während er da am Strome ſtand.

Geſtern hatte ſich die Scene im Hochwalde ereignet und hatte mit dem beglückenden „Lieber Wilhelm“ geſchloſſen. Jetzt meinte er überzeugt ſein zu dürfen, daß ihm Dorel's Neigung gehöre, und jetzt wollte er handeln, raſch und nachdrücklich handeln trotz der abrathenden Warnung Dorel's.

Er rüttelte ſich zuſammen wie ein Menſch, der ſoeben viel erlebt hat und der nun ſeinen feſten Entſchluß faßt.

So ging er weiter, dem Strome den Rücken kehrend, ging nach links hinüber einem hohen Kreuze zu, wo der Fahrweg aus der Stadt kam und wo ein Seitenweg abzweigte nach Gelſendorf.

Auf einem Bauerngute in Gelſendorf hauſte ſein Vater. Er — meinte Wilhelm — müßte zuerſt unterrichtet werden von dem großen Vorhaben ſeines Sohnes. Nicht weil er der Vater wäre, ſondern weil er ein rückſichtsloſer, jäher Mann war. Wenn der Alte anderswoher erführe, daß ſein Sohn

ein Bürgermädchen aus der Stadt heiraten wollte, dann war vorauszusehen, daß er aufbrausen, nach der Stadt stürmen und spektakelhaft dagegen protestiren würde. Denn der Alte haßte die Stadt und wollte seinen Sohn Wilhelm mit einem reichen Bauernmädchen verheiratet sehen. Er also mußte Wilhelm's Absicht zuerst erfahren, damit sich sein Grimm innerhalb der eigenen vier Pfähle austoben könnte. Vielleicht fiel dann doch der Grimm zu Boden.

III.

„Vielleicht!" sagte Wilhelm vor sich hin und blickte im Vorübergehen zu dem Kreuze hinauf. Er blieb stehen und schüttelte, wie mißbilligend, den Kopf. Dies galt dem Christusbilde da oben, welches auf Blech gemalt war. Schlecht gemalt und dazu geschwärzt, verwittert, kaum zu erkennen als menschliche Gestalt.

Es stammte aus alter Zeit, als die Stadt noch zum katholischen österreichischen Staat gehört und als noch die geringe Anzahl katholischer Bewohner das große Wort geführt, ja die Evangelischen unterdrückt hatte.

Er wurde es nicht gewahr, daß er plötzlich mitten unter einer Schafherde stand, welche aus der Stadt kam. Alle Schafherden gehörten den Fleischhauern; diese gehörte Torel's Vater, dem Meister Lamprecht. Wilhelm sah das an dem großen L, welches mit schwarzer Pechfarbe den Schafen auf das Vließ des Rückens gedruckt war.

Außer dem Hirtenjungen war Fritze, des Wachmeisters Sohn, dabei und Gottlob, der zwölfjährige einzige Sohn Lamprecht's, Torel's Bruder. Dieser grüßte Wilhelm freundlich und schlug Greif, den Fleischerhund auf den Kopf, weil er Wilhelm anknurrte.

Dieser Gottlob, ein prächtiger Junge mit dunklem Locken-

kopfe, war für Wilhelm eine angenehme Erscheinung; sein Gesicht erinnerte deutlich an Dorel's Antlitz, und Gottlob hatte seinerseits offenbar eine Vorliebe für Wilhelm. Der zopflose junge Baumeister, welcher da plötzlich aus der Fremde erschienen war in der Stadt, hatte den Knaben überrascht wie etwas ganz Neues und Frisches, und Gottlob war schon mehrmals stehen geblieben an der Ringecke, wo Wilhelm gleich nach seiner Heimkehr den Grund ausheben ließ für seinen neuen Hausbau. Da hatte er zugehört, wie Wilhelm so ruhig und bestimmt den Maurern Anordnung und Befehle gab und alle Einwendungen kurz, sachgemäß beseitigt hatte. Wilhelm hatte den zuschauenden Knaben bemerkt, die Aehnlichkeit mit Dorel hatte ihn lebhaft angesprochen, er hatte ihn angeredet und hatte ihm gar freundlich erklärt, wie so ein Haus von unten auf entstünde. Kurz, es bestand schon, wenn auch seit kurzer Zeit, ein trauliches Verhältniß zwischen Wilhelm und Gottlob.

Dieser fragte jetzt, was denn Herr Schatten an dem alten Kreuze zu sehen hätte?

„Eine schmutzig gewordene schlechte Malerei," sagte Wilhelm, „die man verbessern sollte."

„Ach, das ist ja ein katholisches Bild, das uns nichts angeht!" rief Kiesel Fritze, der beim Herumstreichen sich Gottlob und der Schafheerde angeschlossen hatte, um mit auf die Weide zu ziehen und die Zeit todtzuschlagen.

„Ein katholisches Bild, ja," erwiderte Wilhelm, „aber es ist der Herr Christus, der auch unser Heiland ist. Der sollte schön und rührend aussehen, damit Vorübergehende gern hinaufblicken, wenn sie beten wollen. Ich werde ein paar Handlanger herausschicken, die verrosteten Nägel herausziehen, das Blech abnehmen und zu mir bringen lassen, um es neu zu malen."

„Darf ich zusehen?" rief Gottlob.

„E ja. Wie geht's zu Hause? Sind Alle gestern aus dem Eichwalde gut nach Hause gekommen?"

„Ja, ja! Der Vater ist lustig, nur die Dorel und die Rosel zanken sich. Ich weiß nicht warum."

Wilhelm streichelte ihm das Haupthaar; es hatte die Farbe wie Dorel's, dann sagte er ihm: „Ade!" und ging über die kleine Bodenerhebung hinauf gegen Geliendorf.

Die Heerde mit den drei Jungen und dem Greif zog links nach der Niederung. Plötzlich aber kam Gottlob dem Wilhelm nachgesprungen, Greif bellend neben ihm — er bellte, weil Gottlob sprang — und Gottlob sagte hastig: „Kommen Sie doch morgen Nachmittag zu uns in den Garten. Die Rabel halten Kirschenfest. Der Primarius Julius kommt auch."

„Das geht wol nicht, Gottlob. Ich bin in eurem Hause noch fremd. Deine Eltern kennen mich noch nicht."

„Ach, das thut nichts. Vater und Mutter kommen nicht hinaus."

„Und wie kommt es denn, daß du jetzt hier herauskommst? Hast du denn keine Schule?"

„Ich schwänze," rief Gottlob lachend, „nein, nein! seien Sie nicht böse, 's ist Sonnabend, da wird nur wiederholt, und Herr Brandel hat gesagt, ich wüßte schon Alles, ich könnte wegbleiben. Aber kommen Sie doch morgen!"

„Frage zu Hause, ob mir's erlaubt ist, und bringe mir morgen Vormittags Bescheid."

„Ja. Und darf ich ziehen, wenn Sie den Herrn Christus neu malen?" „Das darfst du."

„Prächtig! Adje! Nein, streicheln Sie erst den Greif, damit er Sie kennen lernt und nicht immer knurrt. Greif ist ein guter Kerl."

Wilhelm that es, und Greif ließ sich's gefallen. Dann sprang Gottlob davon.

Es war ein schmaler Fahrweg, welcher durch braunen Sand nach Gelsendorf führte. Links und rechts weithin sproßte sparsam mageres Korn. Kein Baum weit und breit, nur rechts drüben die Spitzen des Klosterbusches, welcher tiefer lag.

Wilhelm hatte einen niederdrückenden Eindruck davon, und dieser wurde noch verstärkt, als er an einen noch schmäleren Seitenweg kam, der links hinüberführte nach dem Dorfe Rippen und den sein Vater den Todtenweg nannte. „Dort werden sie mich bald hinüberfahren," pflegte der Alte zu sagen. Denn Gelsendorf hatte keinen Kirchhof, wie man den Friedhof dort nennt, wenn auch keine Kirche in der Nähe ist. Die Gelsendorfer wurden in Rippen beerdigt.

„Ach!" seufzte Wilhelm, „wie traurig ist hier Alles, wenn man nicht eine Herzensfreude gewinnt. Gott sei Dank — nein!" fuhr er fort, „man könnte immerhin dem sorgsamen Pfefferküchler folgen, der sich hier auf dem kargen Boden einen großen Garten aufgezogen hat. Wenn man nur trachten und arbeiten wollte."

Ja, rechts am Eingange von Gelsendorf hatte sich Herr Keller, der Pfefferküchler — so heißt hier der süddeutsche Lebzelter — einen Garten und eine Baumschule angelegt. „Es war also doch möglich, in der trägen Stadt etwas zu Stande zu bringen," sagte Wilhelm vor sich hin und schritt durch das leblos scheinende Dorf, an dessen Ende links das Bauerngut des Vaters lag, in öder Einsamkeit.

Stallungen, Scheunen und Wohnhaus bildeten ein weites, längliches Viereck, in der Mitte eine breite Mistgrube, daneben das thürmchenartige Taubenhaus und unter diesem die Hundehütte, wo der Hofhund an der Kette lag. Er winselte jetzt vernehmlich, als er Wilhelm, seinen alten Bekannten, kommen sah, und heulte laut, als ihn dieser streichelte.

Das Wohnhaus stand rechts, und als er in die weite

Wohnstube eintrat, fand er die Mutter allein. Sie schnitt Lauch. Schnittlauch gebrüllen, welcher aus dem kleinen Küchengärtchen hinter der Wohnstube stammte, und wischte sich die Augen, als sie nach dem Eintretenden blicken wollte. Ihre Augen waren gerötet, und die hochgewachsene Frau war überhaupt selten gesund. Wenigstens pflegte der Vater zu sagen: „Die Mutter ist ja immer krank."

Sie hatte ein kleines verschwommenes Antlitz, in welchem man die Züge suchen mußte. Uebrigens war sie gutmütig, und so begrüßte sie auch jetzt ihren ältesten Sohn mit den Worten: „Endlich einmal!"

„Wie geht's Mutter?"

„Vieler Gott, wie immer."

„Ist er draußen?"

„Freilich." Unter „er" verstand man immer den Vater.

„War er heute Morgens guter Laune?"

„Ach, wann wäre er das einmal. Auf die richtige Protimpe hat er heute früh geschimpft, und ich muß ein paar Bohnen mehr zur Cichorie nehmen, damit's beim Kaffee nicht wieder losgeht."

Nun versuchte es Wilhelm, die Heiratsfrage in Rede zu bringen, und erfuhr zu seinem Schrecken, daß er sich da alle Stadtgelüste vergehen lassen müßte. Ein Mädel aus der Stadt würde der Alte nie als Schwiegertochter annehmen. Und gar jetzt! Der Muxert aus Stehnsdorf, woher ja der Vater stamme, sei vorgestern dagewesen und habe seine Nicke für den Wilhelm angetragen. Das sei dem Vater ganz recht gewesen, denn Muxert's Gut sei das größte in Stehnsdorf und hätte insbesondere schöne Wiesen, die Nicke aber sei das einzige Kind und erbe Alles. Bruder Christoph sei gestern hinüber, um sich die Gebäude und das Mädel anzusehen.

„Das Mädel ist wie eine saftige Birne; die nehm' ich gleich, wenn der Wilhelm zu vornehm ist."

Dies sprach der jüngere Bruder Christoph, welcher eben von Stahnsdorf zurückgekommen und eingetreten war. Er setzte hinzu: „Beim Kanzler ist Alles in prächtigem Stande wie auf einem Rittergute.“

Dieser jüngere Bruder Christoph, kleiner als Wilhelm und recht unansehnlich, mit gedrückter Nase, ganz rothem Gesichte, ganz kleinen Augen und starren lichtgelben Haaren, war eigentlich der Liebling des Alten. Vielleicht weil er ganz Bauer war. Aus dem Bauerhandwerke war er gütig ausgeschieden wegen Ungeschicklichkeit, und doch — sagte der Vater — hat er eine schönere Handschrift als der vornehm thuende alte Junge — so wurde Wilhelm genannt — und ist auf der „Kuse“ besser zu brauchen. Er widerspricht wenigstens nicht.

„Hol sie dir getrost!“ sagte Wilhelm. Und während er auseinandersetzte, daß die Nicke für ihn nicht tauge, und während die Mutter dem hungrigen Christoph was zu essen brachte, bellte der Hofhund, und alle Drei riefen: „Da kommt er!“

Er trat ein, der alte Barbeis. Ein Mann an die Mittelgröße reichender Mann, eine Pelzmütze auf dem kahlen Scheitel, eine graue Manchjacke tragend, darunter eine abgeschabte schwarze Wambeiterhose und grobwollene graue Strümpfe. Das Antlitz wie von brauner Bronze, eben und kantig, von weißen Barthaarstoppeln eingerahmt, welche des Barbiers harrten. Alles aber erleuchtet von einem großen hellblauen Auge, welches kräftig dreinschaute.

„Hallo!“ — rief er — der alte Junge einmal da? Viel Ehre!“

Er schien gar nicht verdrießen zu sein, wie die Mutter gesagt hatte. Im Gegentheile. „Du hast“ — sahn er fort — „damals, als du noch ein dummer Junge warst, einmal einen guten Gedanken gehabt, Wilhelm, als du zu mir sagtest:

Du hattest die schwarzen Steine draußen an der Rippener Grenze ordentlich angesehen, und du hieltest sie für Eisen."

„Allerdings. Raseneisen."

„Richtig. Ich sage dir: das thut gut. Wir haben heute auf der Lippwitzer Seite ein neues Feld angeackert, und da strotzt es von Rasenstein. So kommt doch endlich einmal Bargeld in den Kasten."

Dies sagend, war er in eine kleine Stube getreten — das Wort „Zimmer" wurde auch in der Stadt nie gebraucht — welche nach dem Gärtchen hin rechts an die Wohnstube stieß. Dort standen ein Bett, ein Tisch und ein Möbel, welches man Canapé nannte, mit hölzernem Geländer hinten und an einer Seite und mit einer Polsterung, welche gar keine Polsterung war, sondern ein mit Leinwand überzogenes Brett. Daneben ein kleines Gestell mit einem angeschraubten breiten, kurzen Messer. Es wurde gehandhabt wie eine Guillotine. Ja ihm ging der Alte, hob eine auf dem Boden stehende Tabakrolle — Tabakwürste, übereinandergereiht wie Schiffstaue — in die Höhe und schnitt ein Stück ab mit jenem Messer. Das abgeschnittene Stück dieses Stangenknasters bearbeitete er dann weiter mit diesem Schneide-Instrumente so gut es ging, um kleine Fetzen zu gewinnen. Sie geriethen ungleich und es waren große Stücke darunter; das störte ihn nicht.

„Er wird immer härter, der theure Tabak!" murmelte er und nahm eine lange, recht unsaubere Pfeife aus dem Winkel der Stube. In den Porcelankopf derselben stopfte er nun die Fetzen und griff nach dem brennenden Fidibus, welchen ihm Christoph mit einem brennenden dünnen Talglichte herbeigeholt hatte. Es war eine anstrengende Arbeit, das Anzünden des groben Krauts im Pfeifenkopfe; er aber, der sonst wenig Geduld hatte, bewältigte sie ganz geduldig mit aller Lungenanstrengung und setzte sich dann, als es nothdürftig gelungen

war, auf besagtes Canapé, um Kaffee zu trinken. Die Mutter hatte ihn gebracht und in braunem Geschirr auf den Tisch gesetzt. Mit schweren Zügen Rauch pumpend und langsam trinkend, schwieg er noch eine Weile still. Dann erhob er das große blaue Auge auf Wilhelm, und alle Drei, die Mutter und beide Brüder, erwarteten aufmerksam seine Aeußerung. Sie waren gewohnt, sich ganz schweigend zu verhalten, während er seine Pfeife in Thätigkeit setzte. Jetzt endlich rauchte sie beträchtlich, und er sprach:

„Wie gesagt, es ist wieder Vorrath da von Eisenstein, und ich hab' dir anfragen wollen, Wilhelm, draußen in der Haide — der Ausdruck Haide bedeutete Wald oder Forst — anzufragen, nämlich in Sperrdorf, wo du einen Schornstein aufzumauern kriegen wirst, wie viel man dort für den Centner zahlen will. Vielleicht zahlt man mehr als in Stromau."

„Ja," sagte Wilhelm, „die Fuhren nach Sperrdorf wären vorzuziehen. Sie gehen gleich hinten vom Gute aus in die Haide, und man sieht sie nicht so wie die nach Stromau."

„Man sieht sie nicht so? Na, was stehst du da, Christoph, und hast Maulaffen feil! Marsch! Anspannen und hinausfahren! Die Steine sind schon in Haufen zusammengerafft, aufladen und nach Stromau fahren!"

„Dann deckt wenigstens die Wagen zu mit einer Plane" — anderwärts sagt man Plane — „damit man nicht sieht, was drin liegt," sagte Wilhelm.

„Was soll denn das heißen, das Nichtsehenlassen?"

„Das wird leider wichtig. Der Rath in der Stadt ist aufmerksam geworden auf den Eisenstein, welchen Sie auf Ihrem Felde gefunden, und auf den Verkauf desselben an die Hütte in Stromau."

„Meinethalben! Was weiter?"

„Er behauptet, das stünde Ihnen nicht zu."

„Was?!“

„Was unter der Erde liege, das gehöre nicht dem Bauer, sondern dem Landesherrn, und der Magistrat der Stadt vertrete hiebei den Landesherrn, das heißt den Staat.“

„Bist du verrückt? Mir soll nicht gehören was sich auf meinem Eigenthume findet, auf meinem Grund und Boden?“

„O ja, aber nicht, was sich unter Ihrem Grunde und Boden befindet. Das gehöre ins Bergrecht des Staates. Die Metalle gehörten dem Lande, nicht dem einzelnen Grundbesitzer.“

„Das ist ja nichtsnutziges Zeug, was du da auskramst“ — und jetzt blies er dicke Rauchwolken strengen Geruchs von sich. — „Unsinn ist's! Mit solchen niederträchtigen Auslegungen sollten sie mir kommen, ich würde sie jagen!“

„Sie werden kommen.“ — „Was?!“

„Sie werden kommen und den Eisenstein mit Beschlag belegen, und wenn Sie sich, Vater, widersetzen, so werden sie einen Proceß anstrengen.“

„Schockschwerenoth! Was lauft einem Bauer Alles über den Weg von diesen Stadtherren!“ Dabei stand er auf und schob den Tisch weg, daß das braune Geschirr bedenklich wackelte.

„Aber nicht doch,“ sagte er plötzlich ruhiger — „nicht doch! Ich glaub's nicht. Grund und Boden ist ja mein. Käm's aber zum Processe, so führte ich ihn, straf' mich Gott, durch hundert Instanzen bis zum Könige hinauf, auch wenn es mich mein letztes Hemd und mein letztes Stück Acker kosten sollte. Aber ich glaub' die ganze Geschichte nicht.“

„Es ist ein fremder Justiz-Commissarius des Namens Stammbach in der Stadt angekommen, der scheint sich ansiedeln zu wollen. Zu dem werd' ich geh'n und werd' ihn befragen.“

„Unnütz! Aber thu' was du willst. Zunächst will ich dich versorgen, damit du mir nicht länger auf der Tasche

liegst. Das Kapital für deinen Hausbau muß das Letzte sein ja so, da fällt mir's ein: die Façade des Hauses, welche du mir gestern geschickt, die ist ja curios. Was heißt denn das mit dem Giebel? Das Haus hat fast gar keinen."

„Die alten geschweiften Giebel der Stadthäuser sind nicht mehr Mode. Man nennt sie Jesuiten-Abfälle von den Jesuitenkirchen, und draußen heißt man sie geschmacklos."

„Albernheit! Die Halbkreisgiebel stellten was vor. Also du baust dir mit meinem Gelde ein Haus, und du wirst dazu bald eine Hausfrau brauchen. Eine ordentliche Hausfrau, welche die Wirthschaft versteht, sparsam zu führen versteht. Ich hab' dir eine ausgesucht. Maurer's Nicke in Stohnsdorf nimmt dich. Sie ist wohlhabend und bringt blankes Geld mit der Aussteuer. Fahre dieser Tage hin und mach' die Geschichte ab."

„Das geht nicht, Vater. Eine Bäuerin paßt nicht zu mir in die Stadt. Ich komme mit vielen Bürgern in Berührung, und die müssen in meinem Hause eine passende Ansprache finden. Eine solche kann ein Bauermädel nicht leisten. Ich muß und will eine Bürgerstochter heiraten."

„Oho! Das wirst du bleiben lassen! Dies faule Bürgerpack! Um Elfe laufen sie zum Frühstück ins Wirthshaus, um zwölfe stochern sie im Mittogessen herum, weil sie keinen Appetit mehr haben; Nachmittags kommt ein Vesperbrot und Abends noch ein Essen nach der Kegelbahn. Dies Volk verfrißt und verklappert seine ganze Zeit und schimpft auch noch auf den Bauer, der im Schweiße seine Arbeit verrichtet! Die da! Ich weiß heute noch nicht, wovon sie ihr Auskommen finden. Sie hantieren so nur spärlich und erbärmlich unter einander, haben nach Außen nichts zu verkaufen und können von Außen nichts kaufen, weil sie nichts bezahlen können. Mit diesem trägen und armseligen Krakepack laufe ich meine Arbeit

ſame Bauernfamilie nicht copuliren. Du wirſt die Kunert Ricke heiraten."

„Das kann ich leider nicht, Herr Vater, und mit ſchuldigem Reſpect geſagt: das will ich nicht. Ich bin majorenn und bin ein ſelbſtſtändiger Mann, der ſelber wiſſen muß, was ihm nützt und was ihm zuſteht."

„Holla! Dafür hätt' ich den Jungen aufgezogen, mein Handwerk lernen und noch obendrein draußen ſtudiren laſſen! Nicht zu reden davon, daß ich ihm ein Haus baue, hohoho! und der ſtellt ſich hin wie ein großer Herr, den der Vater nichts mehr angeht?!"

Jetzt ſtellte er die Pfeife weg, was nur bei außerordentlicher Aufregung geſchah. Nach kurzer Pauſe trat er dicht vor Wilhelm hin und fuhr fort: „Ich ſchämte mich ordentlich, wenn ich jetzt vor den erbärmlichen Stadtleuten eingeſtehen müßte, daß mein eigener Sohn mich ſo ſtadtmäßig behandeln kann. Aber zugeben werd' ich's nie."

„In Betreff des Hauſes" — antwortete Wilhelm mit ſanfter Stimme — „muß ich doch einwenden, daß Sie mir das Kapital nicht geſchenkt, ſondern nur geliehen haben. Ich zahle fünf Procent Intereſſen — das Wort Zins wurde nie gebraucht. Können Sie höhere Intereſſen finden, ſo werd' ich den Bau bereitwillig übergeben oder das fertige Haus räumen."

„Redensarten!" rief der Alte mit Heftigkeit.

„Daß Sie mir kindliche Undankbarkeit vorwerfen, das ſchmerzt mich tief. Ich habe in den zwei Jahren draußen den Verkehr zwiſchen Eltern und Kindern vielfach beobachtet, und habe ihn wärmer und zärtlicher gefunden, als hier bei uns. Das hat mir einen ſtarken Eindruck gemacht, und Sie können verſichert ſein, daß ich jederzeit redlich beſtrebt ſein werde, meine kindliche Dankbarkeit gegen Sie zu bethätigen, wenn Sie meiner Hilfe bedürfen ſollten. Aber darum handelt ſich's

hier gar nicht. Sie werden ja gar nicht in Anſpruch genommen bei meiner Heirat, und das Mädchen, welches ich zu gewinnen hoffe, iſt von tadelloſer Sittlichkeit. Um mich handelt ſich's, um mich allein, um mein Lebensglück. Das muß ich mir erbauen können nach eig'ner Einſicht. Das muß ich mir alſo auch Ihnen gegenüber vorbehalten, und das behalt' ich mir vor, obwol es mir ſehr weh thun würde, wenn Sie Ihre Zuſtimmung verſagen ſollten."

Nach dieſen Worten ging er und hörte im Wohnzimmer nur noch, daß der Vater in der kleinen Stube eine heftige Gegenrede anfing, welche durch raſſelnden Huſtenanfall unterbrochen wurde. Dem war er immer ausgeſetzt, und ein ſtarker Schleimauswurf pflegte zu folgen. Er befand ſich dabei immer wohl, im Gegentheile pflegte ihn ſolch ein Ausbruch zu erleichtern.

Zerrüttet in ſeinen Hoffnungen und recht traurig kehrte Wilhelm auf dem Wege zum Kranze und von da nach der Stadt zurück. Beſonders die Andeutung des Vaters, er könnte vor den Stadtleuten darüber reden, beängſtigte ihn. Es war dem alten, zornigen Bauer darin das Aergſte zuzutrauen, und Wilhelm ſah ihn ſchon im Lamprecht'ſchen Hauſe ſeinen Groll entladen, wodurch natürlich der bürgerſtolze Lamprecht veranlaßt ſein würde, den widerwärtigen Brautwerber ſchnöde aus dem Hauſe zu weiſen.

Wilhelm hatte jedoch auch etwas vom harten Schädel ſeines Vaters, nur daß ſich dieſe Eigenſchaft nicht ſo jäh bei ihm äußerte. Er hielt feſt an ſeinem Willen. Er war wol im Stande, zuzuwarten, aber er war gar nicht geneigt, zu ändern und nachzugeben, wenn er ſich im Rechte fühlte.

So faßte er jetzt keinen raſchen Entſchluß, ſondern meinte, die Sache in ſich ruhen und ausreifen zu laſſen. Dann werde der Entſchluß von ſelbſt kommen.

Dennoch blieb er traurig, und dennoch wollte er zunächſt

die Eigenthumsgefahr des Vaters zu beseitigen suchen, die Gefahr mit dem Eisenſteine.

Als er bis zum Kreuz gekommen war, da war er darüber mit ſich einig, ſogleich den neuen Juſtiz-Commiſſarius aufzuſuchen, welcher in der Vorſtadt beim Kronenwirth eingezogen war.

IV.

Dicht vor der Stadt iſt der Strom durch ein Wehr in zwei Aluſſe abgetheilt, der Mühlen wegen, und es führen zwei Holzbrücken zum Waſſerthor.

Als Wilhelm an dieſe Brücken kam, hörte er hinter ſich ſeinen Namen rufen. Er ſah ſich um. Gottlob war's, welcher mit ſeinem Hunde daherſprang. Die Thränen liefen ihm über die Wangen, und in ſtammelnder Rede bat er Wilhelm, ihm beim Thorwächter am Waſſerthor behilflich zu ſein, daß dieſer die Thorflügel ſchließe und nur das Pförtchen offen laſſe. Was war denn geſchehen? Gottlob wies nach rückwärts. Da kam die Schafherde und ſie war ſehr groß.

„Schotter's Schafe ſind dabei" — ſchluchzte Gottlob — „und ſie ſind alle unter einander. Wir müſſen ſie am Pförtchen auseinanderbringen, ſonſt ſchlägt uns der Vater oder der Schotter todt. Der dumme Greif iſt ſchuld. Er iſt mit Einemmale bellend auf unſere Schafe losgeſprungen, und da ſind die Schafe geprellt, und iſt ihnen der dumme Hund auch noch nachgelaufen und hat ſie unter Schotter's Schafe hineingejagt."

Wilhelm tröſtete ihn, aber Gottlob war nicht zu beruhigen. „Das ſei eine Schande für ihn!" ſtöhnte er ohne Aufhören.

Wilhelm ſchritt aus, um den Schafen am Thore zuvorzukommen, und als der Thorwächter, wie gewöhnlich, nicht zur Stelle war, da ſchlug er ſelbſt die Thorflügel zu, damit

die Schafe nicht weiter konnten. Endlich kam der Thorwächter und schloß das Pförtchen auf. Nun ging die Sonderung vor sich. Die schwarzen Buchstaben auf dem Rücken der Schafe entschieden, welches Schaf eingelassen, welches zurückgeschoben wurde. Alle mit L durften hinein, alle mit S mußten warten.

Die Arbeit dauerte eine Stunde. So war es Nachmittag geworden, als Gottlob in kläglicher Haltung mit seiner Heerde in der Wassergasse hinaufgezogen war und Wilhelm sich besann, daß er sein Mittagessen versäumt hatte.

Er wohnte zur Miethe gegenüber seinem Hausbau und pflegte bei seiner Wirthin zu speisen. Aber um zwölf Uhr, wie in der ganzen Stadt. Jetzt war es zu spät geworden. Irgend ein Speisehaus gab's nicht. In dem Gasthofe am Ringe hätte es Aufsehen und auch Schwierigkeiten gemacht, und einen Bäckerladen mit Weißbrot gab es hier in der Wassergasse nicht — ach, er hatte auch keinen Hunger; sein Gemüth war zu unruhig.

Er ging also außen am Wasser entlang nach der südlichen Vorstadt hinüber, nach der „Krone".

Der Herr Justizrath Stammbach war nicht zu Hause. Was thun? Wilhelm war zu nichts aufgelegt.

„In die Ziegelei hinauf," sagte er sich, „da ist ein Anstoß nöthig."

Die Ziegelei lag auf dieser Seite, und von dort wurde er immer in der Bauarbeit gehindert. Man brachte im langsamen Schlendrian nur eine geringe Menge von Ziegeln zuwege, und Niemand ging auf eine Verbesserung des Ziegelstreichens und Brennens ein. Der Rath wollte keine naseweise Aenderung.

Hier brachte er im mechanischen Anordnen eine Stunde zu und ließ sich von einem Ziegelstreicher ein Stück Schwarzbrot verkaufen. Dann in die Vorstadt zurückkommend, fragte

er nochmals an in der „Krone". Herr Stammbach war wieder nicht da, aber seine Tochter trat auf den Flur heraus und lud ihn ins Zimmer. Der Vater werde bald kommen, er möge nur so lange mit ihr vorlieb nehmen. Wörtlich sprach sie so, lachte und setzte hinzu: sie habe den jungen Herrn Baumeister schon gesehen und freue sich, dessen persönliche Bekanntschaft zu machen.

Sie war ein sehr hübsches Mädchen, diese Amelie, von jugendlich üppigen Formen, mit vergnügten Augen und einem reizenden Munde. Die lichtbraunen Locken flatterten allerliebst um den Nacken, und sie sprach überaus behende, so daß sie die Unterhaltung allein besorgte. Denn Wilhelm war in seiner Stimmung gar nicht redselig.

„Nicht wahr, ich bin anders als die Mädchen hier am Orte?" sagte sie und nöthigte ihn, auf dem Sofa neben ihr Platz zu nehmen. „Leider Gottes," fuhr sie fort, „bin ich ganz anders, und ich falle hier auf. Die Leute müssen sich eben an mich gewöhnen. Sie werden schon! Wir kommen halt aus einer größeren Stadt, wo der Umgang viel leichter ist."

In der That war sie von einer in dieser Stadt unerhörten Unbefangenheit und von einem allerliebsten Entgegenkommen. Man brauchte es gar nicht zu wollen, man kriegte es von selbst. Das heißt, man brauchte ihre Hand nicht zu suchen, sie gab sie selbst und drückte sie freundschaftlich. Das that sie auch jetzt mit Wilhelm.

Wilhelm war noch ganz erstaunt darüber, da trat Jemand ins Zimmer. Es war der Herr Wachmeister mit einem Schreiben vom Magistrate. Er sah hoch auf, als er den Schatten Wilhelm Hand in Hand mit dem schönen Fräulein auf dem Sofa erblickte, und innerlich sagte er gewiß: „Ei, ei!" als er sein Schreiben nach des Fräuleins Geheiß auf den Tisch gelegt und sich zögernd und mit Kopfschütteln entfernt hatte.

Endlich kam der Papa. Er bat Wilhelm, ihm ins Nebenzimmer zu folgen, nahm das Schreiben, welches der Wachmeister gebracht, vom Tische und öffnete das nächste Zimmer.

Amelie machte feierlich eine Verbeugung, reichte ihm wieder die Hand und sagte äußerst liebenswürdig: „Auf baldiges Wiedersehen!“

Wilhelm fand, daß solch ein freundliches, hübsches Frauenzimmer doch recht angenehm wäre, wenn es auch nicht an den kräftigen Zauber Tovel's hinanreichte.

„Was bringen Sie mir?“ fragte Herr Stammbach, indem er Wilhelm einen Sessel anwies und das Schreiben des Wachmeisters öffnete.

Wilhelm nannte sich und sein Ansuchen um des Justizmannes Rath in Sachen des Eisensteines.

„Rath oder Beistand?“ fragte Herr Stammbach und blickte dabei in sein Schreiben.

Nach kurzer Pause erwiderte Wilhelm entschlossen: „Beides.“

Er wußte, daß dies Geld kosten würde, aber er ahnte die Gefahr des Vaters und wollte ihm durchaus geholfen sehen, wenn er auch als Sohn aus eigenen Mitteln zusteuern mußte.

„Also Beistand. Er liegt nahe. Ist es nicht merkwürdig, daß in dieser Stadt kein einziger Advocat lebt? Die Leute hier sind unbeweglich und hindern jede Veränderung. Von der Veränderung aber leben wir Advocaten. Vielleicht wird das anders, wenn Jemand wie ich da ist. Deßhalb bin ich hergekommen. Und dabei muß ich doch einen ersten wichtigen Antrag ablehnen, einen Antrag vom hiesigen Rathe. Hier ist er, in diesem Schreiben. Dieses Schreiben verkündigt mir, daß der Rath thatsächlich gegen Ihren Herrn Vater vorgeht. Ihrem Herrn Vater wird das Recht auf den Eisenstein abgesprochen, das gehöre der Grundherrschaft. Ihr Herr Vater soll also herauszahlen, was er bis jetzt für den verkauften Eisenstein

eingenommen, und soll den weiteren Verlauf unterlassen. Man glaube voraussetzen zu müssen, daß Ihr Herr Vater, welcher als eigensinnig bekannt sei, zu dieser Forderung Nein sagen werde, und fragt mich, ob ich die Führung der weiteren Maßnahmen übernehmen wolle."

„Und Sie wollen nicht, wie Sie angedeutet haben?"

„Wie könnte ich, wenn ich Ihnen Beistand leisten will! Das ist keine Grille, ist keine Großmuth für Sie. O nein. Ich bin durch Privatnachfragen schon unterrichtet von der Sache, und ich will nicht meinen ersten Proceß hier am Orte verlieren. Dadurch würde mein Aufkommen im Keime erstickt."

„Sie meinen also?"

„Ja. Der Anspruch der Stadt ist aus dem Dunkel erwachsen, welcher in den Rathsherren wohnt, weil sie bisher keinen Widerspruch von kundiger Seite erfahren haben. Jetzt kommt's ihnen heim. Die Stadt ist in Gefahren gar nicht Grundherrschaft; sie verliert also den Proceß."

„Gott sei Dank!"

„Ja, das mag sein. Aber später werden Sie mich dringend brauchen. Durch diesen Proceß kommt die Frage um den Eisenstein an die große Glocke, und diese Glocke wird von der Regierung vernommen und beachtet werden. Da liegt die Gefahr. Wenn die Regierung mit dem Staatsrechte auftritt gegen Ihren Vater und das Regale ins Treffen führt, dann wird die Sache kritisch, und Ihr Vater wird Geld brauchen, um die Sache durchzuführen."

„Aber doch zu gewinnen?"

„Lieber Herr Baumeister, das kann jetzt kein Mensch vorhersagen. Solche staatsrechtliche Fragen sind verzweifelt schwierig. Wir wollen das Beste hoffen. Unseriner muß dafür gelegentlich neue Studien machen."

Das war gut und schlimm. Sorgenvoll ging er aus dem

Hause und nach der Stadt. Sorgenvoll. Er war ja noch ein Anfänger in seinem Berufe; wie viel konnte er beisteuern? Und beisteuern wollte er für den Vater bis zu seinem letzten Groschen. Er hatte durch Hilfsarbeiten, welche er während seiner letzten Zeit draußen geleistet, manches kleine Sümmchen gewonnen, und für sein Geschäft hier waren die Aussichten günstig durch Handbauten, die sich schon gemeldet; aber wie viel konnte er abgeben? Prozesse sind teuer. Und nachgeben würde der Vater niemals. „Das soll er auch nicht!“ sagte Wilhelm.

So war er die Fremdengasse entlang bis zum Lamprechtschen Hause gekommen, und die sorgenden Gedanken wurden abgelenkt. Vielleicht war Toni zu erblicken. Er stand still und blickte in den Hausflur hinein. Es wurde schon dunkel. Trotzdem sah er ein weibliches Wesen und einen Mann. Aber es war nicht Toni, es war Lotte, und der Mann war der Bademeister.

Eilig ging Wilhelm weiter nach seiner Wohnung. Von seinem Hausbaume gingen eben die letzten Handlanger fort, und er trug ihnen geschwind noch auf, ans Kreuz hinaufzusteigen, die verrosteten Nägel herauszuziehen und das Blech herein zubringen in sein Zimmer. Sie sahen ihn verblüfft an über solchen Auftrag, aber er war ja der Baumeister; sie gingen.

Während nun Wilhelm in seine Stube hinaufstieg, um endlich auszuruhen und sich zu sammeln, kam er anderswo in Rede, und zwar in so mißliche Rede, daß sein höchstes Glück, seine Liebe, aufs schwerste erschüttert werden mußte.

Dies geschah im Lamprechtschen Hause. Toni hatte man sich zum Abendessen gesetzt in der großen Hinterstube. Die Bürger bewohnten alle nur die Hinterstube, obwol die meisten von jedem Sonnenstrahle verlassen waren. Die kleineren Vorderstuben — die Hausfluren verkleinerten sie — standen durchschnittlich leer und wurden nur von den Wohlhabendsten zu

Putzzimmern benützt. Bei Lamprechts war die Hinterstube breit und tief und diente auch für die Fleischhauerei. Beim Schweineschlachten wurde hier die Wurst gemacht, und dabei nahm sich der stattliche Herr Lamprecht besonders gut aus. Er war dann in Hemdärmeln, die bis über den Ellbogen zurückgeschlagen wurden, und in der einen Hand hatte er die metallene Brille, in welcher ein leerer Darm steckte. Mit der andern Hand stopfte er das klein gehackte Fleisch und kleine Würfel weißen Brotes durch die Brille in den Darm, seine kräftigen weißen Arme und Hände mit Grazie bewegend. Gerade bei dieser Arbeit, welche heute stattgefunden, war er immer von guter Laune und machte er allerlei Späße.

Das sah man ihm auch jetzt Abends noch an, als er am runden Tische beim Abendbrote saß und frisch gekochte Wurst mit Bratkartoffeln verzehrte.

Kartoffel nannte man diese Erdknolle nur, wenn man vornehm sprach, der gewöhnliche Ausdruck war „Erdbirne", in schlesischer Abkürzung „Erdber". Der süddeutsche Name „Erdäpfel" war ganz unbekannt.

Für Gottlob war es vortheilhaft, daß heute Wursttag gewesen; der heiter gestimmte Vater hatte den Unfall mit den Schafen nicht allzu scharf aufgenommen, obgleich die Schafe einen halben Tag Weide verloren und College Schotter seine Vorwürfe nicht schenken würde. Er hatte dem Gottlob nur leicht den Lockenkopf geschüttelt und ihn einen dummen Jungen genannt. Jetzt beim Abendessen fielen nur noch leichte Regenschauer auf den Knaben nieder, welcher, über den Teller gebückt, unbändig viel Wurst und „Erdbern" verschlang. Kummer und Sorge des Tages hatten ihm gegen alles Naturgesetz einen riesigen Appetit entwickelt.

„Nimmt denn auch" — so sprühte der letzte Regentropfen von des Vaters Munde — „ein gescheiter Junge den

Greif mit zu den Schafen? Greif iſt Fleiſcherhund, der gehört zu den Schweinen, Kälbern und Ochſen, aber ſein Lebtag nicht zu den Schafen"

„Hab' ihn ja nicht mitgenommen! Er iſt von ſelbſt nachgelaufen" — gurgelte Gottlob kaum verſtändlich aus übervollem Munde.

Es war bereits ſicher, daß er das Wetter überſtanden hatte. Das war herkömmlich und die Schweſtern klagten oft darüber: dem Jungen werde Alles nachgeſehen. Sie hatten auch Recht. Er war eben der Augapfel des Vaters. Dreimal hinter einander waren Mädchen zur Welt gekommen, beim drittenmale zu unverhehltem Mißvergnügen des Vaters. Da endlich kam ein Sohn. „Gott Lob!" ſchrie Vater Lamprecht, „Gott Lob! Und" — ſetzte er hinzu — „ſo ſoll er auch heißen, Gottlob ſoll er heißen." So war er denn auch getauft worden, und er war das Herzblatt des Vaters.

Auf der andern Seite, zur Linken, ſaß neben Meiſter Lamprecht ſeine Frau, eine feine Geſtalt mit feinem Angeſichte. Durch ihr glattes Haar zogen ſchon Silberfäden, und ſie verhielt ſich gewöhnlich ſtill neben dem ſehr lebhaften Ehegatten. Zu ihrer Linken ſaß Lorel, dann Roſel. Lorel ſaß drüben neben Gottlob.

Vater Lamprecht ſuchte einen Uebergang vom Schelten ſeines Sohnes und bemerkte lobend, daß dieſes Jahr auch bei herannahendem Sommer die „Erdbern" noch ſo gut waren, und es folgte allgemeines zuſtimmendes Gemurmel. Die Kartoffel war nämlich ein Stolz der Stadt und ein vorherrſchendes Nahrungsmittel. Sie gedieh ganz gut in dem Sandboden der Felder.

So geläutert war die Stimmung des Hauſes. Da kam aber die Störung. Hanne, die Dienſtmagd, erſchien auf der Thürſchwelle mit der Beſchwerde: die Schweine wären aus

dem Stalle gebrochen und wirthſchafteten im Hofe herum. Der Fleiſchergeſell Traugott, welcher allein an der andern Seite des Tiſches ſaß, ſtand ſogleich auf und ging hinaus.

Vater Lamprecht wurde dadurch ſofort ärgerlich. Dieſe Hanne konnte er überhaupt nicht leiden. Er war noch ein friſcher Fünfziger, ein vollblütiger Mann, welcher gern eine hübſche Magd ſah, und ſeine kluge Frau ſorgte deßhalb dafür, daß die magere, ſchielende Hanne im Hauſe blieb, auch wenn er ſie einer Nachläſſigkeit halber fortjagen wollte. Wenn alſo Hanne in den Vordergrund trat, ſo wurde er verſtimmt und fragte jetzt ſcharf: „Wer iſt denn zuletzt im Hofe geweſen und hat wahrſcheinlich den Schieber am Schweinekoben locker gemacht?“

„Lorel iſt zuletzt draußen geweſen!“ rief unbedacht Roſel.

Das war ein gefährlich Wort. Lorel war gleichſam die zweite Hausfrau. Dieſe Anklage kränkte ſie in ihrer ſonſt anerkannten Stellung, und ſie vertheidigte ſich in bitterem Tone, ja in ihrer verletzten Ehre ging ſie zu einem unerhörten Angriffe über gegen die jüngeren Schweſtern, welche ihr Alles auf dem Halſe ließen und nur ihren Vergnügungen nachliefen. „Roſel mit ſo viel jungen Burſchen, mit denen ſie tändelte, und Lorel gar — na, das will ich nicht laut ſagen!“ ſchloß ſie mit heiſerer Stimme.

„Da haſt du auch nichts zu ſagen,“ ſprach mit Ruhe die Mutter.

„O ja!“ rief Lorel, „o ja, und recht viel!“

„Was denn?“ fragte ſtreng der Vater.

„Ja, was denn?“ rief Lorel ſelbſt.

„Heraus mit der Sprache!“ rief der Vater.

„Na alſo, wenn's denn ſein muß,“ ſagte Lorel mit Nachdruck, „ſie ſcharmuzirt mit dem halbfremden Schatten Wilhelm.“

Dorel ſtieß einen leichten Schrei aus. Der ganze Tiſch kam in Bewegung.

„Was?“ rief der Vater, „mit dem Sohne des groben Bauers? Beweiſe!“

„Da ſind ſie. Geſtern im Hochwalde beim Feſte da ſind ſie Beide zuſammen vom Tanzplatze weg und ſind zuſammen in den dunklen Wald gegangen.“

Allgemeines Ah!

„Das iſt nicht wahr!“ rief Dorel, „nein, das iſt nicht wahr. Ich hatte mir beim Tanze den rechten Fuß verſtaucht und humpelte nach rückwärts, um mich an einen Baum anzulehnen. Da redete mich der Schatten Wilhelm an und fragte, ob er mir helfen könnte. „Ach nein! ſagte ich, und um zu zeigen, daß es nichts weiter wäre, humpelte ich noch etwas weiter rückwärts, und da ging's auch ſchon beſſer, und ich konnte bald wieder hinaus auf den Tanzplatz!“

„Ja doch!“ rief Lorel, „ſo ſchnell ging's nicht. Ich hab' euch ja geſehen!“

„Woher kennſt du denn gerade dieſen Menſchen von der widerwärtigen Bauernfamilie?“ fragte der Vater.

„O, ich hab' ihn ja ſchon gekannt, eh' er auf die Wanderſchaft ging. Trauten beim Doppelbier in Stroman; das ſind ſchon zwei Jahre.“

„So lange? Und was ſpricht er denn mit dir?“

„Gar nichts. Es dauerte ja nur ein paar Minuten.“

„Ja doch!“ — wiederholte Lorel.

„Schrei' du doch nicht in einemfort“ — entgegnete ihr Dorel — „du haſt's ja ohnehin beſſer als ich und die Roſel. Dir macht ſelbſt der Vater nicht viel Querſtriche mit deinem Walter, wir aber ſollen keine Sylbe mit einer Mannsperſon reden, damit wir ganz gewiß alte Jungfern werden.“

„So kommt's," wendete ſich Lamprecht zu ſeiner Frau, „wenn man einen Haufen Mädel in die Welt ſetzt."

Frau Lamprechtin zuckte nicht über dieſen unverdienten Vorwurf, ſondern ſagte langſam zu Lorel: „Du übertreibſt, mein Kind, wegen der Mannsperſonen. Mit dem Julius vom Primarius ſprichſt du öfters, und es iſt dir nicht verboten worden. Das iſt aber was Anderes mit dem Schatten Wilhelm."

„Element ja! Der Sohn eines ſolchen Vaters!" rief Lamprecht.

„Aber er iſt ein ausgezeichneter Menſch!" ſagte Lorel, die ſich hinreißen ließ.

„Hoho!" ſchrie der Vater.

„Ch, oh!" ſagte erſtaunt die Mutter.

„Das fehlte noch!" — fuhr Lamprecht fort — „ſolch Zeug! Was weißt denn du unreifes Ding von einem ausgezeichneten Menſchen! Das geht mir über den Spaß mit dieſem Patron. Merk' dir's alſo: mit dieſer Schattenſorte will dein Vater nichts zu thun haben; dieſem ſaubern Herrn Wilhelm wirſt du künftig den Rücken kehren."

„Warum denn, Vater?"

„Der alte Schatten hat mir einſt — pfui, daß ich davon ſprechen ſoll. Sei ruhig und bring' mich nicht in Harniſch!"

„Laſſen Sie's gut ſein, Vater," ſprach jetzt Lorel, „ſie wird gleich ſelber einpacken mit ihrer Vorliebe für den Schatten Wilhelm. Der Wachmeiſter war eben da, und der hat mir eine ſchöne Geſchichte erzählt! Er iſt vorhin draußen geweſen in der „Krone" bei dem neuen Juſtizherrn, um ein Schreiben abzugeben, und was hat er da gefunden? Die Tochter des Juſtizherrn, welche eine ſchöne Perſon ſein ſoll, ſitzt auf dem Sofa, und wer ſitzt neben ihr, ganz nahe und hält ſie bei der Hand? Der Schatten Wilhelm."

Allgemeines „Ah!"

Torel fuhr kerzengerade in die Höhe.

„Was iſt dir?“ fragte der Vater.

„Ich habe mich,“ antwortete ſie kaum hörbar, „ich habe mich verſchluckt.“

„Klopf ihr auf den Rücken, Roſel! Das hilft.“

Roſel that's, kriegte aber dafür einen heftigen Schlag auf den Arm von Torel, welche auf den Stuhl niederſank.

Aergerlich darüber rief Roſel: „Was das für ein Menſch iſt! Mich hat er geſtern durch den Wachmeiſter grüßen laſſen, und ich kenn' ihn gar nicht.“

Torel ſtöhnte leiſe, und die Mutter fragte: „Dich?“

„Ja, mich.“

„Und ich hör' ja auch,“ ſagte der Vater, indem er ſich zu Gottlob wendete, „daß der Junge da mit dieſem Schatten verkehrt. He, du!“

Gottlob hatte endlich doch genug gegeſſen und war über ſeinem Teller eingeſchlafen. „Er ſchießt Lerchen!“ lachte der Vater, rüttelte ihn wach und fragte: „Was haſt denn du mit dem Schatten Wilhelm zu thun?“

„Schatten Wilhelm? Der iſt mein Freund.“

Alle lachten. „So?“ ſagte der Vater. „Wie biſt denn du zu dem Manne gekommen?“

„Ich hab' zugeſehen bei ſeinem Bau. Da hat er mich von ſelbſt angeredet und hat mich auf die Backen geklopft, und hat geſagt, ich hätte ein gutes Geſicht. Und dann hat er mir das Bauen erklärt, ſo hübſch, und ich hab' Alles verſtanden. Dann hab' ich ihn draußen im Strome ſchwimmen geſehen, o prächtig! Und als ich fragte, ob ich das nicht auch lernen könnte, da hat er wieder ganz freundlich geſagt: Freilich! Ich ſollt' nur 'naus kommen, wenn er wieder baden ginge. Er iſt halt mein Freund. Malen kann er auch, und morgen früh malt er das Kreuz draußen vom Gelſenderfer Wege.“

„Was? Das Kreuz?“ riefen Alle.

„Und da darf ich zuſehen, vielleicht Farbenreiben; am Ende lern' ich malen.“

„Dummheit, Junge! Du ſollſt ein Fleiſcher werden und dich um ſolches Spielzeug nicht kümmern. Du wirſt nicht mehr zu ihm gehen.“

„O ja!“

„Schlingel! Aber was heißt denn das mit dem Kreuze? Iſt der Menſch am Ende gar in der Fremde katholiſch geworden?“

„Nicht doch,“ ſagte Frau Lamprechtin; „er kommt ja in unſere Kirche, ins Geſtuhl des Alten.“

„Dabei könnt' er doch katholiſche Gedanken haben. Das fehlte ihm mit noch. Kurzum, Dorel kehrt ihm den Rücken. Hörſt du?“

Dorel blieb todtenſtill. Sie ſah ganz blaß aus.

„Und du, Gottlob, gehſt nicht mehr zu ihm!“

„O ja!“ erwiderte der verzogene Knabe, welcher ſeinem ſchwachen Vater — ſchwach nur ihm gegenüber — gar oft zu trotzen pflegte.

„Das Maul halten, Bengel!“ — rief Herr Lamprecht, dem Gottlob den Kopf ſchüttelnd. — „Jetzt geht der Bürger zum Biere. Der „Kegel“ iſt beim Schotter. Der ſpart am Salze nicht, man kriegt einen ordentlichen Trunk, und wegen der Schafe von heute kann ich ihm ein gutes Wort ſagen.“

Somit erhob er ſich und ſchloß die Abendmahlzeit. Roſel brachte ihm Stock und Dreimaſter. Er ſetzte den letzteren auf, ſtieß den Stock auf den Boden und ſchaute noch einmal, ein ſicherer Herr, auf die ſchweigende Familie. Dann ging er fort.

Der dreieckige Hut war ſchon ganz in Abnahme bei den jungen Leuten, er aber trug ihn noch zuverſichtlich. Mit Recht,

denn er gab der ganzen Erscheinung eine gewisse Krone, etwas Würdevolles.

Sein Weg ging über den Ring; Schotter mit seinem „Kegel" wohnte in der Wassergasse. Ins Wirthshaus ging der Bürger des Abends nicht, das gab's gar nicht. Das Bier wurde in den Bürgerhäusern ausgeschänkt. Jedes Haus hatte Braugerechtigkeit, es braute also unter dem Stadtbrauer für sich, und die grossen Hinterstuben wurden dann Schankstuben. Die ausgesteckten „Kegel" bezeichneten, wo das Bier zu finden wäre. Der „Kegel" war ein schmales Brett über Mannshöhe, welches an den Seiten bogenartige Einschnitte hatte und an seiner Spitze wie ein Scepter ausgeschnitten war. Dieser Kegel wurde neben der Hausthür angebracht.

Bei aller Rüstigkeit musste Lamprecht sein langsam gehen, denn eigentliche Strassenbeleuchtung gab's noch nicht. Am Rathhause nur und am Gerichtshause brannte ein Flämmchen, und vor dem Strassenpflaster musste man sich auch in Acht nehmen: es bestand aus runden Feldsteinen und war nicht ohne manche unerwartete Vertiefung.

Als er am Rathhause vorüber war, hörte er Flötentöne. Sie nahmen sich sehr hübsch aus in der todtenstillen Stadt. Sie war todtenstill, obwol es vom grossen Thurme erst vor Kurzem Acht geschlagen hatte.

Wer bläst denn die Flöte? fragte er sich und schaute in die Höhe. — Richtig! Da oben im Eckhause, dem Neubau gegenüber, brennt Licht, und da wohnt, hör' ich, der bedeutliche Baumeister. Flöte blasen kann er auch. Hm, hm! Die Katholischen befassen sich gern mit Musik, wäre er wirklich ?

So denkend schritt er vorüber nach dem Kegel in der Wassergasse.

Und es war in der That Wilhelm, welcher die Flöte blies. Damals waren die Claviere glücklicherweise noch selten

in der Stadt gab's gar keins — und das Flötenspiel war Mode. Wilhelm hatte es von Jugend auf gelernt. Man spielte vorzugsweise Lieder, wie: „Guter Mond, du gehst so stille" und „Nun ruhen alle Wälder". Wilhelm aber hatte draußen neue gelernt. Ein gewisser Reichhardt hatte besonders Lieder von Goethe in Musik gesetzt, was ja sehr leicht war, und dadurch war Wilhelm mit Goethe's Liedern bekannt geworden. Nun hatte er in Berlin bei seinen Baustudien einen innigen Freund gefunden, welcher Riegel hieß und Naturwissenschaften betrieb; der kannte die neuen Dichter und sagte sie her, und durch ihn war Wilhelm zu einer Lectüre gekommen, welche in seiner Vaterstadt noch völlig unbekannt war. Es gab wol einen Stadtkutscher, welcher Schiller hieß, aber von einem Dichter Schiller wußte noch 1810 Niemand etwas, obwol er schon vor fünf Jahren gestorben war. Dichtungen, meinte man, gab's nur im kirchlichen Gesangbuche, und lesen, was man heute lesen nennt, das spielte noch gar keine Rolle. Nicht einmal Zeitungen las man. Es gab auch kein Wochenblatt und keine Druckerei. Was öffentlich bekannt werden sollte, das wurde geschrieben hinter Drahtgittern am Rathhause ausgehangt, oder in die Häuser angesagt, oder ausgerufen. Manches, was nur von fern mit der Kirche zusammenhing, wurde nach den Privatsanzeigen von der Kanzel verkündet.

Wilhelm hatte somit einen großen Vorsprung vor seinen Umgebungen, und er war schon so weit, daß ihm das Lesen ein Genüge verschaffte. Er hatte einige gute Bücher für seine Bauwissenschaft mitgebracht und ein paar Bändchen von Goethe's Gedichten.

In letzteren las er gern, und das hatte er auch heute gethan. Sie gewährten ihm eine gewisse Erquickung und Erfrischung. Dann hatte er seine Flöte ergriffen und Goethe's „Im Walde schleich ich still und wild" geblasen.

Er ahnte nicht, daß ſeine ſehnſüchtigen Liebesgedanken ſoeben im Lamprecht'ſchen Hauſe einen Schlag erlitten hatten, von dem ſie ſich kaum wieder erholen konnten.

V.

Mir iſt es, denk' ich nur an dich,
Als in den Mond zu ſeh'n —

So hatte Wilhelm, in Goethe's Liede fortfahrend, geflüſtert beim Einſchlafen. Jetzt erwachte er mit dieſen Worten aus tiefem Schlafe voll angenehmer Träume. Die Sonne hatte ihn geweckt. Ueber den Ring her kam ſie und beleuchtete ſein Zimmer und ſein Bett.

„Ein gutes Zeichen!" rief er und ſprang auf. Ohne Ueberlegung, ganz von ſelbſt war es in ihm feſt geworden: Heute gehſt du hin, heute holſt du dir von Dorel's Eltern die Entſcheidung für dein Glück.

Junge Liebe denkt nichts Anderes als Glück.

Er wußte ja nichts davon, daß geſtern Abends im Lamprecht'ſchen Hauſe ſein Glück zerſchlagen worden. Und Unkenntniß der Umtriebe in unſerer Nähe iſt ja doch immer ein Segen. Man bleibt in dieſer Unkenntniß auch ungeſchwächt, und wenn dann das Wetter einſchlägt, wehrt man ſich mit ungeſchwächter Kraft, denn man iſt vorher nicht beunruhigt, nicht geängſtigt worden.

Das Blech vom Kreuze draußen war noch geſtern Abends von den Handlangern gebracht und auf einen großen Arbeitstiſch mitten im Zimmer gelegt worden. Sogleich ging er daran, es abzuwaſchen und zu reinigen. Dann ſuchte er all ſeine Farbenvorräthe zuſammen. Er war kein eigentlicher Maler geworden draußen, aber er hatte Neigung und ein wenig Geſchicklichkeit für Malerei. Wenigſtens hatte er die Façaden ſeiner Bauriſſe immer mit großer Sorgſamkeit behandelt, und

dies, meinte er, wird ja ausreichen, um das bloße Auffrischen der Farben an diesem Christusbilde zu ermöglichen.

Eben hatte er angefangen, Farbe aufzutragen, als es an der Thüre klopfte, und herein trat der Wachmeister, einen großen Brief in der Hand. Es schlug just 8 Uhr.

Er nahm den hochgeschweiften, im Filzhaare recht abgenützten Hut in die andere Hand und stöhnte, ehe er sprach. Auf die Frage, was es gebe, sprach er mit bewegter Stimme, daß ihm sein Sohn Fritze gestern Abends erzählt habe, der Herr Baumeister Schatten jun. habe die Absicht ausgesprochen, das Christusbild draußen am Kreuze abzunehmen. Tief erschrocken sei er nach Sonnenuntergang hinausgeeilt und habe leider jene Absicht vollzogen gefunden. Sein Amt habe ihn nun verpflichtet, davon Anzeige zu machen beim Herrn Polizei-Inspector, denn er habe alle öffentlichen Vorgänge stehenden Fußes zu melden. Der Herr Polizeirathmann, wie er officiell heiße, habe denn auch sofort geäußert: Dies ist ein Actus unerlaubter Gewaltthätigkeit an einem öffentlichen Denkmale, und die Katholischen in der Stadt namentlich werden auf strenge Ahndung antragen, denn das Kreuzesbild ist ein Symm — Sym"

„Bolum" — ergänzte Wilhelm — „richtig! Symbolum ihres Glaubens. Herr Schatten jun. muß also zum mindesten sogleich das Kreuzbild wieder an Ort und Stelle liefern, obwol es Sonntag ist und die hereinkommenden Bauern die Wiederherstellung mit Befremden anschauen werden. — Also hat der Herr Polizeirathmann gesprochen, und ich vermelde es wortgetreu."

Das Alles hatte Grund und war Wilhelm unangenehm. Er versprach also die rasche Wiederherstellung an Ort und Stelle, sobald das Bild aufgemalt wäre.

„Das genügt nicht" — sagte der Wachmeister mit würdevollem Nachdrucke.

„Ueberlaſſen Sie mir die Verantwortung und erzählen Sie dem Herrn Polizeirathmanne, daß es in guter Abſicht geſchehen ſei, um das verwitterte Bild wieder aufzufriſchen.“

„Sie ſind doch nicht katholiſch —?“ — „Das iſt ja auch nicht nöthig dazu. Iſt der Brief in ihrer Hand ſchon vom Herrn Polizeirathmann?“

„O nein! Der iſt vom Bürgermeiſter und Rathe. Er betrifft auch die Schattens, nämlich den Herrn Vater. Eigentlich iſt es meines Amtes nicht, Erläſſe über Land zu beſtellen; dafür iſt der Rathsbote da. Aber dieſer Mann iſt immer krank und ſollte ſchon lange penſionirt werden. Jedoch man penſionirt nicht gerne, beſonders darum nicht, weil der nothwendige Spittel noch nicht gebaut iſt. Da übernehme ich denn aus patriotiſcher Regung die Arbeit des elenden Boten und werde mich, obwol es Sonntag, ſofort nach Gelſendorf verfügen.“

„Was ſteht denn drin?“

„Habe keine Einſicht genommen, höre nur nebenher, daß Schatten senior ein Verbot angekündigt und im Nothfalle ein großer Prozeß angedroht wird in Sachen des Verkaufes von Eiſenſtein. Es thut mir das Alles contra Schatten senior und junior aufrichtig leid, aber die Pflicht gebietet, die Pflicht.“

„Gehen Sie mit Gott!“

„Wie, Sie wollen nicht ſogleich —?“

„Nein. Erſt wenn es fertig iſt.“

„Ich waſche meine Hände“ — das war vielleicht nöthig! — „und hoffe, Sie werden meiner freundlichen Warnung eingedenk bleiben. Meiner Warnung!“

Er ging und begegnete an der Thür dem Herrn Apotheker. Aha! — dachte er — da geht's los! — und mit dem Haupte vornehm nickend, ſtolperte er hinaus, die Treppe hinunter und marſchirte gen Gelſendorf.

Der Apotheker Joppmer war das bürgerliche Haupt der wenigen Katholiken im Orte und war der einzige Katholische im Rathe der Stadt. Weil er als Apotheker botanische Kenntnisse besaß, hatte man ihm sogar die Beaufsichtigung des Stadtforstes übertragen. Sein Erscheinen bei Wilhelm war also wol von Bedeutung, und zwar von strenger Bedeutung, wenn es sich um das Kreuzesbild handelte, und die Lage Wilhelm's wurde immer unangenehmer.

Es handelte sich wirklich darum. Herr Joppmer betrachtete eine Weile das verwaschene Bild und machte über seiner Brust ein leichtes Kreuzzeichen, eh' er sprach, dann aber reichte er dem erstaunten Wilhelm die Hand und sagte: „Wir Katholiken der Stadt, Herr Schatten, danken Ihnen für den freundlichen Willen, unser heiliges Kreuz aufzufrischen. Wir sind solches Entgegenkommen gar nicht gewohnt. Ich habe auch dem Herrn Polizeirathmann, welcher uns mit dem Frühesten die Anzeige gemacht und welchen ich soeben gesprochen, glatt und kurz gesagt: wir selbst hätten Sie um die Aufbesserung des Bildes gebeten und es könnten alle polizeilichen Schritte unterbleiben."

Nun folgte ein kurzes Gespräch über die Pein der Religions-Unterschiede, bei welchem Wilhelm sich milde äußerte, ohne seinen evangelischen Glauben preiszugeben, und die Unterredung wurde nur beendigt, weil der kleine Gottlob hastig eintrat. Vor dem Knaben wollte man das Thema nicht weiter erörtern, und der Apotheker schied, Wilhelm's Zusage annehmend, daß dieser die Wiederbefestigung des Bildes durch seine Leute besorgen werde.

Gottlob war so hastig, weil er als ehrlicher Bursch das Bekenntniß los werden wollte: sein Vater hätte ihm die Besuche beim Herrn Baumeister untersagt.

„Warum denn?"

„Ach, die Mädel klatschten so viel durcheinander und vergönnen mir nicht, daß ich 'rumspringen kann. Gestern beim Abendessen nahm's gar kein Ende, und ich bin drüber eingeschlafen und hab' nicht verstanden, was sie vorbrachten. Die Lore ist so ein böses Maul und hat's immer gegen das Lorel."

„Ah! Wie denn?"

„Ja, das hab' ich eben nicht gehört. Jetzt nach Neun geh'n sie in die Kirche, und da bin ich fortgewischt."

„Aber du mußt ja dem Vater gehorchen, und ich darf dich nicht mehr annehmen."

„O, der Vater! Der spricht geschwind so was und vergißt's bald wieder. Der Vater ist gut, und ich hab' ihm auch gesagt, daß ich doch hergehe."

„Ich sollte deinen Vater vielleicht einmal besuchen?"

„Ja, ja, das wär' gut, bei Besuchen ist er immer freundlich."

Nun ging es an die Malerarbeit. Gottlob schleppte Farben herzu und Pinsel — es fehlte aber an einem größeren Pinsel. Da kamen die Maurer und Handlanger nach ihrem Wochenlohn; er lag bereit, und der Polier sagte, er hätte drüben im Bau einen großen Pinsel zum Stubenanstreichen. Der wurde geholt, und nun förderte zu Gottlob's Erstaunen die Arbeit. So wurde es 10 Uhr.

Um Elf — da war die Kirche aus — wollte Wilhelm eine Aufwartung machen im Lamprecht'schen Hause, da ja Gottlob's Bericht nichts von der Hauptsache vorgebracht hatte. Wilhelm, bester Laune, malte eifrig — da erschien unerwarteterweise der Wachmeister wieder. Er sah verstört aus. Seine große Nase, sonst leicht angeröthet, war entschieden blaß.

„Was bringen Sie noch? Die Kreuz-Angelegenheit ist vom Herrn Apotheker erledigt beim Polizeirathmann. Was wollen Sie denn noch?"

„Zur Warnung komm' ich, zur nochmaligen Warnung," ſprach er, mühſam Athem ſchöpfend, „und um Genugthuung zu fordern. Ihr Herr Vater iſt mir Genugthuung ſchuldig."

„Wofür denn?"

„Er hat mich beleidigt, und in mir die ganze Stadt, Bürgermeiſter und Rath eingeſchloſſen. Oh! Als ich ihm den großen Brief, den Erlaß des Rathes, eingehändigt, da hat er eine verächtliche Handbewegung gemacht und hat zu ſeinem Sohne Chriſtoph geſagt: „Chriſtoph, mach' du den Wiſch auf!" — Wiſch hat er geſagt, Sie hören — „ſieh zu, was die Leute wollen." — Die Leute hat er geſagt! Nun hat der Sohn Chriſtoph vorgeleſen, und dazu hat der alte Herr fürchterlich geraucht, ſoweit es die Pfeife hergab, ſie hatte wenig Luft; ſonſt hat er ſich beim Zuhören mit keinem Worte geäußert. Als aber der Erlaß zu Ende war, hat er geſagt: „Gib den Wiſch her!" — wieder Wiſch — „und bring eine eingetunkte Feder, Chriſtoph!" Darauf hat Chriſtoph bemerkt, die Tinte ſei eingetrocknet. „Alſo einen Bleiſtift!" — „s iſt nur ein Rothſtift da." — „Alſo einen Rothſtift!" — Und nun hat der alte Herr mit dieſem gemeinen Inſtrumente eines Raucrpoliers unter den Erlaß der hochanſehnlichen Behörde mit dem Röthel geſchrieben, und zwar in ellengroßen Buchſtaben geſchrieben; hören Sie: „Mein! Grund und Boden iſt mein Chriſtian Schatten." — „Da iſt die Antwort!" hat er gerufen, und als ich verſteinert ſtehen blieb, da hat er geſchrien: „Marſch!" Jetzt hab' ich mich pflichtſchuldig ermannt und habe beſcheidentlich geäußert: ich könnte doch nicht den feierlichen Erlaß des hohen Rathes wieder zurückbringen, da hat er — hören Sie! — nach ſeinem Krückſtocke gegriffen — es iſt ein knotiger Dorn — hat ihn in die Höhe gehoben und noch einmal mörderlich geſchrien: „Marſch!" Was blieb mir übrig? Ich konnte doch nicht meine amtliche Perſon ausſetzen, mit dem

dicken Schwarzdorn geprü — ich zog mich anſtändig zurück, ohne ein Wort zu verlieren bei ſo unwürdiger Behandlung, und bin hereingelaufen wie ein — ich ſag' es gerade heraus — wie ein begoſſener Hund, empört bis in die Eingeweide. Hier iſt der ſchimpfirte Erlaß, unter ſolchen Umſtänden zerknittert wie ein — ich ſchweige. Nehmen Sie ihn hin! Ich kann die eigene Schrift des hohen Rathes doch nicht beſudelt dem hohen Rathe zurückbringen, niemals! Deßhalb komme ich wieder hierher. Sie ſind der Junior, Sie ſind der Sohn, Sie werden dem Senior, dem Vater, die gemißhandelte Schrift einhändigen und werden für anſtändige Beantwortung Sorge tragen als ſtädtiſcher Baumeiſter. Nehmen Sie!"

„Nein!" ſagte Wilhelm lachend „das werde ich nicht. Geben Sie ihn nur ab, wie er da iſt auf dem Rathhauſe."

Er war eben der Sohn ſeines Vaters und gönnte dem Rathe den Aerger, nicht überlegend, daß der heraufbeſchworene Zorn auch ihn treffen könnte, wenn dieſe ſeine letzte Aeußerung oben erzählt wurde vom Wachmeiſter.

Der umſichtige Wachmeiſter machte ihn auch ſogleich hierauf aufmerkſam, und zwar mit einem gewiſſen Nachdrucke, aber Wilhelm lachte weiter. Dem Wachmeiſter blieb nun nichts übrig, als ein ausdrucksvolles Schweigen und ein ſchwerwiegendes Kopfnicken, und als auch dies nichts half, ſondern Wilhelm ſchweigend fortmatte, da ſtülpte der Wachmeiſter unhöflich genug ſein Hutſchiff auf den Kopf, machte eine ſoldatiſche Wendung und ging. Er zitterte dabei vor Erregung, daß er nicht ſogleich die Thürklinke fand und daß er draußen vor der Treppe ſtehen bleiben mußte, um ſich zu ſammeln. Wozu er beim Hereinlaufen nicht gekommen war, das that er jetzt, er las den Erlaß. Die hochbemeſſenen Worte deſſelben richteten ihn auf, und die Treppe hinabtaſtend ſagte er zu ſich: „So geht's nicht weiter! Der alte Bauer muß exemplariſch beſtraft

und an den Bettelſtab gebracht werden, du aber verlangſt gekränkt Genugthuung. Sie kann in einer Geldentſchädigung beſtehen."

Es ſchlug halb Elf. Der entſcheidende Augenblick nahte für Wilhelm. Er legte den Pinſel weg, um ſich zu raſiren und ſonntäglich zu kleiden.

Daß er ſich ſelbſt raſirte, etwas ganz Ungewöhnliches in der Stadt, entzog ihm auch ein Quantum Popularität, denn der Stadtbarbier war darüber wüthend und ſprach davon überall, wie von einem Attentate. Wohin ſollte es denn bei ſolcher Eigenmächtigkeit kommen mit einem redlichen Gewerbe? Des böſen Beiſpiels gar nicht zu gedenken. Das konnte ja die jungen Burger anſtecken!

Gottlob ſah dieſer Action aufmerkſam zu. Sie intereſſirte ihn viel mehr als die Scene mit dem Wachmeiſter, welche er nicht verſtanden hatte.

„Das muß ich auch lernen," ſagte er, „da wird ſich der Vater ſchön wundern, wenn ich keinen Barbier brauche."

„Später!" lachte Wilhelm. „Jetzt mußt du fort, denn mit mir kannſt du nicht gehen. Sie ſehen ja ſonſt, daß du wieder mit mir verkehrſt."

„Ich geh' auf den Brauhausplatz. Da ſchlagen wir Sonntags nach der Kirche Kegel."

Kegel „ſchlagen" war ein dem Orte eigenthümliches Spiel. Zwei Jungen ſtanden dicht vor den neun Kegeln und warfen die Kugeln in ſie hinein, derjenige gewann, welcher den letzten Kegel umwarf. Da kam's denn gewöhnlich zuletzt auf ein weit auseinander ſtehendes Dreieck an, welches mit einem Wurfe umgeſtoßen werden mußte.

„Das kann ich!" ſagte Gottlob ſelbſtgefällig und lief fort. An der Thür ſtillhaltend, rief er aber noch: „Sie kommen doch heute Nachmittags zum Kirſchenfeſte in den Garten? Auch

die Herzkirschen sind reif und Primarinsiens Julius kommt auch.“ Und fort war er.

Bald darauf schritt auch Wilhelm über den Ring, dem Eckhause der Fremdengasse zu, wo das Lamprecht'sche Haus stand. Er war guter Zuversicht, sich mit günstigem Erfolge in diesem Hause einführen zu können! Der Arme!

Es war dort Niemand zugegen als Frau Lamprechtin und Dorel. Lamprecht und die beiden Schwestern waren in der Kirche. Aber sie mußten gleich kommen, denn es schlug Elf.

Die Mutter und Dorel saßen in der Hinterstube, die Mutter am großen Tische, Rechnungen schreibend für schuldige Kunden, Dorel am Fenster, mit einer Näharbeit beschäftigt und manchmal den Kopf hebend, um in den Hof zu blicken, wo ganz hinten ein Stückchen Sonnenschein lag, der keinen Weg in die Stube fand.

Ein Stückchen Sonnenschein! Das schien sie auch für sich zu wünschen. Sie sah recht traurig aus, recht traurig. Es war ihr auch lauter Schlimmes begegnet. Zuerst die Geschichte mit der Rosel, welche behauptet hatte, der Wachmeister hätte ihr Grüße ausgerichtet vom Schatten Wilhelm. Die eigene Schwester also hätte ihn abspenstig gemacht, diesen Wilhelm, auf den sie so vertraut hatte! Nein, hatte sie endlich gesagt, das kann nicht sein, seine Augen sind ja so ehrlich! Dann aber war die entsetzliche Bestätigung seiner Unehrlichkeit gekommen durch die Lore, Wilhelm Hand in Hand auf dem Tesso mit dem fremden, schönen Mädchen! Du lieber Gott! Nun war ihre ganze, so hoffnungsreiche Liebe zertrümmert.

Es darf aber nicht verschwiegen bleiben, daß sie nicht immer traurig war seit der schrecklichen Erfahrung von gestern Abends. Ihre Trübsal wurde zuweilen unterbrochen durch einen grimmigen Zorn gegen Wilhelm. Er hatte sie ja doch geradezu zum Narren gehabt. So nannte sie's und ballte die

kleine Faust. Es lag eben doch ein starker Kern von Kraft in ihr.

Die Mutter sah zuweilen von ihren Rechnungen auf und blickte nach der Tochter. Das Dorel war eigentlich ihr Liebling wie Gottlob des Vaters, und ihr jetzt so stockstilles Wesen, ihr blasses Gesicht, das fiel der Mutter auf. Sie war eine gescheite Frau und hatte gestern Abends wohl bemerkt, daß Dorel so jäh in die Höhe gefahren. Ans Verschlucken hatte sie nicht geglaubt, und sie wollte Näheres wissen. Sie fragte also plötzlich die Tochter: „Sag' einmal, Dorel, was war denn das gestern?"

Da stürzte die garstige Hanne ins Zimmer und schrie fast: „Der junge Herr, ich glaube der Schatten Wilhelm, ist draußen im Hause und fragt nach dem Herrn Meister und der Frau!"

Dorel flog von ihrem Sitze auf, die Nähарbeit fiel auf den Boden. Auch die Mutter erhob sich, und im nächsten Augenblicke trat Wilhelm ein. Er ging auf die Mutter zu, trat aber sogleich einige Schritte zur Seite, weil Dorel heftigen Trittes an ihm vorüberging, mit dem Arme eine jäh abweisende Bewegung machte und das Zimmer verließ. Sie schlug die Thür hinter sich zu, daß es außerordentlich knallte.

Wilhelm wurde durch dies offenbar feindliche Betragen total verwirrt, ja bestürzt und war nicht gleich im Stande, an die ihm entgegentretende Mutter auch nur Ein Wort zu richten. Die Mutter war auch arg erstaunt, aber sie war eine besonnene Frau und übernahm die Wilhelm fehlende Anrede mit den Worten, was dem Herrn Baumeister zu Diensten stünde?

Einen ungünstigeren Eindruck konnte Wilhelm kaum machen, als er stotternd vorbrachte, er hätte den Versuch machen, das heißt seine Aufwartung machen wollen.

Da wurde er unterbrochen. Herr Lamprecht mit Lorel und Rosel traten ein. Sie hatten die Gesangbücher in den Händen, und da Herr Lamprecht in der andern Hand den hohen Stock hielt, so nahm er, vielleicht deshalb, den Hut nicht ab. Jedenfalls blickte er mit zusammengezogenen Augenbrauen auf Wilhelm, der wie ein armer Sünder dastand.

Es fiel kein Wort. Frau Lamprechtin winkte die Hanne hinaus und endigte die peinliche Pause, indem sie zu ihrem Gatten sagte: „Der Herr Baumeister Schatten jun. wollte seine Aufwartung machen."

„Aufwartung?" sprach Herr Lamprecht, „was heißt das? Wir kennen einander nicht, und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu wir einander kennen lernen sollten. Lernen! Uns Alten wird das Lernen schwer. Der Herr ist auch ganz anders, als wir bescheidene Handwerksleute sind, und er würde nichts Brauchbares bei uns finden. Nicht wahr, Frau?"

Dies sagend, gab er Hut und Stock an die beiden Mädchen, nickte mit dem Kopfe und sprach: „Wir bedanken uns für die Ehre."

Es blieb Wilhelm nichts übrig, als abzugehen. Da er jedoch nun so weit gefaßt war, um die Beleidigung klar zu empfinden, so sagte er fest: „Und ich bedanke mich für so höflichen Empfang," wendete sich und ging.

Frau Lamprechtin eilte ihm nach bis an die Thür und sprach: „Nichts für ungut, Herr Schatten! Es kam Alles so unerwartet."

Er ging, den Tod im Herzen. Lorel hatte ihn fortgewiesen, der Vater desgleichen. Alle Hoffnung lag zerschellt auf dem Boden.

VI

Es kam noch ſchlimmer. Wozu wäre auch der unermüdliche Wachmeiſter Kieſel dageweſen, welcher ſeinen Gehalt zu klein fand und ſich darauf angewieſen ſah, ſeine Nahrung zuſammenzuſuchen wie ein Lumpenſammler.

Diesmal nahm er ſogar einen noch höheren Flug. Er lechzte nach Rache, nach Rache links und rechts. Dazu wurde er gegen ſeine Gewohnheit erfinderiſch, er wurde ein kleiner Catilina, obwol er dieſen ſchlimmen Römer gar nicht kannte.

Von Schatten Wilhelm hinweg war er Sonntag Vormittags, den durch Rothſtift verſchimpfirten Erlaß in der Hand, aufs Rathhaus gegangen und hatte dem Herrn Polizeirathmann und ſeinem Vetter, dem Herrn Kämmerer, Bericht erſtattet. Er hatte dies mit zitternder Stimme gethan, weil ihn eine edle Entrüſtung übermannte.

Da erlebte er den Schmerz, daß es ihm zum Vorwurfe gemacht wurde, den Erlaß des hohen Rathes zurückzubringen, obwohl ſo zerknittert und wirklich verſchimpfirt durch den Rothſtift zurückzubringen. Pfui! Das ſei ſtandeswidrig.

„Ja, um Gotteswillen," ſchrie er, „was hätte ich denn thun ſollen? Er hätte mich ja gehauen!"

„Ein pflichtmäßiger Beamter," hatte der eiſerne Polizeirathmann erwidert, „muß Alles hinnehmen, wenn die Würde ſeines Vorgeſetzten auf dem Spiele ſteht."

„Auch das noch," hatte er in ſich hineingeſeufzt, und die erſte catilinariſche Regung war in ihm aufgetaucht.

Uebrigens hatte der Polizeirathmann gemeint, es ſeien Rath und Stadtverordnete ſogleich zuſammenzurufen, um Strafmaßregeln zu treffen gegen den ausſchreitenden Bauer Schatten senior und um ſogleich die Einleitung des Prozeſſes gegen den Frevler zu verfügen.

„Das geht nicht; es ist ja Sonntag," war die Meinung des Kämmerers, „da ist Jedermann in der Kirche. Aber morgen soll's geschehen, morgen Montag. Es steht bis dahin nichts im Wege, Stadtwachmeister, daß ihr in der Stadt ausstreut, wie hochverrätherisch sich der Bauer gegen die Stadt benommen und seinen wohlbekannten Knotenstock gegen die ganze Obrigkeit erhoben. Das wird die Stadtverordneten, welche leider oft durch Meinungen gespalten sind, in einen und denselben Harnisch jagen, so daß morgen der Beschluß einstimmig erfolgt."

Dieß paßte dem Wachmeister, denn er wollte sich rächen. Er hatte bei seinem Handelsleben, wie er's nannte, oft dies Bedürfniß, aber er unterdrückte es gewöhnlich aus angeborener Klugheit: er wollte sich nicht ausgesprochene Feinde schaffen. Hier war das anders. Was konnte ihm der Bauer da draußen schaden oder nützen! Besonders nützen! Denn dieser Bauer war sparsam bis zum Schmutz. Also zunächst gegen ihn, dann aber auch — Geduld! Geduld! sagte sich der entstehende Catilina.

So ging Nickel denn, seiner nächsten Aufgabe entsprechend, den Rest des Sonntags über in der ganzen Stadt umher und erzählte seine Geschichte. Natürlich unter steter Steigerung. Bis zum Abende war sie eine furchtbare Legende geworden, welche überall und zwar mit Hasten, eifrigst noch erzählt wurde und beim „Kegel" in Schotter's Hause tumultuarische Scenen hervorrief.

Mit seinem Fleiße zufrieden, kam Nickel Abends heim und stand mitten in der Stube, gleichsam Athem schöpfend, still. Nickel, dachte er halblaut, Nickel — er vermied absichtlich den Titel Wachmeister — Nickel, man hat wirklich gesagt, du müßtest dich hauen lassen. Das verdient noch mehr als die Rohheit von einem Bauer — welch Mittel gäbe es,

ihnen, der ſogenannten Obrigkeit, den Riegel an den Leib zu bringen, welches?

Jette und Fritz, des Abendeſſens ſehr bedürftig, blickten beunruhigt auf den die Lippen und die Arme bewegenden Vater, welcher doch ſchwieg und ſchüchtern ſagte endlich Jette: „Vater! Die Erbſen in der Schale ſind fertig, aber es iſt nur noch wenig Butter da.“

„Butter? Ja, nicht Butter und Brot findet das verkannte Talent. Höchſtens ſchwarzes Brot, aber keine Butter,“ ſprach Nickel mit ſchwacher Stimme, zog aber eine große Wurſt aus der Taſche und legte ſie auf den Tiſch. Dazu ſprach er die ſchmerzlichen Worte: „Dies iſt das einzige Erobnis des ganzen Sonntag. Frau Schotter hat ſie mir geſtiftet, weil ich ihr klar machte, daß die Abſperrung des Waſſerthores wegen ihrer Schafe den Zugang zur Stadt geſperrt und dem Schotter Unannehmlichkeiten verurſachen könnte, ſobald ich Anzeige machte.“

„Aber eine Leberwurſt, Vater!“ — rief Jette — „ach, iſt die ſchön! Darf ich ſie gleich braten? Das Holz koſtet ja nichts.“

„Das fehlte auch noch! Alſo brate!“

Er bezog nämlich frei Holz, ſo viel er wollte. Das Holz, leider ſehr wohlfeil, war der Reichthum der Stadt, und jeder Hausbeſitzer bekam ſechs Klafter ſo gut wie geſchenkt. Nur ein paar Groſchen hatte er für jede Klafter zu entrichten.

Während Jette leidenſchaftlich mit dem Braten der Wurſt beſchäftigt war und Fritze — man ſagte Fritze, nicht Fritz — ihr mit Handreichungen half, ſaß der beleidigte Stadtdiener auf dem alten, mehrfach durchlöcherten Strohſeſſel und dachte noch Catilina entwickelte ſich.

Die gebratene Wurſt kam auf den Tiſch, und er ſchien

mit einem gewissen Ingrimm zu essen eine lange Lage Wurst; plötzlich — wahrscheinlich war er satt — schrie er auf: „Genug!“ lautete das Wort. „Der Rest aufzuheben für morgen! Du, Fritze, gibst ein weißes Blatt Papier her und einen Bleistift, rasch!“

Catilina war fertig. Riesel schrieb langsam und mühsam auf dies Papier. Die Kinder sahen ihm erschrocken zu, denn er schrieb sonst nie einen Buchstaben, er war für mündliches Verfahren.

„So!“ sprach er endlich. „Jetzt nimmst du, Fritze, ein neues weißes Blatt, auch nur ein Quartblatt, und schreibst dies ab mit großen Buchstaben, denn der Grobian kann nur schwer lesen.“

Als Fritze dies gethan, prüfte Vater Riesel die Handschrift und las sie laut: „Heute Montag um Zehn hat es“ — „hat es“ war landesüblich für „gibt es“ — „eine Versammlung der Stadtverordneten auf dem Rathhause. Da wird der Prozeß beschlossen gegen den widerspenstigen Schatten sen., welcher Stadtgut in seine Tasche steckt.“

„Der kommt mit seinem Knotenstocke, und sie beschädigen sich beiderseits,“ sagte er unverständlich vor sich hin, laut aber sprach er: „Fritze, du machst immer noch zu viel Punkte. Aber hier kann's nicht schaden. Morgen früh um Sieben gehst du nach Gesindeni zum alten Schatten — du kennst doch sein Bauerngut?“

„Freilich.“

„Und gibst diesen blos zusammengefalteten Zettel ab.“

„An wen, Vater?“

„An die Frau. Bis gegen Zehn ist er auf dem Felde draußen. Ihn mußt du vermeiden, er würde dich durchprügeln.“

„O!“

„Die Frau lieſt 's nicht, und die wird's ihm ſchon einhändigen. Du warteſt auf keine Frage, du gibſt keine Antwort, ſondern machſt, daß du fortkommſt, und erzählſt mir dann, ob's gelungen iſt.“

Hierauf ging die catilinariſch gewordene Familie zu Bette.

Des alten Schatten Charakter war ſo bekannt, daß Niehl's Scharfblick nicht übermäßig hoch anzuſchlagen iſt.

Der Scharfblick bewährte ſich allerdings. Montag gegen Zehn kam der alte Schatten vom Felde herein zu Kaffee und Stangentabak. Seine Frau gibt ihm den Zettel. Er verlangt ſeine Kneifbrille — der jetzige Kneifer war ſchon damals erfunden — er verſucht zu leſen, und wo er ſtockt, da hilft Chriſtoph. Als er den Inhalt verſtanden, ſpringt er auf und ſchreit nach ſeinem Sonntagsrocke, nach ſeinem Triumphator, und nachdem er jenen angezogen, dieſen aufgeſetzt, verſchluckt er ſtehend ſeine Taſſe Kaffee, flucht dazwiſchen, daß es hätte finſter werden mögen — wie man zu ſagen pflegte — und ſchreitet dann ſtracks aus dem Stübchen nach der Thür des Wohnzimmers.

„Aber was denn, Vater?“ rufen Frau und Sohn.

„Werdet's zeitig genug erfahren, wenn ich dem unverſchämten Stadtgeſindel meinen Sporn vor die Naſe gehalten.“

Den Terzerol in der Hand, ſchritt er nun rüſtig trotz ſeines Alters, immer vor ſich hin ſcheltend, nach der Stadt.

Hier in der Stadt waren wirklich die Stadtverordneten verſammelt, und es ging ſehr lebhaft zu.

Seit ein paar Jahren ſchon war die vom Freiherrn von Stein in Preußen eingeführte Städte-Ordnung willkommenes Eigenthum unſerer Städte. Sie hatte ſich gründlich eingelebt. Bürgermeiſter und Rath als Oberhaus, die Stadtverordneten als Unterhaus walteten frei wie eine kleine Republik. Die Regierung des Staates verhielt ſich dazu ganz loyal, weil gar

nachsichtig, und machte sich wenig oder gar nicht bemerklich. Und wie merkenswerth! Diese somit so stillen und unkundigen Bürgerleute hatten sich in ein paar Jahren vollständig darin ausgebildet, ihr Gemeindewesen aufmerksam und fleißig zu verwalten. Niemand, wie schüchtern oder träg er sonst sein mochte, entzog sich der Bürgerpflicht, seine Arbeitszeit dreinzugeben und mitzuregieren.

Bei dem vorliegenden Falle wegen des Eisensteins fehlte es an rechtlicher Kenntniß der Frage. Unter allen Umständen fand man es natürlich, daß die Stadt das Eigenthum des Minerals in Anspruch nehme, und man stritt mehr um Form und Zeit, als um die Grundfrage.

Aber auch dies nur einen Augenblick. Das persönliche Thema sprang gleich in erste Linie. Wie die Beleidigung von Seite des alten Schorten zu ahnden wäre, das sprang allem Andern voraus. Der zerknitterte Brief mit der Rothschrift ging von Hand zu Hand. Obwol Alle pünktlich um 10 Uhr im großen Rathhaussaale eingetroffen, blieb doch um halb Elf die Hauptfrage noch im Rückstande. Niemand war an der langen Tafel sitzen geblieben. Alle waren aufgestanden. Alle gingen umher. ‚Strafe! Exemplarische Strafe!' rief man von allen Seiten. Nichtswürdig, exemplarische Strafe!' schrie der kleine Zeisensieder Pümpler, sprang auf seinen Stuhl, eben weil er klein war, und wiederholte mit durchdringender Stimme: „Nichtswürdig, exemplarische Strafe!"

Darauf erfolgte Gelächter. Pümpler's Gestalt war dünn, sein Anzug war auf den Nähten nicht ohne Fettglanz, sein Gesicht kalkweiß und er genoß wenig Achtung. Was er aber etwa noch von Achtung errang durch consequentes Fadeln, das zerstörte in den Sitzungen seine Stimme, welche wie eine Minderstrompete klang.

Nach diesem Gelächter forderte der Vorsitzende die Ver-

ſammlung mit durchgreifendem Tone auf, ſich wieder nieder zulaſſen. Er ſchien ſo was wie dies Gelächter abgewartet zu haben, damit er einer ruhigen Stimmung ſicher würde, ehe er die eigentliche Verhandlung in Gang ſetzte. Er war ein dicker Färbermeiſter von geſundem Menſchenverſtande, von bewundernswerther Geduld und nicht ohne Humor. Vielleicht dieſes angenehmen Humors wegen wählte man ihn immer wieder zum Vorſteher — dies war der geſetzliche Titel. Humor bietet immer Ausgleich, und dieſen muß der Vorſtehende bieten können, ſonſt wird er verhaßt.

Als endlich Alle wieder ſaßen, ließ er ſich den zerknitterten Erlaß einhändigen, legte ihn vor ſich auf die grüne Tafel und breitete ſeine dunkelblaue Hand darüber wie zur Beruhigung. Seine Hand war allerdings ganz blau, weil er Schwarzfärber war. Das fiel Niemandem auf; ſie waren ja zumeiſt Handwerker, wenn auch Meiſter.

So wie er den Erlaß mit der Hand zugedeckt hatte, ſo hielt er ihn auch aus dem Bereiche ſeiner Anſprache. Er fragte ſogleich nach dem Hauptpunkte: „Haben wir das Grundrecht in Geltendorf und haben wir geſetzlichen Anſpruch auf den Gemeinſtein oder nicht?“

Ein brauſendes „Ja!“ war die einſtimmige Antwort. Doch nein! Nicht ganz einſtimmig. Der Pferdeknechter Keller erhob ſich und ſagte, ihm ſei dies zweifelhaft. „Oho!“ von allen Seiten. Aber der Mann blieb bei ſeinem Zweifel.

Er war Beſitzer des Gartens am Eingange von Geldendorf, und er mochte denken: am Ende fällt man dir einmal auch auf deinen Garten mit Stadtanſprüchen. Vielleicht wirkte auch noch ein fremder Zug in ihm. Das warf man ihm manchmal vor. Sein Urahn nämlich war vor nahezu zweihundert Jahren aus Böhmen eingewandert, als Kaiſer Ferdinand II. dort die Evangeliſchen gewaltſam unterdrückte.

Er war Ziergärtner gewesen, und davon mochte wol die Gartenneigung im Urenkel verblieben sein, welche ihn jetzt noch unterschied von den urmheimischen Bürgern.

Seinen Zweifel begründete er mit dem Hinweis, daß die Beantwortung der Frage ganz besondere juridische Kenntnisse nöthig machte, und die besäße er nicht.

„Ach was!“ rief man, „juridische Kenntnisse! Ums einfache Grundrecht handelt sich's, und das besitzt die Stadt.“ Bei diesem Widerspruche that sich besonders Meister Lamprecht hervor durch Heftigkeit. Sein Zorn gegen den alten Schatten war sehr bemerklich, und er machte dessen auch gar kein Hehl. Man erzählte sich, der alte Schatten habe einmal in einem heftigen Streite mit Lamprecht unanständig vor diesem ausgespuckt. Wie dem auch sein mochte, die Versammlung begleitete seine heftige Rede mit beistimmendem Zurufe.

Der Vorsteher indessen nahm auffallend Notiz von dem Zweifel des Pfefferküchlers Keller. Auch ihm schien der rechtliche Beweis noch nicht genügend aufgeklärt — er war's ja auch nicht — er ließ also immer neue Redner zum Worte kommen, was sonst gar nicht seine Art war.

Dadurch gewann der alte Schatten Zeit, um zurechtzukommen, was er zurechtkommen nannte. Auf dem Ringe anlangend, warf er, ohne stillzustehen, einen prüfenden Blick auf Wilhelm's Hausbau an der Ecke und ging stracks auf die steinerne Treppe los, welche in das zwischen zwei Thürmen liegende Rathhaus führt. Er kannte die Oertlichkeit genau, er hatte ja seinerzeit selbst daran gebaut, und er trat fest in das kleine Vorzimmer, hinter welchem das große Stadtverordneten-Zimmer lag. Man hörte hier schon den Lärm der Berathung.

Ein steinalter Amtsdiener saß seitwärts und schlief. Er war über allen Lärm und jegliche Aufregung hinaus. Neben

ihm saß der Wachmeister Nickel. Dieser hatte hier eigentlich nichts zu thun, aber er wollte der Erste sein, um die erwünschten Beschlüsse gegen den Schatten Ziegrimm in der Stadt zu verbreiten, und vielleicht auch, wenn der Alte käme und der Scandal mit ihm — nein, nein, den Alten erwartete er nun doch nicht. Bei hellem Tageslichte erschien es ihm doch ganz unwahrscheinlich, daß der Streich so weit wirken könnte — Allmächtiger! Da trat der alte Herr — jetzt war's ein Herr — ins Vorzimmer.

Nickel fuhr in die Höhe, daß sein Säbel klapperte, ein Todesschreck überfiel ihn, der Alte hatte den Knotenstock in der Hand. Schreck? Ja wol. Aber er hatte es ja doch mit seinem Zettel veranlaßt! Freilich! Es ist jedoch etwas ganz Anderes, sich eine Handlung auszudenken und sie dann leibhaftig vor sich zu sehen. In der Phantasie wird man leicht mit den Dingen fertig, die dann folgende brutale Thatsache ist aber doch was ganz Neues. Sie überschüttete jetzt den Wachmeister mit furchtbarer Angst. Jetzt erst fiel ihm ein, am Ende bringt er den Zettel mit und der führt zur Entdeckung. Diese Angst schüttelte ihn so, daß er mit dem Säbel den alten Amtsdiener anstieß. Dieser erwachte dadurch, und er trat dem Herrn Schatten senior nicht nur nicht in den Weg, sondern machte ihm die Thür zum Stadtverordnetenzimmer weit auf, denn für ihn war er der frühere Herr Stadtbaumeister. Da stand der grimmige Bauer vor der Bürgerversammlung. Nicht einmal den Dreimaster nahm er sogleich vom kahlen Haupte. Er ging an die grüne Tafel, legte hier erst den Hut auf dieselbe, griff an die Westentasche und zog richtig den Zettel hervor.

„Auf diesem Zettel," sagte er mit rauher Stimme und warf den Zettel auf den Tisch, „ist mir angezeigt worden, daß man hier in mein Eigenthum eingreifen will. Ich komme

her, um Sie zu warnen. Im ersten Augenblicke hab' ich gesagt: so was thun Räuber.'

Ein donnernder Schrei unterbrach ihn, hörte ihn aber gar nicht. Er fuhr fort: „Jetzt sag' ich: Es ist ungerecht, ungerecht! Soll mich Gott strafen, wenn es nicht ungerecht ist. Grund und Boden meines Gutes ist mein, wie Grund und Boden der Stadt Ihnen ist. Was Sie hier an meinem Eigenthum vornehmen wollen, das wird Ihnen eingetränkt werden an Ihrem Eigenthum. Und daß Sie's wissen: ich geh' bis an den König, wenn Sie den nichtswürdigen Proceß gegen mich anfangen, und wenn ich darüber zum Bettler werden und elendiglich crepiren sollte. Das nur hab' ich Ihnen in Ihren Hochmuth hinein sagen wollen, und damit Gott befohlen!"

Er setzte seinen Hut auf und ging.

Unter einem unbeschreiblichen Lärm sprang Lamprecht hinter ihm her und schrie über allen Lärm hinweg: „Da bleiben, frecher Bauer!" Der alte Schatten wendete den Kopf zurück, sah ihn an mit unverkennbarem Grimme, sagte leichthin „Hanswurst!" und ging hinaus.

„Aufhalten! Aufhalten!" schrie man; aber Niemand that's, auch Lamprecht nicht, er schien betroffen zu sein. Nur Pümpler, der kühne Seifensieder, sprang unerschrocken wieder auf den Stuhl und trompetete mit seiner unglücklichen Stimme: „Aufhalten, Gott's Schwerenoth!"

Diese schwere Noth wirkte so mächtig, daß wieder ein Gelächter ausbrach und dadurch Stillstand eintrat.

Aber nun vereinigte man sich rasch zu der Frage: wie gerichtliche Ahndung ins Werk zu setzen wäre gegen solchen Ueberfall und solche Unbill.

„Verhaften!" — schrie man — „und in die Bürgerstube stecken!"

Die Bürgerſtube war ein Zimmer auf der Rückſeite des Rathhauſes, wo widerſpenſtige Bürger gefangen geſetzt wurden. Das kam ſehr ſelten vor, denn es herrſchte ruhiger Gehorſam in der Stadt. Wenn's aber einmal vorkam, dann gab's viel Neugierige in den Fleiſchbänken hinter dem Rathhauſe, von wo man den Verbrecher ſehen konnte, ſobald er an das einzige Fenſter trat. Man kannte ihn lange und ganz genau; aber da eben, meinte man, müßte er doch anders ausſehen.

Der Vorſteher, die blaue Hand flach aufſchlagend, erzwang endlich doch Ruhe, und murrend ſetzte man ſich nieder. Er nahm nun den Zettel in die Hand und fragte — er war gewiß ein diplomatiſches Talent und wußte vom Peinlichen abzulenken auf Nebenſächliches — er fragte alſo, ob Einer aus der Verſammlung den Zettel geſchrieben und dadurch die üble Scene vielleicht unſchuldigerweiſe herbeigeführt hätte?

„Niemand! Niemand!“ hieß es.

„Kennt Jemand die Handſchrift?“ fragte er weiter und ließ den Zettel herumgehen.

Die Thür war offen geblieben nach dem Abgange des alten Schatten, und der Wachmeiſter hörte und ſah Alles. „Alſo richtig der Zettel kommt dran, wie du gefürchtet!“ ſagte er ſich, und der Angſtſchweiß ſtrömte ihm auf die gefurchten Wangen. „Und das ſoll Rache ſein!“ dachte er weiter. „Du warſt ein Schafskopf. Und was war ſchuld? Die fette Speiſe — die Leberwurſt.“

Und nun gar! Denn Lamprecht, an welchen der Zettel gelangt war, Lamprecht ſchrie ein ausdrucksvolles „Oh!“ und ſetzte hinzu: „Das iſt die Handſchrift eines Schuljungen. Wir ſchicken das Blatt an die Schullehrer, die finden binnen einer Stunde den Schreiber heraus.“

Das war der Todesſtoß für Rieſel. Es kam ein Geiſt

über ihn, den er ſonſt nicht kannte, und flüſterte vernehmlich: „Verfluchte Leberwurſt, du biſt Schuld an Allem. Geiles Eſſen verlockt zu frechen Streichen. Nun bricht Alles zuſammen, und es gibt für dich nie wieder einen irdiſchen Genuß mit Eſſen und Trinken. Du mußt fromm werden.“

Doch da kam ein Schimmer der Erlöſung; der Vorſteher ſprach: „Meine Herren! Wir gerathen auf Abwege!“

„Richtig!“ rief der Kronenwirth aus der Vorſtadt, „der alte Schatten iſt fort und wir bleiben beleidigt. Er muß doch wenigſtens verhaftet werden.“ „Ja! Ja!“ hieß es ringsum.

„Da ſteht ja der Wachmeiſter“ — ſagte Lamprecht — „komme Er herein! Getraut Er ſich, den alten Schatten in Haft zu nehmen?“

Das geht auf Leben und Tod — dachte Rieſel, und laut äußerte er ſich dahin: „In Gelſendorf draußen? Da iſt noch ein zweiter Sohn, genannt Chriſtoph, breit und ſtark, und da ſind robuſte Knechte. Dagegen iſt bewaffnete Macht nöthig.“

„Die haben wir leider nicht“ — fiſtelte diesmal geknickten Tones Pümpler, der Seifenſieder.

„Dummes Zeug mit Gelſendorf!“ — bemerkte mit knarrender Baßſtimme der dicke Böttiger — Büttner ſagte man — Knolling — „es kann ja hier geſchehen. Er bleibt immer viertelſtundenlang ſtehen drüben an der Ecke beim Hausbau ſeines Sohnes. Bis dahin ſind nur hundert Schritte. Dort faßt der Wachmeiſter den alten Geſellen und bringt ihn herauf.“

„Ich allein?“ — ſtammelte Rieſel.

„Er hat ja einen Säbel!“

„Meine Herren!“ — begann noch einmal der Vorſteher „wir bleiben ja immerfort auf dem Abwege. Die Perſonalien mit dem Schatten senior ſind ja Nebenſache.“

„Oho! Oho!“

„Und können von uns allein gar nicht durchgeführt werden. Wir sind ja laut Statut nur berathende Körperschaft und müßten zu einer Haftfrage erst an den Magistrat berichten. Die Hauptfrage der heutigen außerordentlichen Sitzung liegt ja noch brach vor uns. Sie lautet: Soll der Proceß wegen des Eisensteins angestrengt werden oder nicht?"

„Freilich! Freilich!"

„Also an die Hauptfrage! Wachmeister Kiesel, abtreten! Wer verlangt das Wort?"

Und nun wurde eine Stunde lang ordnungsmäßig verhandelt. Eigentlich nur darum so lange, weil der Pfefferküchler Keller unwandelbar Nein sagte. Weil er aber mit seinem Widerspruche allein blieb, so wurde endlich beschlossen, sich zunächst in Betreff des Eisensteines aller Gewaltmaßregeln zu enthalten, unverzüglich aber den Proceß zu beginnen.

Es zeigte sich auch jetzt wieder, daß trotz kleiner, zufälliger Zwischenfälle diese Körperschaft ganz sachgemäß vorzugehen wußte. Sie hat sich jahraus jahrein verständig erwiesen und auch friedfertig. Denn der Streit hat immer nur Nebendinge betroffen.

Der Vorsteher entließ jedoch die Versammlung mit den ernsten Mahnworten, über die Personalien dieser Sitzung, das heißt über den Ueberfall des Schatten senior und was sich daran geknüpft, gänzliches Stillschweigen zu beobachten. Dies fordere das Ansehen der Körperschaft. Er als Vorsteher werde nach Oben, das heißt nach dem Magistrate hin, die nöthigen Meldungen nicht unterlassen, und es werde gethan werden, was sich als zweckdienlich erweise. „Also meine Herren, vollständiges Stillschweigen. Wünsche wohl zu speisen!"

„Wohl zu speisen!" erwiderte der Chor.

Dieses Stillschweigen hielt natürlich kein Einziger, und als Lamprecht nach Hause kam und sein besseres Kleid abge-

legt hatte, erzählte er Alles haarklein, während Hanne im Hausflur den Staub aus dem Kleide klopfte. Er war mit seiner Erzählung kaum fertig, da stürzte Hanne wieder herein — dies ewige Stürzen just war Lamprecht so unangenehm! — und hielt dem Herrn einen Zettel unter die Nase. Er sei aus dem Kleide gefallen, während sie geklopft, er sei wol nicht ordentlich hineingesteckt gewesen — es war Fritze's Zettel, war das Kiesel'sche Unglück.

„Wo ist Gottlob?" rief Herr Lamprecht, „ruft mir den Gottlob, der kann die Sache besorgen."

Gottlob war wieder auf dem Brauhausplatze, kam aber gerade heim, da es ans Mittagsessen ging. Der Vater zeigt ihm den Zettel mit dem Auftrage, Nachmittags ihn dem Lehrer zu bringen, damit ausgeforscht werde, wer ihn geschrieben.

„Kiesel Fritze!" sagte Gottlob auf der Stelle.

„Was?"

„Das!" sagte Gottlob, und zog auch einen Zettel aus der Tasche. Darauf stand mit Bleistift geschrieben, wer Alles und wie viel Jeder an Gottlob verloren hatte beim Kegelschlagen. Diesen Zettel habe vor einer Viertelstunde Kiesel Fritze geschrieben auf dem Bretterhaufen, welcher auf dem Brauhausplatze liege.

Es war kein Zweifel. Man sah sich lautlos an, und Lamprecht sagte blos: „Dieser Wachmeister!"

VII.

Armer Wilhelm! Nun war er noch ärmer. Sonntag gegen Mittag hatte er in Lamprecht's Hause die Geliebte verloren und den Zutritt in das Haus ihrer Eltern. Aber er konnte sich noch mit der Hoffnung schmeicheln, daß dieses Unglück aus Mißverständnissen entstanden wäre. Vielleicht ließen sie sich aufklären! Montag Mittags stand die ausgesprochene

Feindſchaft zwiſchen ſeinem Vater und Dorel's Vater grinſend vor ihm. Er kannte „Romeo und Julie“ noch nicht, obwol er in Berlin einigemale im Theater geweſen, ſonſt hätte er ausrufen müſſen, die Montagues und die Capulets ſtehen ſo gegen einander, daß nichts mehr zu hoffen iſt. Aber auch ohne Kenntniß des Shakſpeare'ſchen Trauerſpiels erkannte er die Vernichtung. Denn namentlich das entſetzliche Wort „Hanswurſt“, welches ſein Vater dem Vater Dorel's gewidmet hatte, war tödtlich. Schon beim Mittagseſſen Montags war es in der ganzen Stadt Veranlaſſung würdigſter, tief gerührter Ausrufungen. Solche Gemeinheit ſei noch nicht dageweſen! ſagte Jedermann mit dem unverkennbarem Accente des Schmerzes.

Wilhelm's Wirthin, bei welcher er den Mittagstiſch hatte, verſorgte ihn ſchon bei der Suppe Montags mit dieſer merkwürdigen Notiz. Sie hielt es für ihre Aufgabe, ihn genau in Kenntniß zu ſetzen von den Stimmungen in der Stadt.

Frau Stützig war eine Wittfrau, und weil ſie an verletztem Herzen litt, faßte ſie Alles ſehr ſcharf auf. Sie hatte ihr Herz dem kleinen Stiefmann geſchenkt, welchem man zu ihrer Entrüſtung nachſagte, er ſei bucklig, weil ſeine rechte Schulter um einen Gedanken höher war als die linke, und welchem man vorwarf, er vernachläſſige ſeine Frau, welche ſchon zwei Jahre lang ſtarb, und er mache in unanſtändiger Weiſe ihr, der Frau Stützig, den Hof. Bösartige Menſchen, denen ſie umſonſt nachwies, der hervorragende Geſchmack Stiefmann's bringe ihn lediglich in ihre Nähe. Sie hielt einen Laden für den Verkauf von Schnittwaaren, und Stiefmann verſtand ſich, wie ſie nachwies, auf die richtige Auswahl der Farben beſſer als ſie. Das wurde hartnäckig verkannt, und deßhalb war ſie immer gereizt und ſchonte ihren Tiſchgenoſſen, den Schatten Wilhelm, gar nicht.

Dienſtags konnte ſie ihm ſchon mit Sicherheit vortragen

— Mündelgelder waren nicht ſicherer angelegt — daß die ganze Stadt gegen ihn ſei, weil er unter Anderm der Sohn ſeines Vaters wäre. „Denn dieſer," ſagte ſie meſſerſchneidig, „hat die ganze Stadt beſchimpft durch ſeinen Einbruch unter die würdigen Stadtverordneten und durch ſein ſiegelhaftes Betragen gegen dieſelben. Wenn Sie nicht Bauten auf dem Lande kriegen, ſo ſind ſie „pfutſch", wie mein Freund, der Stiefmann, zu ſagen pflegt."

Frau Stützig war von langer, dürrer Geſtalt, und ſie ſchnupfte auch ſchwarzbraunen Tabak, was ſelbſt ihr Freund, der Stiefmann, nicht loben wollte. Sie tauchte alle ihre Nachrichten in Eſſig und war Wilhelm recht unangenehm.

Aber ihre Nachrichten waren richtig. Es war ſo: die Leute, denen er begegnete, wendeten die Köpfe weg; er war geächtet.

Wie trug er das? Gerade ſo wie Torel zu Anfang; der Zorn wallte in ihm auf. Wie gegen Torel's verächtliche Armbewegung im Vorübergehen der Zorn in ihm aufgeſprungen war, ſo regte ſich jetzt in ihm heftige Erbitterung gegen die Stadtbewohner, welche ihre Geringſchätzung äußerten. Er meinte, das ungerechte Mädchen ſammt ihren Eltern entbehren zu können, und den ungerechten Stadtbewohnern wollte er bei erſter Gelegenheit die Zähne zeigen.

Das hielt mehrere Tage an.

Da kam Chriſtoph von Gelſendorf herein mit dem Befehle des Vaters, den Juſtizherrn Stambach mit der Führung des Proceſſes in aller Form zu betrauen.

Das that er. Stambach verſicherte ihm heiter: „Ich ſorge dafür, daß die Stadt in kurzer Zeit den Proceß verliert. Seien Sie guten Muthes! Meine Tochter wird es freuen, Sie einmal wieder zu ſehen, ſie beklagt ſich über Sie. Treten Sie doch einen Augenblick bei ihr ein. Der Referen-

darius Zöller iſt bei ihr, der Sohn des hieſigen erſten Paſtors, ein munterer Herr. Er macht ihr den Hof; aber das bedeutet nichts, er iſt ein Schmetterling. Ich ſchreibe auf der Stelle in Sachen Ihres Proceſſes und öffne Ihnen nur die Thür. Treten Sie ein."

Wirklich ſaßen Amélie und Primariuſſens Julius, wie er genannt wurde, neben einander auf dem Sofa, und Amélie ſprang ihm ſogleich entgegen, ihm die Hand bietend und ihn ſehr willkommen heißend.

„Entſcheiden Sie, lieber Herr Schatten," ſagte ſie, „gegen dieſen Herrn Referendarius. Er hofft, in ſechs Wochen Aſſeſſor zu ſein, müßte es alſo verſtehen, und er behauptet, das intereſſanteſte Mädchen der Stadt — verſteht ſich nach mir — ſei eine Tochter des Fleiſchhauermeiſters Lamprecht — ich bitte Sie, eines Fleiſchhauers! Dorel genannt. Kennen Sie das Mädchen? Verdient ſie wirklich ſolche Auszeichnung?"

„Ich kenne ſie, aber —"

„Aber ſo viel möchten Sie nicht ſagen. Da hören Sie's, voreiliger Herr Referendarius! Denken Sie, Herr Schatten, er wagt ferner zu behaupten, es ſei ganz in der Ordnung, zwei Mädchen zu gleicher Zeit den Hof zu machen. Iſt das nicht zu arg?"

„Nennt der Herr Referendarius das Mädchen?"

„Freilich! Er geht in's Haus."

„Und jetzt wird er erſt recht hingehen, um die Eiferſucht des Fräuleins Amélie aufzuſtacheln," ſagte lachend Herr Julius, ein ſehr hübſcher eleganter Mann mit luſtigen Augen.

„Eiferſucht? So weit ſind wir noch nicht, und ich behaupte meinerſeits, nicht den Männern, ſondern uns Mädchen ſteht es zu, bis auf einen gewiſſen Grad zwei Männer zu begünſtigen. So lernt man ſie genauer kennen und kann ſich ſachgemäß für die Wahl entſcheiden. Das muß der leicht-

ſuſtige Herr Referendarius geſtatten, aber Sie, geſtrenger Herr Baumeiſter, werden das wol nicht billigen. Wie?“

Glücklicherweiſe kam ein neuer Beſuch, der Herr Stadtrichter, und enthob den bedrängten Wilhelm einer Antwort. Er benützte dieſe Gelegenheit ſich zu empfehlen.

Alſo dieſer Julius kam in's Lamprecht'ſche Haus, welches ihm verſchloſſen war. Hing das zuſammen mit Torel's plötzlicher Feindſeligkeit gegen ihn? Grund genug zur Eiferſucht bot es gewiß.

Und dabei dachte er nicht einmal daran, jetzt wird dieſer Julius bei Lamprechts erzählen, daß er dich bei der fröhlichen Amélie getroffen, und wird dadurch Torel's Verachtung gegen dich noch ſteigern. Er konnte nicht daran denken, denn er wußte ja nicht, daß ſchon ſein erſter Beſuch bei dieſer Amélie den Zorn und die Verachtung Torel's erweckt hatte.

Und doch war dem ſo. Julius wird ihr von dem Beſuche erzählen.

„Hinweg mit all dieſen Unglücksfällen!“ rief er, „hinweg aus dem Gedächtniſſe! Suche zu vergeſſen! Arbeite!“

Es lag ein ſo ſtarker Sinn in dieſem Vorſatze, daß es wol möglich ſchien, er werde über die traurigen Gedanken hinwegkommen.

Er ging ernſt und ſchweigſam ſeinen Geſchäften nach von Sonnenaufgang an bis Sonnenuntergang, er ſtellte in ſeinem Hausbaue Mauer an, ſo viel er nur auftreiben konnte, um ſeinen Antheil an dem raſch aufwachſenden Eigenthume zu erhöhen, und des Abends las er in den kleinen Büchern, welche er von Berlin mitgebracht. Neben Goethe und Schiller war auch ein Bändchen von Leſſing dabei, welches ihm Freund Regel als in ſein Fach einſchlagend empfohlen hatte, der Laokoon. Bisher hatte er dieſem Buche keinen Geſchmack abgewinnen können, es war ihm zu ſchwer geweſen. Jetzt zwang

er ſich, es zu verſtehen, und fand mühſam, daß es mit ſeiner Unterſcheidung zwiſchen Dichtkunſt und Malerei doch auch die Verzierung in der Baukunſt berühre, und daß es ihm gründlich zu denken gebe. Gerade das wollte er, um ſeiner anderen Gedanken los zu werden. Am Ende gelang dies auch bis zu einem gewiſſen Grade. Denn man kann eine Gedankenreihe von ſich entfernen, wenn man eine andere Gedankenreihe an die Stelle ſetzt.

Ach, wie weit laßt das die Liebe zu? Nicht weit. Aber wenn ihn die Flöte lockte, ſo ſchob er ſie weg. Er fürchtete ſich vor ihr, er fürchtete, ſie werde ihn erweichen und ihm den Laokoon verleiden. Uebrigens hatte ihn Frau Stürzer mit Recht aufmerkſam gemacht auf die Landbauten. In den Dörfern kümmerte man ſich nicht um das Vorurtheil gegen ihn; die hereinkommenden Bauern ſahen nur mit Staunen, wie unerhört raſch ſein Hausbau von ſtatten ging. Er marſchirte alſo eifriger als bisher aufs Land hinaus, und die ſtarken Fußpartien halfen auch ſeine Stimmung beſſern.

Trotzdem ſtieg zuweilen die Sehnſucht in ihm auf, und einmal hatte er ihr nachgeben müſſen; er war hinausgegangen in den Kloſterbuſch, hatte ſich aufs Moos geſetzt und den Wildenten zugeſchaut, hatte Alles wieder erlebt, was ſeine erſte Begegnung mit Lorel enthalten, und war in eine tiefe weiche Stimmung verfallen. Nein! hatte er gerufen, nicht mehr hieher! Das macht dich erbärmlich. Und nun verdoppelte er ſeine Wege nach den Dörfern draußen.

So ſahen ihn die Bauern öfter, und der Bauer macht Alles perſönlich ab. Bald aus dieſem, bald aus jenem Dorfe kam ein Zweifelhafter, kratzte ſich den Kopf und fragte: „Wie viel, Herr Baumeiſter, möchte es koſten, wenn ich meine baufällige Hofreuthe" — ſo nannte man den ganzen Umfang von Gebäuden — „ganz aufbauen ließe?" Wilhelm, des Wortes

von Frau Stützer eingedenk, machte in zutraulichem Tone mäßige Preise, und so kam es, daß er noch Verlauf eines Monats zahlreiche Bauten für die Bauern auszuführen hatte. Die Dörfer lagen weit auseinander, und er war bald nicht mehr im Stande, sie als Fußgänger regelmäßig zu besuchen. Da erinnerte er sich, daß sein Vater in seiner jüngeren Zeit einen kleinen Rappen geritten, um rascher herumzukommen, und er entschloß sich, ein Reitpferd zu kaufen.

In der ganzen Stadt gab es kein Reitpferd. Er fuhr also in die zwei kleine Meilen entfernte Nachbarstadt. Dort wurde ein Pferdemarkt abgehalten und dort wohnte jetzt auch sein Freund Regel, sein Berliner Kamerad, welcher ja auch in der Thierarzneischule zu Hause gewesen und sich auf Pferde verstand. Er hatte sich als Arzt in der Nachbarstadt häuslich niedergelassen, und er konnte ihm mit gutem Rathe beistehen zum Ankaufe eines passenden Rosses. So geschah's denn auch. Ein mittelgroßer, stramm Schwanzschimmel wurde mit Sattel und Zaum erworben, und auf ihm kehrte Wilhelm eines Abends heim. Die untergehende Sonne beschien ihn noch, als er durch's Wasserthor in die Stadt ritt.

Ein Reiter! Alle Welt stürzte an die Hausthüren, und die Mütter seufzten einhellig: Himmlischer Vater, nun werden sich alle jungen Mädchen in diesen schlimmen Baumeister verlieben, denn sie haben noch nie einen Reiter gesehen. Kräntel, der alte Postillon, reitet seit zehn Jahren nicht mehr, und er saß auch immer nur auf dem Sattelpferde am Wagen und war stets ein verbogener, garstiger Kerl. Jetzt aber, dieser bedenkliche Schatten Wilhelm mit einem neumodischen runden Hute, dessen Krämpe das stramme gesunde Antlitz vor der Sonne schützt, und der so kerzengerade im Sattel sitzt, wie wird der verlocken, wol gar verführen! Denn er soll ja gewaltsam sein wie sein Vater. Ja, auch die Väter hinter den

Muttern ſahen neidiſch zu ihm hinauf und ſagten: Wer ſchafft uns endlich dies wilde Schattengeſchlecht zum Thore hinaus! Er hält's ja auch gar mit den Katholiſchen.

Das Kreuzbild am Gelſendorfer Wege nämlich wirkte heftig gegen Wilhelm. Er hatte es nebenher fertig gemacht und draußen wieder anſchlagen laſſen. Es war kein Meiſterſtück; er war ja kein eigentlicher Maler. Aber in den friſchen Farben leuchtete es doch jetzt ſehr erbaulich, und einige alte Frauen von den Katholiſchen gingen jeden Morgen hinaus, knieten nieder und beteten ihren Roſenkranz. Da kommt der ganze Götzendienſt wieder — hieß es — welchen Friedrich der Große vertrieben, und wer iſt ſchuld? Dieſer Schatten Wilhelm. Stiefmann wurde hinausgeſchickt — Wilhelm wohnte eine Treppe hoch bei Frau Stützer — um an ſeiner Stubenthür nachzuſchauen, ob dort die katholiſchen drei Buchſtaben ſchon angeſchrieben ſtünden, die Buchſtaben C. M. B.

Das waren die Anfangsbuchſtaben der drei Könige aus dem Morgenlande, Caspar, Melchior, Balthaſar, und ſie ſtanden angekreidet auf den Stubenthüren der Katholiken. Stiefmann berichtete zwar, Caspar, Melcher, Balzer — ſo las man ſie — waren noch nicht da, Frau Stützer würde das auch nicht dulden; aber man beruhigte ſich doch nicht.

So übel war die Stimmung gegen ihn. Auch der kleine Gottlob ließ ſich nicht mehr bei ihm ſehen. Wie lieb war ihm der Junge! Nicht blos wegen der Augen, welche den Augen Dorel's glichen. In den erſten Wochen nach der Ausweiſung aus dem Lamprecht'ſchen Hauſe hatte er es wol geſcheut, an Dorel's Augen erinnert zu werden, denn da erfüllte ihn Zorn. Aber allmälig, jetzt nach ſo vielen Wochen war der Zorn niedergefallen. Jetzt, als er zu Roß heimkehrte, es in den Stall gebracht, welcher im neuen Hauſe fertig war, und es einem Handlanger zur Fütterung und Pflege übergeben, jetzt

in ſein Zimmer hinaufſteigend, dachte er ſehnſüchtig: Wenn doch der Gottlob einmal wiederkäme! Es muß ja doch ein Mißverſtändniß ſein. Durch ihn könnteſt du doch vielleicht erfahren, warum man dich ſo gemißhandelt oder wenigſtens warum ſich Dorel ſo abgewendet hat.

Ach, wohl ihm, daß er nicht erfuhr, wie es um Dorel ſtand. Gerade an dieſem Abende ereignete ſich im Lamprechtſchen Hauſe eine traurige Scene, traurig für ihn und für Dorel.

Herr Lamprecht kam an dieſem Abende heim aus dem Kegelgarten, welchen er Nachmittags zu beſuchen pflegte, und that ſehr unwirſch.

„Was iſt denn?“ fragte die Frau.

„Schick' die Mädel 'naus!“ erwiderte er, „die brauchen 's nicht zu hören.“

Dies geſchah. „Na, was iſt denn?“

„Zu Pferde iſt er jetzt eben in die Stadt gekommen, gerade wie ein Prinz, der Bauernſprößling, der Herr Baumeiſter! Ich bin roth geworden vor Aerger, als ich ihn beim Waſſerthor geſehen. Der Pfefferküchler, der Keller, ging neben mir. Der iſt ein ganz geſcheiter Mann, das wiſſen wir ja Alle, und was hat er geſagt? Er hat geſagt: „Lamprecht, ſorgt für Eure zweite Tochter! Ich hab' ſie geſtern geſehen; die ſieht aus wie der blanke Jammer.“ — „Was?“ ſag ich. — „Seht ſie nur an! Macht, daß ſie unter die Haube kommt! Wenn die den Schatten Wilhelm ſo reiten ſieht, da bricht ihr das Herz. Gebt ſie ihm beizeiten!“ — „Seid Ihr verrückt?“ ſag' ich. — „Nein, Gevatter, das bin ich nicht. Aber ich war damals mit im Hochwalde beim Waldfeſte, und ich hab' zugeſehen, wie ſie mit ihm unter die Bäume ging, weit hinein unter die Linden, und ich hab' ſie angeſehen, als ſie zurückgeſprungen kam.“ — „Geſprungen? Sie war ja lahm,“ ſag' ich. — „Keine Spur!“ ſagt er, „die war gar nicht lahm,

aber seelenvergnügt sah sie aus. Ich sag' Euch, der Schatten Wilhelm ist ihre Amuhr." — „Himmeltausend Donnerwetter!" sag' ich. — „Die helfen nicht," sagt er. „Sie geht Euch drauf. Nur eine Hochzeit hilft da manchmal, wenn's auch nicht die rechte ist. Wollt Ihr sie also dem Schatten Wilhelm absolut nicht geben" — „absolut nicht," sag' ich — „dann gebt sie," sagt er, „geschwind Primariussens Julius, sonst kriegt Ihr ein Begräbniß." Lotte, was sagst du dazu? Du hast nichts gemerkt?"

„O ja."

„Mit dem —?! Und doch" — fuhr er fort — „kommt der Julius seit Wochen Tag für Tag zu uns, und sie läßt sich's gefallen. 's ist also doch wol eine Dummheit von dem Keller, was?"

„Das möcht' ich nicht sagen. Die Dorel gefällt mir auch schon lange nicht. Es geht was vor in ihr. Ich hab' dir nichts gesagt, weil du ja durchaus gegen's Verheiraten bist und jedenfalls erst die Aelteste, die Lorel, copulirt sein müßte."

„Gegen die und den Walter hab' ich ja immer nachgegeben; aber zwei auf einmal —"

„Nicht zwei auf einmal, sondern hinter einander."

„Die Weiberwirthschaft macht Einen zum Kinde. Ich wär' zum Auslachen!"

„Wenn wir nur erst wüßten! — Das Mädel muß reden. Unglücklich machen wollen wir sie doch nicht."

„Wer sagt denn das!"

„Hanne!" — rief die Frau zur Thür hinaus — „Dorel soll gleich hereinkommen, wenn sie da ist!"

„Sie ist eben heimgekommen vom Besuche bei der Muhme in der Wassergasse.

„Da hat sie ihn gesehen, Kreuz-Element!" sprach Lamprecht mit gedämpfter Stimme.

Lorel that ein. Sie sah geradezu verstört aus.

„Wir haben dich einmal ordentlich fragen wollen" — sagte die Mutter — „was du denn eigentlich zu Herrn Julius sagst. Wir haben euch nichts in den Weg gelegt, daß ihr euch täglich gesehen und gesprochen habt. Das Ding muß nun ein Gesicht kriegen. Der Vater, sonst gegen jedes Verheiraten, will nachgeben, wenn's nöthig scheint."

„Er ist jetzt Referendarius und kann alle Tage Assessor werden" — sagte Lamprecht, ohne Lorel anzusehen — „dann kriegt er sechshundert Thaler Gehalt und kann sich eine Hauswirthschaft einrichten. Im Uebrigen ist er unseres Herrn Primarius Sohn, also —"

„Also" — nahm die Mutter das Wort, da Lamprecht stockte — „also fragt sich's, ob du ihn so gern hast, daß du ihn heiraten möchtest."

Lorel fuhr zusammen und schwieg.

„Du kannst vor deinen Eltern treuherzig mit der Sprache heraus, Kind" — fuhr die Mutter fort — kannst sogar sagen, ob du etwa einen Andern lieber hast."

„Nein, Mutter."

„Ist das aufrichtig?"

„O ja!" — erwiderte sie fast trotzig, denn sie erinnerte sich der Nachricht von Julius, daß er den Wilhelm wieder bei der schönen Amelie angetroffen.

„Nun dann" — fuhr Lamprecht heftig heraus — „mögen all meine Grundsätze zum Teufel fahren, und du magst den Julius meinethalben morgen heiraten."

„Langsam, langsam" — sagte die Mutter — „Eins nach dem Andern. Erst die Lorel und der Walter. Allenfalls vierzehn Tage darauf — man hat da noch Vorräthe — du, Lorel, und der Julius."

Lorel zitterte, aber sie sagte kein Wort.

„Aber warum red'ſt du denn gar nichts?“ ſagte die Mutter. „Iſt dir's noch nicht ganz recht, daß der gute Vater ſo nachgibt? Haſt du noch ſonſt was auf dem Herzen?“ — Du ſchüttelſt den Kopf? Na, dann friſch heraus mit der Sprache: willſt du den Herrn Julius heiraten?“

Ein ſchwerer Kampf ſchien das Innere dieſes trotzigen Mädchens zu bewegen. Der Trotz ſchien obzuſiegen: ſie machte eine nachdrückliche Bewegung mit dem rechten Arme von oben nach unten und ſprach feſt: „Meinethalben!“

Dann wendete ſie ſich jählings, wol um keine Schwäche zu zeigen, denn der Athem ſchien ihr zu verſagen, und ging raſch hinaus.

VIII.

Dieſe Heiratsbeſchlüſſe waren natürlich ſchon in der nächſten Viertelſtunde im ganzen Lamprecht'ſchen Hauſe bekannt und waren am nächſten Vormittag in der ganzen Stadt verbreitet.

Man billigte ſie allgemein. Nur der Pfefferküchler Keller war nicht einverſtanden und äußerte ſich mißbilligend darüber gegen ſeine Frau. Er hatte doch dem Lamprecht deutlich genug geſagt, daß Dorel offenbar dem Schatten Wilhelm zugethan wäre, und dennoch wurde dieſer aus irgend einem Widerwillen weggeſtoßen. Keller kannte eben doch den Lamprecht nicht hinlänglich.

Schimpfworte, wie arg ſie ſeien, fliegen an uns vorüber, wenn ſie den Punkt in uns nicht treffen, an welchem wir wirklich ſchwach ſind. Treffen ſie aber eine verborgene Schwäche in uns, dann haften ſie in unſerem Innern wie vergiftete Pfeile. Als Lamprecht im Rathhauſe das Wort „Hanswurſt“ vom alten Schatten hören mußte, da ſchoß der Gedanke in ihm auf, daß er als ſchöner Mann wol manchmal eitel ſich

geberdet habe, ja daß er wol von Jugend auf bis jetzt ein wenig prahleriſch geweſen. Das konnte man bemerkt haben, und man konnte das Wort Hanswurſt hinter ſeinem Rücken ausgeſprochen haben. Deßhalb war er augenblicklich betroffen geweſen, weil der alte Schatten, ein trockener, nüchterner Kerl, gerade dies Wort gegen ihn ausgeſtoßen. Und deßhalb haftete gerade dies Wort wie eine begründete Verhöhnung tief in ſeinem Innern. Feindlich war er dem alten Bauer ſchon immer geſinnt, nun lechzte ſein Grimm nach einer Gelegenheit, dieſem Schattenneſte einen Schlag zu verſetzen.

Wilhelm war auf ſeinem ſchwarzblauen Roſſe über Land geweſen während dieſes Montag Vormittags und wußte von alledem nichts. Er kam gegen Zwölf heim zum Mittagstiſche bei Frau Stützer und ſah mit Erſtaunen, daß ſie rothe Bänder trug auf ihrer dunklen Haube. Sie zog die dunklen Farben vor wegen ihrer Geſichtsfarbe, welche ins Bräunliche ſpielte und bei einer weißen Haube herausfordernd erſchien. Wenn ſie aber rothe Bänder trug, dann war ihr Herz ſtreitluſtig, ihre Geſinnung giftig. Wie konnte das heute anders ſein! Zwei neue Hochzeiten bei den Lamprechts, und ihr Verhältniß zu Stiefmann rückte nicht von der Stelle, weil das Sterben ſeiner Frau kein Ende nahm.

Wilhelm erhielt alſo die Kunde von der beſchloſſenen Verheiratung der Lorel und Dorel Lamprecht in der ſchärfſten Form und — konnte nicht weiter eſſen.

Dagegen hatte ſie nichts einzuwenden; es waren Kalbsfüße, die ließen ſich morgen aufwärmen, brachten alſo eine Erſparniß mit ſich. Sie zuckte blos die Achſeln.

Auf ſeinem Zimmer ſank Wilhelm auf einen Seſſel. Nun war Alles vorbei, Alles.

Eigentlich hatte er doch noch immer darauf gehofft, daß nur ein Irrthum obwaltete und daß dieſer einmal ſeine Be-

richtigung finden würde. Dorel's Betragen gegen ihn war ja gar nicht anders zu erklären. Nun kam auch jede Aufklärung zu spät, nun war jede Hoffnung dahin: Dorel gehörte für immer einem Andern.

O Gott! war der junge Mann traurig, tief traurig! Eine Oede um ihn her in der feindlichen Stadt, und nun die Hoffnung im Herzen, der Trost im Herzen für immer zerbrochen und zerstört. Jetzt stand es in schrecklicher Klarheit vor ihm da: die ganze Welt ist öde für dich ohne dieses Mädchen, sie war dein Alles. Die Gedanken vergingen ihm, er schloß die Augen.

Da wurde die Thür aufgerissen, und herein sprang Gottlob. Gottlob, der liebe Junge mit ihren Augen. War das nicht ein kleiner Trost? Trost? Ja. Er hatte den Jungen so lieb.

Er berichtet schnell, daß der Vater von dem abscheulichen Wachmeister erfahren gehabt: er, der Gottlob, verkehrte immer noch mit dem Herrn Baumeister. Und da hätte ihn der Vater beim Kragen genommen —

„Und jetzt kommst du doch?"

„Ja, jetzt kümmert sich kein Mensch um mich. Lorel und Dorel heiraten, und da gibt's im ganzen Hause zu thun; der Vater aber ist mit dem Greif über Land, weit fort, um Ochsen zu kaufen. Der Rabbiner Abraham hat laut geschrien: „Wir armen Juden haben nichts zu essen — und jetzt bin ich frei."

„Freust du dich denn über die Hochzeiten?"

„O, die gehen mich nichts an."

„Aber die Schwestern gehen aus dem Hause."

„Richtig. Die Dorel auch. Das ist schade. Die ist mir die liebste."

Wilhelm konnte sich nicht enthalten, Gottlob's Kopf an

ſich zu drücken, und erſt nach einer Pauſe ſagte er: „Kannſt du ein Geheimniß bewahren? Das heißt: nicht ausplaudern?“

„Ein Geheimniß? Ach, das iſt hübſch! Stumm wie ein Fiſch — warum ſind denn die Fiſche ſtumm?“

„Das wiſſen wir nicht. Alſo gelobe und höre!“

„Ich gelobe, ich gelobe und — ich höre.“

„Siehſt du! Hier iſt ein kleines Buch; darin ſtehen Gedichte.“

„Gedichte? Was iſt das?“

„Worte, die man ſingen kann in Freud' und Leid.“

„Singen kann ich nicht.“

„Alſo ſieh gar nicht hinein in das Buch; du verſtehſt es noch nicht; deine Schweſter verſteht's vielleicht auch noch nicht, aber mit der Zeit wird ſie's verſteh'n. Dann wird es ihr wohlthun, und ich möchte ihr gern heimlich ein Hochzeitsgeſchenk zukommen laſſen.“

„Der Dorel?“

„Ja. Aber ſie darf nicht erfahren, daß es von mir herrührt. Dies iſt das Geheimniß, welches du bewahren ſollſt.“

„Weiter nichts? Stumm, ſtumm, ſtumm!“

„Du darfſt es ihr alſo nicht geben, ſie muß es finden.“

„Aha! O ganz leicht. Die Mädel haben alle drei oben in der Hinterſtube ihre Betten. Ich leg's in das Bett der Dorel. Da muß ſie's heute Abends finden, und ſie wird denken: das Chriſtkindel hat's gebracht.“

„Richtig!“

Es kam Wilhelm wie ein Genüge vor, daß ſie ſeine Lieblingslieder leſen und beſitzen, alſo immer wieder leſen und am Ende lieben werde. Das gäbe doch eine bleibende Gemeinſchaft zwiſchen ihnen, und wenn er ſie vor ſich hinſänge — falls er wieder einmal ſingen könnte — dann würde er

immer denken: das kennt Dorel auch und ihre Seele ruht darauf.

Gottlob ſteckte das Büchlein in die Taſche und ſagte: „Heut' iſt's ſchön warm. Geh'n wir nicht wieder einmal baden und ſchwimmen? Ich ſchwimme ſchon hübſch, nicht wahr?"

„Nein, Gottlob, du ſchwimmſt noch lange nicht. Du haſt einen fleiſchigen Körper, der im Waſſer ſchwer liegt und immer unterſinken will. Solche Menſchen müſſen ſehr geſchickt im Schwimmen ſein, ſonſt ertrinken ſie leicht. Du biſt mit den Beinen noch weit zurück."

„Ich mach's ja aber ſchon wie ein Froſch. So haben Sie's ja verlangt."

„Nein, du machſt es noch nicht wie ein Froſch. Du ſtreckſt die Beine immer noch nur geradeaus nach hinten, und ſo lange du das thuſt, ſinkt der Körper immer nach unten. Wag' dich ja nicht einmal ohne mich in tiefes Waſſer, du würdeſt untergehen."

„O nein! das glaub' ich nicht. Ich ſchwimme ſchon ſo gut, wie Kieſel Fritze."

„Nein. Der Fritz iſt dünn und mager, dem wird's leichter. Aber die Sonne ſcheint wirklich warm, wir wollen hinaus in den Strom, ich brauch' eine Erfriſchung. Geh' voraus und erwarte mich zwiſchen den Brücken, damit dich nicht gleich wieder die ganze Stadt neben mir ſieht."

„Ja, beſonders der Klatſcher, der Wachmeiſter nicht. Ich ſpring' voraus."

Man ſollte denken, die Nähe des kleinen Bruders und deſſen Aehnlichkeit mit Dorel hätte Wilhelm's Trauer und Schmerz erhöhen müſſen. Es war nicht ſo. Der Knabe brachte ihm gleichſam einen Uebergang, der Verluſt erſchien neben ihm nicht ſo grell.

Wilhelm ſchritt ihm langſam nach, die Gedanken abweh-

rend. Auf der erſten Brücke über dem Strom, — denn dieſer theilte ſich dort für die Mühlen — begegnete ihm Keller, der Pfefferküchler, welcher von ſeinem Gelſendorfer Garten heimkam. Herr Keller grüßte ihn freundlich und blieb ſtehen, nach den Bauten Wilhelm's fragend.

Wilhelm war angenehm überraſcht von einer Freundlichkeit, welche ihm ſonſt nirgends widerfuhr. Herr Keller aber war vielleicht der Einzige, welcher die allgemeine Feindſeligkeit nicht theilte. Und jetzt hatte er eine Art Gewiſſensnoth. Er hatte geſtern den Lamprecht aufmerkſam gemacht auf das Verhältniß Wilhelm's zu Dorel, eigentlich um Wilhelm zu nützen, und daraus war plötzlich die Entſcheidung für den Referendarius und gegen Wilhelm hervorgegangen. Das beunruhigte den braven Pfefferküchler, und er hätte jetzt gern dem Wilhelm eine Freundlichkeit erwieſen. Er fragte ihn alſo — er kannte die Bitterniß der Frau Stützer — ob er denn wirklich mit dem Mittagstiſche bei dieſer Frau zufrieden wäre. „Ach nein," erwiderte Wilhelm, „die Frau thut mir immer weh, aber ich will nicht gern in den Gaſthof, und man iſt auch dort eigentlich nicht eingerichtet auf einen täglichen Mittagsgaſt."

„So nehmen Sie den Tiſch bei mir! Meine Frau kocht gerne. Bezahlung wie bei der Stützer, topp?"

„Topp."

Endlich einmal ein Wohlwollen. Wenn die Hauptſache verloren iſt, ſagte ſein Aberglaube, da gelingen zur Entſchädigung die Nebenſachen.

Mit der Kündigung ſeines Mittagstiſches war vorausſichtlich auch die Wohnung bei Frau Stützer bedroht, denn die Frau war rachſüchtig. Er ging alſo gleich am nächſten Tage daran, ſich zwei Zimmer im eigenen Hauſe einzurichten, indem er heizen und austrocknen ließ. Zum Staunen der

Bürger, welche nie ſo was geſehen, war das Haus ſchon unter Dach gebracht, und ihm war nichts ſo willkommen, als dringende Beſchäftigung. Sie hilft ja bis auf einen gewiſſen Grad über traurige Gedanken hinweg. Schwer ging es immerhin während der erſten Tage, wie unermüdlich er auch auf den Dörfern umher ritt und Früh wie Abends in ſeinem Hauſe ſchaffte, recht ſchwer. Aber er hatte von Jugend auf ein Handwerk betrieben, er war gewohnt, körperlich zuzugreifen, er hatte ein ſich immer mehr verzweigendes Geſchäft zu leiten, er war ein praktiſcher Mann, der ſich ſtracks für das augenblickliche Erforderniß zu ſammeln wußte und der ſich herb eingeſtand, das Unvermeidliche müſſe ertragen werden, ob auch das Herz ſchmerzlich darüber blute.

Und doch! „Noch am Grabe pflanzt er die Hoffnung auf," ſagt der Dichter, und nie iſt etwas Richtigeres geſagt worden. Die Hoffnung iſt das ſicherſte Himmelsgeſchenk, es verſagt uns ſeinen Beiſtand nie und nirgends. Der Aermſte, der gänzlich Verlorene hofft, er hofft, obwol nicht die geringſte Wahrſcheinlichkeit für ihn vorhanden, er hofft, und die Hoffnung tröſtet den Troſtloſen. Auch im tiefſten Innern Wilhelm's entfaltete dieſer Schmetterling Hoffnung ſeine kleinen Flügel und flüſterte ganz leiſe: Meine Flügel werden wachſen. Dazu trug wieder der Pfefferküchler Keller bei, indem er ſeinem Mittagsgaſte Weſen und Charakter des Referendarius Julius ſchilderte. Dieſer elegante junge Herr paſſe gar nicht für ein Bürgermädchen, die fremde Schöne draußen in der „Krone", die ſei geeigneter für ihn.

Während Wilhelm in ſein Haus eingezogen und zum Mittagstiſch bei Keller eingekehrt war, hatte ſich Gottlob gar nicht ſehen laſſen, hatte alſo auch keine Nachricht gebracht über das Büchlein für Dorel. Der Vater hatte ſeine Ochſenreiſe verſchoben gehabt, Gottlob hatte nicht fortgekonnt. Jetzt kam

er endlich und berichtete freudeſtrahlend, Dorel habe das Büchlein. Sie habe aufgeſchrien, als ſie es im Bette gefunden, und Herrn Julius einen unanſtändigen Menſchen genannt, daß er das Buch in ihr Bett gelegt.

„Julius?“

„Ja. Der war Nachmittags eben geweſen in der Mädchenſtube. Aber ſie hat's doch gleich aufgemacht, hatte eine Weile drin geleſen, hat mit dem Kopfe geſchüttelt und hat's dann in die Schublade ihres Tiſchchens gelegt.“

Das war nun freilich wieder niederſchlagend, ſein Geſchenk dem glücklichen Nebenbuhler zugeſchrieben zu ſehen. Aber Gottlob ſetzte hinzu, die Dorel ſei übrigens jetzt unausſtehlich und rede kein freundlich Wort, ſie ſei immerfort mürriſch.

„Mürriſch?“

„Ja, immerfort.“

Da regte ſich ſogleich der kleine Schmetterlingsflügel. Er wuchs unter den Reden Keller's, der immer ſicherer behauptete, dieſe Heirat mit Julius könnte nicht zu Stande kommen, die Mutter Lamprecht ſei eine zu geſcheite Frau, die werde ſchon ein Einſehen finden.

Dazu kam der günſtige Eindruck, welchen das Keller'ſche Haus auf ihn machte. Es war ſauber, anmuthig, friedlich und ſchien eine ſichere Grundlage zu haben in den beiden Ehegatten Keller. Er war ein kleiner geſunder Mann mit rothen Wangen und ſo gewiß feinen Augen von dunkler Farbe. Wenn er lächelte, war er ſogar hübſch und zeigte weiße, geſunde Zähne, welche leider in Schleſien nicht häufig ſind. Seine ebenfalls kleine Frau glich ihm auch übrigens ungemein. Rothe Wangen, rundliche Formen, zärtliche Augen machten es begreiflich, daß er ſeine vierzigjährige Ehehälfte gar oft vor fremden Leuten küßte. Solch eheliches Küſſen war in der Stadt durchaus ungewöhnlich, ebenſo ungewöhnlich war's, daß

ihr vierzehnjähriger Sohn Karl nicht nur von der Mutter, ſondern auch vom Vater reichlich geküßt wurde. Frau Stützer fand das einfach unanſtändig, und eine ſchlechte Erziehung wurde es vielfältig genannt.

Befriedigung zu ſehen, das befriedigt auch den Unzufriedenen. Wilhelm athmete auf in dieſem wohlthuenden Hauſe, und ſeine kleine Hoffnung wuchs täglich. Herr und Frau Keller ſprachen zwar nie von ſeiner Neigung zu Dorel, aber er bemerkte immer, daß ſie davon wußten und daß ſie dafür hofften. Das war eine ſtille Erquickung für ihn.

Eines Tages nach dem Mittagseſſen trat er aus dem Keller'ſchen Hauſe und erfuhr eine neue kleine Stär'ung ſeiner Schmetterlingsflügel. Amélie Stambach kam die Gaſſe daher, in leichter Sommertracht völlig leuchtend, ſie ſah in der That wie das fröhliche Leben ſelber aus, und ſie lachte ihm ſchon von weitem entgegen. Sie hatte einen Beſuch gemacht und ging heim. Keller wohnte nahe dem Südthor und da hinaus ging ihr Weg zur „Krone". Sie ſpeiſte vornehm erſt um Ein Uhr.

„Sieh' da!" rief ſie, ihm wiederum die Hand entgegenſtreckend, „endlich trifft man einmal den Herrn Baumeiſter, welcher nur ſtolz vorüberreitet an der „Krone" und gar nicht hinaufblickt nach dem erſten Stocke, wo eine junge Dame gegrüßt ſein möchte. Stört Sie denn wirklich der Courmacher dieſer Dame, der hübſche Referendarius? Nicht doch! Dem hat man ja eine Braut dictirt. Dem! Iſt das nicht lächerlich? Glauben Sie, daß der die Dorothea des Fleiſchhauer-Aelteſten wirklich heiraten werde? Ich glaub's nicht. Den kenne ich, der heiratet noch lange nicht. Beſonders viel Geld kriegt das Mädchen auch nicht, was alſo? Er iſt nicht dumm, der Leichtfuß, er ſucht Unterhaltung, jetzt in der Stadt, jetzt in der Vorſtadt. Er kommt noch einen Tag um den andern zu mir,

aber der braucht Sie, lieber Herr Schatten, von nichts abzuhalten. Mit Einem Worte noch einmal, der iſt nichts als ein artiger Courmacher ohne Conſequenzen, wie mein Papa von ihm ſagt. Glauben Sie mir das getroſt und laſſen Sie ſich bald ſehen in der „Krone“! Jetzt muß ich fort, Papa will zu Tiſch. Alſo auf bald! Bald!“

Wilhelm's kleiner Schmetterlingsflügel wuchs ſichtlich. Das Mädchen mußte ja ſeinen Nebenbuhler kennen.

Er war viel ruhiger, als er jetzt nach Hauſe kam und in das große Vorderzimmer trat, welches er für ſich eingerichtet hatte. Zum erſtenmale blickte er wieder in den wüſten Nebenraum, den er früher beſtimmt hatte für — ach nein, ſo groß war die Hoffnung noch nicht, er wendete ſich doch noch ſeufzend ab von dem wüſten Nebenraume, welcher das ſchönſte Zimmer des Hauſes hätte werden ſollen.

Da flog Gottlob noch ſprunghafter als gewöhnlich in's Zimmer und ſchüttelte ſich mit „Ah, ah, ah!“

„Was haſt du?“

Er erzählte mit fliegendem Athem. Gedankenlos war er in Wilhelm's frühere Wohnung bei Frau Stützer gelaufen, als ob der Herr Baumeiſter noch da wohnte. Da hatte ihn Frau Stützer erwiſcht und hatte ihn „nausgeſchmiſſen“ — dies war der landesübliche unangenehme Ausdruck — ihm nachrufend: „Der Stadtverräther iſt Gott ſei Dank ausquartiert worden.“

„Was heißt das?“ ſchloß Gottlob Athem holend.

„Dummes Zeug, das du nicht verſtehſt. Wie geht's bei dir zu Hauſe?“

„O, da iſt's auch losgegangen! Die Mutter ſchickte mich geſtern Abends hinauf in die Mädchenſtube, ich ſollte was holen. Da ſitzt die Dorel bei einem Lichtſtumpfel an ihrem Tiſchel, Abends um Neun, und lieſt in ihrem kleinen Buche —“

„Ah!“

„So wie ſie mich ſieht, ſpringt ſie auf mich zu, packt mich vorne am Kopfe — ſie iſt ſtark — und ſagt: Der Julius hat das Buch nicht ins Bett gelegt, ich habe ihn gefragt. Du biſt ein Lügenmaul! Du haſt's gethan, du biſt ein Zwiſchenträger, du! — Warum nicht gar! ſchrei' ich und reiß' mich los. Den Knopf hat ſie in der Hand behalten.“

Wilhelm ſchwoll das Herz. Sie wußte es alſo jetzt, von wem das Büchlein gekommen, und doch las ſie darin!

„Warum ſagen Sie 's ihr denn nicht, daß Sie das Buch geſchickt haben? Weil der Vater böſe auf Sie iſt? So heißt's jetzt bei uns. Ach, reden Sie nur mit ihm! Er iſt gut. Wiſſen Sie was? Kommen Sie morgen! Da iſt großer Schlachttag, da ſchlägt der Vater einen Ochſen, und da iſt er immer guter Laune und freut ſich, wenn Leute zuſehen, wie er das ſchwere Beil hoch in die Höhe hebt und den Ochſen zwiſchen die Hörner ſchlägt, daß er gleich mauſetodt hinfällt.“

„Das iſt nicht die ſicherſte Methode, den Ochſen zu tödten.“

„Ach gar! Das verſteh'n wir doch am beſten, wir Fleiſcher.“

„Nein. Ich hatte in Berlin einen Freund, den Doctor Regel, der ſtudirte Naturgeſchichte und wußte von allen Thieren, wie und wo ſie am ſicherſten zu tödten wären. Der hat mich einmal mitgenommen ins Schlachthaus und da hat er zum Aerger der Berliner Fleiſcher einen Ochſen blitzſchnell getödtet mit einem bloßen Hammer.“

„O, einen Hammer haben wir auch! aber mit dem ſchlagen wir nur an den Haken oben an der Decke, ob er auch feſt iſt. Durch den Haken wird der Strick gezogen, der unten den Ochſen feſthält. Aber mit dem bloßen Hammer bringt man keinen Ochſen um.“

„Doch, Gottlob. Sieh'! Oben hinter den Hörnern des

Thieres ist eine kleine Spalte verborgen zwischen Gehirn und Rückgrat. Wenn man die trifft, so stirbt das Thier augenblicklich. Mit dem breiten Beile aber trifft man mitunter diese Spalte nur oberflächlich, und das Thier wird nur betäubt, wird gewöhnlich wüthend. Mit dem Hammer jedoch kann man die Spalte genau und wirksam treffen."

„Glaub' ich nicht. Mit dem Hammer! Das wär' ein schöner Fleischer! Kommen Sie nur morgen zusehen! Heut Abend kommt der Vater mit den gekauften Ochsen heim, und der stärkste kommt morgen dran. Wenn er daliegt, reden Sie mit dem Vater, da lacht er. Ja? Sonst kann ich nicht wiederkommen, denn jetzt verräth mich vielleicht auch die Dorel. Kommen Sie nur!"

Wilhelm wußte nur zu gut, daß dies nicht der richtige Weg wäre. Dorel mußte er sprechen, um ihre Anklage kennen zu lernen und zu widerlegen. Das war die Aufgabe. Aber wie sie lösen?

Jedenfalls wollte er morgen — er mußte nach Wittendorf — am Hause vorüberreiten. Zu dem Ochsenschlage drängte sich Alles hinzu, das wollten Alle sehen. Vielleicht sah er da endlich auch wieder einmal Dorel im Vorbeireiten.

Der Morgen kam mit vollem Sonnenscheine, und Wilhelm führte sein Vorhaben aus. Statt geradeaus nach Süden, ritt er links um den Ring der Fremdengasse zu. So kam er vorbei an Lamprecht's Hause.

Als er schon ganz in der Nähe war, wurde er angesprochen und angehalten. Es war der Referendarius Julius, welcher mit Acten unter dem Arme wol nach dem Gerichtshause an dieser Seite des Ringes ging. Er rief ihm zu: „Nehmen Sie Ihr Pferd in Acht, es kann scheuen. Dort im Eckhause wird Blut vergossen, es gibt einen Todtschlag. Das ist doch ein widerwärtig Gewerbe, dies Fleischerhandwerk! Finden Sie nicht?"

Wilhelm antwortete nicht. Er ſah oben im erſten Stocke des Lamprecht'ſchen Hauſes bei offenem Fenſter Dorel ſtehen. Sie blickte herab auf die beiden jungen Männer. Sie mochte vergleichen. Sollte der Reiter nicht im Vortheile ſein?

Aber plötzlich verſchwand ſie. Man hörte Lärm von unten im Hausflur.

„Da geſchieht was!" ſagte Wilhelm und ritt hinzu.

Ja, da geſchah was. Alles war bereit geweſen zur Tödtung des Ochſen, welcher von dem Ringe an der Decke herab mit einem Stricke gefeſſelt war. Der Ring oben hatte ſich feſt erwieſen. Traugott, der Fleiſchergeſell, hatte mit dem Hammer probirt und hatte befriedigt den Hammer auf den ſchweren Hackklotz nahe an der Thür gelegt. Meiſter Lamprecht hatte ſchon ausgeholt mit dem Beile, der kleine Rabbiner, welcher zur Koſcherfrage ſich eingeſtellt, war furchtſam zurückgefahren unter die zuſchauenden Mädchen und Dienſtleute — da hatte Meiſter Lamprecht unerwartet inne gehalten und hatte dem Traugott zugeſchrien: „Dummkopf, da hat Er mir ja ein falſches Beil gegeben!" hatte dies, welches er in der Hand hielt auf den Hackklotz geworfen und war fortgegangen, um ſein richtiges Beil zu holen. Auf ſolch einen Umſtand hatte Traugott ſchon lange gewartet, und er hatte ihn mit Verwechslung des Beils herbeigeführt. Der Meiſter ließ ihn nie zu bei den wichtigſten Thaten eines Fleiſchers. Jetzt und raſch — Dummkopf hatte er ihn noch dazu vor allen Leuten geſcholten — jetzt wollte er zeigen, daß er auch das Wichtigſte vermöchte, einen Ochſen zu erſchlagen. Er hatte das weggelegte Beil genommen und hatte übereilig aus Leibeskräften den Ochſen zwiſchen die Hörner geſchlagen. Aber es war ergangen, wie Wilhelm geſtern zu Gottlob geſagt, der breite Schlag war oberflächlich gefallen, der tödtliche Punkt war nur geſtreift worden, der Ochſe fiel nicht, ſondern ſtieß ein furchtbares Ge-

brüll aus und drängte gegen den ihn feſſelnden Strick, um ſich zu befreien.

Ein paar Secunden darauf war Wilhelm vor dem Hauſe, überſah die ganze Lage, ſah die Gefahr, vor welcher die Leute ſchreiend nach hinten flüchteten, ſah aber auch den Hammer auf dem Hackklotze und ſprang vom Pferde, welches ruhig ſtehen blieb, ergriff den Hammer und ſprang zum Ochſen, welcher ſich hoch aufbäumte und gräßlich brüllte. Die Zuſchauer im Hintergrunde des Hausflurs ſtießen ein Jammergeſchrei aus darüber, daß ſich ein unkundiger Menſch da in Lebensgefahr ſtürzte. Wilhelm aber war mit einem Schwunge dergeſtalt an dem bäumenden Ochſen in die Höhe geſchnellt, daß er mit dem linken Arme das Horn des Ochſen erreichte und mit ſeinem Körpergewichte das Thier niederzog.

Selbſt feſtſtehend, ſchlug er nun mit dem rechten Arme den Hammer feſt auf den richtigen Fleck, und augenblicklich ſtürzte der Ochſe zuſammen. Wilhelm hatte die größte Eile nöthig, beiſeite zu ſpringen. Der Strick war zerriſſen, der Ochſe jedoch zuckte nicht mehr, er war todt.

In dieſem Augenblicke war Lamprecht mit ſeinem Beile aus dem Hintergrunde gekommen, er hatte den eigentlichen Todtſchlag noch geſehen, und da er von Traugott's Fehlſchlag nichts wußte — Traugott ſtand wie leblos da — ſo hielt er Wilhelm für einen unberufenen Eindringling und fuhr auf ihn los mit den Worten: „Was unterſteht ſich der Herr? Er miſcht ſich in Alles. Man wird den Wachmeiſter rufen gegen ihn zum Schutze für redliche Gewerbsleute.“

„Nein, nein!“ rief der Rabbiner, „nein!“

„Der Vater hat Unrecht,“ rief Gottlob, und zuletzt rief Dorel, welche von der Treppe aus zugeſehen, mit klarer Stimme:

„Sie thun ihm Unrecht, Vater!“

„Haltet's Maul! Und Sie, Herr, gehen Ihrer Wege!“ ſchrie Lamprecht.

„Es wäre Ihnen wol lieber,“ entgegnete Wilhelm in großer Aufregung, „wenn das nur verwundete Thier ausgebrochen und in ſeiner Wildheit Menſchen niedergeſtoßen hätte! Das halt' ich nicht für menſchlich.“

Damit warf er den Hammer wieder auf den Hackklotz, ging hinaus, beſtieg ſein ruhig harrendes Pferd und ritt weiter.

Hatte er Dorel nicht gehört? O doch! Aber wie hinter einem Vorhange. Seine Erregung von der raſchen That war doch zu groß geweſen. Jetzt erſt, als er nach der Vorſtadt bis zum Schießhauſe kam, meinte er, daß ſie für ihn geſprochen habe. Aber der Vater Lamprecht ſtand ihm noch im Vordergrunde und mit ihm die traurige Klarheit, daß ſein Verhältniß zu dieſem Vater Dorel's nur noch feindlicher geworden.

Zerſtreut blickte er im Vorüberreiten auf die Zimmerleute, welche zwiſchen den jungen Birken, dem Schießhauſe gegenüber, große Buden aufſchlugen für das bevorſtehende Schützenfeſt.

Endlich, als er am Kirchlein vorüberkam, fielen ihm Dorel's Worte ein:

„Sie thun ihm Unrecht, Vater!“

Dieſe Worte ſprach er mehrmals vor ſich hin und ſetzte dann ſeinen Schimmel in raſche Bewegung.

XI.

Als Wilhelm zurückkam, hielt er beim Kirchlein ſtill, und der Schwarzſchimmel wieherte luſtig einem Manne entgegen, welcher ſeinen Reiter begrüßte. Dieſer Mann war der Apotheker Pottmer, welcher ſeine Glückwünſche ausſprach zu der

Heldenthat gegen den wüthenden Ochsen. Die Kunde davon sei wie ein Lauffeuer durch die Stadt geflogen.

„Sie schliessen das Kirchlein nicht zu?“ fragte Wilhelm.

„Nein. Unsere Kirchen bleiben immer offen, damit sich Jedermann zu jeder Zeit an seinen Gott wenden kann, wenn er Trost braucht. Ist Ihr munteres Roß da von ruhiger Gemüthsart? So daß sich auch ein schwacher Reiter auf ihm behaupten könnte?“

„Ja, es ist ein ganz ruhiges Thier. Wer möchte denn?“

„Er wird zu Ihnen kommen. Seien Sie freundlich! Ihre Stellung in der Stadt ist seit heute Morgens eine günstigere und sie soll immer günstiger werden. Meine Glaubensgenossen sind alle für Sie. Jetzt leben Sie wohl! Ich habe als Rathsherr den Bau der Buden hier unter den Birken zu leiten.“

Die Birken waren eine junge Pflanzung. Dieser Trost der Russen, die Birke, gedeiht auch auf dürftigem Boden und in rauhem Klima. Sie gefiel auch dem Schwarzschimmel, und er wollte an den gelbgrünen Blättern naschen.

Wilhelm wehrte ihm nicht, weil ihm plötzlich ein Gedanke kam, dem er nachhing. Unter diesen Bäumen, sagte er sich, könnte es endlich doch geschehen. Hieher kommt alle Welt während des Schützenfestes. Wenn die jungen Mädchen oben im Schießhause getanzt haben, kommen sie herunter und gehen hier unter den Bäumen spazieren. Das wird auch Dorel thun, und hier wirst du sie ansprechen können.

Voll von diesem Gedanken ritt er rasch nach der Stadt, zum erstenmale wieder ganz heiteren Gemüthes, da er ein bestimmtes, nahes Ziel vor sich sah. Es trug auch Alles dazu bei, ihn heiter zu erhalten. Die Leute, welche ihm in der Stadt begegneten, waren ganz anders als sonst. Sie sahen freundlich zu ihm auf, und Bürger, welche ihn nie gegrüßt

hatten, grüßten ihn heute. Der Kampf mit dem Ochſen hatte das bewirkt. Wenn der ausgebrochen wäre, was hätte er anrichten können, ſagte ſich Jedermann.

Selbſt Meiſter Lamprecht hatte ſich bekehren müſſen. Man hatte ihm erzählt, was während ſeiner Abweſenheit gedroht hatte, da Traugott fehlgeſchlagen, und daß Herr Schatten wie ein rettender Engel mit Todesverachtung das drohende Unheil abgewendet. Das mußte doch auch Meiſter Lamprecht loben.

„Wenigſtens!“ ſagte Frau Lamprechten vor ſich hin.

Darauf hatte Herr Lamprecht die Zähne zuſammengebiſſen und eine Weile geſchwiegen. „Gut,“ hatte er endlich geſagt, „gut, ich will's glauben, und dann hab' ich ihm freilich Unrecht gethan. Aber Kinder dürfen zu ihrem Vater nicht ſagen, daß er Unrecht gethan, auch wenn er Unrecht hat, und ein Geſelle, wie dieſer Traugott, muß aus dem Hauſe. Heute noch, ſobald dieſer Ochſe ausgeweidet und ausgehauen iſt, ſchnürt er ſeinen Ranzen, hört Er! Still! Er hat unſer redlich Handwerk verſchimpfirt und es beſchämen laſſen durch einen Fremden. Und was dieſen Fremden betrifft, den ich angefahren, ſo wird auch das Nöthige beſtellt werden. Punctum!“

Nun war er an die Ausweidung des Thieres gegangen mit all der feſten Geſchicklichkeit, welche ihm eigen war; hatte den Hals aufgeſchlitzt, die Droſſel freigelegt, die Speiſeröhre von ihr abgelöſt und gut zugeknüpft, hatte mit ſicherem, langem Schnitt den Leib geöffnet, mit ſtarker Fauſt unten das Schloß erbrochen und dann Wanſt, Leber, Milz und Eingeweide beim Herausziehen ſo raſch durcheinandergeworfen, daß der ſcharf zuſchauende Rabbiner nicht folgen konnte. Er muß nämlich entdecken, ob irgendwo etwas unregelmäßig aneinandergewachſen und deßhalb nicht koſcher iſt. „Alles koſcher!“ hatte Lamprecht, jede Einwendung abſchneidend, gerufen, und unter leiſem Stöh-

nen hatte der eingeſchüchterte Rabbi leiſe geſagt: „Koſcher, koſcher“. Er war ja auch ſonſt noch in Glaubensnoth. Sein Speiſegeſetz verlangt eigentlich, daß das Thier nicht erſchlagen,* ſondern mit dem Meſſer raſch getödtet würde. Darauf ließen ſich aber die Fleiſcher nicht ein wegen der paar Juden.

Jetzt, als der Aufbruch vollendet war und das Weitere dem Geſellen überlaſſen werden konnte, hatte ſich der Wachmeiſter eingeſtellt, um vom Herrn Polizeirathmann die Zufriedenheit auszuſprechen über die Gott ſei Dank abgewendete Gefahr, welche ſämmtlichen Inſaſſen gedroht von dem wüthenden Ochſen.

„Ah, der Herr Wachmeiſter!“ hatte der ſich aufrichtende Lamprecht geſagt mit einem curioſen Lächeln, „der Herr Wachmeiſter! Mit dem hab ich ein vertrauliches Wort zu ſprechen. Komm Er mit mir in die Hinterſtube!“

Und ohne ſich die blutigen Hände zu waſchen und die Hemdärmel herunterzuſtreifen, war er vorausgegangen. Nicht ohne Beſorgniß war ihm der Wachmeiſter gefolgt.

Als die Thür geſchloſſen war, hatte ſich Lamprecht dicht vor ihn hingeſtellt und geſagt: „Er iſt, weiß Gott! ein ſchöner Wachmeiſter! Wachmeiſter der Stadt! Er ſetzt ja die Stadt nichtswürdiger Beſchimpfung aus! Still! Nicht muckſen! Der Zettel iſt aufgeklärt, welcher nach Geiſendorf damals geſchickt worden iſt.“

* Das jüdiſche Ritual verlangt, daß das Thier geſchlachtet, nicht geſchlagen werde. Der Ochſe wird gefeſſelt, geworfen und geſchlachtet, und zwar vom jüdiſchen approbirten Schlächter. In der oben geſchilderten kleinen Stadt fanden aber die zwei jüdiſchen Familien nicht die Mittel zur Ausführung dieſer rituellen Forderung, und ſie mußten froh ſein, daß ihrem Rabbiner eine nachträgliche Koſcher-Erklärung geſtattet wurde. Sie hätten ſonſt ganz auf Rindfleiſch verzichten müſſen.

„Der Zettel?“ fragte zitternd und kaum hörbar Rieſel.

„Ja, der Zettel. Sein Junge, der Fritze, hat ihn geſchrieben, hört Er?“

Rieſel meinte, in die Erde ſinken zu müſſen und hob die Hände wie zur Rettung.

„Iſt Er denn des Teufels? Hetzt den groben Bauer uns Stadtverordneten auf den Hals mitten in der Sitzung, ein gemeiner Einbruch, der uns allen an den Kopf geflogen iſt und mir noch inſbeſondere, denn der Mann hat mich — ich ſchäme mich auszuſprechen, wie er mich genannt hat. Und das alles durch einen wackligen Menſchen, der von der Stadt bezahlt wird! Er iſt am längſten Wachmeiſter geweſen, wenn ich es anzeige, daß er ſeinen Jungen dahinaus geſchickt hat mit dem Zettel, weiß Er das?“

Rieſel würgte an dem erforderlichen „Ja“, aber es gelang ihm nicht, es herauszubringen.

„Bis jetzt weiß es Niemand. Sobald ich's anzeige, wird Er ſchimpflich abgeſetzt. Verſteht Er mich?“

Rieſel verſtand nur zu gut, und der Fleiſchhauer vor ihm mit blutigen Händen ſetzte ihn ſo in Schrecken, als ſollt' er blutig hingerichtet werden. Er ſank halb in die Knie und lallte: „Verzeihung!“

Lamprecht, mit der Wirkung zufrieden, riß ihn in die Höhe — leider verurſachte das Blutſpuren am Wachmeiſterkleide — und fuhr fort: „Es wird auf Ihn ankommen, ob —“

„Ob!“ ſchluchzte Rieſel, „was ich kann“ — er hätte ſich zur Tödtung ſeines Iſaak, das heißt ſeines Fritze verpflichtet, wenn es der blutige Fleiſcher gefordert hätte.

„Alſo,“ fuhr dieſer fort, wir werden ja ſehen, ich will's abwarten, wie Er ſich benimmt. Ich bin natürlich auch kein Freund des alten Schatten und will, daß dieſe Familie, Vater und Sohn, öffentlich geſtraft wird. Er muß es deßhalb von

jetzt an zu seiner Dienstpflicht machen, die beiden Schatten Tag und Nacht zu beobachten und mir Alles zu hinterbringen, was sie vorhaben. Wenn Er geschickt zusieht und zuhört, so wird sich daraus wol ein Strick drehen lassen, der sie garstig kitzelt. Wird Er?"

„Tag und Nacht!" stöhnte Kiesel.

„Wir werden ja sehen. Jetzt geh' er zu dem jungen Schatten hinüber und richt' Er aus von mir, Fleischermeister Lamprecht habe hinterher erfahren, daß er wegen des Ochsen dem Herrn Baumeister Unrecht gethan, und er ließe dafür sich entschuldigen."

Der Wachmeister riß den Mund und die Augen auf, wie große Fragezeichen — das war ihm zu hoch.

„Laß' Er sich dadurch nicht irremachen. Das ist eine Nebensache. Die Hauptsache bleibt bestehen, und wir wollen sehen, was Er für die Hauptsache leisten wird."

„Adjes!"

Leider war es so; das Rachegelüste blieb die Hauptsache. Lamprecht war ein ehrsamer Bürger, welcher aus Rechtlichkeit sein Unrecht eingestand, aber er war auch ein Mensch. Als solcher hatte er seine Schwäche, und hier äußerte sie sich darin, daß er um so tiefer dem Grimme unterlag, weil er aus Ehrenhaftigkeit dem Feinde eingestehen mußte: Ich bin im Unrecht gegen dich. Er war jetzt erbitterter als je gegen den Schatten Wilhelm.

Wilhelm erfuhr davon nichts und wurde nur erhöht in seiner erwachenden Lebenszuversicht, als der Wachmeister ihm ausrichtete: Herr Lamprecht ließe sich entschuldigen.

Der Wachmeister fand Wilhelm im Pferdestalle und sah ganz erstaunt zu, als dieser sein Roß lachend kitzelte, so daß es schrie und mit dem Kopfe nach ihm schnappte. Er wußte nichts davon, daß der Mensch anderswo Theilnahme sucht,

wenn die Menſchen ihm ſelbige verweigern. Man flüchtet zu den Thieren, denn man braucht einen Austauſch von Zutrauen. Und dieſer Schwarzblau — ſo nannte ihn Wilhelm — mit den großen Augen und der dicken, kohlſchwarzen Stirnlocke war ſo zuthunlich, ſo ſpielluſtig und war ſo dankbar für kleine Stücke Zucker, daß Wilhelm eine ganz artige Zärtlichkeitsſcene mit ihm aufführen konnte. Er führte ſie auf, um einem zuſchauenden Herrn zu beweiſen, Schwarzblau ſei ein Muſter von Zahmheit und Umgangsfähigkeit.

Dieſer zuſchauende Herr war der Rathmann — ſo nannten ſie ſich beſcheiden, nicht Rathsherren — für Einſammlung der Acciſe, übrigens ein Nadlermeiſter mit Namen Klaus. Er war auch diesjähriger Schützenhauptmann, und auf Zureden des Apothekers Pottmer war er zu Wilhelm gekommen mit der Anfrage, ob ihm dieſer ſein Pferd leihen wollte zum bevorſtehenden Ausmarſche der Schützengilde. Ein Schützenhauptmann zu Pferde war das Ideal der Stadt, ſeit Menſchengedenken unerreichbar, und jetzt war Herr Klaus Hauptmann, ein ſo ſtattlicher Mann! Frau Klaus war eine Verehrerin ihres ſchön gewachſenen Mannes, und ſie beſtand unerbittlich darauf, er müſſe, den blanken Degen in der Hand, beim Ausmarſche reiten. Die ganze Stadt ſollte ſtaunend erkennen, wie ſchön und vornehm ihr Rathmann ausſehe. Herr Klaus war nicht leidenſchaftlich eingenommen für dieſe Kraftprobe, aber er war eitel; er achtete auch außerdem auf die Wünſche ſeiner Gattin und war gekommen, ſich von den artigen Eigenſchaften des fraglichen Roſſes perſönlich zu überzeugen. Solch vertrauter Umgang des Thieres mit Wilhelm machte ihm denn auch einen ermuthigenden Eindruck, und man kam überein, daß zunächſt ein Proberitt gewagt werden ſollte. „Ein Kind kann meinen Schwarzblau reiten," hatte ſchließlich Wilhelm geſagt, und Herr Klaus hatte beſcheiden geäußert: „Ein Kind

bin ich auch im Reiten, ich habe nie auf einem Pferde geſeſſen.“

Wilhelm in ſeiner guten Stimmung war äußerſt geneigt, ſich gefällig zu erweiſen, und ſchlug dem Rathsherrn vor, ihn ein wenig einzuſchulen durch Probereiten.

„Wo denn, Herr Wachmeiſter?“ fragte der etwas aufgeregte Herr Klaus.

„Auf der Viehweide draußen, Herr Rathmann. Die iſt eben und hat kurzes Gras. Die Kühe haben Alles abgefreſſen.“

„Gut; alſo morgen Früh um Sechs, da ſind die Kühe noch nicht da, und der Stadtwachmeiſter wird Sorge tragen, daß etwaige Paſſanten abgelenkt werden. Es iſt eine Angelegenheit der Stadt, und da ich, wie geſagt, kein Reiter bin, ſo wünſcht man doch nicht, daß ich als Standesperſon etwa gar —“

„O! werde nicht ermangeln, Herr Rathmann, jeden Zuſchauer abzuweiſen,“ ſprach ſalutirend Rieſel.

„Unbeſorgt, Herr Klaus,“ ſagte Wilhelm, „ich bin auch kein gelernter Reiter und finde doch gar keine Schwierigkeit mit meinem Schwarzblau. Ich hab' nur in der Jugend mitunter die Pferde meines Vaters in die Schwemme und auf die Weide geritten und ſitze leidlich feſt.“

„Das iſt's eben: feſt ſitzen,“ ſagte Herr Klaus im Fortgehen; „alſo morgen, dann je nachdem: denn einem Malheur darf ich mich doch als Rathmann und im Intereſſe der Stadt nicht ausſetzen. Wir werden ja ſehen.“

Der Wachmeiſter folgte ihm nachdenklich. Nachdenklich, denn wenn der junge Schatten ſo vertraut wurde mit den Rathsherren, wo ſollte denn da die Schuld herkommen für den Grimm Lamprecht's?“

Pflichtſchuldigſt holte er aber doch in der Morgenfrühe

den Rathsherrn Klaus ab. Dieſer hatte eine unruhige Nacht gehabt und halsbrecheriſche Träume. Mit Zucker ausgerüſtet — denn dies hatte er ſeiner Frau anvertraut — ſpazierte er, ſich herzhaft gerade haltend, zur Viehweide hinaus, des Wachmeiſters ergebene Bemerkungen über Kunſtgriffe beim Reiten etwas ungläubig anhörend, denn man traute den militäriſchen Erinnerungen, welche Rieſel gern durchſchimmern ließ, durchaus nicht.

Da lag die Viehweide in grauem Grün vor ihnen. Die Sonne glitzerte durch leichte Wolken, es war ein anmuthiger Morgen. Schwermüthig ſah ſich Herr Klaus um, ob auch wirklich kein Zuſchauer zu fürchten wäre. Niemand. Ein Nußheher — Eichelkäbſch hier genannt — flog ſchreiend vorüber. Das war Niemand. Nur der kurze Raſen gefiel ihm nicht, er war naß vom Morgenthau. Man konnte nicht wiſſen, ob man nicht in nähere Berührung mit ihm — ah, da kommt endlich der Baumeiſter vom Schießhauſe herüber. Er kommt im Galopp; das gefiel Klaus nicht, das Pferd ſollte nicht an ſo heftige Sprünge gewöhnt werden, das könnte — und nun wieherte Schwarzblau auch noch, als er die Beiden ſah! Das Thier regt ſich leicht auf, das iſt nicht gut.

Begrüßung folgte, und Klaus bot mit einiger Vorſicht dem Schwarzblau ein Stück Zucker. Er nahm es ohne Zögern und zerknirſchte es. Das ermunterte Klaus.

„Stellung nehmen!“ rief Wilhelm, der ganz fröhlich war, „links vom Pferde! Fuß in den Bügel ſetzen.“

Da trat aber der Rathsherr befremdet einen Schritt zurück und ſagte mit unſicherer Stimme: „Das Pferd iſt ja ein Hengſt! Das ſind die wildeſten Pferde.“

„O nein. Höchſtens wenn ſie mit anderen Pferden in Berührung kommen. Sie reiten ja allein und begegnen keinem Pferde. Alſo aufſteigen! ich halte vorn den Schwarzblau. Wach-

meiſter rechts hinüber! Den Steigbügel halten, daß der Sattelgurt nicht rutſcht; der Herr hat Gewicht."

Herr Klaus erhob nicht ohne Anſtrengung das Bein zum Steigbügel hinauf und beging dabei ſogleich den erſten Fehler. Er brachte nämlich fehlerhaft das rechte Bein in den Steigbügel, und als er ſich mühſam hinüberſchwingen wollte, gab's keinen andern Weg, als über den Hals des Pferdes. Schwarzblau, der ſich an ungewöhnlicher Stelle geſtreift fühlte — das Bein des Rathsherrn hatte ſich nicht hoch genug geſchwungen — fuhr zuſammen und machte einen Schritt vorwärts. Dadurch wurde die Aufmerkſamkeit Wilhelm's vorn beim Pferde feſtgehalten, und er wurde den Irrthum mit dem Beine nicht gewahr; der Rathsherr erlitt aber eine leichte Erſchütterung. Er hielt ſie ſtandhaft aus, brachte das linke Bein glücklich hinüber und ſaß im Sattel. Aufathmend, bemerkte er jedoch nicht ohne Scharfſinn ſogleich, daß nicht Alles in Ordnung ſein könnte, denn ſein Antlitz war dem Hintertheile des Pferdes und dem Schweife zugekehrt, mit welchem Schwarzblau wie triumphirend fuchtelte. Mit Einem Worte: er ſaß verkehrt. Selbſt der Wachmeiſter konnte das Lachen nicht verbergen, und Herr Klaus rief, da er eine Wendung des Kopfes nicht wagte, nach Wilhelm.

Wilhelm lachte aus vollem Halſe, als er die merkwürdige Lage des Reiters ſah, und ſprach: „Ich allein bin ſchuld, ich hätt' es Ihnen ſagen ſollen. Sie ſind mit dem rechten Bein in den Steigbügel geſtiegen."

„Das mag wol ſein."

„Es muß mit dem linken geſchehen. Alſo wieder herunter!" Das war nicht ſo leicht. Der Wachmeiſter ſchob von der einen Seite, Wilhelm zog von der andern, und ſo kam der Rathsherr auf die Viehweide nur in den Knien ſcharf zuſammenknickend.

Nun war er verſtimmt. Er pauſirte. Obwol kein Römer, glaubte er doch an Vorbedeutung. Wenn ſeine Frau nicht geweſen wäre, dann — aber Wilhelm ſprach ihm gut zu, er hob endlich das linke Bein, Wilhelm ſtützte und hob, ſo kam er richtig in den Sattel und ſah nach vorwärts. Es ſchmeichelte ihm, daß Wilhelm Bravo! rief.

Jetzt folgte Belehrung: die Zügelführung und der Schluß mit Schenkel und Wade. Herr Klaus fand das verwirrend. Und doch war es ſchon vereinfacht. Schwarzblau trug nur eine Trenſe. Den vierfachen Zügel einer Kandare, von welchem der Wachmeiſter als verſchönernd ſprach, lehnte Klaus mit Entrüſtung ab. Endlich war er mit dem einfachen Trenſenzügel in hoffnungsvoller Ordnung. „Aber nein!“ rief er plötzlich, „die linke Hand brauch' ich doch, um mich irgendwo anzuklammern, wenn ich in Gefahr komme, denn in der rechten Hand muß ich ja den blanken Degen halten als Hauptmann.“

„Den blanken Degen läßt man einmal weg,“ bedeutete tröſtend Rieſel.

„Das verſtehen Sie nicht, obwol ſie immer mit militäriſcher Wiſſenſchaft prahlen. Sie ſind ja nachweislich nicht einmal Infanteriſt geweſen, viel weniger Cavalleriſt. Der Degen iſt für den Hauptmann ſo unerläßlich, wie das Scepter für den König.“

„Sie werden aber ja gar nicht in ſolche Gefahr kommen,“ ſprach Wilhelm. „Sie reiten ja nur Schritt, und Schwarzblau geht einen ruhigen, regelmäßigen Schritt. Fangen wir nur an! Drücken Sie die Schenkel an das Pferd, dann geht es vorwärts.“

„Reide?“

„Reide: aber mäßig. Bei zu ſtarkem Drucke trabt es.“

„Um Gotteswillen!“

„Ich gebe vorn nebenher, dadurch bleibt es im Schritt. Alſo drücken!“

Herr Klaus drückte mit vorſichtiger Angſt. Er fand, daß auch dies ſchon ſein Gleichgewicht erſchütterte, und als Schwarzblau nun fortſchritt, fühlte er ſich ſo bewegt, daß er kurzweg den Entſchluß faßte, das ganze Wagniß aufzugeben. Mit einer Stimme, welche unter der Körperbewegung wie zerhackt klang, rief er dieſen Entſchluß zu Wilhelm hinab.

„Warum nicht gar! Sie ſitzen ja wie ein Regiments-Commandant, geradezu befehlshaberiſch.“

„Finden Sie?“ Und er faßte ſich. Er fing auch wirklich an, Sicherheit zu gewinnen bei dem gleichmäßigen Schritte des Pferdes. Er athmete auf. Erſt nach glücklichen fünf Minuten ſchrie er wieder auf: „Herrgott, wir reiten ja in die Mordlache hinein!“

„Nein, hier wenden wir.“ Dies ſagend, nahm Wilhelm das Pferd beim Zügel und wendete es rückwärts. Ganz glatt ging dieſe Wendung nicht vorüber am Sitze des Reiters, und er wollte ſchon nach der Mähne Schwarzblaus greifen, aber es wurde nicht nöthig, und ein neues Bravo Wilhelm's wirkte nochmals ermunternd.

So trieb man's hin und her mehr als eine Viertelſtunde lang. Der Rathsherr fand allmälig, daß er ſich unnöthig geängſtigt, und fing leichtſinnig ein Geſpräch an mit Wilhelm. Dadurch veranlaßte er aber Wilhelm, die Zügel loszulaſſen und ein paar Schritte rückwärts zu treten. Schwarzblau ſah ſich ſofort nach ihm um, wollte zu ihm und machte demgemäß Kehrt in jäher Weiſe. Dies Kehrt hatte die unmittelbare Folge, daß der Rathsherr aus dem Sitze gehoben wurde und in ſeiner ganzen Leibeslänge hinunterpurzelte.

Da lag er auf dem Raſen, welcher immer noch feucht war. Rein, nach ſofortiger Anſtrengung mit Armen und Beinen

ſaß er blos. Aber ſein Antlitz ſprach von einer ſchmerzlichen Enttäuſchung.

Wilhelm und Nieſel ſprangen hinzu und halfen ihm auf die Beine.

„Nichts iſt's!“ rief der Wachmeiſter, „nichts iſt's! Alle Gliedmaßen in Ordnung, weicher, feuchter Boden,“ und nur ein verächtlicher Blick des Verunglückten ſtopfte die vorlaute Rede.

„Ach, ich bin ja wieder ſchuld,“ ſagte Wilhelm. „Ich bin raſch zur Seite getreten und habe das Pferd erſchreckt und herumgeleckt. Solch ein jäher Ruck bringt den beſten Reiter aus dem Sattel und kann ja beim Schützenmarſch gar nicht vorkommen. Sie haben ſich dabei vor ſo manchem Reiter ausgezeichnet, indem ſie ſich ſogleich beider Bügel entledigt haben. Denn wenn man mit einem Fuße im Bügel bleibt, ſo ſtürzt man mit dem Kopfe zuerſt auf die Erde und wird geſchleift. Munter! Munter! Ich bin zu Anfange unzähligemale heruntergefallen, und das iſt nöthig, ja wol nöthig, ſonſt wird man nicht vorſichtig.“

Der Rathsherr ſah zwar ſauer zu ſolcher Rede und beklagte ſich über die Feuchtigkeit hinten, ließ ſich aber wieder hinaufhelfen, ſachgemäß hervorhebend, daß nun auch der Sattel naß würde.

„Sie ſitzen dadurch feſter,“ ſagte leichthin Wilhelm, „und eben kommt die Sonne hervor; ſie trocknet. Vorwärts mit bewährter Tapferkeit!“

Nun ging's wol eine halbe Stunde unter ſeinem Vortritte weiter, kein Schwanken trat ein, und Herr Klaus kam in eine gehobene Stimmung. Am Ende pfiff er gar den ſeit einem Jahrhundert bekannten Schützenmarſch vor ſich hin. Jetzt kamen jedoch die erſten Kühe auf die Viehweide und blieben verwundert vor dem nie geſehenen Schauſpiele ſtehen. Auch

Schwarzblau hob den Kopf und rüttelte ſich. „Halt!“ rief Herr Klaus.

„Ziehen Sie den Zügel an!“

„Wie denn?“

„Nach dem Bauche zu, und ſchwach, ſchwach! Sonſt erſchrickt er, ſo!“

Es gelang, und Herr Klaus war mit Recht ſtolz auf den Erfolg: Schwarzblau blieb ſtehen. „Schließen wir heute angeſichts des Rindviehs,“ ſagte er und ſtieg ganz ſelbſtſtändig, beinahe glatt, vom Roſſe unter Applaus der beiden Zuſchauer.

Unten geſtand er mit einem einnehmenden Lächeln, daß er doch wie gerädert wäre.

„Das wird morgen und übermorgen noch ärger,“ ſagte Wilhelm, „aber dadurch werden die Beine geſchmeidiger.“

„Soll ich nicht morgen den Hooraz beſtellen mit der großen Trommel?“ fragte der immer übel berathene Wachmeiſter, welcher die eigenthümliche Geſchicklichkeit beſaß, ſtets verſtimmend einzugreifen. Seine näheren Bekannten nannten ihn auch deßhalb den ewigen Pechvogel.“

Jetzt hatte er mit ſeiner Frage den Rathsherrn faſt vernichtet. „Die große Trommel?!“ ſchrie er. „Allmächtiger! und dicht vor dem Pferde?!“

„Ja, verehrter Herr Rathmann, beim Ausmarſche zieht doch der Stadtpfeifer mit der Muſika dicht vor dem Herrn Hauptmann einher, und da macht die große Trommel —“

„Nein!“ unterbrach Wilhelm, das iſt bedacht, und da wird vorgeſorgt. Erſtens pfeift und trommelt der Stadtpfeifer ſchon ſeit acht Tagen draußen im Kloſterbuſche, um ſeine Märſche einzuüben, und ich bin mehrmals vorbeigeritten, dicht vorbei. Schwarzblau hob den Kopf und wieherte, aber er zuckte nicht; er zuckte nicht im Mindeſten, Herr Senator. Es iſt offenbar ein Huſarenpferd, an Kriegsmuſik gewöhnt. Und zweitens

werden wir ja leicht eine kleine Aenderung für die Anordnung des Zuges durchſetzen. Es iſt ohnehin falſch, daß der Hauptmann bisher immer gleich hinter der Muſik marſchirt iſt. Dorthin gehört er nicht, dorthin gehören die Fouriere. Warum hießen ſie denn Fouriere? Sie ſollen Quartier machen, müſſen alſo die Erſten ſein. Nun bin ich geſtern eingetreten ins Schützencorps und zwar, wie es einem Jüngſten zukommt, unter die Fouriere. Da werd' ich in der letzten Reihe marſchiren, und dicht hinter mir wird der Hauptmann reiten. Schwarzblau wird mich alſo immer dicht vor ſich ſehen und wird mir ruhig folgen. Wir haben noch drei Tage vor dem Ausmarſche vor uns; am dritten Tage kann allenfalls der Hooraz kommen mit der Trommel zur Beruhigung des Herrn Senators, aber wir werden ſehen, daß es ein Luxus iſt."

Das war ein dankbarer Blick, welchen der Rathsherr Wilhelm ſchenkte, und ein ſiegreich verachtender, welcher Rieſel traf.

„Ich ſetz' es durch mit den Fouriren," ſagte Herr Klaus, „ich ſetz' es gewiß durch. Sonſt ſollen ſie ſich einen andern Hauptmann ſuchen, der reiten kann. Es kann's keiner!"

„Keiner!" klang das zweiſtimmige Echo.

Endlich — was lange nöthig geweſen — zog Herr Klaus zur Schneuzung ſeiner Naſe ſein baumwollenes Schnupftuch aus der hinteren Rocktaſche hervor und ſtieß einen nachträglich erſchreckenden Schrei aus.

„Was denn?!"

„Mehl! blankes Mehl! Ich habe den Zucker vergeſſen, welchen meine vorſorgliche Frau in die hintere Taſche geſteckt, der iſt zu Mehl zerſeſſen!"

„Und 's iſt ohne ihn gegangen!"

„Richtig. Morgen aber wird Schwarzblau öfter gelabt, da wird's noch leichter geh'n."

Händedruck, Abſchied. Wilhelm ritt über Land; der Wachmeiſter wollte den Umweg am Schießhauſe vorübergehen, weil ihm ein wichtiger Gedanke aufgeſchoſſen war, den er ausdenken mußte; der Rathsherr allein ſchritt geradeaus nach der Stadt. Er knickte ein wenig in den Knien, aber er war doch recht zufrieden mit ſich. Seine Frau werde ſtaunen.

Der Wachmeiſter hatte Schlimmes vor. Mit Schmerz war er eingedenk, was Lamprecht von ihm verlangt hatte: die Ruinirung der beiden Schatten. Geſtern im Pferdeſtalle hatte er die Aufgabe für unlösbar erachtet; heute meinte er: Du haſt Grund und Boden dafür gefunden. Verkünde es ſogleich!

Er fand den Meiſter Lamprecht im Hofe, wo er ſeine Ställe unterſuchte, insbeſondere ob ſeine Schweine Fett genug anſetzten. Er war allein, Kieſel konnte alſo frei mit der Sprache heraus.

Sie ging dahin: der Schatten Wilhelm führt den Rathsherrn Klaus zu einer nie dageweſenen Blamage. Er ſetzt ihn auf ſein leicht bewegliches Pferd, und der Rathsherr kann nicht im mindeſten reiten. Er wird als Hauptmann ſchmählich herunterfallen oder irgend ein anderes lächerliches Spectaculum anrichten. Die ganze Stadt wird darüber von der ganzen Welt ſchnöde ausgelacht werden, und wer wird ſchuld daran ſein, wen wird man's aufs bitterſte entgelten laſſen: Schatten junior. Fort mit ihm aus der Stadt wird man einſtimmig rufen.

Lamprecht ſah ihn eine Weile ſchweigend an. Endlich ſagte er: „Er iſt und bleibt doch ein — Alſo ein Stadtwachmeiſter faſelt daher: Mich könnte es freuen, wenn meine Vaterſtadt ausgelacht wird! Unglaublich! Hat er denn gar kein Herz für die Bürgerſchaft, obwol er noch obendrein bezahlt wird? Das iſt meiner Seele ſtark, ja niederträchtig. Und 's iſt auch dumm. Der Schatten Wilhelm iſt ein geſcheiter Kerl, der

wird nichts unternehmen, was zu ſeinem Schaden ausſchlagen muß, und der Klaus iſt ein kräftiger gewandter Mann, der wird auch das Bischen Reiten erlernen. Geh' er zum Teufel, er iſt und bleibt ein Eſel, und wenn er nicht bald was Beſſeres zum Vorſchein bringt, dann kommt der Zettel zum Vorſchein."

Schwer beleidigt, aber machtlos ſchlich Kieſel von dannen, der überall verkannte Kieſel. „Sie hat mich damals verführt," dachte er vor ſich hin, „ſie hat mich in dieſe ſcheußliche Lage gebracht!" Und halblaut murmelte er: „Die verfluchte Leberwurſt!"

Lamprecht ſeinerſeits war auch auf Gedanken gekommen, er rief durch's offene Fenſter hinein nach ſeiner Frau. „Wenn die Flunkerei mit dem Reiten gelingt," dachte er, „dann iſt dieſer junge Schatten obenauf in der Stadt, dann wird alle Welt ihn loben. Dem muß ein Riegel vorgeſchoben werden!"

Die damalige Erzählung Lorel's von der Zuſammenkunft Lorel's im Hochwalde mit dem „propper" ausſehenden jungen Menſchen — propper nannte er ihn mit Widerſtreben — war ihm nicht mehr aus dem Sinn gegangen. Ebenſowenig Kelter's Rede am Waſſerthore, welche auf eine Liebſchaft des Mädchens mit dem jungen Schatten angeſpielt hatte. Dann Lorel's Benehmen, als ihr der Julius zur Heirat angeboten wurde. Wie trotzig hatte ſie, erſichtlich ungern, nichts geſagt, als: „Meinethalben!" Und ſeit der Zeit, wie ſchlecht war das Mädel gelaunt! Faſt immer ſtockſtill, auch wenn der Julius da war, welchem ſie kaum eine Antwort gibt. Und zuletzt nach dem Ochſenſchlage, mit welchem Tone hatte ſie gerufen, der leibliche Vater hätte Unrecht gegen den fremden Menſchen — es war ſonnenklar, hier ſpuke eine hartnäckige Verliebtheit und hier müſſe ein Riegel vorgeſchoben werden.

Das Alles ſagte er jetzt ſeiner Frau mitten im Hofe,

und die Frau, welche ja noch klüger war als er, ſie ſagte nicht nein. „Alſo,“ ſchloß er, „ſo mag's denn geſchehen, da ich mich doch einmal hergegeben habe zum Verheiraten der Mädel, ſo mag's denn vor ſich gehen.“

„Was denn?“

„Am erſten Sonntag nach dem Schützenfeſte das erſte Aufgebot der Lore und des Walter, und in Einem Athemzuge hinterdrein auch das erſte Aufgebot der Dorel und des Julius.“

„Ah!“

„Ja. Drei Wochen darauf beide Hochzeiten an Einem Tage. So wird der Riegel fertig, und wir ſind die Geſchichte los.“

„Hochzeiten im Sommer?“

„Im Sommer. Danach fragt man nicht, wenn's Feuer auf die Nägel brennt. Punctum!“

X.

Dieſe Gefahr blieb Wilhelm verborgen. Er war guten Muthes. Das bunte Treiben im und beim Schießhauſe — ſo hoffte er — werde ihn ſicherlich in Dorel's Nähe bringen. Da werde er ſie jedenfalls anreden, und die Verſtimmung werde ſich auflöſen.

In den Reitübungen des Herrn Klaus war er drei Tage lang unermüdlich geweſen, und er meinte: der Ritt könne gelingen. Herr Klaus hatte allmälig doch einiges Talent entwickelt, und Schwarzblau hatte auch den wildeſten Trommelausbrüchen des Hooraz widerſtanden.

Dieſer Hooraz war ein flotter, garſtiger Bengel von beinahe zwanzig Jahren, der eigentlich Schimmel hieß. Er war einſt bis zur erſten Claſſe der Bürgerſchule vorgedrungen. Dort

wurden auch die erſten Anfänge des Lateins gelehrt, und der Rector hatte einmal, die großen Dichter Roms preiſend, ganz beſonders den Horaz hervorgehoben. Dieſer Name hatte dem aufgeregten jungen Schimmel außerordentlich gefallen, und er hatte ihn ſtets im Munde geführt, hatte ihn jedoch ſtandhaft mit Betonung der erſten Sylbe ausgeſprochen. Hooraz ſtatt Horaz. Davon hatte er den Beinamen Hooraz erhalten. Später war er ein Thunichtgut geworden und wurde in der Stadt, weil er doch mit ſeinem Mulattengeſichte ein ſchnurriger Kerl war, zu allen möglichen Hantirungen wie ein Factotum verwendet. Beim Stadtpfeifer als Paukenſchläger, bei kleinen Bekanntmachungen des Magiſtrats als Einſager in die Häuſer, beim Schützenfeſte als Zieler. Stets war er ungeſtüm und übertreibend, eigentlich ein Idealiſt oder Hanswurſt der Gaſſe. So war er auch bei der Reitprobe plötzlich einmal mit wildem Trommelſchlage auf Schwarzblau zugeſprungen, und dieſer hatte einfach nach ihm geſchnappt, ſo daß er erſchrocken ſammt der Trommel auf die Naſe gefallen.

Dies Ereigniß hatte für Herrn Klaus den Ausſchlag gegeben, den Ritt zu wagen, denn Schwarzblau hatte ſich bei dem Schnappen nicht von der Stelle gerührt.

Kurz, man war allſeitig guter Hoffnung für das Gelingen des feierlichen Rittes. Freilich, für einen hereinbrechenden groben Zufall konnte Niemand einſtehen. Darüber gab ſich Wilhelm keiner Täuſchung hin.

Und ſo kam denn der Tag, der große Tag des Ausmarſches. Leider nicht mit ſicherer Witterung. Der Himmel hing voll Wolken, die Luft war ſchwül, es ſprühte früh Morgens ein leichter Regen.

„Das wird uns der Herrgott nicht anthun und heute einen Regentag ſchicken!“ ſeufzten die Alten. — „Das wäre unverzeihlich!“ ſagten trotzig die Jungen. Alte wie Junge

waren frühzeitig vor den Häuſern, auf den Gaſſen. Anderswo hätte man gedacht, es begänne ein Aufruhr. Und die Schneider- und Schuſterjungen liefen mit Röcken, Hoſen und Stiefeln, welche neu gefertigt oder geflickt worden, überall trabend dahin.

Nun kam Hooraz mit der Trommel und wirbelte mächtig, mächtig. Er ſah grimmig drein und bei gewiſſen Häuſern — er kannte ſie alle genau — rief er in ſeinen Trommelwirbel hinein: „Antreten! Antreten! Kreuzdonnerwetter!“ Und dann erſt ſchob er mit dem Trommelſchlägel das buſchige ſchwarze Haar zurück, welches ihm bis auf die Naſe herunterfiel.

Die Aufregung ſtieg, und gerechtermaßen hörte nun auch der Sprühregen auf. Im großen Kloſterhofe verſammelten ſich die Schützen. Dort wurde angetreten, und jeder dahin Marſchirende rief den Nachzüglern zu: Marſch! Märſch! Nein! Nein! ſchrie die nacheilende Hausfrau, noch nicht! Und der Schütze blieb ſtehen, denn die Frau, mit der Nähnadel bewaffnet, hatte noch etwas an der Kleidung zu verbeſſern.

Um dieſelbe Zeit erſchien Wilhelm mit ſeinem Roſſe vor dem Hauſe des Rathsherrn Klaus. Neugierig liefen Zuſchauer herbei. Er trat aus dem Hauſe, er war gefaßt, wie ſehr ihn Ahnungen bedrängten. Krampfhaft drückte er die Hand ſeiner Frau. Er war mit einem leichten Geſichtszucken behaftet von den Naſenflügeln nach den Ohren. Das arbeitete jetzt ſtark. Es galt für was Vornehmes.

„Der Schatten Wilhelm ſieht gut aus,“ ſagten die Zuſchauer unter einander, „als Fourier mit dem breiten grünen Bande über Schulter und Bruſt. O, und das Pferd! Iſt das ein Pferd! Wie es mit dem Vorderhufe ſtrampft, wie muthig! Gott gebe nur, daß — ſtill, der Herr Hauptmann ſteigt auf!“

Jetzt ſah man erſt, daß er, obwol heute auffallend blaß, daß er ein ſchöner Mann war. Der mit Gold beſpickte Leib-

ck, und der Federhut, wie majeſtätiſch! Die Frau gibt dem Pferde Zuckerſtücke, und das frißt ſie, wunderbar! Jetzt iſt er oben, nun geht's los.

Es erwies ſich als eine geradezu geniale Idee, daß Wilhelm Fourier geworden. Als ſolcher konnte er vor dem reitenden Hauptmanne einherſchreiten — was für das Pferd ſo nöthig war! — und man konnte ihn für eine Ordonnanz halten zur Verfügung des Befehlshabers.

So gelangten denn auch Beide unentwegt in den Kloſterhof, wo die ganze Mannſchaft jetzt in Reih' und Glied, ihres Hauptmanns harrte. Als ſie ihn nun wirklich hoch zu Roß ankommen ſah, da übermannte ſie ein aufſchäumendes Standesgefühl, und es brach aus in einen einſtimmigen Jubelruf, vor welchem ſelbſt Schwarzblau ſtutzte. Unmerklich jedoch für den Reiter. Dieſer, idealiſch gehoben, fühlte ſich ſo ſicher, daß er ſich den Luxus geſtattete, mit erhobenem Arme ſo dankbar wie gnädig gegen die begeiſterte Truppe hinüberzuwinken. Es blitzte in ſeinem Antlitze hin und her wie bei einem ſegensreichen Gewitter. Freilich war auch Hooraz ſo begeiſtert, daß er einen unvorhergeſehenen Paukenſchlag zuwege brachte, welcher jedes Pferd hätte erſchrecken können, und den Stadtpfeifer, einen choleriſchen Mann, in Wuth verſetzte. „Dummer Hooraz!" rief er mit zerdrückter Stimme, ſetzte aber, von einer glücklichen Eingebung überfallen, laut hinzu: „Tuſch!" Und die ganze Muſik vollzog einen rauſchenden Tuſch. Er war gegen alles Programm und Herkommen, aber bei ſo außerordentlicher Gelegenheit billigte ihn Jedermann.

Schwarzblau hatte dem einſamen Paukenſchlage nur den Kopf zugewendet, und beim Tuſch erhob er ſein Haupt gen Himmel mit einem kräftigen Gewieher. Jedermann belohnte dieſe Aeußerung mit einem Lächeln. Jedermann war angenehm kriegeriſch bewegt.

Nun aber mußte eine Wendung vor ſich gehen. Der Hauptmann mußte ſein Pferd und ſich nach der entgegengeſetzten Seite richten, und er mußte den Degen ziehen. Beides war nicht unverfänglich.

Der Kloſterhof, in deſſen Mitte und Tiefe die Schützen ſtanden, war an ſeiner Morgenſeite von einem neuen Anbau geſchloſſen, und in dieſem wohnte der Herr Bürgermeiſter. Er ſollte jetzt aus ſeiner Hausthür treten und die bewaffnete Macht der Stadt begrüßen. Dazu mußte ihm anſtändigerweiſe der Hauptmann das Antlitz zukehren, dazu mußte alſo das Pferd ſich ganz umwenden. Ein ſchweres Werk! Wilhelm war deßhalb beim Pferde geblieben und flüſterte jetzt dem Rathsherrn zu: „Den linken Schenkel andrücken, den linken Zügel anziehen! aber leiſe!“ — Es geſchah und gelang. Wahrſcheinlich nur, weil Wilhelm auf der linken Seite des Pferdes langſam vorausging und ſo Schwarzblau nach ſich zog.

Gerade trat auch der Bürgermeiſter, ein hochgewachſener Herr vor ſeine Thür. Er hatte programmgemäß zu erwarten, daß der ziemlich entfernte Herr Hauptmann ſich ihm näherte. Da dies aber unterblieb — es erſchien Wilhelm zu ſchwer, da er doch hier nicht vor dem Pferde einherſchreiten konnte — ſo meinte der Bürgermeiſter äußerſt verſtändig, man müſſe den Umſtänden Rechnung tragen, und er kam ſelbſt näher, wie Mahomed zum Berge, da der Berg nicht kommen wollte.

„Den Degen zieh'n!“ — flüſterte Wilhelm.

„Richtig!“ — ſagte der Hauptmann halblaut und vollzog die wichtige Handlung mit ſo großer Vorſicht — um durch keine körperliche Bewegung das Pferd zu beunruhigen — daß der Bürgermeiſter ſchon ganz nahe vor ihm ſtand, als die blitzende Klinge über die Mähne des Pferdes emporfuhr, genau wie eine Drohung gegen den Bürgermeiſter. Dieſer wußte ja aber, woran er war, und begann unverzagt ſeine

Rede. Sie war ſehr kurz und ſchloß mit einem Hoch auf die tapfere Schützengilde.

Mit einem aparten Hoch, wozu er gar nicht berechtigt war, leitete Hooraz ſeinen Paukenſchlag ein, den Beginn des abermaligen Tuſches. Schwarzblau erhob dazu wieder ſein Haupt, diesmal gegen das Angeſicht des Bürgermeiſters, und wieherte nochmals.

Der Herr Bürgermeiſter, ein wenig zurückfahrend, fand das charmant und grüßte mit der Hand das kriegeriſche Roß. Das hätte ſtören können, aber Schwarzblau machte ſich nichts daraus.

Nun kam die größte Schwierigkeit. Die Muſikanten ſchoben ſich vorüber, um an die Spitze des Zuges zu kommen, und der freche Hooraz wollte im Vorbeigehen Schwarzblau ſtreicheln. Schwarzblau ſchnappte einfach wieder nach ihm — der garſtige Kerl gefiel ihm offenbar nicht — und darüber erſchrak Hooraz dergeſtalt, daß er in ſeiner ganzen Länge mit ſeinem Lärm-Inſtrumente niederfiel. Wilhelm benützte ſofort das hierdurch erregte unliebſame Aufſehen, faßte unbemerkt das Pferd am Zügel, wendete es halblinks und blieb vor ihm ſtehen, bis die Fourier-Colonnen hinter der Muſik anmarſchirt waren. Er gehörte zur letzten Reihe derſelben und trat erſt zu ihr, als ſie ſchon im Marſche war. So brauchte der Herr Hauptmann gar nichts zu thun, denn das Pferd ging artig ſeinem Herrn nach, und der Herr Hauptmann erſchien ſiegreich wie ein Olympier an richtiger Stelle. Er hatte in ſeiner gehobenen Stimmung die Schwierigkeit gar nicht bemerkt. Sie war die größte, denn von nun an ging der Umzug glattweg durch die Stadt; es gab keinen Aufenthalt mehr. Vor dem Kloſterhofe wartete der Scheibenträger. Er hatte die Spitze zu bilden, alſo noch vor der Muſik zu gehen. Das that er wacker. Er war ein ſtarker Mann und doch bog er

ſein Haupt unter der Laſt: denn er hatte eine faſt mannshohe Scheibe auf dem Rücken zu tragen. Sie zeigte kreisförmig drei Farben: der unterſte Ring war roth, der zweite Ring war ſchwarz, die dritte Abtheilung, genannt der Spiegel, war ein weißer Kreis, in deſſen Mitte ein rothes Herz prangte.

Der Zug kam auf den Ring, und hier begleitete ihn die Jugend des Ortes auf beiden Seiten, ſchwatzhaft und geräuſchvoll, Gottlob und der Kieſel Fritze voran, und neben ihnen Frau Klaus, ſonſt eine ſehr anſtändige Frau, welche aber den Triumphzug ihres Gatten keinen Moment lang aus den Augen verlieren wollte und welche feſt entſchloſſen war, hilfreich einzuſpringen, wenn eine Störung ſich ereignen ſollte. Jedenfalls mit den Zuckerſtücken, welche ſie in der Hand hielt. Der Triumphator, ihr geliebter Ehemann, winkte ihr auch zuweilen lächelnd mit geſenkter Degenſpitze zu, ſoweit dies ohne Erſchütterung des Gleichgewichtes im Sattel erreichbar war. Gottlob wie Fritze verſuchten bei ſolcher herausfordernder Gelegenheit immer, ein ſchüchternes Hurrah hören zu laſſen. Dabei trachtete Gottlob, in die Nähe Wilhelm's zu kommen. Dieſer winkte ihn aber entſchieden fort und ſagte leiſe: er ſollte das bleiben laſſen. Er hatte genug zu ſorgen, denn er bemerkte wohl, daß der Herr Hauptmann leichtſinnig, das heißt: zu ſicher wurde.

Und gerade auf dem Ringe, als der Zug an der von Zuſchauern dicht beſetzten Rathhaustreppe vorüberging, wurde Wilhelm zum erſtenmale ängſtlich. Er fing an, das Wetter zu fürchten, denn die Wolken hatten ſich dunkel zuſammengezogen über der Stadt, und es donnerte ſchwach. Nur kein Donnerwetter! Lieber der gefürchtete Regen, welcher bis jetzt ausgeblieben war. Warum? Er hatte noch keine Gelegenheit gehabt, ſein Roß bei einem Donnerwetter zu beobachten. Wird es auch das ruhig beſtehen? Den Donner wol, denn ſelbſt

Horazens Mordſpectakel hatte Schwarzblau nicht aufgeregt. Aber ein Blitz?! Wenn ein greller Blitz niederfährt, wird Schwarzblau nicht zur Seite prellen, und wenn er zur Seite prellt, dann fliegt der Herr Hauptmann aus dem Sattel irgend wohin.

Da ſchimmerte ein tröſtlicher Sonnenſtrahl unter dem Wolkenrande auf den Ring. Gott ſei Dank! Nein! Unmittelbar darauf wurde es ganz finſter, und es folgte ein langes Donnerrollen. Hiezu kam noch ein beſonderes Unglückszeichen: Der Wachmeiſter Kieſel machte ſich bemerklich. Bei ſo wichtiger Gelegenheit wollte er ſich natürlich das Anſehen geben, als müſste er allein die Ordnung aufrechthalten, und ſo ritt er denn zu Fuß die ganze Linie des Zuges entlang, nämlich in einem tactmäßigen Hundetrabe, den ſchlotternden Säbel an die Hüfte preſſend, hüpfte er ſchwerathmend daher, bis der einmal losgelaſſene Säbel an die Frau Klaus anſchlug. Sie ſchrie leiſe und ſchalt ihn, ſogar der Herr Hauptmann rief: „Aber Kieſel!“ Erſchrocken hielt er inne und entſchuldigte ſich mit militäriſcher Pantomime, und gleich darauf ſtockte auch der Marſch.

Er war am Eingange der Fremdengaſſe, nahe dem Lamprecht'ſchen Hauſe. Die reicheren Hausbeſitzer hatten junge Birkenbäumchen vor ihren Häuſern eingegraben, die Feierlichkeit zu erhöhen. So ſtanden auch zwei Birkenbäumchen vor dem Lamprecht'ſchen Hauſe, und die ganze Familie, den Herrn und Meiſter ausgenommen, welcher unter den Veteranen marſchirte, ſtand vor der Hausthür. Auch Dorel, wie Wilhelm ſchon von fern entdeckte, und auch Herr Julius, welcher das luſtige Wort führen mochte; denn Wilhelm hörte lachen, als er näher kam. Da bemächtigte ſich ſeiner die Eiferſucht, und er vergaß die Sorge um Schwarzblau. Dieſer aber in ſeiner Vorliebe um junge Birkenblätter ſchwenkte links ab zum Schrecken des in der Zügelführung machtloſen Herrn Hauptmannes und

ſtrebte den Birkenbäumchen zu. Ja, die gedankenloſe Roſel ſtreckte ihm einen ganzen Buſch abgebrochener Zweige entgegen als Lockung und trat dabei noch zurück unter die Hausthür, als wollte ſie ihn und — daran dachte ſie wol nicht! — den untrennbaren Herrn Hauptmann ins Innere des Hauſes verführen. Eine häusliche Blamage nahte mit ſicherem Schritte, denn Schwarzblau folgte unverwandt dem vorgehaltenen Buſche — da rief der Herr Hauptmann: „Nein!“, um doch etwas zu thun, und der Himmel kam zu Hilfe. Ein greller Blitz fuhr breit leuchtend durch die Gaſſe, ein furchtbarer Donnerſchlag folgte, der alle Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, und Wilhelm kam dadurch zu ſich. Er ſah die Ausſchreitung des Roſſes, ſah, daß es vor dem flammenden Blitze zuſammenzuckte, und ſprang mit Einem Satze hinüber, das Pferd beim Zügel zurücknehmend. Er hörte dabei die Worte Dorel's: „Laſſ' das, Roſel!“ und war einen Augenblick lang Auge in Auge mit Dorel, welche ihn erſchreckt anſah.

„Da kommt's!“ jubelte innerlich der nahe Wachmeiſter und drängte ſich herzu, eines Rippenſtoßes nicht achtend, welchen ihm ein geſtoßener Schuſterjunge beibrachte. Er meinte, die Blamage vor ſich zu ſehen — er ſah nichts, er kam zu ſpät, der Herr Hauptmann ſaß noch oben, er hatte nur gewackelt im Sattel, weiter nichts, weiter gar nichts, er ritt ſchon wieder regelmäßig, der Zug marſchirte wieder. Freilich, der Angſtſchweiß war ihm ausgebrochen, und er hätte gern das Schnupftuch hervorgezogen, aber das ging nicht, da eine Hand den Zügel, die andere den Degen halten mußte. Er mußte den Schweiß rinnen laſſen durch die unbändig zuckenden Muskeln des Antlitzes — davon erfuhr ja die Stadt nichts. Die ganze Störung war kurz und war im engen Rahmen eines Familien-Idylls verblieben, die große Menge hatte nichts davon erfahren, und die herzukommende Frau Klaus,

obwol halb todt, hatte lächelnd zu Roſel geſagt: „Der Herr Hauptmann reitet ſo ſicher, daß er ſich ein Späßchen erlaubt mit jungen vorwitzigen Mädchen!“ Zu dieſem kleinen Ausfalle war ſie ja berechtigt. Was hätte entſtehen können!

Mit dem heftigen Schlage ſchien das Gewitter erſchöpft zu ſein; es zog ab und der Zug kam unaufgehalten zum Schießhauſe, wo der Herr Hauptmann leidlich anſtändig abſtieg und endlich ſein Schnupftuch hervorkriegen konnte, während die Gattin das brave Roß mit Zucker labte. Der Blick, welchen Mann und Frau mit einander tauſchten, war unbeſchreiblich; die große That war glücklich vollbracht!

Dagegen ſah Lamprecht höchſt verdrießlich aus, als ſich jetzt die Legion auflöſte und ihre Gewehre in die Schießhalle trug. Unterwegs hatte er immerfort vorn und hinten hören müſſen: „Pompös! Pompös!“ Dies war das Schlagwort, und dabei war nicht nur die Ritterlichkeit des Klaus, nein, auch die Gefälligkeit des Schatten Wilhelm geprieſen worden. O, wie ärgerlich war er geſtimmt! Als einmal die Stockung eingetreten — es war dies vor ſeinem Hauſe — da hatte er ſich auf dem nichtswürdigen Gedanken ertappt: Wenn doch der Teufel ſein Spiel hätte! Denn der Schatten mußte es büßen. Er ſchämte ſich hinterher, als doch nichts vorgefallen war, dieſes unpatriotiſchen Gedankens und war deßhalb grimmig bis zum Raufen. In ſolcher Stimmung pflegte er zu trinken, und das that er denn auch, obwol es noch nicht Mittag war.

Das allgemeine Feſt für die Stadt begann erſt Nachmittags. Da erſt kamen Frauen und Mädchen „aufs“ Schießhaus, wie man ſagte, das heißt in den erſten Stock des Schießhauſes, welcher aus drei Sälen beſtand. Sie waren durch offene Bogen mit einander verbunden. Der ganze Bau war ein Meiſterwerk des alten Schatten, das konnte Niemand leugnen. Unten im Erdgeſchoſſe waren große Stuben und die ſehr

geräumige Schießhalle. Hierher, in die unteren Räume, drängten jetzt die Schützen.

Wilhelm wurde umringt von den vornehmen Bürgern, welche ihm Dank sagten für seine Bemühungen zur Verherrlichung der Stadt. Auch Frau Klaus dankte herzlich, Herr Klaus dankte mit einigem Stolze; er ließ fühlen, daß er doch die Hauptsache geleistet.

Dann ritt Wilhelm heim, um Schwarzblau füttern zu lassen und seinen Geschäften nachzugehen. Obwol das Fest mehrere Tage dauerte, so war doch Schwarzblau's Dienst zu Ende, denn es wurde nur Einmal ausmarschirt.

Nachmittags war der Himmel rein, und die Sonne schien. Das weibliche Geschlecht strömte hinaus; auch die Klosterkutschen traten auf; sie brachten Bürgermeister und Rath „aufs" Schießhaus.

Die weibliche Familie Lamprecht wanderte vollzählig dahin. Die Mutter nachdenklich, Lorel in gemessener Ruhe, Rosel lustig, Dorel traurig, und ach, beinahe wie ihr Vater ärgerlich, verstimmt. Der Wilhelm mit dem breiten grünseidenen Bande über die Schulter bis zu der trefflich gefalteten Rosette an der Hüfte, er wollte ihr nicht aus dem Sinne. Und darüber eben ärgerte sie sich. Wie gut sah er aus! Und wie hatte er das Alles zu Wege gebracht! Denn er — das gestand sie sich — er hat Alles geführt wie ein Meister, ach, wenn er —!

Um 3 Uhr waren oben im Schießhause alle drei Säle gefüllt. Der Saal links vom Eintritt war für die Honoratioren, dies war der Ausdruck, und für deren Frauen und Töchter. Dort hielten sich der Herr Bürgermeister auf, die Justizherren, die Rathsherren und die Prediger. Der Herr Bürgermeister spielte immer Karten, und zwar mit ganz kleinen Karten, welche französische hießen und sehr glatt und sauber waren.

Im Bürgerſaale rechts vom Eingange, wo man auch ſpielte und trank — das Bier war frei und wurde nicht bezahlt — hatte man noch die großen, gröberen Baſtankarten, welche wol aus Spanien ſtammten und während der öſterreichiſchen Herrſchaft aufgekommen waren, neben den kleineren deutſchen Eichel- und Schellenkarten. Der mittlere Saal war der Tanzſaal. Da ſaß die Mutter mit ihren Töchtern. Frau Lamprechtin ganz nahe dem Honoratioren-Saale links; das kam ihr zu als einer der angeſehenſten Bürgersfrauen; ihr Mann war Aelteſter des Fleiſchhauer-Gewerkes.

Man hatte ſchon den erſten Walzer getanzt, Lorel mit ihrem Walter, Roſel mit einem luſtigen Geſellen, welchem ſie den Vorzug gegeben vor drei Anderen; Dorel hatte mit Kopfſchütteln Körbe ausgetheilt. Da erſchien Julius im Honoratioren-Saale, und es entſtand ein allgemeines Aufſehen. Warum? Er trug ein langes Beinkleid bis auf den Stiefel hinab, Pantalon genannt. Das war ganz was Neues! Alle jungen Leute trugen noch blanke Stiefeln bis ans Knie. Dorel bemerkte es, ſah aber, daß auch ſofort jene Amélie, welche ſie ſtandhaft Male nannte, auf Julius zutänzelte und ihm erſichtlich Complimente machte über ſeinen modernen Anzug.

Haſtig und leiſe ſagte ſie zu ihrer Mutter: „Das Geſchöpf „vettert ſich“ überall „an!“

Kaum war das geſagt, da erſchien Wilhelm im Tanzſaale, völlig umgekleidet, und „Sehr hübſch!“ und „Herrje!“ rief man, ebenfalls mit dem neuen Pantalon bekleidet. Außerordentlich!

Es war der Anzug, den er ſich von Berlin mitgebracht und aus Mangel an Gelegenheit noch gar nicht angelegt hatte.

Dorel fuhr zuſammen. Am Ende war es ihr doch eine Genugthuung, daß der Julius nichts vor ihm voraus hatte.

Allmächtiger! Er kam auf ſie zu, als ob er ſie zum

Länder — ſo hieß der ſchnelle Walzer, welcher eben geſpielt wurde — auffordern wollte. Ja, der dreiſte Menſch kam direct auf ſie zu! Nein, er wurde aufgehalten. Die zudringliche Amélie — dieſe Male! — war aus dem Honoratioren-Saale herausgeſchlüpft, war zwiſchen ihn und die Lamprechtſchen gefahren, und bot ſich ihm lachend als Tänzerin an, weil er ſo prächtig modern ausſähe.

Dorel hörte dies deutlich und flüſterte zu ihrer Mutter: „Das iſt doch geradezu ausverſchämt!“ — So ſagte man für unverſchämt. — „Und wie tanzt ſie, Mutter! Wie! Iſt das nicht einfach unbändig?“

„Ja,“ ſagte die Mutter, „der junge Mann neben ihr ſticht ab durch Ehrbarkeit.“

„Feſt tanzt er, während ſie zappelt,“ ſetzte Dorel hinzu.

Dorel war ſehr aufgeregt, und die Mutter hieß ſie ſchweigen.

Als der Tanz beendigt war, führte er ſie in den Honoratioren-Saal zurück, machte ihr eine anſtändige Verbeugung und wendete ſich, ſein Auge dahin richtend, wo Dorel ſaß. Er blieb ſeinem Vorſatze getreu: er wollte ſie anreden, es koſte was es wolle, auch in Gegenwart ihrer Mutter und ihrer Schweſtern. Ach, wie beſtrickend ſah ſie aus!

Sie bemerkte es, daß ſein Auge auf ſie gerichtet war, und eine leichte Röthe flog über ihr blaſſes Geſicht. Sie hob den ſchönen bloßen Arm — denn die Mädchen waren im Ballanzuge — in die Höhe, ihre Augen bedeckend, als wollte ſie nichts ſehen.

„Sie ſoll mich ſehen“ — ſprach er vor ſich hin — „ſie ſoll mich hören!“ — Und ſtracks ging er auf ſie zu.

Nur noch einige Schritte von ihr entfernt, wurde er jedoch wieder aufgehalten. Von einem kleinen älteren Herrn mit ganz grauem lockigen Haupte und einem kleinen Haar-

Beutel ſtatt des Zopfes. Er war nachläſſig gekleidet, und die Buſenkrauſe hing weit heraus aus der Weſte. Dazu hatte ſie gar keine Berechtigung, denn ſie war nicht ſauber. Schnupftabakkörner hafteten auf ihr. Er trug die Doſe in der Hand und holte ſich oft Nahrung aus ihr, während er zu Wilhelm ſagte: „Sie kennen mich noch nicht, Herr Baumeiſter; ich bin einige Wochen verreiſt geweſen. Ich aber kenne Sie. Heute Morgens, als Sie mit der Schützengilde ausmarſchirt waren, habe ich Ihr neues Haus angeſehen, außen und innen, und habe es ſehr verdienſtlich gefunden. Es iſt ſolid und geſchmackvoll. Nun haben wir hier im Orte den Bau eines Hoſpitals vor — die jetzige kleine Hütte iſt ja erbärmlich — Bürgermeiſter, Rath und Stadtverordnete haben ihn ſchon bewilligt, und über dieſen Bau möcht' ich mit Ihnen ſprechen. Ich heiße Goſau; meinen Namen werden Sie wohl ſchon gehört haben. Aber laſſen Sie uns auf und ab gehen; ich ſteh' nicht gern. Beim Stillſtehen trocknen mir die Gedanken ein."

Und ſie gingen im Honoratioren-Saale auf und ab. Der Herr faßte dabei Wilhelm unter den Arm.

„Mutter! Der Herr Baron faßt ihn unter den Arm!" flüſterte Dorel. „Ja."

„Das iſt ſehr ehrenvoll!"

„Ja."

Dieſer kleine ältere Herr war wirklich ein Baron, der einzige in der Stadt. Er war auch nur ein Gaſt. Freilich ein jahrelang verweilender. Gaſt wurde er auch genannt, nicht Fremder, und er wurde aufs Höchſte geachtet, ja geradezu verehrt, denn er that lauter Gutes für die Stadt. Auch das Birkenwäldchen da unten hatte er pflanzen laſſen, und überall war er mit Anregung und Rathſchlägen zur Hand. Reich war er nicht, doch ſteuerte er mitunter kleine Summen bei, wenn ſeine Neuerungen, die man ja nicht liebte, keine Zuſtim-

mung fanden. Dann ſpottete er wol: die Stadt ſei ja reich, ſie ſei nur ein wenig träg.

Er war der Schwager des Bürgermeiſters, und ſeine Frau, die Schweſter der Bürgermeiſterin, hatte ihn hergebracht, weil ſie keine Kinder hatte und ſich auf dem einſamen Gute in Kurland langweilte. Sie hatte ſich ſo nach ihrer Schweſter geſehnt, und er war für ſie die Güte ſelbſt, auch wenn ſie, die ein wenig heftig war, etwas wünſchte, was er lieber nicht gewollt hätte. Er hieß Baron von Goſau und gehörte zu jener Claſſe herzensguter Edelleute, welche die Auswüchſe der franzöſiſchen Revolution zwar erſchreckt, doch nicht entmuthigt hatten. Dieſe Claſſe entwickelte im erſten Jahrzehnt unſeres Jahrhunderts zahlreiche Originale. Man nannte dieſelben Philanthropen, und ſie waren wirklich Menſchenfreunde. Sie trachteten wirklich Tag für Tag etwas Freundliches und Nützliches zu veranſtalten und wollten damit beweiſen, es ſei nicht nöthig, gleich den ganzen Staat umzuſtürzen, wenn man die Menſchheit fördern wollte. Ein langer Schmerz in ſeinen jungen Jahren hatte ihn nicht verbittert, ſondern mitleidig gemacht für leidende Menſchen: Die Unvorſichtigkeit eines Kutſchers hatte ihm durch einen Peitſchenhieb das rechte Auge ausgeſchlagen. Jetzt trug er ein gläſernes, und das mochte wol manchmal drücken, denn er fuhr eben mit der Hand an dasſelbe, als er ausgeredet und Wilhelm gefragt hatte, ob er raſch einen Plan aufzeichnen könnte für das zu erbauende Hoſpital.

„In vierundzwanzig Stunden," antwortete Wilhelm.

„Schön! Schön! So lieb' ich's. Ich erwarte Sie mit der Zeichnung."

Darauf entließ er Wilhelm, indem er ihm die kleine warme Hand reichte, die linke, denn in der rechten hielt er die Doſe. Das kleine pockenrothe Geſicht lächelte dazu, und nachdem er raſch eine Priſe zur Naſe geführt, wendete er

sich nach seinem kartenspielenden Schwager, dem Herrn Bürgermeister, hin, welcher aufschaute und mit dem Haupte nickte.

Wilhelm blieb noch einen Augenblick stehen und überdachte schnell den willkommenen Antrag; aber nicht lange; er kam sogleich auf seinen Vorsatz zurück: Dorel anzusprechen.

Während er wieder auf sie zuging, entstand im Bürgersaale rechts ein großer Lärm. Lamprecht mit seiner schlechten Laune war dort erschienen und hatte heftig auf das schlechte Bier gescholten. Seine Frau hatte ihn sofort an der Stimme erkannt, war aufgestanden und hatte ängstlich zu den Töchtern gesagt: „Um Gotteswillen, der Vater hat getrunken!"

Da war Wilhelm bei der Familie angekommen, und zu seiner Ueberraschung trat ihm Rosel entgegen und sagte spitz: „Wie kommen Sie denn dazu, Herr Schatten, mich durch den Wachmeister grüßen zu lassen?"

„Ich?"

„Ja, Sie! Wir stehen ja doch nicht auf so vertrautem Fuße; das müssen Sie mir eingestehen."

„Das gesteh' ich mit Bedauern ein, denn es wäre mir lieber, wenn ich Sie grüßen lassen dürfte. Den Wachmeister übrigens würde ich mir wol dazu nicht auserwählt haben. Aber die ganze Grußgeschichte ist falsch und wahrscheinlich von dem faselnden Kiesel erfunden. Ich habe Sie nicht grüßen lassen."

„Da hast du's!" sagte Dorel.

In diesem Augenblicke, als sich Wilhelm nun an Dorel wenden wollte, brach Meister Lamprecht aus einem Schwarm von Bürgern, die schallend lachten, in den Tanzsaal herein, und als er den verhaßten Schatten Wilhelm bei seinen Töchtern stehen sah, ging er mitten durch die Tänzer, welche sich eben zu der damals beliebten „Ecossaise", auch „Langenglisch" genannten Tanze angestellt hatten, und rief noch mitten unter

den aufgeschreckten Tanzern nach den Seinigen herüber: „He da, junger Herr!“

„Gehen wir fort! rasch!“ stotterte die Mutter und wollte aufbrechen. Wilhelm aber machte eine beschwichtigende Armbewegung und ging dem grimmig nahenden Lamprecht entgegen. Er dachte: es muß biegen oder brechen.

Lamprecht, überrascht davon, daß der Mensch auch noch auf ihn zuschritt, fand nicht augenblicklich das richtige Wort und ließ Wilhelm Zeit zu der Rede: „Ich bedanke mich, Herr Lamprecht, daß sie mir durch den Wachmeister freundliche Worte haben sagen lassen.“

„Den Wachmeister soll der Teufel holen“ — unterbrach ihn Lamprecht — „und seine freundlichen Worte dazu, denn ich will Ihnen eben sagen —“

„Pardon, Herr Lamprecht, ich habe dem Herrn Baumeister noch etwas Nothiges auseinanderzusetzen, dann überlass' ich Ihnen den trefflichen jungen Mann.“

Dies sprach der Herr Baron, welcher herangekommen war und seinen Arm wieder unter den Wilhelm's schob, um ihn fortzuführen.

„Der Herr Baron?“ — stammelte Lamprecht und sagte nichts weiter.

Dieser höchsten Reizverlegenheit gegenüber verstummte auch er. Offenen Mundes sah er ihm nach, als er Wilhelm wieder in den Honoratioren-Saal führte, und murmelte nur gütig: „Auch das noch!“ dann machte er eine drohende Armbewegung gegen seine Frau und Töchter und ging rasch wieder zurück in den Bürgersaal.

Frau Lamprechtin entfernte sich sogleich mit ihren Töchtern aus dem Tanzsaale durch die Mittelthür, welche auf einen Vorsaal führte. Dort gab's eine Treppe rechts, eine Treppe links und vorne freie Aussicht zwischen Säulen auf die Land

ſtraſſe und den Platz am Birkenwäldchen. Auf dieſem Platze war das Feſt für die Jugend. An zahlreichen kleinen Tiſchen wurde um Pfefferkuchen, Erzeugniſſe des Herrn Keller, gewürfelt.

Rathlos blickte Frau Lamprechtin eine Weile hinab. Es war ihr klar, daß ihr ſichtlich angetrunkener Mann einen Scandal ſuchte mit dem jungen Schatten und daß ſie Dorel aus der Schußweite bringen mußte. Ach, dieſe Dorel machte ihr Noth! Allmälig war Frau Lamprechtin der Meinung geworden, das verſtockte Mädchen neige mehr zu dem Schatten Wilhelm, als zum Referendar Julius. Ja, Letzterer kam der ſorgſamen Mutter bereits etwas windig vor. Er wußte doch gewiß, daß ihm Lamprecht die Dorel zugedacht hatte, und doch trat er mit keiner Erklärung heraus. Auf der andern Seite ſah ſie aber auch, daß ihr Mann in alle Ewigkeit nicht zu gewinnen ſein würde für den Schatten Wilhelm, denn Lamprecht war in ſeinen Vorurtheilen unlenkbar. Unter ſolchen Umſtänden könnte ihr geliebtes Dorel recht unglücklich werden. Sie ſelbſt, die eigentliche Frau Lamprechtin — das geſtand ſie ſich ein — ſei bereits für den Schatten Wilhelm eingenommen. Er gefiel ihr.

„Wohin, Mutter?“ fragten endlich die Mädchen.

„Zum Gottlob hinunter. Er würfelt dort um Pfefferkuchen. Das wollen wir auch.“

„Ah?!“

„Weißt du, Mutter, was ich jetzt eben im Saale gehört habe? ſagte Roſel.

„Na, was denn?“

„Die Male aus der „Krone“ läßt ſich „Fräulein“ titulſiren, als ob ſie von Adel wäre. Ihr Vater heißt aber blos Stammbach, wie unſer Vater Lamprecht heißt.“

„Was kümmert's dich! Kommt!“

Den Gottlob hatte ſoeben der Wachmeiſter „in der Mache“ wie er ſich ausdrückte. Seine Jette und ſein Fritze peinigten ihn um ein paar Groſchen, damit ſie auch einmal würfeln könnten. Das fand er frech von der Kinderbrut, denn er hatte nie Geld. Er trat alſo zu dem Tiſche, an welchem Gottlob würfelte, lüftete Achtung heuchelnd den geſchweiften Hut und ſagte: „Der junge Herr Lamprecht wird zweifelsohne die darbenden Kieſels eine Viertelſtunde freihalten wie ein nobler Edelmann, nicht wahr?“ — Gottlob that das auch. So konnten Jette und Fritze mehrere Pfefferkuchen einſtecken, denn Fritze warf immer ſechzen oder gar achtzehn, er war ein Glückspilz. Aber Gottlob's Barſchaft ging auch zu Ende, und da kam ihm die Unterſtützung der Mutter ſehr gelegen.

Dorel gelang es, ſich abzuſondern und ſich auf eine Bank unter den Birken niederzuſetzen. Sie wußte die Bewegung in ihrem Innern kaum noch zu beherrſchen. Alſo es war nicht wahr, daß Wilhelm die Roſel hätte grüßen laſſen! Sie hatte es immer bezweifelt; nun war's gewiß — der Wachmeiſter hatte gelogen. Konnte er nun nicht auch gelogen haben über Wilhelm's zärtlichen Verkehr mit dem hochmüthigen „Fräulein“ draußen in der „Krone“? Freilich! Und dann hatte ſie ja Wilhelm abſcheulich Unrecht gethan. Abſcheulich, allerdings. Aber bei aller Abſcheulichkeit freute ſie ſich doch, denn nun war Wilhelm nicht falſch. Julius zwar hatte auch geſagt, daß er Wilhelm in der „Krone“ gefunden. Ja, aber weiter hatte er nichts geſagt. Dageweſen mochte Wilhelm ſein, wer weiß warum? Richtig, der Vater hatte erzählt, daß der nichtswürdige neue Advocat, der Vater des „Fräuleins“, den Proceß des alten Schatten führte. Da wird — ſchloß ſie — da wird gewiß der alte Schatten ſeinen Sohn hingeſchickt haben — o du, Dorel, Dorel, was haſt du da voreilig angerichtet!

Wäre doch jetzt Wilhelm herabgekommen aus den Sälen und wäre zu ihr getreten! Sie saß ganz allein da.

Er kam auch, erlöst von den etwas weitschweifigen Bemerkungen des Barons, welche er gar nicht brauchte, denn er war ganz im Klaren über die Aufgabe. Sobald er den Platz der Lamprecht'schen Familie leer fand, ging er durch dieselbe Thür hinaus und sah auch gleich die Familie unten an den Würfeltischen. Er sah auch, daß Dorel fehlte. Vorwärts! Suchen! Du wirst sie finden, wirst sie endlich sprechen.

So eilte er die Treppe hinab. Unten im Hausflur jedoch gerieth er in ein Gedränge von Schützen, unter denen Horaz schrie und gesticulirte. „Was gibt's denn?" rief der Wachmeister, welchen der Lärm herbeigezogen. Wilhelm verstand die Antwort nicht, er verstand nur, daß Frau Lamprechtin gesucht werde, und sah, daß der Wachmeister mit Horaz unter starker Begleitung hinübereilten zu den Würfeltischen.

Was war denn geschehen? War dem Meister Lamprecht etwas widerfahren? Ja. Oben in den Bürgersaal zurückkehrend, hatte er stumm noch einige Gläser Bier hinuntergestürzt und war dann in die Schießhalle hinabgegangen, um sein Scheibenrohr zu laden. Er will doch nicht gar den Schatten Wilhelm todtschießen? Nein, er will auf die Scheibe schießen, um nur etwas Heftiges zu thun. Das war sein Bedürfniß.

Diese Schießhalle war ein weiter Raum, und ringsum liefen zusammenhängende Tische, auf denen die Gewehre lagen, die Ladstöcke und der Schießbedarf. Hier standen die Schützen und luden ihre Scheibenrohre. So wurden die Büchsen genannt, welche keine vollständigen Büchsen waren, weil ihnen die Züge im Laufe fehlten. Das sah gefährlich aus. Bürgersleute, welche das ganze Jahr mit keinem Gewehr was zu

thun hatten, waren nur dies Einemal mit Pulver und Blei beſchäftigt. Stand da nicht jeden Augenblick eine Exploſion bevor? Nein: ſie kam nie vor. Handwerksleute ſind gewohnt, ihre Hände ſachgemäß zu gebrauchen, und der Aeltere unterrichtete ſorgfältig den Jüngeren.

Auch Lamprecht, obwol von einem Rauſche und von Aerger geſchüttelt, lud ſein Scheibenrohr prompt und ſtieg, vor Erregung pruſtend, die paar Stufen hinab, welche zum eigentlichen Schießſtande führten. Es ſtanden da ein paar Reihen, welche warteten, bis ſie drankamen. Sie machten dem angeſehenen Fleiſchhauer-Aelteſten Platz und ließen ihn gegen die Regel vorne hin, weil ſie merkten, daß er was im Kopfe hatte. „Raſch den Schuß hinaus" — meinten ſie — „ehe was losgeht."

So legte er denn ſein Gewehr auf den Laden in der hohen und breiten Oeffnung, aus welcher man ſchoß. Er zog den Hahn mit dem Feuerſteine zurück und ſchüttete Pulver auf die Pfanne. Er ſchüttete mehr auf den Laden als auf die Pfanne, aber das that nichts; er nahm das Gewehr an den Kopf. Lächelnd ſah man zu, denn er wackelte mit dem Gewehre hin und her.

Das Treffen auf die dreifarbige Scheibe war ohnehin ſehr ſchwer. Von Pappelbäumen eingefaßt war der Weg bis zur Scheibe wol über dreihundert Schritte lang, und auf ſolche Entfernung iſt mit einer gezogenen Büchſe ſchwer genau zu treffen, wie viel ſchwerer mit ſolchem Scheibenrohre!

Jedermann erwartete alſo, nach dem Schuſſe werde ſich ereignen, was ſich faſt immerfort ereignete: neben dem Zielerhäuschen, welches hinter einer Raſenwand verborgen war, werde ſich das gelb-weiße Fähnchen erheben und ſich melancholiſch wieder niederſenken als Zeichen für einen Fehlſchuß, wenn er nur nicht gar — meinte man — links oder rechts

durch die Pappeln schießt! so bedenklich schwankte das Gewehr Lamprecht's.

Man irrte sich. Lamprecht war kein ungeschickter Schütze. Er wußte ganz gut, daß ihm jetzt die feste Hand versagte, und er wartete so lange mit dem Abdrücken, bis das Herumkreisen einmal bei der Scheibenmitte ankommen würde, und — in diesem Momente drückte er ab.

„Holz!" riefen erstaunt Alle. Man hatte den Einschlag in die Scheibe gehört. Horaz, der Zieler, erschien, um nachzusehen, wo er mit seinem Zielstecken den Treffer anzuzeigen hätte. Ho! ho! Was machte der Horaz? Er hob ein Bein nach dem andern in die Höhe und winkte nach dem Zielerhäuschen, wo für den Nothfall ein Stellvertreter saß, welcher ihm übrigens die Zeit verkürzen half durch Kartenspiel. Der Stellvertreter kam hervorgesprungen und reichte dem Horaz etwas. Es war eine lange Pistole. Horaz zog sie auf und feuerte sie ab, neuerdings mit beiden Beinen tanzend. Dann bestete er seinen Zielstab mitten aufs Herz der Scheibe und verbeugte sich tief. Alles schrie: „Herzschuß! Herzschuß!" Der Pistolenschuß hatte schon bedeutet, daß der frühere beste Schuß übertroffen sei, jetzt schrie Jedermann im Schießstande: „König! König! König Lamprecht! Gratuliren!"

Lamprecht starrte lange hinaus und schien nüchtern zu werden. „Der Horaz kommt," sagte er endlich, „warten wir!"

Horaz kam geflogen und meldete athemlos: der Schuß sitze mitten im Herzen und könne gar nicht abgeschossen werden.

„Mein Weib rufen!" schrie Lamprecht, und unter Zuströmen von zahlreichen Schützen unter stetem Geschrei: „Es lebe der König!" kam jetzt Horaz in den Hausflur, Frau Lamprecht suchend. Der Wachmeister nahm den sonst verachteten, jetzt aber hochwichtigen Gesellen unter den Arm und

führte ihn ſchleunigſt hinüber zu den Spieltiſchen, wo Frau Lamprechtin noch ſtand.

Sie ſchien bei der Nachricht des Todes zu werden. Aber warum denn? Dies Königthum war ja ein großer Treffer! Es brachte eine Summe Geldes, brachte zweimalige Berechtigung zum Bierbrauen, brachte zwei Grasplätze im Zwinger und die Pflaumen auf den dortigen Pflaumenbäumen!

„Ach, was iſt das!“ — ſagte ſie ſich — „bei deines Mannes Art und Weiſe! Solch ein Glück, ſolch eine Auszeichnung treibt ihn aus Rand und Band mit Freigebigkeit und toller Verſchwendung. Das koſtet viel mehr, als es einbringt, die Wirthſchaft und Verwirrung ungerechnet, die jetzt ins Haus einbricht.“

Aber ſie faßte ſich wie immer und ſprach: „Sagt meinem Manne, daß ich nach Hauſe geeilt wäre und zum Empfange Alles vorbereitete. Kommt Kinder! Wo iſt denn Dorel? Ja, wo iſt denn Dorel?!“

Der brave Wachmeiſter ließ ſich's angelegen ſein, ſie herbeizuſchaffen.

„Dieſer unnütze Schwerenöther!“ murmelte Wilhelm, der herzugekommen war. „Wenn man ſie jetzt zurückließe“ — fuhr er fort — „könnteſt du —“

„Mamſell Dorel! Mamſell Dorel!“ ſchrie dieſer ſchädliche Wachmeiſter nach allen Richtungen.

Das mußte ſie hören und ſie erhob ſich auch von ihrer Bank. Wilhelm ſah ſie und ging auf ſie zu, während der Wachmeiſter nach der andern Seite ſchrie. Sie ſah Wilhelm kommen und ſtand betroffen ſtill. Betroffen? Nein, glücklich überraſcht, und ſo blickte ſie auf ihn mit lieblich fragendem Auge.

Ach, du hilfloſer Wachmeiſter! Gerade jetzt, das verſtand

er! hatte er sich umgewendet, hatte sie entdeckt und stürzte herzu, verkündend, sie sei eine Königstochter geworden, und die Frau Königin-Mutter erwarte sie — „da kommen sie höchstselbst!“ schloß er mit Abnehmen des Hutes.

Wirklich kam die Mutter mit den Schwestern den immer Hoch! rufenden Horaz im Gefolge, welchen der Wachmeister umsonst erinnerte: er gehöre ins Zielerloch.

„Wo steckst du denn, Dorel? Der Vater ist König geworden, wir müssen flink nach Hause, um Stuben, Geschirr und Essen wie Trinken vorzurichten.“

„Ja, Wein! Auch Wein!“ schrie Horaz. „Herr Lamprecht, der König, hat gleich zu Herrn Keller gesagt: Heut' zu meinem Ehrentage soll's auch einmal ein Glas Wein geben.“

„Das kann ich mir denken! Wenn er nur zu haben ist, der Wein! Der Ring-Gastwirth hat auch nicht immer welchen. Vorwärts Kinder, vorwärts!“

„Aber nicht zu Fuße, Frau Königin, heut' nicht zu Fuße!“ bemerkte der Wachmeister, und er schrie mörderlich: „Schiller! He! Stadtkutscher Schiller, hieher!“

Schiller fuhr mit Vorsicht heran. Mit Vorsicht, denn es hatte sich eine große Menschenmenge herangedrängt zu der königlichen Familie, und diese Menge wich nur langsam vor dem Wagen zurück, weil man den Stadtpferden nur friedliche Gesinnungen zutraute. Sie nahmen auch nicht die geringste Notiz davon, daß die Jugend ohrzerreißend schrie. Gottlob so laut er konnte: „Ich bin der Kronprinz!“ und Kiesel Fritz mit den anderen Jungen: „Hoch! Hoch! der Kronprinz Gottlob!“

In dem Gedränge hielt sich Wilhelm fortwährend standhaft in geringer Entfernung von Dorel — die Mutter in ihren Sorgen bemerkte ihn nicht — und als sie mit Dorel und Rosel zuerst in die schwankende Kutsche gekrochen, da drängte er sich rasch ganz nahe an Dorel und streckte ihr die

Hand entgegen, um ihr beim Einſteigen zu helfen. Sie lächelte, ja ſie lächelte, ſchwang ſich aber ſelbſtſtändig in die Arche Noäh.

Gottlob und Nieſel Fritze erkletterten das Trittbrett hinten am Wagen und hielten ſich an den Riemen feſt, welche dazu oben am Wagenkaſten angebracht waren. Kutſcher Schiller ſah es wol, hielt es aber bei ſo feierlicher Gelegenheit für unſchicklich, dagegen wie herkömmlich einzuſchreiten mit einem wohlgemeinten Peitſchenhiebe. Und ſo ſchwankte unter allgemeinem Zurufe die thurmartige Kutſche von dannen. Sie ſchwankte immer, denn ſie hing frei in ſtarken Lederriemen, und Referendarius Julius ſagte ihr nach: „Man könne darin ſeekrank werden.“

Wilhelm, nachblickend, ſtand bald allein. Er hatte zwar kein Wort angebracht, aber er war doch glücklich aufgeregt Dorel war ja ganz anders geweſen als bisher, gar nicht mehr abweiſend, im Gegentheil! Nun wird's gut werden — dachte er — morgen wirſt du ſie wirklich ſprechen.

Endlich auch weitergehend, mußte er nachträglich lachen über die Weinſorge der Frau Lamprechtin. Dieſe Sorge war begründet. Wein war wirklich faſt unbekannt in der Stadt. Er kam nur bei hohen Feſten zum Vorſchein und auch da nur in beſcheidenſtem Maße. In der ganzen Stadt hatte Niemand Wein im Keller, ſelbſt im Ring-Gaſthofe gab es nicht immer Vorrath. Wozu auch? Fremde gab es kaum, und von den Einheimiſchen dachte Niemand daran, Wein zu trinken. Man kannte ihn durchſchnittlich nur aus dem Liede von Claudius: Am Rhein, am Rhein, da wachſen unſere Reben. Und nun gar Rheinwein! Von dem ſang man wol, aber getrunken hatte ihn kaum Jemand. Sogar Weintrauben am Spalier waren höchſt ſelten. Blaubeeren, wie man die Schwarzbeeren nannte, waren die beliebte Erfriſchung im Spätſommer, und der ſchwarze

Mund, welchen ſie mit ſich bringen, ſchreckte ſelbſt die Mädchen nicht ab.

An ſolche Dinge heiter denkend, blickte Wilhelm der dahinſchwankenden Kloſterkutſche nach. Das Gedränge von Menſchen hatte ſich nach der Abfahrt zerſtreut, er ſtand allein da. Nein! Wenige Schritte hinter ihm ſtand der Wachmeiſter. Wilhelm ſah ihn nicht und ſagte ſich:

„Was ſollſt du noch hier außen ohne Dorel! Geh' heim und arbeite!“

Einen Einmarſch der Schützen in die Stadt gab es nicht. Nur eine Abtheilung, vom Hauptmanne geführt — zu Fuß geführt — begleitete bei eintretender Dämmerung den neuen Schützenkönig in ſeine Behauſung. Er trug da über Bruſt und Schultern ein prächtiges Gehänge, aus goldenen und ſilbernen Schildern beſtehend, und gab daheim ſeinen Begleitern einen Abendſchmaus. Je nach Kräften ſeines Vermögens. Das war eben die Sorge der Frau Lamprechtin: ihr Mann ging bei ſolchen Gelegenheiten weit über ſeine Kräfte.

Das wußte auch der Wachmeiſter, und all ſeine Geſchmackswerkzeuge waren lüſtern in ihm, an dieſem Schmauſe theilzunehmen. Er ſann nach, ob und wie das möglich ſei. „Du da, Schatten Wilhelm, du kannſt mir dazu verhelfen!“ flüſterte er und blickte auf den endlich fortſchreitenden Wilhelm. Seinen frevelhaften Gedanken ausſinnend, blieb er immer noch ſtehen.

Wilhelm aber, der ſich nicht umwendete und ſeiner nicht gewahr wurde, ging geraden Weges heim in ſeine Wohnung, um die Aufgabe vorzunehmen, welche der Baron ihm anvertraut hatte.

Liebesleute meinen immer: ihr Sonnenſchein verbreite ſich über die ganze Welt. Wilhelm war überzeugt, der dunkle Widerſacher Papa Lamprecht ſei jetzt auch hell und ſonnig.

das Königsglück lösche alle Feindschaft aus in seinem Herzen, und wenn er ihm morgen Abends, nachdem er sich mit Dorel geeinigt, warm und ehrlich um die Hand dieser liebenswürdigen Tochter bitte, dann werde der Papa gnädig mit dem Haupte nicken.

Wer durchaus ans Glück glauben will, der macht sich aus einem Besen einen Palmbaum.

Der draußen zurückbleibende Wachmeister half dafür sorgen, daß der Besen ein Besen bliebe. Er hatte ruhig den Abend abgewartet, hatte in philosophischer Stimmung dem glänzenden Abzuge des Königs Lamprecht zugeschaut und war nur mit dem Gedanken beschäftigt gewesen: Kannst du's wagen? Wird dich dieser scharfe Fleischer nicht in unanständiger Weise hinauswerfen, wenn du ungeladen beim Schmause erscheinst?

So fragte er sich nicht ohne Grund. Vielleicht, antwortete er sich, und vielleicht doch nicht, wenn du erstens spät erscheinst und dann erst erscheinst, wann die Laune sich schon lustig überschlägt. Ferner, wenn du amtlich auftrittst. Du meldest Seiner Majestät, im Schießhause herrsche vergnügte Ordnung, und die Schützen lassen dem populären Könige ihren Respect vermelden. Das muß ihm schmeicheln, und du issest und trinkest endlich einmal ordentlich, wie sich's gebührt. Erweist sich aber der Fleischer trotz alledem noch roh, dann flüsterst du ihm ins Ohr: Geheimniß! Ich bringe eine Meldung vom Schatten Wilhelm und der Mamsell Dorel. Sie haben sich zusammengefunden im Birkenwäldchen, und er hat sie, als ich sie aufgescheucht, offen und ungescheut vor Mutter und Schwester bis an die Klosterkutsche begleitet. Dort hat sie ihm zugelächelt, wie Jemand, der seiner Sache sicher ist, und der für den nächsten Tag die erfreulichste Verabredung getroffen mit ihrem Liebhaber, sie, die notorische Braut des

Herrn Referendarius. Majeſtät, hier gilt es, auf der Stelle einzuſchreiten und deshalb bin ich da.

Und alſo hat es dieſer lüſterne, man könnte faſt ſagen, gewiſſenloſe Mann ausgeführt: als es ganz finſter war, iſt er nach der Stadt geſtolpert und iſt — wenn auch klopfenden Herzens — ins Haus des Schützenkönigsſchmauſes eingetreten.

XI.

Bis um Mitternacht hatte Wilhelm gearbeitet, und jetzt arbeitete er den ganzen Vormittag bis gegen Zwölf. Riß. Façade. Voranſchläge waren fertig, und er wollte ſie gleich nach Tiſche dem Herrn Baron vorlegen, um heute beizeiten im Schießhauſe zu ſein. Denn der zweite Tag des Feſtes war der munterſte, und die Familie Lamprecht werde zeitig da ſein, um alle Glückwünſche entgegenzunehmen. So war der Brauch.

Leider ſpeiſte der Baron ſpäter, und dann hielt er ihn ungebührlich auf. Er rief den Bürgermeiſter herbei, um ihm namentlich die Façade zu zeigen, welche ihm ſehr gefiel. „Faſt zu ſchön für einen Spittel," ſagte der Bürgermeiſter, den ſtädtiſchen Ausdruck für Hoſpital gebrauchend.

„Nein," ſagte der Baron, „man ſoll die Armuth auch durch Schönheit erquicken. Schönheit iſt das Seltenſte, was ihr im traurigen Leben begegnet. Die Armen ſollen ſich freuen, wenn ſie das Haus ihrer letzten Tage, wenn ſie die Façade des Hoſpitals betrachten."

Er war äußerſt zufrieden mit der Arbeit, und Wilhelm bedauerte nur, daß er ihn erſt gegen drei Uhr fortließ. Mit raſcheſten Schritten eilte er nun hinaus.

Dieſer zweite Tag war der belebteſte des Schützenfeſtes. Da kamen die Gutsbeſitzer aus naher und ferner Umgegend zum Beſuche, die ſogenannten Rittergutsbeſitzer. Dieſe ſind

eine Eigenthümlichkeit in Preußen, und zwar eine wichtige Eigenthümlichkeit. Friedrich der Große hat sie dazu gemacht, indem er sein Officiercorps immer und immer wieder aus ihnen ergänzte, so daß sie sich allmälig für geborene Officiere ansahen. Das ist heute noch so, sie sind der Grundstock der preußischen Armee und des preußischen Patriotismus, und sie hatten dies erst noch vor einigen Jahren bewährt in der unglücklichen Schlacht bei Jena. In der Nebenschlacht bei Auerstädt hatten sie als unerschrockene Reiter wie auf dem Exercierplatze todesmuthig angegriffen und gefochten. In den Staaten, welche zahlreichen Hochadel haben, nennt man sie wol „die Herrn Von", weil ihr Adelsrang nicht bis zum Baron hinaufreicht und ihre Landgüter klein sind, mitunter nicht mehr als 30,000 Thaler an Werth, ja in Oesterreich hat man im Umgange jedem gebildeten Manne den Zusatz „von" gewährt; aber dieser sogenannte kleine Adel in Preußen hat seinem Staate seit Jahrhunderten größere Dienste geleistet, als der große Adel anderwärts. Er besitzt auch ein dem entsprechendes Selbstgefühl, und wenn er zum Wollmarkte oder zur Unterhaltung nach Berlin reist, so pflegt er zu sagen: „Ich besuche meinen König." Denn sie finden leicht Zutritt im Königsschlosse.

Er war diesmal zahlreich vertreten im Honoratioren-Saale des Schießhauses und hatte einen gewissen vornehmen Styl mitgebracht. Er bewegt sich nämlich durchweg in den Formen eines höflichen Officiers. Namentlich fand ein Jüngling in der knappen Uniform eines schwarzen Husaren gerechten Anwerth bei den jungen Damen. Er tanzte unablässig.

„Es geht heut' vornehm zu," sagte Keller zu seiner Frau unter dem Schwibbogen, welcher Tanz- und Honoratioren-Saal verbindet, „sieh' nur, wie verändert Lamprecht dasitzt und sich benimmt."

Er saß nämlich heute kraft seiner Königswürde sammt

den Seinigen inmitten des Honoratioren-Saales. Die Mädchen wurden zu jedem Tanze geholt: der Huſaren-Officier holte Dorel ſchon zum zweitenmale. Sie ſah auch bezaubernd aus: lange Locken fielen auf ihre runden Schultern herab, und der ſchalkhafte Zug um den Mund, welcher ſo lange gefehlt, war wieder da mit all ſeinem Reize. Sie ſchien ganz vergnügt zu ſein, und dies veranlaßte Keller zu der Aeußerung: „Wirſt du klug aus dem Mädel?“

„Nein,“ ſagte die Frau, „ich nicht.“

Lamprecht ſelbſt aber hielt eine Art von Cour. Die Bürger benützten die Gelegenheit, auch einmal in den Honoratioren-Saal zu kommen, und unter der gegenſeitigen Verſicherung: „diesmal hat das Glück den richtigen König getroffen“, erſchienen ſie bei ihm wie zur Huldigung.

Er war etwas blaß vom Schwelgen in der Nacht, das veredelte ſein Antlitz, und er hatte heute in der That eine nahezu feierliche Haltung. Es ſchien ein großer Entſchluß in ihm zu walten. Nur ſeine Frau litt dabei, denn er drückte keinem Bürger die Hand, ohne ihm etwas zu verſprechen oder in Ausſicht zu ſtellen. Seine Freigebigkeit ſtand in vollem Flor und kleidete ihn ſehr gut. Beim noblen Schuhmacher beſtellte er ein Paar neue Glanzſtiefel, welche er — das wußte ſie ja genau! — gar nicht brauchte. Und nun gar der kluge Kürſchner! Der erzählte ihm, daß er neulich auf der alten Stadtmauer einen prächtigen Edelmarder gefangen im Tellereiſen.

„Alſo einen Mardermuff, Herr Gevatter, für meine Frau!“ — Gevatter war der vorherrſchende Titel, welchen man ſich anthat, und er paßte faſt überall. — „Und Fuchsmuffe für meine Mädel!“

„Aber Pelzwaaren mitten im Sommer!“ flüſterte ſeine Frau.

Da fuhr plötzlich Lamprecht kerzengerade in die Höhe. Was iſt? Schatten Wilhelm iſt im Saale erſchienen, und Lamprecht will auf ihn zu — aber die Frau hält ihn an der Hand zurück und ſagt: „Hier nicht, Auguſt!“

„Nein!“ antwortete er ebenſo leiſe, „hier nicht. Aber morgen gehſt du zum Herrn Primarius und machſt die Beſtellung.“

Wilhelm ſah, nicht ohne einen kleinen Stich im Herzen, daß der brillante ſchwarze Huſar ſoeben Torel zu ihrem Sitze brachte und, die Sporen aneinanderſchlagend, ihr ein Compliment machte, hörte jedoch gleichzeitig rechts hinter ſich ſeinen Namen leiſe rufen. Er ſah ſich um; es war Keller, der Pfefferküchler, welcher ihn zu ſich winkte. Aber der Herr Baron war auch ſchon da und wollte Wilhelm mehrere Rittergutsbeſitzer vorſtellen; das würde neue Bauten eintragen. Da mußte er wol folgen. Als er ſich endlich wieder umſehen konnte, erblickte er Keller noch auf derſelben Stelle, und dieſer winkte wiederum. „Was gibt's denn?“ Er ging zu ihm. „Was gibt's?“

„Kommen Sie nur! Unten erſt kann ich's Ihnen ſagen.“

Auf der Treppe rauſchte Amélie am Arme des Referendarius Julius an ihnen vorüber, lachend und lebhaft.

„Die Beiden könnten uns noch gute Dienſte leiſten,“ ſagte Keller.

„Was denn? Wie denn? Ich verſtehe Sie nicht.“

„Sehen Sie nur, wie vertraulich die Beiden ins Birkenwäldchen laufen! Aber deßhalb hab' ich Sie nicht gerufen. Kommen Sie nur weiter! Es braucht uns Niemand zu hören.“

Als ihn nun Keller bis in die Nähe des katholiſchen Kirchleins geführt, blieb er endlich ſtehen und ſprach: „Lieber Freund, Sie ſollen ſich heute durchaus nicht zu den Lamprechts drängen, nein, Sie ſollen ihnen aus dem Wege geh'n.“

„Warum denn?“

„Der Lamprecht hat gestern Abends beim Schmause etwas gesagt, was Sie angeht. Kommen Sie heute in Dorel's oder in seine Nähe, so kann er platzen. Sie öffentlich bloßstellen und Alles verschütten, wenn noch etwas zu verschütten ist. Vielleicht, vielleicht ist doch noch eine Hoffnung übrig. Denn der Julius, den wir eben mit dem lustigen Mädchen gesehen, der ist — ich weiß es — auch eine lustige Fliege. Kurzum, ich glaube, er kriegt am Ende doch die Dorel nicht.“

„Was? Julius die Dorel?!“

„Ja, Lieber. Und 's wird wol zu spät sein, dagegen zu arbeiten, denn heut' ist schon Donnerstag. Sie, schweigsamer Herr, Sie haben mir eben nie ein Wort darüber vergönnt, deßhalb mußte auch ich schweigen, und Sie haben Ihren Mittagstisch nicht mehr bei der redseligen Frau Stützer, deßhalb haben Sie denn nicht erfahren, was vorgeht. Mir scheint, Sie wissen's wirklich nicht.“

„Was denn?“

„Daß Lamprecht seine Dorel diesem Julius bestimmt hat.“

„Ach was!“

„Nicht ach was, als ob das weite Wege hätte, nein. Hören Sie nur! Gestern Abend hat er es an der Tafel angekündigt: nächsten Sonntag, also nach drei Tagen, werden die Dorel und der Referendarius Julius in der Kirche als Brautleute aufgeboten.“

Wilhelm prallte einen Schritt zurück, es stand ihm kein Laut zu Gebote. Davon hatte er keine Ahnung gehabt. Das war ein Schlag, welcher ihn zerschmetterte, und erst nach langer Pause stotterte er: „Das hat der . . .?“

„Das hat der Vater Lamprecht angekündigt. Und in einem Tone — seit er König geworden, spricht er hoch — in einem so bestimmten Tone, als ob es ein Evangelium wäre.“

„Um Gotteswillen, Keller?! Und sehen Sie doch nur die Torel an! Sie ist seelenvergnügt, sie lächelt — sie ist damit einverstanden."

„Sie lächelt. — Ja. Das that sie auch gestern Abends, und ich dachte, ich Thor! — Die Hand, welche ich ihr darbot, die hat sie nicht angenommen, sie hat nur gelächelt."

„Weil sie zustimmt zum Aufgebote und zur Heirat und weil sie sonst nichts kümmert."

„Verloren! Verloren!"

Keller hörte die Worte kaum, fühlte aber, daß ihm Wilhelm krampfhaft die Hand drückte, und sah, daß er forteilte in die Allee hinein, welche nach dem Hochwalde führt.

Keller blieb stehen und sann: Jetzt noch einen Versuch machen und dem Lamprecht vorstellen, daß der Julius für die Torel nicht tauche? 's ist zu spät. Es sind nur noch drei Tage. Früher ja, vielleicht! Denn die Lamprechts hören auf mich. Aber jetzt, im letzten Augenblicke?

Der brave Keller war leider etwas pedantisch. Aus pedantischem Zartsinne hatte er die Angelegenheit nie zur Sprache gebracht mit Wilhelm, weil dieser schwieg, und mit den Lamprecht'schen offenherzig zu reden, das erschwerten ihm seine Grundsätze: er mischte sich nicht in fremde Familien-Angelegenheiten.

Aber er war ein guter Mensch, und dem forteilenden Wilhelm nachblickend wurde er betrübt und betrübter und sagte sich plötzlich: Wenn du doch noch? Die Frau ist kreuzbrav und kriegt den Alten doch immer herum — da traf ihn plötzlich ein Stoß in den Rücken, und erschreckt wendete er sich. Perdone! hieß es neben ihm, und der Wachmeister Kiesel schritt an ihm vorüber. Er hatte den geschweiften Hut tief in die Stirne gedrückt, und den Säbel hatte er horizontal vor sich hingestreckt, und mit diesem Säbel hatte er Keller an die

Rippen geſtoßen. Das Wort „Perdono“, welches er einmal, Gott weiß wo! aufgeleſen, war auch die einzige Aeußerung, die er von ſich gab. Er ſah Keller gar nicht an, er ſchritt weiter zum Kirchlein hin. Erſichtlich war er tief in ſich verſunken.

„Hansnarr!“ ſagte Keller und ging nach dem Schießhauſe zurück. Die gute Regung, doch noch mit Frau Lamprechtin zu ſprechen, hatte der ewige Störenfried abgeſchnitten.

Kieſel ſelbſt aber, entſetzlich verſtimmt, ſtand nach einigen Schritten ſtill und betrachtete aufmerkſam das Kirchlein, als ob er es nie geſehen, beſonders das kleine Thürmlein mit dem weiten Fenſter, welches der hölzerne Laden ſchloß. Dann ſeufzte er tief, ging daran vorüber und ſetzte ſich an den Abhang, welcher hinunter leitet zum braunen Waſſer. Dieſes braune Waſſer, unter welchem er die Schätze vermuthete, es nahm wieder all ſeine Sehnſucht in Anſpruch. Er bemerkte es gar nicht, daß ein ausgiebiger Sprühregen aus den Wolken herunterſpritzte. Was kümmerte ihn der äußerliche Erdenkram neben ſeiner inneren Verzweiflung!

Die Behandlung, welche er geſtern Abends von dem ſtolzen Könige Lamprecht erfahren, ſie war die Urſache ſeiner Verzweiflung. Beim Schmauſe hatten ſie geſeſſen, ein prachtvoller Schweinsbraten war eben angeſchnitten worden und hatte ihm lieblich in die Naſe gedampft, da hatte er dem ſtolzen Manne ſeine Rede gehalten, und mit der leiſe hingehauchten, ganz klaren Anzeige vom ſträflichen Zuſammenſein Dorel's und des Schatten Wilhelm hatte er ſiegreich geſchloſſen. Wie war ihm da begegnet worden! Verächtlich, unverkennbar verächtlich hatte ihn dieſer Schützenkönig angeſehen, und nach einem beunruhigenden Stillſchweigen hatte er geſagt: „Spion! Unten bei den Dienſtleuten laſſe Er ſich was zu eſſen geben!“

Welch ein Mißbrauch der Königswürde! — Spion! Unten

bei den Dienſtleuten, während dieſe Spießbürger im erſten Stocke tafelten. Und Spion! ihm, einem würdigen Beamten! Ihm, der gerade das beſorgt hatte, was ihm dieſer Fleiſchhauer aufgetragen, was er mit der Macht des Leberwurſtzettels blutdürſtig von ihm verlangt hatte! Spion! Als ob übrigens nicht alle polizeiliche Thätigkeit, zu welcher Schickſal und Anſtellung verurtheilten, Spionirerei genannt werden könnte! O Welt, voll erniedrigender Ungerechtigkeit!

Das war eine Nacht geweſen! Sein ganzes Leben war ihm vorgekommen wie eine ſcheußliche Mißgeburt. Vergeſſenheit hatte er trinken wollen in dem ſchlechten Biere, welches heute nichts koſtete. Es ſchmeckte ihm eigentlich gar nicht, dies dunkelbraune Bier, aber was thun, da es nichts Beſſeres gab, und da man doch wirthſchaftlich dieſe zwei Tage ausnützen mußte, an denen es unentgeltlich zu haben war. Widerwillig, aber ſtandhaft hat er den ganzen Nachmittag dieſem Suff obgelegen. Aber ach, ſeine Verſtimmung war immer größer geworden. Auch die Benebelung, wie man dieſen Zuſtand nannte, hatte nichts ändern können in ſeiner beleidigten Seele. Endlich hatte er beſchloſſen, die ganze gemeine Welt hinter ſich zu werfen und an ſeinen Zauberort zu gehen, wo er immer die ſchönſten Stunden verlebt, an den Abhang beim Kirchel, wo er in's räthſelhaft dunkle Waſſer blicken, die Schätze des Schinderhannes vor ſich auftauchen ſeh'n und wieder ein erhöhter Menſch ſein könnte.

Denn eigentlich war der Wachmeiſter Kieſel ein Dichter. Er beſaß die Weisheit, welche man in die Worte faßt: Du kannſt dir ja allein eine Welt erſchaffen, die dich beglückt. Verſenke dich in dieſe Welt, entzücke dich!

Das gelang ihm auch. Der Regen war für ſeinen heißen Kopf eine Erfriſchung. Er lüftete den hohen Hut und ſchlürfte gleichſam die frechſten Bilder ſeiner Einbildungskraft. So war

er ein hochangeſehener Mann des vorigen Jahrhunderts; er leitete die Verfolgung des großen Räubers, er entdeckte den unterirdiſchen Gang unter dem braunen Waſſer, er griff eben nach den ſchimmernden Koſtbarkeiten, beſonders nach einem goldenen, mit Edelſteinen beſäten Altarkelche, welchen der Racker Schinderhannes aus einer Kirche geſtohlen — da traf ihn ein elektriſcher Schlag. Die ſonſt immer offene Thür des Kirchels wurde ſchmetternd zugeſchlagen.

Er ſprang auf, er rannte hin an die Thür, er drückte — ja, ſie war verſchloſſen, der Räuber hatte ſie zugeſchlagen, nachdem er ſich hinein geflüchtet. „Räuber! Räuber! Räuber im Kirchel!“ ſchrie er aus vollem Halſe und lief nach dem Schießhauſe, um den Schlüſſel zu holen. Der Fang des Verbrechers war ſicher. Sein Geſchrei brachte Leute herbei von allen Seiten trotz des Regens.

Erſchreckt fragt man: „Was denn? Wo denn?“

„Räuber im Kirchel!“ ſchrie er unaufhörlich zur Antwort.

Und ſo geſchah es denn, daß aus den Buden und aus dem Schießhauſe alle Welt herbeiſtürzte und ihm nachfolgte, als er, den Schlüſſel hochhaltend, nach dem Kirchlein zurückeilte. Umſonſt ſagten Einzelne: „Der Wachmeiſter iſt beſoffen!“ Die Neugierde that ihre Schuldigkeit; die Maſſe drängte ihm nach.

Aller Augen waren auf das Kirchlein gerichtet, welches der Regenſchauer einhüllte. Trotz der Verhüllung aber entdeckte man, daß der Laden oben im Thürmchen geöffnet wurde und daß zwei Menſchen oben in der Oeffnung erſchienen. Jetzt kam die Natur zu Hilfe: die Sonne brach mit Einemmale am Abendhimmel hervor und warf ihren Schein auf das Thürmchen. Man erkannte, daß ein Mann und eine Frau da oben ſtanden und mit den Händen winkten. Ein Regenbogen bildete ſich hoch oben hinter dem Kirchlein, die Scene wurde maleriſch.

Als das Falkenauge Kieſel's die zwei Menſchen da oben entdeckte — Julius und Amélie waren es — da war ſein Seherblick mit voller Wirklichkeit belohnt, und er ſchrie mit dem Ausdrucke tiefer Ueberzeugung: „Der Schinderhannes mit ſeinem Räbsweibe!“

Lautloſe Stille. Sie wurde aber ſogleich unterbrochen durch Herrn Keller's Stimme, welcher rief: „Dummes Zeug! Der Schinderhannes iſt ja ſchon vor hundert Jahren gehenkt worden!“ — Schallendes Gelächter folgte.

Die beiden jungen Leute da oben geſticulirten lebhaft und lachten ſogar. Julius aber rief ganz verſtändlich: „Aufſchließen! Die Thür iſt ins Schloß gefallen, wir können nicht hinaus!“

Neues Gelächter. Keller nahm dem ſprachlos gewordenen Wachmeiſter den Schlüſſel aus der Hand und ſchloß auf. Julius und Amélie ſprangen heiter über die Schwelle und erzählten, ſie wären vor dem Regen da hinein geflüchtet, und dazu lachten ſie recht ausgelaſſen.

Allerdings ſahen ſich geſetzte Leute unter der Menge recht bedenklich an: ein Männlein und ein Fräulein, Beide jung zuſammen eingeſchloſſen, man wußte nicht einmal, wie lange, und es war wol angemeſſen, daß Frau Lamprechtin, welche mit ihrem Manne auch heruntergekommen war aus dem Saale, eine Bemerkung machte. Sie ſagte halblaut zu ihrem Manne: „Für den Julius iſt der Vorfall unangenehm, für das ſogenannte Fräulein auch, und es iſt gut, daß die Mädel oben geblieben ſind, die Dorel könnte —“

„Warum nicht gar!“ unterbrach er ſie, „dies ſogenannte Fräulein iſt ja in bloßen Schultern, die konnte er ja doch nicht naß werden laſſen, der Julius! Was iſt's denn da weiter? Jedenfalls iſt's wieder dieſer unglaubliche Wachmeiſter, welcher die Geſchichte angerichtet hat. Den ſollte man doch —“

Da ſah er den Kieſel mitten in der Menge, welche ſich langſam entfernte, und all ſeine königliche Stimmung vergeſſend, wollte er ihn wol gleich beim Kragen faſſen. Wenigſtens ſchritt er auf ihn los. Kieſel aber, ſchmerzhaft nüchtern geworden, ſah ihn kommen, und da er keine anſtändige Behandlung von ihm erwartete, ſo „verkrümelte“ er ſich eilig, wie er's nannte, unter den abziehenden Menſchengruppen und entrann.

Jetzt rief ihm eine andere innere Stimme zu — er hatte deren mehrere — mach' dich aus dem Staube, aus dem Staube der Gemeinheit! Mach' dich unſichtbar!

Er ſteuerte beflügelten Schrittes, ob auch der Säbel widerwärtig ſchlug und klapperte, am Schießhauſe vorüber der Stadt zu, und es war ihm ſogar unangenehm, daß ſeine eigene Brut, die Jette und der Fritze, ihn entdeckten und ſich ihm anſchloſſen. Gar nicht zu ſprechen war ihm augenblicklich das Wünſchenswertheſte.

Der freche Junge aber, der Fritze, war anderer Meinung und fragte unverſchämt: „Was haſt du denn gemacht, Vater? Die Leute ſagen, du hätteſt dich —“

„Halt's Maul! Und wenn die Leute fragen, warum, ſo ſag' ihnen: Mein Vater hat ſich einen Scherz gemacht mit dem hiſtoriſchen Schinderhannes. Man nennt das einen hiſtoriſchen Scherz, hiſtoriſch, das heißt geſchichtlich. Merk dir das.“

Dieſe Rede verſuchte Kieſel mit einem erkünſtelten Lachen zu begleiten, aber dies verfing nicht bei ſeinem Sohne, ſondern dieſer wiederholte unbeirrt:

„Die Leute ſagen doch, Vater, du hätteſt dich blamirt.“

„Junge!“

„Ungeheuer blamirt! hat der Hooraz geſagt.“

Eine Ohrfeige brachte nun wol Fritze zum Schweigen, aber dies garſtige Wort „blamirt“, das garſtigſte, welches der

Wachmeiſter Rieſel kannte, war nicht mehr zu beſeitigen. Es verdarb ihm die ganze Nacht. Er ſchlief ſehr ſchlecht, dieſe Nacht; eigentlich gar nicht.

XII.

Wilhelm erwachte am nächſten Morgen ſpät aus einem kurzen Schlummer, welchen er endlich gefunden.

Niedergeſchlagen, ja verſtört war er von Keller hinweg bis zum Walde hinaus gelaufen. Ein einziger Gedanke war fortwährend auf und nieder gegangen in ihm: ſie hat gelächelt, als ſie dich da am Wagen geſehen, nicht, wie du dachteſt, aus Wohlwollen für dich, nein, ſondern weil ſie ſeelenvergnügt geweſen über ihre Verlobung mit dieſem Julius. Du warſt für ſie ein gleichgiltiges Geſchöpf, welches da zufällig in ihre Nähe kam, ein Geſchöpf, welches ihr Lächeln nicht einmal unterbrach!

Als er den Wald erreicht hatte, war er umgekehrt. Hier hatte er erſt erkannt, daß er auf dem Wege zu jenem Hochwalde wäre, wo er ſie gefunden. Gefunden? Ach nein! An dieſe Stätte wollte er nicht wieder treten.

Den Rückweg hatte er über die Viehweide genommen, um jeder Begegnung am Schießhauſe auszuweichen.

Daheim hatte er ſich aufs Bett geworfen, nach dem Schlafe lechzend, welcher ihm Gedankenloſigkeit bringen ſollte. Gedankenloſigkeit!

Erſt als ſchon der Tag graute, war er eingeſchlummert.

Als er aufwachte, ſtand die Sonne ſchon hoch am Himmel. Er hatte, wenn auch nicht lange, feſt geſchlafen; es war ſtill geworden in ihm, und eine Ablenkung trat ins Zimmer: ein Bote mit einem Briefe. Er kam aus der nächſten Stadt von ſeinem Freunde Regel. Dieſer Brief enthielt nur die wenigen Worte: „Ich bitte dich, lieber Wilhelm, um einen Freund-

ſchaftsdienſt. Wenn du irgend kannſt, ſo reite eiligſt zu mir herüber. Ich bin in trauriger Lage und bedarf deiner Hilfe.“

„Auch du!“ ſeufzte Wilhelm und ging augenblicklich in den Stall, um ſein Pferd zu ſatteln.

Als er zum Waſſerthor hinausritt, begegnete ihm Keller, der von ſeinem Garten in Gelſendorf hereinkam. Es hatte die ganze Nacht geregnet und er hatte ſeine Pflanzen beſichtigt.

Keller meinte ihm was Tröſtliches ſagen zu können. Er erzählte ihm kurz — denn Wilhelm wollte fort — die überraſchende Geſchichte von Julius und Amélie im Kirchel, und daß dieſer Vorfall großes Aufſehen erregt habe. Auch Frau Lamprechtin, welche Keller noch geſprochen, habe ſich betroffen gezeigt, und es ſei nicht unmöglich, daß übermorgen das Aufgebot in der Kirche unterbleibe. Wenn es auch nur verſchoben werde.

Wilhelm ſchien nur zerſtreut zuzuhören. Er hatte keine Fähigkeit, neuerdings an eine glückliche Wendung zu glauben. Das Lächeln Dorel's war nicht wegzudrängen. Er wiederholte alſo, daß er Eile habe, und ritt fort.

An demſelben Freitag-Vormittage ging es aber ſcharf her im Lamprecht'ſchen Hauſe. Er fing ganz friedfertig an. Lamprecht ſaß in Hemdärmeln auf dem Stuhle, und ſeine Frau flocht ihm den Zopf. Beide ſchwiegen. Dorel reinigte draußen im Hofe ihr geſtriges Ballkleid vom Straßenſchmutze, welcher beim Nachhauſegehen nicht hatte vermieden werden können, weil der Erdboden vom Regenwetter aufgeweicht geweſen.

Als der Zopf feſtgebunden war, ſprach die Frau mit ſanfter Stimme: „Heute, Lamprecht, muß der Zettel mit dem Aufgebote in die Kirche. Soll's denn jetzt noch bei den zwei Aufgeboten bleiben, wie du gewollt haſt?“

„Freilich!“

„Und die Geſchichte mit dem ſchönen Fräulein und dem Julius in dem dunklen Kirchel macht dich nicht ſtutzig?“

„Gar nicht. Eine dumme Thür, die zufällt, weiter iſt's ja nichts.“

„Die Leute ſtecken aber die Köpfe zuſammen über die Geſchichte.“

„Laſſ' ſie!“

„Na, na! Wir ſind ja gar nicht einmal ſicher, ob denn auch wirklich der Julius aufgeboten werden will mit dem Dorel, ob er nicht am Ende . . .“

„Wieſo?“

„Dorel ſagt, er hätte noch kein Wort gegen ſie verloren über die Sache, und mit ſeinem Vater, dem Herrn Primarius, haben wir ja auch noch nicht geſprochen.“

„Geſtern hab' ich mit ihm geſprochen; er war im Honoratioren-Saale und hat mir gratulirt.“

„Und da haſt du gefragt, ob . . .?“

„Gefragt! Gefragt! Wer fragt denn unſern frommen geiſtlichen Herrn neben dem Tanzboden ſo geradezu!“

„Alſo nicht. Lamprecht, das iſt keine Art, ein Aufgebot in die Kirche zu ſchicken. Eines wie das Andere, der Herr Primarius und ſein Sohn auf der einen Seite und unſere eigenſinnige Dorel auf der anderen Seite könnten ja Nein ſagen.“

„Warum nicht gar! Das Mädel ſollte ſich unterſtehen!“

„Wir wollen ſie gleich fragen. Da ſteht ſie im Hofe und putzt ihr Kleid rein. Dorel! komm herein!“

„Nichts da! Das Mädel hat zu gehorchen.“

„In allen chriſtlichen Dingen, ja, und wenn die Sache ausgebacken iſt. Das iſt ſie aber nicht, wie ſich's zeigt. Komm' her, Dorel, und leg' das Kleid hin. Dein Aufgebot mit dem Julius ſoll heute in die Kirche geſchickt werden, du

haſt mir aber recht vorlaut geſtern geſagt beim Nachhauſegehn —"

„Daß alle Welt im Saale von dem Spectakel im Kirchel geflüſtert hat, und daß ich mich nicht dazu hergebe, mit einem Manne aufgeboten zu werden, der einem andern Mädchen nachlauft und ſich mit ihr einſchließen läßt."

„Er hat ſich nicht eingeſchloſſen, die Thür iſt zugefallen, und hineingegangen ſind ſie, weil's geregnet hat — das ſind Poſſen —"

So ſprach der Vater, und als Dorel antworten wollte, nahm die Mutter ſie bei der Hand und ſagte: „Vor allen Dingen, Kind, Eins! Hat dir Julius einmal ausdrücklich geſagt, daß er dich heiraten wolle?"

„In ſeinem Leben nicht. Geſchwatzt hat er alle Tage über alles Mögliche, geſchwatzt und gelacht, und ich hab' gewöhnlich nicht mitlachen können. Ich mag ihn nicht beſonders."

„Du magſt, du magſt! Mädel, was deine Eltern beſchließen —"

„Die Mutter wird's nicht beſchließen; fragen Sie nur die Mutter."

„Du haſt einen andern im Kopfe, heda!"

„Das weiß ich nicht."

„Kommſt du mir etwa gar mit dem mir verhaßten Schatten Wilhelm, dann ſollſt du was erleben."

„Ich komme mit Niemandem, Vater. Aber ich will Ihnen aufrichtig ſagen, was ich mir heute Nacht vorgenommen habe. Ich hab' mir vorgenommen: wenn ich von der Kanzel aufgeboten werde mit dem Julius, da ſteh' ich auf in unſerm Kirchenſtuhle und rufe ganz laut in die Gemeinde hinunter: Nein, nein, nein!"

Mit dieſem unglaublichen Trumpfe lief ſie aus der Stube. Lamprecht ſtieß einen zornigen Schrei aus und ſagte hef-

tig: „So, das iſt eine Erziehung, Frau Lamprechtin, das nenn' ich eine Erziehung, wie ſie eine Hausfrau nicht verantworten kann. Ich hab's ja von Anfang an geſagt: ſo viel Mädel im Hauſe ſind eine ſchwere Noth. Gott ſei Dank, daß ich einen Jungen habe. Pfui!"

Mit dieſem „Pfui!" warf er den Stuhl um und ging hinaus, die Thür zuſchlagend, daß alle Fenſter zitterten.

So machen's die Tyrannen. Sie toben und ſchelten, und laſſen den Karren ſtehen, der doch weiterbewegt werden muß.

Frau Lamprechtin kannte das. Sie wußte aus Erfahrung, daß am Ende doch die Schuld ihr vorgeworfen wurde, wenn das Nothwendige nicht gethan worden war.

Nachdem ſie eine Weile ſchweigend ſtehen geblieben war, nickte ſie ſtark mit dem Kopfe und ging nach dem Vorderzimmer, wo ſie ihr Bett und ihren Kleiderſchrank hatte. Roſel, welcher ſie im Hausflur begegnete, nahm ſie mit ſich. Sie ſollte ihr helfen beim Umkleiden.

Zu Roſel's Erſtaunen zog die Mutter ihr halbſeidenes braunes Kleid an, ließ ſich eine ſchneeweiße Krauſe um den Hals legen, desgleichen eine ebenſo weiße Haube aufſetzen und den baumwollenen Regenſchirm in die Hand geben. Denn das Wetter war immer noch trübe.

Roſel fragte und fragte. „Das geht dich nichts an," ſagte die Mutter und trat ehrbar aus dem Hauſe, die Falten am Kleide ausglättend. Sie ging an der Ringſeite hin nach der Kirchgaſſe.

Das konnte nicht unbemerkt geſchehen. Man kannte die gemeſſene Frau Lamprechtin, und man wußte, daß es was zu bedeuten hatte, wenn dieſe an einem gemeinen Wochentage ſo angethan über die Gaſſe ging. Noch mehr: man wußte auch, was das zu bedeuten hatte. Das eingeſperrte Paar im Kirchel draußen beſchäftigte die ganze Stadt, und da die ganze Stadt

wußte, daß die Dorel für den Julius beſtimmt wäre, ſo fragte man ſich: „Wird das nicht einen Spectakel geben?“

Man grüßte die Frau Lamprechtin beſcheiden, ohne ſie anzureden; man ſah ihr nach, und als ſie in die Kirchgaſſe eintrat, da wußte man, was ſie vorhatte: ſie geht zum Herrn Primarius. Wie wird das werden?

Auch Frau Klaus und Frau Keller erhielten Kunde von dieſem Ereigniſſe. Ihre Häuſer ſtießen hinten an den Schul- und Kirchenplatz. Sie verfügten ſich alſo durch ihre Hinterthüren flugs auf den Kirchenplatz. Sie verläugneten ſich gegenſeitig durchaus nicht, warum ſie kämen; die Sache war ja ſehr der Frage werth, und da glücklicherweiſe gerade der alte Küſter vom Primarius herauskam und ſie von ihm beſtimmt erfuhren: ſie iſt d'rin! ſo ſetzten ſie ſich auf die Bank vor dem Schulhauſe, um ihre Rückkunft abzuwarten.

Es dauerte eine halbe Stunde, ehe Frau Lamprechtin wieder heraustrat. So lange! Wird ſie was ſagen? Frau Keller und Frau Klaus ſtanden auf von der Bank, um es ihr zu erleichtern. Umſonſt! Sie blickte nur rückwärts auf die Kirche, und was ſie da denken mochte, das wußte man ſchon. Warum hat unſere evangeliſche Kirche keinen Thurm wie die katholiſche? Das pflegte ſie immer zu fragen. Dann ging ſie, freundlich grüßend, aber ſtumm an Frau Klaus und Frau Keller vorüber.

Dieſe beiden Frauen waren übrigens der einſtimmigen Meinung: ſie hat es mit dem Julius richtig gemacht, denn dieſe Verbindung war zu ehrenvoll, als daß man einer Klatſcherei wegen von ihr abgehen ſollte.

Die ganze Stadt war den Reſt des Freitags und den ganzen Sonnabend fieberhaft geſpannt auf das ſonntägliche Aufgebot, und ob es wirklich ein zweifaches ſein werde. Es wird! war die vorherrſchende Meinung.

So kam der Sonntag, und es regnete in Strömen. Neun Uhr hatte es ſchon geſchlagen, da ritt Wilhelm durch's Waſſerthor herein in ſcharfem Trabe. Noch nie war er auf dem ſchlechten Pflaſter im Trabe geritten. Warum heute? Ach ja, er iſt „patſchnaß", ſagten die Leute, welche zur Kirche eilten, und vielleicht will er auch das Aufgebot anhören! Sie wußten wol nicht, wie viel es ihn anging; aber es handelte ſich doch um eines der ſchönſten Mädchen in der Stadt, das kümmerte doch alle Junggeſellen.

Ob es ihn kümmerte! Die zwei Tage Abweſenheit hatten in unerwarteter Weiſe auf ihn gewirkt. Die Liebe ſtirbt ſo ſchwer; ſie muß geradezu todtgeſchlagen werden. Heute herrſcht Verzweiflung, morgen nur noch Zweifel, übermorgen erwacht ein Zuruf: Abwarten! Keine Ungerechtigkeit! Keine Uebereilung!

Er hatte den Bericht Keller's über Julius und Dorel nur zerſtreut angehört beim Fortreiten, aber er hatte ihn gehört, und der Vorgang kam ihm wieder und immer wieder in den Sinn, er wuchs und wuchs zu einem großen Baume voll Möglichkeiten empor. Die Möglichkeiten lauteten: wenn Julius ſo vertraut mit Amélie geweſen, wie das Rendezvous in dem Kirchlein jetzt dargethan, ſo hat Dorel gewiß davon gewußt, denn einem Bräutigam gegenüber paßt man doch auf und iſt man empfindlich. Dann hat ſie aber doch nicht ſeelenvergnügt lächeln können über ihre Brautſchaft mit Julius, dann iſt ihr Lächeln mißgedeutet worden, dann, dann — ſchloß er — kann es ja doch noch dir gegolten haben.

Alſo, die Kirche! in die Kirche! Noch iſt es ja wieder möglich, daß ſie Nein geſagt zu dem Aufgebote.

Er brachte raſch ſein Pferd unter, er eilte auf ſein Zimmer und kleidete ſich um. Wie immer am Sonntag Morgens waren ſeine Maurer und Handlanger da, um ihren

Wochenlohn in Empfang zu nehmen. Er zahlte ſie raſch aus und ging unter dem Regenſchirm nach der Kirche.

Es ſchlug gerade zehn Uhr. Er kam alſo früh genug, denn bis drei Viertel auf Elf dauerte die Predigt, und dann erſt verkündete der Prediger die Aufgebote.

Als er eintrat erſchien juſt der Herr Primarius auf der Kanzel. So leiſe als möglich ſchlich er zum Geſtühl ſeines Vaters, aber die Leute blickten doch alle auf ihn. Er war lange nicht da geweſen beim Gottesdienſte und Viele dachten wol: Aha, der kommt wegen des Aufgebotes, wie heute alle Junggeſellen.

Sein Vater ſaß im Geſtühl, neben ihm die Mutter, neben dieſer auch ſein Bruder Chriſtoph. Es war kein Platz mehr für ihn, er mußte am Rande des Geſtühls ſtehen bleiben. Das war ihm gar nicht unerwünſcht, denn er konnte von da beſſer hinaufſchauen zu den Lamprecht'ſchen Plätzen. Richtig! Dorel war da, die Mutter und Roſel neben ihr.

Was konnte er leſen von Dorels Angeſichte? Nichts Günſtiges. Die Züge waren wie von Stein, das Auge war ſtarr auf ihn gerichtet, ja, auf ihn, das war nicht zu verkennen.

Das arme Mädchen! Es war in der übelſten Lage. Keller und Wilhelm hatten ihr Unrecht gethan, völliges Unrecht, als ſie ihr Lächeln auf ihre Verbindung mit Julius bezogen hatten. Daran hatte ſie gar nicht gedacht. Sie hatte ſeelenvergnügt ausgeſehen, weil Wilhelm ſich ihr wieder liebevoll genähert beim Einſteigen in die Kloſterkutſche, und in ſeine dargebotene Hand hatte ſie die ihrige nur darum nicht gelegt, weil die Mutter und die Schweſtern ſo was nicht ſehen ſollten. Von der Ankündigung ihres Aufgebots mit Julius, welche ihr Vater beim Abendſchmauſe ausgeſprochen, hatte ſie gar nichts erfahren; ſie war Donnerſtags, am zweiten Feſttage, voll glück-

licher Hoffnung geweſen. Heute — hatte ſie gedacht — wird es ihm endlich gelingen, mit dir zu ſprechen! Sie hatte ihn kommen ſeh'n, als der Huſar ſie zu ihrem Sitze gebracht, ſie hatte ihn mit den Rittergutsbeſitzern reden und mit Keller fortgehen ſeh'n. Und nun war er nicht wieder gekommen! Weder des Nachmittags, noch des Abends. Das hatte ſie arg erſchreckt. Was war das? Dieſer letzte Feſttag bot ja die einzige Möglichkeit zu einer Annäherung, und da blieb er verſchwunden! Warum? Auf einmal hatte ſie den Vorgang im Kirchel erzählen hören, das verfängliche Rendezvous des Julius und der Amélie, und nun war der alte Eiferſuchtsgedanke wieder aufgeſprungen in ihr und hatte ihr zugeflüſtert: Dieſe Amélie liegt ihm doch im Herzen, und weil er ſie plötzlich wieder ſo eng verbunden ſieht mit Julius, deßhalb iſt er verſtockt worden, deßhalb bleibt er verſchwunden. Darum hatte ſie — denn ſie war ja wieder ganz unſicher geworden — darum hatte ſie auf des Vaters Frage: Du liebſt einen Andern? geantwortet: Das weiß ich nicht. Und nun ſaß ſie auf ihrem Kirchenſtuhle in unbeſchreiblicher Noth, denn auch ſie wußte nicht, ob ſie jetzt nach der Predigt von der Kanzel aufgeboten würde oder nicht.

Die Mutter war ſehr böſe auf ſie, weil ſie ſo ungezogen widerſprochen und fortgelaufen war.

Strafe muß ſein! war auch bei dieſer braven Mutter ein Grundſatz der Erziehung. Sie — Dorel — hatte aus Trotz die Mutter nicht zu fragen gewagt, was mit dem Primarius abgemacht worden wäre, und die Mutter wollte ſie ſtrafen durch die Angſt, welche ſie jetzt ausſtand. Daß ſie aufſtehen und Nein! rufen werde, das glaubte die Mutter nicht, und Dorel ſelbſt geſtand ſich jetzt ſchwerathmend, daß ſie dazu wol nicht den Muth haben würde, einen Kirchenſcandal zu erregen. Die Ehrfurcht vor der Kirche war ihr ja von Kindheit auf anerzogen. In dieſer Pein, des Schlimmſten gewärtig,

blickte ſie ſtarr hinab auf Wilhelm, um deſſen Perſon ſich ja all ihr Jammer bewegte. Warum war er denn gekommen? Sie wußte es nicht. Sie wußte nichts mehr.

Von alledem ahnte freilich Wilhelm nichts. Von den Seinigen wurde übrigens auch er nicht begrüßt. Seit der heftigen Scene draußen in Gelſendorf war er nicht wieder hinaus gekommen, und Mutter wie Bruder mochten wol abwarten wollen, wie ſich der Vater benehmen würde.

Dieſer ſah feſt auf die Kanzel und bemerkte ihn erſt nach einer Weile. Da zuckte es ein wenig in dem ſtrengen Antlitze des Alten, und er griff in die Taſche ſeines alten Kleides, um ein zuſammengefaltetes großes Papier herauszuziehen. Dies reichte er über die Mutter und Chriſtoph hinweg dem Wilhelm und ſagte leiſe: „Da ſiehſt du, wie klug du geweſen.“

Wilhelm faltete es langſam auseinander, um kein Geräuſch zu machen, und ſah, daß es ein Schreiben des Herrn Stammbach war, mit der Anzeige: „Die Klage der Stadt gegen Sie iſt abgewieſen, weil ſie kein hinreichendes Grundrecht nachweiſen kann; Ihr Proceß iſt gewonnen.“

„So ſchnell!“ ſagte Wilhelm halblaut, und der Alte zuckte geringſchätzig die Achſeln, die Hand wieder ausſtreckend nach dem Papier. „Ein gutes Zeichen!“ dachte Wilhelm und ſuchte ſich zu ſammeln für die Predigt. Das gelang ihm indeſſen nicht. Er konnte überhaupt einer langen Rede nicht aufmerkſam folgen, und Dorel da oben, deren ſtarres Geſicht ſich nicht regte, beſchäftigte ihn doch viel zu ſehr.

Die Gemeinde dagegen hörte mit ſichtlicher Aufmerkſamkeit zu. Sie liebte den kleinen Mann da oben, den Herrn pastor primarius, ungemein, und ſie ſchaute unverwandt auf ſein roſenrothes Antlitz, welches der Puder auf dem kahlen Scheitel ſo ſchön erhöhte. Sie hörte mit Befriedigung auf die

wohlklingende Tenorſtimme, welche ſo einſchmeichelnd war. Er predigte gar nicht geiſtreich, der kleine Herr — das wäre auch nicht angebracht geweſen — er ſprach ganz einfach von der Güte Gottes und vom Herzen der Menſchen, welche ſich offen halten möchten für Geduld und Hoffnung, denn redlicher Sinn fände ſtets Erhörung vor dem Throne des Ewigen.

Durch ſolch warmes menſchliches Weſen war dieſer Geiſtliche nicht nur allgemein beliebt, nein, er war geliebt wie ein Vater, welcher die Gemeinde treu und innig mit dem Schöpfer Himmels und der Erde vermittle und verbinde.

Wenn dem hochwürdigen Herrn da oben auf der Kanzel etwa einmal der Faden abriß in der freien Rede — das kam wol vor — dann ſprach er langſam dieſen oder jenen Vers von Gellert oder Paul Gerhard, und man freute ſich dieſer Verſe, denn man kannte ſie. Sie kamen regelmäßig wieder, und die Gemeinde ſprach ſie ganz leiſe andächtig mit, ſtolz darauf, ſie auswendig zu wiſſen. Unterdeſſen mochte ſich der Geiſt des Predigers wieder geſammelt haben, und er fuhr dann herzlich in ſeinem unterbrochenen Thema fort.

So war's auch heute; Paul Gerhard kam daran, und die Klügeren fanden es begreiflich; man erwartete ja das Aufgebot ſeines Sohnes; das konnte wol den predigenden Vater ein wenig zerſtreuen, und er endigte, wie immer, zu früh für die Zuhörer.

Nun entſtand ſofort ein gewiſſes Summen als er ſeitwärts nach hinten griff und Papiere von da auf das kleine Brettchen vorn auf die Kanzel legte. Das waren die Aufgebote.

Eine allgemeine Spannung machte ſich bemerkbar durch eine Todtenſtille. Jedermann, nicht blos Wilhelm, blickte auf Dorel, welche die Augen niederſchlug und den Kopf ſenkte.

Und nun verkündigte denn der Herr Primarius das

Aufgebot des Fleiſchhauers Walter mit Jungfrau Eleonore Lamprecht, und dann —

Allgemeine Bewegung! Er griff nach einem zweiten Blatte. Die zwei Schweſtern, meinte man, würden wol auf einem und demſelben Blatte ſtehen — alſo! Die ganze Kirche wurde unruhig; der Herr Primarius aber las mit derſelben Stimme: „Der Bauer Janſch aus Wittendorf mit Roſina —"

Roſinens Zuname blieb unverſtändlich vor einem allgemeinen leiſen „Ah!" der Gemeinde.

Wilhelm aber ſah mit Entzücken, daß Dorel den Kopf erhob, die Augen weit aufſchlug und ganz roth geworden war; er meinte ſogar Thränen über ihre Wangen rinnen zu ſehen.

Mit einem leiſen „Adieu!" für ſeine Familie verließ er raſch die Kirche, um ſich draußen an der Thür aufzuſtellen. Da mußte ſie an ihm vorüber, nahe an ihm vorüber — dafür wollte er ſchon ſorgen! — da gewann er vielleicht ein Zeichen.

Sie kamen auch, die weiblichen Lamprechts. Zuerſt Dorel mit ihrem kerngeſunden Walter, welche Beide ganz vergnügt umſchauten. Dann Dorel, die Mutter und Roſel, Dorel auf ſeiner Seite. Er grüßte warm, die Mutter nickte in geringem Maße, ohne ihn anzublicken, Roſel nahm gar keine Notiz von ihm. Dorel aber blickte ihn an mit vollem, wie es ihm ſchien, feuchtem Blicke und neigte den Kopf ſehr. Dabei fiel ihr das Geſangbuch aus der Hand. Geſchwind bückte er ſich, hob es auf und reichte es ihr, zufällig dabei ihre Fingerſpitzen berührend. Das brachte, ja es brachte ein Zittern ihrer Hand, ihres Armes hervor, ſie ſchien betroffen zu ſein, ſagte aber doch klar und deutlich: „Ich danke." Die Mutter flüſterte unwillig: „Nimm dich doch in Acht!"

Solch ein Verliebter braucht doch herzlich wenig Nahrung, ihm genügt eine Kleinigkeit, welche ein Anderer gar

nicht bemerken würde. Gelehrte nennen das ein „Fluidum", welches Liebesleuten gemeinsam wäre. Was ist „Fluidum?" Ein räthselhafter Hauch, welcher durch die Nerven fliegt.

Wilhelm schloß aus diesem Hauche: Sie zürnt nicht mehr, nun müssen entscheidende Schritte von dir folgen.

XIII.

Entscheidende Schritte! Ja, welche?

Der Schlingel, der Gottlob, welcher vielleicht nützen könnte, ließ sich gar nicht mehr sehen. Es war nicht seine Schuld. Der Vater, erbittert gegen die Frauenzimmer im Hause, nahm nun erst recht seinen Jungen ganz in Beschlag. Während dieses wichtigen Vorganges in der Kirche hatte er ihn hinaus in den Garten geschleppt und zu Umgrabungen genöthigt, welche ihm sonst nie eingefallen waren, und auch in den folgenden Tagen kettete er ihn fortwährend an sich. Die Niederlage, welche er im Hause erlitten, wurmte ihn unaufhörlich. Die Frau hatte ja die Führung an sich genommen, und er mußte sich eingestehen, daß es nöthig gewesen. Der Junge war seine einzige Freude geblieben — er war es ja immer gewesen! — und er bildete sich ein, das männliche Regiment im Hause wieder emporzubringen, indem er den Sohn in allem Möglichen unterrichtete, in Wahrheit aber verhätschelte.

Während der nächsten Tage übernahm indessen gerade dieser Julius, welcher ihn mit Torel im Stiche gelassen, Lamprecht's Partei. Das heißt, er bereitete einen Schlag vor gegen die Schattens. Nicht etwa aus irgend einem Grolle. Die Torel und das Haus Schatten waren ihm gleichgiltig. Aber sein Vater hatte der Frau Lamprechtin gesagt, sein Julius müßte erst weiter vorwärts sein in seiner Amtslaufbahn, ehe er ans Heiraten denken dürfte, und so dachte Julius selbst. In diesem

Sinne unternahm er einen Schritt, welcher bedrohlich war für die Schattens. Als er nämlich erfahren, daß die Stadt den Proceß verloren gegen den alten Schatten, ſetzte er ſich an den Schreibtiſch und ſchrieb einen langen Brief an den Regierungs-Präſidenten, welcher den Staat vertrat im Regierungsbezirke. Zu dieſem Regierungsbezirke gehörte die Stadt. Er erzählte dem Präſidenten den Proceß und machte ihn aufmerkſam, daß die Stadt wol hätte unterliegen müſſen, weil ſie kein ausreichendes Grundrecht beſäße in Gelſendorf, daß der Staat aber ſiegreich den Proceß aufnehmen könnte, denn ihm gebühre der Anſpruch auf gefundene Metalle. Dabei ließ er einfließen — und deßhalb ſchrieb er ja — daß er gern die juridiſche Laufbahn verlaſſen und in die Staatsverwaltung eintreten möchte, wenn eine leidliche Stelle in der Regierung frei wäre für ihn.

Dieſer Brief hatte zur Folge, daß die Regierung wirklich den Proceß einleiten ließ gegen Schatten senior.

Davon wußte Wilhelm nichts, er zerſann ſich nur Tag um Tag: wie kommſt du in die Nähe Dorel's?

Da erſchien endlich wieder einmal Gottlob bei ihm. Der Vater hätte ihn gar nicht von ſich gelaſſen; heute jedoch ſei er über Land, und im Hauſe ſei Alles mit dem Bierbrauen beſchäftigt. So ſei er frei und komme mit der Bitte, die Schwimmlection wieder aufnehmen zu dürfen. Das Regenwetter ſei vorüber, und es würde ſchon wieder ſehr warm.

Wilhelm fragte, was zu Hauſe vorginge, hoffend, daraus etwas für ſich entnehmen zu können. Und dies fand ſich auch wirklich.

Gottlob erzählte, daß dies jetzige Brauen vom Schützenkönigthume des Vaters herrühre, daß ſie ſpäter noch einmal brauen würden, und daß ihm das Brauen ganz wohl gefiele, weil es da auch für ihn Würze zu trinken gebe.

„Würze? Was iſt das?“

„Das wiſſen Sie nicht? Was man da zuerſt herauskropfen läßt aus dem großen Bottig in eine ſchmale Rinne — ich hab' zugeſehen — das iſt die Würze, und die ſchmeckt ſehr gut, ſo halb bitter, halb ſüß, eigentlich mehr ſüß. Wir trinken ſie Alle gern, beſonders die Dorel und ich, und die Dorel hat jetzt die Woche, die geht heut' Abends ins Brauhaus mit dem großen braunen Kaffeekruge, und den macht ihr die alte Schönfeldern ganz voll.“

„Wer iſt die alte Schönfeldern?“ fragte Wilhelm, um nicht gleich zu verrathen, wie wichtig ihm dieſer Beſuch Dorel's im Brauhauſe vorkomme.

„Die alte Schönfeldern? Das iſt die kleine, verſchrumpfelte Frau, welche die ganze Nacht dort unten in der Hölle ſitzt und immer Holz nachſchiebt, damit das Feuer nicht ausgeht.“

„Die iſt ganz allein im Brauhauſe?“

„Abends und in der Nacht ja. Nur der Hexenmeiſter, der alte Brauer, der Wolfsſtange, kommt manchmal viſitiren oben auf die ſchwarze Treppe. O, das hohe ſchwarze Brauhaus iſt gräulich! Aber die Alte iſt brav, die fürchtet ſich gar nicht, und die Dorel, die hat ſie gern, der gibt ſie mehr Würze als der Lorel oder der Roſel. Soll ich Ihnen ein Fläſchchen Würze wegſtipitzen? Es ſteht ſo ein leeres Medicinfläſchchen im Erkerſchranke, das nehm' ich dazu.“

„Nein, Gottlob, ich danke dir. Heute und morgen übrigens habe ich keine Zeit zum Schwimmen. Uebermorgen um Vier komm' her, da will ich dich mitnehmen. Aber geh' ja nicht vorher ohne mich ins Waſſer, du kannſt noch nicht gut genug ſchwimmen.“

„O ja.“

„Nein, ſag' ich dir, und wenn du mir darin nicht ge-

brichst, ſo nehm' ich dich nie wieder mit. Jetzt behüt' dich Gott! Ich muß hinaus zum Spittelhauſe, da laſſ' ich Grund graben."

Der Bau des neuen Hoſpitals war ihm übertragen worden, und während er jetzt da hinaus ſchritt, faßte er den Entſchluß, dieſen Abend Torel im Brauhauſe aufzuſuchen.

So geradezu und ohne weiteres, meinte er jedoch, ſei es nicht zu wagen; der alte Brauer dürfte ihn nicht überraſchen, denn alsdann käme es unter die Leute.

Wie das anfangen? Beim Mittageſſen fragte er Keller nach dieſem Wolfſtange und erfuhr, daß die Frau des Brauers rothe Augen hätte und deßhalb für eine Hexe gehalten würde, und daß man dem Wolfſtange ſelbſt in vielen Dingen des Brauhauſes nicht recht traute.

Feuersgefahr, ſagte ſich Wilhelm, nimmſt du zum Vorwande einer Unterſuchung des Brauhauſes — und er ging nach der Wohnung des Brauers in der Fremdengaſſe, um ihm vorzuſpiegeln, daß er als Baumeiſter der Stadt die innere Baulichkeit des Brauhauſes beſichtigen und prüfen müßte.

Ja, war denn aber dieſer Schatten Wilhelm nicht ein ſtreng rechtlicher Mann? Wie konnte er ſich zu ſolch einer Täuſchung entſchließen?! — Ach, die Liebe iſt eben ein unwiderſtehliches Element und reißt Alles nieder, was ihr im Wege ſteht.

Kurz, er ging in die Fremdengaſſe. Als er jedoch in die Nähe des Wolfſtange'ſchen Hauſes kam und ſchon die rothäugige Hausfrau an der Thür ſtehen ſah, da ſagte er ſich plötzlich: Nein! Wenn du das ankündigſt, da bleibt dem Brauer bis zum Abende zu viel Zeit. Da fragt er am Ende nach, ob und warum. Ueberraſcht muß er werden. So trug er denn im Vorübergehen der Frau Wolfſtangin nur auf, ihrem Manne anzukündigen, daß er heute Abends um Sieben, ihn, den

Baumeiſter Schatten, erwarten möge. Es handle ſich um eine Baufrage.

Das Wetter war ſeit einigen Tagen wieder licht und hell. Um Sieben, als Wilhelm ins Haus des Brauers trat, war es noch nicht dunkel genug, er ſagte alſo, nachdem er eine Beſichtigung des inneren Brauhauſes angekündigt: „Nehmen wir eine Laterne mit, das Herumgehen wird länger dauern. Das Holz, Sparren- und Lattenwerk in den Malzböden ſoll arg ausgetrocknet ſein von ſtarker Heizung, ich muß das genau prüfen.“

Der Brauer ſah ihn erſtaunt an, fügte ſich aber, da er wol kein ganz reines Gewiſſen hatte, holte die Laterne, zündete ſie an und ging mit ihm durch ſein Hinterhaus nach dem Braugebäude hinüber.

Es fing jetzt an zu dunkeln, und Wilhelm wünſchte zuerſt in den Raum geführt zu werden, wo die großen Bottiche ſtanden und wo nach Gottlob's Beſchreibung die alte Schönfeldern und Torel ſein mußten. Er wollte zunächſt — am liebſten ungeſehen — einen Blick dahinein werfen, ob Torel ſchon da wäre.

Sie war noch nicht da, und die alte Frau unten in der Hölle rührte ſich nicht. Wilhelm trat raſch zurück, nachdem ſeine Vorausſetzung ſich bewährt und er entdeckt hatte, daß rechts eine Treppe von den Malzböden herab in dieſen Raum führte. Zu dieſer Treppe wollte er gelangen und dann den Brauer verabſchieden. Er ſagte alſo: „Zuerſt, Meiſter Welſtange, von der andern Seite auf die Malzböden!“

Der Brauer ſah wieder erſtaunt auf ihn, folgte aber ohne Widerſpruch.

Während er nun auf den Malzböden ſorgfältig die Balken, Sparren und Latten beim geringen Lichte der Laterne unterſuchte, war es draußen finſter geworden, und Torel war wirk-

lich mit ihrer großen braunen Thonkanne bei der alten Schönfeldern angekommen, welche unten in der Hölle lauerte.

Es ist nicht ausgemacht, ob das Wort Hölle oder Helle geschrieben werden muß. Darum nicht ausgemacht, weil die Schlesier hartnäckig einen Widerwillen haben gegen ö und ü. Diese breiteren Doppelvocale scheinen sie anzustrengen, und sie sprechen ö und ü aus wie einfache e und i. Das rächt sich bei diesem Worte. Es bezeichnet einen Ort am Feuer. Bedeutet das Wort nur einen lichteren Raum in der Nähe des leuchtenden Feuers, dann darf man „Helle" schreiben. Hängt es aber mit der religiösen Vorstellung zusammen, daß es in der Hölle des jenseitigen Lebens immer brenne, dann muß man „Hölle" schreiben.

Hier im Brauhause mußte es da unten immer brennen, und deßhalb darf man sich für „Hölle" entscheiden.

Es war ein weiter Raum, schwarz an den Wänden, schwarz an der Decke vom ewigen Rauche. In der Mitte standen zwei riesige Bottiche. Sie waren unten durch eine schmale Rinne mit einander in Verbindung. Nach rechts hin war ein gemauerter Ofen, welcher in einen bis ins Dach hinaus mündenden Schornstein geradeauf stieg. Der Eingang zu diesem Ofen, das Ofenloch also, lag sechs Stufen tief unten. Sechs Stufen führten von beiden Seiten da hinunter zu dieser Hölle, welche etwa fünf Schritte breit war im Geviert. Dem Ofenloch gegenüber stand eine Bank an der Mauer, und auf dieser Bank wohnte Tag und Nacht die alte Schönfeldern. Sie hatte das Feuer im Ofen ununterbrochen zu erhalten, und ihre vorzügliche Eigenschaft bestand darin, daß sie nie ganz einschlief, wenn sie auch zu schlummern schien. Sie mußte stets von der Bank aufstehen, wenn das Feuer im Ofenloche sank. Ein Haufe gespaltenen Holzes lag dazu immer bereit neben dem Ofenloche.

Als jetzt Dorel in das finstere Brauhaus eintrat und erst zu dem hohen, kohlschwarzen Raume in die Höhe blickte, welchen der Feuerschein von unten aus der Hölle unheimlich beleuchtete, da gab die in sich zusammengeschobene Alte da unten gar kein Lebenszeichen, der Unkundige konnte meinen, sie schliefe ganz fest. Als aber Dorel, obwol leisen Schrittes, die sechs Stufen links hinabstieg, da sagte die Alte ohne sich zu rühren, plötzlich wie eine ganz wache Person:

„Aha, das liebe Dorel kommt nach der Würze."

„Ja, Mutter Schönfeldern."

Es herrschte eine gewisse Vertraulichkeit zwischen den beiden so verschiedenen Frauenspersonen. Dorel war bei den Brautagen des Lamprecht'schen Hauses von früh auf nach Würze ins Brauhaus gekommen und war oft lange bei der Alten verblieben, weil diese gern von ihrer Jugend erzählte und Dorel gern zuhörte. In den letzten Jahren, als Dorel schon ein erwachsenes Mädchen geworden, hatte sie der Alten oft ihre Bewunderung ausgedrückt, daß diese seit so viel Jahren standhaft ein so einsames Leben führte, welches so anstrengend wäre. Dadurch geschmeichelt war die gegen andere Leute schweigsame Alte gegen Dorel immer mittheilsamer geworden.

„Der Tag draußen" — hatte sie gesagt — „und das Leben draußen ist für mich schlafen gegangen schon vor vierzig Jahren. Man hat mir damals meinen Schatz weggenommen. Er war der Allerschmuckeste, das kannst du mir glauben."

„Ich hab' noch gar keinen!" hatte Dorel eingeschoben.

„Wird schon kommen!" hatte die Alte gesagt — „wart ock! (Ock heißt nur). Und von da an hab' ich nichts mehr sehen wollen von der ganzen Welt, sondern bin hier herunter in die Hölle gekrochen. Hier ist's ganz hübsch, hier sprech' ich jede Nacht mit meinem Gottfried, und wir bleiben Beide jung und lustig!"

Heute sprach sie mit absonderlicher Lebhaftigkeit, als sie neben einander auf der Bank saßen: jung und lustig!

„Geht das?“ fragte Dorel.

„Freilich geht's,“ erwiderte die Alte geradezu heftig, und ihre kleinen Augen blitzten aus dem runzeligen Gesichte hervor wie glühende Kohlen — „freilich geht's! Und das kann Einem kein Mensch wehren.“

„Auch der Vater nicht?“

„Aha! Nun hat die Dorel doch auch ihren Gottfried.“

„Ich nein.“

„Ach ja, ich merk's. Und der Vater will nicht. Kind, da muß man schreien, herzhaft schreien. Ich dummes Schaf hab' mir's still gefallen lassen. Hätt' ich nur geschrien, in einemfort geschrien! Das halten die Väter auf die Länge nicht aus, da laufen sie fort und man nimmt seinen Gottfried bei der Hand — aber was ist denn das?“

„Was denn?“

„Stille! Mein Gehör ist noch gut, weil ich nicht viel höre. 's ist da oben. Schlappt der alte Brauer wieder einmal im Finstern herum, weil sein Weib Hexerei treibt? Ja hörst du?“

„Nein. Aber ich fürcht' mich.“

„Weil du jung bist. Ich fürcht' mich schon lange nicht mehr. Da kommt's!“

Und nun reckte die Alte aus dem dunklen Kleiderstoße, welcher einen Menschenkörper gar nicht andeutete, ihren schmalen Hals empor nach der schwarzen Holztreppe hinauf, welche auf die Malzböden führte, und schwieg plötzlich still.

„Ist's was?“

„Ja doch. Die Thür knarrt, 's schmiert sie halt kein Mensch ein. Da, da ist er richtig im Schafpelze, den er Sommer und Winter trägt, he, he, und noch Einer!“

Nun blickte auch Dorel hinauf und sah einen langen, weißen Schoßrock, in welchem der Brauer steckte, und sah hinter ihm noch einen Mann — „Allmächtiger! Das ist der Wilhelm!“

„Der Gottfried heißt jetzt Wilhelm? Na, warte nur ganz stille. 's kommt Alles. Ja doch! Der Brauer zeigt auf unsere Thür drüben, schlappt wieder in den Malzboden zurück, und der Gottfried, der Wilhelm drückt die Thür hinter ihm zu. So ist's recht, der kommt herunter. Gib deinen Krug her, ich werd' die Würze hineinlaufen lassen; das dauert eine Weile. Unterdeß gute Verrichtung.“

Und die kleine, zusammengekrümmte Gestalt kroch langsam links die sechs Stufen hinauf, vor sich hinkichernd, und verschwand eben zwischen den Bottichen, wo die Würze in die Rinne träufelte, nämlich der Saft des zermalmten Malzes, welcher erst Bier wird, wenn der Hopfen hinzukommt.

Dorel regte kein Glied, nein, aber die Glieder selbst thaten es. Sie zitterte, und sie wußte nicht, ob es Freude wäre oder Angst.

Wilhelm blieb rechts von den sechs Stufen stehen und sagte halblaut: „Darf ich hinunter kommen?“

Dorel machte eine ängstliche Bewegung mit der Hand, sagte aber kein Wort.

Er stieg langsam hinunter. Das Feuer leuchtete eben hell aus dem großen Ofenloche und er sah deutlich, daß Dorel zitterte.

„Fürchten Sie sich vor mir?“

„Nein.“

„Ich komme fragen, liebes Dorel, warum Sie mich so hart behandelt haben am Tage nach unserer Begegnung im Hochwalde? Ich hatte nach dieser Begegnung im Hochwalde gehofft — Sie hatten mich lieber Wilhelm genannt — ich

hatte gehofft, daß Sie mir ein wenig gut wären, liebes Dorel. Aber den Tag darauf in Ihrer Hinterstube stießen Sie mich mit Ihrem Arme gleichsam zurück und waren ganz unfreundlich —"

„Weil Sie falsch gewesen waren und mit dem schönen Fräulein in der „Krone" Liebschaft getrieben," sagte sie rasch und scharf.

„Ich?"

„Ja, Sie! Der Wachmeister hat's erzählt, wie Sie Hand in Hand mit ihr auf dem Sofa gesessen."

„Der Wachmeister ist ein Lügner."

„So?"

„Nein, das kann ich doch nicht sagen, denn gelogen hat er nicht."

„Nun also! Kann man einem Menschen gut bleiben, der so —"

„Wieder nein! Nicht so. Gelogen hat der Wachmeister nicht, aber falsch berichtet hat er."

„Wie so?"

„Das Mädchen in der „Krone" ist mir vollständig gleichgiltig —"

„Ja doch!"

„Ja doch. Wegen des Prozesses, den mein Vater führt, hab' ich zweimal zu Herrn Stammbach gehen müssen, und da ist die Amélie in sein Zimmer gekommen, und als der Vater mit mir fertig geworden, da hat sie mich ins andere Zimmer und aufs Sofa geführt und hat mich bei den Händen genommen und unter Lachen allerlei Fragen gestellt — sie ist sehr frei und dreist, und gerade da ist der Wachmeister eingetreten. Ich selber war nur verlegen, weil mir die Vertraulichkeit peinlich war."

„Peinlich?"

„Ja wol. Mein Herz war voll von Ihnen, Dorel, was ſollte mir da die Zudringlichkeit eines andern Mädchens!“

„Zudringlich iſt ſie?“

„Sehr. Man kann ſich kaum retten vor ihr. Und wenn das meine Schuld ſein ſoll, Dorel, dann bin ich ganz unſchuldig und Sie haben mir Unrecht gethan und haben mir recht weh gethan.“

„Weh?“ ſagte ſie ganz leiſe.

„Recht weh, liebe Dorel.“

Sie ſchwieg. Aber auf ihrem Antlitze ſchienen laute Stimmen zu ſprechen. Die Vorwürfe mit der Amélie waren ja ohnehin nur der Vorwand geweſen, ihn reden zu hören — und nun erhob ſie die Augen zu ihm und blickte in die ſeinen ſo voll, ſo tief, und als ihre Augen ſich mit Waſſer füllten, da fiel ſie ihm plötzlich um den Hals und küßte ihn, als wollte ſie ihn erſticken. „Vergib! Vergib!“ Dies einzige Wort ſchlüpfte kaum verſtändlich dazwiſchen.

Wenn auch zum Aeußerſten überraſcht von dieſem jähen Uebergange, fand doch Wilhelm augenblicklich die erforderliche Faſſung, Umarmung und Kuß aufs herzhafteſte zu erwidern, und es ward eine ganze Weile kein Wort geſprochen.

Wenigſtens hörte oben an der Rinne die alte Schönfeldern gar nichts mehr, als das Eintropfen der Würze in die Kanne.

Als endlich das Küſſen doch einmal aufhören mußte, da ſahen ſie einander in die Augen wie zwei glückſelige Geſchöpfe.

„Ich hab' auch recht ſehr gelitten, Wilhelm,“ ſagte nun Dorel, „aber nun iſt's gut. Nicht wahr, du haſt wirklich nichts mit der Amélie?“

„Wirklich nichts.“

„So. Nun ſind wir einig, ja?“

„Mit Herz und Mund.“

„Na, der Mund hat ein Bischen viel gethan, und daran bin ich schuld, weil ich dich doch halt so lieb habe. Jetzt aber lassen wir den Mund reden — setz' dich! — was soll denn nun werden mit meinem Vater?"

„Wir müssen ihn halt zu gewinnen suchen."

„Nur schreien!" — sagte die alte Schönfeldern, welche oben an der Treppe erschien — „nur schreien! Kümmert euch nicht um mich" — fuhr sie beim langsamen Herunterhumpeln fort — „ich hör's gern, und ich hör' doch nichts, denn ich denke an meinen Gottfried." Dabei wischte sie sich die Augen und setzte sich dicht beim Ofenloche auf die Holzscheite, vor sich hinmurmelnd: „Schreien und warten! Sie kriegen's satt."

Den Krug mit der Würze hatte sie auf den Boden gestellt. Torel stand auf, nahm ihn in die Hand und sagte: „Jetzt muß ich aber fort, zu Hause warten sie auf die Würze. Schönen Dank, Mutter Schönfeldern, und gute Nacht! Komm', Wilhelm!"

Die Alte antwortete nicht. Sie hatte den Kopf tief in beide Hände niedergebogen, man sah nichts als wirre graue Haare. Sie war wol in ihre Jugendzeit versenkt.

An der Ausgangsthür auf den Platz hinaus, welche Wilhelm hinter sich zuschlug, hielt er Torel fest. „Noch einen Augenblick, Torel!"

Es war stockfinster. Aber mit der Hand suchend, fand er das Bänkchen, welches ein paar Schritte von der Thür an der Mauer stand und welches er gesehen, als er mit dem Brauer beim Dunkelwerden hier gewesen. Dort ließen sie sich nieder, obwol Torel nochmals versicherte, sie warteten zu Hause auf die Würze.

Das Bänkchen war kurz; sie hatten kaum Platz alle Beide. Aber Liebende sind anspruchslos bei solcher Gelegenheit, sie nehmen vorlieb mit wenig Raum. Auch war es ihnen

ganz recht, daß es stockfinster war. Niemand sollte sie sehen, und in ihnen leuchtete es herrlich.

Die Erinnerung, wie sie sich endlich doch so nahe gekommen, trotz aller Hindernisse, das wurde hastig ihr Gesprächsstoff.

„Wie du mich damals von Stromau herein im Flechtenwagen auf die Backe geküßt, du dreister Mensch, das hab' ich gar nicht mehr vergessen können! Da ging die Unruhe los und die Sehnsucht. Ich hatte dich freilich schon vorher sehr gern gesehen; aber so was war mir doch nicht eingefallen, das zuckte mir durch alle Glieder. Und wie du nun so lange fort warst, da hatte ich nur den Einen Gedanken: wird er am Ende doch Einer begegnen, die ihm besser gefällt als du — so früh war ich schon eifersüchtig — das thut so weh und doch auch wohl. Eigentlich war ich immerfort voller Sorge und ängstigte mich. Denn dabei dachte ich auch immerfort: ohne den Wilhelm kannst du gar nicht mehr leben."

„Und ich dachte: ohne die Dorel geht's nimmermehr."

„Gott sei Dank, daß es überstanden ist. Seit der dumme Wachmeister das erzählt von der Amélie auf dem Sofa, ist mir erbärmlich zu Muthe gewesen."

„Jetzt aber —?"

„Oh!"

Und da er sie jetzt wieder umarmte und küßte, mußte sie ihren Krug mit der Würze auf den Erdboden stellen, er war im Wege.

Sie schwammen in einem Meere von Entzücken, wie es nur die erste Liebe mit sich bringt, und Wilhelm wunderte sich auch nicht mehr, daß Dorel so plötzlich unten in der Hölle Du zu ihm gesagt. Dort hatte er's himmlisch gefunden, jetzt fand er's ganz natürlich.

Auffallend war es immerhin, denn alle Kinder in der

Stadt mußten Sie ſagen zu den Eltern, ſelbſt die Mädchen zu ihrer Mutter. Das war ein Grundſatz in den Familien. Der Reſpect, hieß es, fordere es ſo. Die Zärtlichkeit litt gewiß darunter.

Wie kam es nun, daß Dorel dem Wilhelm gegenüber ſo plötzlich davon abſprang und Du zu ihm ſagte? Ja, die Liebe ſchöpft ihre Geſetze aus dem Herzen, und das Herz kümmert ſich weniger um den Reſpect.

Dorel indeß unterbrach doch zuerſt die Zärtlichkeiten und ſagte: „Nun laſſ' uns vernünftig ſprechen."

„Ja, einen Augenblick. Wir müſſen Abrede treffen, wo und wann wir uns wiederſehen."

„Lieber Wilhelm, das wird nicht gehen."

„Dorel!"

„Nein, nein. Siehſt du: das erſtemal wie heute, ſelbſt im Dunklen, das kann man verzeihen. Man muß ſich doch finden und muß erfahren, ob man ſich wirklich lieb hat. Aber nachher, nachher weiter Verſteckensſpielen gegen die Eltern und gegen die gute Sitte, Wilhelm, ich weiß nicht, ob das recht wäre. Ja, wenn's wenigſtens die Mutter wüßte!"

„Iſt denn die für uns?"

„Das weiß ich nicht. Aber ſie iſt ſtill und gut, und ſie iſt es doch allein, welche den Vater herumkriegen kann. Denn ſie iſt auch ſehr klug. Ich muß alſo erſt ſehen, ob — ſieh deßhalb hab' ich auch den Gottlob „ausgemacht" (ſchleſiſch für „geſcholten"), weil er mir heimlich das Büchel zugeſteckt. Der Junge darf doch nicht betrügen, wenn auch ſtill."

„Du haſt's aber geleſen?"

„Ja freilich! Ich hab's auch gleich gewußt, daß es von dir kam. Nur recht dumm bin ich mir vorgekommen beim Leſen der Gedichte. Du biſt doch nicht böſe, daß ich nicht ſo klug bin wie du?"

„Gott bewahre! Du biſt auch ganz klug, nur auf andere Weiſe.“

„So? Na, zuerſt hab' ich gar nicht verſtanden, was ich mit den kleinen Liedern anfangen ſollte. Sie ſind ſo ganz anders als die im Geſangbuche. Aber wie ich ſie immer und immer wieder las, ſobald ich oben in der Hinterſtube allein ſein konnte, da iſt mir's geweſen als gingen mir die Augen auf. Ich hab' bald die, welche recht deutlich waren, auswendig behalten, hab' ſie immer vor mich hin geſummt und hab' mir gedacht, wenn du mit der Flöte dazu bliefeſt — 's iſt ſo hübſch, daß du blaſen kannſt — dann müßte es Einem werden, als flöge man leicht durch die Luft wie ein Vogel. Aber hörſt du nicht?“

„Alles hör' ich.“

„Das mein' ich nicht. Hörſt du nicht — Herr Gott ja! Da iſt Jemand an der Thür!“

Sie ſprang auf und ſtieß den Würzekrug um. Er hatte glücklicherweiſe ringsum einen großen Bauch, und dieſer ſtemmte ſich an den Boden und verhinderte das völlige Herauslaufen der Flüſſigkeit. Haſtig hob ſie ihn auf, flüſterte: „Auf Wiederſehen!“ und flog fort —

„Ja wo denn wiederſehen!“ rief er ihr nach.

„Ich weiß nicht!“ antwortete ſie und verſchwand im Finſtern.

Wilhelm wußte nicht, warum ſie plötzlich aufgeſprungen. Er ſah ſich um — er ſah nichts in der Finſterniß; aber er hörte laufen. Es lief Jemand fort. Wer konnte dies ſein?“

Kieſel Fritze war's. Gottlob hatte auch vor ihm erzählt von der Würze, welche Dorel des Abends aus dem Brauhauſe holen werde, und der naſchhafte Junge hatte mit der Zunge geſchnalzt. So viel hatte er von dieſem Wundertranke gehört, und er konnte nicht einmal zum Koſten gelangen, nur

die reichen Leute, welche brauen durften, nur sie konnten sich daran laben. Die Range hatte nichts zu thun als herumzubummeln, sie sagte also zu sich: Versuch einmal dein Glück und sprich die Dorel darum an, die ist ja immer freundlich. So war er zum Brauhause gekommen. Die Thür war geschlossen; er suchte durch's Schlüsselloch zu gucken, ob Dorel noch d'rin wäre, und dabei hatte er sich die Nase geritzt an einem ausgebogenen Blechsplitter des Schlosses und hatte einen kleinen Schmerzenslaut ausgestoßen. Diesen hatte Dorel gehört und war fortgesprungen. Jetzt aber hatte er auch Wilhelm's Stimme gehört, und nun war er ebenfalls ausgerissen. Das war wol Dorel! — sagte er sich — vielleicht kannst du sie einholen, du läufst ja rascher. Und richtig, am Lamprechtsgassel, welches zum Ringe hinüber führt, holte er sie ein und rief mit stockendem Athem: „Lassen Sie mich einen Schluck Würze kosten, Jungfer Dorel!"

Entsetzt lief Dorel, ohne ein Wort zu erwidern, um so hurtiger weiter. Athem schöpfend blieb er stehen. Da ging ein Mann an ihm vorüber. Wer ist das? Das wird die Stimme sein, die er am Brauhause gehört. In dem engen Gäßchen war völlige Nacht, er konnte den Mann nicht erkennen. Der Mann ging langsam, Riesel Fritze ging ihm langsam nach bis zum Lamprecht'schen Hause. Da schimmerte aus der Hinterstube Licht in das Gäßchen — jetzt erkannte er den Mann, es war der Herr Baumeister Schatten.

„Aha!" — sagte sich der unnütze Bube — „die Beiden sind zusammen da am Brauhause gewesen! Das mußt du dem Vater erzählen. Der fragt ja immer, ob ich nichts gesehen oder gehört habe von dem Herrn Schatten."

Aergerlich wischte er sich den Mund ab, welcher wieder nichts erobert hatte von der delicaten Würze, und schlenderte nach Hause.

XIV

Er wußte nicht, ob er wirklich geſchlafen hätte, als er am nächſten Morgen ſpät aufwachte, der glückliche Wilhelm, aber er wußte, daß er der glücklichſte Menſch auf der Erde wäre.

Wie in einem glückſeligen Taumel beſorgte er ſeine Geſchäfte, nichts denkend als: wo, wann ſiehſt du ſie wieder? Vielleicht bringt Gottlob wieder Gelegenheit. Für heute Nachmittag iſt er ja beſtellt zum Schwimmen. Warte ſo lange! Jetzt kannſt du ja warten, du befindeſt dich ja vortrefflich.

Nicht ſo vortrefflich befand ſich Wachmeiſter Rieſel. Im Gegentheile. Seit dem hiſtoriſchen Irrthume mit Schinderhannes draußen am Kirchel fühlte er ſeine ohnehin mangelhafte Lebensſtellung gänzlich erſchüttert. Jedermann fragte ihn, ſelbſt bei flüchtiger Begegnung auf der Gaſſe fragte man ihn: „Nun, Herr Wachmeiſter, wie befindet ſich Schinderhannes?“

Er litt darunter bitterlich. Die Achtung vor dir — ſagte er ſich — iſt untergraben, das ſcheußliche Wort „Blamage“ iſt nicht mehr zu vertilgen. Wie kann ein ſtolzer Mann von Bildung wie du fortbeſtehen, wenn Blamage auf ihm laſtet und ihn täglich foppt? Nein, eigentlich kann er nicht fortbeſtehen. So dachte er wirklich mitunter an Selbſtmord. Aber die Wahl der Todesart hielt ihn auf, und er erinnerte ſich doch immer, wenn er ſich für eine entſcheiden wollte, daß er ein Chriſt wäre.

Selbſt die Mittheilung ſeines Sprößlings über das nächtliche Rendezvous Schatten's junior und Dorel's am Brauhauſe, welche Fritze noch geſtern Abend gemacht, ſelbſt dieſe ſonſt erwünſchte Nachricht verfing nicht mehr in ſeinem abge-

ſpannten Gemüthe. Ja, es war eine Schandthat dieſes jungen Schatten, wie ſie Lamprecht beſtellt hatte, aber Lamprecht's eigene Tochter war dabei! Anzeigen mußte er ſie dem wilden Fleiſcher, welcher ihn an der Schlinge des Zettels feſthielt: er bezeugte ja durch die Anzeige, daß er aufmerkſam dem Gebote Lamprecht's Folge leiſtete. Aber Lohn war nicht zu erwarten, o nein, der Dorel wegen gewiß wieder ein brutaler Ausbruch des Fleiſchhauermeiſters.

Auch das Thema ſelbſt war ihm unangenehm. Er war gar nicht ohne Herz für Liebesleute. Sonſt wol neidiſch, wenn es Ehrenbezeigungen und Nahrungsmittel betraf, bei Vergehungen durch Zärtlichkeit war er's nicht. Der Anblick von Zärtlichkeiten belebte ihn, nährte ſeine Romantik. Alſo fragte er ſich: Sollſt du? Oder ſollſt du nicht lieber die Rachegeſchichte Lamprecht contra Schatten einſchlafen laſſen? Auch der Fleiſchhauer wird ſie mit der Zeit vergeſſen. Nein. Der iſt durch ſein Handwerk blutdürſtig, der vergißt nie. Alſo vorwärts!

So ging er denn an dieſem Vormittage ins Lamprecht'ſche Haus, um die Anzeige zu machen. Im Hausflur begegnete ihm Gottlob und lachte.

„Warum, junger Freund, lachen Sie denn? Ich will Ihren Herrn Vater ſprechen."

„Mein Vater ſchlachtet juſt eigenhändig ein Kalb, weil er den Traugott fortgejagt hat, und da iſt er nicht zu ſprechen."

„Es ſoll nicht ſein!" ſagte der Wachmeiſter erleichtert und wendete ſich zum Fortgehen. Da hörte er Gottlob wieder lachen.

„Warum lachen Sie denn immerfort?"

„Ich denke an den Schinderhannes, wie mag ſich der heute bei dem ſchönen Wetter befinden?"

Ins Herz getroffen, ging Kieſel ſchweigend fort, dachte

aber bei ſich: „Du reiche Brut, biſt auch nicht ſicher vor Unglück.“

Die Sonne ſchien wirklich ſehr warm, der Sommer ſchien kein Ende zu nehmen, und alte Bürger ſagten: „Es muß ein Komet im Anzuge ſein.“

Ja, er war mit ſeinem Unglücke im Anzuge, das zeigte ſich noch an dieſem Tage.

Es mußte eine drohende Stimmung in der Luft liegen, denn auch der Wachmeiſter änderte bis Nachmittags ſeinen Sinn. Die Verhöhnung mit dem Schinderhannes von dem unreifen Knaben wurmte ihn nachträglich noch, der grobe Lamprecht ſollte dafür auch gezwickt werden, und er ſetzte ſich aufgeregt hin und ſchrieb: „Laut Uebereinkommen zeige hiemit pflichtſchuldig an, daß geſtern bei ſtockfinſterer Nacht Jungfer Dorothea Lamprecht vor dem Brauhauſe eine Zuſammenkunft abgehalten hat mit dem bewußten Baumeiſter Schatten Wilhelm. Augenzeuge hievon iſt geweſen mein leiblicher ehelicher Sohn Fritz Kieſel. — Der Stadtwachmeiſter Carolus Kieſel.“

Dieſe Note faltete er zu einem Briefe, welchen er verſiegelte, und Jette wurde beauftragt, ihn im Lamprecht'ſchen Hauſe abzugeben. Um dieſelbe Zeit — es hatte Drei geſchlagen — kam Gottlob zum Hauſe Wilhelm's geſprungen. Greif ſprang mit ihm um die Wette. Sie fanden Wilhelm im Pferdeſtalle, wo er Schwarzblau ſattelte, und Greif berech angelegentlich das Roß, welches ihn erſtaunt betrachtete.

„Gut, daß du früher kommſt, Gottlob. So kann ich dir noch ſagen, daß wir erſt um Fünf in den Strom gehen können; ich muß noch eine Beſtellung in Wittendorf machen.“

„Ach, wenn Sie mich doch einmal mitnehmen wollten auf dem Schwarzblau! Hinter Ihnen; ich halte mich mit den Armen um Ihren Leib.“

„Das wollen wir einmal thun. Aber heute nicht; heute

hab' ich Eile, und du darfſt dann auch erſt draußen beim Schießhauſe aufſteigen, wo's Niemand ſieht. Sonſt lachen uns die Leute aus."

„Prächtig! Prächtig! Ich hab' auch ein Geſchenk für Ihren Geburtstag."

„Der iſt noch lange nicht. Was denn, du reicher Herr?"

„Meinen Matz."

„Wer iſt das?"

„Mein Staar iſt's. Das fällt mir ein, weil Sie nach Wittendorf reiten. Ich hab' ihn vom Wittendorfer Förſter. Er kann ſprechen. Wahrhaftig! Der Förſter hat ihm die Zunge gelöſt, und auch von mir hat er ſchon ein Wort gelernt. Darüber werden Sie lachen. Wie macht man's denn, wenn man einem Vogel die Zunge löſen will?"

„Ich weiß es auch nicht. Wir wollen den Förſter draußen fragen. Wie geht's denn zu Hauſe bei euch?"

„O gut. Richtig! Würze hätte ich Ihnen gar nicht bringen können; die Dorel muß dummes Zeug gemacht haben, die Kanne war nicht voll, und die Mutter war ganz erſtaunt, weil die Dorel dabei ſo luſtig war. Mich hat ſie beim Kopfe genommen und geküßt. Das mag ich gar nicht leiden."

„Komm' her, ich will dich auch küſſen."

„Nein, nein! — Greif, komm'! Ich lauf' zum Kegelſchlagen. Schlag Fünf bin ich hier."

„Greif gehorcht nicht, Schwarzblau wird ihn ſchlagen."

„Greif gehorcht mir immer, er iſt mein Bruder. Greif hierher!"

Und Greif gehorchte. Sie ſprangen beide in großen Sätzen von dannen.

Wilhelm betrachtete die Fortſpringenden nachdenklich. Greif war dunkelgelb mit ſchwarzen Striemen. Er erinnerte an einen Panther und er war ſo groß, daß er Gottlob bis über die

Hüften reichte. Er hätte einen ſtarken Mann mit Leichtigkeit niedergeworfen, gehorchte aber hier einem Knaben wie ein ſchwaches Kind. Gewiß ſcheint es, dachte Wilhelm, daß zwiſchen einzelnen Thieren und Menſchen eine urſprüngliche Sympathie beſteht, und eben ſo gewiß, daß die Thiere durch unausgeſetzten, gutmüthigen Verkehr mit dem Menſchen Züge in ſich ausbilden, welche ſonſt nur Menſchen eigenthümlich ſind.

Alſo denkend, beſtieg er Schwarzblau und ritt in derſelben Richtung, wo Gottlob und Greif geſprungen waren. Er wollte hinten an der Stadtmauer vorüber, wo ſeine Leute Steine ausbrachen. Er verwendete ſie für die Grundmauern ſeines Spittelbaues. Dieſe alte Stadtmauer wurde ſeit Jahren abgetragen, aber ſie ſchien gar nicht abzunehmen, es ging ſehr langſam damit. Seine Leute brauchten Aufmunterung, ſie klagten, daß ſie die ſchwerſte Arbeit hätten, weil im Alterthum die Steine nur mit blankem Kalk verbunden worden wären, es fand ſich kein Körnchen Sand dazwiſchen. Der Kalk aber ſei ſo hart geworden wie der Stein ſelbſt.

So gründlich hatten die Vorfahren gebaut, um das Städtchen gegen Raubritter zu ſchützen. Die Gelegenheit hatte es erleichtert: das braune Waſſer, vom Kirchel draußen kommend, floß wie ein breiter Schloßgraben rings um die Stadt und machte ſie zur Inſel. So war ſie eine natürliche Feſtung geworden. Jetzt hieß es aber im Rathhauſe: Gott ſei Dank, wir brauchen keine Feſtung mehr und wollen die Steine benützen.

Nachdem er ſeinen in Schweiß gebadeten Leuten freundlich zugeſprochen, ritt er hinter den Häuſern weiter und kam ſo auf den Brauhausplatz. Welch eine ſüße Erinnerung! Er ſah das Bänkchen, es ſtand noch da. Und die muntere Jugend war auch da, ſie ſchlug Kegel. Gottlob darunter, Keller Karl und Kieſel Fritze. Greif lag in der Sonne und ſah aufmerkſam zu.

Gottlob flog grüßend herbei, und Wilhelm wiederholte ſeine Warnung: er möge trotz der Wärme ja nicht ohne ihn ins Waſſer gehen. Sein Schwimmen reiche noch nicht zu.

„O ja!“ rief übermüthig Gottlob dem fortreitenden Wilhelm nach.

„O ja!“ wiederholte ſpöttiſch Kieſel Fritze, „du ſiehſt danach aus! Du ſinkſt ja unter, wenn dich der Herr da nicht hält. Du wirſt auch in deinem Leben nicht ſchwimmen lernen, du biſt als Fleiſcherſohn zu fett und zu ſchwer.“

„Ich bin nicht fett und ich kann beſſer ſchwimmen als du, weil ich ordentlich ſchwimme, wie's der Lehrer verlangt, du aber, du patſcheſt blos wie ein Froſch.“

„Ordentlich, ordentlich! Das heißt nix. Ich rutſche fort und du ſinkſt unter. Komme nur einmal hinaus in die Mordlache, wo ich geſtern geweſen bin, da iſt's in der Mitte ganz tief, und da bin ich geſtern 'nübergeſchwommen mir nichts dir nichts. Frag' nur den Keller Karl.“

„Aber geſchrien haſt du doch, weil dir Angſt war,“ entgegnete Karl.

„Nein, weil ich luſtig war. Der dicke Gottlob da wird vor Angſt ſchreien, wenn er ſich da 'neinwagte und wenn er merkte, daß die Beine keinen Grund mehr finden.“

„Ich werde nicht ſchreien, ich werde gehörig 'nüberſchwimmen.“

„Du? Das iſt zum Lachen! Du wagſt dich ja gar nicht hinein in die Mordlache, du fürchteſt dich ja wie ein Schneider. Nicht wahr, ihr Jungen?“

Die drei anweſenden Jungen lachten hell auf; Karl nicht.

Dies Lachen empörte Gottlob, und er packte den Kieſel Fritze bei der Bruſt und wollte ihn niederwerfen.

„Das iſt keine Kunſt,“ ſtöhnte dieſer, „du biſt als Fleiſcherjunge ſtärker.“

Karl drückte ſie auseinander, aber mit halbem Athem fuhr Kieſel Fritze fort: „Schwimmen kannſt du doch nicht. Darauf wett' ich!"

„Was?"

„Das ganze Papier, das du heute an mich verloren."

„Das ganze Papier, gut, ich wette auch. Morgen geh'n wir naus."

„Morgen, morgen, nur nicht heute, ſprechen alle faulen —"

„Halt dein ungewaſchen Maul, wir geh'n heute."

„Heute?"

„Ja."

„Gleich?"

„Gleich."

„Laß dich doch nicht verhetzen, Gottlob," trat Keller Karl dazwiſchen, „du biſt ſchon roth wie ein Truthahn. Was ſchadet 's denn, wenn du auch nicht ſo gut ſchwimmſt wie der Federwiſch da!"

„Ich ſchwimme aber richtiger!"

Fritze ſchlug ein ſchallendes Gelächter auf, und die anderen Bengel lachten aufs ärgſte mit. Sie ſprangen dazu in in die Höhe. Gottlob war außer ſich, und als Fritze ihm unter die Naſe höhnte: „So halt' doch die Wette, du Großmaul!" da ſchrie Gottlob: „Ich halte ſie auch. Vorwärts!"

Und ſie rannten wie die Narren durch die Vorſtadt hinaus auf die Viehweide, Greif laut bellend, mit ihnen.

Da blieb Gottlob ſtehen, es fiel ihm Herr Schatten Wilhelm ein, dem er ja verſprochen hatte — Keller Karl faßte ihn am Arme und ſagte:

„Komm', Gottlob!"

Aber er überſtand es nicht, das höhniſche Gelächter der anderen Jungen; er riß ſich von Karl los, und in Einem Zuge ging's nun bis an die Mordlache.

Dort riſſen ſie ſich, er und der Fritze, die Kleider vom Leibe — die Sonne ſchien glühend warm — und Fritze der nicht viel abzulegen hatte, war zuerſt fertig. Er ging auch gleich in die Lache hinein, ſchreitend ſo lange ſie Grund bot, alſo bis gegen die Mitte. Als ihm dort das Waſſer bis über die Bruſt reichte, wendete er den Kopf zurück und rief: „Ein Hundsfott, der mir nicht nachkommt!“ Dann ſtreckte er ſeinen Körper und ſchwamm. Er war wirklich kein ordentlicher Schwimmer und pruſtete und ſpie Waſſerſtrahlen aus dem Munde, aber er kam über die Tiefe hinüber, ſtand bald wieder auf den Füßen und ging nun raſch ans jenſeitige Ufer, ſich niederſetzend und ausrufend: „Gewonnen! Der Fleiſcherſohn kommt doch nicht.“

Gottlob aber, allerdings mit hochrothem Geſichte, ſchritt heftig in die Lache hinein und fing leider ſchon an zu ſchwimmen, ehe er es nöthig hatte. So war ſeine unvollkommene Fertigkeit bereits erſchöpft, als er keinen Boden mehr unter ſich hatte. Er arbeitete mit Händen und Füßen, aber mit den Füßen fehlerhaft nach unten, und ſo fing er an zu ſinken. Plötzlich hörte man ihn gurgeln, und — er verſchwand unter dem Waſſer.

Greif, der ihm nachgeſchaut und ihn nun nicht mehr ſah, ſprang in die Lache und ſchwamm dahin, wo er verſchwunden. Die Jungen ſchrien: „Fritze! Fritze!“ Fritze, ſehr erſchrocken, ſtieg auch wirklich wieder in die Lache hinein, als wollte er retten. Aber war ihm nun ſelbſt angſt geworden oder konnte er ſelbſt nicht weiter, er rief nur dem umherſchwimmenden Greif zu: „Such', ſuch', verloren!“ und griff mit den Armen ins Waſſer hinein, als wollte er Gottlob faſſen, aber ſeine Arme fanden nichts, Gottlob blieb verſchwunden. Weinerlich ſchrie Fritze: „Ich find' ihn nicht, und der Hund taucht nicht!“

Entſetzt liefen die Jungen alle um die Lache herum nach der andern Seite, und Karl, nur ſeine Jacke abwerfend, ging ins Waſſer, etwas weiter rechts als Fritze, und ſuchte ebenfalls mit den Armen im Waſſer. Alle Andern ſahen todtenbleich zu. Endlich rief Karl: „Ich hab' ihn! Ich hab' ihn! Fritze, komm' her und hilf mir!“ Fritze kam, und Beide zuſammen zogen wirklich den armen Gottlob ans flache Ufer hinaus.

Aber über dem Unterſinken und dem Herausziehen waren wol zehn Minuten vergangen; Gottlob war leblos.

„Stürzen, ſtürzen!“ rief Fritze, und die Jungen raſch belehrend was er damit meine, hoben ſie den lebloſen Körper an den Beinen in die Höhe, damit ihm das Waſſer aus Mund und Naſe herauslaufe. Fritz hatte dieſes ſchädliche ſogenannte Rettungsmittel von ſeinem weiſen Vater rühmen hören, und es erwies ſich denn auch, der väterlichen Weisheit entſprechend, als nichtig. Entmuthigt ließen ſie den Körper auf den Raſen nieder, und Keller Karl ſprach unter Schluchzen: „Gottlob iſt todt.“

Nach dieſem Worte rannten die ſchlimmen Buben, von Schrecken gepeitſcht, in vollem Laufe nach der Stadt zurück. Fritze nahm ſich nicht die Zeit, drüben auf der andern Seite Hemd und Hoſe anzuziehen. Er that dies während des Fortlaufens.

Keller Karl blieb allein bei dem Todten zurück, welchem Greif das Antlitz beleckte. Rathlos ſchaute er umher. Da ſah er in der Ferne den Kuhhirten mit den Kühen kommen und ſchrie und winkte ihm zu. Langſam kam er herbei. Als er die Leiche erblickte, erhob er beide Arme und ſchlug ſie über dem Kopfe zuſammen; als ihn jedoch Karl bat, er möchte Leute holen, da ſagte er:

„Ich darf nicht von den Kühen fort, aber da kommt ja

von Wittendorf her ein Reiter, das iſt der Herr Baumeiſter Schatten —“

So war es. Wilhelm wußte nicht warum; ſchon auf dem Wege hinaus hatte er den Zügel nicht angezogen und das Pferd laufen laſſen wie es gewollt. War es ſeine innere Freude,. war es eine innere Ahnung? Auch jetzt ſchien er große Eile zu haben; er ließ Schwarzblau ausgreifen und galoppirte über den abgegrasten Wieſenplan. Karl lief ihm entgegen; Wilhelm hielt und fragte: „Was iſt?“

„Gottlob iſt ertrunken.“

„Was?“

Dies Was war ein Ton ſolchen Entſetzens, daß ſelbſt der Kuhhirt erſchrocken einen Schritt zurücktrat.

Nun ſprang Wilhelm vom Pferde und eilte zur Leiche. Der Kuhhirt ergriff den Zaum Schwarzblaus, wol aus Fürſorge, daß der Gaul nicht durch ſeine Heerde hinlaufe.

Starr, am ganzen Körper bebend, ſtand Wilhelm einen Augenblick vor dem nackten, lebloſen Körper, „Gottlob, Gottlob!“ zu ihm hinabſprechend. Nur Greif wendete bei dieſem Rufe den Kopf zu ihm hinauf.

„Das iſt ja nicht möglich, nicht möglich —“ ſtöhnte Wilhelm dann, kniete nieder, befühlte den Leib mit fliegenden Händen, auf der Gegend des Herzens verweilend und endlich Athem einhauchend in den Mund Gottlobs. „Junge, mein lieber Junge, wo biſt du? Komm zu dir!“ Er regte ſich nicht.

„Herr des Himmels, er iſt wirklich todt!“

Und nun regte auch er kein Glied mehr und blickte irren Auges auf die Leiche.

Jetzt erzählte Keller Karl den ganzen Hergang. Wilhelm ſchien nicht zu hören. Aber es ſchien nur ſo, er hörte Alles, und als die Erzählung zu Ende war blickte er zu dem Knaben in die Höhe und ächzte. Dann ſtrich er mit der Hand Gott-

lob die Haare aus dem Gesichte, Greif's Kopf wegdrängend, und sprach leise: „Ist das ein Unglück!“

Hierauf erhob er sich, sah sich um und schien seine Gedanken zu sammeln. Erst nach einer Weile sprach er langsam, fast tonlos: „Wir müssen die Leiche zu den Eltern bringen. Du, Karl, nimm die Zügel des Pferdes in die Hand; der Kuhhirt soll mir helfen. Wir wollen ihn ins Schießhaus hinübertragen, dort finden wir wol einen Wagen; die Stadtkutscher führen Bretter von den Buden in die Stadt.“ Der Kuhhirt weigerte sich. Seine Kühe liefen hinter ihm her, wenn er fortginge.

„Dann komm' her und hilf mir den Gottlob aufs Pferd ziehen. Erst, Karl, hol' die Kleider! Er soll nicht nackt bleiben.“

Karl, welchem die heiße Sonne die eigenen Kleider am Leibe trocknete, sprang nach der andern Seite hinüber, brachte Gottlob's Kleider und half dann Wilhelm, sie Gottlob anziehen. Als dies peinliche Geschäft beendigt war, stieg Wilhelm auf sein Pferd, und nun hoben der Kuhhirt und Karl den Leichnam so hoch, daß ihn Wilhelm unter beiden Armen fassen und zu sich auf den Schoß setzen konnte. Als er ihn oben hatte, drückte er ihn an sich und küßte ihn. „Du Karl“ — sagte er — „führe das Pferd, ich habe keine Hand frei.“

So ging es fort, Greif ging zur Seite mit, der Kuhhirt blieb zurück und blickte ihnen nach.

Das Schießhaus war nahe, und die Stadtkutscher waren in der That noch mit dem Fortschaffen der Budenbretter vom Schützenfeste beschäftigt. Das dauerte eben sehr lange, weil sie ihre Pferde schonten. Erstaunt ließen sie sich herbei, den todten Knaben auf einen erst halb beladenen Wagen zu legen.

„Wartet noch!“ sagte Wilhelm und ging ins Schießhaus. Es that ihm weh, daß sein lieber Junge so hart gebettet sein

ſollte. Nach kurzer Pauſe kam er mit der ſchluchzenden Wirthin wieder, und Beide zuſammen brachten einen Strohſack. Der wurde Gottlob untergelegt. Matratzen gab es noch nicht, man legte ein dünnes Federbett auf den Strohſack, dies war die Unterlage.

Noch ein Bett-Tuch, Frau Wirthin, damit er nicht offen daliegt."

Sie brachte es, und Gottlob wurde zugedeckt.

„Fahrt langſam, damit er nicht zu arg geſchüttelt wird, ich reite voraus."

Er war ſich der ſchrecklichen Aufgabe vollbewußt, die mit der Ankündigung des Unglücks auf ihm laſtete, als er fortritt. Der Schweiß rann ihm von der Stirne.

Der Wagen folgte langſam. Karl und Greif gingen neben ihm her.

Du mußt früher ankommen, ſagte er ſich bald, ſonſt iſt der Schreck noch größer. Und er trieb ſein Pferd an.

Ueber der Stadt lag der Sonnenſchein warm und voll, als ob die ganze Welt voll Glück und Frieden wäre. Die Leute ſaßen vor den Hausthüren und ſagten ſich behaglich: „Trotz der heißen Sonne iſt die Luft nicht mehr drückend, ſie weiß ſchon was vom nahen Herbſte."

Auch vor dem Lamprecht'ſchen Hauſe, wo der Vater vor zehn Jahren zwei Bäumchen eingepflanzt, ſaßen die Mädchen Dorel und Roſel und freuten ſich, daß die Bäumchen ſo ſchön gewachſen wären. Sie gäben ſchon Schatten. Im kühlen Hausflur ſaßen die Mutter und Dorel. Sie ſtrickten Strümpfe.

Dorel freute ſich ſtill ihres Liebesglücks, und daß auch die Begegnung des dreiſten Jungen, des Kieſel Fritze, keine Folgen gehabt, daß er alſo wol im Finſtern den Wilhelm nicht geſehen hätte — da wurde ſie aufgeſchreckt: Der Wachmeiſter kam über den Ring daher gerade auf ſie zu!

Jette hatte ſich geweigert, den Brief ins Lamprecht'ſche Haus zu tragen bei dem hellen Sonnenſchein. Ihre Schuhe wären ganz zerriſſen, und das möchte ſie nicht ſehen laſſen in dem „proppern“ Hauſe.

Zum Himmel aufblickend von den zerriſſenen Schuhen und ſtumm fragend: Wo bleibt deine Gerechtigkeit! hatte er mit Faſſung erwidert: „Jette, du haſt Recht. Die äußere Würde muß gewahrt bleiben. So werde ich denn mein eigener Botſchafter ſein, wie am Königshofe der Geſandte ſelbſt ſeine Briefe überreicht.“

So trat er jetzt, innerlich von der Furcht geſchüttelt vor dem Fleiſcher, an Dorel heran mit der Frage: ob der Herr Vater zu ſprechen wäre, er hätte ihm ein Schreiben zu übergeben.

Dorel ſtockte die Stimme. „Alſo doch!“ dachte ſie; Roſel aber antwortete kurz: „Geben Sie nur den Brief her; der Vater ſchläft in der Hinterſtube, und wir dürfen ihn nicht wecken.“

Dem Wachmeiſter war ja das ſehr angenehm; er übergab Roſel den Brief und wollte eben weiter, da hörte er den Hufſchlag des Pferdes, da ſah er Wilhelm die Fremdengaſſe dahergeſprengt kommen und trat erſchrocken zurück nach dem Lamprechtsgäſſel hin, raſch denkend:

„Da iſt was paſſirt!“

Die Mädchen ſahen erſtaunt auf den ſo lärmend ankommenden Reiter, und als er vor ihnen ſein Pferd parirte, daß es mit den Vorderfüßen einknickte, da ſprangen ſie auf, und Dorel trat raſch zu ihm halblaut haſtig ſagend: „Das geht nicht, Wilhelm, der Vater iſt zu Hauſe!“

„Armes Dorel, es handelt ſich um ſchlimmere Dinge!“ Und lauter fuhr er fort: „Ihr müßt die Eltern vorbereiten. Es iſt ein Unglück geſchehen mit dem Gottlob —“

„Mit dem Gottlob?!“ riefen alle Vier, denn die Mutter und Lorel waren herausgekommen.

„Was denn?“ fragte erſchrocken die Mutter.

„Ich hatte es ihm ſtrenge verboten, ohne mich baden zu gehen; er iſt aber doch, verleitet vom Kieſel Fritze, in die Mordlache auf der Viehweide gegangen und iſt da —“

„Ertrunken?“ ſchrie die Mutter.

„Verunglückt, ja.“

„Ertrunken?!“ ſchrien alle Vier.

Wilhelm nickte lautlos. Die Mädchen ſchrien auf, die Mutter ſank lautlos an die Mauer, aber ſie blieb aufrecht.

„Sie bringen ihn gleich auf einem Wagen, ich bin vorausgeeilt, damit Sie den Vater vorbereiten.“

Das jammervolle Schluchzen der Mädchen wurde durch die Frage Dorel's unterbrochen: „Und iſt er wirklich todt?“

„Ich ſchicke gleich den Doctor her. Eilen Sie nur mit dem Vater. Der Wagen kann jeden Augenblick kommen.“

Er wollte zum Doctor. Es gab nur einen, den Herrn Dr. Knopf. Er wohnte nur ein paar Schritte vom Lamprecht'ſchen Hauſe entfernt, an der Ring-Ecke, wo ſie ans Lamprechtsgaſſel ſtieß. Dahin führte Wilhelm ſein Pferd und kam da am Wachmeiſter vorüber, welcher daſtand wie eine ſchlecht gerathene Statue; er hatte die Anklage ſeines Fritze gehört.

„Machen Sie ſich aus dem Staube,“ ſagte Wilhelm, „und da haben Sie einen Vorwand, führen Sie mein Pferd in den Stall.“

Dies ſagend, trat er ins Haus des Doctors, obwol er wußte, daß hier kein Doctor helfen könnte.

Der Wachmeiſter nahm mechaniſch die Zügel, war aber doch bei allem Schreck ſo geiſtesſtark, daß er den nächſten Weg über den Ring vermied — da hätten ihn alle Leute

gefragt! — ſondern den unnatürlichen Umweg einſchlug durch's Lamprechtgaſſel. Der Schlag mit dem Fritze wirkte betäubend auf ihn. Todtſchlag wird's heißen — ſagte er ſich — durch deinen Fritze, und der wüthende Fleiſcher wird keinen Knochen ganz laſſen an den Kieſels.

Innen im Hausflur, in welchen die Töchter ihre Mutter geführt, berathſchlagte man unter Schluchzen: wer es dem Vater ſagen ſollte. Mühſam ſprach endlich die Mutter: „Ich muß es thun.“

Dorel lief raſch noch einmal vor die Hausthür, um Wilhelm fortzutreiben, wenn er noch da wäre. Aber ſie mußte rufen: „Er kommt! Gottlob kommt! Die ganze Gaſſe iſt voll Menſchen, der Wägen bringt ihn.“

Das lähmte Mutter und Töchter in dem Gedanken an den Vater, und ſie ſchleppten ſich bebend an die Hausthür.

Der Stadtkutſcher hatte ſchon in der Vorſtadt den Vorübergehenden Auskunft gegeben, was das weiße Leintuch auf dem Wagen verdeckte, und jeder Vorübergehende war ſogleich umgekehrt und hatte es Anderen zugerufen, die ſich ſehen ließen, und Alle waren mitgegangen, ſo daß wol ein halbes Hundert Menſchen mit dem Wagen daherkam, darunter geſetzte Bürger, wie Keller, den Karl herzugewinkt hatte.

Es fehlte alſo nicht an Händen, als der Wagen hielt, den Strohſack mit der Leiche herunterzuheben und im Hausflur niederzulegen. Die tapfere Mutter war die Erſte, welche das Leintuch aufhob. Ein Schrei des Entſetzens flog durch den Hausflur. Die Mutter wie die Töchter fielen beim todten Gottlob auf die Knie. Ach, er ſah ſie nicht mehr, ſeine Augen waren geſchloſſen, ſein Geſicht aufgeſchwollen.

„Steht auf, Kinder! Laßt mich hin! Ich will ſehen, ob es wirklich vorbei iſt.“

So ſprach ein kleiner runder Mann mit einem ältlichen,

gar freundlichen Antlitz und mit einem zierlichen Zöpflein im Nacken.

Es war der Doctor Knopf, der Hilfsengel der Stadt. Er gab ſein ſpaniſches Rohr an Wilhelm, der mit ihm gekommen war, und kniete nieder an der Leiche, das Hemd derſelben zurückſchiebend und ſein Ohr ans Herz Gottlob's legend. Dann hob er den Kopf zu Wilhelm hin und fragte: „Wie lange iſt's her?“

„O, eine Stunde.“

„Dann,“ ſprach der kleine Doctor langſam, „dann, liebe Frau Lamprecht, müſſen Sie ſich faſſen, denn der Gottlob iſt im Himmel.“

Ein ſchneidendes Wehgeſchrei folgte.

„Wo iſt der Vater?“ fragte Doctor Knopf.

„Er ſchläft.“

„Darf's nur nach und nach erfahren; er iſt vollblütig.“

„Walter vielleicht, Mutter, könnt' es am beſten übernehmen, er war vorhin im Hofe,“ ſagte Dorel.

Es war zu ſpät. Das Geſchrei hatte Lamprecht aufgeweckt. In Hemdärmeln, ſich den Schlaf aus den Augen wiſchend, erſchien er an der Thür der Hinterſtube und fragte, was das für ein Lärm wär'.

Der Hausflur war ganz angefüllt von Menſchen, er konnte das Unglück noch nicht ſehen, und Dorel benützte den Augenblick, Wilhelm zuzuflüſtern: „Geh' fort; er darf dich nicht ſehen!“

Wilhelm entfernte ſich ſtill, während Lamprecht, erſtaunt über die Menſchenmenge, einige Schritte vorwärts ging.

Der Doctor Knopf, welcher ſein ſpaniſches Rohr wieder in der Hand hatte, ſtellte dasſelbe mit einem gewiſſen Nachdrucke vor Lamprecht hin und ſprach: „Alter Freund! Wir müſſen Alle ſterben, Sie und ich. Aber wann? Unſere Vor-

ſicht kann das hinausſchieben. Wenn aber ein Unglück kommt — und ein Unglück iſt da für Sie —"

„Was denn?"

„Dann müſſen wir an uns ſelber denken und uns herzhaft zuſammenfaſſen, damit uns der Schreck nicht umwirft. Dafür ſind wir Männer. Lamprecht, zeig' das!"

„Aber was iſt denn?"

„Dein Sohn iſt ertrunken."

„Gottlob?"

„Ja."

Ein unarticulirter Ton rang ſich aus Lamprecht's Kehle. Er klang grauenhaft. Die anweſenden Leute wendeten erſchrocken die Köpfe und traten unwillkürlich zurück, ſo daß die Bahn und der Blick frei wurde für Lamprecht. Wie ein Blitz ſchien der Gedanke durch ſein Hirn zu ſchießen: Was der Doctor da geſagt, und was du da ſiehſt, das iſt — und die Arme ausbreitend, lief er mit langen Schritten hin, hob den todten Gottlob ſo weit in die Höhe, daß er zu ſitzen ſchien, ſtarrte ihm ins Antlitz, ſchob ihm, indem er ihn nur mit einem Arme feſthielt, die Augenlider in die Höhe, ſah eine Secunde lang, heftig mit dem Kopfe nickend, in die verglasten Augen ſeines Kindes und ließ dann den ſtarren Körper wieder auf den Strohſack fallen. Als ob er ſich beſinnen müßte, regte er ſich gar nicht mehr — es war eine Todtenſtille, denn Niemand athmete auch nur hörbar. Dann ſchrie der arme Vater zweimal:

„Todt?! Todt?!"

Der Klang dieſer Worte war unbeſchreiblich. Er kam aus dem Innerſten eines an Gott und der Menſchheit Verzweifelnden und hatte etwas vom Gebrüll eines ins Leben getroffenen Geſchöpfes.

Dann fiel der ſtarke Mann auf die Knie, mit dem Kopfe

auf die Bruſt Gottlob's ſinkend, und brach in ein Schluchzen aus, daß Jedermann mitweinen mußte.

Nur der Doctor Knopf ſtieß wieder ſein ſpaniſches Rohr heftig auf das Ziegelpflaſter und ſchüttelte den Kopf hin und her. Das bedeutete wol ärztliche Furcht für Lamprecht.

Jetzt trat Frau Lamprechtin zu ihrem Manne, legte die Hand auf ſeine Schulter und ſprach: „Auguſt, faſſe dich! Gott hat ihn uns gegeben, Gott hat ihn zu ſich genommen, der Name Gottes —"

„Todt!" rief er wie ingrimmig und erhob ſich mit dem Oberkörper, „das Einzige was ich hatte auf dieſer Erde, mein Junge, mein Junge!"

Neues Schluchzen unterbrach ihm die Stimme; er griff krampfhaft in das Haar Gottlob's und ſtarrte ins Leere.

„Faſſung, Lamprecht! Sonſt gehen Sie mit zu Grunde," ſagte der Doctor.

Lamprecht rührte kein Glied. Seine Hand lag unbewegt in Gottlob's Haaren — man konnte glauben, der unglückliche Vater ſei zu Stein erſtarrt.

Das gab eine unheimliche Stille, während auf einmal der kleine Keller Karl, von ſeinem Vater angeſtoßen, unter lautem Weinen zu ſprechen anfing. Er ſagte: „Der Gottlob kann nichts dafür, der Kieſel Fritze iſt ſchuld!"

Und nun erzählte er Wort für Wort die Scene auf dem Brauhausplatze und wie der Fritze ihn aufgereizt und verſpottet hätte über ſein Schwimmen mit dem Herrn Schatten und wie's zur Wette gekommen wäre, obwol Gottlob nicht gewollt hätte, und wie zuletzt Gottlob auch über das Tiefe in der Lache weggekommen wäre, wenn das Tiefe nur einen Schritt kürzer geweſen wäre, denn" — ſchloß er — „er hatte wol ſchwimmen gelernt beim Herrn Schatten —"

Bei dieſen letzten, vom Weinen faſt erſtickten Worten des

Knaben ſchnellte Lamprecht in die Höhe, faßte den kleinen Karl an die Bruſt und ſchüttelte ihn, ſo daß Vater Keller ſeinen Knaben wegziehen mußte.

Man hatte gedacht, Lamprecht hätte gar nicht zugehört und nicht verſtanden. Dem war nicht ſo: er hatte Alles gehört und verſtanden, und der Zorn, die Wuth waren in ihm erwacht, den Schmerz beiſeite drängend. „Der Schatten und die Wachmeiſterbrut!“ ſchrie er, als ihm der Knabe entriſſen worden, und er erhob beide Arme mit geballten Fäuſten nach der Straße hinaus. „Die Beiden, die Beiden ſind ſchuld, und ſie müſſen — ſie werden“ — da verließ ihn die Stimme, er machte nur, die Hände öffnend, eine gräßliche Bewegung mit den Armen, als ob er Jemanden zerreiße, und ſein ganzer Körper gerieth dabei in eine convulſiviſche Bewegung. Er machte einen Schritt gegen die Hausthür, Alle wichen entſetzt vor ihm zurück, denn ſein Geſicht war verzerrt, war dunkelroth, und die Lippen bewegten ſich lautlos —

„Walter, herbei!“ rief der Doctor. Und es war die höchſte Zeit, denn der große, ſtarke Mann, der Lamprecht, ſtürzte plötzlich nach hinten zurück wie eine todte Maſſe, und der ihn auffangende Walter war kaum im Stande, ihn zu halten. Er war bewußtlos und röchelte.

„Aufs Bett! Aufs Bett!“ rief der Doctor.

Mehrere Männer griffen zu, um Walter zu unterſtützen. Frau Lamprechtin öffnete die Vorderſtube, und da hinein trug man ihn.

„Eſſig, Branntwein, Spiritus! was Sie haben,“ rief ihr der Doctor zu. Und die Mädchen liefen danach.

„Das iſt das Herz, Herr Doctor,“ ſagte die Frau, „nicht wahr, das Herz? Es war nie ſicher bei ihm. Nun werd' ich auch ihn noch verlieren. Allmächtiger Gott! Ja?“

„Na, na, ſo geſchwind geht's wol nicht. Das Herz hat

ja zwei Klappen. Wir werden nach Kräften curiren. Schaffen Sie nur raſch die ſcharfen Sachen herbei."

Dies ſagend, ging er in die Vorderſtube.

XV.

Der kleine Doctor Knopf war ſchon ſeit dreißig Jahren Arzt in der Stadt, und zwar, wie ſchon geſagt, der einzige. Die Landpraxis kam hinzu, und ſo hatte er reichliche Erfahrungen gemacht und ſich kaltes Blut erworben. Er pflegte zu ſagen: Unſer Ort iſt ſehr geſund und ernährt kaum einen Doctor. Die Einwohner haben auch kein Geld und keine Gelegenheit zu Ausſchweifungen. Gewürze und Wein ſpielen nicht mit, um den Körper aufzuregen, und manchmal gibt es längere Zeit nur die herkömmlichen Kinderkrankheiten. Solch ein Fall wie der des Meiſters Lamprecht iſt eine Seltenheit. Herzkrankheiten im Alter kommen wol vor, aber hier iſt's eine abſonderliche Art, hier haben wir einen ſtarken Mann noch in den beſten Jahren, und ſeine Herzkrankheit iſt hervorgebracht durch Aufregungen, wie ſie ſelten vorkommen, und zwar durch ein Gemiſch von Aufregungen, durch Schmerz und Zorn — hier kann der Arzt nichts mit Gewißheit vorherſagen. Gemüthsruhe wäre für ihn die ſicherſte Medicin. Aber woher die nehmen? Der Mann iſt choleriſchen Temperamentes. Seine Wuth gegen den jungen Schatten und gegen die Kieſels iſt eine Ausgeburt. Kann man ihm dieſe ausreden, gut, kann man's nicht, dann kann ich für nichts ſtehen.

So ſprach Dr. Knopf zu Jedermann, denn die ganze Stadt fragte. Dasſelbe, wenn auch etwas milder, ſagte er zur Frau Lamprechtin, die er als Nachbar genau kannte und ſehr ſchätzte, und von der er auch die richtige Krankenpflege erhoffen durfte. „Sie beſteht," ſagte er dreimal, „in Ruhe, Ruhe, Ruhe."

Lamprecht war lange besinnungslos geblieben, und als er endlich zu sich gekommen, hatte sich leider eine peinliche Athemnoth gezeigt. Den zweiten Tag indessen war es schon besser gegangen, nun kam aber mit dem dritten Tage das Begräbniß Gottlob's: wird da die Ruhe einzuhalten sein? Schwerlich, denn Lamprecht war geistig gar nicht gestört, er wußte Alles, was vorgegangen. Er weinte manchmal bitterlich, und die Frau mußte ihm dann vorhalten, daß der Herr Doctor dies Weinen gar nicht gern sähe. Er gab sich auch Mühe, es zu unterdrücken, denn bei allem Herzeleid wollte er doch wieder gesund werden.

„Schlafen," sagte sie, „schlafen ist das Beste," und er schlief auch wirklich sehr viel.

Nun war der dritte Tag da. Gottlob lag oben in der Vorderstube schon in einem gelb angestrichenen Sarge, denn erst zehn Jahre später kam durch eine eingewanderte Officiersfrau der erste schwarze Sarg in der Stadt zum Vorschein, noch dazu lackirt. Greif lag regungslos neben dem Sarge und sah nur auf, wenn man Laubgewinde und wenn Dorel einige Blumen brachte. Es geschah Alles still im Hause, und man hoffte, Lamprecht werde ruhig im Bette bleiben.

Da irrte man aber sehr. Er hatte Alles bemerkt, was vorging, er wußte, daß es die Bahre wäre, welche man, obwol leise, im Hausflur niedergesetzt, und er schlief schon lange nicht mehr, als seine Frau nachsehen kam, wie es mit ihm stünde und ob er nun endlich eine Tasse Kaffee genießen könnte zum Frühstück. Seit er umgefallen im Hausflur, habe er ja nicht einen „Mundbissen" zu sich genommen.

„Ja," sagte er, „es ist mir leichter, und ich möchte was genießen."

Die Worte kamen noch einzeln, aber der Fortschritt war doch außerordentlich. Leider konnte sich die Frau nicht voll-

ſtändig darüber freuen. Jetzt noch ein paar Stunden lang wäre es ihr lieber geweſen, wenn er geſchlafen hätte. Der Doctor hatte geſagt, ihres Mannes Leben hinge davon ab, daß er vom Begräbniſſe nichts erführe. Eine neue Scene wie beim erſten Anblicke der Leiche könnte einen tödtlichen Herzſchlag zur Folge haben.

Er trank den Kaffee und aß ſogar die Semmel, weiß genannt, aber recht ins Graue hinüberſpielend, ja er konnte ſich dazu der eigenen Hände bedienen. Dann verſuchte er tief Athem zu holen, und dies, die Hauptſache, gelang beinahe.

„Nun weiter ſchlafen," ſagte die Frau, „Abends kannſt du vielleicht, vom Schlafe erquickt, aufſtehen."

„Gott geb's! Schick mir jetzt einmal den Walter herein."

„Den Walter?"

„Ja. Das Handwerk — darf nicht ſtille ſteh'n — er muß — ein paar Tage — für mich eintreten."

Die Frau ſah ihn forſchend an, ſie traute nicht. Aber ſie mußte doch gehen, mußte ihm Walter ſchicken.

Es war zehn Uhr Vormittags. Um elf Uhr ſollte die Leiche gehoben und fortgetragen werden.

Das Wetter ſtimmte zu der Betrübniß. Der Sommer war plötzlich verſchwunden, es wehte ein kalter Wind über den Ring in die Fremdengaſſe hinein.

Dieſer Wind ſchlug auch garſtig an die ſchlecht verwahrten Fenſter der kleinen Wohnung in der Pfortengaſſe, wo der hart betroffene Wachmeiſter hauſte. Auch er trank Kaffee, freilich ſchlechteren, und aß dazu Schwarzbrot, äußerſt dürftig mit Butter beſtrichen. Er lag im Bette.

Vorgeſtern, nachdem er das Pferd in den Stall gebracht und dem Handlanger übergeben, hatte er, heimkehrend, ſeiner Jette erklärt: „Mir iſt nicht gut, ich muß zu Bette."

Wie ein Schauſpieler hielt er in übler Lage das

Bett für die ſicherſte Zuflucht. Er liebte es überhaupt, er meinte etwas von einem Sultan zu empfinden, wenn er im Bette lag.

Jette wurde ausgeſchickt, um Nachrichten zu ſammeln über die Vorgänge im Lamprecht'ſchen Hauſe, und als Fritze in die Stube ſtürmte, ermannte ſich Rieſel, auch wie ein Sultan, zu einem peinlichen Verhöre des heilloſen Jünglings über die Vorfälle in der Mordlache. Leider war dies Verhör für den Vater peinlicher als für den Sohn. Dieſer Fritze beſaß eine zweifelhafte Eigenſchaft des Geiſtes, auf Alles einen Widerſpruch zu wiſſen, welcher ſeinem Vater für Geiſt galt, im Grunde aber nur Frechheit war. Der gewandte Junge achtete nichts als ſeine Einfälle. So erzählte er denn auch die Vorgänge bis zum Abſchluſſe in der Mordlache wie etwas ganz Harmloſes und ſchloß damit: „Warum hat der Fleiſchersſohn ſo dick gethan, nun hat er's."

„Er hat's und du wirſt es kriegen," ſagte der Vater, welcher bei alledem fand, daß ſein Sohn ein denkender Kopf wäre, ein überlegener junger Menſch.

„Kriegen? Was ſoll ich kriegen?"

„Einſperren werden ſie dich, weil du ſchuld biſt am Tode eines Menſchen."

„Da müßt' ich auch dabei ſein!"

„Das wirſt du auch. Und deinen Vater wirſt du ruinirt haben. Den wird man abſetzen, weil er ſeinen Kronprinzen ſchlecht erzogen hat, was für einen Sicherheits-Beamten höherer Ordnung, wie ich bin, die ſchlimmſte Anklage iſt. Jetzt müſſen wir uns ein paar Tage ſtellen, als ob wir nicht auf der Welt wären. Ich bleibe im Bette und gelte für krank — am Ende bin ich's auch — und du kochſt Kleiſter und buchbinderſt endlich einmal wieder."

Fritze hatte dazu verächtlich die Achſeln gezuckt. Jette

hatte ſchreckliche Nachrichten gebracht, die zwei Tage waren jämmerlich vergangen, und ſo war heute der Begräbnißtag angebrochen, vor welchem Rieſel auch als Sultan beſonders zitterte. Er hatte dem Fritze mit ſeinem Säbel gedroht, welcher am Bette hing, wenn er heute nicht wie eine ſtille Maus zu Hauſe bliebe. Aber Fritze war jetzt ſchon fort, vor zehn Uhr, und Rieſel blickte wehmüthig auf ſeine Jette, das einzige Weſen, welches ihn unbedingt anerkannte.

Da ſchlug es Zehn von den beiden Thürmen rechts und links vom Rathhauſe, und der Wind jagte den Schall ſo arg, daß er wie zerriſſen klang. Trotz des Windes ſtanden ſchon Leute vor den Hausthüren und fragten einander. Die ganze Stadt war in Spannung, ob die nächſte Stunde gefahrlos an Meiſter Lamprecht vorübergehen würde.

Mit Theilnahme aber ſahen auch die Leute vor den Thüren auf den Baumeiſter Schatten, welcher geſenkten Hauptes und langſamen Schrittes nach dem Fremdenthore hin in die Vorſtadt ging. Er war gar nicht mehr verdächtigt und angefeindet wie früher. Beſonders ſeit dem Schützenfeſte, welches er verherrlichen geholfen, war er gern geſehen, und der Zorn Lamprecht's gegen ihn wurde eigentlich nicht gebilligt. Dieſer Zorn nämlich war kein Geheimniß geblieben. Der Pfefferküchler Keller hatte neben ſeinem Knaben geſtanden, als Lamprecht jene furchtbaren Bewegungen mit den Armen gemacht, und er hatte Wilhelm und Jedermann erzählt, was das bedeutet hätte. Auf die Namen Schatten und Rieſel war dieſer Ausbruch Lamprecht's gefolgt. Zerreißen hätte er ſie wollen, dieſe Schatten und Rieſel.

Tief traurig kam Wilhelm jetzt nach zehn Uhr zu ſeinem Spittelbau in der Vorſtadt. Seine Maurer ſahen ihn betroffen an, daß er gegen ſchlechtes Mauerwerk eines ſchlechten Geſellen nichts einwendete. Er kam hieher, um dem Begräbniſſe

wenigſtens nahe zu ſein. Der Bau grenzte hinten an den evangeliſchen Kirchhof. Hier wollte er, wenn auch in einiger Entfernung, ſeinen kleinen Gottlob begraben ſehen. Keller hatte ihm dringend abgerathen, ſich dem Leichengefolge anzuſchließen. Wenn auch Lamprecht ſelbſt nicht mitgehen könne, ſo wiſſe doch die Familie, daß er Wilhelm feindſeligſt geſinnt ſei und das Verunglücken ſeines Sohnes mit dem Schwimmunterrichte in ſchreckliche Verbindung bringe — und deßhalb würde es auch die Familie unſchicklich finden, wenn Wilhelm hinter dem Sarge herginge.

So ſetzte er ſich denn hinter dem Spittelbau auf eine Balkenſchicht und ſah zu, wie jetzt ſchon Leute zu dem friſchen Grabe ſtrömten. Was fehlte jetzt noch zu ſeinem Leide? fragte er ſich. Nichts mehr — mußte er antworten. Den lieben, lieben Jungen haſt du verloren und deine Dorel dazu. Denn nun iſt ja dieſer grimme Vater nie zu gewinnen.

Trat ihm jedoch nicht die gefährliche Lage dieſes Vaters vor Augen? Wenn da der Tod einträte, ſo wäre ja doch das Hinderniß beſeitigt. Ach, der beſte Menſch iſt nicht davor ſicher, daß ihn frevelhafte Gedanken überfallen. Auch Wilhelm nahten ſie ſich. Aber er war ein grundredlicher Menſch, er jagte ſie ſchamroth von ſich hinweg, er wollte durchaus nichts Anderes denken, als daß er ſeinen kleinen Freund jählings verloren, welcher ſeiner Schweſter ſo ähnlich geweſen, er wollte ſich in Entſagung hüllen über und über für ein freudloſes, leeres Leben.

Vater Lamprecht ſelbſt aber in ſeinem Krankenbette wollte nichts von Entſagung wiſſen. Er wollte ungeduldig ſchreien, als es Zehn ſchlug und Walter noch nicht bei ihm war. Zum Schreien fehlte ihm jedoch die Kraft des Athems, und Walter kam denn auch.

Lamprecht ſchob ſeine Beine aus dem Bette und ver-

langte ſeine Strümpfe und daß Walter behilflich ſei, dieſelben anzuziehen. Desgleichen Schuhe und Hoſen.

„Um Gotteswillen, Meiſter, Sie wollen doch nicht —?“

„Natürlich will ich —“

„Der Doctor hat das Aufſtehen verboten.“

„Ich will nicht blos aufſtehen. Geben Sie her! — Walter, Sie wollen — meine Tochter Lorel — zur Frau haben. Die kriegen Sie nur, wenn — Sie jetzt Alles thun, was — ich verlange. Das heißt — mich anziehen helfen — und mich führen, wenn — der Sarg fortgetragen wird.“

„Sie wollen doch nicht?“

„Ja, ich will. Denkt Ihr, ich werde — meinen Jungen — einſcharren laſſen — ohne daß ich — dabei bin? Und wenn's mein Leben koſtet — 's iſt ohnehin nichts mehr werth, ſeit mir der Junge — und Ihr hört ja, 's iſt nicht ſo arg mit mir — ich hab' wieder leidlich Athem, ich — red' ja! Alſo die Strümpfe her! — Oder 'naus und keine Lorel!“

Das war ein Trumpf, welchem Walter nicht widerſtand. Es kam ihm aber auch wirklich vor, als ob der Meiſter ſich erholt hätte. Bis auf einiges Schlottern ging das Ankleiden langſam von ſtatten. Langſam. Beſonders als Lamprecht ſich aufrichten wollte. Da ſchwankte er ſehr und Walter mußte ihn feſthalten. Endlich ſtand er.

„Wenn man recht ſchaffen will,“ ſtöhnte er, „geht Alles. Nun meinen dicken Eichenknüppel dort — in der Ecke, dort — paßt doch auf! So. Nun feſthalten beim Führen, nun wird — probirt.“

Das Sprechen wurde leichter, vielleicht wegen der aufrechten Stellung, und nun ging er, auf Walter ſich ſtützend, im Zimmer hin und her. Es ging. Plötzlich ſtand er ſtill und flüſterte: „Ihn noch einmal ſehen.“

„Er liegt oben, die ſteile Treppe hinauf —“

„Nein, das — kann ich nicht. Und ’s iſt der dritte Tag; da hat — der Tod — das Geſicht ſchon verzerrt. — Drei Viertel!“

Es ſchlug drei Viertel auf Elf. Das ſchwierige Ankleiden und Herumführen hatte lange gedauert.

„Drei Viertel! Die Glocken fangen an. — Jetzt holen ſie ihn — herunter und — ſetzen ihn auf die Bahre. Walter, die Thür aufmachen erſt wenn ſie — die Bahre heben. — Wir merken’s. — Meine Frau und die Mädel — fangen dann an — laut zu ſchluchzen, wenn er aufgehoben wird.“

So geſchah’s. Als ſie das Schluchzen hörten, führte ihn Walter an die Thür und öffnete dieſe.

Ein Schrei der Seinigen empfing ihn. Sie traten ihm Alle entgegen, um ihn abzuhalten, und die Frau rief: „Auguſt, was hat der Doctor geſagt? Du ſetzeſt dein Leben aufs Spiel!“

Er erhob nun den dicken Stock und machte in der Luft eine abwehrende Bewegung. Dabei ſchwankte er; Walter brachte ihn ins Gleichgewicht.

Die Träger des Sarges hatten von alledem nichts bemerkt und waren zum Hauſe hinausgeſchritten. Die Familie mußte folgen. Nur Walter konnte ihnen noch nachrufen: „Langſam! Langſam!“ damit er ſeinen Herrn bis dicht hinter den Sarg bringen konnte.

„Seht Ihr’s,“ flüſterte Lamprecht, „auch der Greif!“

Der große Hund war nicht von der Leiche gewichen und hatte Tag und Nacht oben neben ihr gelegen, auch die Nahrung nicht annehmend, welche ihm Dorel gebracht. Jetzt ging er niederhängenden Kopfes und Schweifes neben Lamprecht hinter dem Sarge.

Mutter und Töchter, über und über ſchwarz angethan,

gingen dicht hinter dem Vater. Die Sorge um ihn nahm sie augenblicklich ganz in Anspruch; sie fürchteten, er könnte fallen. Ach, wie waren sie abgemattet vom Weinen und vom Arbeiten. Sie hatten sich die schwarzen Kleider selbst nähen müssen Tag und Nacht. Lorel hatte sie zugeschnitten; sie verstand das am besten. Sie allein auch hatte den rauhen Stoff beim Elias gekauft, der die Tochter Abraham's heiraten sollte. Nur die Mutter hatte Tag und Nacht unthätig bei ihnen gesessen, die Hände im Schoße, vor sich hinblickend und kein Wort sprechend. Wenn jedoch Anordnungen zu treffen waren für Haus, Küche und Begräbniß, da hatte sie klar bestellt, was und wie es zu machen wäre.

Der Leichenzug ging langsam durch die Fremdengasse zum Thore hin. Der Drechsler Schneericke stand unter'm Thore und drückte trübselig blickend sein Beileid aus. Walter rief öfters den Trägern zu: „Langsam! Langsam!“ wenn Lamprecht stockte und ihm schwer auf dem Arme lag, aber es ging doch immer weiter, links und rechts unter dem Geleite schweigsamer Menschen. Der Wind jagte Staub über sie hin, und unter dem Thorbogen klang das Glockengeläute dumpf wie heranziehendes Unglück.

Auf dem Kirchhofe warteten der Pastor Primarius, der Küster, der Cantor mit dem Schülerchor und empfingen die Leiche mit einem melancholischen Kirchenliede.

Unter den Arcaden wurde der Sarg vor dem Primarius niedergesetzt. Diese Arcaden bestanden aus einer nicht eben langen Mauer mit einem überhängenden, auf einige gemauerte Pfeiler sich stützenden Dache gegen Regen und Schnee. Dort hielt der Primarius eine kurze Rede. Er schilderte den jungen Weltbürger Gottlob Lamprecht, welcher erst beim letzten Osterfeste in die Gemeinde des Christenthums eingeführt worden und welchen Gott frühzeitig zu sich gerufen, um ihm die bitteren

Schickſale des Erdenlebens zu erſparen. „Die unerforſchlichen Wege des Herrn," ſchloß er, „ſeien geprieſen!"

Lamprecht hielt ſich aufrecht, ja er weinte nicht. Er ſchien ruhig zu ſein und folgte nun mit den Seinen dem Sarge, welcher zum nahen Grabe getragen wurde.

Das Grab war ſchon umringt von einer vier- bis fünffachen Menſchenreihe, und hinter dieſe wagte ſich jetzt auch Wilhelm von ſeinem Balkenſitze, weil er meinte, von dieſen Menſchenreihen verdeckt zu werden. Das Herz trieb ihn unwiderſtehlich ſeinem armen Jungen doch noch einmal nahezukommen, ehe er für immer unter der Erde verſchwände. Leider trieb es ihn, als er einmal in der Nähe war, dergeſtalt, daß er weiter und weiter nach dem Grabe zu vordrang. Die Leute machten ihm bereitwillig Platz.

Jetzt wurde der Sarg in die Grube hinabgelaſſen. Der Primarius ſprach noch einige Segensworte und warf die erſte Handvoll Erde hinab. Ein heftiges Weinen der Schweſtern brach aus, und ringsum weinte Jedermann. Man hörte unter dem Schluchzen Einzelne ſagen: „Der liebe Gottlob!" Mutter und Schweſtern ließen nun auch ihre Handvoll Erde hinunterfallen, und nun griff endlich auch Lamprecht nach dem Erdhaufen neben dem Grabe, und Walter mußte alle ſeine Kräfte aufbieten, daß der jetzt heftig zitternde Mann beim Niederbücken nicht in das Grab fiele. Mit ſeiner Faſſung ſchien es aus zu ſein. Als ſeine Handvoll Erde auf den Sarg unten auffiel, da brach der arme Vater in ein ſo entſetzliches Schluchzen aus, daß es ringsum todtenſtill wurde, weil Jedermann im Innerſten erſchrak.

Dann ſchien ihm der Athem zu verſagen, er bewegte lautlos die Lippen, bis ſie einen einzelnen Jammerton hervorbrachten. Nach dieſem Tone hob Greif den Kopf — er lag neben Lamprecht am Grabe und hatte bisher ſtumm hinab-

geſchaut — und wimmerte laut. „Der Hund!“ rief Lamprecht plötzlich, „ſelbſt der Hund!“ und mit dieſen Worten richtete er ſich hoch auf, der Stock fiel ihm aus der Hand und polternd auf den Sarg hinunter, er ſelbſt aber ſtarrte mit unnatürlich geöffneten Augen über die Menſchen hin. „Canaille!“ ſchrie er plötzlich auf zu allgemeinem Entſetzen, riß ſich von Walter los, trat unter die Menge, welche auseinanderfuhr, ergriff einen Jungen bei den Schultern und ſchleuderte ihn in die Luft.

Es war der verwegene Bube Kieſel Fritze, welchen die freche Neugier bis daher gelockt und welcher jetzt, wie in einem Purzelbaume ſich rücklings überſchlagend, auf den Erdboden flog.

Die Leute drängten hinzu, um den von der Anſtrengung wankenden Lamprecht zu unterſtützen, und ſie drängten dabei Wilhelm nach vorne. Obſchon nach rückwärts taumelnd, erkannte Lamprecht ſofort dieſen verhaßten Schatten Wilhelm, ſtreckte ihm einen Arm entgegen und ſprach mit bereits verſagender Stimme ein gräßliches Wort —

So nannte man's, obwol es Niemand genau verſtanden hatte. Das Wort „Schatten“ nur hatte man deutlich gehört.

„Er hat ihn verflucht,“ murmelten die Leute einander zu, und ſie ſchienen darüber unwillig zu werden.

Lamprecht ſelbſt war nach dieſem Ausbruche niedergefallen, erſt dicht am Boden aufgefangen von dem herzueilenden Walter.

Er war beſinnungslos, wol gar leblos. Man mußte ihn auf die Bahre legen, um ihn fortzubringen.

Die Menſchen eilten verſtört vom Kirchhofe hinweg, nur der Cantor mit ſeinen Knaben ſang unbeirrt in plärrendem Tone den herkömmlichen Schlußchor:

Begrabt den Leib in ſeiner Gruft,
Bis ihn des Richters Stimme ruft.

Mitten in der letzten Zeile marſchirten die Knaben ſchon dem Ausgange zu.

Und auch dieſen gewaltſamen Luftſprung und Fall hatten die geſchmeidigen, jungen Glieder des Kieſel Fritze heil überſtanden, er ging protzig neben den ſingenden Knaben hinweg und riß erſt aus, als ihm der Polizeirathmann, an welchem er vorüberkam, mit lauter Stimme zurief: „Dich Taugenichts wollen wir ſchon unſchädlich machen.“

XVI.

Das waren traurige Wochen für die Lamprecht'ſchen und für den Schatten Wilhelm! Der Herbſt war während derſelben unfreundlich hereingebrochen in die Stadt.

„Lebt er noch, der Lamprecht? Wird er's überleben?“ fragte man überall und erfuhr nichts Sicheres.

Aus dem kleinen Doctor Knopf wurde man gar nicht klug. Man wußte zwar ſchon lange, daß dieſer Doctor bei aller Gutmüthigkeit etwas ſtreng Eigenſinniges hatte, aber wie er ſich über den Lamprecht äußerte, das war doch zu auffallend. Auf die Frage, ob er denn wirklich noch lebte? zuckte er die Achſeln und ſagte: „Vielleicht. Ungefähr. Ich weiß es nicht. Geſtern Abends lebte er noch.“ — Und fragte man: „Wird er am Leben bleiben?“ Da erwiderte er ärgerlich: „Das mag der Kukuk wiſſen; der ſoll geſcheiter ſein als der Doctor.“

Am Tage des Begräbniſſes war der Doctor über Land geweſen, ſonſt hätte er wol dem tollen Lamprecht die Tollheit und Thorheit verwehrt. Wer weiß, ob er's gekonnt gegen den wilden Fleiſcher! Und dann? Nach dem Begräbniſſe, als man ihn auf der Bahre hereingebracht, einen lebloſen Klumpen?

„Ja, da hätte er,“ ſagte Doctor Knopf, „froh ſein

müſſen, daß es neben der Doctorei noch eine blanke Natur gäbe, denn dieſe blanke Natur allein hätte es zuwege gebracht, daß dieſer Klumpen Lamprecht gegen Abend endlich ein wenig geächzt hätte."

„Nun habe die blanke Natur glücklicherweiſe die Gewohnheit, nichts halb zu thun, und ſo ſei der ſich langſam entwickelnde Klumpen auch wieder zur Beſinnung gekommen und wieder Lamprecht geworden. Dieſem habe denn der kratzbürſtige kleine Doctor die Vorwürfe nicht mehr verſagt, welche Lamprecht redlich verdient. Denn dies ſtünde doch feſt, dieſer Lamprecht ſei ein Frevler, und wenn man als Doctor verpflichtet iſt, ihn zu heilen, ſo muß man ihm doch alle empfindliche Strafe wünſchen. Dies werde übrigens wieder die blanke Natur ſchon von ſelbſt thun."

Kann man ihn überhaupt heilen? Das iſt eine freche Forderung — hatte der Doctor geſagt. Das könnte kein Doctor, das könnte wiederum nur die blanke Natur, und dieſer müßte man Ruhe laſſen, Ruhe, vollſtändige Ruhe.

„Nun, nun," ſchloß der Doctor Knopf, „hört auf, mich zu fragen. Der Lamprecht liegt da, nein, er ſitzt da wie ein halbtodter Rumpf. Er ſitzt jetzt, weil er in ſolcher Stellung leichter ein wenig Athem gewinnen kann, als beim Liegen im Bette. Die braven Mädchen haben auf dem Oberboden einen alten Lehnſtuhl vom Großvater gefunden, und den haben ſie mit Sorgfalt gepolſtert. Die armen Mädchen und insbeſondere die arme Frau! Der Frevler verdient ſie gar nicht."

So viel hatte man erfahren von dem unwirſchen Doctor. Acht Tage ſpäter geſtand er im Vorübergehen zu: „Ja doch, die blanke Natur thut ihre Schuldigkeit, der Lamprecht kann wieder ein paar Worte ſprechen und eine Kleinigkeit eſſen und trinken. Vielleicht hat er noch für eine zeitlang ein elendes Leben vor ſich, ein elendes. Ich, der Doctor, ſtürbe lieber."

Dies elende Leben brachte es indessen doch zu einer nicht unwichtigen Handlung. Eines Morgens — die Sonne schien endlich wieder einmal und warf ihre Strahlen in die Vorderstube, wo Lamprecht im Lehnstuhle saß — sagte er in stockender Rede zu seiner Frau, welche ihm den Kaffee gereicht: „Gute Lotte — so kann es nicht bleiben — der Meister fehlt im Hause — wol für immer — das Handwerk geht dabei — zu Grunde. Walter muß gleich — aber gleich — die Lorel heiraten — und muß mein — Fleischerhandwerk übernehmen."

„Heiraten? Hochzeit? Jetzt? Bei dem Jammer? Und in schwarzen Kleidern?"

„Ja. Es geht — nicht anders."

Und so wurde in der That, wiederum acht Tage später — aufgeboten waren sie ja! — eine stille Hochzeit in diesem Trauerhause gefeiert, nein, abgehalten, nicht gefeiert. Und weil's doch herkömmlich war, setzte man sich oben in der Vorderstube, wo Gottlob's Leiche gestanden, zu einem Hochzeitsschmause nieder. Ein Schmaus war's freilich nicht, sondern ein bescheidenes Essen.

Das Wort „bescheidenes Essen" hatte übrigens eine bestimmte Nebenbedeutung. Auf einem Teller, welcher mit einem andern Teller zugedeckt wurde, schickte man einem guten Freunde oder einer guten Freundin eine besonders gute Speise, und die nannte man ein „beschieden" Essen. Es ist nicht ausgemacht, ob dies nur eine Umwandlung war für ein dem Freunde oder der Freundin „beschiedenes Essen" oder ob das Wort „beschieden" nur die geringe Gabe höflich bezeichnen sollte.

Merkwürdig war dabei, daß wirklich aus der Oberstube von Lorel's Hochzeit ein bescheidenes Essen abgeschickt wurde, und zwar ein Karpfenkopf in polnischer Sauce. Hanne erhielt den zugedeckten Karpfenkopf von Lorel mit dem leisen Auf-

trage, dies bescheidene Essen ins Haus des Schatten Wilhelm zu tragen. Hanne erschrak, aber sie besorgte den Auftrag.

Wilhelm war zufällig daheim; er zeichnete. Die Spittel-Façade sollte auf Wunsch des Herrn Baron ein wenig verändert werden, und da der Bau schon bis zum Dachsims aufgemauert war, so mußte die Aenderung rasch vorgenommen werden.

Er blickte erstaunt auf die Hanne und hätte gern gelächelt über das wunderliche Vergißmeinnicht. Aber er hatte das Lächeln verlernt. Nur hatte er nicht verlernt, Dorel's eingedenk zu sein, und diese komische Sendung trieb ihm das Wasser in die Augen.

„Gutes Dorel" — dachte er — „du willst an unser Unglück noch nicht glauben, es ist aber unabwendbar."

Er hieß Hanne sich niedersetzen, denn er hätte kein Tischgeschirr, um ihren Teller leer zu machen, müsse also das bescheidene Essen sogleich verzehren. Sie möge ihm unterdessen erzählen, wie es im Lamprecht'schen Hause stehe.

Das that Hanne. Sie erhielt ein ansehnliches Trinkgeld und übernahm es, dem Dorel mit leiser Stimme Dank und Gruß auszurichten.

Wilhelm war ganz hoffnungslos. Noch schlimmer: er war ergrimmt. Ergrimmt gegen den Vater Lamprecht. Das wilde, rohe Gebahren Lamprecht's gegen ihn, den wärmsten Freund des verunglückten Knaben, hatte alle anderen Gedanken und Gefühle Wilhelm's in den Hintergrund geschoben. Auch alle besseren Bürger stimmten ihm bei, Keller zuerst, und auch der Apotheker, welcher ihn deßhalb eigens besucht hatte. Sogar der sonst sehr aparte Rathsherr Klaus hatte ihm auf der Straße versichert, daß der ganze Rath empört wäre über Lamprecht's wüste Aeußerung.

Die Entrüstung in Wilhelm's Seele war so stark, daß

alle Gedanken an eine Zukunft mit Dorel untergingen. Eine Verbindung mit einer Familie, deren Haupt jene fanatiſchen Fluchworte ausgeſtoßen, ſank unter für ihn. Selbſt wenn, wie es eine zeitlang den Anſchein hatte, ſelbſt wenn dieſer fluchende Mann ſtürbe, ſchien Wilhelm keine Aenderung einzutreten. Mutter und Tochter konnten das Andenken an Gatten und Vater nicht ſo verleugnen, daß ſie ſich für einen Mann erklärten, welchen der Gatte und Vater verflucht hatte. Denn es war die allgemeine Anſicht, daß Lamprecht dies ſchreckliche Wort „verflucht“ am Grabe hatte ausſtoßen wollen. Wilhelm fand ſeine Empörung tief begründet, fand ſeine Abweiſung irgend einer Gemeinſchaft mit Lamprecht's Haus naturgemäß.

Dieſe ganze Vernichtung nach wie vor überdenkend, war er ſitzen geblieben, als Hanne fortgegangen, und hatte ſich wiederholt, daß ſein armes Dorel wol keine Vorſtellung hätte vom Frevel ihres Vaters. Endlich ſtand er auf mit dem Worte: „Unabänderlich.“

Da trat ſein Bruder Chriſtoph ein. Der Vater verlange, daß Wilhelm zum Juſtizrath Stammbach gehe und Nachrichten hole über den Proceß, welchen die Regierung gegen ihn aufgenommen. Der Barbier hätte am letzten Sonntage berichtet, daß er bei den Herren des Stadtgerichtes hätte äußern hören, das Urtheil ſtünde nahe bevor und fiele gegen den alten Schatten aus.

„Der Barbier?“

„Ja. Der hört ja Alles, und er kommt ja immer noch jeden Sonntag mit dem Früheſten, um dem Vater den Wochenbart abzunehmen, mit dem er ja nicht in die Kirche geht. Der Barbier hat uns auch erzählt, daß ein Lamprecht'ſches Mädel deine Liebſte geweſen und nun auf die Seite geſchafft ſei durch den tollen Lamprecht. Der Vater hätte es mit der nie zugegeben, und jetzt freut er ſich darüber, daß die

Geſchichte entzweigegangen. Dann iſt er auch der Meinung des Barbiers, daß die Tochter des Juſtizrathes Stammbach für dich paßt, unter den jetzigen Umſtänden vielleicht noch beſſer als die Johnsdorfer Rieke. Die möchte dich, hat der Barbier geſagt, und die wäre doch tauſendmal einem Bürgermädel vorzuziehen. Ihr Vater würde ſich dann auch viel ſchärfer hinter den Proceß ſetzen, nicht wahr? Mir wär's auch Recht, wenn du zugriffeſt. Denn alsdann wird mir auch die Johnsdorf'ſche zufallen. Die denkt immer noch an dich. Wenn du aber einmal verheiratet biſt, dann nimmt ſie mich."

„Geſchwätz! komm' mit! Ich will den Juſtizrath nach dem Proceſſe fragen. Du kannſt die Antwort dann gleich dem Vater bringen. Viel wird er aber nicht wiſſen."

Sie gingen denn hinaus in die Vorſtadt „zur Krone". Chriſtoph wollte unten warten, Wilhelm ſtieg hinauf.

Er fand Vater und Tochter neben einander am Kaffeetiſche, und Amélie ſprang auf, ihn zärtlich begrüßend. Wie ſich ſelbſt verſpottend, ſagte ſie: „Hochwillkommen, ernſthafter Herr Baumeiſter. Sie ſind mir ja allein übrig geblieben. Wiſſen Sie's ſchon? Der Herr Referendarius Julius iſt geſtern fort. Er tritt ins Regierungsfach über und kommt nicht wieder. Mein treueſter Courmacher iſt dahin, und jetzt hat der Herr Baumeiſter keinen Grund mehr zur Eiferſucht."

Der Vater verwies ihr leichthin die loſe Sprache und gab ihm Auskunft über den Gang des Proceſſes. Ein alter Freund vom Ober-Landesgerichte hatte ihm darüber geſchrieben. Die Ausſichten ſeien ſchlecht, die Koſten würden ſich hoch belaufen, und Vater Schatten müßte ſich auf das Schlimmſte gefaßt machen.

„Gegen die Stadt," fuhr er fort, „hab' ich zugerathen; gegen die Regierung nicht. Wie eifrig ich Staatsrecht nachleſe, ich muß einräumen, daß die Entſcheidung höchſt ſchwierig

bleibt. Geſtern erſt hab' ich einen neuen Grund für uns entdeckt, aber für dieſe Inſtanz kann ich ihn nicht mehr nachbringen. Für eine folgende freilich kann er wirken, wenn Ihr Herr Vater die Koſten überwindet und noch einmal appelliren will."

„Das wird er gewiß, und wenn er ſein Gut verkaufen muß."

„Na, na, dann könnt' es ihm ja einerlei ſein, was Rechtens iſt für ein Gut, das er nicht mehr beſäße."

„O nein. Es würde ihm auch dann nicht einerlei ſein, denn er hätte doch zuletzt Recht behalten. Gerade das verlangt er."

Für die, wenn auch niederſchlagende Auskunft dankend, empfahl ſich Wilhelm. Amélie hatte ihm aber noch ſo viel Schönes zu ſagen, daß ſie ihn die Treppe hinunter bis an die Hausthür begleitete und dort mit nachgewinkten Kußhänden verabſchiedete.

Der unten harrende Chriſtoph ſah das und ſagte im Fortgehen zu Wilhelm: „Tauſendelement, das iſt ein ſchönes Frauenzimmer, die nähm' ich auf der Stelle."

Das beſchäftigte den Chriſtoph mehr als die üble Auskunft. Er war ein kurzſichtiges Menſchenkind. Und das hatte Folgen, denn es war Sonnabend und am andern Morgen erzählte er draußen in Gelſendorf dem Barbier brühwarm: Bruder Wilhelm ſei einig mit des Juſtizraths Tochter, ſie hätte ihn mit Kußhändchen entlaſſen, die Hochzeit würde nicht auf ſich warten laſſen. Der Barbier verbreitete das natürlich in der Stadt, und die Stadt fand es ganz in der Ordnung. Mit einer Lamprecht'ſchen Tochter, wenn daran etwas wahr geweſen, könne er ja doch nichts mehr zu thun haben. Allmälig wurde das Gerücht für die Stadt zur Gewißheit, weil Wilhelm kein Wort dazu ſagte, wenn man darauf anſpielte.

Ein ſchlimmer Dank für das beſcheidene Eſſen der armen Dorel, der ja doch die Nachricht zu Ohren kam, wenn auch nur durch die Hanne.

In Wilhelm war jedoch während alledem eine andere Regung wieder lebendig geworden, eine Herzensregung für den armen Jungen, welchen er verloren. Seine Natur brauchte die Rückkehr eines warmen Gefühls. Dies trieb ihn, etwas Dauerndes auf Gottlob's Grab zu pflanzen, und Keller hatte ihm dazu in ſeinem Gelſendorfer Garten ein kleines Bäumchen, eine Trauerweide, mit der Wurzel ausgehoben. Es ſei zwar nicht die richtige Jahreszeit fürs Verpflanzen, hatte er bemerkt, aber Wilhelm wollte doch das kleine Bäumchen auf gut Glück neben Gottlob's Grabe einſetzen, und als es einmal Nachmittags warm geregnet hatte, was dem Einſetzen förderlich, ging er mit einem Spaten aus ſeinem Spittelbau bei einbrechendem Abende auf den Kirchhof.

Eine Weile ſetzte er ſich noch auf die Balken und gedachte des kleinen Freundes, welcher ihm ſo werth geworden. Blos darum, weil in deſſen Antlitz Dorel's Züge deutlich ſichtbar geweſen? „Wer weiß das!“ ſagte er und ſtand auf, als die Dunkelheit ſich ausbreitete. Niemand braucht es zu ſehen — dachte er — es könnte wieder miſsdeutet werden.

Als er ſchon nahe am Grabe war, bemerkte er erſt, daß Jemand auf dem Grabe ſaß. Es war eine Frauengeſtalt, welche ihm den Rücken zukehrte. Beim Geräuſche ſeiner Annäherung erhob ſie ſich und wendete ſich um — es war Dorel.

Sie pflegte ein paar Blumentöpfe mit Aſtern oben am Fenſter der Hinterſtube. Blumen waren in der Stadt ziemlich ſelten. Sie wurden damals überall nur wenig gepflegt. Ihre reichliche Pflege iſt etwas Modernes.

Dieſe ihre Aſtern hatte ſie abgeſchnitten und auf ihres Bruders Grab geſtreut.

Als ſie Wilhelm ſo dicht vor ſich ſah, rief ſie: „Ach Gott! Du Wilhelm? Was haſt du denn da in den Händen?“

„Eine Schaufel und eine kleine Trauerweide. Die will ich hier einſetzen.“

„Wie hübſch! Da haben ſich doch noch einmal unſere Gedanken begegnet: ich habe Aſtern gebracht für Gottlob. Fürchte dich nicht vor mir, Wilhelm — ich weiß Alles. Ich weiß, daß wir nicht mehr zu einander gehören können, weil mein Vater —“

„Sprich es nicht aus, Dorel!“

„Nein. Aber ich will dir helfen. Gib's her, das Bäumchen. Ich halte es, während du die Erde aufgräbſt. Thu's nur! Es wird ja dunkel und es ſieht uns hier Niemand. Und wenn auch! Jetzt wiſſen ja die Leute, daß Alles vorbei iſt mit uns. Gib!“

Er gab ihr das Bäumchen und grub den weichen Erdboden auf dicht neben dem Grabe. Dann ſtreckte er die Hand aus; ſie reichte ihm das Bäumchen; er ſetzte es in den Boden tief hinein, ſchaufelte dann die aufgegrabene Erde wieder in das Loch und ſchob ſie leiſe feſt mit dem Fuße. . . Weder er noch ſie ſprach ein Wort. Als er fertig war, nahm er eine Aſter vom Grabe und ſagte leiſe: „Lebe wohl, Dorel!“

„Lebe wohl, Wilhelm!“ erwiderte ſie etwas undeutlich. Thränenweiche Rührung mochte wol ſchuld ſein an der Undeutlichkeit.

Und nun wendeten ſich Beide nach verſchiedenen Seiten zum Fortgehen.

Nachdem Dorel zwei Schritte gegangen, blieb ſie ſtehen und ſagte: „Ich werd's beim Todtengräber ſchon beſtellen, daß er ſich des Bäumchens annimmt.“

„Ich werd' auch ſelber nachſehen, um zuweilen mit unſerem Gottlob zu ſprechen,“ erwiderte er.

Da ſchoß ein Schluchzen durch Dorel's ganze Geſtalt. Deßhalb wol blieb ſie noch ſtehen; er blieb auch. Nachdem ſie ſich aber gefaßt, ſagte ſie noch ſanft: „Und nicht wahr, Wilhelm, mir gibſt du keine Schuld?“

„Wie könnt' ich!“

„Ich hab's treu und redlich mit dir gemeint, und werd's immer ſo meinen. Der liebe Gott hat's nicht gewollt. Lebe wohl, Wilhelm!“

„Lebe wohl, Dorel!“

Sie gingen Beide. Ach, das Lebewohl war wieder thränenweich geweſen, und auch das ſeine hatte einen ſehr ſchmerzlichen Klang gehabt.

Nun war's ganz dunkel, und er fand ſich kaum hinein in die Thür des Spittelbaues. Da drin war's ganz finſter und Niemand konnte es ſehen, daß er die Aſter heftig küßte.

Kurz, mit Einemmale war's vorbei mit Zorn und Ingrimm und Stolz. Wenigſtens fühlte er nichts als Liebe, Liebe und Liebe zu ſeinem Mädchen. Unglücklich freilich war er immer noch, aber anders als vorher, ganz anders. Wenn er nicht ein Mann geweſen wäre, ſo hätte er die ganze Nacht geweint.

XVII.

Am nächſten Tage nach dem Mittageſſen ſagte Frau Keller traurig: „Lieber Herr Schatten, ich weiß nicht mehr, was ich kochen ſoll, Sie eſſen ja immer weniger.“

„Am Ende wird er gar nichts mehr eſſen,“ fuhr raſch Herr Keller fort, „wenn wir nicht da drüben den Knoten entzweiſchneiden.“

Wilhelm erwiderte nichts, er achtete nicht darauf und ſchritt von dannen, dem Thore zu; er wollte zum Spittelbau. Keller blieb an ſeiner Seite. Er wollte zur Frau Lamprechtin,

mit welcher er ein Rechnungsgeschäft zu erledigen hatte. Damals hatte er den Ausschank des Lamprecht'schen Schützengebräus übernommen, weil bei Lamprechts der Kegel nicht ausgesteckt werden konnte. Das Lamprecht'sche Haus war ja ganz verstört gewesen. Jetzt trug er die Abrechnung zur Frau Lamprecht, sagte aber Wilhelm nichts davon. Erst am Thore, wo er rückwärts in die Fremdengasse einbog, ließ er die Worte fallen: „In einer halben Stunde bringe ich Ihnen Bescheid zum Spittelbau."

„Bescheid? Worüber?"

„Ich sag's Ihnen nachher, wenn's abgemacht ist."

Wilhelm fragte nicht weiter. Draußen stieg er aufs Gerüst hinauf, um an der Façade zu malen. Mechanisch, ganz mechanisch. Das Zusammentreffen mit Dorel hatte Alles in ihm aufgewühlt von Sehnsucht und Liebesschmerz, er war unfähig zu irgend einer Arbeit, auch zu einer blos mechanischen. Er warf nach einiger Zeit den Pinsel weg und stieg herab, um auf den Kirchhof hinüber zu gehen, ob sein Stämmchen auch noch fest stünde; es wehte ein starker Wind.

Da kam aber Keller schon wieder vom Thore her, die halbe Stunde war vergangen. Er winkte schon von weitem, und als Wilhelm unten ankam an der letzten Sprosse der Leiter, war er bei ihm und sagte: „Na also, das wäre abgemacht."

„Was denn?"

„Lieber Freund, das mußte zu Ende gebracht werden. Sie sterben uns ab. Sie müssen heiraten, um auf andere Gedanken zu kommen. Ausgesucht hätte ich die schöne Male in der „Krone" nicht gerade für Sie, aber sehr hübsch ist sie allerdings und sehr lustig. Das ist nicht zu verachten für ihre Kopfhängerei. Außerdem sagt die ganze Stadt, daß sie in Sie vernarrt ist, und das ist auch was werth. Das wird Ihnen

gut thun. Um nun geſchwind zum Ziele zu kommen, mußte bei Lamprecht's reiner Wein eingeſchänkt werden. Denn ſo lange Sie denken: die Dorel hofft noch, ſo lange kommen wir nicht von der Stelle. Da hab' ich alſo den reinen Wein eingeſchänkt. Die Dorel war wie beſtellt neben der Mutter, und ich hab's denn geradheraus geſagt: der Schatten Wilhelm hat ſich kurzweg entſchloſſen, des Juſtizraths Tochter in der „Krone" zu heiraten."

„Was?!"

„Ja wol. Denn, hab' ich zugeſetzt, der junge Baumeiſter braucht für ſein neues Haus eine Hausfrau."

„Keller!"

„Freilich iſt das arme Dorel bleich geworden wie eine weiße Schürze und hat ſich niedergeſetzt. Leid gethan hat mir's auch. Aber nun iſt klares Waſſer da, nun können Sie unbekümmert vorwärts gehen und ein neues Leben anfangen. Jetzt wiſſen Sie den angekündigten Beſcheid, und morgen Mittags ſprechen wir weiter."

Keller ſah es nicht oder wollte es nicht ſehen, daß Wilhelm eine heftig abwehrende Bewegung mit der Hand machte, und ging fort.

Es ſtanden da im Hausflur ein paar alte Schemel. Erſchrocken und ungehalten ſank Wilhelm auf den einen und nahm den Kopf in die Hand. Was hatte der gute Freund Keller da angerichtet! Thörichte Dinge, welche dem armen Dorel neuen Kummer bereiten mußten. Aber konnte Wilhelm ihr ſagen laſſen, es ſei nicht wahr? Das konnte er nicht. Das hätte die wirklich aufgegebene Verbindung mit ihr nur nutzlos wieder angeknüpft — es war ihm kläglich zu Muthe.

Da fühlte er eine Hand auf ſeiner Schulter. Er blickte in die Höhe und ſah den Baron vor ſich ſtehen. Er ſtand auf.

„Sitzen bleiben, Herr Schatten! Hier iſt ja auch ein

Schemel für mich. Ich hab' Ihnen viel zu ſagen. Bin eben dem Keller begegnet, der hat mich hergewieſen. Alſo ohne Umſtände an die Hauptfrage, welche ja in der ganzen Stadt, alſo auch mir bekannt iſt. Sie lieben das junge Mädchen und es liebt Sie wieder. Der Vater, der Fleiſchhauermeiſter, hat in Thorheit und Tollheit gegen Sie gewüthet, und da liegt das Hinderniß. Es muß beſeitigt werden."

„Es iſt nicht zu beſeitigen."

„Vielleicht doch. Sehen Sie, ſolch eine kleine Stadt hat viele Nachtheile. Die Bürger verſtocken ſich in ihr und bleiben in allen Dingen zurück. Aber ſie haben doch einen Vortheil davon, den Vortheil einer engen Gemeinſchaft. Dieſe hält den ſittlichen Sinn eng zuſammen und bewahrt ihnen die Religion. Dieſe Bürger haben noch Religion. Daß zweierlei Glaubensbekenntniſſe hier herrſchen, das evangeliſche und das katholiſche, das iſt auch ein Vortheil. Beide ſind eiferſüchtig auf einander und ſorgen dafür, daß in ihren Gemeinden nichts Unmoraliſches aufkommt, worüber die andere Gemeinde triumphiren könnte. Der wilde Fleiſchhauer aber geberdet ſich unmoraliſch. Da haben wir denn übrigens noch einen Hauptvortheil, wir Evangeliſchen, wir haben den Paſtor Primarius. Der iſt allgemein verehrt und geliebt. Was der Mann anräth mit ſeiner wohlthuenden Salbung, das wird den Leuten ein religiöſes Geſetz, und einem ſolchen Geſetze ſoll auch der wilde Lamprecht unterworfen werden."

„O nein."

„O ja. Man weiß in dieſer kleinen Stadt nichts von der Freigeiſterei des vorigen Jahrhunderts, man weiß nichts von einer Göttin der Vernunft, nichts von einem Spötter Voltaire. Man kennt ſeinen Namen nicht, man glaubt dem Paſtor Primarius aufs Wort. Zu ihm geh' ich jetzt, denn Ihnen muß geholfen werden, Sie ſind ein talentvoller und

fleißiger junger Mann. Halten Sie ſich bereit, mit mir ins Lamprecht'ſche Haus zu gehen, wenn ich Sie rufe."

„Verzeihung, Herr Baron, das kann ich nicht und das thue ich nicht."

„Nun ſind auch Sie eigenſinnig!"

„Ja."

„Na, Geduld, ich bring' Sie doch noch hin. Heben Sie vorläufig nur den Kopf in die Höhe und machen Sie das Hoſpital fertig, es werden ſchon zwei Inſaſſen angemeldet. Jetzt, Adieu! Auf Wiederſeh'n."

Und der kleine ältliche Herr ſchob ſein gläſernes Auge zurecht und trippelte von dannen, geradenwegs nach dem Kirchenplatze hin. Dort ſah er den Primarius an ſeiner Hausthür ſtehen. Er rauchte aus einer langen Tabakspfeife.

Der Baron winkte ihm ſchon von weitem; der Primarius ſtellte ſeine Pfeife weg und kam ihm entgegen. Beide Herren gingen nun wol eine Viertelſtunde lang auf dem Kirchenplatze umher, trotz des unbequemen Windes, und als ſie ſich trennten, ſagte der Baron: „Alſo den alten Bauer draußen brauchen wir auch?"

„Ja, Herr Baron, nothwendig. Die Feindſchaft zwiſchen den beiden Alten iſt die Grundlage dieſes unſittlichen Streites. Ich laß ihn übermorgen — er kommt regelmäßig in die Kirche — durch den Küſter in die Sacriſtei rufen, ſobald meine Predigt zu Ende iſt, und ich werde um drei Viertel auf Elf endigen. Dann nehm' ich ihn vor und bring' ihn mit hieher in mein Haus. Hier bitt' ich den Herrn Baron zu warten, und zuſammen wandeln wir dann zu dem wilden Manne."

So ſchieden ſie. — Uebermorgen, der Sonntag, kam —

Als beim Amen der Küſter zum Geſtühle des alten Schatten trat und dieſen nach der Sacriſtei berief, ſah dieſer den Küſter mit großem Erſtaunen an. Er war gar nicht auf-

gelegt zu friedfertigen Dingen; die bedrohlichen Nachrichten über seinen Proceß machten ihn eher geneigt zum Dreinschlagen. Aber gegenüber dem auch von ihm hochgeschätzten Herrn Primarius folgte er doch der Einladung und verhielt er sich doch ruhig und hörte aufmerksam zu.

Nach kurzer Einleitung sprach der Primarius mit sanfter Stimme: „Sie hegen, lieber Herr Schatten, eine alte Feindschaft gegen den Fleischhauermeister Lamprecht —"

„Ja wol, und eine rechtschaffene."

„Feindschaft hegen ist jedoch nicht christlich."

„Das mag sein. Aber wer hat denn unsere christliche Kirche gestiftet? Der Doctor Luther, nicht wahr? Nun, der Doctor Luther hegte auch Feindschaft gegen die Götzendiener, und der Doctor Luther war doch der Beste von Allen und ist und bleibt es."

„Ja, ja. Aber als Gründer unserer evangelischen Kirche verwies er mit Recht immer auf das Evangelium, und das Evangelium lehrt: Tilget jede Feindschaft aus euren Herzen und stiftet Frieden unter einander. Als evangelischer Christ werden auch Sie das wollen."

„Ja, wie denn? Der Fleischer ist grob gegen mich gewesen wie eine Holzaxt."

„Darauf haben Sie ihm in offener Versammlung der Stadtverordneten ein schlimmes Spottwort zugerufen.

„Hanswurst hab' ich gesagt. Das hat er verdient."

„Das muß in evangelischem Sinne ausgeglichen werden. Er wird sein grobes Wort zurücknehmen, und Sie werden Ihr Spottwort zurücknehmen."

„Ich glaube nicht, daß der Doctor Luther dies gethan hätte."

„Aber ich, lieber Schatten, glaub' es, und ich kenne auch den inneren Sinn des Dr. Luther."

„So?“

„Ja. Und ehrlich ja. Wenn wir Frieden ſtiften, ſo handeln wir im Geiſte unſeres verehrungswürdigen Stifters, des Doctor Martin Luther.“

„Na gut; Sie ſind ein frommer Herr und müſſen das eigentlich doch beſſer verſtehen, als ich. Aber wenn der Fleiſcher Umſtände macht —“

„Er wird keine machen. Folgen Sie mir nur getroſt, Herr Schatten.“

Er folgte, nicht eben gern. Vor dem Predigerhauſe fanden ſie den Herrn Baron, und nun gingen die drei bejahrten Männer durch die Kirchgaſſe, über den Ring und traten ins Lamprecht'ſche Haus.

Wer ſie ſah, war höchlichſt überraſcht. Der Herr Primarius im geiſtlichen Ornate, in der weiten ſchwarzen Reverende, welche der Wind bewegte, mit den weißen Bäffchen abwechſts vom Halſe und mit dem hohen ſchwarzen Sammetbarett auf dem Kopfe! Liegt der Lamprecht im Sterben und ſoll er verſehen werden? fragte man. Aber dazu paßt doch der alte Schatten nicht! Und der Herr Baron auch nicht! Der geht ja gerade den Sterbenden gern aus dem Wege!

Dem Lamprecht war es in den letzten Tagen etwas leichter geworden, darum hatte er ſich in der einſamen Vorderſtube gar zu ſehr gelangweilt und hatte ſich auf dem Polſterſtuhle in die Hinterſtube tragen laſſen. Dort hörte und ſah er doch Alles, was in der Wirthſchaft vorging.

Jetzt wollten die Mädchen juſt den Tiſch decken zum Mittageſſen, da ſtürzte die immer ſtürzende Hanne herein — auch jetzt zum Aerger Lamprecht's — und ließ noch dazu die Thür angelweit offen — ganz erſchrocken ins Zimmer rufend: „Der Herr Primarius!“

Dieſer trat ein, der Baron und Schatten hinter ihm.

Lamprecht wollte ſich vor dem Herrn Primarius erheben, es wurde ihm aber ſchwer, und der Herr Primarius ſagte ſogleich: „Bleiben Sie ruhig ſitzen, lieber Herr Lamprecht, und wir bitten auch die würdige Ehefrau, meine werthe Bekannte, hier zu verbleiben.“

Die Mädchen entfernten ſich; Hanne rückte auf Geheiß der Frau drei Stühle herbei und eilte beſtürzt hinaus. Die Herren ſetzten ſich im Halbkreiſe vor Lamprecht hin, der Primarius in der Mitte. Die Frau blieb abſeits ſtehen.

Die Worte ſchwach betonend ſprach nun der Herr Primarius: „Mein lieber Herr Lamprecht! Die unerforſchlichen Rathſchlüſſe des Himmels haben Sie hart betroffen und Ihren hoffnungsvollen Sohn von der Erde hinweggenommen.“

Lamprecht ſtöhnte auf.

„Ihr tiefer Schmerz war begreiflich. Haben Sie in demſelben nicht aber doch außer Acht gelaſſen, daß unſere evangeliſche Lehre Unterwerfung vorſchreibt unter die Rathſchlüſſe des ewigen Gottes unſeres Herrn? — Ja, lieber Lamprecht, das haben Sie außer Acht gelaſſen, und deßhalb hat die Strafe des Herrn ſofort Ihren Leib gelähmt, ſo daß die Pforte des Todes offen zu ſtehen ſcheint für Sie.“

Lamprecht verſuchte ſich aufzurichten, ſank aber zurück.

„In dieſe ſchmerzhafte Auflehnung gegen das Gericht Gottes haben Sie leider Rachegedanken eindringen laſſen gegen unſchuldige Nebenmenſchen. Die Rache iſt mein! ſagt der Herr. Dies heilige Wort haben Sie vergeſſen. Nehmen Sie es jetzt auf in Ihren Sinn, wie jeder gute Chriſt ſoll. Stoßen Sie heraus aus Ihrer Seele jeden Rachegedanken! Ihre Seele wird dadurch erleichtert werden, und die erleichterte Seele wird dem kranken Leibe Erholung bringen.“

Lamprecht öffnete ſeine Augen weit.

„Die Familie Schatten, gegen welche Ihr Zorn gerichtet

iſt, kommt Ihnen mit Verzeihung entgegen. Der ältere Herr Schatten hier iſt bereit . . ."

„Das heißt, Herr Primarius . . ." erhob ſich unwirſch der alte Schatten.

„Das heißt, lieber Herr Schatten," unterbrach ihn der Primarius, „Sie ſind bereit, wie Doctor Luther zu handeln, und dem irrenden Gegner die Hand zur Verſöhnung zu bieten."

„Hat das der Doctor Luther gethan?"

„Das hat er mehr als einmal gethan, und unſer renmüthiger, die Gerechtigkeit des Himmels anerkennender Freund Lamprecht wird die Spottrede vergeſſen, welche Ihnen im Rathsſaale entſchlüpft iſt, verzeihen und vergeſſen. Zur Bekräftigung werden Sie einander die Hände reichen als chriſtliche Brüder."

Es entſtand eine Pauſe. Weder Schatten noch Lamprecht ſtreckte die Hand aus.

„Ich bitte, als Ihr evangeliſcher Seelſorger!" — ſprach mit ſtarker Stimme der Primarius und ergriff mit der einen Hand die des alten Schatten, mit der andern die Lamprecht's, welche beide ſich eigentlich nur ziehen ließen. Auf einen kräftigen Druck des Primarius ſagte endlich der alte Schatten: „Meinetwegen!", und Lamprecht ſtieß einen unarticulirten Laut hervor.

„Nun, lieber Lamprecht" — fuhr der Primarius fort — „nun kommt Ihre Hauptſchuld. Denn gegen den jungen Herrn Schatten, gegen Schatten Wilhelm, haben Sie wirklich in Ihrer Verſtörung Gott vergeſſen. Ihm ſind ſie geradezu Abbitte ſchuldig, wenn ich Sie noch als ein braves Mitglied unſerer Gemeinde anſehen ſoll. Herr Schatten Wilhelm war der wärmſte Freund Ihres Sohnes, und ihm haben Sie — laſſen Sie mich das gottesläſterliche Wort verſchweigen — ihm haben Sie ein Unrecht angethan, welches unſere ganze Ge-

meinde mit Schrecken erfüllt, ja, welches uns Evangelische bloßstellt bei den Katholischen. Bedenken Sie das! Heut' oder morgen werden Sie vor Gottes Thron stehen und sich verantworten müssen. Für Ihr Wort des Grimmes gegen Schatten Wilhelm fände sich keine Verantwortung. Eilen Sie also, sich von diesem Worte zu befreien! Lassen Sie den jungen trefflichen Mann hieher bitten und strecken Sie ihm beide Hände entgegen. Er wird verstehen, was Sie meinen, und wird Ihnen vergeben. Richtet nicht, damit ihr nicht gerichtet werdet! sagt unsere heilige Schrift. Lamprecht! Kann ich mich erheben mit der Ueberzeugung, daß unser Lamprecht seinem treuen Seelsorger Genüge leisten werde?"

Es folgte derselbe unarticulirte Laut Lamprecht's, nur daß jetzt sein Haupt auf die Brust sank.

Die drei Herren standen auf und gingen. Frau Lamprechtin verbeugte sich. Der Herr Baron jedoch und der alte Schatten schüttelten ihre Köpfe, indem sie zurückblickten auf Lamprecht.

Frau Lamprechtin sah lange schweigend auf ihren Mann hin. Dann brachte sie ein Fläschchen mit Kornbranntwein, bestrich mit dieser Flüssigkeit die Stirn ihres Mannes, hob seinen Kopf in die Höhe und sagte: „Es hat dich angegriffen, August. Natürlich, 's ist eben doch ein Mann Gottes."

Bei diesen letzten Worten erst öffnete er die Augen und schaute sie an.

„Soll ich gleich" — fuhr sie fort — „nach dem Schatten Wilhelm schicken? Oder erst nach dem Essen?"

„Schlafen! Schlafen bis morgen Früh!" — erwiderte er halblaut und legte den Kopf an den gepolsterten Backen des Stuhles, die Augen wieder schließend.

Die drei Herren hatten sich vor der Hausthür getrennt, und der Herr Primarius war allein über den Ring nach

Hauſe gegangen. An der Kirchgaſſe begegnete ihm der Apotheker. Dieſem Gebildetſten unter den Katholiken der Stadt fühlte ſich leider der Herr Primarius berufen, Mittheilung zu machen von dem Triumphe evangeliſchen Glaubens, welchen er ſoeben errungen zu haben glaubte. Er erzählte ihm alſo den Vorgang in Kürze, und daß Lamprecht nun bereit wäre, den Schatten Wilhelm in ſein Haus zu bitten und ihm Abbitte zu leiſten.

Lächelnd war der Herr Primarius nach dieſer Mittheilung fürbaß gegangen, und der Apotheker war betroffen ſtehen geblieben.

„Sollte wirklich," ſagte ſich der Apotheker, „ein ketzeriſcher Geiſtlicher dieſe höhere Macht beſitzen wie kaum unſer verſtorbener Probſt und unſer jetziger Erzprieſter, welchen das Fegefeuer und die Höllenſtrafen zu Gebote ſtehen als Bedrohung? Nein, nein! Das iſt nicht glaublich."

Sofort erzählte er es einigen Glaubensgenoſſen. Sie glaubten es ebenfalls nicht und erzählten es weiter unter den Ihrigen. Keiner glaubte daran, und nicht Alle unterließen Stichelreden gegen die Evangeliſchen, welche ihrem Primarius eine unerreichbare Macht zuſchrieben. So war bis zum Abende dieſes Sonntags eine Aufregung in Gang gebracht zwiſchen den beiden Glaubensbekenntniſſen, welche bedrohliche Formen annahm. Jede Partei ſtellte Wachen aus — Lehrbuben, junge Söhne, Dienſtmädchen — zwiſchen dem Lamprecht'ſchen und dem Hauſe Wilhelm's, um zu erfahren, ob Botſchaft geſendet würde für Wilhelm.

Bis in den ſpäten Abend Sonntags bemerkte man keine Botſchaft; auch Montag Vormittags zeigte ſich keine, keine! Die Katholiſchen lachten, die Evangeliſchen wurden beſtürzt, die ganze Stadt war in Bewegung.

Keller, der Pfefferküchler, war ein gründlicher Evan-

geliſcher. Seine Vorfahren waren ja aus Böhmen ausgewandert, weil man ſie mit dem Schwerte katholiſch machen gewollt. Er hielt es nicht aus, bis zum Mittageſſen am Montag zu warten, zu welchem Wilhelm vielleicht heute nicht käme — er ging zu Wilhelm ſelbſt, um zu fragen.

Wilhelm ſaß am Reißbrette und zeichnete ein ſchloßartiges Wohnhaus, welches er vom Schützenfeſte her für einen Rittergutsbeſitzer zu bauen hatte, und er machte auf Keller's Frage eine geringſchätzige Bewegung mit der Hand, in welcher er den Cirkel hielt. Für ihn war dieſer ganze Bekehrungsverſuch an Lamprecht ein Märchen, ein geiſtlicher Irrthum. Für ihn war der Fleiſchhauermeiſter Lamprecht ein knochenharter Mann, welcher die Berührung mit ſolchem Anſinnen trocken abſchütteln würde. Ihn peinigte nur unausgeſetzt die Thorheit, daß Keller ſeine Verheiratung mit Amélie Stammbach im Lamprecht'ſchen Hauſe angekündigt und dadurch Dorel niedergeworfen hatte. Es hatte ihm keine Ruhe gelaſſen, in dieſem Punkte war er jetzt anderer Meinung als damals. Wenn Dorel auch für ihn verloren war, ſolch einen rohen Abfall ſollte ſie doch nicht von ihm glauben — ſo dachte er jetzt, und er war überzeugt, daß ſie bitterlich leiden mußte unter jener Nachricht Keller's. Er antwortete alſo Keller mit Nachdruck: „Niemand iſt bei mir geweſen und Niemand wird kommen; aber ich fordere jetzt von Ihnen, der Sie von meiner Verheiratung in Dorel's Gegenwart unbefugt geſprochen, daß Sie Dorel jetzt aufſuchen und ihr mittheilen, jene Nachricht von meiner Verheiratung ſei nichts weiter geweſen als eine auf Unwahrheit beruhende Klatſcherei."

Keller übernahm das. Es lag ihm daran, in Lamprecht's Hauſe ſelbſt zu erfahren, ob wirklich der ſchlimme Mann widerſpenſtig verbleibe zum Aergerniſſe ſeiner Glaubensgenoſſen. Er eilte fort.

Kaum war er aus der Thür gegangen, da stürzte Wilhelm's Bruder Christoph herein, schweißtriefend und fast athemlos. „Was ist?“ — Er hielt Wilhelm ein großes Papier hin und ächzte: „Lies nur! Der Vater hat den Prozeß verloren, er schlägt draußen Alles kurz und klein, und du sollst sagen, was dies Wort bedeutet, hier dieses Wort, wir verstehen's draußen nicht. „Compensirt“ heißt es, die Kosten werden „compensirt“. Was heißt das?“

„Das heißt: die Kosten werden von den beiden Parteien zu gleichen Theilen getragen. Der Vater hat also die Hälfte der Kosten zu bezahlen.“

„Oh! Nun schlägt er uns Alle todt, denn das Geld hat er nicht. Er muß den Busch verkaufen und die Grenzäcker, das Gut ist verschimpfirt.“

„Sag' ihm, ich werde nach Kräften beisteuern.“

„Oh, oh, oh! Und zu guterletzt soll ich in einem Gange zum Herrn Justizrath hinausgeh'n und soll ihm diesen Zettel übergeben; lies nur!“

Auf dem Zettel stand mit ellengroßen Buchstaben: „Appelliren, Herr, apelliren! Und wenn mich darüber der Teufel holt.“

„Gib nur den Zettel ab; der Vater thut recht.“

Während dies in Wilhelm's Zimmer vorging, war Keller bis zum großen Wasserbehälter — er hieß Röhrbrunnen — im nördlichen Theile des Ringes gekommen, und dort sprach der Herr Baron mit dem Zimmermeister der Stadt in lebhaftem Tone. Der Zimmermeister war auch Wassermeister und hatte die Röhren zu beaufsichtigen, welche vom nördlichen Felde herein in ausgehöhlten runden Bäumen das Wasser zuführten. Eben war wieder, wie so oft, eine Verstopfung eingetreten, und der Baron machte die kühne Bemerkung, mit der Zeit werde man doch versuchen müssen, eiserne Röhren zu gießen

und ſtatt der hölzernen Stämme in den Boden zu legen. Der Zimmermeiſter lachte und fand das unglaublich. Dadurch würden ja ſein Zuthun und ſeine Einnahme ungebührlich verringert, meinte er, und das ginge doch nicht.

„Ihr glaubt eben an keinen Fortſchritt," ſagte der Baron und wendete ſich zum Fortgehen. Dabei begegnete er Keller, welcher ergebenſt grüßte.

„A propos, Herr Keller, ſie gehören ja zu den beſonnenſten Bürgern, iſt es denn wahr, was ich heute überall höre, die evangeliſchen Gemeindemitglieder ſind alle außer ſich?"

„Ja, ja, das ſind ſie."

„Der Lamprecht hat nicht geſchickt zum Baumeiſter Schatten junior?"

„Nein, nein. Ich komme juſt von ihm und will zum Lamprecht. Das iſt ein Unglück, Herr Baron, wenn der Lamprecht widerſpenſtig bleibt. Der Herr Primarius iſt blamirt, unſere Religion iſt heruntergebracht und die Katholiſchen triumphiren. Gott weiß, was losgeht!"

„Alſo wirklich! Sie haben Recht. Das gäbe ein Unglück und ich wäre mit ſchuld daran. Iſt denn in der ganzen Stadt Niemand, der auf den verſtockten Lamprecht einen nachdrücklichen Einfluß hätte?"

„Niemand, Niemand. Aber halt! Dort tritt eben der Doctor, der Herr Doctor Knopf aus ſeinem Hauſe. Dieſer kleine Herr hat Haare auf den Zähnen. Er iſt geſcheiter als zehn Andere, und er behandelt ja auch den Lamprecht, der könnte vielleicht —"

„Ein Mediciner? Der ſoll das Wort des Paſtor Primarius unterſtützen? Die Mediciner, mein lieber Herr Keller, ſind alle Freigeiſter."

„Ah?"

„Die haben immerfort mit der Natur zu thun und glau-

ben nicht an Uebernatürliches, geben alſo nichts auf die Geiſtlichen — guten Tag, Herr Doctor!“ ſagte er zu dem vorübergehenden Knopf.

„Gehorſamer Diener, Herr Baron!“

„Wir ſprechen eben von Ihnen.“

„Große Ehre.“

„Spotten Sie nicht! Vielleicht können Sie helfen.“

„Dazu bin ich auf [illegible]r Welt. Schmerzt Ihr Auge?“

„Das ſchmerzt immer ein wenig, aber da können Sie ja nicht helfen, wie Sie ſelbſt ſchon geſagt. Der Menſch muß ſein Schickſal geduldig tragen, Ungeduld erhöht nur ſein Leiden. Nein, was Anderes, Herr Doctor! Herr Keller, gehen Sie immerhin fragen dort im Hauſe und ſchenken Sie uns dann Beſcheid!“

Keller ging, und der Baron nahm den Doctor unter den Arm, ihm die ganze Lage ſchildernd und mit der Frage ſchließend, ob denn er nicht den Frevler Lamprecht erweichen könne, herumkriegen, wie man in der Stadt ſich ausdrückt.

Der kleine Doctor bot dem Herrn als nächſte Antwort eine Priſe Schnupftabak. Man ſchnupfte damals ſtark und dies iſt erſt in den Dreißiger- und Vierziger Jahren abgekommen. Der Baron nahm eine kleine Prieſe — er war vorſichtig, er kannte den ſtarken Tabak des Doctors. Um ſo größer war die Priſe, welche nun der Doctor ſelber nahm für ſeine geräumige Naſe, welche man zu groß finden konnte für die kleine Geſtalt und die kleinen Augen. Dabei ſah er ſchweigend dem Baron ins Geſicht. Erſt nach einer Weile ſagte er, beinahe lächelnd: „Die Geiſtlichkeit erweiſt ſich unmächtig?“

„Ja. Und das wird gefährlich für die Ruhe der Stadt.“

„Was ſie ſagen! Der Fall wäre alſo nicht unintereſſant und für mich nicht unwichtig. Denn wenn die Stadt unruhig wird, da krieg ich als Doctor viel Scherereі. Hm! Hm! Ver-

ſprechen kann ich nichts. Der Fleiſcher da drüben hat eine dicke Haut, außen und innen. Es würde, wie man ſagt, eine Pferdecur. Aber glücklicherweiſe iſt er krank, ſchwer krank. Ich will's verſuchen. Sein Herzleiden iſt nicht ungeeignet für den Verſuch. Wenn er dabei d'raufgeht, der Fleiſcher, ſo waſch' ich freilich meine Hände."

„Er wird ja nicht!"

„Na, na. Aber das bliebe ſich gleich, ob ich blos phyſiologiſch oder auch pſychologiſch — ganz gleich. Und zum Beſten der Stadt, ſagen Sie?"

„Sehr zum Beſten der Stadt. Hören wir! Da kommt Herr Keller. Nun, Herr Keller?"

„Es ſteht erbärmlich," ſagte Keller, „ſeit geſtern hat er immerfort geſchlafen oder, wie ich glaube, ſich ſchlafend geſtellt, um nur nicht reden zu müſſen, und heute Morgens, als die Frau wieder in ihn hineingeredet, da hat er kurzweg Nein geſagt. Nein. Er ſchickt nicht nach dem Schatten Wilhelm."

„Im Punkte der Rachſucht," ſagte der Doctor zum Baron, „ſind Handwerksleute von unglaublicher Zähigkeit, ich möchte ſagen von thieriſcher Zähigkeit. Und nun gar, wenn es ihre Kinder betrifft. Da meinen ſie ſchon aus Blutsverwandtſchaft Strafe durchſetzen zu müſſen. Wie ich Ihnen geſagt habe, ſanfter Herr Baron, eine Pferdecur . . ."

„Zum Beſten der Stadt!"

„Ja, ja, und man erſpart ſich die Scherereien — gehorſamer Diener, Herr Baron, ich werd's verſuchen."

Dies ſagend und die kleine vergoldete Krücke ſeines ſpaniſchen Rohres an ſeine vollen Lippen drückend, ſchritt er raſch, wie er mit kleinen Schritten gewohnt war, ins Lamprecht'ſche Haus. Dabei flüſterte er vor ſich hin: „Der Primarius! Ja doch! Eigennutz iſt der ſtärkſte Trieb in der

menſchlichen Natur. Bei ſtarken Naturen viel ſtärker als der Glaube."

Als er eintrat, deckten die Mädchen wieder wie geſtern den Tiſch. Die Mutter kam ihm entgegen, ſah tief traurig aus und ſagte leiſe: „Er ſagt zu Allem Nein und iſt ſehr unruhig."

„Ich ſeh's von weitem, Kinder, und auch Sie, Frau Gevatterin, Ihr müßt eine Viertelſtunde warten aufs Mittageſſen. Es ſteht ſchlechter mit dem Vater, und ich muß eine Viertelſtunde allein ſein mit ihm."

Die Mädchen räumten beſtürzt die Stube, und die Mutter folgte ihnen. Lamprecht hatte die Worte des Doctors gehört — das hatte der Doctor gewollt — und ſah ihm erſchrocken entgegen.

Der Doctor fühlte den Puls und den Herzſchlag lange, lange. Dann nahm er ſich einen Stuhl und ſetzte ſich dicht vor den Kranken, nochmals eine große Priſe nehmend, ehe er gemeſſen ſprach wie folgt:

„Sie haben, kranker Mann, die frommen Worte des Herrn Primarius im Leibe. Das heißt im Kopfe, im Herzen und in den Eingeweiden. Und weil ſich Ihre Fleiſchernatur dagegen ſträubt, ſind Sie von Unruhe geplagt."

Lamprecht nickte.

„Dieſe Unruhe wird nicht mehr von Ihnen weichen, bis Sie nachgegeben haben oder bis Sie todt da ſitzen."

„Ho!"

„'s iſt nicht anders. Entweder — Oder. Das Unkraut wächſt über den Weizen, und der Weizen erſtickt. Ich will's Ihnen erklären, warum es ſo kommen muß. Hören Sie genau zu! Schmerz und Wuth zugleich haben in Ihr Herz hineingeriſſen, in Ihr körperliches Herz. Schmerz allein wäre ſchlimm genug. Wuth allein auch. Beide zuſammen ſind zu

viel. Für ein so mißhandeltes Herz gibt's in der Medicin eigentlich gar kein Mittel. Es gibt für Sie vielleicht ein's —"

„Ja?"

„Das ist aber nicht blos medicinisch und wird kaum für Sie passen. Denn die Wuth — das ist blankes Gift — hat bei Ihnen zu stark mitgespielt und steckt noch in Ihnen. Es könnte nur helfen, wenn Sie nicht eine rachsüchtige Natur wären. Das sind Sie aber. Das stete Todtmachen der Thiere hat's wol gesteigert. Ihr könnt nicht verzeihen, darin liegt's. Ach was, verzeihen! Ihr habt gar nichts zu verzeihen, Ihr müßt froh sein, wenn man Euch verzeiht."

„Oh!"

„Ja wol. Ihr seid roh und nichtswürdig gewesen gegen den jungen Schatten, welcher der beste Freund Eures Gottlob war."

Lamprecht wollte sich erheben und stöhnte heftig.

„So recht, so recht! Immer heftig und unbändig, wenn Euch was mißfällt. Fahrt nur so fort, und es wird gar nicht mehr lange mit Euch dauern, sondern man legt Euch in den Sarg."

Lamprecht fiel zurück.

„Ihr thut ja immer noch, als ob Ihr Recht hättet, und geberdet Euch wüst und wild. Das aber gerade wird Euer Untergang. Deßhalb kann ich Euch nicht helfen, und deßhalb mag ich Euch auch nicht helfen. Guten Menschen hilft man gern, nicht gute überläßt man ihrem Schicksale. Ihr seht mich jetzt zum letztenmale."

Lamprecht streckte wie bittend die Hände aus.

„Ja, was soll's denn noch? Ihr allein könnt Euch helfen, aber Ihr wollt ja nicht."

„Oh!"

„Nein, Ihr wollt nicht. Nicht einmal fromm braucht Ihr

zu werden, wie der Primarius will, nein, nur ehrlich braucht Ihr zu werden, ordentlich und gut, mehr nicht — dann wird Eure Herzkrankheit ſchwinden."

„Wie denn, um Gotteswillen?" — ſtieß er hervor in ſtöhnendem Geſchrei.

„Ihr wollt's ausführlich wiſſen?"

„Ja, ja!"

„Gut. Es iſt das Letzte, was ich für Euch thun kann und will es Euch erklären. Sperrt die Ohren auf und den Verſtand. Das Herz, welches Ihr Euch zerrüttet habt durch Schmerz und Wuth, iſt ein zwiefaches Ding. Es iſt der Fleiſchklumpen mit zwei Klappen, welche das Blut aus- und einführen. Das kümmert mich wenig, auch wenn's gelitten hat, das ließe ſich wol in leidliche Ordnung bringen. Ein anderer Beſtandtheil, die Umgebung des Herzens, iſt für Euch die Hauptſache, iſt für Euch die Lebensgefahr. Nämlich die Herznerven. Die habt Ihr beleidigt und auf den Herzklumpen geworfen wie einen Feind. Dieſe Nerven krampfen Euch das Herz zuſammen und erſticken Euch. Wodurch habt Ihr ſie beleidigt? Durch grauſame Gedanken und Empfindungen. Wodurch könnt Ihr ſie zurückbringen von der Zuſammenkrampfung? Durch gute, milde, verſöhnliche Gedanken und Empfindungen. Wenn dieſe Nerven erfahren — und ſie erfahren durch das Hirn Alles — daß Ihr Euer Unrecht einſeht und bereut, daß Ihr vor allen Dingen den Schatten Wilhelm um Verzeihung bitten wollt, dann geben ſie den Druck auf, indem ſie ſich beruhigen, dann wird Euer Athem frei und Ihr könnt noch lange leben, wenn auch nicht gerade als Fleiſcher. Ochſen ſchlagen und Schweine ſtechen dürft Ihr nicht mehr, denn das bringt Zorn mit ſich und macht die Herznerven wieder rebelliſch. Aber das Gewerk, das Haus überwachen, ruhig umhergehen, ein friedliches Leben führen, das könnt Ihr noch.

Um ſo leichter, je milder und menſchlicher Euer Gemüth wird. — So! Nun habt Ihr die Erklärung. Nun wißt Ihr's, was Ihr zu thun und zu laſſen habt, wenn Ihr am Leben bleiben wollt, nun habt Ihr's in der Hand. Aber es wird umſonſt ſein, was ich Euch da geſagt, denn ich weiß leider, daß Sie, Fleiſchhauermeiſter Auguſt Lamprecht, bei deſſen Kindern ich zu Gevatter geſtanden, daß Sie nicht gut genug ſind, nicht edles Gemüth genug haben, um die mögliche Heilung durchzuſetzen. Deßhalb nehme ich Abſchied von Ihnen auf Nimmerwiederſehen und gehe meiner Wege."

„Doctor! Doctor!"

„Nichts da! Die Natur iſt gerecht: den Guten gibt ſie Leben, den Schlimmen ein elendes Sterben."

So ſagte er, ſchon an der Thür, ging hinaus und ſchlug ſie hinter ſich zu.

XVIII

Lamprecht ſaß da mit offenem Munde, mit weit geöffneten Augen und fragte ſich: Hab' ich's verſtanden? Ja. Recht verſtanden? Doch wol. Aber kann ich's? Warum nicht! Iſt's wahr, wirklich wahr? Wer weiß das?

Je weniger Bildung der Menſch hat, deſto mißtrauiſcher iſt er. Lamprecht ſagte ſich: Erſt ſchicken ſie mir den Geiſtlichen, dann den Doctor, in mich hineinzureden. Ich ſoll abſolut Unrecht haben. Ich hab' aber nicht Unrecht. Sie haben mir den Jungen ermordet, und dafür ſoll ich ſie leer ausgehen laſſen. Das iſt — freilich, darin mag der Doctor die Wahrheit ſagen, daß ich dabei ſelber draufgehe.

Dann pauſirte er eine Weile mit ſeinen Gedanken, endlich aber ſagte er ſich: Sobald man ſeiner Sache nicht gewiß iſt, was thut man? Man probirt. Ich werd' den Doctor probiren.

Wenn es wahr geweſen, was der Doctor in ſeiner Erklärung geſagt, dann war's die richtige Medicin: Lamprecht wollte es doch einmal verſuchen, ſeine Rachſucht zu unterdrücken und ſich ſanftere Empfindungen anzueignen.

Mutter und Tochter hatten draußen ängſtlich den Doctor gefragt, und er hatte erwidert: „Widerſprecht ihm in nichts, zeigt euch in Allem ſanft und nachgiebig.“

Jetzt traten ſie ein, um doch das Mittageſſen abzumachen, und die Frau fragte ihn liebevoll: „Nun, Auguſt, wie geht's?“

„So, ſo“ — antwortete er — „ich weiß noch nicht. Morgen werd' ich's wiſſen.“

Lamprecht ſaß ſtill da und überlegte, in welcher Weiſe er probiren könnte. Sanfte Gedanken und Empfindungen alſo ſollte er in ſich erwecken. Wie denn? Ei, die Familie, welche da am Tiſche ſaß, wäre doch wol die nächſte Gelegenheit. Er betrachtete ſie der Reihe nach. Bei den beiden Mädchen, bei der Dorel und der Roſel, verweilte ſein Blick. „Ja,“ ſagte er ſich, „mit den Beiden verſuch' es, indem du ihnen Gutes thuſt. Sag' ihnen, daß du deinen Widerwillen aufgibſt gegen ihre Verheiratung. Das wird ſie freuen, und ich erfahre dann, ob ihre Freude mir was nützt gegen meine Krankheit. Fang' mit der Dorel an! Die magſt du ja doch am liebſten, da wird es dir alſo am leichteſten. Sie hat auch wirklich was vom Gottlob. Ihre dumme Geſchichte mit dem Schatten Wilhelm war auch wol nur ein Geklatſch. Die Roſel flüſterte ja kürzlich zur Hanne, und ich hört' es: „Der Schatten Wilhelm heiratet die Stammbach'ſche.“ Ja, mit dem Dorel fang' an! Merkwürdig! Mir kommt's vor, als ob ich jetzt ſchon bei dem bloßen Vorſatze etwas leichter athmete! Wenn der Doctor Recht hatte! Grundgeſcheit iſt er.“

Als nun das Eſſen zu Ende war, rief er Dorel zu ſich

und ſagte leiſe zu ihr: „Bleib' du bei mir, Kind, und rede mir zum Guten. Wenn ich — zornig auffahre, dann leg' mir die Hand auf den Mund."

Die Anderen hatten's doch gehört und ſahen ſich verwundert an. Sie wußten nicht, was das bedeutete? Warum gerade Dorel? Und faſt in Einem Striche hatte er geſprochen! Nicht mehr ſo arg ſtockend.

Dorel nickte freundlich, obwol ihr traurig genug zu Muthe war. Sie hatte nichts davon erfahren, daß Keller gegen Mittag in der Geſchwindigkeit und beiläufig zur Mutter geſagt, „die Verheiratung Wilhelm's mit der Amélie draußen ſei nicht wahr". Die Mutter, den Kopf voll Sorgen um ihren Mann, hatte kaum darauf geachtet und hatte gegen Dorel nichts davon erwähnt. Dorel war alſo ohne irgend eine Hoffnung auf Lebensglück; aber ſie war tapfer, war kindlich und weiblich. Tapfer, indem ſie unter den übelſten Umſtänden kräftig weiterlebte; kindlich, indem ſie am Vater hing, obwol er ihr Lebensglück zerſtört hatte, und weiblich, indem ſie helfen wollte, wo nur zu helfen wäre.

Es wurde ein ſonniger Tag im Spätherbſte, dieſer Montag. Die Sonne lag breit draußen im Lamprecht'ſchen Hofe, und Dorel, die allein mit dem Vater geblieben, blickte ſehnſüchtig da hinaus. Indeſſen ſofort an den Vater denkend, fragte ſie, ob ſie nicht das von ihm entfernteſte Fenſter öffnen dürfte. Er nickte. Dann ging ſie hinaus und kam bald darauf mit einem großen hölzernen Vogelbauer zurück. Sie ſtellte ihn auf das Fenſterbrett, welches dem Vater zunächſt war. Das geſchah, weil ſie doch auch weiblich ſchlau war.

„Was bringſt du denn da?" fragte der Vater.

„Den Matz, Gottlob's Staar."

„Gottlob's?"

„Ja, den er vom Förſter in Wittendorf bekommen, und

den er ſo lieb hatte. Er hat ſich noch den letzten Tag viel mit ihm zu thun gemacht."

„Munter, munter, munter!" — rief der Staar.

„Hei! Er ſpricht?"

„Freilich! Die Zunge iſt ihm gelöſt, und Gottlob hat ihm die Worte eingelernt."

„Munter, munter, munter!"

„Munter! ſagt der Kerl — wer's ſein könnte!"

„Er kann noch mehr. Gottlob hat ihm noch mühſam einen Namen eingelernt für den Schatten Wilhelm."

„He!" — Und dies He! brachte einen ſchmerzhaften Ruck in ihm hervor.

Sie legte dem aufbrauſenden Vater die Hand auf den Mund und fuhr ruhig fort: „Er hatte dem Schatten Wilhelm den Matz verſprochen zum Geburtstage."

„Illem! Illem! Illem!" rief jetzt der Staar.

„Was heißt das?"

„Den Buchſtaben W bringt Matz nicht heraus, es ſoll alſo —"

„Wilhelm heißen?"

„Ja."

„Das iſt," ſprach er heftig, „das iſt von dir, und —" der Athem verſagte.

„Nein, 's iſt von Gottlob. Gottlob hat dem Staar den Namen Wilhelm eingelernt. Der Schatten Wilhelm war ja ſein beſter Freund."

„Und hat ihn ins Waſſer gelockt!" ſagte er nach einer Pauſe.

„Nein, am Unglückstage hat er's ihm ausdrücklich verboten. Fragen Sie nur den Keller Karl."

„Wenn er ihn nicht ſchwimmen gelehrt, und ſo ſchlecht gelehrt, dann lebte —"

Dorel hielt ihm eilig den Mund zu und ſagte leiſe: „Gott hat's gewollt, und da wär's auch auf andere Weiſe geſcheh'n. Außer uns leidet auch kein Menſch ſo davon wie Schatten Wilhelm. Er hat bitterlich geweint, und aufs Grab draußen hat er ihm eine junge Trauerweide gepflanzt."

„Wer?"

„Der Schatten Wilhelm."

„Illem! Illem! Illem!" rief Max.

Dorel hatte ihr gut Theil daran, daß der Staar Illem ſagen konnte; das verſchwieg ſie. Wenn auch der Bräutigam Amélie's, für den ſie Wilhelm hielt, verloren war für ſie — eine Verſöhnung hätte ihr doch ſo wohl gethan, und deßhalb ging ſie herzhaft los auf das Gemüth des Vaters.

Er ſchwieg jetzt lange. Sie ſtreichelte ihm die Wangen. Er geſtand ſich, daß ſein Athem immer ſogleich ſtockte, wenn er aufbrauſte, daß die Sanftmuth des Mädchens immer lindernd wirkte, ſobald er ſelbſt ſich ſänftigte. „Vorwärts! Vorwärts!" ſagte er zu ſich, und er nahm ihre Hand, legte ſie auf ſeine Bruſt und blickte ihr freundlich in die Augen.

„So gut haben Sie lange nicht ausgeſehen, Vater."

„So gut — es thut mir auch gut. — Der Doctor iſt ein Tauſendſaſſa! — Faſſ' mir unter die Arme. Vielleicht geht's. Mir iſt, als könnt' ich ein wenig in der Stube herumgehen."

Es ging. Und ans offene Fenſter tretend, holte er tief Athem. Auch das gelang.

„Die Sonne! die Sonne! die Luft!"

„Nicht wahr, die thun gut, Vater? Die werden Sie bald heilen, und dann werden wir Alle wieder glücklich werden."

„Du auch? Was fehlt dir zu deinem Glücke?"

„Nichts als Ihre Geſundheit."

„Gutes Kind!“ —

Es wurde ihm immer leichter. Sie führte ihn wirklich einigemal im Zimmer umher und klatschte in die Hände, als er's zuwege brachte.

Und da sagte er: „Deine Freude nützt mir, braves Dorel. Es ist was d'ran.“

„Woran denn?“

„Morgen, Kind, werd' ich's genauer wissen. Jetzt bin ich müde. Aber nicht garstig müde — nein, angenehm. Führe mich in die Vorderstube — ich will schlafen, lange schlafen — da wird sich Alles ausdehnen in mir — ich fühl's.“

Die Mutter kam zu Hilfe, und da sie auch sehr erbaut war über seine Rüstigkeit, so kam er ins Bett unter lauter günstigen Eindrücken.

„Es ist was d'ran, es ist was d'ran!“ sagte er sich vor dem Einschlafen, und er schlief mit dem festen Vorsatze ein, von jetzt an nur milde, sanfte Vorstellungen in sich zu erregen. „Vielleicht,“ flüsterte er, „wird der Traum weiterhelfen.“ Und wirklich, der Traum half. Er soll ja auch ein Schattenbild unserer Gedanken und Hoffnungen sein.

Ihm träumte, der Himmel öffne sich über dem grossen Rathsthurme und vom Thurme herunter schwebe auf einer weissen Wolke sein Gottlob, zwei kleine Flügel an den Schultern. — „Gottlob, wo kommst du her?“ — „Aus dem Himmel, Vater. O, dort ist es schön, viel schöner als hier unten in der Stadt. Meine Kameraden sind lauter Engel, und wir spielen den ganzen Tag. Der Dickste ist mir der liebste. Der hat mir erzählt, wenn ich nicht so glücklich und leicht ertrunken wäre — denn das ging ganz, ganz schnell und leicht — so wäre ich den nächsten Tag in eine schwere Krankheit verfallen und wäre unter grossen Schmerzen langsam gestorben. Die Mordlache hat mir also Glück gebracht. Das wollt' ich

dir nur geschwind sagen, denn ich muß rasch zurück in den Himmel. Heute ist grosses Kußfest. Da küssen wir uns Alle eine ganze Stunde lang, weil wir einander so lieb haben. Das Sichliebhaben ist doch das Allerschönste."

Da wachte Lamprecht auf, weil die grosse Glocke auf dem Rathhausthurme zwölf schlug und der Westwind den Schall in sein Bett wehte. Es war ihm sehr wohl zu Muthe, und „Sichliebhaben" lallend, schlief er bald wieder ein und hatte nun einen geradezu lustigen Traum: Draußen beim Kirchel standen zwei Männer einander gegenüber. Der Eine hatte einen schneeweißen Bart, welcher bis auf den Erdboden reichte. Dieser bärtige Mann lachte so, daß ihm der Bauch wackelte, und er sprach zu dem Andern: Allerdings bin ich's. Der Andere aber war der Wachmeister Kiesel. Dieser zog sein Seitengewehr mühsam aus der Scheide, hielt den verrosteten Sarras in gemessener Entfernung dem Weißbärtigen entgegen und sprach in furchtsamen Tone: Werthvoller Herr Schinderhannes, ich bin beauftragt von Bürgermeister und Rath, Sie zu verhaften. Folgen Sie mir in die Bürgerstube, welche ein sehr anständiges Local ist.

Darüber hatte Lamprecht im Traume herzhaft gelacht, und das war ihm äußerst nützlich gewesen, denn als er aufwachte — die Sonne stand schon hoch — fühlte er sich so kräftig, daß er ohne jegliche Hilfe aufstehen, sich selber ankleiden und leidlich fest in die Hinterstube gehen konnte, um dort zu frühstücken.

Leider führten ihn da wieder seine Gedanken irre. Sie sagten ihm: Der gute Schlaf stellt dich also her, nicht das Recept des groben Doctors.

Die Familie empfing ihn mit Jubel. Ein fast echter Kaffee wurde gebracht, und Mutter Lotte bestrich ihm die graue Semmel mit Butter an einem gemeinen Wochentage.

„Ja," ſagte er, „es wird mir beſſer, ohne Doctor! Vielleicht kann ich ſchon hinaus, ſeht nur, wie ſchön die Sonne in den Hof ſcheint ſo ſpät im Jahre."

„Weil der Altweiberſommer da iſt," ſprach Frau Lotte.

„Auch für alte Männer iſt er da, Lotte!" — und er verſuchte zu lachen. Es ging auch beinahe.

Da ſtürzte wieder einmal Hanne herein und verdarb ihm dadurch die gute Laune. In der einen Hand trug ſie ein Waſchkleid Roſel's, in der andern hielt ſie einen Brief, und ſie trompetete: „Das Kleid Roſel's ſoll in die Wäſche, und in der Taſche ſteckt der Brief da!"

„Herr Gott!" rief Roſel, „den hab' ich vergeſſen. Jetzt beſinne ich mich. Den hat mir der Wachmeiſter für den Vater übergeben, und da kam gerade Gottlob's Leiche. Im Schreck darüber mag ich den Brief in die Taſche geſteckt haben, und dann hab' ich mit keiner Sylbe mehr daran gedacht, weil ich den Tag darauf ein dunkles Kleid angezogen und ſpäter das Trauerkleid bekommen habe."

„Von dem Kerl, dem Wachmeiſter, deſſen Junge —" ſagte Lamprecht mit gerunzelter Stirne.

„Mach' ihn auf und lieſ' ihn vor."

Frau Lotte ſah mit Beſorgniß auf ihren Mann, deſſen Geſichtszüge ſich ganz verändert hatten, aber Roſel las tapfer:

„Laut Uebereinkommen zeigt hiemit pflichtſchuldig an, daß geſtern bei ſtockfinſterer Nacht Jungfer Dorothea Lamprecht vor dem Brauhauſe eine Zuſammenkunft abgehalten hat mit dem bewußten Baumeiſter Schatten Wilhelm. Augenzeuge hievon iſt geweſen mein leiblicher ehelicher Sohn Fritz Kieſel. Der Stadtwachmeiſter Carolus Kieſel."

Ein grimmiger Schrei Lamprecht's verkündete, daß alle Sanftmuth und Mäßigung in die Luft geflogen. Er ſprang auf und rief ſtoßweiſe: „Ein anſtändiges Bürgermädchen —

meine Tochter — in finsterer Nacht mit diesem Mannsbilde — und die Fritze-Canaille dabei —"

Der Brustkampf in arger Nacht trat ein, er sank zurück, und seine Frau mußte beispringen, daß er nicht auf die Erde fiel, sondern auf den Stuhl.

Alle Besserung schien vernichtet. Der ehrsame Bürgersinn in Bezug auf ein wohlerzogenes Mädchen hatte sich empört, und daß die verhaßten Namen des Schatten Wilhelm und des Kiesel Fritze dabei mitspielten, hatte die alte Wuth entfesselt.

Hanne wurde sogleich nach dem Doctor geschickt. Lamprecht athmete schwer und schien zu ersticken. Zuckend deutete er auf die Stubenthür. Man verstand es dahin, daß er wieder in die Vorderstube gebracht sein wollte. Das geschah mit Hilfe des herzugerufenen Walter. Ins Bett wollte er jedoch nicht, er blieb im Lehnstuhle und ächzte einmal mühsam: „Der Doctor?!"

Ach, Hanne brachte die Nachricht, der Doctor wäre nicht zu Hause. So saß er im traurigsten Zustande da, bis die Dämmerung eintrat und Frau Lotte nun selbst in Todesangst ins Nachbarhaus des Doctors eilte.

Bestürzt kam sie zurück. „Dagewesen sei er jetzt," sprach sie, „aber was habe er gesagt? Sie habe es nicht verstanden. Helfen könne er dem Lamprecht nicht, und er wolle auch nicht. Was heißt das? Der sonst so gute Doctor! Lamprecht kenne das Recept und wenn er es nicht befolge, so solle er eben leiden und sterben. Gut sein, habe er zuletzt gesagt, heiße gesund werden, wenigstens besser werden — was um Gottes willen heißt denn das? Ich verstehe es nicht."

„Ich versteh's," lallte Lamprecht und winkte schwach mit der Hand, man möchte fortgehen.

„Dich allein lassen in solcher Noth?" fragte die Frau.

Er nickte und flüſterte: „Dorel — dableiben!“

Man gehorchte ihm. Dorel, die ſchwer Betroffene ſtand fern von ihm am Fenſter. Es folgte ein langes Schweigen.

In dem kranken Manne drängten ſich alle Gedanken auf den Einen Punkt: ſein Gemüth in Sanftmuth zu ſammeln, denn der Doctor habe vollſtändig Recht. Aber wie denn ſammeln? Mit Hilfe Dorel's. Gegen ſie ſei er wieder losgebrochen, gegen ſie müſſe er Buße thun, dann könne wol die Ruhe wieder einkehren in ſeine ſtürmende Bruſt.

Es ſchien zu gelingen; das Röcheln verſtummte allmälig, und nach einer Viertelſtunde konnte er Dorel andeuten, ſie möge einen Stuhl neben ihn hin und ſich zu ihm ſetzen.

Dorel that es mit einiger Scheu. Auch jetzt ſchwieg er noch lange. Er betrachtete ſie und ſagte dann:

„Mache Licht.“

Dorel ſtand auf und ging zum Ofen, neben welchem ein Talglicht und ein Feuerzeug auf einem kleinen Tiſche ſtanden. Dieſes Feuerzeug war eine viereckige niedrige Blechſchachtel. Darin lag ſchwarzer Zunder, verbrannte Leinwand. Daneben ein kleiner Stahl, ein Feuerſtein und ein Schwefelfaden. Mit dem Stahl und Steine ſchlug ſie Funken über dem Zunder, und als einer auf dem Zunder ein rothes Fleckchen zündend hervorbrachte, hielt ſie den Schwefelfaden über dieſes Fleckchen und blies ihren Athem darauf. So verbreitete ſich das rothe Fleckchen und entwickelte durch das Blaſen ein Flämmchen, welches ſich dem Schwefelfaden mittheilte. Er brannte blau, und mit ihm zündete ſie die Talgkerze an. So war das damalige Feuerzeug beſchaffen.

Sie blieb ſtehen neben dem nun brennenden Lichte — das Wort Kerze war unbekannt — welches die Stube ſchwach erleuchtete.

Er winkte ihr, ſich wieder neben ihn zu ſetzen. Sie that

es. Lange, lange ſchwieg er noch. Seine Augen ruhten auf ihr, und ſeine Geſichtszüge wurden allmälig ruhig, ja freundlich. Er zwang offenbar mit feſtem Willen ſein Gemüth zu ſanften Regungen, und endlich fand er auch ſo viel Athem, um einzelne Worte hervorzubringen. Sie lauteten: „Vergib mir, Kind — meine Heftigkeit — Uebereilung. — Dein Herz hat — Liebe. Liebe iſt gut — ich liebe dich auch. Erzähle mir — deine Liebesgeſchichte.“

„Vater!“

„Ja — das wird mir wohl thun. — Erzähl' getroſt! — Ich ſag's — keinem Menſchen — recht ehrlich — und ganz herzlich. — Das Herzlichſte iſt mir — Labſal.“

Dorel wußte dies nicht zu faſſen. Sie fragte ängſtlich, ob ſie recht verſtanden, und aus kleinen Aeußerungen, welche er zwiſchen ihre Fragen einſchob mit der ſanfteſten Betonung, errieth ſie allmälig mit ihrem guten Verſtande nicht nur, daß er ihr wirklich wohl wollte, ſondern auch, daß die Anhörung von Liebesdingen ſein Gemüth und ſein Herzweh erleichterten.

So erzählte ſie denn herzhaft, und im Erzählen immer herzhafter werdend, weil er freundlich dazu lächelte, die ganze Entſtehung und den ſtillen Fortgang ihrer Neigung zu Wilhelm — ſo blos nannte ſie ihn — von der Wagenfahrt an nach dem Doppelbiere in Stroman bis zur Scene im Hochwalde und bis zur glückſeligen Viertelſtunde auf dem Bänkchen vor dem Brauhauſe.

Er war ihr aufmerkſam gefolgt, hatte nur einigemale gezuckt, ſie aber doch mit einzelnen guten Worten ergänzt, wo ſie ins Stocken gerathen, und als ſie fertig war, zog er ihren Kopf ſanft an ſeine Bruſt.

Es entſtand eine Pauſe. Seine Bruſt athmete jetzt leichter, viel leichter. Dann ſagte er leiſe: „Aber — er — er iſt dir

nicht — treu geblieben — er heiratet ja — das fremde Mädchen."

„Weil wir gar keine Aussicht haben, einander zu gehören."

„Das thut dir — sehr weh?"

„Ja."

„Und du bist nun — böse auf ihn."

„O nein."

„Du liebst ihn — immer noch?"

„Immer noch."

Hier athmete er tief, und er fand in der Tiefe den Athem. Solche Fülle von Liebe ging wie Frühlingsodem durch seine Brust.

Frau Lotte hielt es nicht länger aus, sie trat ein. Welche Freude! Er war ja sehr zum Vortheile verändert und ließ sich ruhig zu Bette bringen.

Auch darüber war er jetzt im Klaren, warum er vergangene Nacht so angenehme Träume gehabt. Weil er sanften Gemüthes eingeschlafen. Danach trachtete er denn auch heute, und er verlangte, Dorel solle dableiben, bis er eingeschlafen wäre.

Da kam Dorel eine ganz neue Idee. Sie fragte, ob sie ihm was Hübsches vorlesen dürfte.

Vorlesen? Das war ein unerhörter Begriff. Lächelnd sagte er: „Warum nicht? Ich bin neugierig."

Nun holte sie eilig ihr Büchlein der Goethe'schen Lieder herunter, setzte sich an sein Bett und las ihm oder vielmehr sprach ihm diejenigen vor, welche sie auswendig wußte. Dazu reichte der Schimmer des fern auf dem Ofen stehenden Lichtes.

„Noch einmal! Noch einmal!" sprach er nach jedem Liede, denn so schnell verstand er die Verse nicht, aber ihr Wohllaut behagte ihm gleich. Zuletzt las sie ihm das „Lied an den Mond", und da sagte er:

„Nur den Einen Vers noch einmal, den vorletzten!“
„Den: Selig, wer ſich vor der Welt?“
„Ja, ja, den!“

Selig, wer ſich vor der Welt
Ohne Haß verſchließt,
Einen Freund am Buſen hält
Und mit dem genießt.

Dann nickte er mehrmals mit dem Haupte, flüſterte: „Ohne Haß“ und winkte ihr, ſie möchte das Licht auslöſchen und ihn allein laſſen.

Er ſchlief feſt, und diesmal ohne Traum. Am andern Morgen erwachte er geſtärkt. Der neue Anfall ſchien wieder ausgeglichen, er konnte wiederum ſelbſtſtändig aufſtehen und ſich ankleiden.

Nun war ja die Bahn geebnet für Dorel und Wilhelm, denn — ach nein, ſolch ein alter Zornesſünder wie dieſer Fleiſchhauer iſt nur zu leicht Rückfällen ausgeſetzt. Er geht nur halben Weges vorwärts, wenn er gedrängt wird, ſteht aber ſofort ſtill oder weicht gar zurück, wenn er ein perſönliches Vorurtheil opfern ſoll. Und ein ſolches perſönliches Vorurtheil war ihm der Schatten Wilhelm.

Sobald Dorel Wilhelm's Namen genannt, hatte er immer nur mühſam einem inneren Ruck widerſtanden. Das war der Fall geweſen am Tage zuvor bei dem Illem-Rufen des Staars; das war auch jetzt eingetreten bei Dorel's Erzählung ihrer Liebesgeſchichte. Lamprecht hatte da immer die größte Noth gehabt, nicht wieder loszubrechen. Es war nur nicht geſchehen, weil er ſich mit dem Gedanken beſchwichtigt hatte: es iſt ja aus, er heiratet ja eine Andere!

Jetzt ſchien freilich Alles auf gutem Wege zu ſein; er erſchien wie ein Sieger in der Hinterſtube und rief zu allgemeiner Freude nach ſeinem Frühſtück. Die Redekraft wuchs

ihm von Stunde zu Stunde, und er ſprach mit Allen liebevoll. Ja, er fragte die Roſel lächelnd: wen ſie denn eigentlich vorziehe von ihren Courmachern? Dabei drang er fortwährend darauf, daß Dorel immer in ſeiner Nähe bliebe.

Frau Lotte wurde eiferſüchtig und nahm Dorel beiſeite, Aufklärung verlangend. Dorel war freilich ſelbſt nicht im Klaren, aber ſie meinte doch ſo viel verſtanden zu haben, daß der Doctor dem Vater freundliche Geſinnung als Heilmittel vorgeſchrieben habe, freundliche Geſinnung gegen Jedermann.

„Ja, ja“ — meinte die Mutter — „das ſtimmt zu den räthſelhaften Antworten des Doctors, und wir müſſen ihn Alle vor aufregenden Störungen behüten.“

Die Störung trat ſchon ein. Es war der Rathsherr Klaus. Das Wohl der Stadt — ſprach er — nöthige ihn nachzufragen, denn die evangeliſche Gemeinde ſei in ſteigender Beſorgniß.

„Ueber meine Krankheit?“ fragte Lamprecht.

„Das auch“ — antwortete der etwas ſteif und hoch gehende Rathsherr, und das Zucken in ſeinem Antlitze begann — „vorzugsweiſe jedoch iſt man beſorgt, ob Ermahnung und Rath des Herrn Primarius noch länger unbeachtet bleiben ſollten. Die Katholiſchen höhnten bereits.“

Lamprecht fuhr auf. Er hatte den hochnaſigen Klaus, welchen ſein Reiten beim Schützenauszuge noch höhernaſig gemacht, nie recht gemocht, und ſein Blut gerieth jetzt in Wallung über dieſe dreiſte Einmiſchung — es hing an einem Haare, daß eine ſcharfe Gegenrede ihn wieder zurückwürfe. Aber Frau Lotte und Dorel eilten zu Hilfe. Dorel zupfte den Vater am Aermel und flüſterte: „Selig wer ſich vor der Welt ohne Haß verſchließt,“ und Frau Lotte ſprach mit Nachdruck zu Herrn Klaus: „Erlauben Sie, Herr Gevatter, daß ich für meinen Mann antworte: der Doctor hat ihm verboten, viel zu reden.“

Dabei nahm ſie ihn unter den Arm und führte ihn zum entfernteſten Fenſter, ihm da leiſe auseinanderſetzend, daß ihr Mann aufs äußerſte geſchont werden müßte und daß ſie ſchon die Primarius-Angelegenheit ins Reine bringen werde, ſobald Lamprecht's Krankheit es geſtatte. Mit geſchickteſter Höflichkeit brachte ſie den im Geſichte immer ärger zuckenden Herrn Klaus aus dem Zimmer und bis zur Hausthür.

Sie und Dorel hatten mit Schreck erkannt, an wie dünnen Fäden die Ruhe hing, welche für den Vater unerläßlich wäre. Er ſaß grollend da und fügte ſich unwirſch den Schmeichelworten Dorel's. Da blökte ein Kalb im Hofe, welches Walter ſchlachten wollte, und Lamprecht erhob ſich. Er wollte nach dem Fenſter gehen. Die Mutter und Dorel hielten ihn zurück. Er ſah ſie unwillig an, aber ihre bittenden, guten Geſichter ſchienen günſtig auf ihn zu wirken; er lächelte plötzlich und ſagte: „Ihr habt Recht. Der Doctor hat mir verboten, mich mit dem Schlachten abzugeben. Laßt mich nur! Ich thu' nichts; ich denke an den Doctor.“ Sie ließen ihn, und er ging ans Fenſter, hinausfragend: „Wie iſt das Kalb?“

„Stark, ſtark“ — antwortete Walter — „kein ſo vierzehntägiges, wie wir immer kriegen, das hat vier Wochen hinter ſich.“

„Alſo die Leber zum Doctor ſchicken, und das Netz dazu. Er iſt ein Leckermaul und weiß den Leberkuchen mit den kleinen Roſinen zu ſchätzen, wie ihn ſeine große Roſine bäckt.“

Daß er wieder Spaß machte und dazu lachen mochte, war wol ſehr erfreulich, aber Frau Lotte hatte doch deutlich erkannt, wie leicht ſeine Reizbarkeit wieder zum Verderben ausſchlagen könnte, und ſo ordnete ſie an, daß kein fremder Menſch mehr in die Stube gelaſſen werden dürfte. Jedermann ſollte im Hausflur abgefertigt werden.

So gelang es, ihn bis zum Abende in Ruhe und ſtei-

gender Beſſerung zu erhalten, und des Abends las ihm Dorel wieder Goethe-Lieder vor, ſo daß er in beſter Verfaſſung zum Schlafe gebracht wurde.

Seine Beſſerung am nächſten Morgen war erſtaunlich. Vollſtändig gekleidet trat er, ehe er in die Hinterſtube zum Frühſtücke ging, an die Hausthür, wo die Sonnenſtrahlen des Altweiberſommers hindrangen, um friſche Luft einzuathmen, nach welcher er ſich ſehnte. Da ſtapfte der kleine Doctor mit dem ſpaniſchen Rohre vorüber und ſah ihn. Er blieb aber nicht ſtehen. „Doctorchen! Doctorchen!“ ſprach Lamprecht.

„Was ſoll's?“

„Darf ich nicht in die Sonne hinaus? Nur bis in den Zwinger?“

„Die auswendige Sonne thut jedem Kranken gut; Sie aber brauchen noch viel mehr die inwendige Sonne, warme Güte, warme Güte. Ohne ſie holt Sie der — Fuchs.“

Und weiter ging er.

„Doctorchen!“

„Mich in Ruh' laſſen! Auch wenn Er durchkommt mit dem Recepte, was gilt er denn hernach? Er iſt ja nur gut, damit es ihm wohl gehe. Frömmigkeit aus Eigennutz, was iſt denn die werth?!“

Und fort war er. Lamprecht blieb nachdenklich ſtehen. „Was meint der Doctor mit den letzten Worten? — Gewiß wußte er nur, daß er in den Zwinger gehen dürfe, und zwiſchen Zehn und Elf ſagte er Dorel, ſie könnte ihn begleiten. Dort finden wir — ſetzte er hinzu — auf unſerem Grasſtecke vom Schützenkönige reife Pflaumen auf den Bäumen und Sonne und Luft. Komm' nur!“

Die Mutter und Dorel erſchraken. Da begegnete er Leuten, und Alle würden fragen, warum er dem Primarius nicht folge. Das war eine drohende Gefahr. Aber ſie

wagten auch keinen Widerſpruch, um ihn nicht gleich aufzureizen.

So ſchritt er denn um halb Elf Uhr am Arme ſeiner Dorel durch das Lamprechtgaſſel und über den Brauhausplatz nach dem Zwinger-Eingange, einem kleinen Pförtchen neben dem Brauhauſe. Leider war es ein Tag des Bierverkaufes im Brauhauſe, und einzelne Bürger kamen von da und begegneten ihm. Sie grüßten nicht. Die Erbitterung gegen Lamprecht war allgemein, weil er den Herrn Primarius und die Kirche verleugnete. Dorel zitterte, denn der Vater zuckte immer zuſammen, wenn Einer ohne Gruß vorüberging. Er kannte ſie ja Alle, und ſie kannten ihn. Was dieſe Grobheit bedeutete, das verſtand er ganz gut. „Flegel!“ ſprach er vor ſich hin, und Dorel ſuchte ihn abzulenken, indem ſie einen der fliegenden Sommerfäden aufgriff und ihn fragte, wie dieſe Fäden wol entſtänden.

Er brummte, daß er es nicht wüßte, und ſie brachte ihn bis in den Zwinger, ohne daß er weiter was Zorniges geſagt hatte. Im Zwinger aber kam die Herausforderung zum Zorne ihm geradezu entgegen.

Dieſer einſtige Wallgraben, jetzt ein mit Pflaumenbäumen beſetzter Grasboden, reicht hinab bis an das braune Waſſer, und hier hatte dem Pförtchen gegenüber der Gärber Stillner ſeine Werkſtatt, ein hölzernes Häuschen, von welchem eine Treppe ins Waſſer hineinführte. In dem Häuschen ſchabte er ſeine Felle, von der Treppe aus ſchwemmte er ſie im Waſſer. Die Thür des Häuschens ſtand offen, der Gärber ſchabte, und als er das Paar kommen ſah, hielt er inne. Seine Hemdärmel waren hoch aufgeſtreift über die behaarten Arme, und in beiden Händen hielt er das geſchweifte Meſſer. Er rief ihnen zu: „Na, Meiſter Lamprecht, iſt's endlich geſchehen? Sie kommen doch nicht heraus ins Grüne, ohne Ihre Schul-

digkeit gethan zu haben gegen unſern Herrn Primarius und gegen uns Alle, die wir lutheriſch ſind und die wir nicht verſpottet ſein wollen von den Götzendienern. He?"

Stillner war ein bekanntes Schwertmaul, und Dorel flüſterte: „Kein Wort, Vater!" zum Gärber aber rief ſie laut: „Der Vater darf nicht laut reden, er iſt noch ſehr krank."

„Wie ſoll er denn geſund werden, wenn er ſeine Religion verachtet!" ſchrie der Gärber.

Lamprecht erhob beide Arme und wollte aufbrauſen, Dorel hielt ihm jedoch den einen feſt, und ihn fortdrängend, fragte ſie wieder. Fragen hat was Dringendes und unterbricht am Wirkſamſten. Sie fragte: „Welcher iſt denn unſer Grasfleck vom Königsſchuſſe?"

Lamprecht ſah ſie an, verſchluckte mühſam den in die Höhe ſteigenden Aerger und zeigte vorwärts auf eine Stelle, wo die Pflaumenbäume enger bei einander ſtanden als anderswo.

Sie kamen hin, und Lamprecht ſetzte ſich, nein, er warf ſich, unruhig athmend, auf den Raſen nieder. „Er iſt trocken," ſagte Dorel und ſetzte ſich neben ihm.

Sie hatten das braune Waſſer dicht vor ſich. Die Sonne ſchien hell, und die weißen Fäden flogen um die Wette mit den Schwalben über dem Waſſerſpiegel dahin.

„Die Schwalben ſind wirklich noch da!" ſagte nach einer Pauſe Lamprecht, als ob dies ein gutes Zeichen wäre.

Er ſchien allmälig ruhig zu werden. Er dachte, dieſe immerwährende Qual, den Aerger dämpfen zu müſſen, das kannſt du doch auf die Länge nicht aushalten. Wie aber, was aber? Die letzten Worte des Doctors waren vielleicht — wie lauteten ſie? Ich ſollte nicht blos gut ſein des Receptes wegen, und Frömmigkeit aus Eigennutz ſei nichts werth.

Das heißt —?

Zum erſtenmale kam ihm jetzt der Gedanke: könnteſt du

nicht wirklich gut werden, dann ginge Alles von ſelbſt. Ja, das wäre das Sicherſte und Beſte. Aber wie? Biſt du denn wirklich nicht gut? Haſſen ſoll man nicht, ſteht in Dorel's Liede. Und ich haſſe. Ja. War ich denn immer ſo?

Dabei blickte er auf Dorel, welche ihn fragend und warm in die Augen ſchaute.

Nein — dachte er weiter — dies Kind, welches ſeinen Liebſten verloren, es bleibt ſanft — nein, doch du warſt nicht immer ſo, wie du heute biſt. Sprich, ſprich, warſt du nie in deinem Leben ein eigentlich guter Menſch? Beſinne dich! — Ja, ja, damals bei der Confirmation, als dir der Paſtor zum erſtenmale das Abendmahl reichte, ja, da meinteſt du Leib und Seele hingeben zu können für Gottes Wort —

Dorel ſah ihn beſorgt an. Was iſt ihm? Er hat wol gar Waſſer in den Augen? Aber da hörte ſie Jemanden ſprechen. Sie ſah ſich um. Herr Gott! es kam der Wachmeiſter unter den Pflaumenbäumen daher und ſprach vor ſich hin. Der Wachmeiſter! Welches Unglück! An deſſen Sohn erinnert zu werden, an den heilloſen Kieſel Fritze, das war ja ja das Schlimmſte, da wird, da muß der Zorn des Vaters losbrechen!

Dieſer leidende Wachmeiſter hatte doch nicht ewig im Bette bleiben können. Sein Vetter, der Kämmerer, hatte ihm ſagen laſſen: Wenn er nicht aufſtünde und Dienſt leiſtete, ſo ereignete ſich morgen ſchon, was ohnehin für übermorgen drohte: er würde abgeſetzt. Denn er ſei entſetzlich angekreidet.

So war er denn wieder öffentlich erſchienen. Eine vornehme Bläſſe bedeckte ſein Angeſicht. Sie hatte ja auch noch einen anderen Grund: ſein begabter Sohn Fritze fehlte unter den Lebendigen der Stadt, er fehlte ganz und gar. Die giftige Bemerkung des Polizei-Inſpectors auf dem Kirchhofe, man werde die Range feſtzuſetzen wiſſen, ſie hatte ihn offenbar über

das Weichbild der Stadt hinausgetrieben, kein Menſch wußte, wie weit, wohin. Er war verſchwunden. Nun litt der Vater nicht blos überall von der nichtswürdigen, ſtets mit Lachen auftretenden Frage: Wie befindet ſich Schinderhannes? Jetzt ſetzten die gefühlloſen Bürger noch hinzu: Euer Fritze iſt in die weite Welt gelaufen, aber dem Galgen wird er nicht entlaufen, der kleine Schinderhannes. Das war bloße Unbildung, er wußte es, aber er wußte doch auch, was er ſeiner Würde ſchuldig wäre, er wußte, daß ſeine amtliche Stellung unhaltbar geworden. Es gibt unſichtbare böſe Mächte, hatte einſt der Doctor zu ihm geſagt, als er ihm den Stockſchnupfen nicht wegcuriren konnte. Es gibt unſichtbare böſe Mächte, widerholte er ſich jetzt, und — ſetzte er hinzu — ſie ſind aufſäſſig — gegen dich. Was iſt da zu thun? Sich beſaufen! ſpricht der alte Bettelvogt. Nein, du biſt kein Bettelvogt, du mußt würdig abtreten. Und in einer dunklen Stunde hatte er ſeinem Vetter eingeſtanden, daß jetzt von einer anſtändigen Entlaſſung die Rede ſein könnte. Seinen Hut und Degen jedoch müßte man ihm belaſſen, und ſtandesgemäß müßte man ihn verſorgen. Der Vetter hatte roh entgegnet, wozu er denn noch einen alten Degen brauchte! Uebrigens ſtünde da nichts entgegen, er könnte Hut und Degen an einen Nagel über ſeinem Bette aufhängen, denn ſein Nachfolger, der Hooraz — o! — würde gar keinen Degen kriegen und vielleicht auch nur Stadtvogt heißen. Zunächſt ſollte er, aber beſſer als bisher, ſeinen Dienſt weiter verſehen, bis das Entlaſſungs-Inſtrument ausgefertigt wäre. Das würde Zeit in Anſpruch nehmen, und er, der Vetter, werde trachten, ihm die Inſpectorſtelle im neuen Spittel auszuwirken.

Das Wort „Spittel“ hatte verletzend auf ihn gewirkt. Aber Inſpector, Befehlshaber, wenn auch nur über Spittelleute, das hatte ihn doch getröſtet. Wer befehlen kann, der iſt

überlegen. Und ſo hatte er ſtill und vornehm die Aufſicht wieder übernommen über alle inneren Vorgänge. Freilich melancholiſchen Gemüthes. Er ſprach jetzt wenig mit den Menſchen, welche ihn ja niemals hinreichend verſtanden hatten, er ſprach jedoch viel mit der Hauptperſon, mit ſich ſelbſt. Ueber den Zweck des Lebens vorzugsweiſe. Seine immer klarer hervortretende Meinung lautete: Gemeiner Zufall beherrſcht die Welt.

Nun war ſeit einiger Zeit geklagt worden, daß die Kameraden ſeines unvergeßlichen Fritze öfters auf den Pflaumenbäumen im Zwinger betroffen würden und ſich dort gütlich thäten an anderer Leute Eigenthum. Das geſchähe, weil der Wachmeiſter die Aufſicht vernachläſſigte. So kam er denn jetzt daher, um dieſe Aufſicht zu üben, und ſprach ſeine Gedanken über den beklagenswerthen Zufall in der Welt laut vor ſich hin — oh! mitten im Satze hielt er inne, er ſtand unbeweglich ſtill wie eine Mauer, denn vor ihm ſaß Lamprecht mit ſeiner Tochter.

Lamprecht, durch Dorel's Bewegung aufmerkſam gemacht, hatte ſich umgewendet, hatte ihn geſehen und war mit einem Ruck aufgeſtanden, nichts ſagend als das Wort: „Rieſel!“

Sie ſtanden einander gegenüber, man konnte denken wie zwei Gewitter. Dorel war rathlos. Sie winkte nur dem Wachmeiſter mit der Hand, weiterzugehen. Dieſer aber ſchien bezaubert zu ſein wie vom Blicke der Klapperſchlange, er rührte ſich nicht, und da Lamprecht nicht redete, ſo redete er ſelbſt, zunächſt mit bebender Stimme wie folgt:

„Herr Lamprecht, Oberälteſter des Fleiſchhauergewerks und Stadtverordneter! Das Schickſal — denn es gibt eines — tilgt alte Schulden, wenn auch grauſam. Seien Sie als Oberälteſter gerecht, laſſen Sie alte Stänkereien beiſeite, die neuen ſind ſchlimmer. Wir ſind jetzt Beide gleichmäßig be-

ſtraft. Sie haben Ihren hoffnungsvollen Sohn verloren, ich habe den meinigen, der in ſeiner Art auch hoffnungsvoll war, ebenfalls verloren."

„Was?!"

„Was? Es ſcheint, die Kunde iſt nicht in Ihr Krankenzimmer gedrungen. Mein einziger Sohn iſt vom Kirchhofe weg in die weite Welt gegangen, ohne mich um Erlaubniß zu fragen er iſt dahin — auch ich habe keinen Sohn mehr."

Lamprecht blickte fragend auf Dorel. Sie nickte Ja. — Pauſe.

Zum Erſtaunen Dorel's, zum Erſtaunen Kieſel's ſprach Lamprecht kein Wort, ſondern winkte mit der Hand wie zum Weitergehen.

Kieſel grüßte ſofort in militäriſcher Form mit der Hand am geſchweiften Hute und ſchritt eiligſt von dannen, in ſichtlich angenehmer Ueberraſchung.

Dieſer Vortheil widerfuhr ihm, weil er Lamprecht angetroffen hatte in deſſen weitreichenden guten Gedanken, in Gedanken, welche die Erinnerung an das erſte Abendmal in der Kirche mit ſich gebracht.

Nach einer Weile ſagte er: „Gehen wir auch, Kind, Gott hilft mir vielleicht doch."

Als ſie beim Gärber vorüber kamen, ſchabte dieſer fleißig, und als er ſie ſah, pfiff er mit gellendem Tone das bekannte Lied: „Guter Mond, du gehſt ſo ſtille durch die Abendwolken hin."

Es klang wie greller Spott, und Lamprecht ſagte leiſe: „Durch die Abendwolken hin."

Dorel wußte durchaus nicht, wie es mit dem Vater ſtünde. Er war ſo ruhig und ganz ſchweigſam. „Ach," ſagte ſie, als ſie auf den Brauhausplatz kamen, „wie hübſch! So viel Sommerfäden! Sie ſehen in der Sonne aus wie zerriſſene weiße Wölkchen."

„Zerriſſen ja!“ ſprach unerwartet eine ſanfte Stimme. „Unſere zerriſſenen Bett-Tücher ſind's, die Fetzen der armen Jungfern, denen ſie die Männer weggenommen haben. Die machen den Altweiberſommer.“

Die alte Mutter Schönfeldern ſagte das. Sie ſaß auf einem Stoß von Brettern auf dem Platze, um ſich zu ſonnen, ehe ſie wieder ins dunkle Brauhaus ginge. Dorel, immer auf den Vater blickend, hatte ſie nicht geſehen. Die Alte hatte ihr weißgraues Haar jetzt ordentlich geſtrählt und ſah aus wie eine glatte Eule, welcher die Sonne die kleinen Augen zudrückt.

„Ihr klagt einmal, gute Mutter Schönfeldern?“ ſprach Dorel.

„Nein, ich klage nicht, ich denke nur bei dem weißen Unrathe in der Luft an meine jungen Jahre. Man muß nicht klagen, wenn man nicht ſchuld iſt an ſeinem Unglücke und wenn man Gott ſei Dank im langen traurigen Leben doch keinem Menſchen weh gethan hat.“

„Keinem Menſchen weh gethan? Könnt Ihr das von Euch ſagen, Mutter Schönfeldern?“ fragte Lamprecht.

„Ja, das kann ich wol. Wenigſtens hätt' ich's nicht gerne gethan. Sie haben mir in meiner Jugend das Beſte weggenommen, aber ich bin dem Herrn Paſtor immer gefolgt und hab's Niemandem mit Böſem vergolten. Das iſt mein weiches Ruhekiſſen für's Sterben. Da kommt Einer! Meiſter Lamprecht, der wird Sie fragen, wie's in der Bibel heißt: Saul, warum verfolgſt du mich?“

„Himmliſcher Vater, 's iſt der Wilhelm!“ rief Dorel.

Wilhelm kam geritten. Er war auf dem Wege zu ſeinen Arbeitern auf der Stadtmauer. Einen Augenblick lang dachte er ſein Pferd anzuhalten, als er Lamprecht und Dorel ſah. Aber er that's nicht. Er ſchien raſch zu wiſſen, was er zu thun habe. Er ritt weiter, und erſt als er neben ihnen war,

brachte er ſeinen Schwarzblau zum Stehen, ruhig niederblickend auf Vater und Tochter. Schweigend reichte er Dorel die Hand. Sie zitterte, das Aergſte vom Vater fürchtend; aber ſie faßte ſich ein Herz und legte ihre Hand in die ſeine mit einem flehenden Blicke ſeitwärts auf ihren Vater.

„Unbeſorgt, Jungfer Dorel," ſagte Wilhelm, „ich will Ihnen nur einen guten Tag wünſchen, den Sie jetzt wol ſelten haben, und dann" — er blickte auf Lamprecht mit einem langen ruhigen Blicke und ſagte erſt nach einer Pauſe — „und dann will ich zu Ihrem Herrn Vater ſagen: Gott möge ihm helfen."

Und langſam ritt er weiter. Schwarzblau wieherte fröhlich.

„Ein ſchmucker Herr," flüſterte Mutter Schönfeldern.

„Und wol ein guter Menſch?" ſagte Lamprecht.

„Ein ſeelenguter," erwiderte Dorel.

„Ich glaub's auch," ſetzte Mutter Schönfeldern hinzu.

„Nach Hauſe, Dorel, nach Hauſe! 's iſt mir eilig zu Muthe, komm', komm'!"

Und ohne ſich wie bisher auf Dorel's Arm zu ſtützen, ging er nach dem Lamprechtsgäſſel und in ſein Haus.

XIX.

In der Hausflur ſchon begegnete ihm ſeine Frau. „Dorel, geh' hinein! Lotte, komm' her! ſagte er.

Und als Dorel in die Hinterſtube gegangen war, fragte er ſeine Frau: „Iſt es gewiß, daß ſich der Schatten Wilhelm verſprochen hat mit des Juſtizraths Mädel zur Heirat?"

„Keller hatte es drin laut erzählt, aber vorgeſtern hat er geſagt . . ."

„Was? Was?"

„Es ſei nicht wahr."

„Nicht wahr?"

„Es ſei eine Klatſcherei und gar nichts d'ran.“

„Ruf' mir geſchwind den Walter her!“

Frau Lotte ſah ihn mit dem höchſten Erſtaunen an und ging. Es war Mittagszeit; drin wurde wieder der Tiſch gedeckt, und Walter kam eben aus dem Hofe.

Sie brachte ihn. „Geh' geh'!“ ſagte er zu ihr, führte Walter an die Hausthür und ſprach leiſe in ihn hinein. Walter ſchrie laut auf und mit den Worten: „Ich weiß, wo er jetzt iſt,“ ſprang er fort.

„Gehorcht haſt du und doch nichts gehört,“ ſagte er zur Frau Lotte und führte ſie in die Hinterſtube. „Gleich wirſt du es erfahren,“ ſagte er im Hineingehen. „Lotte, denk' dir nur! Ich bin über den Doctor hinaus, mein Recept iſt noch beſſer, ſieh' mich nur an — ich fühl's, ſo nur kann's noch gut werden. Kinder, ſetzt noch einen Teller hin, es kommt ein Gaſt.“

„Ein Gaſt?!“ riefen Mutter und Töchter wie aus Einem Munde.

„Ja, ein Gaſt — ich denk', wenn er gut iſt, wird er kommen.

Und nun ſetzte er ſich in ſeinen Lehnſtuhl und nahm ſein freundlich blickendes Antlitz in beide Hände, als wollte er nachdenken.

Die Mutter, Lorel und Roſel zogen Lorel heftig zum Fenſter, halblaut ſie mit Fragen beſtürmend. Sie erzählte, tief aufgeregt, alle Vorfälle und Begegnungen. Als Schatten Wilhelm an die Reihe kam, erfolgte ein leiſer Aufſchrei der Zuhörerinnen, und die Mutter ſagte: „Darum hat er mich jetzt gleich ſo gefragt. Kind, Lorel, da geſchieht was Außerordentliches — der Vater iſt umgewandelt.“

Das war er. Und zwar körperlich wie geiſtig. Der Athem fand keine Beengung, und deſſen inne werdend flüſterte

er: „'s iſt richtig, richtig! Halt nur aus, verſtockter Geſell, wirſt du auch? Ja doch, ja doch!“

Völlig klar war wol ſein Geiſt nicht; es fehlte dem Fleiſchhauer doch an zuſammenhängender Gedankenfolge und an Bildung. Aber die Tugend, welche in ihm erwacht war, die Tugend hat ein fröhliches Gewiſſen, und ſo blieb er guten Muthes die Viertelſtunde lang, während welcher man harrte, zuletzt in völligem Stillſchweigen harrte.

Da riß Hanne, diesmal willkommen, die Thür auf, und am Arme Walter's erſchien der Schatten Wilhelm.

„Ah!“ rief die Frauengeſellſchaft, und Lamprecht ſtand auf, ging ihm entgegen, ſtreckte ihm beide Hände zu und ſagte mit ſchwankender Stimme: „Ich bitte Sie um Verzeihung. Wir Fleiſcher ſind halt doch ein blutdürſtig Handwerk, das verdirbt uns, und das müſſen Sie einrechnen. Können Sie ſo gut ſein, mir ehrlich zu verzeih'n?“

„Das kann ich“ — ſagte Wilhelm mit feſter Stimme und ſchlug ein in die dargebotenen Hände.

Lamprecht ſchien zu ſchwanken vor Erregung, aber er ſagte dabei: „'s thut gut, 's thut gut. Ich bitte“ — er hob beide Arme, und da Wilhelm, gerührt von Lamprecht's Weſen, auch die ſeinen erhob, ſo gab's eine vollſtändige Umarmung.

Die ganze Verſammlung weinte. Lamprecht auch, aber er wiſchte ſich lächelnd die Thränen ab und mit einem Tone, welcher faſt ſcherzhaft klang, ſagte er: „Uebrigens, Herr Baumeiſter, hätte ich vielleicht ein Geſchenk für Sie in Ihr neues Haus, wenn's Ihnen recht wäre, die Dorel da!“

Alle ſchrien, Dorel aber rief unter Schluchzen: „Das iſt ja zu ſpät! Wilhelm hat ſich ja in der Noth mit dem Fräulein in der „Krone“ draußen verſprochen.“

„Wer ſagt das?“ rief Wilhelm, nein, er ſchrie es — „das iſt ja Unſinn: das iſt ja nicht wahr. Nicht im Traume

habe ich an jenes Mädchen gedacht. Das iſt eine alberne Klatſcherei."

So hatte Dorel in ihrem Leben nicht geſchrien vor Freude wie jetzt, und im Nu hing ſie an ſeinem Halſe, und ohne Rückſicht auf das zuſchauende Publicum küßten ſich Beide.

„Mein Recept iſt gut in alle Wege," ſagte Lamprecht und lachte, er lachte wirklich und laut, er konnte ſich wieder ehrlich freuen. Freuen iſt die beſte Medicin.

Was wäre nun noch zu ſagen. Was ſtünde dem Glücke noch im Wege. — Doch! — Eines ſtand noch im Wege: der alte Grimmbart draußen in Gelſendorf.

Er war jedoch gefeſſelt, gefeſſelt durch die hohen Proceßkoſten, welche er auch mit Wilhelms Hilfe kaum erſchwingen konnte, und der fragliche Ausgang einer neuen Inſtanz kam dazu — er war gelähmt.

Das benützte der kundige Pfefferküchler Keller, als Grimmbart eines Morgens am Baumgarten vorüberging. Er ſprach ihm von der ſtattlichen Mitgift, welche Dorel Lamprecht ſeinem Sohne mitbringen werde. Sie ſei ausreichend auch für hohe Proceßkoſten. Es war nicht einmal wahr, auch die wohlhabenden Bürger verfügten nicht über ein Baarvermögen, welches eine größere Geldſumme abgeworfen hätte, zur Mitgift der Kinder. Aber der alte Schatten glaubte daran und ſagte endlich, gedrückt von ſeiner Lage: „Na, meinetwegen!"

Nun war Alles in Ordnung für Aufgebot und Hochzeit. Nein, noch immer nicht. Wofür hätte es einen Wachmeiſter Kieſel gegeben? Er mußte doch ſeine ruhmvolle Laufbahn mit irgend einer geiſtvollen Beſchädigung ſeiner Nebenmenſchen ſchließen.

Er wollte zum Abſchluſſe ſeines öffentlichen Waltens ſich noch hervorthun, und da ſeine Furcht vor dem wilden Lam-

vrecht durch die Begegnung im Zwinger verscheucht war, so hatte er sich jetzt mit Behagen den Wirthshäusern in der Vorstadt zugewendet, wo der Korn besonders schmackhaft und wo der Verkehr gemeiner Leute besonders geeignet war, Unzukömmlichkeiten und Ausschweifungen zu erregen.

Draußen bei der Mühle auf dem Hügel am Strome gab's ein Einkehrhaus, zur „Quetsche" genannt, wo zuweilen ein unsicherer Handwerksbursch einkehrte und Befremdliches erzählte. Dort hatte er denn auch an einem Abende eine schlimme Entdeckung gemacht. Sie betraf das Haus Lamprecht und den dahin gehörenden Bräutigam, den Schatten Wilhelm.

Am nächsten Morgen verfügte er sich nach dem Lamprecht'schen Hause. Es waren etwa acht Tage nach der großen Aussöhnung verflossen, und die kirchlichen Spannungen hatten nachgelassen. Die Evangelischen hatten mäßig triumphirt, weil die Katholischen sagten, es hat aber doch sehr lange gedauert und ist recht zäh hergegangen mit der Wirkung des Primarius, und der Doctor Knopf soll die Hauptperson geworden sein. Aber sie hatten das auch mit einiger Bescheidenheit gesagt — kurz, es herrschte wieder Friede. Man erwartete für nächsten Sonntag das erste Aufgebot.

Da trat der Wachmeister — es war trübes Herbstwetter — in den Lamprecht'schen Hausflur und begehrte erschreckend ernsthaft von der Hanne, welche mit dem Kehrbesen hantierte, sie möchte die Frau und die Jungfer Dorel rufen, er habe Beiden eine wichtige Anzeige zu machen.

Sie kamen Beide verwundert. Er zeigte auf die Thür der Vorderstube; der Hausflur sei nicht geeignet für seine Mittheilung. Alle traten in die Vorderstube und er sprach: „Es schmerzt mich, sagen zu müssen, was ich zu sagen habe, aber es ist unerläßlich, mein Amt gebietet mir, bürgerliches Unglück zu verhüten."

„Was denn? Was denn?“

„Geſtern Abends traf ich draußen in der „Quetſche“ Ihren früheren Geſellen Traugott, den Meiſter Lamprecht fortgejagt hat. Er iſt in der nächſten Stadt untergekommen als Geſelle und hat bis jetzt dort gearbeitet. Jetzt will er weiter. Er trank zwar Schnaps, war aber bei gutem Verſtande und ſprach zu mir folgendermaßen: „Hier bei euch geht's ja luſtig zu. Der Schatten Wilhelm ſoll die Dorel heiraten. Das ſchickt ſich ſchlecht.“ — „Wie ſo?“ frage ich. — „Wie ſo?“ antwortete er. „Drüben in der nächſten Stadt, von wo ich komme, iſt der junge Herr Schatten ganz curios verplempert. Dort unterhält er ein Frauenzimmer und hat ein Kind in Koſt gegeben bei einer armen Bürgersfrau.“

Mutter und Tochter ſchrien auf.

„Traugott,“ ſag' ich hierauf, „könnt Ihr das beweiſen?“ — „Freilich!“ ſagte er. „Das Frauenzimmer zwar,“ fährt er fort, „kenn' ich nicht, aber das Kind und die Bürgersfrau kenn' ich. Ich hab' mirs auf einen Zettel aufſchreiben laſſen, wo ſie wohnen. Den Zettel ſchenke ich Ihnen, Herr Wachmeiſter.“ — „Frau Lamprechtin, hier iſt der Zettel.“

„Das iſt nicht wahr,“ ſagte Dorel, obwol ſie ganz blaß geworden.

„Thun Sie mir den Gefallen, Herr Wachmeiſter,“ ſprach mit bewegter Stimme die Mutter, „Herrn Schatten Wilhelm aufzuſuchen und ſogleich hieher zu beſcheiden. Ich ließe ihn bitten. Von der Sache ſelbſt aber ſagen Sie ihm nichts.“

Der Wachmeiſter nickte verſtändnißinnig und ging. Er fand auch glücklich Wilhelm daheim, denn dieſer war jetzt Tag für Tag mit Einrichtung des Zimmers für ſeine Dorel beſchäftigt.

Mutter und Tochter warteten ſtumm. Sie waren ſehr betroffen, aber endlich ſagte Dorel doch: „Ich hab' ihm ein-

mal Unrecht gethan, indem ich an ſeinen Verſpruch mit dem Fräulein geglaubt und bin beſchämt worden, ich thu's nicht wieder. Warten wir."

Wilhelm trat wohlgemuth ein. Der Wachmeiſter mußte anſtandshalber im Hausflur bleiben. Er rieb ſich zufrieden die Hände, denn er fühlte ſich wieder einmal amtsmäßig wirkſam.

„Sprich du, Dorel!" ſagte die Mutter.

„Nein, das kann ich nicht; ich glaub's ja nicht."

„Alſo ich: Herr Schatten, haben Sie drüben in der nächſten Stadt Bekanntſchaften?"

„Ja wol; jetzt leider weniger."

„Die Hauptſache: Haben Sie da drüben ein Kind in der Koſt?"

„Ja."

Nun fuhren Mutter und Tochter entſetzt zuſammen. Die Mutter gab ihm den Zettel.

Er machte mit der Hand eine beſchwichtigende Bewegung und ſagte: „Ich will's Ihnen erklären. Während meines längeren Aufenthaltes in Berlin wohnte ich mit einem ſchon weit vorgerückten Studenten zuſammen, welcher Naturwiſſenſchaften, beſonders Chirurgie ſtudirte. Er hieß Karl Regel und war ein ſeelensguter Menſch, für mich ein Freund im beſten Sinne des Wortes. Wie freute ich mich, als er mir im vergangenen Frühjahre anzeigte, er habe drüben in der nächſten Stadt eine ärztliche Anſtellung gefunden und ſich verheiratet. Es ginge ihm ſehr gut und ich möchte ihn doch beſuchen. Das that ich denn auch, und als ich ein Pferd brauchte, nahm ich ihn, wie ſo oft, mit ſeinem Rathe in Anſpruch. Er ſuchte mir auch mein treffliches Thier ſorgfältig aus, denn er war ſehr kundig in Thierwiſſenſchaft. Neulich jedoch kommt ein eigener Bote von ihm zu mir und überbringt mir ein Billet. Darin

ſtand: „Wenn du irgend kannſt, lieber Wilhelm, ſo komm' eilig zu mir, ich bedarf deiner Hilfe.“ Natürlich ritt ich ſogleich hinüber, und was fand ich? Er lag im Bette und ſagte zu meinem Schrecken: „Wilhelm, ich hab' kaum noch ein paar Stunden zu leben. An einer alten Leiche hab' ich mich in den Daumen geſchnitten und mir das Leichengift tief eingeimpft. Uebernimm meine Sorgen. Dort im Nebenzimmer hat meine Frau heute Nacht ein Mädchen geboren, und an den Folgen der Entbindung iſt ſie heute Morgens geſtorben. Sorge, daß das Kind ſogleich eine Amme kriegt, und nimm dich der Waiſe ſpäter an. Du wirſt es, denn wir ſind Freunde. Hier neben mir im Schreibtiſche liegt einige Barſchaft. Beſtreite davon unſer Begräbniß“ — ſo weit hatte er geſprochen, da wurde er ohnmächtig und — iſt nicht wieder zu ſich gekommen. Was ſoll ich weiter ſagen? Ich habe Beide begraben und habe das Kind untergebracht. Der Zettel, den Sie mir da gereicht, enthält die richtige Adreſſe.“

Dorel ſank an ſeine Bruſt und weinte. „Ich hab' nichts geglaubt,“ ſchluchzte ſie, „frag' die Mutter!“ und ſich aufrichtend, ſetzte ſie faſt fröhlich hinzu: „Wilhelm, das Mädchen bringſt du mir, das ziehen wir auf.“

Aus Enttäuſchungen beſteht das Leben! dachte wie herkömmlich der Wachmeiſter, als Frau Lamprechtin die Thür öffnete und ihm zurief: „Wieder einmal, Herr Wachmeiſter, haben Sie ſich garſtig geirrt.“

„Wie ſo?“

Sie erzählte ihm bündig den Zuſammenhang, und er ging wehmüthig hinweg, vor ſich hinſagend mit heldenmäßiger Ueberwindung: „Du mußt ausſcheiden, Carolus Rieſel, denn du haſt kein Glück, ſondern biſt ein Spielball der unterirdiſchen Mächte, des gemeinen Zufalles. Scheide aus und zieh' dich in den Spittel zurück, die Nachwelt wird dich würdigen.“

Uebrigens nahmen die Dinge von nun an ihren regelmäßigen Verlauf. Die Aufgebote fanden ſtatt, und man hatte nichts dagegen, als Roſel rief: „Aber nicht mehr ganz ſchwarz bei der Hochzeit! Diesmal weiße Halskrauſen, und die Mutter eine weiße Haube!“

Die Stimmung war herrlich, und Lamprecht ſchwamm in ihr. Er trachtete nach lauter Wohlthaten, weil ihm dies ſehr gut bekam in Sachen des Herzleidens und weil die Ahnung in ihm mächtig blieb: Gut ſein bringt Balſam des Himmels. „Was wollt ihr!“ rief er, „ſelbſt der boshafte Doctor lächelt, wenn er mir den Puls fühlt.“

Da ereignete ſich am Tage der Trauung noch etwas: Hanne riß wieder einmal die Thür auf, und herein flatterte Amélie Stammbach. Dorel, welche neben Wilhelm ſaß, ſprang erſchrocken auf, eine neue Scene fürchtend. Die Scene kam auch.

Amélie grüßte nach allen Seiten mit Grazie, und dann ſchritt ſie ſtracks auf Wilhelm zu. Was geſchieht? Sie nimmt ihn flugs beim Kopfe und drückt ihm herzhaft einen Kuß auf die Lippen. Allgemeiner leiſer Ausruf des Erſtaunens und der Mißbilligung. Dorel iſt blutroth geworden.

„Zürnen Sie mir nicht, glückliches Dorel“ — ſpricht Amélie — „ich konnt' nicht anders. Ich habe Ihren Bräutigam immer ſehr liebenswürdig gefunden und hab's ihn auch deutlich merken laſſen. Er aber hat mir immer den Rücken zugekehrt. Nun verheiratet er ſich, nun iſt der letzte Augenblick da, ihm doch einmal unſträflich einen Kuß geben zu können. Das iſt jetzt geſchehen, und mein Herz iſt befriedigt. Verzeihen Sie mir die Dreiſtigkeit, es ſoll nie wieder geſchehen. Ich bitte ſogar um noch mehr. Laden Sie mich für morgen zu Ihrer Hochzeit ein! Ich ſehe ſo gern glückliche Menſchen, beſonders glücklich Liebende. Eiferſüchtig bin ich gar nicht, und ich möchte ſo gern morgen anſchauen, wie Herr

Wilhelm und Sie und Ihre ganze Familie im Glücke herumſchwimmen.“

Was war da zu ſagen? Die Familie lachte, Lamprecht zuerſt und Dorel am Ende auch.

Kurz, ſie ſaß am nächſten Mittag an der Hochzeitstafel und belebte die Geſellſchaft durch ihre luſtigen Bemerkungen. Rathsherr Klaus ſaß neben ihr, und ſie gefiel ihm ſehr. Seine Frau gegenüber litt. Lamprecht hatte all ſeine neue Güte in Anſpruch genommen, die Hochnaſe einzuladen. Keller und Frau fehlten natürlich nicht, und ihr Karl trug ein „beſcheiden Eſſen“ von Dorel zu Mutter Schönfeldern. Ja, auch die alte Mutter Wilhelm's ſaß da, eine ſeltſame Erſcheinung in veralteter Kleidung, in furchtſamer Haltung, mit ihrem verſchwommenen Antlitze. Sie ſprach gar nicht. Wenn ſie aber angeredet wurde, ſo erwiderte ſie immer dieſelben Worte: „Zum erſtenmale in meinem Leben erfahre ich, daß man ſo glücklich ſein kann auf dieſer Welt, und daß man vor Glück flennen muß.“

Flennen bedeutet Weinen. Der alte Schatten war nicht da. „So was hätte mir gefehlt!“ hatte er geſagt. Bruder Chriſtoph jedoch ſaß neben der Mutter und ſchalt öfter in ſie hinein, wenn ſie beim Tellerwechſeln Verwirrung anrichtete. Er ſelbſt aß und trank ununterbrochen.

Erſt gegen Ende der Tafel kam der Doctor Knopf. Er ſpeiſte nie auswärts, weil Niemand ſo kochen und braten könne, wie ſeine Haushälterin Roſine. Verheiratet war er nie geweſen. Er trat vor Lamprecht hin, ſah ihn ſchweigend an und ſprach dann leiſe: „Bravo! Seid über mein Recept hinaus. So iſt es recht. Liebe allein hält die Welt zuſammen, auch einen blutdürſtigen Fleiſcher.“

Und die Liebe hielt Wort: ſie wurden Alle glücklich. Wilhelm und Dorel, das muſterhafteſte Ehepaar der Stadt,

erlebten nur das Leid, daß Regel's kleines Töchterlein frühzeitig ſtarb.

Dafür erſchien eines Morgens — es war ein Jahr vergangen — der kleine Doctor beim Lamprecht, ſtreckte ihm ſein ſpaniſch Rohr wie einen Spieß entgegen und ſprach: „Na, Alter, hab' ich nicht immer geſagt, daß die Natur in jeder Secunde zeugt und gebiert, und alle entſtandenen Lücken ausfüllt, he? Da bring' ich den Beweis. Dorel hat, faſt ganz ohne meine Hilfe, heute Nacht einen pausbackigen Knaben geboren."

„Ah?!"

„Ja. Der wird natürlich Gottlob getauft, ſchon weil er Eurem ſeligen Gottlob ähnlich ſieht wie ein Ei dem andern. Da habt Ihr alſo Euren Jungen wieder, und mit jedem Jahre wird er Euch in das geſund werdende Herz hineinwachſen, wenn Euer Herz ein liebendes bleibt."

Frau Lotte erwiderte: „Es bleibt. O, unſer Auguſt iſt ſo gut geworden!"

Während dieſes Jahres hatte auch Roſel einen Mann erwählt, einen ſehr hübſchen. Er fertigte die eleganteſten Stiefel in der Stadt, in erſter Linie die des Doctors mit braungelben Stulpen.

Und Alle lebten lange. Auch Lamprecht, weil er brav blieb. Der alte Schatten ſchien gar nicht ſterben zu wollen, oder richtiger, nicht zu können. Denn er ſelbſt hatte es ſatt inmitten der Achtziger. Aergerlich pflegte er zu ſagen: „Der Herrgott hat mich am Ende vergeſſen, und doch — ſeht mich nur an! — bin ich nichts mehr als Haut und Knochen, und nichts ſchmeckt mir mehr als die Pfeife, wenn ſie einmal Luſt hat. Wozu bin ich noch da? Insbeſondere, weil der gefräßige Chriſtoph die Johnsdörferin doch nicht gekriegt, ſondern die Kuhmagd hat heiraten müſſen."

Dieſer ausbleibende Tod erregte ernſtliche Zweifel über

den herkömmlichen Verlauf jedweden Menſchenlebens. Der Wachmeiſter ſagte bei dieſer Gelegenheit: „Man kann nicht wiſſen!“

Offenbar war der Proceß ſchuld, daß der Alte ſo lange lebte, denn er hatte ihn in letzter Inſtanz gewonnen. Daß er am Ende doch Recht behalten, das hatte ihn geradezu verjüngt. Stammbach war mit ſeinem vergeſſenen Grunde durchgedrungen, mit dem Grunde: das Königsrecht des Staates iſt nur anwendbar auf Metalle unter der Erde, der Eiſenſtein in Gelſendorf liegt aber auf der Erde.

Der ſcharfſinnige Juſtizrath wurde auch anderwärts für ſeine Erfindung belohnt. Julius, der frühere Referendarius, jetzt Aſſeſſor, holte ſich die Amelie zur Frau. Er hatte draußen doch keine ſchönere gefunden.

Der Herr Baron war ſchon im zweiten Jahre zu allgemeinem Bedauern aus der Stadt verſchwunden. Er hatte einen andern kleinen Ort entdeckt, welcher es noch dringender bedurfte, glücklich gemacht zu werden.

Endlich der würdevolle Wachmeiſter! Auch er lebte als Inſpector des Spittels noch lange, gepflegt von ſeiner Jette, die immer magerer wurde. Er konnte den Herrn ſpielen und verſtand es glücklicherweiſe nicht, wenn Dorel über ihn lachte. Mutter Schönfeldern war nämlich auch in den Spittel gekommen, und Dorel brachte ihr zuweilen angenehme Nahrungsmittel. Ihm ſelbſt brachte ſie auch eines Tages Kunde über ſeinen verſchwundenen Fritze. Vom Tuchmacher Bitter war ein Sohn nach Amerika gerathen, und er hatte einen Brief geſchrieben. Darin ſtand: Auch den durchgegangenen Rieſel Fritze hab' ich geſtern geſehen. Er heißt jetzt Rieſelman und iſt Schwimmmeiſter draußen am Hudſonsſtrome. Er ſoll ein Schwimmkünſtler ſein, und übrigens iſt er auch Agent für den Verkauf ſchwarzer Sklaven.

„Agent!“ — ſchrie Vater Kieſel — „Agent!“ Da hörſt du's, Jette, was ich immer geſagt. Hinaus muß das Genie kommen, hinaus. In unſerer ganzen Stadt führt Niemand den ſtolzen Titel „Agent!“

* * *

Sollte man's glauben! Dieſe kleine Stadt iſt heute nach ſiebzig und einigen Jahren gar nicht wieder zu erkennen. Sie iſt um das Dreifache gewachſen im Umfange und an Einwohnern, ſie beſitzt Claviere — faſt zu viele! — und Billards, ein Möbel, welches damals ſelbſt den Namen nach unbekannt war; ſie hat Fabriken und Handel und Wandel, ſogar eine Eiſenbahn; ſie hat Kutſchen und Reitpferde, ſie hat eine Buchdruckerei und eine Zeitung, ſie hat ſogar Spaziergänge, und im Neunundvierziger Jahre ſoll ein Steuerverweigerer in ihrer Mitte aufgeſtanden ſein. Kurz, ſie iſt total verändert und eine ſehr achtungswerthe Stadt geworden. Ja, der Fortſchritt! Er hat Siebenmeilenſtiefel.

Nur in Einem Punkte iſt ſie unverändert geblieben, zu ihrem Vortheile und zu ihrer Ehre: ſie regiert ſich immer noch ſelbſt vermittelſt Bürgermeiſter, Rath und Stadtverordneten. Heute noch wie damals rechtſchaffen und tüchtig, ein Ruhmespreis für die Städte-Ordnung, welche damals erſt ein paar Jahre alt und durch den Freiherrn v. Stein eingeführt worden war.

Ende.

Druck von Pöſchel & Trepte in Leipzig.